W JACKSON

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class R05 Book EV Volume 14-15

This book has been DIGITIZED
and is available ONLINE.

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/evangelischekirc1415unse

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

Vierzehnter Band.

Januar bis Juni 1834.

Berlin,

bei Ludwig Oehmigke.

205
EV
5,14-15

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 1. Januar. № 1.

Der Herausgeber hat keine Veranlassung, ein ausführliches Vorwort zu dem beginnenden neuen Jahrgange der Ev. K. Z. zu schreiben, aber er kann es nicht unterlassen, Mitarbeitern und Lesern zum Anfange des neuen Jahres seine herzlichen Segenswünsche darzubringen, vor ihnen den Dank auszusprechen für das, was der Herr auch in dem vergangenen Jahre an unserem Blatte und durch dasselbe gethan, beide zur Fürbitte, die Mitarbeiter zu fortgesetzter oder erneuerter thätiger Mitwirkung aufzufordern.

Daß diese Aufforderung recht freundliches Gehör finde, muß der Herausgeber grade jetzt besonders wünschen. Er hat im vorigen Jahre ungewöhnlich viel für die Ev. K. Z. gethan. Jetzt nimmt neben seinen übrigen mannichfachen Arbeiten die Vollendung seiner Christologie (der Druck des dritten und letzten Bandes wird in diesen Tagen beginnen) ihn so in Anspruch, daß er in Betreff der Ev. K. Z. dringend eine Erleichterung wünschen muß. Er hofft, daß diese Worte für diejenigen, welche das gemeinsame Werk bisher mit so vieler Liebe gefördert haben, nicht vergeblich gesagt seyn werden.

Dem Fache der Nachrichten hofft der Herausgeber, unterstützt durch die Thätigkeit eines geehrten Mitarbeiters, jetzt, den Wünschen vieler Leser gemäß, eine größere Vollständigkeit geben zu können, wie denn dieselbe schon in den beiden letzten Heften des vorigen Jahrganges hervortritt. Freilich kann nur von relativer Vollständigkeit die Rede seyn. Unser Augenmerk bleibt fortwährend nur auf evangelische Nachrichten gerichtet; in Bezug auf das rein Äußere, zu dem Reiche Gottes in gar keiner, oder nur in sehr entfernter Beziehung stehende, lassen wir die Todten ihre Todten begraben. Um aber was wir anstreben wirklich erreichen zu können, bedürfen wir neben den getroffenen Vorkehrungen noch mannichfacher Beihülfe, der offenen und freimüthigen Mittheilung alles dessen, was sich in ihrem Kreise Wichtiges ereignet, von Seiten unserer Freunde. In Bezug auf das Ausland kann durch den Eifer Einzelner viel gethan werden; die Vollständigkeit der Nachrichten aus dem Vaterlande, grade der wichtigsten Parthie, kann nur das Werk christlichen Gemeingeistes seyn.

Hinsichtlich des Druckes der Ev. K. Z. ist jetzt eine Veränderung getroffen worden, welche hoffentlich die vielfach gegen uns ausgesprochenen Wünsche der Leser befriedigen wird. Durch die Wahl eines anderen weniger bläulichen Papieres und durch größere Zwischenräume zwischen den Zeilen ist der Druck luculenter geworden. Den durch die letztere Einrichtung veranlaßten Ausfall an Raum haben wir durch Benutzung des früher leer stehenden Vorhofes und durch Verlängerung der Columnen zu decken gesucht. Durch diese Sparsamkeit wird es uns möglich seyn, auch ferner ungleich mehr Material zu liefern, wie dies in anderen Blättern gleichen Umfanges geschieht.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

Anselmus.

Wenn von Genugthuungslehre oder Satisfaktionstheorie die Rede ist, es sey in Geneigtheit oder in Ungeneigtheit, so darf man darauf rechnen, daß ein Jeder alsobald den Anselmus (Erzbischof von Canterbury, † 1109) im Sinn habe. Es scheint aber fast, als ob hier bei den Meisten mehr eine litterarische Tradition, denn wirkliche Bekanntschaft mit diesem Scholastiker und seinem Systeme im Spiele ist. Die gewöhnlichen Beschuldigungen wenigstens, die man seiner Lehre macht, sind gewiß nicht geeignet, diese Bemerkung Lügen zu strafen. Jenes krasse Zerrbild, das dem Jüngling in Tholucks Lehre von der Sünde und vom Versöhner, oder die wahre Weihe des Zweiflers, *) als die gewöhnliche kirchliche Lehre entgegentrat: „Jene Lehre lehrt einen zornigen, ergrimmten Gott, der vier Jahrtausende hindurch nach Blut dürstete. Da ihm endlich das Opferblut nicht mehr genügte, er aber doch so menschlich war, nicht alle Menschen verdammen zu wollen, wurde er selbst Mensch, und ließ sich als Gott an's Kreuz schlagen, wie es in dem alten Liede heißt: O große Noth, Gott selbst ist todt! Dieses göttliche Blut war ein Äquivalent für alle Sünden. Wer nun diese unglaubliche Historie glaubt, bekommt zum Lohne die Seligkeit; die Anderen sind ohne Barmherzigkeit verdammt!" — dieses krasse Zerrbild scheint sich fast mit den Namen Anselmus und Satisfaktionstheorie in manchen Köpfen identificirt zu haben. Mußte sich sogar der treffliche Hahn die Rüge von (Hase) dem Verfasser des Hutterus redivivus **) zuziehen: „Es ist aber schlimm, wenn Kirchendogmatiker selbst die gemeine Rede begünstigen, als hätte die Kirche jemals einen blutdürstigen Gott gepredigt, dessen Zorn wegen persönlicher Beleidigung nur durch das Blut seines eigenen Sohnes beschwichtigt werden konnte." In der That, wäre solches die Lehre des Anselmus, man müßte ihn für einen Apostel der Hölle halten, dem es gelungen, durch die Bibel die Lehre der Bibel zu Schanden zu machen. — Wir können aber nicht umhin, auf die Hervorhebung des Moments der Anselmischen Lehre als Kirchenlehre in der erwähnten Rüge besonders aufmerksam zu machen. Auch von den Feinden dieser Lehre, die nicht absicht-

*) Erste Auflage 1823, S. 114 f.

**) Pars IV. loc. XV.

194409

lich blind sind, ist es anerkannt, daß sie in ihrer Grundlage und in ihren Grundzügen nicht nur vor Anselmus, und zwar in der frühesten Zeit der christlichen Kirche,*) sondern auch nach ihm, und sogar bei den Reformatoren, und durch die blühendsten Zeiten der Evangelischen Kirche hindurch als Kirchenlehre gegolten, und als solche angegriffen worden. Wenn auch das menschliche Beiwesen und Beiwerk in der Lehre der Kirche niemals verkannt und außer Augen gesetzt werden darf, so soll doch wenigstens auch die göttliche Kraft, und die Beweisung der Kirche als des Leibes Jesu Christi, als des Wohnplatzes seines Geistes nie so vergessen werden, daß man nicht schon deshalb einer Kirchenlehre eher das Bessere als das Schlimmere zutraue.

Will man von der Satisfaktionslehre als einer geschichtlich vorhandenen selbstständigen Lehre handeln, so ist allerdings von Anselm auszugehen, weil erst durch ihn diese Lehre ein systematisches Ganze theoretisch geworden. Man würde aber die Gegner dieser Lehre in der That sehr wenig kennen und verstehen, wenn man glaubte, sie seyen bloß gegen sie als Anselmisches System. Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um einzusehen und zu beweisen, daß grade das, was dem Anselm an dieser Lehre eigen ist, weder der erste, noch der größte Anstoß, daß dies vielmehr die dem System zu Grunde liegende Bibellehre ist;**) und daß das Systematische des Anselm nur darum anstößig ist, weil es diese Bibellehre in ihrer inneren Nothwendigkeit, somit als vernünftige und der Vernunft nicht widerstreitende darzustellen sucht, und dadurch den Ungläubigen auf ihrem eigenen Grund und Boden die Waffen aus den Händen nimmt. Denn freilich, ist dem Unglauben einmal das Bollwerk eingerannt, hinter dem er sich allein zu halten vermag, daß eine Lehre nicht etwa bloß übervernünftig (transcendental), sondern widervernünftig und unvernünftig sey, so hat er seinen Kredit in der Welt verloren, und muß die Waffen strecken. Es wäre wahrlich auch mehr als geschichtliche Seltenheit, wenn ein Menschenwerk sollte zum Zeichen gesetzt seyn, dem widersprochen wird. Aber das ist eine bekannte Kriegslist dieses Feindes, die göttliche Sache in der menschlichen Form für bloße menschliche Form auszugeben, das Göttliche dem Menschlichen unterzuschieben, und so unter dieser Firma desto kecker die Sache zu bekämpfen; und es ist dies mit unter den Fluch alles menschlichen Thuns zu rechnen, daß durch dasselbe das Göttliche auch immer mehr oder weniger vermenschlicht, d. i. verunreinigt wird.

*) Stäudlin z. B. gesteht, daß die Idee der Satisfaktion den Kirchenvätern nicht abgesprochen werden kann, ja daß die Keime derselben schon vor Jesus vorhanden waren, und nach dem buchstäblichen Sinn im Neuen Testament selbst liegen. Dogm. Absch. IV. — Auch der neuesten Schrift von K. Bähr: Die Lehre von der Versöhnung ꝛc. in den ersten drei Jahrhunderten. Sulzb. 1832, ist keineswegs der Gegenbeweis gelungen; indem ihre Beweisführung theils auf Mißverständnissen in der Rechtfertigungslehre, theils auf unbegründeten Prämissen beruht; s. die Recension in diesem Blatte Nr. 36. des vorigen Jahrgangs.

**) Nicht die Genugthuungs-, sondern die Versöhnungslehre ist der Dorn im Auge, könnte man kürzlich sagen.

Wir wollen hiemit keineswegs noch das Anselmische System als allein richtig, oder als vollständig und omnibus numeris absolutum erklären; es ist und bleibt Menschenwerk, nicht nur überhaupt, sondern als solches auch durch Zeit und Bildungsverhältnisse bedingt und davon abhängig. Und wenn der Recensent der Predigten von Prof. Krafft über das 53ste Capitel des Jesaias in dem Anzeiger von Tholuck (Jahrg. 1832, Nr. 39. S. 308.) bemerkt, daß wir uns bei der Anselmischen Theorie nicht mehr beruhigen können, so sind wir damit vollkommen einverstanden, sonderlich aber in der Hinsicht, daß wir uns überhaupt mit keiner menschlichen Theorie je werden beruhigen können, und auch nicht sollen, nicht nur in Rücksicht des Lebens, sondern auch rücksichtlich der Wissenschaft. „Gewiß ist es (das Verdienst Christi) dem völlig äquivalent, was Jeder leisten müßte, um vor dem Gesetz Gottes als gerecht gelten zu können. Aber eben so gewiß ist es auch, daß kein einziger Mensch außer Christo es besitzt, und daß also keiner ohne die Gnade vor Gott bestehen kann. Und nicht minder gewiß ist es, daß keine einzige Theorie von der des Anselm bis zu der des Grotius herab uns in den Besitz desselben setzen kann.“ *)

Wenn es die Aufgabe unserer Zeit ist, die objektive Wahrheit in ihrer subjektiven Kraft zu beweisen, und sie auf den fruchtbaren Boden des Lebens zu verpflanzen, damit die Wissenschaft das Leben nicht mehr außer sich habe; so gab es auch eine Zeit, die die Aufgabe hatte, die Wahrheit objektiv festzustellen; und eine andere, sie gegen eben so lebenslose und nur aus Verstandesreflexion kommende Angriffe zu wahren. Man thut aber sicherlich Unrecht, wenn man den Werth und die Wichtigkeit dieser Aufgabe so gering hält, daß man ihrer freilich etwas voluminösen Lösung kaum einige Kenntnißnahme, geschweige ein gründlicheres Studium mehr widmen zu brauchen glaubt.

Doch wir kehren zu unserer Lehre und deren angeblichem Urheber Anselm zurück. Die mancherlei schiefen und einseitigen Urtheile über das Anselmische System machen es nothwendig, das dem Anselmus Eigenthümliche genauer kennen zu lernen, um so mehr, als es nicht bloß bei offenbaren Feinden der Versöhnungslehre, sondern auch bei sonst wahrhaftigen Anbetern im Geist und in der Wahrheit im argen Mißkredit — der nicht ohne Einfluß auf den Glauben an die Versöhnungslehre selbst bleibt — zu stehen scheint. Seine Hauptschrift ist in dieser Hinsicht bekanntlich: Cur Deus homo? Und diese Ueberschrift gibt schon treffend die eigentliche Tendenz der Anselmischen Untersuchung an, wenn man sie nur nicht in dem allgemeinen Sinne auffaßt: Warum, d. i. in welcher Absicht überhaupt Gott Mensch geworden, mit der Antwort: Um das menschliche Geschlecht zu erlösen; sondern in dem durch den Traktat selbst begründeten speciellen Sinn: Warum, d. i. aus welchem Grunde das grade Gott, und nur Er, und zwar als Mensch, und nur als Mensch thun mußte? „Warum (ein)

*) Sartorius Beiträge zur Vertheidigung der evangelischen Rechtgläubigkeit. Zweite Lieferung S. 79.

Gottmensch?" können wir es eben so kurz und bezeichnend übersetzen. *) — Daß Gott die Menschen erlöst habe, und daß Gott dazu Mensch geworden, und daß somit der Mensch Jesus wahrhaftiger Gott, der Sohn Gottes, nicht im moralischen sondern metaphysischen Sinne, ist, das hat Anselmus nicht erst gelehrt oder beweisen wollen, das ist vielmehr die als anerkannt vorausgesetzte Grundlage der Anselmischen Abhandlung. Anselm hat im Materiellen der Versöhnungslehre „nichts Neues erfunden, wie unhistorisch behauptet wird, sondern bloß, was als Thatsache in der Kirche immer galt, daß der Gottmensch unsere Schuld auf sich nahm, in seiner Nothwendigkeit demonstrirt." **)

Fragen wir nun aber, was denn den Gegnern der eigentliche materielle Anstoß an der Genugthuungs- und Versöhnungslehre ist, so ist's, wie gesagt, eben das, was in der Anselmischen Lehre nicht das ihm Eigenthümliche, sondern das vor ihm schon Vorhandene und von ihm Vorausgesetzte ist; mit einem Wort Christus selbst (Luc. 2, 34., 1 Cor. 1, 23.). Und das ist kein Wunder. „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes; denn es ist ihm eine Thorheit" (1 Cor. 2, 14.). Warum das? Sintemal die Griechen nach Weisheit fragen (1 Cor. 1, 22.). Diese Weisheit fragt überall nach dem Warum? nach dem zureichenden Grunde, und wirft Alles weg, wovon ihr das Warum nicht einleuchtet; falls nicht etwa der wohlberechnete Wunsch, dennoch als auf christlichem Boden stehend angesehen zu werden, das direkte Wegwerfen widerräth. Dann aber wird wenigstens die biblische Wahrheit nach der eigenen Weisheit bequemt, und so gedeutet, daß kein Anstoß mehr in ihr ist. Dieser Weisheit nun auf ihr Warum zu antworten, und durch die Darlegung der inneren Nothwendigkeit in der Lehre von der Versöhnung die Gegner dieser Lehre in jener ihrer Weisheit menschlicher Weise zu Schanden zu machen ***) — das ist die Aufgabe und Tendenz des Anselmus. Der Streitpunkt ist im 10. Cap. lib. I. des erwähnten Traktats kurz zusammengefaßt: „Warum Gott den Menschen nicht anders retten konnte? oder wenn er konnte, warum er grade nur so gewollt?" So lange darauf keine entschiedene gründliche Antwort gegeben ist, erscheint diese Lehre den Gegnern als erdichtet, gleichsam ein Luftgemälde. *)

Diese Tendenz scheint nun dem Anselmus eine so eigenthümliche zu seyn, daß er mit den Kirchenvätern in offenbaren Conflikt und Widerspruch zu treten scheint, deren fast allgemeine Ansicht es war, daß Gott auch auf jede andere beliebige Weise die Menschen hätte erlösen können; so zwar, daß wie Tholuck sagt, „manche ängstlich fromme Gemüther unter uns deren Aussprüche darüber zum Theil unevangelisch finden dürften." **) Wir gestehen, diese Furcht nicht zu theilen; ja wir glauben behaupten zu dürfen, daß Anselmus mit den Kirchenvätern nicht einmal im Widerspruch steht. Betrachten wir nämlich die hieher treffenden Aussprüche der Väter genau, so verwahren sie sich allerdings sehr gegen Alles, was einer Beeinträchtigung der Ehre Gottes in seiner freiesten Allmacht gleich sieht. Auf der anderen Seite aber erkannten sie eben so, daß Gott entschiedene Gründe (so zu sagen) bestimmt haben müssen, und zwar nicht außer ihm, sondern in ihm selbst, unter allen möglichen Weisen grade diese zu wählen. Alle kommen darauf zurück, daß diese Weise Gottes Wesen und Eigenschaften am angemessensten gewesen; daß durch sie allein Gerechtigkeit und Barmherzigkeit im Einklang geblieben, so daß auch der Satan keine Ursache fand, sich zu beklagen.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Qua scilicet ratione vel necessitate Deus homo factus sit, et morte sua, sicut nos credimus et confitemur, mundo vitam reddiderit, cum hoc aut per aliam personam sive angelicam sive humanam, aut sola voluntate facere potuerit." *Cur Deus homo* lib. I. c. I.

**) Hase, Hutt. rediv. l. c.

***) Menschlicher Weise; aber auch nur menschlicher Weise, welche aber noch nicht die Kraft hat, den Gegner persönlich zu überwinden, daß er die göttliche Thorheit selber nun seine Weisheit seyn lasse. Im Gegentheil wird eben durch solche menschliche Weise und Form der Kampf erst recht rege und genährt, da das Göttliche dadurch eine Seite bekommt, durch welche es dem menschlichen Gegner in einer gewissen Gleichheit gegenüber tritt; während in ihrer nackten Göttlichkeit die Wahrheit für die menschliche Waffe keinen rechten Angriffspunkt darbietet. Daher die Warnung Pauli 1 Cor. 1, 17. obwohl vgl. C. 9, 20—22.

Nachrichten.

(Finnland.) Selten kommen uns Nachrichten über den kirchlichen Zustand der nördlichen Gegenden unseres Erdtheiles zu. Um so lieber theilen wir folgenden Bericht aus Finnland mit, welcher zwar nicht den Zweck hat, eine Schilderung der Kirche dieses Lutherischen Landes zu geben, aber die Beschaffenheit derselben an vielen Stellen durchblicken läßt.

„Ein Prediger an einer der Lutherischen Kirchen zu P— war seiner Gesundheit wegen genöthigt, im Sommer des Jahres 1829 sich in einen Seehafen zu begeben, und da sich Niemand fand, der seine Stelle vertreten konnte, ersuchte man die Professoren der Universität Upsala, einen Studenten zur Verwesung der Pfarrei zu schicken. M—, ein 19jähriger Jüngling, einer der ausgezeichnetsten Studenten, wurde dazu ausersehen. Außer den todten Sprachen verstand er nur Schwedisch und Finnisch; das Schwedische sprechen zu P— nur wenige Leute und das Finnische mit wenigen Ausnahmen nur die niederen Stände. M— legte sich daher auf die Erlernung des Deutschen und schon nach ein oder zwei Monaten war er im Stande mit Leichtigkeit Deutsche Schriften zu lesen. Um diese Zeit lernte er mehrere fromme Deutsche kennen, die ihm eine Predigt von Lindl liehen; diese führte ihn unter dem Segen des heiligen Geistes zur Erkenntniß der Sünde und zeigte ihm, daß außer Christo keine Hoffnung der Gnade ist. Von da an gebrauchte M— die von Gott ihm verliehenen trefflichen Gaben nicht zu sei-

*) „Figmentum arbitrantur esse, quod credimus, quasi super nubem pingere nos existimant. Monstranda est ergo prius veritatis rationabilis soliditas, i. e. necessitas, quae probet, Deum debuisse" etc. *Cur D. h.* I., IV.

**) Sünde und Versöhner ꝛc. S. 136.

nem eigenen Ruhme, wie er bis dahin gethan hatte, sondern zur Verherrlichung seines Heilandes Jesus Christus. Wir fühlten uns mehr als einmal getrieben, Gott zu danken für die reichen Segnungen, die er über diesen jungen Mann ausgegossen hat. Während wir mit ihm reisten, haben wir ihn oft zwei bis drei Stunden in heiliges Nachsinnen versunken gesehen, wobei er nichts von seiner Umgebung gewahr wurde und die innige Verbindung mit seinem Erlöser, die er zu lange Zeit vernachlässigt hatte, unterhielt. Öfter ließ er den Wagen halten und predigte das Evangelium den um uns her versammelten Bauern. Obgleich wir die Sprache, in der er predigte, nicht verstanden, so sprach doch der starke, feierliche, bittende Ton seiner Stimme, und das Weinen und Seufzen der Umstehenden stärker zu unseren Herzen, als es die beredteste Predigt in unserer Muttersprache gethan haben würde, wenn sie ein von Eifer für Christi Sache minder durchdrungener Prediger gehalten hätte.

Da die Krankheit des Pfarrers, dessen Stelle er versah, sich verlängerte, so erhielt M—, der seinem Bischof um der religiösen Gesinnung willen verdächtig geworden war, den Befehl, nicht mehr frei zu sprechen, und man erlaubte ihm nur die gewöhnlichen Predigten zu halten. Es war ihm schwer, aber entmuthigte ihn nicht; denn er hatte schon deutliche Beweise, daß seine Arbeit nicht ohne Frucht blieb. Etwa fünf Monate nach seiner Bekehrung wurde er aufgefordert, unverzüglich nach Upsala zurückzukommen. Das war ein harter Schlag für ihn. Christus war vielleicht noch nie in dieser Sprache zu P— gepredigt worden, und nun da Tausende von Zuhörern sich zur Predigt drängten, da Manche die Botschaft vom Heil annahmen, nun plötzlich wird er zurückgerufen. Man bat für ihn um Erlaubniß zu bleiben, aber vergebens. Nach einem inneren Kampfe, der sehr gesegnet für ihn war, opferte er allen eigenen Willen und es war ihm eben so lieb zu bleiben als zu gehen, wie es dem Herrn gefallen würde. Man führte als Grund seiner Zurückrufung vorgebliche Unordnungen an, welche in der Kirche, worin er predigte, statt gefunden hatten. Und worin bestanden diese? vor der Menge der Zuhörer waren einige Bänke gebrochen.

Nachdem er seine Studien beendigt und die Ordination empfangen hatte, wurde er in's nördliche Finnland geschickt, in ein sehr weit von P— entferntes Dorf. Da fand er Alles in geistlichem Tode. Es befand sich zwar in der Gegend ein frommer Geistlicher, aber grade dies diente zu noch größerer Entmuthigung, weil er mehrere Jahre ohne Frucht gearbeitet hatte. Für das schwache Auge des Menschen war dies Land eine durchaus unfruchtbare Wüste, und es schien als ob die Feinde des Evangeliums triumphirt hätten. Aber es war nur ein scheinbarer Triumph, und der Herr hat ihn in dieses Dorf geführt, um dort seiner Sache einen größeren Dienst zu leisten, als er sonst wo konnte. Wir geben Auszüge aus seinen Briefen, welche die erfreulichsten Beweise liefern werden:

„„Die Kirche Christi hat guten Fortgang. Arme Sünder fangen an, dem heiligen Geist die Thüre ihres Herzens zu öffnen. Nun ist etwas über ein Jahr verflossen, seit ich dieser Gemeinde das Wort Gottes verkündige. Der Herr hat meine Arbeit so reich gesegnet, daß ich um seiner unaussprechlichen Barmherzigkeit willen nur in den Staub niedersinken und ihn loben kann. Die Anzahl der Bekehrten ist jedoch dies Jahr nicht so beträchtlich in meiner Gemeinde als in der des theuern Predigers L—. Er hatte drei Jahre gepredigt, ohne eine Erweckung zu sehen; aber neuerlich zeigten sich außerordentlich viele Bekehrungen. Mehrere hundert Seelen sind diesen Sommer der Knechtschaft des Satans entrissen worden. Sie können sich leicht denken, daß ein solches Werk nicht ohne Aufsehen und heftigen Widerstand von Seiten des Seelenfeindes statt finden kann.

Der Pastor, dessen Diakon ich bin, ist ein gelehrter und angesehener Mann. Er hat mich anfangs seines Wohlwollens gewürdigt. Aber sobald er etwas von der Wirkung des Geistes wahrgenommen hatte und Satan zu brüllen anfing, hörte seine Zuneigung auf. Ich habe oft über geistliche Dinge mit ihm streiten müssen. Einmal nannte er mich einen Sektirer; ein ander Mal suchte er mir zu beweisen, daß ich ein Schwärmer sey. Gott hat mir in seiner unendlichen Barmherzigkeit Demuth geschenkt, als ich solchen Angriffen ausgesetzt war, und ich habe seine Gegenwart kräftig empfunden.

Mein Vorgesetzter hat zwei Söhne an der Universität Upsala; einer ist Professor der Theologie, der andere Diener des Evangeliums, beide sind Examinatoren der Kandidaten. Sie brachten den vergangenen Sommer im väterlichen Hause zu und sahen meine Arbeiten und die Wirkungen der evangelischen Predigt. Zur Universität zurückgekehrt, schwärzten sie mich und meinen Bruder als Sektirer, Schwärmer, Fanatiker u. s. w. an. Mein Bruder studirte damals zu Upsala und stellte sich zur Prüfung. Ueber die Prüfungspredigt, die er geliefert hatte, sagte ihm einer der Professoren: M—, Sie haben Ihren Gegenstand gut behandelt, Sie haben ihn vom praktischen Standpunkte angesehen; es finden sich aber Stellen darin, welche an Schwärmerei gränzen. Man muß in der Jugend die Religion nicht zu tiefe Wurzeln fassen lassen; es ist noch Zeit, wenn Sie älter geworden seyn werden! — Dies geschah öffentlich vor allen Studenten. Die Professoren haben auch in ihren Vorlesungen die Studenten gegen die Schwärmerei einzunehmen gesucht, die sich in gewissen Versammlungen zeige. Gott wolle sich unser in Gnaden erbarmen!

Diese Angriffe werden uns nicht schaden, wenn wir demüthig und treu für Gottes Sache arbeiten. Ich habe neulich ein merkwürdiges Beispiel davon gehabt: es ist nämlich ein junger Geistlicher hier, welcher von Alten und Jungen, von Gelehrten und Ungelehrten vor mir und meinen Lehren gewarnt worden ist. Aber grade das hat ihn veranlaßt, die fraglichen Punkte aufmerksamer zu prüfen, und jetzt ist er ein treuer Zeuge Jesu Christi. Gott sey Dank dafür! Satan hat mehr als einen Diener, mehr als einen unterthänigen Sklaven verloren und wir hoffen, daß sich die Zahl derselben täglich mehren werde. Der Herr verleihe uns diese Gnade um Jesu Christi willen!

Man macht sich keine Vorstellung, wie viel Übles man von uns sagt. Bauern und Herren, Jeder beschäftigt und unterhält sich mit dem „neuen Glauben.“ Zwei geachtete Männer meiner Gemeinde haben sich neulich bekehrt, so wie auch mehrere Frauen. Unter den Bauern glaube ich mit Sicherheit neunzig wenigstens zählen zu können, die den Heiland ernstlich suchen. Eine große Zahl ist noch unentschieden zwischen beiden Ansichten. Möge der Herr sich ihrer erbarmen! Außer meinem gewöhnlichen Gottesdienst muß ich in acht verschiedenen Kirchen unseres Sprengels jährlich zweimal predigen, obwohl jede ihren eigenen Pastor hat. Die Predigten, welche ich an diesen Orten gehalten habe, sind von Segen begleitet gewesen. Aber die meisten anderen Pastoren sehen mich deshalb mit Mißtrauen an und glauben, ich suche meine eigene Ehre. Manche würden mich gar gern beim Consistorium verklagen, wenn sie etwas gegen mich aufbringen könnten. Gott leite Alles zu seiner Ehre! Beten Sie für mich Sie glauben kaum, was für heftige Angriffe der Teufel auf einen Pfarrer macht . . . .““

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger; Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 4. Januar. № 2.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Fortsetzung.)

Ja eben so viele, und fast eben dieselben, welche die entschiedene Möglichkeit anderer Weisen behaupten, behaupten andererseits eben so entschieden, daß auf andere Weise dem Menschen nicht geholfen werden konnte. So z. B. Augustinus sagt, daß die Frage: ob denn Gott keine andere Weise gehabt habe, die Menschen zu erlösen, leicht zurückzuschlagen sey durch den Beweis, daß diese Weise „gut und der göttlichen Würde angemessen sey; ja daß zwar der Möglichkeit nach Gott auch auf andere Weise helfen konnte, da bei ihm kein Ding unmöglich, daß aber für diesen Zweck keine andere Weise zusagender oder auch nöthig gewesen." *) Augustin nennt daher dieselbe Frage eine thörichte. **) Bestimmter noch redet Augustin: Serm. de temp. XIV. (Edit. Erasm. tom. X. in fest. nativ. serm. X.): „Die Übertretung Adam's hatte die ganze Welt um das Heil gebracht, so daß kein anderes Mittel war, als daß Christus vom Himmel kam." Eben so Cyrill de inc.: „Auf diese und auf keine andere Weise konnte das menschliche Geschlecht wiederhergestellt werden." Leo d. Gr. de pass. serm. I.: „Im verborgenen Rathe Gottes war nur ein Mittel, den Gefallenen zu helfen, nämlich daß einer von den Nachkommen Adam's ohne angeerbte Sünde und ohne Schuld geboren würde, welcher den übrigen durch sein Beispiel und durch sein Verdienst zu Gute käme; da dies nicht anders möglich war, so ward der Herr David's ein Sohn David's" ꝛc. Ebenderselbe serm. V. erkennt in der eventuellen Anwendung der bloßen Macht seines Willens eine injuria, und sieht nur in der Weise, wie die Erlösung wirklich geschehen ist, die richtige Ausgleichung der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes. Eben so zeigt Eusebius, Bischof von Emisa, de pasch. hom. VI, daß zwar der Sohn Gottes durch den bloßen Wink seiner Gottheit den Feind der Menschen verderben (elidere) konnte; aber es war seiner Gerechtigkeit entgegen. Theodoret, der von Tholuck namentlich auch gegen Anselm angeführt wird, sagt zwar allerdings, es wäre Christo leicht gewesen, durch seinen bloßen Willen den Menschen zu erretten, „aber," setzt er hinzu, „er wollte nicht seine Macht, sondern die Gerechtigkeit seines göttlichen Waltens darthun" (orat. c. Graec. VI.).*) Desgleichen Gregor von Nyssa or. catech. c. 22. — Johannes Damascenus, der erste Dogmatiker, l. 3. c. 18.: „In dessen Macht Alles steht, konnte durch seine allmächtige Kraft den Menschen wohl aus der Knechtschaft des Teufels entreißen; aber dieser würde Grund gehabt haben, Gott zu beschuldigen" ꝛc. Ja schon Irenäus sagt (3, 20.), daß nur auf diese Weise der Satan gerechter Weise besiegt wurde. Und so konnte denn Abälard mit Recht dies als allgemeine Lehre der Kirche anführen, „daß der Sohn Gottes deshalb nothwendig (hac necessitate) Mensch geworden, damit der Mensch, welcher auf andere Weise nicht errettet werden konnte, durch seinen unschuldigen Tod nach Recht und Gerechtigkeit (jure) vom Joch des Satans befreit würde" (cf. Bernardi epist. 190). Man vergleiche über das Gesagte die gesammelten Stellen bei Petavius, dogm. theoll. tom. V. lib. II. c. XIII., c. V. und c. XII.

Lehrt nun Anselm etwas Anderes? Keineswegs. Daß er die absolute Möglichkeit in Gott (gegen Luc. 1, 37.) läugne, wird wohl Niemand im Ernste glauben. Seine behauptete necessitas ist also durchaus bloß eine relative, eine ratio, rationabilitas, convenientia. Auch er erkennt den Willen Gottes als letzte Instanz, cf. Cur Deus homo l. I., c. 7. 8., l. II. c. 17. 18. Aber auch er sieht ein, daß in der höchsten Freiheit zugleich die höchste Nothwendigkeit ist, ohne welche die Freiheit zu einer ungöttlichen Willkühr wird (man vgl. z. B. l. I. c. 12.); auch darin also stimmt er mit den Vätern überein, daß Gott nicht ohne Grund so und nicht anders handelt. Nur darin geht er weiter als sie — welches kein Abweichen ist — daß er nun

---

*) Diese Stelle, de trinit. 13, 10. (ed. Erasm. tom. III.) findet sich nach dem Original fast wörtlich wieder im Petrus Lombardus; und zwar ist dies dieselbe Stelle des Lombardus, von welcher Tholuck die Scotistische Acceptilationstheorie ableitet, s. Thol. a. a. O. S. 138.

**) De agone christiano c. 11. Tholuck faßt diese Stelle als einen dem Augustin positiv gegenüberstehenden Lehrsatz, und hat daher die Fragform weggelassen. Offenbar aber sieht Augustin diesen Satz als eine Frage an, welche die Gegner der Versöhnungslehre überhaupt aus der Behauptung der Nothwendigkeit dieser Versöhnungsweise folgern, um einen scheinbaren Widerspruch aufzuzeigen; also als ein falsches Auffassen seiner eigenen Lehre. In einem Cöllner Abdruck von 1531 ist diese Frage mit „Quare" eingeführt. — Bemerkenswerth ist dabei, wie Augustin dem moralischen Grunde dieser Frage nachgeht, woraus zugleich hervorgeht, daß er jene Frage durchaus als aus dem Anstoß an Christus überhaupt hervorgehend ansieht. „Displicet (Christus) avaris — impudicis — superbis — delicatis — timidis — Et ut non vitia sua videantur defendere, dicunt sibi hoc displicere non in *homine*, sed in *filio Dei* — — Ostendebatur enim nobis, ad quam fragilitatem homo sua culpa pervenerit" etc.

*) Wörtlich: ἀλλ' οὐκ ἐβουλήθη τὴν ἐξουσιαν, ἀλλα προνοιας ἐκιδείξαι το δικαιον. Durch die Uebersetzung p. 137.: „Er wollte aber vielmehr offenbaren, was seiner Vorsehung angemessen, als was seiner Macht," ist der Sinn offenbar alterirt.

auch die in der Thatsache selbst und ihrem Verhältnisse zu Gott manifestirten Gründe (rationes) *) systematisch verfolgt und nachweist. **) Und das ist seine Nothwendigkeit; das die Antwort auf die obenerwähnte Hauptfrage: „Cur Deus hominem aliter salvare non potuit, *aut si potuit, cur non voluit?*" — Also auch hier ist dem Anselm nichts eigenthümlich, als — das System.

Sehen wir nun weiter, wie Anselm diese Nothwendigkeit darthut. Er setzt am Schlusse des 10ten Capitels etliche Präliminarartikel fest, unter denen hauptsächlich der, daß der Mensch zur Seligkeit bestimmt sey, aber ohne Vergebung seiner Sünden solche nicht erlangen könne. Darauf geht er zu seinem ersten Hauptsatz über: „Ohne Genugthuung ist keine Sündenvergebung möglich." C. 19. In dieser Allgemeinheit ausgesprochen, ist an diesem Satz dem Anselm nichts eigenthümlich, als das Wort satisfactio. Allein nicht nur ist dies Wort für die menschlichen Büßungen schon bei den Vätern im Gebrauch, sondern auch mit Beziehung auf das, was Christus für die Menschen gethan. ***) Das Eigenthümliche muß also in dem bestehen, wie Anselm den Beweis führt. Diesen Beweis nimmt er einerseits aus dem Verhältniß der Sünde zu Gott (Schuld), andererseits aus dem Verhältniß Gottes zur Sünde (Strafe).

„Derjenige hat leicht zu argumentiren wider den Versöhner, der die Größe seiner Schuld nicht erwog," sagt Hase (l. c.). Eben so antwortet Anselm dem Gegner, der nicht begreifen kann, wie alles Thun des Menschen zu einer Genugthuung für die Sünde nicht hinreiche: „Du hast noch nicht bedacht, was sündigen heißt" (quanti ponderis sit peccatum). Anselm erklärt die Sünde als das Vorenthalten dessen, was man Gott schuldig ist, nämlich seiner Ehre, welche darin besteht, daß der Wille aller vernünftigen Kreatur seinem Willen unterworfen sey. Und so lange der Mensch die Gott schuldige (debitum) aber entzogene Ehre nicht restituirt (non solvit, quod rapuit), bleibt er in Schuld (culpa) (lib. I. c. 11.). Die Größe aber und das Gewicht der Sünde liegt darin, daß der Wille Gottes dem Menschen höher seyn und mehr gelten solle, als Alles, was nicht Gott ist; folglich der Mensch denselben auch nicht übertreten dürfe, „selbst wenn die ganze Welt und was nicht Gott ist darob zu Grunde gehen müßte." c. 20. Die Entziehung oder Verletzung der Ehre Gottes ist eine Zerstörung der Ordnung der Dinge (Weltordnung), welche Gott als summa justitia nicht zugeben kann. Die Wiederherstellung der Ehre Gottes ist daher so nothwendig als die Ordnung der Dinge, ja sie ist in der Ordnung der Dinge selbst schon ursprünglich gesetzt und begriffen. c. 13. Eben deshalb kann Gott an sich seine Ehre auch nicht eigentlich verlieren, denn der Mensch bleibt ihm immer unterworfen; gibt sie der Mensch nicht, so nimmt sie sich Gott, c. 14. 15. Denn so wenig etwas, das unter dem Himmel ist, dem Himmel entfliehen kann, so daß es nicht mehr unter dem Himmel wäre („quanto magis a qualibet parte coeli elongaretur, tanto magis oppositae parti appropinquaret"), so wenig kann Jemand der Unterwerfung unter Gottes Willen und seiner Ordnung entgehen; denn will er dem befehlenden Willen nicht gehorchen (fugere de sub voluntate jubente), so fällt er dem strafenden anheim (currit sub volunt. punientem) c. 15. In der Nothwendigkeit der Erhaltung oder Wiedererstattung der Ehre Gottes, welche den allgemeinsten Begriff der satisfactio ausmacht*) ist daher die Nothwendigkeit der Strafe als ein absolutes Verhältniß gesetzt; und ist die Strafe wesentlich Satisfaktion. „Es ist unmöglich, daß Gott seine Ehre verliere. Denn entweder der Sünder erstattet freiwillig, was er schuldet, oder Gott nimmt's von ihm wider seinen Willen. Denn entweder leistet der Mensch Gott die schuldige Unterwerfung aus freiem Willen, sey es durch Nichtsündigen, oder sey es, daß er, was er gesündigt, gut macht; oder Gott unterwirft ihn sich mit Gewalt und wider Willen, und beweist sich so als seinen Herrn, als welchen ihn freiwillig anzuerkennen der Mensch sich weigerte." c. 14. Beide aber, sowohl die freiwillige Erstattung als die gewaltsame Unterwerfung (a non satisfaciente poenae exactio) haben ihre wesentliche Stelle in der Weltordnung und in der Schönheit derselben. c. 15. —

Bleiben wir nun zunächst hiebei stehen, so bemerken wir

1. Daß Anselm tiefer als unsere jetzige dogmatische und nicht dogmatische, philosophische und nicht philosophische Zeit das Wesen der Sünde auffaßt, nämlich nicht als einzelne That eines endlichen Wesens gegenüber einem einzelnen Gesetze, sondern als eine ewige That des Geistes Gott schlechthin gegenüber, als Negation Gottes selbst, welcher aber die positive Macht Gottes entgegentritt und sich fühlen läßt (als Strafe). (Die Sünde ist ἀνομια, nicht bloß ein ἐργον ἀνομον.) Die beschränkte Ansicht, welche in der Sünde nur eine zeitliche Handlung eines endlichen Geschöpfes in zeitlicher Übertretung eines Gesetzes sieht, hat viel Verwirrung in die Versöhnungslehre gebracht. Aus ihr kommt z. B. der gewöhnliche Einwurf, daß der endliche Mensch keine unendliche Schuld sich zuziehen könne. Ein Einwurf, der nach Obigem bei dem ersten Anblick in seiner Armseligkeit vor Augen liegt.

*) Volo tecum pacisci, ut nullum vel minimum inconveniens in Deo a nobis accipiatur, et nulla vel minima ratio, si major non repugnat, rejiciatur. Sicut enim in Deo quantumlibet parvum inconveniens sequitur impossibilitas; ita quantumlibet parvam rationem, si majori non vincitur, comitatur necessitas l. I. c. 10 .— Denn auch die bonitas sine ratione non est bonitas, so wie die ratio sine bonitate nicht ratio, sagt Tertullian.

**) Wie es schon Athanasius und Cyrill versuchten, s. Münscher Dogmengesch. 4 Th. — Ja die ganze Anselmische Theorie ist in nuce zu finden bei Irenäus 5, 1. (Vergleiche damit noch Fulgentius ad Tras. l. II. c. 2.)

***) S. Münscher 4ter Th. 6ster Absch. Petav. l. c. c. XIII. Wozu vergleiche die von Knapp angeführte Stelle des Tertullian: Christus peccata hominum omni satisfactionis habitu expiavit.

*) Sic ergo debet omnis peccator honorem, quem rapit Deo; solvere, et hoc est satisfactio, quam omnis peccator debet Deo facere c. XI. lib. I.

Von eben dieser absoluten und unendlichen Seite ist auch die Strafe aufzufassen und die in ihr enthaltene Genugthuung. Der Gedanke an ein Quantum von Sünde, dem dann ein gleiches Quantum von Strafe gegenüberstehe, ist dem Anselm wenigstens ganz fremd, und verhält sich zu seiner Lehre, wie etwa Reflexion zu Spekulation. Eben so wenig kennt daher Anselm den Gedanken, daß in dem Quantum des Leidens Christi (es sey intensive oder gar extensive) die Satisfaktion und der Werth des Preises liege; vielmehr sieht er solchen abermals bloß in dem absoluten Verhältniß der Person Christi. Die Vorstellung einer rein objektiven oder vielmehr rein abstrakten Ausgleichung eines Quantums gegen Quantum, welche eben so die Sünde vom Menschen, als die Gerechtigkeit von Gott trennt, und zwischen Gott und Menschen Gerechtigkeit und Sünde in abstracto mit einander handeln läßt, und wodurch alle Menschen, sobald die Verhandlung geschehen, und ohne daß sie sie eigentlich etwas anginge, absolut selig wären, ist freilich eine absurde; allein sie fällt wo nicht einzig doch zum größten Theil auf die Feinde der kirchlichen Lehre, die diese Vorstellung in jene hineintragen, zurück.

2. Die Strafe ist dem Anselm in und mit der Sünde selbst als Abfall von Gott gesetzt; denn sie ist ihm wesentlich der Verlust der Seligkeit, die der Mensch, so lange er in Gott ist, hat. l. I. c. 14. Dieser Verlust scheint zwar zunächst nur natürliche Folge der Sünde zu seyn; allein nur so lange, als man die Weltordnung als etwas außer Gott selbst Bestehendes, als eine lebenslose Maschine ansieht. In der That aber ist sie nichts Anderes, als der ewige und ewig gegenwärtige lebendige Wille Gottes selbst, und Anselm faßt daher ganz richtig die Verkehrung oder Störung dieser Ordnung als Versündigung am Willen Gottes selbst, und noch persönlicher gefaßt, als exhonoratio Dei auf. In abstrakter Beziehung auf das Gesetz ist die Strafe die Reaktion des verletzten Gesetzes, der „Gegendruck, woran die Elasticität des Rechts sich bewährt," wie sich ein geistvoller Jurist in seinem tiefgedachten Aufsatz über diesen Gegenstand ausdrückt.*) Offenbar aber geht das Wort Strafe über die natürliche Folge hinaus und deutet auf ein Persönliches, Lebendiges innerhalb dieser Folge hin. Gottes lebendiger Wille macht die Folge der Sünde in der Ordnung der Dinge zur Strafe. Sie ist das Sichgeltendmachen seiner unendlichen Macht, ja seiner selbst gegen die Negation und Läugnung derselben. Die Verdammniß ist daher nicht bloß natürliche Folge der Sünde, sondern zugleich positive Strafe derselben. Von diesem Standpunkte aus ist dann auch zugleich die Frage nach dem Zweck der Strafe erledigt. Insonders liegt die Lächerlichkeit derjenigen Straftheorie, welche die Besserung zu ihrem eigentlichen Zweck macht, klar zu Tage.**)

*) Göschel, Zerstreute Blätter aus den Hand- und Hülfsakten eines Juristen; s. Litterar. Anz. von Tholuck, Jahrg. 1833 Nr. 10 ff.

**) Eines hätte der Unglaube durch diese Theorie mit einem Schlag freilich gewonnen, die Abschaffung einer ewigen Verdammniß nicht nur, sondern überhaupt der Verdammniß um der Unbußfertigkeit willen. Denn gibt es bloß eine Strafe, um zu bessern, so kann Gott nicht deshalb strafen, weil sich der Sünder nicht bessert.

*) Man könnte es als ein Vergeltungsrecht ansehen, daß auch in der Jurisprudenz heut zu Tage Alles, was nur einen theologischen (leider oft auch nur religiösen) Schein und Anstrich hat, als unstatthaft zurückgewiesen wird.

3. Eben so bemerkenswerth ist in dieser Auffassungsweise des Anselmus eine Bestimmung, die durch das schon oben erwähnte Gleichniß gut erläutert ist, daß von dem, was unter dem Himmel ist, nirgends sich etwas vom Himmel entfernen kann. Die Entfernung von einem Punkt ist Annäherung an den anderen; wovon Anselm die specielle Anwendung mit den Worten macht: Ipsa namque perversitatis spontanea satisfactio, vel a non satisfaciente poenae exactio in eadem universitate (universitatis ordine) locum tenent suum et ordinis pulchritudinem. Wir finden hier den richtigen Standpunkt gegeben, von welchem aus die Frage zu lösen ist, ob in der Versöhnung und Rechtfertigung des Sünders auch in Gott eine Veränderung vorgehe; ob sich nur das Verhältniß des Sünders zu Gott, oder auch das Verhältniß Gottes zum Sünder ändere? Denn mit gleichem Rechte muß erst diese Frage berücksichtigt werden in Beziehung auf die Sünde; hier ist die erste Veränderung der Verhältnisse. Suchen wir das obige Bild in seinen einfachen reinen Gedanken zu übersetzen, so möchte es also lauten: Ehe noch der Mensch sündigte, ja von Ewigkeit steht Gott in einem bestimmten Verhältniß zur Sünde, wie zur Gerechtigkeit. Je nachdem nun der Mensch in dem Reich der Gerechtigkeit oder der Sünde steht, oder in solches tritt, danach ist das in Gott an sich ewig gleiche Verhältniß zu ihm. In dieser Beziehung ist also durchaus von einer durch den Abfall des Menschen erst gesetzten oder bewirkten Veränderung in Gott keine Rede; eben so wenig bei der Rechtfertigung des Menschen. Die Veränderung fällt lediglich in den Menschen. Aber das Verhältniß, in welches nun der Mensch sich zu Gott gestellt hat, und in welchem darum nun Gott zu den Menschen steht, ist ein wesentlich anderes. Und in dieser Beziehung kann auch von einer relativen Veränderung in Gott geredet werden.

4. Das Vierte, was wir bemerken, ist der Begriff der Satisfaktion. Von den Theologen wird dieser Begriff gewöhnlich auf das Gebiet der Jurisprudenz verwiesen, und dem Anselm der Vorwurf gemacht, daß er durch diesen Begriff die Sache in das juridische Gebiet verlegt habe. Wenn man mit diesem Vorwurf meint, die Sache selbst damit als verwerflich bezeichnet zu haben,*) so thut man einerseits der Jurisprudenz eine schlechte Ehre an, deren wirkliche Ehre gerettet zu haben, ein wesentliches Verdienst des erwähnten Aufsatzes von dem geistvollen Juristen ist; andererseits aber zeigt dieser Vorwurf nur die eigene theologisch-wissenschaftliche Blöße. Das juristische Element, sagt erwähnter Jurist, „ist seit Anselmus von Canterbury als Satisfaktion bezeichnet, und besonders von Hugo Grotius juristisch, aber nur formell juristisch, erläutert

worden, aber es ist älter als sein Name, älter als alle juristisch-theologischen Untersuchungen darüber, nämlich so alt, als die Erlösungslehre selbst, denn es beruht auf der Vermittelung und Gnade Gottes; und ist so alt als der Rathschluß Gottes zur Vergebung der Sünden, und zur Erlösung des gefallenen Menschengeschlechts."

Anselmus geht eigentlich bei dem Begriff der Satisfaktion noch über die Erlösungsanstalt hinaus. Er findet seine Anwendung schon in dem absoluten Verhältniß Gottes zur Weltordnung überhaupt (s. oben). Das eigentlich christliche Moment ist dann nicht die Satisfaktion als solche, sondern das Stellvertretende.

Der Begriff der Genugthuung hat durchaus nur auf persönliche Verhältnisse seine Anwendung, wie dies auch der gemeine Sprachgebrauch deutlich zeigt. Selbst das Gesetz kann nur insofern Genugthuung fordern, als es sie eben fordern kann, d. i. sofern es nicht als todte Abstraktion, sondern als ein Persönliches angesehen wird. Die persönlichste Persönlichkeit ist in dem Begriff der Ehre koncentrirt. Davon geht nun der Begriff der Satisfaktion aus. Es kann also nur gefragt werden, ob man von einer Ehre Gottes reden könne, um die andere Frage zu bestimmen, ob von einer Beleidigung Gottes die Rede seyn kann.*) Und dann fragt sich's, worin Gottes Ehre, und worin die Beleidigung derselben besteht. Dem Anselm besteht die Ehre Gottes darin, daß Gott den Menschen sey und gelte, was er an sich ist, der Herr; insofern kann ihm seine Ehre essentialiter nie entzogen werden. Denn gibt sie ihm der Mensch nicht freiwillig, so nimmt sie sich Gott; darin also wird seiner Ehre ewig satisfacirt, und ist Gott nie ohne Satisfaktion, selbst wenn der Mensch die von Christo für ihn bereitete nicht annimmt. Selbst die Verdammniß der Verdammten muß seine Ehre verherrlichen. — Dazu gehört aber nicht ein besonderer Akt einer besonderen Strafgerechtigkeit, welcher eine andere, weiß nicht welche, Gerechtigkeit in Gott gegenüberstünde. Gerechtigkeit und Gericht sind seines Reiches Veste, während Gnade und Wahrheit vor seinem Angesicht hergehen. Ps. 89, 15. Und wenn die Himmel seine Gerechtigkeit verkünden, so sehen die Völker seine Ehre. Ps. 97, 6. — Die Basis seines Reichs, der Grund und die Grundlage alles seines Thuns, das Gesetz seiner Ordnung im Weltall — ist seine Gerechtigkeit. *)

Man sieht daraus, mit welchem Unrecht man dem Anselm den Vorwurf macht, daß er statt die Liebe Gottes seine strafende Gerechtigkeit zur causa movens der Erlösung in Christo gemacht habe. In der Gerechtigkeit hat Anselm bloß die Nothwendigkeit einer Genugthuung überhaupt nachgewiesen; der Grund der Genugthuung Christi für uns, der stellvertretenden Genugthuung, ist ihm wesentlich Gottes Liebe und Barmherzigkeit, welche eben dadurch erst recht in's Licht tritt, daß die Nothwendigkeit einer Genugthuung überhaupt, und die Unmöglichkeit für den Menschen, solche selbst zu geben, aus der Gerechtigkeit selbst bewiesen wird. Lib. I. c. XVII. sagt er: „Wer Sünde thut ist der Sünde Knecht, und kann nicht ohne Strafe entlassen werden, es sey denn, daß die Barmherzigkeit des Sünders schont, ihn von der Sünde befreit und zurückführt." Und am Schlusse seines Werks, lib. II. c. XX., sagt er: „Die Barmherzigkeit Gottes aber, welche dir zu Grunde zu gehen schien, als wir die Gerechtigkeit Gottes und die Sünde der Menschen betrachteten, (lib. I. c. XXIII.), diese Barmherzigkeit sehen wir jetzt so groß und der Gerechtigkeit so angemessen, daß sie nicht größer und gerechter gedacht werden kann. Denn was kann es Barmherzigeres geben, als wenn Gott dem Sünder, der den ewigen Qualen anheimgefallen, und nichts hatte, was ihn retten konnte, zuruft: Siehe da meinen Eingeborenen, nimm ihn und gib ihn für dich? und der Sohn selbst spricht: Nimm mich und erkaufe dich?" Vergleiche noch seine mehr praktischen Schriften, z. B. seine meditt. de redemt.

(Schluß folgt.)

*) Es ist unbegreiflich, wie man immer gegen das Anthropopathische redet, und daraus gegen eine Lehre argumentiren will. Läßt sich nicht mehr ἀνθρωποπαθως und θεοπρεπως zugleich reden, dann müssen wir überhaupt von Gott — schweigen. — Gott kann nichts entzogen und nichts ersetzt werden, sagt Löffler; und deshalb meint er, könne von keiner Satisfaktion die Rede seyn. Das erstere lehrt Anselm selbst. Wenn aber dieser doch noch in seinem System einen Platz hat für den Begriff der Satisfaktion, so soll man eben von ihm lernen, wo dieser Platz sey.

*) Wie unsicher alle Vorstellungen des Verhältnisses Gottes zu den Menschen ꝛc. werden, wenn man die Gerechtigkeit in gewöhnlicher Einseitigkeit auffaßt, davon folgendes Beispiel des geistreichen Stier (Andeutung für gläubige Schriftverständniß 1ste Samml. Königsberg 1824): „Als solcher (Gott) ist er heilig, und Heiligkeit ist Liebe; darum ist Gott die Liebe, nicht aber die Gerechtigkeit. Und seine Gerechtigkeit wird ewiglich aufgehalten von seiner Barmherzigkeit, wie Meyer sagt, nicht aber umgekehrt. Denn was ist Gottes Gerechtigkeit? Nicht eine Forderung unabwendlicher Verdammniß und Schmerzstrafe für die Sünde, welcher Begriff nicht einmal bei der menschlichen Gerechtigkeit gelten soll. Denn wie kann auch der höchste Schmerz des Geschöpfes gleichwerthig seyn gegen die unendliche Beleidigung Gottes in der Sünde? Nur Vernichtung wäre vollgenugthuende Strafe, wenn von solcher die Rede wäre! Sondern die Gerechtigkeit Gottes, insofern sie als Heiligkeit eins ist, und in Einem Gott Eins seyn muß mit seiner heiligen Liebe, ist nur die Forderung allgemeiner Anerkennung des Mißfallens Gottes an der Sünde in seinem vollen Ernste. Das ist die einzige Genugthuung" ꝛc.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 8. Januar. № 3.

Agende und Union.

(Von einem Geistlichen.)

Die Agenden- und Unionssache ist jetzt durch die Breslauer Streitigkeiten von Neuem lebhaft in Anregung gekommen, und je mehr Einseitigkeit und Befangenheit die richtige Einsicht in diese Sache hier und dort zu trüben unternimmt, desto mehr ist es zu wünschen, daß Jeder, der ein Urtheil in dieser Sache zu haben überzeugt ist, dasselbe laut werden lasse. Verfasser dieses glaubt eines solchen Urtheils nicht zu ermangeln, indem er seit fast zwei Jahren vielfältige äußere und innere Veranlassung gehabt hat, diesen Gegenstand zu prüfen. Das Resultat dieser seiner Prüfung wird er in der Beantwortung folgender Fragen niederlegen.

1. Stimmt die Agende mit der heiligen Schrift und mit den symbolischen Büchern der beiden Protestantischen Kirchen überein?

2. Was ist wahre und was ist falsche Union und ist die durch die Agende ausgesprochene Union die wahre oder falsche?

Zur Beantwortung der ersten Frage müssen wir die Hauptdogmen beider Kirchen durchgehen, und das, was die Agende darüber sagt, anführen.

Das Grunddogma der Lutherischen sowohl als der Reformirten Kirche ist, daß sie in Glaubenssachen nicht Menschensatzungen, menschliche Meinungen, Ansichten und Überlieferungen als Glaubensnorm oder Glaubensgrund gelten lassen will, sondern allein die heilige Schrift.

Da heißt es nun in der Agende (Ausgabe für die Provinz Brandenburg 1829) im Ordinations-Ritus Th. II. S. 22 u. 23.

„Hiernach wird euch (zu ordinirenden Geistlichen) Folgendes vorgehalten:

Erstens keine andere Lehre predigen und ausbreiten zu wollen, als die, welche gegründet ist in Gottes lauterm und klarem Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments, unserer alleinigen Glaubensnorm und verzeichnet in den drei Hauptsymbolen, dem Apostolischen, dem Nicänischen und dem Athanasianischen (hier werden, wie herkömmlich, die symbolischen Schriften genannt) und in deren Geiste die Agende unserer Evangelischen Landeskirche abgefaßt ist und der zu folgen euch obliegt."

Wer muß nicht bei unbefangener Ansicht eingestehen, daß die neue Agende nur Gottes klares, lauteres Wort als Wahrheit gelten lassen und daher nur etwas will, was die Kirche Christi stets gewollt hat und wollen muß, wenn sie die Kirche dessen seyn und bleiben soll, der Joh. 17, 17. sagte: Gottes Wort ist Wahrheit!

Ein anderes Hauptdogma der Kirche Christi, wodurch sie sich von allen anderen Religionen der Erde, die nicht allein auf Gottes Wort gegründet sind, unterscheidet, ist das Dogma von der heiligen Dreieinigkeit, von Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gott dem heiligen Geiste. Dieses finden wir an folgenden Stellen der Agende: a) Th. I. S. 3., b) Th. I. S. 50 u. 51., c) Th. II. S. 32—39.

Das Dogma von den Engeln befindet sich:

A. Von den guten Engeln Th. I. S. 8., Th. I. S. 40.

B. Von dem bösen Engel Th. II. Anhang S. 56 u. S. 59.

Die Lehre vom Sündenfall und von der Erbsünde:

Th. I. S. 53., wo sie klar ausgesprochen ist. Zugleich folgt aus der Lehre von der Taufe und Wiedergeburt Th. II. S. 7. Th. II. S. 55.

Die Glaubenslehre von der Person Christi

A. Von seiner göttlichen Natur Th. I. S. 3. S. 50 u. 51., Th. II. S. 32—39.

B. Von seiner menschlichen Natur und von der Verbindung beider Naturen Th. I. S. 13. S. 38—40. Th. I. S. 44—49. S. 53. 54. Th. II. S. 31—39.

C. Von Christi Mittleramte die obigen Stellen und noch Th. II. S. 53.

Das Dogma von der Wiedergeburt oder von Buße und Glauben. Sämmtliche vorher unter C. angeführte Stellen und Th. I. S. 35.

Die Lehre von den letzten Dingen Th. I. S. 14—15. Th. I. S. 48 u. 49 u. 54. Th. II. S. 31—39.

Über diese Glaubenslehren spricht sich die neue Agende in den angeführten Stellen so aus, daß man darin ihre völlige Übereinstimmung mit der heiligen Schrift und namentlich auch mit der Augsburgischen Confession anerkennen muß. Hätten nun beide Evangelische Kirchen, oder überhaupt die Kirche des Herrn keine andere Glaubenslehren mehr als diese: so wäre es unbegreiflich, wie die neue Agende bei ächten Lutheranern und Reformirten hätte Anstoß erregen können. Allein außer den genannten Heilswahrheiten hat die Kirche Christi noch die höchst wichtige Lehre von den Sakramenten, von der Taufe und vom heiligen Abendmahle, und da die Lutherische und Reformirte Kirche in dieser Lehre von einander abweichend waren, die neue Agende aber beide Kirchen zu einer vereinigen und doch beiden Theilen genügen will: so hat sich die Lehre von den Sakramenten in ihr folgender Maßen gestaltet.

Um dem Lutherischen Lehrbegriff von der heiligen Taufe zu entsprechen, erlaubt sie Th. II. S. 7. die Formel: der Geist des Unreinen gebe Raum dem heiligen Geiste, was an den

Exorcismus nach Ephes. 2, 1. 2., erinnert; um aber die Reformirten zum Gebrauch dieser Formel nicht zu zwingen, ist es dem Geistlichen gestattet, sie wegzulassen. Die alte Lutherische Entsagungsformel: „Entsagest du dem Teufel" ist verändert in: „Entsagest du dem Bösen in seinen Werken und in seinem Wesen?" — statt dessen man auch sagen kann: „Entsagest du der Sünde und allem ungöttlichen Wesen?" Ja, der Geistliche darf nach der n. A. Th. II. S. 54. 55. Note, ohne alle Entsagungsformel taufen. Man sieht aus diesen Variationen, die in der Taufform erlaubt sind, daß die Agende den Lutheranern und Nicht-Lutheranern hat genügen wollen. Für letztere offenbar, denn erstere bedürfen dessen nicht, hat sie die Entsagungsformeln in obiger Weise verändert. Indem sie nun statt „dem Teufel," „dem Bösen" (ob der oder das Böse ist zweifelhaft) oder „der Sünde" oder gar nichts zu setzen erlaubt, kann es allerdings den Schein gewinnen, als wenn sie den Teufel und sein Reich läugnete, und dadurch den Begriff der Sünde verflachte. Daß sie aber den Teufel und sein Reich nicht gradezu läugnen will, sieht man wenigstens aus Th. II. Anhang S. 56 u. 59. Wären nicht noch diese beiden Stellen in der Agende, so müßte der Jünger des Herrn, welcher bei der Rede des Meisters bleibt, in der That besorgt werden, daß eine entschiedene Wahrheit der Schrift geläugnet oder zweideutig dargestellt werden sollte. Er hat aber außer diesen beiden Stellen noch zwei andere, später zu nennende Gewährsmittel, durch die alles Schwankende auch in der Lehre von der Taufe beseitigt werden kann. Aus der in der neuen Agende enthaltenen Taufform und den dazu gehörigen Gebeten sieht man also, daß sie beiden Kirchen, der Lutherischen und Reformirten, entsprechen wollte.

Ein Gleiches gilt von der Lehre vom heiligen Abendmahle. Die an die Communikanten zu richtende Anrede, Th. I. S. 13., schildert das heilige Abendmahl als den Genuß eines Gedächtnißmahles (was es ja auch ist); es schildert dasselbe aber nicht deutlich genug als den Genuß des Leibes und Blutes Jesu Christi (was es doch vorzüglich ist); man müßte denn die in dieser Anrede stehenden Worte: „auf daß ein Jeder, der von diesem Brodte isset und von diesem Kelche trinket an die dabei gesprochenen Worte Jesu Christi glaube, so auslegen, daß eben, weil es doch heißt: nehmet, esset, das ist mein Leib ꝛc. — das ist mein Blut — dadurch das heilige Sakrament als Genuß des Leibes und Blutes Jesu Christi bezeichnet werde. Daß man diese allein mit der heiligen Schrift übereinstimmende sogenannte Lutherische Auslegung in der unirten Kirche auch gelten lassen will, geht aus den Abendmahlsgebeten der n. A. Th. II. Anhang S. 50 u. 52. hervor, in welchen ausgedrückt ist, daß wir den Leib und das Blut des Herrn wahrhaft im heiligen Abendmahl empfangen. Die Summa des ganzen Abendmahls-Ritus und aller Abendmahlsgebete der neuen Agende beweist, daß man wegen der Union der Protestantischen Kirchen zugleich dem Zwinglianismus, dem Calvinismus und dem Lutherthum genügen wollte. Daß man aber durch Einführung der Agende und Union dem Rationalismus und Idealismus, so wie überhaupt allen möglichen Meinungen

über christliche Glaubenswahrheiten Thür und Thor öffnen und den positiven christlichen Glauben aufheben gewollt, oder eine Kirche stiften, welche diesen Glauben dahingestellt seyn läßt, dies kann man aus der Agende nicht darthun. Denn die in ihr enthaltenen Glaubenslehren vom Worte Gottes, als der alleinigen Glaubensnorm, von der heiligen Dreieinigkeit, von den guten und bösen Engeln, vom Sündenfall und der Erbsünde, von der Gottheit Christi und dessen Menschwerdung, von dem versöhnenden Kreuzestod und dem Mittleramte des Herrn, von der Wiedergeburt durch den heiligen Geist, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, von der Wiederkunft Christi zum Gericht, vom ewigen Leben und der ewigen Verdammniß sind so völlig auf die heilige Schrift gegründet und mit ihr übereinstimmend, daß die Kirche Christi diese Wahrheiten nicht bestimmter aussprechen kann, als sie in der Agende ausgesprochen sind. Die Agende leistet von dieser Seite aus dem Rationalismus, also dem Zweifel und Unglauben, so gar keinen Vorschub, daß sie bei ihrem ersten Erscheinen den Rationalisten höchst widerwärtig war, und auf jede Weise von ihnen verunglimpft wurde. Kein wahrer Lutheraner und kein wahrer Reformirter kann die Agende in diesen Wahrheiten der geringsten Abweichung vom Worte Gottes oder von der Lehre seiner Kirche bezüchtigen.

Wie verhält sich aber die Lehre der Agende von der Taufe und dem heiligen Abendmahle zur heiligen Schrift? Zuvörderst wird man bei unbefangener Betrachtung finden, daß sie in dieser Hinsicht nichts Schriftwidriges enthält. (Wer aber nicht wider mich ist, sagt der Herr, der ist mit mir.) Denn gesetzt, man brauchte bei der Taufe, s. Th. II. Anhang, Note S. 54 u. 55., gar keine Entsagungsformel, sondern taufte bloß auf den Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, so folgt aus der Idee der Taufe und Wiedergeburt von selbst, daß die Lossagung von dem Reiche des Teufels und alles Bösen dabei vorausgesetzt wird, und man würde diese Taufform, gläubig verstanden, grade so ansehen müssen, wie die Taufe des Kämmerers durch Philippus (Apostelgesch. 8, 37.), die doch gewiß christlich war. Wie aber ein Ungläubiger eine solche Taufform deuten will, hat kein Gläubiger zu verantworten. Bedient man sich aber der Taufform: entsagst du dem Bösen in seinen Werken und in seinem Wesen? so kann ein Gläubiger hier unter dem Bösen wegen der damit verbundenen Werke und des damit verbundenen Wesens, welches die Sünde ist, nichts anders, als den Teufel verstehen, und die Entsagungsformel ist nur mit Vertauschung eines schriftgemäßen Ausdruckes gegen einen anderen (der Böse statt der Teufel) die Formel der Lutherischen Kirche. Braucht man aber die Formel: Entsagst du der Sünde und allem ungöttlichen Wesen? so ist, wenn man diese Form nach der Schrift, als der alleinigen Glaubensnorm, versteht, die Lossagung von dem Teufel und seinem Reiche mit begriffen und verstanden. Wie sich solche Formeln eine rationalistische Schriftverdrehung auslegt, welche auch die bestimmteste Formel unbestimmt und schriftwidrig zu verstehen gewohnt ist, kann einen gläubigen Christen nicht irre machen, und ihn, wenn er die Agende annimmt, nicht in den Schein des Unglaubens bringen. Denn Rationalisten verstehen auch

selbst die alte Wittenberger Agende ungläubig; wer wollte aber dieses jener Agende oder einem Lutherischen Christen zur Last legen? Gegen die heilige Schrift sind also die verschiedenen Taufformen der neuen Agende nicht; wenn sie gleich dem Zweifler und Ungläubigen einen freieren Spielraum gestatten, als das alte Lutherische Formular.

(Schluß folgt.)

Gutachten eines Kunstverständigen über eine Ausgabe der heiligen Schrift mit Bildern.

Die Bilder sind, nach der Ansicht des Mittelalters, „die Bibel der Armen," d. h. der Ungelehrten, denen der Schlüssel zum Verständniß der heiligen Schriften mangelte. Aber wir Alle mögen gern seyn „Arme an Geist" und nicht verschmähen, ein tieferes Verständniß uns von denjenigen vorführen zu lassen, denen das Ahnen, wenn ich so sagen darf, zum Schauen ward. Eine Bilderbibel, in künstlerischer Vollendung hergestellt, würde, nach verschiedenen Seiten hin, unberechenbare Folgen in Bezug auf Bildung des Gemüthes nach sich ziehen.

Ich habe versucht, einige Gedanken über ein solches Unternehmen aufzuschreiben.

Für's Erste bin ich der Meinung, daß das Ganze nicht eigentlich in Form eines Bilderheftes, einer Bildersammlung zusammengestellt werde. Lebendiger, unmittelbarer, insbesondere wirkungsreicher scheint es mir zu seyn, wenn die gesammte heilige Schrift selbst, auf angemessene Weise gedruckt, den eigentlichen Grund und den fortlaufenden Text des Ganzen bildete und wenn die Bilder eben in den Text selbst, zu Anfang oder am Schluß der betreffenden Stelle, hineingedruckt würden; denn auf solche Weise dienen dieselben ungleich ergreifender zur Stimmung oder Sammlung des Gemüthes, als wenn sie auch nur auf beigehefteten Blättern befindlich wären.

Was die mitzutheilenden Bilder selbst betrifft, so scheint es mir vor Allem nöthig, das große Material, zu dessen Hervorbringung die vergangenen Jahrhunderte thätig gewesen, einer genauen Durchforschung zu unterwerfen. Die Formen und Typen, an deren Herstellung viele Menschenleben gearbeitet, sind nicht wohl als zufällige zu betrachten. Von den ersten Kunstbestrebungen der Christen an, in denen noch ein Hauch aus der ersten Apostelzeit herüber zu wehen scheint, bis zu den wunderbaren Werken vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sind bestimmte Richtungen auf Ein Heiliges und Wahres nachzuweisen. Es würde also, wie gesagt, der vorhandene Vorrath in Bezug auf biblische Darstellungen getreu durchforscht und das, was nur für Eine Zeit Werth hat, von dem für alle Zeit Gültigen geschieden werden müssen. Die Ausbeute würde eine solche Arbeit belohnen. Zur Ausfüllung der etwa vorhandenen Lücken würden sodann lebende Künstler, deren Werke der in Rede stehenden Richtung entsprechen, aufzufordern seyn.

Die Vervielfältigung der Bilder würde am Besten durch verschiedene Kunstarten zu erreichen seyn. Für größere Blätter, welche namentlich die größeren Abschnitte einleiten oder schließen könnten, würde Stahlstich die beste Manier seyn, indem hier mit sauberer Ausführung zugleich eine sehr große Anzahl von Abdrücken zu erreichen ist. Den Stich in den Text hineinzudrucken, hat keine Schwierigkeit, wenn nur ein gutes Papier gewählt ist. Für kleinere Bilder aber würde ich Holzschnitt vorschlagen. Einmal nämlich sind wir gegenwärtig in dessen Behandlung sehr vorgeschritten, so daß Trefflichstes geleistet wird; sodann erlaubt derselbe, vermittelst stets zu erneuender Abgüsse des eigentlichen Stockes, eine unendliche Menge von Abdrücken; er ist ferner bequem mit dem Texte zugleich zu drucken, was namentlich bei vignettenartigen Bildern (dazu die altchristlichen Symbole den schönsten Stoff liefern würden) als sehr wünschenswerth erscheinen dürfte. Im Holzschnitt endlich wären auch anderweite Ornamente, Einfassungen u. dgl., welche dem Gesammtwerk noch zu größerer Zierde dienen könnten, auszuführen.

Die Anfertigung geschmackvollerer Lettern (in vollerer Form als die gewöhnlichen, ohne indeß modern-gothisch zu werden) würde dazu dienen, das Werk noch mehr als ein künstlerisches Ganze hinzustellen. Selbst der Einband, die Formen der Vergoldung, der Pressen für das Leder des Deckels, der Krampen u. s. w. würde in künstlerische Obhut zu nehmen seyn, und somit Alles sich vereinigen, das Heilige auf möglichst würdige Weise zu tragen.

Natürlich würden von einer so eingerichteten Bilderbibel verschiedene mehr oder minder kostbare Ausgaben zu veranstalten seyn, etwa in Bezug auf eine größere oder geringere Anzahl der Bilder oder dergleichen. Vielleicht würde es im Geschmack Einzelner seyn, die Bilder durch Miniaturmaler, nach Art mittelalterlicher Miniaturen, sauber kolorirt zu erhalten, und auch auf diese Weise würden, der verschiedenen Ausführung gemäß, verschiedene Preise festzusetzen seyn.

Großen Nutzen dürfte es übrigens auch haben, wenn neben einem so eingerichteten Ganzen die Bilder zugleich einzeln oder Heftweise ausgegeben würden. Namentlich aber könnte ein Verkauf von Abgüssen der Holzstempel (dergleichen schon als vortheilhafter Handelsartikel dient) von den ersprießlichsten Folgen auf eine edlere Richtung des Geschmackes seyn.

Ein solches Unternehmen, von vaterländischen Künstlern ausgeführt, — denn wir können uns heute, wenn sonst nur die nöthigen Geldmittel angewandt werden, allerdings mit den Besten messen, — würde eben so dem Vaterlande zum Ruhm und großen Nutzen gereichen, als überhaupt eine wahrhafte Erbauung und Veredlung des Geschmackes auf's Ersprießlichste befördern.

Dr. K.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Schluß.)

Einigen Schein könnte dieser Vorwurf hernehmen von der Art, wie Anselm den von Gott gefaßten Erlösungsplan durch

die Absicht motivirt, daß er den durch die gefallenen Engel gestörten himmlischen Staat (civitatem coelestem) herstellen mußte und wollte. Dies Motiv ist allerdings rein menschliche Erfindung und ohne Schriftgrund. Allein es ist hervorgerufen durch das System, welches den Ungläubigen überall auch da Grund angeben will, wo die Thatsache Glauben fordert. Daß Gott es wollte, weil er es that, diese einfache Erklärung genügt dem Unglauben nicht. Auf diese Weise ließe sich diese Hypothese, dieser „Einfall und theologische Träumerei," wie sie Cramer (Bossuet ꝛc. Fortsetzung 6ster Bd.) nennt, einigermaßen entschuldigen, und die Schuld fiele mehr auf diejenigen, welche rationem und nichts als rationem haben wollen. Ihnen gebührt Anselm's Antwort: „rationem postulasti rationem accipe." Übrigens verschwieg sich Anselm die daher entstehende Schwierigkeit nicht, lib. II. c. 5.: „Aber wenn dem so ist, so scheint Gott durch die Nothwendigkeit, einer Ungeziemenheit auszuweichen, zum Heil der Menschen gezwungen zu werden, es also mehr um seinet- als um unsertwillen gethan zu haben?" — Antwort: „Wenn Jemand freiwillig dem Zwang des Wohlthuns sich unterwirft, und eben so frei und gerne den Zwang über sich walten läßt, dann wahrlich verdient er nur desto größeren Dank. Denn nicht Nothwendigkeit ist das, sondern Gnade" ꝛc. Anderwärts (meditt. de red. c. III.) äußert er sich so darüber: „Hat ihn irgend eine Nothwendigkeit dazu gezwungen? Allein alle Nothwendigkeit und Unmöglichkeit unterliegt ja seinem Willen; denn was er will, ist nothwendig, und was er nicht will, unmöglich. Aus bloßem freien Willen also that er's. Denn Gott bedurfte es nicht, daß er auf diese Weise den Menschen rettete; aber die menschliche Natur bedurfte es, daß auf diese Weise Gott dem Herrn genuggeschähe. Nicht Gott bedurfte es, daß er solche Mühsal litt, aber der Mensch bedurfte es, daß er so Gott versöhnt würde." Nachdem Anselm weiter die Nothwendigkeit einer Genugthuung dargethan, fährt er in eben dieser Stelle fort: „Damit also die Gerechtigkeit Gottes in seinem Reiche die durch die Sünde angerichtete Unordnung ausgliche, trat die Güte Gottes ein, und der Sohn Gottes kleidete sie in seine Person" ꝛc. —

Gewöhnlich behauptet man dagegen, Hugo Grotius sey wieder zur Liebe zurückgekehrt, und habe diese zu Grunde gelegt. Allein auch diese Behauptung ist einseitig. Da wo Grotius von der Nothwendigkeit der Genugthuung reden muß, kommt er eben so wenig als Anselmus, und je einer, der systematisch über diesen Gegenstand denkt oder schreibt, ohne die Gerechtigkeit aus. Man vergleiche nur z. B. den Hauptsatz, darin Grotius die zu vertheidigende Kirchenlehre zusammenfaßt, defensio fid. cathol. de satisf. ed. Lange c. I. §. 1. und c. V. §. 9., wo er die retributio poenarum aus der justitia ableitet. Daß aber Grotius dieser justitia möglichst aus dem Wege geht, ist nicht zu verkennen. Aus welchem Grunde, und was er dafür an die Stelle setzt, darüber behalten wir uns das Urtheil für später vor.

Es könnte nun noch gefragt werden, ob Anselm Gott in seinem Systeme darstelle als judex oder als creditor oder als Grotiusschen rector und princeps? Allein da Grotius durch seinen Begriff von Genugthuung auf diese Unterscheidung geführt worden, Anselm's Begriff aber nicht derselbe ist, so fällt bei ihm diese Unterscheidung weg; und wir können das Weitere bis zur Prüfung des Grotiusschen Systems versparen. Eben damit hängt zusammen die Frage, ob und wiefern man von einer persönlichen Beleidigung Gottes ꝛc. reden könne? Wir führen hier vorläufig nur das Urtheil des schon öfters citirten Verfassers des Hutterus redivivus an, der das Anselmische System am richtigsten erfaßt zu haben und zu beurtheilen scheint: „Anselmus drückt das göttliche Gesetz der Gerechtigkeit nur persönlich aus, wie die Alten pflegen, und zwar deshalb, weil sie die göttliche aseitas gegen die Meinung eines über ihm stehenden Gesetzes verwahren wollen; an eine individuelle Verletzung dachte er nicht." —

Gegen den Vorwurf, den z. B. unter Anderen Bretschneider macht (Handb. der Dogm. 2ter Bd. §. 158. ed. 1818), „daß nach dem Anselmischen System Gott sich selber genugthue," bedarf wohl Anselm keine Vertheidigung. Es wird ihm und Anderen noch gar manches Mal ergehen, wie es ihm von Cramer (a. a. O. 5ter Bd.) erging, der den Satz: „Nichts ist wahr, als durch die Theilnehmung an der Wahrheit, oder weil die Wahrheit des Wahren in der Wahrheit selber ist" (Anselm's eigene Worte: „Quia nihil est verum, nisi participando veritatem; et ideo veritas in ipso vero est" etc. de veritate gleich im Anfang) für pure Tautologie hält, und es dem Anselm hoch anrechnet, daß er es auch nicht dafür erkannte.

Nachrichten.

(England.) Vor dem Gericht von Old Baley wird ein Mensch Namens Berthold wegen eines kleinen Diebstahls verklagt und von dem bekannten Advokaten Mr. M. Philipp vertheidigt. Als letzterer einen Zeugen zu Gunsten seines Klienten, Namens Mr. Julian Hibbot, vernehmen will und diesem das Neue Testament überreicht wird, um den üblichen Eid zu leisten, erklärt Hibbot, den Eid nicht leisten zu können, weil er nicht an die heilige Schrift glaubte. Auf weiteres Befragen läugnet er ein Deist zu seyn und erklärt sich für einen Atheisten. Dies Geständniß, was deutlich und ruhig abgelegt wurde, erfüllte den ganzen Saal mit Entsetzen. Der Advokat schauderte vor seinem Zeugen zurück und erklärte, mit ihm nicht länger verhandeln zu wollen, was das versammelte Publikum mit einer dreimaligen Beifallsbezeugung aufnahm. Der Alderman Brown lobte den Mr. Philipp und selbst der Recorder wagte dieser Aufwallung nicht zu widerstehen, sondern rechtfertigte seine Erlaubniß als eine Concession gegen das gerechte Gefühl, woraus sie hervorgegangen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger; Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 11. Januar. № 4.

Agende und Union.

(Von einem Geistlichen.)

(Schluß.)

Wie mit der Lehre von der heiligen Taufe, so verhält sich's auch mit der Lehre vom heiligen Abendmahle. Es ist nicht schriftwidrig, sondern recht verstanden schriftmäßig, daß das heilige Sakrament des Altars ein Gedächtnißmahl ist. Freilich ist es auch zugleich der Genuß des Leibes und Blutes Jesu; indeß auch diese Erklärung findet der unbefangene Gläubige in den Darreichungsworten Th. I. S. 17.: Nehmet hin und esset, spricht unser Herr und Heiland Jesus Christus: das ist mein Leib ꝛc. —: dieser Kelch ist das Neue Testament ꝛc. — Bei diesen Worten kann er sich nichts anders denken, als daß ihm der Leib und das Blut des Herrn gereicht wird. Denn daß, wenn es bei der Darreichung heißt, Christus spricht, dies so viel heißen solle, als Christus spricht es zwar, aber wer weiß, ob es wahr ist, und daß man nach der neuen Agende das heilige Abendmahl bloß historisch empfange, wird kein Unbefangener und Leidenschaftsloser behaupten. Dann müßte auch die Taufe der Lutherischen Kirche immer historisch gewesen seyn, weil es im kleinen Katechismus Luther's auf die Frage: welches sind denn solche Worte und Verheißungen Gottes? auch heißt: da unser Herr Christus spricht: Marci am Letzten: wer da glaubet ꝛc. — Und daß wir uns nach dem Genuß des Leibes und Blutes Jesu auch zur Herrlichkeit des Vaters erheben, der zwar allgegenwärtig und beim Sakrament nebst dem Sohne in uns ist, zu dem wir aber doch auch beten: Vater Unser im Himmel, wird kein Jünger Christi bestreiten wollen. Die Abendmahlsformulare der neuen Agende umfassen also zusammengenommen die ganze Wahrheit des Sakraments: das Gedächtnißmahl, den Genuß des Leibes und Blutes Jesu, die Erhebung zu Gott. In diesem Sinne nimmt ein gläubiger Christ die Darstellung der Lehre vom Abendmahl in der Agende. Wer sie anders nimmt, oder sie zerreißt, wer nur eine Seite des Sakraments auffaßt mit Verläugnung der anderen, der hat es vor seinem Gewissen und vor Gott zu verantworten und wird nicht ohne Schaden wegkommen. So wären also Tauf- und Abendmahlsform der Agende der Schrift nicht entgegen, obgleich sie freilich der Einseitigkeit, dem Zweifel und Unglauben einen Spielraum lassen, was die Darstellung der anderen Lehren nicht thut.

Fragen wir nun, ob die so eben dargelegte und als nicht schriftwidrig erwiesene Lehre der Agende mit dem Lehrbegriffe der Bekenntnißschriften der beiden Protestantischen Kirchen übereinstimmt, so kann man diese Frage nur bedingt bejahen. Die Reformirte Kirche wird ihre Lehre von der Prädestination, die freilich auch in den meisten ihrer Bekenntnißschriften entweder ganz übergangen, oder doch sehr zurückhaltend ausgedrückt wird, in der Agende nicht wiederfinden, wohl aber die Lutherische die Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes. Dagegen wird die Reformirte ihre Lehre von den Sakramenten genau finden, die Lutherische nur, wenn sie Alles, was die Agende darüber enthält, zusammenfaßt und nach der heiligen Schrift und ihren symbolischen Büchern interpretirt. Erwägen wir nun, daß die Agende nur Agenda, was beim Gottesdienst und bei Verwaltung der Sakramente gethan werden soll, nicht Credenda, den Glauben mit Verwerfung der Gegenlehre enthält: so könnte man, wenn nur die symbolischen Bücher, nach denen das Unbestimmte in der Agende interpretirt wird, feststehen, diesen Mangel bei der Agende in wahrer christlicher Liebe aus den Symbolen ergänzen. Und dies muß offenbar geschehen, wenn die Wahrheit der Kirche Christi gesichert und die wahre Union angebahnt und bewirkt, die falsche vermieden werden soll.

Die Hauptsache bei Annahme und Gebrauch der Agende ist daher, daß die symbolischen Bücher und zwar für den Lutheraner die Lutherischen und für den Reformirten die Reformirten feststehen, und jeder Theil unbehindert ist nach der Norm derselben nicht nur außer dem Gebrauch der Agende zu lehren und zu glauben, sondern auch die Tauf- und Abendmahlsform in der Agende nach den Bekenntnißschriften zu interpretiren, und jeden Zweifel und alles Unbestimmte, was in dem einen oder anderen Theil dieser Formen liegen möchte, durch Lehre und Auslegung nach den Symbolen entschieden abzuweisen. Und dazu berechtigt ihn die Agende selbst. Denn indem der Prediger laut des Ordinations-Ritus Th. II. S. 22 u. 23. gehalten ist, „die heilige Schrift als alleinige Glaubensnorm anzusehen und alle abweichende und willkührliche Lehre als Gift der Seele zu fliehen," hat er sich dadurch heilig verpflichtet, die Tauf- und Abendmahlsform nur im Sinne des klaren, lautern Wortes Gottes zu verstehen, und er kann sowohl von Seiten des Staates und der Kirche als auch von seiner Gemeinde als ein Meineidiger angeklagt werden, wenn er diese Formeln zur Beförderung des Unglaubens mißbraucht. Wie sehr er verpflichtet ist, diese Formeln nach dem Sinne des lautern Wortes Gottes zu behandeln, und ihnen keinen schriftwidrigen Sinn unterzulegen, geht schon aus der Parenthese des Ordinations-Ritus n. A. Th. II. S. 23. (hier werden, wie herkömmlich, die symbolischen Schriften genannt) hervor. Der Lutheraner kann darunter keine anderen als die symbolischen Schriften seiner, der Lutherischen Kirche, also namentlich die Augsburgische Confession, verstehen, und der Reformirte keine anderen, als die der Reformirten Kirche. Ein Lutherischer Patron, eine Lutherische Gemeinde kann demnach laut der Pa-

rentheſe im Ordinations-Ritus von dem Prediger verlangen, daß er der Augsburgiſchen Confeſſion gemäß lehre und Reformirte Gemeinden können von ihrem Seelſorger ebenfalls eine ihrem Bekenntniß gemäße Lehre fordern. Wird ihnen, dem einen ſowohl als dem anderen Theil, dieſe Lehre nicht gewährt, ſo können ſie mit Recht von ihrem Seelſorger ſagen, daß er ſie um ihren Glauben betrüge und daß er ſein Amt aufgeben ſolle. Vergeblich wird ſich alsdann der Prediger darauf berufen, daß die Tauf- und Abendmahlsform der neuen Agende ihm die Freiheit gebe, gegen das Lutheriſche oder Reformirte Bekenntniß zu lehren und ein Herr des Glaubens ſeiner Gemeinde zu ſeyn; der ganze Ordinations-Ritus und die Parentheſe von den ſymboliſchen Büchern nimmt ihm dieſe Freiheit gänzlich. Jede Kirche bleibt laut der ſymboliſchen Bücher auch bei Annahme der neuen Agende ihres Glaubens und die Annahme der Agende iſt daher nur bedingt, nicht unbedingt. Eine unbedingte Annahme der Agende, zufolge welcher der Geiſtliche heute Reformirt, morgen Lutheriſch und übermorgen vielleicht keines von beiden wäre, hieße einerſeits den drückendſten Gewiſſenszwang, andererſeits die offenbarſte Heuchelei annehmen, bekennen und befördern, und würde der Untergang der Kirche Chriſti ſeyn. Und wenn gar ein Ungläubiger ſagen wollte, daß, weil in der neuen Agende die Lutheriſche und Reformirte Lehre vom heiligen Abendmahle ſteht, dieſe Lehren ſich aber gegenſeitig aufheben, alſo auch die ganzen Bekenntnißſchriften beider Kirchen als aufgehoben zu betrachten ſeyen, mithin die unirte Kirche gar kein beſtimmtes Glaubensbekenntniß hätte: ſo wäre ſolche Schlußfolgerung falſch und verabſcheuungswürdig. Denn jeder Kirchenpatron und jede Gemeinde könnte einem ſolchen, der dies behauptet, aus der neuen Agende beweiſen, daß die oben Seite 2 und 3. angegebenen Lehren auf das Beſtimmteſte in ihr enthalten ſind und von ihm gelehrt werden müſſen, widrigenfalls er Kirche, Staat und Gemeinde betrügt; und was die Lehre vom Abendmahl und die Taufe betrifft, er auch hier den ſymboliſchen Büchern gemäß zu lehren verpflichtet ſey. Wollte ein ſolcher aber ſagen, daß die im Ordinations-Ritus angeführten ſymboliſchen Bücher, weil ſie nicht namentlich genannt ſind, weder die der Lutheriſchen noch Reformirten, noch auch beider Kirchen ſeyen, ſondern wer weiß welche ſonſt ſeyen, etwa noch erſt herauszugebende: ſo wäre das eine Behauptung, die man als jeſuitiſch zu perhorreſciren und den, der ſie führt, dafür verantwortlich zu machen hätte. Es kann laut des Ordinations-Ritus der neuen Agende nicht anders angenommen werden, als daß für die im Verbande der unirten Kirche befindlichen Lutheraner die Lutheriſchen und für die in ihr befindlichen Reformirten die Reformirten Symbole normative Geltung und Kraft haben, und demgemäß jede Gemeinde des einen und anderen Bekenntniſſes von ihrem Prediger zu fordern hat, daß er dem Bekenntniſſe gemäß lehre, auch nur einen Prediger, der den Glauben ihres Bekenntniſſes hat, zu wählen braucht.

Wo nun die Prediger dieſen Glauben haben und alſo entweder Lutheriſch oder Reformirt ſind, da iſt beim Gebrauch der neuen Agende für den Glauben der Gemeinde keine Gefahr.

Die Agende hilft da vielmehr dieſen Glauben erhalten und unter dem Beiſtande des heiligen Geiſtes beleben. Wo aber die Prediger dieſen Glauben nicht haben, da kann die Agende zwar, wenn ſie unverändert (was leider nicht überall geſchieht) gebraucht wird, Erbauung gewähren; aber wenn der Prediger ſelbſt des lebendigen Glaubens ermangelt, und entweder ſeinen todten, oder halben oder Unglauben predigt, kann die Agende (beſonders wenn er ſie nicht unverändert gebraucht) von ihm zur Beförderung des Unglaubens gemißbraucht werden. Das konnte aber auch bei ungetreuem Gebrauch der alten Wittenberger und jeder anderen Agende geſchehen, nur daß man aus dieſen, weil in ihren Tauf- und Abendmahlsformen auch nicht ein Schein von Widerſpruch war, ſelbſt bei dem beſten Willen nicht den Satz herleiten konnte: daß die Kirche gar keine beſtimmten Symbole habe. Dieſen Satz hört man leider nur zu oft von denen aus der Agende ableiten, die für die Unbeſtimmtheit und Schriftwidrigkeit ihrer Lehre eine Vertheidigung ſuchen. So unſchädlich und gefahrlos die Annahme und der Gebrauch der neuen Agende alſo auch da iſt, wo das Glaubensbekenntniß feſtſteht und wo der Prediger den wahren Glauben hat, ſo gefahrvoll und beſorglich iſt dieſe Annahme und der Gebrauch der Agende doch da, wo das Glaubensbekenntniß nicht mehr feſtſteht und wo der Prediger nicht den wahren Glauben hat. Deshalb muß es die Hauptſorge aller Kirchenpatrone, Gemeinden und Prediger ſeyn, daß ſie, um ſich und die Ihrigen vor dem Verderben zu bewahren, ſich das Glaubensbekenntniß zu erhalten ſuchen. Freilich iſt die Erhaltung des Glaubens und des Bekenntniſſes Gottes Sache, der ſeiner Kirche verheißen hat, daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen ſollen; aber wenn ſeine Kirche nichts dafür thut, ſo iſt es ein Zeichen, daß ihr nichts am Glauben liegt, und er wird ſie aus verdientem Gericht Bekenntniß und Glauben, Glauben und Bekenntniß verlieren laſſen. Dafür aber behüte uns, lieber Herre Gott! Es hat wohl ein jeder gläubige Chriſt, dem ſein und der Seinen Heil am Herzen liegt, vor Allem aber jeder Seelſorger, von deſſen Händen Gott das Blut der verlorenen Seelen fordern wird, täglich inbrünſtig darum zu beten, daß uns der Herr den reinen Gebrauch ſeines Wortes und der heiligen Sakramente erhalte, denn wir leben in einer in dieſer Hinſicht gefahrvollen Zeit, wo Satan mehr als Lichtengel denn als brüllender Löwe umhergeht. Was aber nun Patrone, Gemeinden und Prediger außer dem Gebet noch mehr zu thun haben, um ſich und den Ihren und der Nachkommenſchaft den Glauben zu wahren, darüber wünſcht der Verf. erſt die Anſicht Anderer zu vernehmen, ehe er die ſeinige ausſpricht.

Wir kommen nun zur Beantwortung der zweiten Frage, was wahre und was falſche Union iſt, und ob die durch die Agende ausgeſprochene Union eine wahre oder falſche ſey. Es gibt nur Eine wahre Union, und das iſt die Union des Sünders mit Gott, von welcher der Heiland in ſeinem hohenprieſterlichen Gebete, Joh. 17, 21., ſagt: Auf daß ſie Alle eins ſeyn, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, auf daß auch ſie in uns eines ſeyn, auf daß die Welt glaube, du habeſt mich geſandt. Für dieſe Union hat ſich der Heiland kreuzigen laſſen,

und die bloße Idee derselben ist, mit Claudius zu sprechen, werth, daß man sich dafür rädern lasse. Diese Union entsteht, sobald der Mensch, der Sünder, gleichviel, ob Christ, Katholik, Lutheraner, Reformirter, Jude, Muhamedaner oder Heide sich zu Gott bekehrt und an Jesum Christum gläubig oder durch den heiligen Geist von neuem geboren wird. Da ist denn kein Jude noch Grieche, kein Katholik noch Protestant, kein Lutheraner noch Reformirter, sondern sie sind allzumal Einer in Christo Jesu — aber wohl gemerkt: in Christo Jesu. Es heißt nicht: sie sind Einer in diesem und jenem Ritus, im Glauben an die Satzungen des Tridentiner Concils oder des Römischen Katechismus, im Gebrauch der alten Wittenberger oder neuen Preußischen Agende, sondern allzumal Einer in Christo Jesu. Man kann im Gebrauch obiger Bekenntnisse und Agenden mit Vielen eins seyn, und doch nicht mit Christo Jesu. Wer aber nicht mit Christo Jesu eins ist, der mag die besten Glaubensbekenntnisse und Agenden haben, und mit diesem und jenem noch so viel unirt seyn; so ist er doch in den Augen des heiligen Gottes ein Separatist, der nie ein Erbe am Reiche Gottes haben wird, es sey denn, daß er sich bekehre. Alle also, welche mit Christo Jesu eins sind, stehen in der wahren Union; Alle, welche mit Christo Jesu nicht eins sind, sind Separatisten. Glaubensbekenntnisse und Agenden machen das Wesen der Union noch nicht aus, sondern das Eins seyn mit Christo. Mit Christo kann man aber nur dann eins seyn, wenn man thut, was er gebietet. Ihr seyd meine Freunde, spricht der Herr: so ihr thut, was ich euch gebiete. Die mit Christo eins seyn und als seine Jünger erfunden werden wollen, müssen bei seiner Rede bleiben. Deshalb spricht der Herr, Joh. 8, 31 u. 32.: So ihr bleiben werdet bei meiner Rede, so seyd ihr meine rechten Jünger, und ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen. Das Einssein mit Christo setzt also voraus, daß man nur an Gottes lauteres, klares Wort glaubt, und alle willkührlichen davon abweichenden Lehren als Gift der Seele flieht. Bleibt man aber bei Gottes Wort, unterwirft man sich und seine Vernunft in Demuth dem lauteren Worte der heiligen Schrift, welches sich nicht widerspricht, sondern eins ist, so kann man auch nur Einen Glauben haben, wie Paulus, Ephes. 4, 5., sagt. Denn so wie es nur Eine Bibel, Ein Wort Gottes, Eine Wahrheit gibt, so gibt es auch nur Einen Glauben, welcher bei diesem Worte Gottes bleibt, gleichviel, ob er es schon versteht oder noch nicht. Die wahre Union setzt also Einen Glauben an das geoffenbarte Wort Gottes voraus; wer aber mancherlei Ansichten über Gottes Wort und willkührliche Lehren hat, der ist nicht unirt, weil er Zweifel oder Unglauben, aber keinen oder nicht den Einen Glauben hat. Ein solcher ist nur soweit mit Gott unirt, als er an Gottes Wort glaubt, wo er aber zweifelt, da ist er separirt. Alle Union, welche nicht den Einen Glauben hat, ist entweder nur eine theilweise oder Schein-Union.

Welches ist nun die durch die Agende ausgesprochene Union? Insofern die Agende nur die Lehre gelten lassen will, welche auf Gottes klares, lauteres Wort oder auf die prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments, als die alleinige Glaubensnorm gegründet ist, und alle willkührliche Lehre als Gift der Seele zu fliehen gebietet, kann man sagen, daß sie die wahre Union will. Und insofern sie die Lehren von der heiligen Dreieinigkeit, von den Engeln, von dem Sündenfall und der Erbsünde, von der Person Christi, von Jesu Mittleramte, von der Wiedergeburt und von den letzten Dingen durchaus ganz schriftgemäß ausspricht, muß man sagen, daß sie in allen diesen Punkten die wahre Union enthält, d. h. daß alle Mitglieder der unirten Kirche, welche diesen Glauben haben, in diesen Punkten völlig eins sind. Insofern aber in der Lehre von der Taufe und vom Abendmahl eine Abweichung gestattet ist, wird die völlige Union noch eines Theils beschränkt, und die Union, wie sie sich nach der neuen Agende darstellt, kann insofern nur eine theilweise genannt werden. Diejenigen Mitglieder der unirten Kirche, welche auch in den Lehren von der Taufe und dem heiligen Abendmahle alles Unbestimmte und Einseitige fliehen, und hierin das Ganze, was der Herr gegeben hat, gläubig umfassen, bei seiner ganzen Rede bleiben, also die Bekenner der Augsburgischen Confession, welche nach diesem Bekenntniß die Agende interpretiren, diese sind der wahren Union am nächsten gekommen und dem Separatismus am weitesten aus dem Wege gegangen. Diejenigen Mitglieder aber, welche das Unbestimmte und Einseitige in der Lehre von den Sakramenten billigen, sind in diesem Punkte offenbar separatistisch und handeln auch dadurch gegen die Union, daß sie nicht in allen Stücken bei Gottes klarem und lauterem Worte bleiben, und nicht jede willkührliche oder doch einseitige, getheilte Meinung als Gift der Seele fliehen, und sie werden nur dann der Union entsprechen und genügen, wenn sie diese Einseitigkeiten nach Gottes lauterem Worte als separatistisch erkennen. Sehen wir aber auf die verschiedenen Arten von Gläubigen und Meinenden, welche die Agende und Union angenommen haben, so gestaltet sich die Sache also. Der wahre Lutheraner oder Bekenner der Augsburgischen Confession ist der Idee der Union am nächsten gekommen, er ist völlig unirt und eins mit den oben ausgesprochenen Glaubenslehren, und bringt in den Lehren von Taufe und Abendmahl die Union dadurch in sich und für die Seinen zu Stande, daß er das Ganze, was die Agende hierin hat, zusammenfaßt und dieses nach seinem Bekenntniß, der Augsburgischen Confession, auslegt. Mit Einem Worte: er ist in der wahren Union, hat das Wesen derselben am besten erkannt und ergriffen, und ist dadurch von Gott beamtet und verpflichtet, die Union befördern zu helfen, indem er ihre Lehre baut, ihre Gegenlehre niederreißt. Der wahre Reformirte ist vermöge der Annahme der zu Anfang genannten Dogmen größtentheils unirt, und muß auch, wenn er seiner Ordination treu bleiben und Gottes Wort als die alleinige Glaubensnorm ehrlich anerkennen will, das Einseitige in der Lehre von den Sakramenten aufgeben, und indem er sich in Demuth der heiligen Schrift unterwirft, auch den letzten Rest des Separatismus fahren lassen — also völlig des Glaubens werden, der in der Augsburgischen Confession ausgesprochen ist. Zu eben dem Ziele muß der werdende Christ gelangen, oder er hört wieder auf ein Christ zu seyn. Insofern nun

auf diese Weise die Union bei einem Theil ganz, bei einem Theil theilweise vorhanden, bei einem Theil erst im Werden begriffen ist, ist sie immer nur für einen Theil eine wirkliche, für den anderen erst eine werdende. Wären nun alle Mitglieder der unirten Kirche eines Theils wahre Lutheraner, anderen Theils wahre Reformirte und dritten Theiles werdende Christen, und hätten die beiden letzteren, was man von den meisten unter ihnen in Liebe hoffen kann, die Demuth, Gottes klares lauteres Wort als alleinige Glaubensnorm anzuerkennen, so würde die werdende Union unter dem Beistande des heiligen Geistes bald eine gewordene seyn, und es würde auch bald alle Einseitigkeit dermaßen verschwinden, daß die Agende durch eine kleine Umarbeitung in den Tauf- und Abendmahlsformen allen Schein des Separatismus zum größten Trost der Gläubigen abwerfen würde. Dazu helfe der Herr, der da will, daß Alle eines seyn! Da aber ein großer Theil der Mitglieder der unirten Kirche theoretische und praktische Rationalisten und in Hinsicht aller Glaubenslehren Separatisten sind, sich doch aber den Schein geben, als wären sie der Union beigetreten, dadurch aber, daß sie die Einseitigkeit, welche die Agende in Taufe und Abendmahl erlaubt, auf alle Glaubenslehren und noch dazu auf eine ungläubige Art übertragen, allen bestimmten Glauben abläugnen: entsteht die Gefahr, daß die wahre Union gänzlich gehindert, und eine Schein-Union bewirkt werde, bei der das wahre Christenthum gänzlich zu Grunde geht. Dies ist die gefährliche Seite der jetzigen werdenden Union, weshalb sie von den Breslauer Lutheranern, welche nur diese Seite im Auge haben, mit Recht perhorrescirt wird. Was haben nun die gläubigen Christen zu thun, daß sie nicht unter dem Schein der Union dem Wahn- und Un- und Trugglauben anheimfallen? was haben sie zu thun, um nicht durch des Satans List an Christo und den Seinen zu Verräthern und Seelenmördern zu werden? was liegt ihnen ob, daß sie das Glaubensbekenntniß, für welches die Reformatoren Leib und Leben wagten, rein behalten und ihren Nachkommen überliefern? was haben sie zu thun, um als wahre Nachkommen ihrer gläubigen Vorfahren, und als solche, welche das Confessionsfest vor drei Jahren in Wahrheit gefeiert haben, zu erscheinen, und die große Aufgabe, die ihnen der Herr gegeben, zu lösen, um dereinst vor seinem Richterstuhle nicht mit ewiger Schande gebrandmarkt zu werden? Sie haben auf ihr Glaubensbekenntniß, namentlich die Augsburgische Confession, zu halten und dafür zu sorgen, daß sie ihnen und den Ihrigen bewahrt bleibe. Durch solche Sorge werden sie allein die Aufgabe der wahren Union würdig lösen und diese befördern. Möchte doch dieser höchst wichtige Gegenstand von Vielen in Gebet und Nachdenken genommen werden.

Nachrichten.

(Übersicht der Kirchenpartheien in den Vereinigten Staaten, nach dem Amerikanischen Almanach von 1833.)

1. „Orthodoxe Baptisten" (im Ganzen strenge Calvinisten, ausgenommen rücksichtlich der Taufe, die sie nur nach vorhergegangenem Unterrichte ertheilen): 2,743,453 Seelen; 2,914 Geistliche; 4,384 Kirchen; 304,827 Communikanten.

2. „Baptisten vom freien Willen" (Arminianisch-Gesinnte): 150,000 S.; 300 G.; 400 K.; 16,000 C.

3. Mennonitische Baptisten (die in Gesellschaft leben und von den Holländischen Baptisten abstammen): 120,000 S.; 200 G.; 30,000 C.

4. Baptisten von der freien Communion (die Jedermann zum heiligen Abendmahl zulassen): 30,000 S.; 30 G ; 3,500 C.

5. Sabbatharische Baptisten (die den Sonnabend feiern): 20,000 S.; 30 G.; 40 K.; 12,000 C.

6. Baptisten von den sechs Principien (die von ihren Mitgliedern die Zustimmung zu sechs Grundartikeln der Lehre fordern): 20,000 S.; 25 G.; 30 K.: 1,800 C.

7. „Emancipirende Baptisten" (die die Emancipation der Sklaven zur Christenpflicht machen): 4,500 S.; 15 G.; 600 C.

8. Tunkers („Taucher," Deutsche, arminianisch-gesinnte Baptisten, die in Gemeinschaften leben): 30,000 S.; 40 G.; 40 K. 30,000 C.

9. Methodistische Episcopalkirche: 2,600,000 S.; 1,777 G.; 476,000 C.

10. Protestantische Episcopalkirche (ähnlich der Anglikanischen): 600,000 S.; 558 G.; 922 K.

11. Presbyterianer von der Generalversammlung: 1,800,000 S.; 1,801 G.; 2,253 K.; 182,017 C.

12. Associirte oder independente Presbyterianer: 100,000 S.; 74 G.; 144 K.; 15,000 C.

13. Presbyterianer von Cumberland: 100,000 S.; 50 G.; 75 K.; 8,000 C.

14. Congregationalisten oder Independenten: 1,260,000 S.; 1,000 G.; 1,381 K.; 140,000 C.

15. Methodisten: 175,000 S.; 350 G.; 35,000 C.

16. Lutheraner: 400,000 S.; 205 G.; 1,200 K.; 44,000 C.

17. Deutsche Reformirte: 200,000 S.; 84 G.; 400 K.; 17,400 C.

18. Holländische Reformirte: 125,000 S.; 159 G.; 602 K.; 17,888 C.

19. Vereinigte Brüder (Herrnhuter): 7,000 S.; 23 G.; 23 K.; 2,000 C.

20. Universalisten (Arminianer, und Anhänger der allgemeinen Wiederbringung): 500,000 S.; 150 G.; 300 K.

21. „Freunde" oder Quaker: 200,000 S. und 462 Versammlungshäuser (die Hicksites mitbegriffen).

22. Millenarier oder Schakers: 6,000 S.; 45 G.; 15 K.

23. Swedenborgianer oder Kirche des Neuen Jerusalem: 5,000 S.; 30 G.; 28 K.

24. Römisch-Katholische: 800,000 S.; 784 K.

25. „Christen," d. h. baptistische Unitarier: 275,000 S.; 200 G.; 800 K.; 25,000 C.

26. Congregationalistische Unitarier: 176,000 S.; 160 G.; 193 K.

27. Juden und andere nicht erwähnte Partheien: 50,000 S.; 150 Bethäuser.

(Die Gesammtzahl der Bevölkerung ist 12,496,953 Seelen.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung

Berlin 1834. Mittwoch den 15. Januar. № 5.

Nachricht von einem alten Ehescheidungs-Ritual.

Wir hoffen durch die Abhandlung über die heutige Gestalt des Eherechts in unseren letzten September- und Oktoberheften das Nachdenken recht vieler unserer Leser, besonders der Prediger und Obrigkeiten, auf diesen wichtigen Gegenstand geleitet zu haben; diesen wird die hier mitzutheilende Probe des tiefen Ernstes, mit welchem die Evangelische Kirche sonst die Ehescheidungen behandelte, nicht uninteressant seyn, da sie geeignet ist, durch den Kontrast die Größe des jetzigen Verfalls in's Licht zu setzen und anschaulich zu machen, wie tief eine christliche Gemeinde, die Leben in sich hat, durch eine Ehescheidung unter ihren Gliedern berührt wird. Es ist dies ein Ehescheidungs-Ritual, entnommen aus der

„Agende und Anordnung des Gottesdienstes in den evangelischen Gemeinden von Polen und Litthauen, vom Jahre 1636."

Wir geben es in der unveränderten Farbe der Zeit, mit allen ihm anklebenden Eigenthümlichkeiten, wieder.

Ritual der Ehescheidung ꝛc.

Der Superintendent oder Senior tritt auf und spricht:

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

In dem Herrn geliebte Christen!

Nicht ohne wichtige Ursach hat unser Herr Gott durch den Propheten Jesaias seine Kirche einem Weinberge verglichen, Jes. 5, 1—7. Denn so wie ein mit Sorgfalt gepflegter und ein mit köstlichen Reben besetzter Weinberg lieb und werth in den Augen seines Herrn ist, so ist auch die Kirche lieb und werth in den Augen des Herrn Christi, wovon der selige Apostel zeugt, wenn er spricht: „Ihr Männer liebet eure Weiber, wie auch Christus geliebet hat seine Gemeinde (Kirche) und sich selbst für sie dargegeben."

Auf entgegengesetzte Weise, wie auf den Weinberg Stürme vom rauschenden Winde fallen und ein wildes Thier die Reben nicht aufkommen läßt, so ist auch die Kirche Gottes mancherlei Versuchungen des Satans ausgesetzt, um ihre Zierde und Schöne zu beschmutzen und zu zerstören. Das drückt der heilige Geist aus in dem geistlichen Liede des Königs Salomo indem er spricht, im hohen Liede 2, 15.:

„fanget uns die Füchse, die kleinen Füchse, die die Weinberge verderben, denn unsere Weinberge haben Augen gewonnen."

Davon haben wir ein trauriges Beispiel heute in dieser heiligen Versammlung; denn der höllische Eber, Satan, der Feind des Menschengeschlechts, hat verdunkelt die Blüthe der Kirche Gottes und die Zierde des Standes der heiligen Ehe in zwei Personen, die, nachdem sie den Stand der heiligen Ehe in der Ordnung Christi eingeschritten waren, wider die Ordnung Christi diesen heiligen Stand der feindlichen List des Satans einräumen, wozu ihm sonderlich die eine Person hilft durch ihr unbehutsames und der Erbauung und Zierde der Gemeinde Gottes sehr schädliches Verfahren. Und da der himmlische Weingärtner uns seinen Dienern befiehlt zu fangen die kleinen Füchse, welche den Weinberg verderben, so befolgen wir in diesem Falle die Ordnung, welche von alter Zeit die Kirche des Herrn aus Eingebung des heiligen Geistes befolgt hat, indem wir die Kleinheit und Niedrigkeit jener Füchse nicht übersehen, sondern ihrer Bosheit und fernerem Ärgerniß entgegen treten, das erwägend, daß bei einer zerrissenen Ehe besser ist eine Enthaltsamkeit der Engel als ein Beieinanderwohnen der Teufel. Dieserhalb und nicht ohne großen Schmerz aller Gläubigen mögen im Namen des Herrn herzu treten die Personen, welche zu der Trennung der Ehe gehören.

(Hier treten die Eheleute eine Person der anderen gegenüber, und zwar der schuldige Theil zur Linken, der unschuldige zur Rechten des Superintendenten oder Seniors, welcher spricht):

Geliebte Christen, alldieweil Gotteswort die Richtschnur aller unserer Sachen, sonderlich aber der Sache der Gemeinde Gottes ist, so höret nun mit andächtigen Herzen zuerst die Worte des Evangelii des Herrn Christi, welches uns der heilige Evangelist Matthäus beschreibt. Cap. 19. V. 3 bis 9.

3. Da traten zu ihm die Pharisäer, versuchten ihn, und sprachen zu ihm: „Ist es auch recht, daß sich ein Mann scheide von seinem Weibe, um irgend einer Ursach?"
4. Er antwortete aber und sprach zu ihnen: Habt ihr nicht gelesen, daß, der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und Weib seyn sollte;
5. Und sprach: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen, und an seinem Weibe hangen, und werden die zwei Ein Fleisch seyn.
6. So sind sie nun nicht zwei, sondern Ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden.
7. Da sprachen sie: Warum hat denn Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben, und sich von ihr zu scheiden?
8. Er sprach zu ihnen: Moses hat euch erlaubet zu scheiden von euren Weibern, von eures Herzens Härtigkeit wegen, von Anbeginn aber ist es nicht also gewesen.
9. Ich sage aber euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet (es sey denn um der Hurerei willen) und freiet eine Andere, der bricht die Ehe. Und wer die Abgeschiedene freiet, der bricht auch die Ehe.

Aus diesem Worte des Evangelii unseres Herrn Jesu Christi merken wir diese Lehre und Vermahnung:

I. daß der Herr Christus im Neuen Testament nicht vernichtet das Gebot Gottes, welches im Alten Testamente durch seinen treuen Diener Moses im 5. B. 24. C. V. 1. vorgeschrieben ist, sondern daß er es auslegt und bestätigt, indem er die Juden und unverständige Schriftgelehrte lehrt, welche, indem sie ihren dummen Verstand zur Welt kehren, sprechen und den Herrn fragen:

„Ist es auch recht, daß sich ein Mann scheide von seinem Weibe um jeglicher Ursach willen?"

Worauf Christus antwortet: Nicht um einer jeglichen, sondern nur um der großen Hauptursach willen, welche dem Ehestande selbst und seinem eigentlich von Gott selbst festgestellten Zwecke zuwider ist, und damit der Ehre Gottes. Da aber das Gesetz Gottes einigermaßen der Herzens-Härtigkeit nachgegeben hatte, was sich in den Worten zeigt 5 Mos. 24, 1.: „Wenn Jemand ein Weib nimmt und ehelicht sie, und sie nicht Gnade findet vor seinen Augen um etwa einer Unlust willen, so soll er einen Scheidebrief schreiben und ihr in die Hand geben, und sie aus seinem Hause lassen," so legt nun der Herr Christus sein Gesetz dar, und bezeuget, daß unter dem Neuen Testament es einem Manne nicht mehr freistehen soll, um jeglicher Ursach willen sein Weib zu verlassen; denn die Juden waren unter dem Zuchtmeister, wie unmündige Kindlein, aber die Christen unter dem Neuen Testament haben reichliche Gnade und Gabe durch den Herrn Christus empfangen und sind zu dem vollkommenen Alter Christi gelangt. So hat also der Gesetzgeber des Neuen Testaments zwar die willkührlichen und nichtsnützigen Ursachen der Ehescheidung aufgehoben, er hebt aber nicht die hauptsächlichen auf. — Hierin folget auch der Apostel dem Herrn, indem er den Gläubigen die Scheidung erlaubt, wenn ein Ungläubiger aus Abneigung wider den Glauben und christlichen Gottesdienst sein Gemahl verstößt, oder die Frau den Mann verläßt, indem er spricht, 1 Cor. 7, 15.: „So aber der Ungläubige sich scheidet, so laß ihn sich scheiden. Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gefangen in solchen Fällen." Dies verstanden auch jene christlichen Kaiser gottseligen Andenkens Theodosius, Valentinianus, Justinianus und Andere, welche die Ehescheidung in der Christenheit nicht nur erlaubten, sondern durch ihr Kaiserliches Recht bestätigten und diese hauptsächlichen Ursachen durch dasselbe näher bestimmten. Hierinnen waren ihnen auch die treuen Arbeiter in der Kirche Gottes, die heiligen Kirchenväter Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und unzählige andere nicht zuwider. Endlich haben auch heut zu Tage viele Königreiche, Fürstenthümer, Herrschaften und freie Staaten, und auch dieses unser Vaterland, Ehescheidungsgesetze aufgestellt und bestätigt, als hätten sie im einstimmigen Beschluß die Lehre von der Ehescheidung vom Herrn Christo angenommen.

II. Zeigt sich aus diesem Evangelio, daß nicht ein Mensch als Einzelner, sondern die geistliche und weltliche Obrigkeit, von Gott selbst zum guten Regiment und Ordnung seines Volkes angeordnet, diese Macht und Gewalt hat, einen bösen und sündlichen Ehestand aufzulösen und das in seinem heiligen Namen, das ist in der Furcht des Herrn, verständig, vorsichtig und gerecht und nach Gesetzen verfahrend. So nämlich scheidet nicht der Mensch, sondern Gott der Herr selbst, was man im Alten Testament nicht beachtet hat, weshalb jeder Mann, wie er wollte und wenn er wollte, seinem Weibe einen Scheidebrief in die Hand gab; diesem aber beugt Christus vor, indem er spricht: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht scheiden.

III. Zeigt sich aus diesem Evangelio, daß diejenigen Eheleute wahrhaft glücklich sind, welche in ihrem Stande fleißig auf jene erste Einsetzung Gottes schauen, wo keine Scheidung statt findet, und daß die, welche sich Ursach zur Scheidung geben, sich gewaltig die Ungnade Gottes verdienen, denn sie verwerfen seine Berufung und verachten damit Gott und seine Stiftung. Das drückt Christus aus, wenn er spricht, Matth. 19, 4. 5.: „Habt ihr nicht gelesen, daß der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und ein Weib seyn sollte, und sprach: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und werden die zwei ein Fleisch seyn."

IV. Endlich gibt der Herr und Heiland gerechten Bescheid gegen alle die, welche in ihrer Person den ehelichen Stand nicht achten, als durch unbehutsames Verfahren, wie auch durch unziemliches und unschickliches ja vielmehr widerwärtiges Beieinanderwohnen. Denn es verfallen dieselben in Satans Stricke und verführen sich selbst durch Versuchung zum ewigen Verderben und ziehen mit ihrem lasterhaften Leben und Hurerei Schmach nach sich und in die Kirche Gottes; deshalb schließt der Herr Christus also, Matth. 19, 9.: „Ich sage euch, wer sich von seinem Weibe scheidet (es sey denn um der Hurerei willen) und freiet eine Andere, der bricht die Ehe, und wer die Abgeschiedene freiet, der bricht auch die Ehe."

Und da nun nach dieser Lehre des heiligen Evangelii die Kirche unseres Herrn Jesu Christi in der Versammlung der Synode und in Gegenwart des heiligen Geistes die Ehescheidungssache dieser Personen in der Furcht des Herrn entschieden hat, deshalb höret zur Kenntniß, Ordnung, Nutz, Erbauung und Gebühr den Ausspruch der Gemeinde des Herrn in der Weise, wie er vorgelesen wird:

(Hier lieset der Diener Gottes oder Diakonus die Entscheidung des Gerichts oder Presbyterii publici deutlich und mit lauter Stimme, worauf der Superintendent oder Senior zur schuldig erkannten Person spricht):

„Du hörst, Christenmensch, wie die Gemeinde Gottes diese traurige und beweinenswerthe Sache in der Furcht Gottes erwogen, und dich schuldig befunden. Darum befrag ich dich jetzt vor Gott und dieser ganzen heiligen Versammlung:

I. Erkennst du diese Entscheidung der Kirche Gottes für gerecht und willst du derselben in Allem in der Furcht Gottes dich unterwerfen?

Antwort: Ich erkenne es und will ihr gehorsam seyn.

II. Gestehe nun also freiwillig, daß du durch einen Eid-

bruch Gott beleidigt und zur Trennung des Ehegelöbnisses die Ursach gewesen!

Antwort: Ja, ich gestehe es.

III. Willst du um dieses deiner Sünde willen jetzt und fernerhin Reue und Buße üben mit zerknirschtem Herzen vor dem Angesichte Gottes?

Antwort: Ich will es, mit der Hülfe Gottes.

IV. Versprichst du inskünftige weder leichtsinnig Gott den Herrn zu beleidigen, noch seine Kirche zu betrüben, noch hinfüro irgend wieder in den Stand der heiligen Ehe zu treten, sondern lieber in Reinheit und Heiligkeit zu leben, entweder bis zu deinem oder dieser Person N. N. Tode? versprichst und gelobst du dies?

Antwort: Ja, mit Gottes Hülfe.

So gebt euch wieder die Zeichen eurer Verlöbniß.

(Wenn sie sie in die Hände des Superintendenten oder Seniors gegeben, so spricht er, sie in Händen haltend):

Diese Ringe waren bis jetzt das Zeichen und die Erinnerung der ordentlichen Verbindung in dem Stande der heiligen Ehe, welches jetzt durch die List, Werk und Anstiften des Satans sich in das Gegentheil verkehrt; so nehmet sie denn zum Zeichen der Scheidung; nachdem ich sie von euch empfangen habe, gebe ich Jedem das Seinige besonders zurück.

Nimm N. N. den Ring deines Verlöbnisses zum Zeichen eurer getrennten Ehe. Nimm auch du N. N. den Ring zum Zeichen deiner vorigen Ehe und jetzt deines Vergehens und der deshalb zerrissenen Ehe.

Bekräftigung der Erklärung der Scheidung:

Ich als Diener Gottes und Haushalter über Gottes Geheimnisse nach dem Willen Gottes und der Entscheidung seiner heiligen Kirche, erkläre und bestätige hiermit, daß der Stand der heiligen Ehe dieser Personen N. N. um der Ursach des Vergehens (hier ist vorsichtig in einigen Worten die Ursache der Scheidung zu nennen) von nun an keine Ehe mehr ist, im Namen und in Kraft des dreieinigen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, Amen!

Jetzt noch, gläubiges Volk Gottes, laßt uns auf die Knie fallen mit Herz und Leib, und Gott den Herrn anbeten, indem wir seine Güte anflehen, daß er künftighin dem Satan nicht zulassen möge, seine Kirche durch so traurige Exempel zu betrüben, daß er aber die im Ehestand lebenden, durch seinen heiligen Geist regieren möge und daß er diesen Personen ihre Ungerechtigkeit vergeben, und ihr gnädiger Gott seyn möge. Das wollen wir thun, indem wir auf unsere sündigen Knie fallend gemeinschaftlich und mit einem Herzen und einem Munde also rufen:

Gebet.

Allmächtiger Gott und Schöpfer und unser himmlischer Vater, der du um alle deine Geschöpfe weißest, und die Thaten und Gedanken der Menschen sind dir nicht verborgen. Gerechter Gott, der du alle Sünde hassest und mit Schmach bedeckst, die dein Gesetz übertreten. Barmherziger Gott, der du durch deinen lieben Sohn Jesus Christus unser Vater bist und doch

aus väterlicher Liebe uns verschiedentlich strafest, züchtigst und betrübst und an dich ziehest. Wir loben deinen heiligen Namen über alles, das du über uns zulässest, und da wir wissen, daß alle Dinge den Gläubigen zum Guten gereichen (Röm. 8, 28.), so bitten wir elende Leute dich, daß du auch diese betrübte Sache zur Ehre deines heiligen Namens wenden wollest und zur Warnung deines ganzen Volkes, und in Zukunft bewahren uns Alle, die auf dich trauen, vor der Verführung und List des Teufels. Gib nicht zu, gütiger Vater, daß über deine treuen Knechte und Mägde, besonders die im Stande der heiligen Ehe leben, Satan, der Feind des Menschengeschlechts, seine Macht übe. Entferne von deiner Kirche alle Ärgernisse und mache zu Schanden den Rath und List des Teufels, welche er anwendet, um deine allerhöchste Ordnung und Anstalten umzukehren, wie wir jetzt ein trauriges Bild vor die Augen gestellt haben. Besonders aber bitten wir dich für die Gefallenen um ihrer dich, ihren Gott, verletzenden Ungerechtigkeit. Blicke sie an mit den Augen deines Erbarmens, lösche aus ihren Meineid und alle ihr Vergehen. Regiere, Herr, diesen elenden Menschen mit deinem heiligen Geiste, daß er dich, den Herrn, seinen Gott, mit aufrichtigem Herzen fürchte und künftighin sorgfältiger in seinem ganzen Berufe wandeln möge, und dich ferner nicht mit einer Sünde beleidige und dann, wenn er die Vergebung seiner Sünde erlangt hat, mit uns allen das ewige Leben erlangen möge, durch Jesum Christum unseren Herrn, in dessen allerheiligstem Namen wir inbrünstig zu dir rufen. Vater unser ꝛc.

Vermahnung.

Ich vermahne euch in Kraft meines Amtes als Hirte:

I. daß ihr hinfüro in allem eurem Wandel und Berufe sorgfältiger seyd und brünstiger im Gebet, wie unser Herr Christus lehret, wenn er spricht:

„Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet, denn der Geist ist willig aber das Fleisch ist schwach," Matth. 24, 41., und Petrus, welcher solche Warnung gibt 1 Petr. 5.: „Seyd nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet welchen er verschlinge, dem widerstehet fest im Glauben."

II. Und ob wohl die zugeschworene eheliche Liebe zwischen euch (Gott sey es geklagt) ein Ende genommen hat, so muß doch die christliche Liebe ewiglich bleiben, darum seyd auch nicht einander feind, sondern vergebet euch einer dem andern alle eure Beleidigungen.

III. Eure sündlichen Reden, Thaten und Fehler, welche es auch seyen, haltet wie in eurem vorigen Ehestande so auch jetzt geheim, und zeiget in diesem Stücke keine Unzuverlässigkeit und Leichtsinn, gebt sie weder dem Gespötte oder Ärgerniß der Leute preis, noch führet selbst im Gedächtnisse was sündlich ist, noch werft es euch einander vor den Leuten vor, sondern lebt in Ruhe und Frieden und christlicher Liebe dem Frieden nachjagend, und der Gott des Friedens, zu dem wir alle berufen sind, der vergebe euch alle eure Sünden und erhalte euch zum ewigen Leben. Amen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Das Gesetz Kaisers Nikolai I. für die Evangelisch-Lutherische Kirche Rußlands.)

Gesetz für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Rußland. 282 S. — Instruktion für die Geistlichkeit und die Behörden der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland. 64 S. — Agende für die Evangelisch-Lutherischen Gemeinden im Russischen Reiche. 96 S. — Musikalische Beilage. XIII S. — Zusammen 455 S. gr. 4. („Auf dem Original ist von Sr. Kaiserl. Majestät Allerhöchst eigenhändig geschrieben: Dem sey also. Nikolai. St. Petersburg, den 28. December 1832.")

Wir geben hier im Auszuge die Mittheilungen über diese wichtige Angelegenheit in den „Evangelischen Blättern" herausgegeben von Dr. Busch, einer Zeitschrift, deren immer kräftigeres und schöneres Gedeihen wir mit großer Freude wahrnehmen.

Als am 21. August v. J. das, durch dieses Kirchengesetz (§. 309 ff.) angeordnete, Evangelisch-Lutherische General-Consistorium für das Russische Reich, in St. Petersburg, seine erste feierliche Plenarsitzung bei offenen Thüren hielt, äußerte sich der geistliche Vicepräsident jener neuen kirchlichen Oberbehörde, der St. Petersburgische Senior, Herr Dr. Volborth, in seiner Feierrede, nach Nr. 201. der diesjährigen St. Petersburgischen Zeitung vom 29. August, u. A. auch über den Gesichtspunkt, aus welchem die geschehene Revision des Protestantischen Kirchenwesens beurtheilt werden müsse. Es habe — versicherte er — „keineswegs im Plane derselben gelegen, bloß Neues zu schaffen und Altes zu zerstören, sondern vielmehr die Rechte und Pflichten der Kirche gegen die ungebundene Willkühr der Neuerungssucht und Glaubensanarchie durch feste gesetzliche Bestimmungen zu schützen." Und diese Worte sind nur ein Wiederhall des, unserem neuen Kirchengesetze vorgedruckten, Kaiserlichen Ukases an den dirigirenden Senat vom 28. December v. J., wenn es in demselben heißt: „bald nachdem der Monarch den Thron Seiner Vorfahren bestiegen, hätten sich einige der angesehensten Geistlichen Evangelisch-Lutherischer Confession — [sicherem Vernehmen nach eben der genannte St. Petersburgische Herr Senior und der verstorbene Bischof Cygnäus] — an Denselben mit Gesuchen gewandt, den Mißverständnissen und Unordnungen in den Angelegenheiten ihrer Kirche, durch Ertheilung bestimmter und klarer Vorschriften für den Gang dieser Sachen und Verhältnisse, ein Ziel zu setzen. Nach Durchsicht dieser Gesuche und des, Ihm, in Folge derselben, von dem damaligen Oberverwalter der geistlichen Angelegenheiten der fremden Confessionen vorgelegten, Berichts über den Zustand der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland habe der Monarch erkannt: daß es zu einer festen Organisation derselben nothwendig sey, die in Bezug auf sie bestehenden Verordnungen in eine genauere Übereinstimmung mit ihren ursprünglichen Grundregeln zu bringen ꝛc. Um dieses in's Werk zu richten, verordnete der Kaiser, mittelst Ukases vom 22. Mai 1828 (er war aus Bolgrad in Bessarabien, während des Türkenkrieges, datirt), nach Einsammlung der genauesten und ausführlichsten Nachrichten über alle, durch die Zeit herbeigeführten oder durch Gewohnheit zugelassenen Abweichungen von den Vorschriften der früheren Evangelisch-Lutherischen Kirchengesetze, in St. Petersburg ein besonderes Comité aus geistlichen und weltlichen Personen Evangelisch-Lutherischer Confession, zur Entwerfung eines allgemeinen Gesetzes für diese Kirche in Rußland, niederzusetzen, an welchem — ein erfreuliches Zeichen des fortwährenden lebendigen Zusammenhanges der Russischen mit der allgemeinen Evangelischen Kirche — auch ein vornehmer Preußischer Geistlicher, der Bischof Dr. Ritschl, berathenden Antheil nahm. Diesem Comité ward vorgeschrieben, unter Aufsicht des damaligen Dirigirenden der Oberverwaltung der geistlichen Angelegenheiten der fremden Confessionen, sich dahin zu bemühen: 1. daß alle Bestimmungen des Entwurfes des neuen Gesetzes mit den Grundgesetzen der Evangelisch-Lutherischen Kirche, nicht nur in Betreff der Lehre von den Dogmen des Glaubens in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Unverletzlichkeit, sondern auch in den Hauptgrundzügen der Kirchenverwaltung und den die wichtigsten gottesdienstlichen Gebräuche anordnenden Vorschriften genau übereinstimmten; 2. daß diese Bestimmungen damit zugleich dem gegenwärtigen Zustande der Evangelisch-Lutherischen Kirchen in Rußland, ihren Bedürfnissen und der Natur ihrer Beziehungen zur obersten Staatsgewalt und zu allen Regierungs- und Justizbehörden im Reiche in vollem Maße entsprächen. Nachdem alle nöthigen vorläufigen Nachrichten eingesammelt und sorgfältig verglichen worden waren, schritt das Comité zur Erfüllung des ihm ertheilten wichtigen Auftrags, beendigte nach zweijähriger Arbeit die Entwürfe des Kirchengesetzes, der Prediger-Instruktion und der Agende, und stellte sie dem Monarchen vor. Sie wurden im Reichsrathe durchgesehen und verbessert und der Kaiser bestätigte sie am 28. December 1832, „in der vollkommenen Überzeugung" — so lauten die eigenen Worte des Monarchen in dem, erst angeführten, Ukase — „daß die Einführung der Vorschriften des neuen Gesetzes der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland für Seine getreuen Unterthanen dieser Confession von Nutzen seyn werde." Die Agende war, auf Allerhöchsten Befehl, zuvor auch noch von der Dorpatischen theologischen Fakultät durchgesehen worden, die, eben wie einer ihrer Professoren in jenem Comité zur Entwerfung des Kirchengesetzes berufen war, so auch hinfort, nach §. 447. der neuen Kirchenordnung, in der, mittelst dieses Gesetzes gestifteten, Evangelisch-Lutherischen General-Synode, durch eines ihrer Glieder, das die Universität zu wählen hat, repräsentirt werden wird. Die Fakultät pflichtete den Principien, die dem, ihr zur Begutachtung vorgelegten, Entwurfe der Agende zur Grundlage dienten, vollkommen bei und fügte nur einige wenige, nicht grade wesentliche, Bemerkungen hinzu, die auch berücksichtigt worden sind.

Bei den folgenden Auszügen aus dem Gesetze, nach seinem ganzen Umfange, war unser Augenmerk vornehmlich auf sämmtliche die Lehre angehenden Bestimmungen, als auf den Hauptpunkt gerichtet, der, gründend, bildend und bestimmend, alles Andere bedingt. Hand in Hand gehen damit die Anordnungen zur Sicherung der Würde und Wirksamkeit des heiligen Predigtamtes, so wie die zahlreichen Paragraphen des Gesetzes, in denen sich die wohlthuendste Sorge für die Neubelebung der, unter der — nun gebrochenen — Herrschaft des Unglaubens so sehr erstorbenen Kirchlichkeit der Gemeinden kund gibt. Solche und ähnliche Stellen haben wir uns häufig durch größeren Druck auszuzeichnen erlaubt, der sich im Original nicht findet.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger; Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 18. Januar. № 6.

Nachricht von einem alten Ehescheidungs-Ritual.

(Schluß.)

Ohne auf das Einzelne dieses Rituals einzugehen, wollen wir uns nur noch gegen das Mißverständniß verwahren, gegen welches uns freilich schon unsere neuliche Abhandlung schützen sollte, als gedächten wir durch dessen Mittheilung die Einführung einer ähnlichen Einrichtung in unseren Kirchen zu empfehlen. Das Ritual ergibt, daß dasselbe, um heilsam gehandhabt zu werden, eine lebendige Kirchenzucht voraussetzt; ja, ein solcher kirchlicher Scheidungsakt ist selbst eine Ausübung der Kirchenzucht, eine Art von Kirchenbuße, die dem schuldigen Ehegatten auferlegt wird. Evangelische Kirchenzucht aber kann in einer Gemeinde nur statt finden, wenn und insofern als evangelisches Gemeinleben in ihr vorhanden ist. „Wenn Einer eine Stadt bauen will," — sagt der treffliche Brettschneider*) — „so setzt er gewiß nicht zuerst ein Zuchthaus hin, sondern er siehet zuvörderst, daß er Leute findet, welche einen Ort anbauen, und nach gewissen Statuten in eine bürgerliche Gesellschaft treten wollen. Wenn also die Mauern des zerstörten Zion wieder gebauet werden sollen, so muß man nicht mit Kirchenzucht-Projekten den Anfang machen, sondern zuvörderst den lieben Heiland bitten, der sich durch sein eigen Blut eine Gemeinde erworben hat, Apostelgesch. 20, 28., daß er seine wahren Glieder in unserer Evangelischen Kirche bald zu einer sichtbaren Gemeinde sammlen, und solche wiederum in die Gnadengaben und Rechte der ersten Gemeinden einsetzen wolle." Und wie weit, ohne ein solches Gemeinleben, dergleichen, wenn auch anfänglich noch so gut gemeinte Einrichtungen von ihrer kirchlichen Natur entarten können, davon stellt derselbe Schriftsteller uns in der Kirchenbuße, wie er sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Sachsen aus eigener Erfahrung kannte, ein Beispiel lebhaft vor Augen. „Die Kirchenbuße" — sagt er — „besteht hier zu Lande darin, daß Leute, welche der Gemeinde ein öffentliches Ärgerniß durch Hurerei und Ehebruch gegeben, von der Beichte und dem Abendmahl ausgeschlossen werden, bis sie von den weltlichen Gerichten abgestraft worden. Wenn solches geschehen und sie deswegen von dem weltlichen Richter einen Schein erlanget, so melden sie sich bei der Geistlichkeit und erlegen die hergebrachten Pönitenzgelder. Hierauf werden sie von der Kanzel abgelesen, wobei sie an manchen Orten auf einem besonderen Bänkchen sitzen. Nach der Predigt knien sie vor dem Altar, antworten dem Pfarrer auf gewisse Fragen, z. E. ob ihnen ihre begangene Sünde leid sey? mit Ja, werden darauf absolvirt und erhalten die Erlaubniß, sich wiederum beim Beichtstuhl und Abendmahl einzufinden. Nach den Sächsischen Kirchengesetzen soll diese Kirchenbuße von denjenigen geleistet werden, welche wider das andere und sechste Gebot gesündiget haben; nach der Praxis aber wird sie nur von Hurern und Ehebrechern gethan, vielmals aber auch sonderlich bei Honoratioren in eine gewisse Geldbuße zu milden Zwecken verwandelt. Aus diesen angeführten Umständen nun erhellet von selbst, daß die Kirchenbuße kein Überbleibsel, sondern kaum ein todtes Schattenspiel von der alten Kirchenzucht und Wiederaufnahme ausgeschlossener Gemeinglieder sey. Denn:

1. Die alte Kirchenbuße thaten Personen, welche vor ihrem Fall wahrhafte Glieder Christi gewesen, und die Gemeinde durch etwas, so dem Wort und Vorbild Jesu Christi zuwider war, geärgert hatten. Die neue Kirchenbuße thun ordentlicher Weise Leute, die niemals wahrhaftig bekehrt gewesen, und nur darum, weil sie in gewisse Arten grober Sünden gefallen.

2. Die alte Kirchenbuße geschah, wenn dergleichen über ihren Fall von ganzem Herzen gebeugte Sünder die gläubige Zuversicht zu Jesu mitleidigem Herzen fassen konnten, daß er ihnen ihre Sünde durch die geärgerte Gemeinde vergeben, sie als Gebundene wieder auflösen, und ihnen den Zugang zum Gnadenstuhl für alle arme Sünder eröffnen würde. Zu der neuen Kirchenbuße werden die Leute zugelassen, sobald sie von der weltlichen Obrigkeit abgestraft worden, und mit der Geistlichkeit wegen ihrer Gebühr sich abgefunden haben.

3. Die alte Kirchenbuße war eine große Gnade, um welche die gefallenen Sünder mit Thränen baten; die neue ist eine große Strafe und Beschimpfung, welche die Missethäter, wenn es möglich seyn will, mit Gelde abkaufen.

4. Die alte Kirchenbuße geschah vor einer in Einem Geist versammelten Gemeinde Gottes. Die neue geschieht in der Versammlung einer größtentheils unbekehrten, und in eben so schweren Sünden steckenden Kirchgemeinde.

5. Die alte Kirchenbuße geschah unter vielen Thränen des reuigen, aber auch getrösteten Sünders. Die neue geschieht entweder mit vieler Schaam über die weltliche Schande, oder mit einer frechen Huren-Stirn.

6. Bei der alten Kirchenbuße wurde mit dem Aufgenommenen nach Beschaffenheit der Umstände von Herzen geredet, und dieser antwortete aus der Fülle seines Herzens. Bei der neuen Kirchenbuße lieset der Pfarrer was in der Agende einfür allemal vorgeschrieben, und derjenige, so die Kirchenbuße thut, antwortet auf etliche Fragen mit Ja. .

*) Nicht der General-Superintendent in Gotha, sondern der Fürstl. Reußische Rath, Verfasser der „Vertrauten Briefe über das protestantische geistliche Recht, herausgegeben von Friedrich Karl v. Moser."

7. Bei der alten Kirchenbuße vergoß die Gemeinde Liebes- und Freudenthränen. Bei der neuen sind die meisten Zuschauer gleichgültig. Viele kitzeln sich über die Prostitution der armen Hure und treiben damit ihren Spott. Andere segnen sich in ihren Herzen und sagen: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie diese Hure.

8. Bei der alten Kirchenbuße erlangte der in der Gemeinde Absolvirte eine versiegelte Gewißheit der völligen Vergebung seines Falls und aller seiner Sünden im Himmel und auf Erden. Bei der neuen Kirchenbuße erlangt er das Recht, wiederum zum Abendmahl zu gehen."

Zu einer ähnlichen Karrikatur würde ein Ehescheidungs-Ritual wie das obige werden, wenn es, auch die Rückgabe der Ehesachen an die kirchlichen Behörden vorausgesetzt, in unseren Kirchen eingeführt würde. Gleichwohl ist dessen Erwägung und Beherzigung auch für uns keineswegs unpraktisch, vielmehr sehr dazu geeignet, uns den tiefen Verfall unseres Eherechts nicht allein, sondern auch unseres Kirchenthums überhaupt, lebendig vor Augen zu stellen, in welchem sich kaum mehr die Grundlagen auffinden lassen, auf welche Einrichtungen, die in solchen Fällen die geistlichen Bedürfnisse der Gemeinden befriedigten, jemals gegründet werden könnten. Und doch ist der Kirche, als des Reiches, das Gott angerichtet hat, daß es bleiben soll, Recht, auf einen dem Worte ihres Hauptes gemäßen Zustand, unverjährbar, und sie muß kämpfen und ringen und im Erliegen siegen, bis sie dahin gelangt ist. „Ob, wenn und wie dies geschehen wird, bleibt dem Herrn allein anheimgestellt. Wer indessen böse seyn will, der sey immerhin böse, und wer unrein ist, der sey immerhin unrein. Aber wer rechtschaffen ist, der sey immerhin rechtschaffen, und wer heilig ist, der sey immerhin heilig." Hier gilt es: „nicht sehen und doch glauben," glauben, „daß auch die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen werden, glauben auf Hoffnung, wie Abraham, da nichts zu hoffen ist," glauben und beten. „Er, der Herr, kommt bald, und sein Lohn mit ihm, zu geben einem Jeglichen wie seine Werke seyn werden."

Amaranthus, sagt Luther, ist mehr ein Stengel als ein Blümlein, läßt sich gern abbrechen und wächst fein fröhlich und lustig daher. Und wenn nun alle Blumen vergangen sind, und dies mit Wasser besprengt und feucht gemacht wird, so wird es wieder hübsch und grün, daß man im Winter Kränze daraus machen kann, und wird darum Amaranthus genannt, daß es nicht verwelket noch verdorret. Ich weiß nicht, ob der Kirche möge etwas gleicher seyn, denn Amaranthus, diese Blume, die wir heißen Tausendschön. Denn wiewohl die Kirche ihr Kleid wäscht im Blute des Lämmleins, wie in genesi und apocalypsi steht, und ist mit rother Farbe gefärbt, doch ist sie schöner denn keine Stadt oder Versammlung auf Erden, und sie allein hat der Sohn Gottes lieb, wie seine liebe Braut, an der er allein seine Lust und Freude hat und sein Herz hängt; verwirft und hat eine Unlust und Ekel an allen Anderen, die das Evangelium verachten oder verfälschen. Zudem läßt sich die Kirche auch gern abbrechen und berupfen, das ist, sie ist Gott willig und gern gehorsam im Kreuz, ist darin geduldig, und wächst wiederum fein lustig und nimmt zu, ja, sie kriegt den größesten Nutz und Frucht davon, nämlich, daß sie lernet Gott recht erkennen, anrufen, die Lehre frei bekennen, und bringt viel schöner herrlicher Tugenden. Endlich bleibt der Leib und Stamm ganz und kann nicht ausgerottet werden, ob man schon wider etliche Glieder wüthet und tobet und sie abreißt. Denn gleich wie Amaranthus Tausendschön nicht verwelkt noch verdorret, also kann man auch nimmermehr die Kirche vertilgen und ausrotten. Was ist aber Wunderbareres als Amaranthus: wenn es mit Wasser besprengt und drein gelegt wird, so wird es wieder grün und frisch, gleich als von den Todten auferwecket. Also sollen wir keinen Zweifel haben, daß die Kirche aus den Gräbern wird von Gott erweckt wieder lebendig hervorkommen, und den Vater unseres Herrn Jesu Christi und seinen Sohn unseren Erlöser und Heiland sammt dem heiligen Geist ewiglich loben, rühmen und preisen. Denn wiewohl andere Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer und Herrschaften ihre Änderung haben, und bald wie die Blümlein verwelken und dahin fallen, so kann doch dies Reich, das so hoch und tief eingewurzelt ist, durch keine Macht noch Gewalt zerrüttet und verwüstet werden, sondern bleibt ewig.

Die Gesinnung der Revolutionsmänner in der Schweiz gegen die Kirche.

Es zeigt sich immer deutlicher, wohin die eifrigen Revolutionsmänner, wenigstens ein Theil derselben, hinzielen. Die Ende Oktobers vorigen Jahres in Zürich abgehaltene Synode gab Veranlassung, daß sie sich deutlicher kund gaben. Ein geachtetes Mitglied des Kirchenrathes gab seine Resignation ein. In den angeführten Beweggründen zu diesem Schritte zeigte er eben keine große Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge. Im Geheimen mochte vielleicht auch mit ein Beweggrund dazu gewesen seyn, daß er in dem Kirchenrathe nicht gern neben Männern saß, wie der Große Rath besonders zwei derselben in den Kirchenrath als weltliche Mitglieder gewählt hatte,*) wegen deren man fragen möchte: Ist Saul auch unter den Propheten?

Einer dieser beiden Kirchenräthe **) griff diese Resignation heftig an, und nannte sie einen Wisch. Dies verursachte, daß nicht bloß zwei andere geistliche Kirchenräthe sich der angegriffenen bisherigen Collegen annahmen, sondern daß auch ein Gemurmel, selbst ein Scharren mit den Füßen von Seiten eines Theils der versammelten Geistlichkeit entstand: was dann der-

*) Der Kirchenrath in Zürich besteht aus funfzehn Mitgliedern, zehn geistlichen und fünf weltlichen. Diese werden vom Großen Rathe gewählt, jene von der Synode aus ihrer Mitte; sie müssen aber die Bestätigung vom Großen Rathe haben. Diese Einrichtung datirt sich erst von der letzten Staatsumwälzung: vorher waren die geistlichen Kirchenrath-Stellen an gewisse Ämter gebunden, auf welche die Synode keinen Einfluß hatte.

**) Die weltlichen Mitglieder des Kirchenraths haben auch Sitz in der Synode.

selben die Bezeugung eines Mißfallens von Seiten des Regierungsraths zuzog.

Bei dieser Veranlassung nun kamen in einem öffentlichen Blatte erneuerte Angriffe auf die Geistlichkeit vor, und wurden Vorschläge gemacht, welche zeigen, wohin es bei solchen Männern in Absicht auf Kirche und Geistlichkeit hinaus wolle.

Der gemäßigter seyn sollende Vorschlag ging dahin, daß die Geistlichen, wie die weltlichen Beamten, einer periodischen Erneuerungswahl sollen unterworfen werden. Auch schon früher wurde in einem anderen öffentlichen Blatte eben dieser Vorschlag gemacht. Ein anderer Vorschlag ging noch weiter, nämlich daß die von der Verfassung ausgesprochene Gewissensfreiheit eine Wahrheit werden solle. Der ganze kirchliche Verband soll daher aufgehoben, und es denen, welche einen christlichen Prediger haben wollen, für einen solchen zu sorgen, überlassen werden. Dadurch könne der Staat 200,000 Franken ersparen, und auf Besseres verwenden. Als wenn der Staat diese 200,000 Franken auf kirchliche Anstalten verwendete! Nein, der Staat hat das Kirchengut an sich gezogen, und ist also schuldig, die kirchlichen Anstalten zu unterhalten. Wenn man genau rechnen wollte oder könnte, so würde wahrscheinlich herauskommen, daß der Staat an die kirchlichen Anstalten keinen Heller bezahle.

Aber man hat schon bei der Aufhebung des Chorherren-Stifts und des theologischen Alumnats in Zürich denken können: Ex ungue leonem! Man hat schon da dürfen erwarten, man werde nicht hiebei stehen bleiben. Es blieb auch wirklich nicht dabei. Es folgte ein gesetzlicher Beschluß, daß alle Kirchengüter der einzelnen Kirchgemeinden, was sie bisher an die Schulen verwendet haben, kapitalisirt herausgeben, und in die Schulgüter legen sollen. Was würden wohl die Stifter solcher Güter sagen, wenn sie wieder zurückkommen könnten? Allein auf das achtet man nicht mehr, seitdem man den Grundsatz aufgestellt hat, die Verstorbenen haben über den Theil ihres Vermögens, den sie zu Stiftungen verwendet haben, nicht mehr zu verfügen, sondern der Staat könne solche Stiftungen verwenden, wie er zu jeder Zeit für gut finde. Wer wird aber bei solchen Grundsätzen mehr Lust haben zu kirchlichen oder anderen wohlthätigen Zwecken Vermächtnisse zu machen?

Bei den eben erwähnten Vorschlägen kann wohl keine für's kirchliche Wesen wohlthätige Absicht vorwalten. Die, welche sie machen, mögen denken, unser Volk sey aufgeklärt genug, um keine Religionslehrer mehr zu verlangen; dadurch werde dann das Christenthum mit guter Manier weggeschafft, — das Christenthum, das mit seinen Forderungen ihnen lästig ist, und dessen sie daher gern los werden möchten. Und wirklich gibt es allerdings viele Einwohner unseres Landes, die lieber keinen Pfarrer würden haben wollen, wenn sie zu seinem Unterhalte etwas beitragen müßten. Doch wohin die Mehrheit sich wenden würde, und was alles aus einer solchen Verfügung für Folgen entstehen könnten, ist nicht abzusehen.

Neben vielem Ungöttlichen und Irreligiösen regt sich doch hie und da ein besserer Sinn. Auch zeigt der Besuch des Gottesdienstes an manchen Orten, die sich da und dort mehrende

Theilnahme an der Bibel- und Missionssache und Anderes, daß nicht alles so erstorben ist, daß die Projektenmacher ihren Zweck so ganz sicher erreichen würden. — Auch ist noch ein Herr, ein König da, der seine Kirche schützt, wenn auch die Hölle wüthet!

Nachrichten.

(Weißenfels.) Nach Luther's Übersetzung der heiligen Schrift hat wohl kein Buch einen solchen Einfluß auf die Evangelische Kirche und ihre Lehre gehabt, als Luther's kleiner Katechismus. In alle Sprachen, deren sich Lutherisch-Evangelische Christen irgend nur bedienen, ist er übersetzt, für viele Lande, Landschaften und Städte zu besonderen Landes- und Ortskatechismen bearbeitet, vielfach zergliedert, erklärt und erläutert, von den berühmtesten Lehrern der Kirche ihren Predigten zum Grunde gelegt, und überhaupt in allen nur möglichen Formen bearbeitet und dargestellt worden. Und alle diese Arbeiten an einem so kleinen Büchlein ziehen sich drei Jahrhunderte hindurch und bilden eine Litteratur, deren vollständiger Kenntniß sich wohl Keiner so leicht rühmen kann.

Es gab zwar eine Zeit, in der man den Lutherischen kleinen Katechismus durch sogenannte zeitgemäßere Lehrbücher zu verdrängen bemüht war, und noch in neueren Zeiten haben sich Stimmen gegen dies Büchlein vernehmen lassen; jedoch hat sich in den meisten Volksschulen dasselbe als hinlänglich erprobt erhalten, und viele Männer, welche bemüht waren, neuere Lehrbücher im Christenthum einzuführen, gaben wenigstens denselben Luther's Katechismus bei, oder schlossen ihre neuen Sachen an das alte Büchlein an, um auf diese Weise das Neue desto leichter einzuführen. Ja Stephani hat es nicht verschmähet, seinem Katechismus, der weder in Form, noch im Inhalt dem Lutherischen verwandt ist, Luther's Namen vorzusetzen. Aus dem Allen erhellt hinlänglich, daß das kleine Büchlein nach dreihundert Jahren noch in hohem Ansehn steht. Es wird hoffentlich auch noch lange des evangelischen Katechismusvaters kleiner Katechismus die Grundlage des katechetischen Unterrichts in den Lutherisch-Evangelischen Schulen bleiben.

Dies alles könnte einen Lehrer des evangelischen Christenthums in heutiger Zeit wohl bewegen, seinen Unterricht auf dieses kleine Büchlein zu bauen; auch wenn er solches weniger hochschätzte.

Ich habe aber nicht äußerer Rücksichten wegen, sondern aus Liebe zu dem köstlichen Büchlein selbst, wovon Justus Jonas sagt, daß der heilige Geist dessen Verfasser selber sey, dasselbe meinem Unterricht im Christenthum in dem von mir geleiteten Seminar seit Jahren zum Grunde gelegt, und es ist mir immer ein Freudenwerk gewesen, mich mit der Entwickelung des Inhaltes dieses Büchleins zu beschäftigen. Ich habe dasselbe jetzt mehrfach durchgearbeitet, und beabsichtige, wie ich in der Vorrede zum ersten Bande meines vollständigen Unterrichts im evangelischen Christenthum (Halle 1831) angedeutet habe, solches für verschiedene Schulbedürfnisse herauszugeben, woran sich wohl auch Katechismuspredigten anschließen möchten. Jetzt aber bin ich damit beschäftigt, die oben angedeuteten Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über dieses Büchlein herauszugeben, und damit allen denen ein Hülfsbuch in die Hände zu geben, welche Confirmanden oder Schulkinder im evangelischen Christenthum zu unterrichten haben. Diese Entwürfe und Stoffe sind zu Anfang mehr, zum Schlusse hin weniger ausgeführt, sie laufen am Faden einer strengen Disposition fort, schließen sich genau den Texten an, bestehen in Fragen und

Antworten, denen Zusätze als Erweiterungsstoffe, Bemerkungen als didaktische Winke und Anmerkungen als nähere Sachbelehrungen beigefügt sind. Sprüche und Liederverse, alle nach Bedürfniß ausgedruckt, und in die genaueste Beziehung zum Text gesetzt, erläutern, bekräftigen und beleben den Inhalt. — Die Fragen möchten manchem Lehrer, der noch keine Gewandtheit im Katechisiren hat, diese Unterrichtsform erleichtern, die Zusätze reichen mannichfaltigen Stoff dar, der Anfängern oft fehlt, und von Geübtern doch auch erst gesammelt werden muß. Die Bemerkungen geben nicht bloß das didaktische Verfahren überhaupt, sondern auch unter gewissen Umständen an, z. B. was bei geförderten und was bei ungeübteren Schülern zu thun sey, und die Anmerkungen erörtern die Sachen, welche gar nicht für den Unterricht gehören, aber doch wieder so genau damit stofflich zusammenhängen, daß ihre nähere Erörterung erst den Lehrer zum Herren seines Stoffes macht.

Um Geistlichen, Schullehrern, Candidaten, Studenten und Seminaristen die Anschaffung des Werkes zu erleichtern, eröffne ich hiemit eine Subscription auf den ersten Theil desselben unter Bedingungen, welche aus einer durch alle Buchhandlungen zu habenden ausführlicheren Anzeige zu ersehen sind.

Dr. W. Harnisch, Seminar-Direktor.

(Das Gesetz Kaisers Nikolai I. für die Evangelisch-Lutherische Kirche Rußlands.)

(Fortsetzung.)

Außerdem ist zu merken: daß die von uns gemachten Anführungen in der Gesetzesurkunde selbst oft, auch innerhalb der von uns mitgetheilten Paragraphen, durch dazwischen liegende Bestimmungen getrennt sind, die wir, als für unseren nächsten Zweck weniger wesentlich, überschlagen mußten. Die ausführlichere Geschichte des neuen Gesetzes, so wie der Evangelisch-kirchlichen Gesetzgebung in Rußland überhaupt, findet sich in einem, aus dem Russischen übersetzten Aufsatze aus dem Journal des Ministeriums des Innern in Nr. 138 bis 145. der vorjährigen Petersburgischen Zeitung (vom 15. bis 23. Juni). Verfasser desselben ist der Hofrath und Ritter v. Poll, Sektionschef in dem genannten Ministerium. Herr Prof. Sartorius hält in diesem Semester auf der Dorpatischen Universität auch symbolisch-liturgische Vorlesungen über das neue Gesetz vor einem zahlreichen Auditorio. Überdies wird hier jetzt eben auch an einer Schrift von ihm über dasselbe gedruckt.

* * *

I. Aus dem Kirchengesetze.

Cap. 1. (S. 3.) Von der Lehre. §. 1. Die Evangelisch-Lutherische Kirche bekennt die Lehre, welche sich auf die prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments gründet, und nimmt als symbolische Bücher an: das dieselben erklärende Apostolische, Nicäische und Athanasische Glaubensbekenntniß, die unveränderte Augsburgische Confession und die übrigen in die, unter der Benennung des Concordien-Buchs bekannte Sammlung aufgenommenen Schriften. — §. 2. Kein Glied der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland darf sich erlauben, mündlich oder schriftlich Meinungen zu verbreiten, welche der Lehre dieser Kirche zuwider sind. — §. 3. Die Evangelisch-Lutherischen Prediger werden beim Eintritt in ihr Amt mittelst Eides verpflichtet, dem Bekenntnisse ihrer Kirche gemäß zu predigen und zu lehren. — §. 4. Die Professoren und Lehrer der Religion, des Kirchenrechts, der Kirchengeschichte und aller Zweige der Theologie an den zur Bildung der Lutherischen Jugend errichteten Lehranstalten, müssen zur Evangelisch-Lutherischen Kirche gehören, und werden ebenfalls, beim Eintritt in ihr Amt, eidlich verpflichtet, den Grundsätzen ihrer Kirche gemäß zu lehren und zu unterrichten. (Vgl. Instruktion §. 1 u. 2. Kirchenordnung §. 245 u. 246. 278. 301. 318. Nr. 2. 150 u. 151.) — §. 51. Die Mitglieder der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland müssen sich, auf Grundlage der allgemeinen Reichsgesetze, vor jeder Verletzung der, allen anderen im Reiche frei bekannten Religionen gebührenden Achtung, besonders aber vor der, durch jene Gesetze streng verbotenen, Proselytenmacherei sorgfältig hüten. (Vgl. Instruktion §. 3. 32—40. Kirchenordnung §. 26. 254 bis 256. 77 u. 78). —

Cap. 2. (S. 4.) Von dem Gottesdienste. §. 8. Die Perikopen sollen überhaupt, wie bisher, als Grundlage für die Predigten dienen. — §. 9. In den Evangelisch-Lutherischen Kirchen in Rußland werden, außer den Sonntagen, folgende Feste gefeiert: [die bisherigen, und folgende neue:] Mariä Verkündigung (den 25. März), das Fest Johannis des Täufers (den 24 Juni), das Erndtefest (am 1. Sonntage nach Michaelis), das Reformationsfest (den $\frac{1}{31}$ Oktober, oder am ersten darauf folgenden Sonntage), die Todtenfeier zum Andenken an die im Verlaufe des Jahres Verstorbenen (am letzten Sonntage des Kirchenjahres), und endlich das Kirchweihfest, wo solches bisher gefeiert worden, oder die Gemeinde diese Feier einzuführen wünscht. [Der allgemeine Buß- und Bettag ist auf Mittwoch nach dem Sonntage Invocavit verlegt worden.] — §. 11. Besondere Betstunden und Predigten in der Woche sollen, wenigstens für die Zeit der großen Fasten, zur Betrachtung der Leiden unseres Herrn Jesu Christi, in allen Evangelisch-Lutherischen Kirchen gehalten werden. (Vgl. Instruktion §. 10. 11.) — §. 19. Bei Verwaltung der Sakramente und Verrichtung anderer geistlichen Handlungen der Evangelisch-Lutherischen Kirche ist jeder Prediger verbunden, sich nach den Vorschriften der mit dieser Kirchenordnung zugleich erschienenen Agende zu richten. —

Cap. 3. (S. 8.) Von der Verwaltung der Sakramente und von anderen geistlichen Handlungen. §. 32. Dem der Confirmation vorangehenden Unterrichte der Evangelisch-Lutherischen Jugend soll der kleine Lutherische Katechismus zur Grundlage dienen. — §. 144. Wer sich zum Examen zur Erlangung des Rechtes, als Prediger angestellt zu werden, meldet, muß ein Zeugniß von dem Propste oder den Pröpsten, in deren Bezirken er sich seit der ersten Prüfung vor dem Consistorio aufgehalten hat, wenn aber in diesen Bezirken keine Pröpste vorhanden sind, und der Aufenthalt des Superintendenten oder General-Superintendenten sehr entfernt ist, das Zeugniß eines der nächsten Prediger einreichen. Dieses Zeugniß darf nicht in allgemeinen oder negativen Ausdrücken abgefaßt seyn, sondern muß sich mit Bestimmtheit über die sittliche Aufführung des Candidaten und dessen Eifer bei der seinem Stande entsprechenden Beschäftigung äußern. —

(Fortsetzung folgt später.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 22. Januar. № 7.

Über die Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland und deren Feststellung durch die jüngst erschienene neue Kirchenordnung.

Seit alten Zeiten genießen die Protestanten im Russischen Reiche freie Religionsübung. Bis zur Zeit Peter's des Großen gab es protestantische Gemeinden nur in Moskau, welche ihre Angelegenheiten ohne allen Antheil der Regierung selbst verwalteten. Als aber durch die Siege dieses Monarchen die dem evangelisch-lutherischen Bekenntniß ergebenen Ostseeprovinzen, Livland, Ehstland und Ingermannland, dem Russischen Scepter unterworfen wurden, mußte die Regierung auch diesen ihren Lutherischen Unterthanen nicht bloß Schutz angedeihen lassen, sondern auch Antheil nehmen an der Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten. Die einzelnen Provinzen und Städte hatten bei ihrer Unterwerfung vor allen Dingen das unveränderte und ungehinderte Fortbestehen ihrer kirchlichen Einrichtungen gewahrt. Im ersten Artikel der Livländischen Landeskapitulation vom Jahre 1710 wird bestimmt: „Daß Land und Städte bei der evangelischen Religion secundum tesseram der unveränderten Augsburgischen Confession und der von selbiger Kirche angenommenen symbolischen Bücher geschützt werde." Dasselbe wurde im ersten Artikel der Landeskapitulation der Ehstländischen Ritterschaft stipulirt. Eben so lautet der erste Artikel der Rigaschen Stadtkapitulation: „Daß die unveränderte Augsburgische Confession und darauf fundirte Religion der Stadt und dem Gebiete verbleibe," und der zweite Artikel der Revalschen Stadtkapitulation: „Daß der bis jetzt ausgeübte Gottesdienst in der evangelischen Religion nach der heiligen Schrift, der unveränderten Augsburgischen Confession und den anderen symbolischen Büchern ohne Störung verbleibe." In Gemäßheit dieser Akkordpunkte wurde dann, — nachdem Peter der Große schon früher der Provinz Livland den ferneren Genuß des ihr im Jahre 1561, als sie in den Bedrängnissen des Krieges mit dem Zar Johann Wassiljewitsch sich der Krone Polen unterwarf, zu Wilna gegebenen Privilegium Sigismundi Augusti, in welchem das freie Bekenntniß der Augsburgischen Confession feierlichst verbürgt war, durch ein Manifest vom 30. September 1710 bestätigt und versprochen hatte, — im zehnten Artikel des Nystädter Friedenstraktates von 1721 die ungestörte Fortdauer der Kirchenverfassung und die ungehemmte Ausübung des evangelischen Kultus dieser Provinzen rechtskräftig dokumentirt. Zugleich wurden die bisher vom Könige von Schweden geübten Hoheitsrechte (jura circa sacra) dem um diese Zeit zu St. Petersburg errichteten „Justiz-Collegium der Liv-, Ehst- und Finnländischen Sachen" übertragen, welchem später im Jahre 1734 die gesammte Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten fremder Confessionen nach Anleitung der Grundregeln einer jeden anbefohlen wurde. Hienach verblieb den einzelnen Provinzen ihre bestehende Consistorialverfassung, in Livland das im Jahre 1634 von der Schwedischen Regierung gegründete Ober-Consistorium, auf der Insel Ösel das Provinzial-Consistorium, welches seit der Dänischen Herrschaft existirend von der Schwedischen Regierung nach dem im Jahre 1634 erlassenen Reglement für das Livländische Consistorium organisirt worden war; in Ehstland ein Provinzial-Consistorium, welches in der Schwedischen Zeit aus lauter geistlichen Mitgliedern unter dem Vorsitze des Bischofs bestand. Bei der Unterwerfung dieser Provinz entfernte sich der letzte Bischof von Ehstland nach Schweden, darauf wurde der Geistlichkeit die Bischofswahl untersagt, und das rein geistliche Consistorium zwar beibehalten, aber an Stelle des Bischofs wurde nach einer von der Russischen Regierung bestätigten Übereinkunft zwischen der Geistlichkeit und dem Adel Ehstlands ein Vorsitzer aus dem Adel gewählt. Außerdem hatten die beiden Hauptstädte dieser Provinzen, Riga und Reval, jede ihr eigenes Consistorium, welche die geistlichen Angelegenheiten jener Städte verwalteten. Für die Provinz Ingermannland war unter Schwedischer Herrschaft das Consistorium zu Narwa; unter der Russischen Regierung ward seine Wirksamkeit bloß auf die Stadt Narwa beschränkt, die evangelischen Gemeinden der Provinz kamen unter die Jurisdiktion der St. Petersburger Consistorial-Sitzung. In Kurland bestand während der Herzoglichen Regierung ein Consistorium, in dem die Mitglieder des Herzoglichen Conseils gemeinschaftlich mit der Geistlichkeit unter dem Vorsitze des Kanzlers saßen, bis später die weltlichen Glieder ausschieden; daher bestand auch seit der Vereinigung dieser Provinz mit Rußland das Consistorium aus lauter geistlichen Mitgliedern mit Einschluß des Superintendenten von Pilten. *) — Die Angelegenheiten sämmtlicher übrigen Lutherischen Gemeinden des Russischen Reichs wurden von der St. Petersburger Consistorial-Sitzung verwaltet, die ursprünglich 1734 unter der Form besonderer bei dem Justiz-Collegium der Liv-, Ehst- und Finnländischen Sachen gehaltenen Sitzungen entstand, an welchen einige Peters-

*) Im ehemaligen Bisthum Pilten existirte früher ein eigenes, vom Kurländischen unabhängiges Consistorium, welches 1797 aufgehoben wurde. Seitdem saß der Superintendent von Pilten mit im Kurländischen Consistorium. — Seit 1830 verwaltet das Kurländische Consistorium, nach Aufhebung des Wilnaischen auch die Angelegenheiten der Lutherischen Gemeinden in den Gouvernements Wilna, Grodno, Minsk und im Gebiete von Bjalostok.

burger Geistliche Theil nahmen. Im Jahre 1819 wurden sie von den Sitzungen des Justiz-Collegiums getrennt und unter den Vorsitz eines besonderen Präsidenten gestellt. In demselben Jahre wurde auch für die Lutherischen Gemeinden in den Saratowschen Kolonien und einigen angrenzenden Gouvernements zu Saratow ein eigenes Consistorium gegründet, das unter dem Vorsitze eines weltlichen Direktors und des dortigen Superintendenten aus einem weltlichen und einigen geistlichen Gliedern bestand. — Für sämmtliche Consistorien bildete das Justiz-Collegium zu St. Petersburg die Haupt-Appellations- und Revisions-Instanz.

Alle diese Behörden verwalteten die Angelegenheiten der Evangelisch-Lutherischen Kirche nach folgenden Verordnungen: 1. Der „Consistorial- und Kirchen-Visitations-Ordnung, wie es im ganzen Livlande hinführo zu halten. Gegeben in Stockholm, den 13. August 1634." (Diese Kirchenordnung enthält die Bestimmungen über die Organisation und den Wirkungskreis des Livländischen Consistoriums.) 2. Der „Königlichen Resolution auf des General-Gouverneurs Tott Gesetzesvorschläge; Abtheilung vom Kirchenwesen und von Ober-Kirchenvorstehern und deren Amte." (Nach dieser Verordnung liegt die Kirchendisciplin oder Polizei und die Verwaltung des Kirchenvermögens nicht den Consistorien, sondern besonderen Ober-Kirchenvorsteher-Ämtern ob.) 3. Dem „Kirchen-Gesetz und Ordnung vom Jahre 1686 und Gerichts-Prozeß bei den Domkapiteln von 1687." Diese für alle Schwedischen Lande bestimmte Kirchenordnung, der zugleich die Bestimmungen in Betreff der Lehre und der Kirchenverwaltung des im Jahre 1675 erschienenen „Priesterprivilegiums" einverleibt waren, hatte in den Jahren 1691 und 1692, weil man bei ihrer Einführung in Liv- und Ehstland auf Schwierigkeiten stieß, auf Bitten des dortigen Adels besondere Ergänzungen und Erläuterungen erhalten, und nach ihr verwaltete in der Folge das Justiz-Collegium alle Angelegenheiten der Evangelisch-Lutherischen Kirche Rußlands mit Ausnahme von Kurland und des ehemaligen Wilnaschen Consistorialbezirks, welche ihre besonderen Kirchenordnungen hatten. In Kurland nämlich galten bis jetzt die vom ersten Herzoge von Kurland, Gotthardt Kettler, im Jahre 1570 unter dem Titel: „Kirchen-Reformation und Kirchenordnung" erlassenen Verordnungen, die in ihren Hauptprincipien mit der später erschienenen Schwedischen Kirchenordnung übereinstimmten, und das Wilnasche Consistorium befolgte das „allgemeine Landrecht beider evangelischen Confessionen in Polen und Litthauen 1780," welches jetzt zugleich mit der Aufhebung des Wilnaschen Consistoriums außer Kraft gesetzt ist.

Auch der Kultus wurde in den Lutherischen Kirchen des Russischen Reichs bisher meist nach den alten Agenden geübt. Die Schwedische Regierung hatte im Jahre 1693 eine Agende unter dem Titel: „Handbuch, worinnen verfaßt ist, welchergestalt der Gottesdienst mit christlichen Ceremonien und Kirchengebräuchen in unseren Schwedischen Versammlungen gehalten und verrichtet werden soll," herausgegeben. Diese Agende war in Ingermannland seit ihrer ersten Einführung bis jetzt in ihrem ganzen Umfange in Kraft geblieben, in Livland und Ehstland dagegen wurde sie durch andere früher geltende, unter denen die im Jahre 1531 zu Riga erschienene, von Briesemann, einem Mitarbeiter Luther's, verfaßte „kurze Ordnung des Kirchendienstes, sammt einer Vorrede von Ceremonien," die hauptsächlichste war, beschränkt, wodurch in diesen Provinzen einige Verschiedenheit im Kultus entstand, welche die Consistorien von Zeit zu Zeit durch Erlassung bestimmter Vorschriften zu heben suchten. So erließ das Ehstländische Consistorium im Jahre 1763 eine besondere Liturgie für die Ehsten, und 1789 eine für die Deutschen Gemeinden seines Bezirkes, so gaben auch das Revalsche Stadt-Consistorium 1740 und das Rigasche 1801 besondere Agenden für die Deutschen Gemeinden ihrer Sprengel heraus. In Kurland endlich war bis jetzt die in seinem 1741 herausgegebenen: „Vollständigen Kirchenbuche" befindliche Agende in Gebrauch. — Nach diesen Agenden wurde der Gottesdienst bis zu Anfang dieses Jahrhunderts geübt, wo sie einer im Jahre 1805 erschienenen, ganz im Geiste der damaligen Zeit ausgearbeiteten, liturgischen Verordnung weichen mußten, in welcher die Ausübung des Kultus viel zu sehr der individuellen Meinung der einzelnen Prediger überlassen wurde, als daß nicht vielfache Nachtheile für den kirchlichen Sinn daraus hätten entspringen sollen.

Auch in der Kirchenverwaltung entstanden im Laufe der Zeit verschiedene Schwierigkeiten, welche theils aus der Mannichfaltigkeit der bestehenden Verordnungen, theils aus ihrer Unzulänglichkeit und der herrschend gewordenen, zuweilen willkührlichen Auslegung derselben hervorgingen. Die oberste Behörde, das Justiz-Collegium, bestand aus weltlichen Mitgliedern und einigen Petersburger Pastoren, die mit den Einrichtungen der Ostseeprovinzen unbekannt waren. Dazu kam, daß die Lutherischen Gemeinden des Petersburgischen Gouvernements, ohne Möglichkeit einer Appellation, sich den Aussprüchen einer einzigen Behörde, nämlich der mit dem Justiz-Collegium verbundenen Consistorial-Sitzung unterwerfen mußten. Diesem Übelstande abzuhelfen, wurde durch einen im Jahre 1819 erlassenen Kaiserlichen Ukas die bischöfliche Würde für die Evangelische Kirche Rußlands eingeführt und verordnet, in St. Petersburg ein General-Consistorium zu gründen, dem alle bisher vom Justiz-Collegium verhandelten geistlichen Sachen übertragen werden sollten. Zugleich wurde durch Wahl des Monarchen der Bischof und der weltliche Präsident des General-Consistoriums ernannt. Letzterer erhielt den Auftrag, ein Organisations-Projekt für dasselbe zu entwerfen. Doch wurde weder das von ihm angefertigte, noch ein anderes vom Bischofe Dr. Cygnäus entworfenes Projekt bestätigt; das letzte wurde von mehrerern von der Regierung als Sachkundigen dazu ernannten Gliedern der Lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen durchgesehen und deshalb nicht gebilligt, weil darin die höchste Leitung der Kirchenverwaltung einer geistlichen Person übertragen und überhaupt eine mehr hierarchische Verfassungsform eingeführt werden sollte. — Unterdessen wandten sich im Jahre 1827 einige der angesehensten Lutherischen Geistlichen von St. Petersburg an den Kaiser mit den Gesuchen: „Den Mißverständnissen und Unordnungen in den Angelegenheiten ihrer Kirche durch Ertheilung bestimmter

und klarer Vorschriften für den Gang dieser Sachen und Verhältnisse ein Ziel zu setzen. Nach Durchsicht dieser Gesuche und des in Folge derselben dem Kaiser von dem Oberverwalter der geistlichen Angelegenheiten fremder Confessionen vorgelegten Berichtes über den Zustand der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland, verordnete Se. Majestät, um die in Bezug auf sie bestehenden Verordnungen in eine genaue Übereinstimmung mit ihren ursprünglichen Grundregeln zu bringen, mittelst eines während des Türkenkrieges am 22. Mai 1828 erlassenen, aus Bolgrad in Bessarabien datirten Ukases: „nach Einsammlung der genauesten und ausführlichsten Nachrichten über alle durch die Zeit herbeigeführte oder durch Gewohnheit zugelassene Abweichungen von den Vorschriften der früheren Evangelisch-Lutherischen Kirchengesetze, in St. Petersburg ein besonderes Comité aus geistlichen und weltlichen Personen Evangelisch-Lutherischer Confession, zur Entwerfung eines allgemeinen Gesetzes für diese Kirche in Rußland, niederzusetzen." Diesem Comité ward vorgeschrieben, sich dahin zu bemühen: 1. „daß alle Bestimmungen des Entwurfes des neuen Gesetzes mit den Grundgesetzen der Evangelisch-Lutherischen Kirche nicht nur in Betreff der Lehre von den Dogmen des Glaubens in ihrem ganzen Umfange und ihrer Unverletzlichkeit, sondern auch in den Hauptgrundzügen der Kirchenverwaltung und den die wichtigsten gottesdienstlichen Gebräuche anordnenden Vorschriften genau übereinstimmten; 2. daß diese Bestimmungen damit zugleich dem gegenwärtigen Zustande der Evangelisch-Lutherischen Kirchen in Rußland, ihren Bedürfnissen und der Natur ihrer Beziehungen zur obersten Staatsgewalt und zu allen Regierungs- und Justizbehörden im Reiche im vollen Maße entsprächen." — Durch die erste dieser Vorschriften fallen von vorn herein alle Fragen über das Recht des Monarchen einer fremden Confession, der Evangelischen Kirche ein neues Gesetz zu geben, über die Competenz der zur Anfertigung desselben ernannten Behörde und dergleichen mehr, hinweg; denn es sollte nichts wesentlich Neues geschaffen, sondern nur das Alte, durch den Unglauben der neuern Zeit hie und da Antiquirte in seinem wohlbegründeten Rechte wieder hergestellt und erneuert werden.

Nachdem nun die nöthigen Nachrichten waren eingesammelt worden, kam im September 1827 das Comité, bestehend aus vier weltlichen und eben so viel geistlichen Gliedern, unter welchen ein Professor der theologischen Fakultät zu Dorpat war, zusammen, nachdem bereits der dazu noch berufene Bischof von Pommern, Dr. Ritschl, angekommen war, schritt dann unter dem Vorsitze des Senators Grafen Tiesenhausen zur Ausführung seines Auftrags und entwarf bis zum Mai 1830 die Grundzüge zu allen Verordnungen des neuen Kirchengesetzes, während die geistlichen Glieder unter besonderem Beistande Ritschl's die Agende verfaßten, welche der theologischen Fakultät zu Dorpat zur Prüfung zugesandt wurde. Hierauf wurde mit Genehmigung des Kaisers die projektirte Kirchenordnung von einem in Kirchensachen bewanderten Juristen nach Grundlage der Beschlüsse des Comités und dem von demselben vorgezeichneten Plane vorläufig redigirt, während dessen das Comité vertagt wurde. Nach

vollendeter Redaktion wurde dasselbe im März 1831 wieder zusammenberufen, um sie schließlich durchzusehen und zu verbessern, welches Geschäft bis zum December vollendet wurde. Hierauf wurde die ganze Arbeit, bestehend 1. aus einem „Gesetze für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Rußland," 2. der dazu gehörigen „Instruktion für die Geistlichkeit und die Behörden derselben," und 3. einer „Kirchenagende," im Januar 1832 dem Kaiser vorgelegt, das Gesetz und die Instruktion im Reichsrathe geprüft, und dann nach der am 28. December 1832 ertheilten Allerhöchsten Bestätigung promulgirt. Die ganze Kirchenordnung erschien im Jahre 1833 (die beiden ersten Stücke sind im Originale vom Kaiser selbst unterzeichnet, die Agende ist von den Mitgliedern des Comités unterschrieben), und ist auch schon in Gesetzeskraft getreten, und die Agende eingeführt.

Das Kirchengesetz — zu dem die Instruktion nur genauere und ergänzende Vorschriften in Betreff der Lehre, des Gottesdienstes, der geistlichen Amtshandlungen, der Ehe, so wie der Candidatenprüfungen und des Wirkungskreises der Kirchenvorsteher und Kirchenpatrone enthält, — zerfällt in eilf Capitel. — Die drei ersten handeln von der Lehre, dem Gottesdienste, den Sakramenten und anderen geistlichen Handlungen, von welchen wir, da über die wichtigsten dogmatisch-liturgischen Bestimmungen derselben in einem folgenden Aufsatze besonders gehandelt werden soll, hier nur bemerken, daß sie mit strenger Haltung an die symbolischen Bücher unserer Kirche und nach genauer Grundlage der Schwedischen Kirchenordnung von 1686 entworfen sind. Nur das vierte Capitel von der Ehe weicht auf eine nicht erfreuliche Weise davon ab. Als gesetzliche Gründe zur Scheidung werden nämlich genannt: 1. Verletzung der ehelichen Treue, 2. bösliche Verlassung, 3. langwierige, schon über fünf Jahre dauernde, wenn auch unfreiwillige Abwesenheit des einen Ehegatten, 4. Abneigung oder Unvermögen zur Leistung der ehelichen Pflicht, 5. unheilbare, ansteckende Krankheit, 6. Wahnsinn, 7. lasterhaftes Leben, 8. harte und lebensgefährliche Behandlung, Beschimpfung und andere empfindliche Kränkungen, 9. gerichtlich erwiesener Vorsatz der Entehrung und endlich 10. schwere Verbrechen (wozu auch unnatürliche Laster zu zählen sind), welche Todesstrafe oder Verbannung nach sich ziehen. Hierüber wird in der aus dem Journal des Ministeriums des Innern mitgetheilten historischen Einleitung und Übersicht über das neue Kirchengesetz in der St. Petersburgischen Zeitung von 1833 Nr. 145. bemerkt: „Die Verordnungen in Bezug auf die Ehe weichen in einigen Stücken von denen der Schwedischen Kirchenordnung von 1686 ab, sind aber den bis jetzt unter den Lutheranern in Rußland beobachteten und gegenwärtig fast in allen protestantischen Ländern angenommenen Regeln angepaßt. Bei Ehescheidungen beobachtete das Justiz-Collegium längst nicht mehr die hiefür in der Schwedischen Kirchenordnung vorgeschriebenen Gesetze, sondern hielt sich dabei mehr an die Preußische kirchliche Gesetzgebung, der zufolge Ehescheidungen nicht bloß im Falle der bewiesenen Untreue des einen Gatten, sondern auch um vieler anderen Ursachen willen zugegeben werden. Das Comité hat jene Verordnungen gleichfalls bei dem Entwurfe des neuen Gesetzes

berücksichtigt, selbige aber mit größerer Genauigkeit bestimmt und sich bemüht, durch die von ihm aufgestellten Regeln die Heiligkeit der Ehe hinlänglich zu sichern." Gegen diese Abweichungen lassen sich indeß manche biblische Bedenken erheben. — Das fünfte Capitel handelt vom Predigtamte, und zwar zuerst von den Candidaten des Predigtamts, die drei strenge Examina, das erste bei der Universität, die beiden anderen (pro venia concionandi und pro ministerio) beim Consistorium abzulegen haben; sodann enthält es Vorschriften über Erledigung und Besetzung der Predigerstellen, die Ordination und Introduktion der Geistlichen, ihre Pflichten und Rechte (als persönlichen Adel und das Recht, nicht ohne förmlichen Gerichtsspruch ihrer geistlichen Würden verlustig zu gehen), so wie endlich von den Correktionsmitteln derselben. — Die übrigen sechs Capitel betreffen die Kirchenverwaltung, und handeln Cap. 6. von den höheren geistlichen Beamten (Pröpsten, Superintendenten und General-Superintendenten), Cap. 7. von den Consistorien, Cap. 8. von dem gerichtlichen Verfahren bei den Consistorien, Cap. 9. von den Synoden, Cap. 10. von der Verwaltung des Kirchenvermögens und Cap. 11. von dem Patronatsrechte. — Die Grundzüge der Kirchenverfassung sind danach folgende: In jeder Provinz befindet sich ein Consistorium, aus einem weltlichen Präsidenten, einem geistlichen Vicepräsidenten und einer gleichen Zahl geistlicher und weltlicher Glieder bestehend. Der geistliche Vicepräsident ist immer der Superintendent oder General-Superintendent der Provinz, *) dem die unmittelbare Aufsicht über die Pröpste seines Sprengels und überhaupt die Aufsicht über die Reinerhaltung der Lehre und die würdige Amtsführung der Geistlichen obliegt. Zu dem Ende muß er wenigstens innerhalb sechs Jahre einmal eine Visitation aller eigenen Sprengel der ihm untergeordneten Pröpste anstellen, während die Pröpste wiederum die nächste Aufsicht über die einzelnen Geistlichen ihrer Sprengel führend, alle drei Jahre eine Visitation aller Kirchen desselben vorzunehmen verpflichtet sind, und sich sowohl über die Lehre und Amtsführung der Geistlichen, als über den gesammten Zustand der Gemeinden zu unterrichten haben. Der Wirkungskreis der Consistorien ist im Wesentlichen derselbe geblieben wie bisher, und stimmt im Ganzen mit dem der Consistorien Deutschlands überein. Über sämmtlichen Consistorien steht das neu errichtete General-Consistorium zu St. Petersburg, welches ebenfalls aus geistlichen und weltlichen Gliedern bestehend, sich von dem Bestande der übrigen Consistorien nur dadurch unterscheidet, daß in ihm, außer den ständigen weltlichen Präsidenten und geistlichen Vicepräsidenten, statt der übrigen permanenten Mitglieder Deputirte sitzen, die alle drei Jahre gewählt werden und sich nur zwei Mal im Jahre (jedes Mal ein bis zwei Monate) versammeln. Diese Maßregel wurde getroffen, um im General-Consistorium Mitglieder, die mit den Lokalverhältnissen und Bedürfnissen der einzelnen Provinzen vertraut sind, zu haben, ohne sie doch ihren gewöhnlichen Beschäftigungen in den Provinzen zu entziehen. Dem General-Consistorium liegt die Revision aller in den Consistorien verhandelten und mittelst Appellation an dasselbe gediehenen judiciären Sachen ob, ferner die Aufsicht über die Verfügungen der Consistorien, General-Superintendenten und Superintendenten, über die Verwaltung des Kirchenvermögens, und die Prüfung aller gegen die Consistorien erhobenen Beschwerden. Es ist somit die oberste stehende kirchliche Behörde und in judiciären Sachen dem Senate, in administrativen dem Ministerium des Innern, welchem die Oberverwaltung der geistlichen Angelegenheiten fremder Confessionen einverleibt ist, untergeordnet. —

(Schluß folgt.)

*) In den größeren Consistorialbezirken, nämlich Livland, Ehstland, Kurland, St. Petersburg und Moskau, wohin das Saratowsche Consistorium verlegt ist, befinden sich General-Superintendenten, in den kleineren, der Insel Ösel, Riga und Reval, Superintendenten. — In Betreff der im Jahre 1819 errichteten Bischofswürde ist im neuen Kirchengesetze verordnet, daß dieselbe als ein Ehrentitel zum Zeichen besonderer Kaiserlicher Huld und zur Belohnung vieljähriger ausgezeichneter Amtsführung, ohne Verleihung besonderer Vorrechte, ertheilt werden soll. Solche Bischöfe erhalten eben so wie die General-Superintendenten und Superintendenten vom Kaiser als Auszeichnung ein an einer goldenen Kette hängendes goldenes Kreuz, welches sie auf der Brust tragen.

Nachrichten.

(Dorpat.) Als ein schönes und erfreuliches Zeichen des freundschaftlichen und achtungsvollen Verhältnisses, welches einer der jungen Gelehrten, die Herrn v. Kotzebue auf seiner Reise um die Welt begleiteten, nämlich Herr Dr. Ernst Hofmann, gegenwärtig Docent der Mineralogie in Dorpat, während seines Aufenthalts auf den Sandwich-Inseln, mit dem bekannten daſigen Missionar, Herrn Bingham, angeknüpft hatte, ist es uns vergönnt, folgende Zeilen desselben im Originale mitzutheilen, die er in das Stammbuch des Herrn Dr. Hofmann, mit dem er auch seit dessen Rückkehr nach Europa Briefe gewechselt, eingeschrieben hat:

Oahu Febr. 11. 1825.

*E*ternal love from heavens high throne
*R*eveals the grace in Christ the son
*N*ations in him shall all be blest
*S*tronger in him repose your trust
*T*ruth spreads her healing wings to bear
*H*is precious name from shore to shore
*O*er every land oer every sea
*F*or ever flows his mercy free
*M*onarchs will bow before his seat
*A*nd lay their sceptres at his feet
*N*o power shall interrupt his reign
*N*one shall confide in him invain.

My dear Sir! I have written for your Album a few lines commencing with the letters of your name as a token of my kind regard to you and with the hope, that I may meet you with Luther and Calvin in heaven H. Bingham, missionary.

Ähnliche Andenken besitzt Herr Dr. Hofmann auch von anderen dortigen Missionaren, die er achten und lieben gelernt hat.

S—s.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger; Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 25. Januar. № 8.

Antwortschreiben an Herrn Professor H—e.

Sie haben, verehrtester Herr Professor, Ihre ernste Erwiederung meines Bedenkens über die Verhältnisse der Breslauer Lutheraner mit einem so freundlichen Privatschreiben an mich begleitet, daß ich zum offenkundigen Zeugnisse, wie eine solche Controvers über kirchliche Verfassung zwischen Brüdern, die auf gleichem Glaubensgrunde stehen, geführt wird, mich gedrungen fühle, Ihnen öffentlich dafür meinen herzlichen Dank zu sagen. Es ist so beruhigend wahr, was Sie schreiben, „daß gegen die tiefe Einheit, welche uns verbindet, die Verschiedenheit, welche uns trennt, nur auf der Oberfläche liegen kann." Möchte daher nur solchen Diskussionen über die Oberfläche oder über die Erscheinung der Kirche nicht eine Tiefe der Bedeutung gegeben werden, welche sie nicht haben. Ich hätte mich vielleicht gar nicht darauf einlassen sollen, da ich in meiner nordischen Ferne, wie Sie nicht mit Unrecht bemerken, mehr nur das theologische als das kirchliche Deutschland kenne. Insonderheit bin ich sowohl mit den allgemeinen Preußischen Unionsverhältnissen als mit den speciellen Schlesischen, obwohl Sie mir darüber einige Details mittheilen, doch so wenig gründlich und anschaulich bekannt, daß ich ein bestimmteres Urtheil darüber als das, was ich über alle, nicht auf der Einheit des Dogmas ruhende, Unionen schon gefällt, von mir ablehnen muß. Was ich daher hier gegen Ihr Erachten zu sagen habe, betrifft nur Ihre dogmatischen Ansichten vom Verhältniß der Lehre oder des Bekenntnisses zur Kirche und vom Verhältniß der Lutherischen Kirche zur Reformirten in gegenwärtiger Zeit, Gegenstände, die, eben so wie das Verhältniß der Kirche zum Staat, auch abgesehen von der Preußischen Union, ein großes theologisches Interesse haben. Den letzteren Gegenstand übergehe ich, da es von einem anderen geehrten Mitarbeiter schon dargethan ist, daß hierüber nie eine besondere Controvers zwischen Lutheranern und Reformirten statt gefunden hat, und da Sie selbst zugeben, daß Sie hierin den Consensus der orthodoxesten Lutherischen Theologen wider sich und Luther'n selbst mindestens nicht für sich haben. Ich erinnere hiebei nur daran, daß jenes aus der Reformation geschichtlich entstandene Verhältniß der weltlichen oder vielmehr christlichen Obrigkeit zur Evangelischen Kirche nicht bloß aus äußeren Zufälligkeiten oder Nothständen abgeleitet werde, sondern vielmehr aus jener, gegen die unevangelische Ausschließlichkeit der katholischen Hierarchie durch Luther, schon in seiner Schrift an den christlichen Adel Deutscher Nation, aufgestellten Grundansicht von dem christlichen Priesterthume auch der Laien und von der Heiligkeit oder Christlichkeit der, dem Mönchthum gegenüber, so verachtet gewesenen weltlichen Stände, nämlich des status politicus und oeconomicus. Daß übrigens das Verhältniß einer genaueren Begrenzung als bisher bedürfe, räume ich gern ein, und gestatte der Obrigkeit durchaus kein Recht, einen Artikel des kirchlichen Bekenntnisses eigenmächtig zu ändern, oder zu unterdrücken.

Es ist Ihnen besonders anstößig gewesen, daß ich, als ein entschiedener Anhänger des Lutherischen Lehrbegriffs doch auf das Fortbestehen der bisherigen äußeren Scheidewände zwischen Lutheranern und Reformirten ein so geringes Gewicht lege, daß bei verwickeltem Ineinandergreifen derselben ihre Aufhebung mir eher ein Gewinn für den Sieg der dann ungehemmteren Wahrheit zu seyn scheint. Ich ehre Ihren Widerspruch, insofern er auf dem Gegensatz gegen den verwerflichen Indifferentismus und Synkretismus der Zeit beruht. Aber meine Ansicht ist davon so weit entfernt, daß ich sie im Gegentheil für strenger halte als die Ihrige. Eben weil ich die Einheit des Glaubens und der Lehre übereinstimmend mit der Augsburgischen Confession Art. 7. als das vornehmste und wesentlichste Band der Kirche betrachte, sind mir die bisherigen Scheidewände so ungenügend; denn, überall durchlöchert, unterscheiden sie nicht mehr die wahre und falsche Lehre, sondern dulden und hegen in ihrem Bereiche selbst in öffentlichen Kirchenämtern grundstürzende und lästerliche Irrlehren, wie z. B. die offenbare Verläugnung der Gottheit Christi und seines Versöhnungswerkes in den Schriften Lutherischer General-Superintendenten. Neben diesem krassen Rationalismus spielen sodann auch alle Nüancen des Semirationalismus in den zwar noch immer so genannten, aber nicht mehr so seyenden Lutherischen und Reformirten Gemeinden. Eben dieser Unwahrheit wegen will ich, daß die alte kirchliche Wahrheit von neuem als Wahrzeichen unter den Protestanten erhoben werde, daß das Augsburgische Bekenntniß als Panier der Einheit in den zerfallenen und verfallenen Kirchen der ehemaligen Lutheraner und Reformirten gleichmäßig aufgerichtet werde, damit aus beiden eine in wahrem Glauben unirte Gemeinde einmüthiger Bekenner frei sich bilde, und so auf dem ewigen Felsengrunde die Evangelische Kirche, wenn auch mit veränderter Statistik ihrer äußeren Formen, von neuem erstehe.

Nicht also weil mir die bisherige Lutherische Kirche zu sehr, sondern weil sie mir zu wenig Lutherisch ist, halte ich sie für ungenügend, und wünsche eine Erneuerung derselben, an der ich gerne auch recht Viele der vormaligen Reformirten Theil nehmen lassen möchte, wozu eine vorläufige äußere Union als Anbahnung dienen könnte. Sie wollen eine Erneuerung der alten todten Scheidewände zwischen beiden; ich aber will eine Erneuerung des alten Evangelisch-Lutherischen Bekenntnisses unter beiden, damit auf dessen Grunde eine erneute unirte Kirche aus beiden lebendig sich bilde. Diese Priorität des Bekenntnisses

vor der kirchlichen Gesellschaftsverfassung ist es aber grade, was Sie bestreiten. Ich behaupte sie indeß und zwar zum Theil mit denselben Schriftgründen, womit Sie sie zu läugnen suchen. Sie legen mir eine Abstraktion des Bekenntnisses von der Gemeinde der Bekenner unter, die ich zurückweisen muß. Ich bin allerdings der Meinung, daß ein Bekenntniß ohne Bekenner ein bloßes „Gedankending," ein bloßes Wort ist; allein so wie das Bekenntniß seine Bekenner, so müssen noch vielmehr diese jenes haben; sie werden erst durch das alle gleichmäßig einende Centrum des Bekenntnisses eine bekennende Gemeinde oder Kirche. Der Ausdruck Confession bezeichnet daher auch beides. Christus ist das Haupt; er sendet die Apostel; durch die apostolische Predigt kommt der Glaube Röm. 10, 17., der Glaube äußert sich im Bekenntniß und so bildet sich die Gemeinschaft der Gläubigen oder die Kirche (Augsb. Conf. Art. 7.), die sich dann auch von selbst die angemessene Form schafft. Eben so wenig, wie die Apostel, begannen die Reformatoren ihr Werk mit kirchlichen Verfassungsformen, sondern das Wort göttlicher Predigt und Lehre war ihr erstes und vornehmstes Geschäft; das ließen sie walten und die Welt verjüngen, und durch des Geistes Kraft neue Formen bilden. Noch vor der Wahl der Apostel *predigt* der Herr die Buße, Matth. 4, 17.; nicht die Versammlung zweier oder dreier, sondern die Versammlung in seinem zuvor erkannten und bekannten Namen hat die Verheißung seiner Gegenwart, Matth. 21, 33.; in der Einheit mit dem Vater und dem Sohne bildet sich die Einheit der Menschen und nicht umgekehrt, Joh. 17, 21.; die apostolischen Überlieferungen sind älter als die Gemeinde, die daran hält, 2 Thess. 2, 15.; und nur durch sein Bekenntniß ist Petrus der Felsen der Kirche, Matth. 16, 18. 23. So ist auch die Augsburgische Confession älter als die Lutherische Kirchenverfassung. Wenn nun auch aus der entwickelteren Erkenntniß der Gemeinde sich ein bestimmteres Bekenntniß entwickelt, so setzt doch sowohl Erkenntniß als Bekenntniß immer das geoffenbarte Wort, die göttliche Lehre voraus, deren Symbol das constituirende Merkmal der Kirche ist. Nur durch das Wort der Wahrheit und des Geistes kann die Kirche, so wie geboren, so nach den Zeiten geistlichen Todes wiedergeboren werden, und das Licht dieses Wortes, wenn es nach Zeiten der Finsterniß wieder hervorleuchtet, soll man nicht sofort unter den Scheffel einer neuen Verfassung stellen, sondern die Bekenner sollen es als Leuchter aller Orten leuchten lassen, damit die Kinder des Lichts erst von neuem darum sich sammeln und dann die alten Formen lebendig restauriren, *erweitern* und neu befestigen. Erst dann kann der Tempel gebaut werden, wenn Israels Stämme nach Überwindung ihrer Widersacher im Lande der Verheißung Ruhe gefunden; so lange sie noch in der Wüste wallen, oder unter Fremden sind — und dies ist der gegenwärtige Zustand der Kirche — muß ein *Zelt* genügen.

Ich habe dankbar in meinen betreffenden Aufsätzen das Gute und Treffliche anerkannt, was in der von *Scheibel* ausgegangenen Opposition gegen eine bloß äußerliche, die Glaubenswahrheiten als indifferent bei Seite schiebenden, Kirchenunion liegt; ich halte es für einen wahren Gewinn derselben, daß die tiefe

Bedeutung der Lutherischen Unterscheidungslehren wieder mehr zum Bewußtseyn der Evangelischen Kirche kommt, und habe selbst in meinen beiden Abhandlungen über das Abendmahl und die communicatio idiomatum das Meinige dazu beigetragen. Allein ich muß alles Ernstes gegen bizarre Exaggerationen protestiren, wodurch der Wahrheit und guten Sache unendlich geschadet wird. Dahin gehört die ganz ungehörige und unhistorische Übertreibung des Unterschiedes zwischen Lutheranern und Reformirten, in Folge deren Sie sich, um die Verwerflichkeit einer Union zwischen ihnen zu beweisen, von der Sündfluth an auf biblische Beispiele berufen, denen eben wegen der großen Unähnlichkeit des Verhältnisses alle Beweiskraft fehlt. Dahin gehört ferner die mir mit Unrecht untergelegte Folgerung, als müsse ich zu den Katholiken dasselbe Verhältniß gestatten, wie zu den Reformirten, weil ich behauptet hätte, die Lutherische Kirche halte die wahre Mitte zwischen beiden. Ich habe dies nur von der Lutherischen Abendmahlslehre im Verhältniß zur Reformirten und Katholischen behauptet, und auch hiebei die Calvinische Annäherung an die erste nicht verkannt. Sonst habe ich nur gesagt, daß in den ersten Zeiten der Reformation „im extremen Gegensatz gegen den einseitigen Materialismus der Römischen Kirche von *Carlstadt* und *Zwingli* eine eben so einseitige spiritualistische Richtung ausging, die auch auf den späteren reformirten Lehrbegriff allerdings influirte, allein durch den entschiedenen Gegensatz der Lutheraner in ihren weiteren Consequenzen mächtig reprimirt und durch die Besonnenheit der Nachfolger *Zwingli's* so moderirt wurde, daß eine Annäherung auch in den streitigen Artikeln unverkennbar ist und in den anderen Hauptartikeln des Glaubens eine höchst erfreuliche Übereinstimmung erhalten wurde" (Beiträge zu den theologischen Wissenschaften B. 1. S. 380. 382.). Davon gibt schon das Marburger Colloquium und die Wittenberger Concordie unwidersprechliches Zeugniß. Das eigentliche, durchgedrungene Extrem jenes Gegensatzes tritt in den Wiedertäufern und Socinianern hervor, die von Lutheranern und Reformirten mehr noch als die Papisten bekämpft wurden, so daß es Sünde ist, die Reformirten mit jenen Sektirern auf gleiche Linie zu stellen und ihre nähere Verwandtschaft mit den Lutheranern verkennen zu wollen. Diese Verwandtschaft, welche durch die auch in den reformirten Ländern Deutschlands geltende Augsburgische Confession *) eine urkundliche Basis hat, muß in gegenwärtiger Zeit darum fühlbarer werden als in früherer, weil innerhalb beider Evangelischen Kirchen ein Abfall von den alten evangelischen und ökumenischen Bekenntnissen sich hervorgethan, der, ihre Differenzen weit überragend, schon durch den gemeinsamen Kampf gegen das beiden drohende, innere Verderben sie auf ihren gemeinsamen Fundamenten näher zusammendrängen und verbinden muß. Der Fundamentalartikel, der sie beide als

*) Der Kursächsischen einseitigen Protestation gegen die Anerkennung der Reformirten als Augsburgische Confessionsverwandte im Westphälischen Frieden antworteten sämmtliche reformirte Stände in einer Gegenprotestation, worin sie ausdrücklich behaupten: Profitentur enim dicti Reformati Augustanam Confessionem augustissimo Imperatori Carolo V. anno 1530 exhibitam *ore* et *corde*.

Evangelische Kirchen vereint, ist der von der Rechtfertigung in seinem großen Zusammenhang. So wie in den Schmalkaldischen Artikeln über die Artikel von der Trinität und der Person Christi hinsichtlich der Katholiken gesagt wird (Rechenb. S. 303.): De his articulis nulla est inter nos et adversarios controversia, cum illos utrinque confiteamur, so muß auch dasselbe von dem *primus et principalis articulus* de redemtione et justificatione (eb. S. 304.) hinsichtlich der Reformirten gesagt werden, denen wir eben darum, im Verhältniß zu den Katholiken, so nahe verwandt sind. Und auf diesem gegen alle Formen des Pelagianismus und Semipelagianismus, Rationalismus und Semirationalismus gemeinschaftlich uns verbindenden Fundamente können wir dann auch in Friede und Liebe über unsere Differenzpunkte agere cum doctis et prudentibus viris, vel etiam inter nos ipsos (eb. S. 317.), zumal da sie von minderer Zahl und Bedeutung sind, als die in der angeführten Stelle genannten. Ich will gern zugeben, daß dazu eine vorläufige äußere Union nicht grade nothwendig sey, daß diese überall, wo der Rationalismus in der Betreibung derselben vorwaltet, und wo man nicht die Augsburgische Confession als gemeinsame Basis anerkennt, auf's Äußerste zu widerrathen, und daß jeder Zwang dazu verwerflich sey. Ich bekenne wiederholt mit Beziehung auf Nr. 65. des vorigen Jahrgangs die hohe Wichtigkeit der Lutherischen Unterscheidungslehren und meinen festbegründeten Glauben an dieselben; aber ich läugne, daß die Differenzen der reformirten Symbole von den unsrigen positive Fundamentalirrthümer seyen, indem ich darin nur eine, bei allem Annäherungsbestreben noch übrig gebliebene Ermangelung der vollendeten positiven Wahrheit erkennen kann, weil nämlich die Verbindung der Gottheit mit der Menschheit in Christo, und die Verbindung seiner Gegenwart mit dem Abendmahl und die Verbindung des Gnadenrathschlusses mit den Gnadenmitteln keineswegs geläugnet, sondern nur zu lose und mehr nebeneinander als ineinander bestimmt wird, was das Heil allerdings beeinträchtigt, aber nicht aufhebt. Die Ergänzung dieses Mangels läßt sich indeß bei erneuter friedlicher und freundlicher Erwägung der Unterschiede von den gläubigen Reformirten unserer Tage, die aufrichtig am rechten Grunde halten, hoffen, und in dieser Hoffnung reiche ich ihnen gern die Bruderhand, ohne darum aufzuhören, ein entschiedener Lutheraner zu seyn, und als solcher auch Ihren kirchlichen Bestrebungen, verehrtester Herr Professor, den göttlichen Segen zu wünschen, der ihr Wachsthum eben so fördern, als alle Auswüchse hemmen möge.

D. S—s.

Über die Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland und deren Feststellung durch die jüngst erschienene neue Kirchenordnung.

(Schluß.)

Die Consistorialverfassung bildet demnach den Grundcharakter der evangelischen Kirchenverwaltung im Russischen Reiche. Ihr zur Seite bestehen noch Synoden. Alljährlich sind die General-Superintendenten und Superintendenten verpflichtet, die Pröpste und Geistlichen ihrer Bezirke zu einer Synode zusammenzurufen. In sehr großen Consistorialbezirken sind Kreis-Synoden unter dem Vorsitze der Pröpste angeordnet. Der Zweck dieser Synoden ist gegenseitige Eröffnung und Mittheilung der Geistlichen über rein geistliche Gegenstände, über den Zustand der Gemeinden in geistlicher Hinsicht, den Erfolg der Katechisationen, außerordentliche und überhaupt wichtige pastorale Vorfälle, Verhandlungen über gelehrte geistliche Gegenstände und Schriften, endlich Berathungen über ökonomische Gegenstände, so wie über die Mittel zur Verbesserung des Zustandes der Kirchen ihrer Bezirke. Sie sind also mehr bloß berathende Vereine der Geistlichen. In einzelnen Provinzen, z. B. in Ehstland, bestanden diese Prediger-Synoden schon früher; durch die neue Kirchenordnung werden sie allgemein eingeführt. Außerdem soll nun auch noch auf Ansuchen des General-Consistoriums von Zeit zu Zeit eine General-Synode in St. Petersburg vom Kaiser berufen werden, um der Regierung zuverlässige und ausführliche Kenntniß von den Bedürfnissen der Evangelischen Kirche und von den Mitteln zur weiteren Vervollkommnung ihrer Einrichtungen zu geben. Zu derselben ernennen alle Consistorialbezirke und zwar jeder abwechselnd einen geistlichen oder einen weltlichen Deputirten; außerdem haben in ihr Sitz: der geistliche Vicepräsident des General-Consistoriums, ein von der Universität zu Dorpat aus ihrer Mitte erwählter theologischer Professor, und abwechselnd die weltlichen Präsidenten oder geistlichen Vicepräsidenten der fünf Provinzial-Consistorien.

Endlich findet sich in der neuen Kirchenordnung auch wenigstens ein Keim von Presbyterialverfassung, indem den seit alten Zeiten bestehenden Kirchenvorstehern und den in Landgemeinden ihnen untergeordneten, von der Gemeinde gewählten Kirchenvormündern nicht bloß die Aufsicht über die Verwaltung des Kirchenvermögens, die Erhaltung der Kirchengebäude u. s. w. übertragen, sondern auch die Verpflichtung auferlegt ist, „den Prediger ihrer Gemeinde in seinen Bemühungen für das geistliche Wohl der Gemeindsglieder nach besten Kräften zu unterstützen, und Alles, was den Erfolg seiner heilsamen Anstrengungen hindern könnte, möglichst zu beseitigen. Sie sollen vorzüglich bemüht seyn, ihm die Aufsicht über den Jugendunterricht und überhaupt die Beförderung der wahren Gottesfurcht und der guten Sitte in der Gemeinde zu erleichtern, so wie ihm die Mittel zu verschaffen, daß der Gottesdienst ungestört und auf eine würdige Art verrichtet, die Feier der Sonn- und anderen Festtage beobachtet und die in der Gemeinde befindlichen Armen und Kranken verpflegt und besucht werden.“ Die Kirchenvormünder haben auch die Aufsicht über das Betragen der Dorfschullehrer, so wie über den Lebenswandel der Gemeindsglieder aus den unteren Ständen. Besonders Acht sollen sie auch haben auf die Erziehung der Kinder und ihren häuslichen Unterricht, und sind verbunden, auf böse Gewohnheiten und Laster, die sich unter den Bauern zeigen, zu merken, und diejenigen, welche sich ihnen ergeben, zu ermahnen und dem Prediger Anzeige davon zu machen.

So viel von der neuen Kirchenordnung, für welche jeder

gläubige Protestant dem Herrn den tiefsten Dank zollen und den Segen herabflehen muß auf den Monarchen, der selbst das Haupt einer anderen Kirche, die anerkannte Glaubens- und Gewissensfreiheit seiner evangelischen Unterthanen gegen Willkühr und Unordnung beschützend, der Evangelischen Kirche das köstliche und hochverbürgte Eigenthum ihres alten, theuer erworbenen Glaubens als unantastbares Kleinod von Neuem sichert und garantirt in einer Zeit, wo in anderen Ländern dieses Bekenntnisses der herrschende Unglaube das feste Fundament dieser Kirche wankend gemacht, und dadurch sie selbst dem Verfalle nahe gebracht hat. K.

Fortsetzung der Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

In dem früheren Stücke dieser Übersicht war von der bevorstehenden kirchlichen Reform in England die Rede. Wir gehen zu den Kirchen der beiden anderen inkorporirten Reiche über. Als die beiden Reiche England und Schottland zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu Einem Königreiche Großbritannien unirt und ihre Staatsverfassungen verschmolzen wurden, bewahrte die Schottische Kirche sich ihre Selbstständigkeit; allein nichts desto weniger beschloß das gegen Schottland ungünstig gestimmte Brittische Parlament von 1711 die Herstellung des Königlichen Patronats, statt der freien Wahlen durch die Gemeinden, in etwa einem Drittel der Schottischen Landeskirche; und eben damit wuchs die Parthei der sogenannten Moderate in derselben, den sogenannten Evangelical gegenüber. Der Widerwille gegen das Patronatrecht blieb aber sehr groß, und hatte seit dem Jahre 1732 die Entstehung der Secession-church zur Folge. Aber auch unter den Mitgliedern der herrschenden Kirche blieb es ein Streitpunkt; die Evangelical, welche für die völlige Unabhängigkeit der Kirche sind, lassen keine Sitzung einer Generalversammlung der Kirche vorübergehen, worin sie nicht die Anträge auf Abschaffung des Patronatrechts erneuern. Bisher nun hat aber die Parthei der Moderate in jeder derselben die Oberhand behalten; aber man hofft in Schottland dennoch, daß das reformirte Parlament den Wünschen der Evangelical, als der populäreren Parthei Gehör geben, und die verhaßte Einrichtung abschaffen werde. Diese Veränderung wird von großem Einfluß auf den ganzen Zustand der Schottischen Kirche seyn, die sogenannten Evangelischen werden wahrscheinlich in der Kirche ein bedeutendes Übergewicht erlangen, die Kirchenzucht wird in alter Strenge hergestellt werden, und es wird sich zeigen, ob es dann der Kirche von Schottland noch ferner möglich seyn wird, ihre höchst sonderbare, nur durch eigenthümliche Conjunkturen möglich gewordene Stellung freier Selbstständigkeit und dabei doch enger Anschließung an den Staat zu behaupten; oder ob dies Ereigniß nicht vielmehr ein Auseinanderreißen des Bandes überhaupt zur Folge haben wird. In der Evangelical Party liegt in Schottland ein Geist so schroffer Härte, alle Gegensätze werden von ihr so auf die Spitze eines Entweder — Oder getrieben mit

Verschmähung jeder Vermittelung, daß, ihrer Vorzüge vor der Gegenparthei ungeachtet, eine solche Veränderung bedenkliche Folgen haben dürfte.

In Irland bestanden bis jetzt zwei und zwanzig Diöcesen oder vier Erz- und achtzehn Bisthümer, welche insgesammt ein Netto-Einkommen von 130,000 Pf. St. abwarfen. Die Einkünfte der Domkapitel mit ihren Dechanten betrugen 2,200 Pf., und die der 1,401 anderen geistlichen Benefizien höchstens 600,000 Pf. Seit Heinrich's VIII. Regierung bestand die Einrichtung, daß von jedem Benefiz das Einkommen des ersten Jahres der Krone gehörte. Dies würde, ordentlich gefordert, eine sehr beträchtliche Summe liefern; allein es wird diese Steuer nach einer zu Heinrich's VIII. Zeit gemachten Schätzung der Einkünfte gezahlt, und beträgt daher nur wenig. Nach einem längst bestehenden Gebrauche verwandte die Krone den Ertrag dieser „ersten Früchte" lediglich zu kirchlichen Zwecken; eine dazu niedergesetzte Commission vertheilte das Geld theils zur Reparatur oder Herstellung von Kirchen, theils zur Verbesserung schlechter Pfarrstellen. Zu dem ersten Zwecke bestand nun bisher auch in Irland eine Abgabe, welche vestry-cess genannt wurde. Die zu der herrschenden Kirche gehörenden Bewohner einer Parochie legten diese Steuer nach Willkühr auf, und es konnte sich daher treffen, daß einige wenige derselben mehrere Tausende von Katholiken zum Besten der Protestantischen Kirche besteuerten. In dieser Steuer lag ein vorzüglicher Grund der Erbitterung der Katholiken, und nicht mit Unrecht. In dem Gesetze, welches die Englischen Minister im v. J. dem Parlament vorlegten, war diese Abschaffung des church-cess ein Hauptpunkt, und unläugbar der weiseste und gerechteste. Statt der Herstellung der „ersten Früchte" zu ihrem vollen Betrage in der gegenwärtigen Zeit, wozu die Krone ohne Frage berechtigt gewesen wäre, ist in jenem Irischen Kirchengesetz der Ausweg getroffen, daß als Äquivalent jener im ersten Amtsjahr besonders schweren Steuer der „ersten Früchte" nun für immer, nach der Größe des Einkommens der Stellen, eine Abgabe von 5—15 Procent auf sie gelegt wird, so daß Pfarrstellen unter 200 Pf. und Bisthümer von weniger als 4,000 Pf. jährlichen Einkommens gar nichts zahlen, und von da an nach Verhältniß die Abgabe steigt. Wäre es nicht des Princips wegen, daß mit diesem Gesetz das Parlament das Recht ausübt, über die Kircheneinkünfte zu disponiren, so sollte man denken, dieser Theil der Bill hätte von Seiten weiser Vertheidiger der Kirche nicht leicht Widerstand finden können. Viel bedenklicher sind dagegen die anderen Bestimmungen, wonach das Einkommen des Primatialsitzes von Armagh von 14,500 auf 10,000 Pf. herabgesetzt, zwei Erzbisthümer in Bisthümer verwandelt, und zehn Bisthümer ganz aufgehoben werden. Diese der Kirche rein schädliche Bestimmung ist durchgegangen, doch sind die anderen Klauseln, welche den Gewinn aus diesen Ersparungen der Kirche entziehen und Staatszwecken zuwenden, von den Ministern selbst zurückgenommen, oder im Oberhause verworfen worden.

(Fortsetzung folgt.)

. Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 29. Januar. № 9.

Fortsetzung der Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Fortsetzung.)

Die in dem letzten Parlament verhandelte Frage über die Emancipation der Juden, wie man nach dem schiefen, das rechte Verhältniß entstellenden Ausdruck, der aber in England einmal technisch geworden, die Gleichstellung der Juden und Christen in allen politischen Rechten nennt, war, nach ihrer eigenen Vertheidiger Geständniß eine reine Frage über das Princip, da die Zahl der Juden in England zu unbedeutend ist, um Einfluß zu gewinnen. Es handelt sich also hier davon, ob England noch ferner ein christlicher Staat, ob christliche Motive noch ferner die Gesetzgebung beseelen und leiten sollen? In der That ist es schrecklich, wie weit der Einfluß der elenden zeitgeistischen Ansichten über diesen Punkt in England um sich gegriffen hat; denn eine Majorität von 107 Stimmen entschied im Unterhause zu Gunsten der Bill, und wenn sie auch im Oberhause mit einer bedeutenden Majorität durchfiel, so möchte dies vielleicht großentheils dem Umstande zuzuschreiben seyn, daß die Frage nicht als eine Regierungsangelegenheit an das Parlament gebracht wurde.

Die Bill „für die bessere Beobachtung des Sabbaths," welche nach den im v. J. gemachten Mittheilungen Sir Andr. Agnew in's Parlament brachte, hatte ein eigen ungünstiges Schicksal. Unmittelbar vorher ging der Antrag des Herrn Cobbett, Sir Robert Peel aus der Liste der Königl. Geheimen-Räthe ausstreichen zu lassen, welcher einen höchst stürmischen, jenen Radikalen beschämenden Auftritt zur Folge hatte; das Haus war mit dieser alle Leidenschaften und Interessen in Bewegung setzenden Sache bis tief in die Nacht beschäftigt gewesen, und nun ganz spät, nachdem Viele das Haus verlassen hatten und die Anwesenden erschöpft waren, wurde kurz und flüchtig die Sabbathsbill diskutirt; und aller großen Vorbereitungen und vielfältigen Bittschriften ungeachtet fiel die Bill mit einer Majorität von sechs Stimmen dagegen durch. Diese Bill legte den Satz zum Grunde, daß der Sabbath oder Tag des Herrn von Gott auch für die Christen eingesetzt sey, und deshalb seine Übertretung zu bestrafen; es ist aber wohl nur aus einer an Gedankenlosigkeit grenzenden Inconsequenz der Engländer zu erklären, daß die Judenbill nur eine Minorität von 52 gegen sich, die Sabbathsbill bei viel weniger gefülltem Hause eine Minorität von 72 gegen sich hatte, als ob die Auflösung des Bandes zwischen Kirche und Staat, welches die erstere bezweckt, nicht durch die letztere auf's Entschiedenste verhindert würde! Zu den strengen Bestimmungen der Bill gehörte, daß jeder Bruch des Sabbaths besonders bestraft, nicht aber der Bruch des ganzen als Ein Vergehen behandelt werden sollte; und daß sie Käufer und Verkäufer, solche, die zu Arbeiten anstellten, und die sich dazu anstellen ließen, denselben Strafen unterwarf. Die christliche Parthei durch ganz England sieht das Durchfallen der Bill mit einer so geringen Majorität dagegen eher als ein günstiges Zeichen an, und hofft auf die nächste Parlamentssitzung. Bald nach dem Mißglücken derselben äußerte der Bischof von London im Oberhause Folgendes: Er hoffe, daß jenes Schicksal der Bill diejenigen, welche eine solche Maßregel wünschten, nicht abschrecken würde, hier oder im Unterhause sie einzubringen; eine Bill von einfacherem Plan und gemäßigteren Bestimmungen würde der größere Theil der achtungswerthen Bewohner des Landes gewiß lebhaft unterstützen; Ihre Herrlichkeiten würden gewiß seiner Meinung seyn, daß in religiöser, moralischer und politischer Hinsicht der Gegenstand sehr wichtig sey. Man habe ihn selbst und andere Prälaten aufgefordert, eine Maßregel der Art vorzuschlagen; aber eine Bill, deren Gelingen wahrscheinlich seyn solle, sey doch nur eine solche, die hinter ihren Ansichten von der Strenge der Sabbathfeier zurückbleibe, und es würden daher Viele von einer solchen durch einen Bischof eingebrachten Maßregel sagen: „Das ist der Grundsatz, welchen die Bischöfe aufgestellt haben, wir brauchen nicht weiter zu gehen, als sie es verlangen." Die christlichen Zeitschriften wollen aber durchaus von keiner Milderung etwas wissen, die Dissenterblätter hoffen jedoch mehr von freiwilligen Gesellschaften als von Parlamentsbeschlüssen.

Merkwürdig sind aber diese Verhandlungen, weil sie uns einen Blick in den religiösen Zustand von England im Ganzen thun lassen, der im Verhältniß zu dem Zustande unseres Vaterlandes höchst erfreulich ist. In dieser Hinsicht war uns eine Schilderung in einem sonst schlechten, höchst oberflächlichen Buche interessant, in dem Werke: La Grande Brétagne en 1833, par Mr. le Baron d'Haussez, dernier ministre de la marine du Roi Charles X. Nicht mit Unrecht scheint das Quarterly Review zu wünschen, daß wenn noch einmal ein Krieg zwischen England und Frankreich entstehen sollte, dann doch Herr v. Haussez Marineminister seyn möchte. Nichts desto weniger möchte folgende Darstellung im Ganzen ihre Wahrheit haben: „Bei gewissen wichtigen Gelegenheiten, wenn das Land bedroht oder betroffen ist von einem großen Unglück, erbittet das Parlament und befiehlt der König einen Fast- und Bußtag, und Niemand (?) entzieht sich der Pflicht, ihn zu beobachten, Niemand erlaubt sich, über die Maßregel zu spotten. Was würden die Ungläubigen und die Liberalen in Frankreich wohl gesagt haben, wenn Karl X. seinen Unterthanen ein gewöhnliches Mittagessen untersagt hätte! Wie hätte man über Jesuitismus, über Priesterherrschaft, über Aberglauben geschrieen! Die Zeitungen würden nicht Spalten genug, die Sudler nicht Pinsel genug zu Karikaturen gehabt haben, um den Haß und die Verachtung gegen den König und die Regierung aufzuregen. Aber Wilhelm IV. schreibt gegen die Cholera einen Fasttag aus, und ganz England fastet wirklich, ganz England begibt sich

in die Kirchen, ganz England gibt reichliche Almosen. Geschieht dies aus Unterwürfigkeit unter die Gesetze, aus Achtung vor der Obrigkeit? Ja; aber auch (!) aus religiösen Gründen. — Die kalten, räsonnirenden, positiven Engländer sind, wenn sie ihrer Überzeugung nach nicht religiös sind, doch wegen des Herkommens und Nutzens so. Das Bedürfniß der Religion ist so allgemein anerkannt, daß, wenn sie eine Stadt oder ein neues Stadtviertel bauen, sie auch sogleich eine Kirche bauen; oft fangen sie selbst mit dem Bau der Kirche an. Man könnte einwenden, die Erbauung einer Kirche sey ein Gegenstand der Spekulation, weil man von dem Kapital, was man darin anlegt, reiche Zinsen erwarte; das mag seyn, aber grade aus dem Umstande, daß es eine vortheilhafte Spekulation ist, kann man schließen, daß die Kirchen stark besucht sind. — Wenige, selbst ganz gleichgültige Leute mögen sich dem Besuche der Predigten entziehen, in welchen sie oft sehr derbe Wahrheiten hören, welche durch die Talente des Redners grade nicht anziehender werden. Niemand wird leicht eine Aufforderung, in die Kirche zu gehen, ablehnen; so sehr scheut man sich, mit der Irreligiosität Parade zu machen. Jedermann hat ein ernstes, andächtiges Äußere während der Predigt und der Liturgie. Man hört gespannt zu, hat die Augen auf sein Buch geheftet, singt mit, wirft sich auf die Knie, legt das Gesicht auf die Hände, und Alles scheint in ernsten Gedanken vertieft, und Niemand beklagt sich beim Herausgehen aus der Kirche über die zu lange Dauer des Gottesdienstes."

Einen Blick in den Zustand der herrschenden Kirche lassen die Visitationsreden (Charges) der Bischöfe thun, von welchen wir schon öfters Einiges mitgetheilt haben. In den Journalen des v. J. finden wir zweier erwähnt, einer von dem Erzbischofe von Canterbury (Dr. Howley), und einer von dem Bischofe von Chester (Dr. Bird Sumner). Die erstere ist sehr kühl und formell. Der Erzbischof erinnert die Geistlichen wohl an ihre Pflichten, doch immer sogleich mit dem Zusatze, er hege die Überzeugung, daß sie von ihnen gewissenhaft erfüllt würden. Vorzüglich erscheint aber in derselben die Stelle bedenklich, wo er das Bestehen der sogenannten Pluralitäten (den Besitz mehrerer geistlicher Stellen) vertheidigt, während wohl keiner der Mißbräuche in der Englischen Kirche so schreiend ist als dieser: „Pluralitäten sind in unserer Kirche immer unter gewissen Beschränkungen erlaubt gewesen, zum Behufe der reichlicheren Versorgung ihrer Diener, der Ermunterung wissenschaftlicher Studien (und doch liegt die Theologie in England so danieder!) und der Belohnung treuer Amtsführung." Diese Stelle dürfte wohl bei Freunden und Feinden der Kirche keinen günstigen Eindruck hervorgebracht haben.

Ausführlichere Mittheilungen müssen wir aber unseren Lesern aus der herrlichen Visitationsrede des Bischofs von Chester machen, welche ein weit höheres als örtliches Interesse hat. *) Sie hat zum Texte die Worte des Paulus an Barnabas (Apostelgesch. 15, 36.): „Laß uns wieder umziehen und unsere Brüder besehen durch alle Städte, in welchen wir des Herrn Wort

*) Wir erinnern hiebei, daß wir schon vor vier Jahren einen Auszug aus einer Visitationsrede dieses Bischofes mittheilten. Ev. K. Z. von 1829, Nr. 88.

verkündigt haben, wie sie sich halten." Der Bischof beginnt damit, den Gegenstand der Visitation viel tiefer auffassend, als es von den meisten Englischen Prälaten geschieht: „Lasset uns sehen, wie die Ältesten ihr anvertrautes Amt ausgerichtet, und wie die Laien die Gnade Gottes aufgenommen haben; ob die Lehrer als treue Haushalter über Gottes Geheimnisse sich erwiesen, ob die Zuhörer dem Worte Gottes gehorsam geworden sind; lasset uns sehen, ob das große Werk der Erlösung fortgeschritten ist; welche Hindernisse sich ihm in den Weg stellen, welche Förderungsmittel angewandt werden sollten von Jedem in seinem Wirkungskreise. Lasset uns darüber uns Mittheilungen machen, lasset uns einander rathen, vermahnen, stärken und trösten. Ich hoffe, Ihr werdet mich in einem innigen Gebete unterstützen, daß der Segen Gottes unseres Heilandes, deß Eigenthum wir sind und dem wir dienen, uns in dieser und allen unseren Unternehmungen begleiten möge!" — Der Bischof sagt hierauf zuerst sehr ernste Worte über das christliche Predigtamt. „Das christliche Predigtamt wird oft als ein angenehmer, leichter Beruf behandelt, und mag denen wirklich so erscheinen, die es oberflächlich ansehen, und mit seiner wahren Beschaffenheit unbekannt sind. Ja gewiß, unsere Aufgabe wäre verhältnißmäßig leicht und unser Beruf angenehm, wenn wir bloß eine gewisse Summe äußerer Pflichten zu erfüllen hätten, und es dann unseren Gemeinden überlassen könnten, ob sie davon Segen haben wollten oder nicht. So könnte sich ein hübscher Außenschein, ein anständiger Schleier von Religiosität über unser Vaterland ausbreiten und Christus dem Namen nach sein Reich unter uns haben. Aber ist das Reich Christi bloß äußerlich gegründet, bekennt man seine Lehre bloß äußerlich in einem Lande, so ist es gar nicht da; innerlich verlangt er zu herrschen; nicht Name oder Form, sondern „„der Bund eines guten Gewissens mit Gott,"" die Unterwerfung des Herzens unter seinen Willen und sein Gesetz, das ist es, worauf es ihm ankommt. Und um das Herz zu diesem Gehorsam zu bringen, und treu bis an's Ende darin zu bewahren, dazu bedarf es eines ernsten Kampfes, dazu muß jeder Einzelne einen schweren Sieg erkämpfen, wenn er „„würdig seyn soll, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten."" Der Satan muß aus dem Felde geschlagen, das Fleisch zum Gehorsam gebracht und diese Welt überwunden werden. Das ist daher sicherlich keine leichte und geringe Aufgabe, diesen christlichen Kampf und Sieg in allen einzelnen Fällen zu leiten, darüber zu wachen, von Verirrungen dabei zurückzurufen, von Neuem hineinzuführen: das ist keine geringe Arbeit, „„die Heiligen zuzurichten zum Werke des Amts, dadurch der Leib Christi erbaut werde; bis daß Alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes."" Das, meine Brüder, erwartet die Kirche von Euch, denn das war der Wille dessen, der sie gegründet hat. Dazu ist der Sohn Gottes erschienen; dazu hat er unser Fleisch angenommen, darum lebte und starb er auf Erden, daß er sich reinigte ein Volk zum Eigenthum, das errettet wäre von der gegenwärtigen argen Welt, und tüchtig gemacht zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht. Diesen seinen heiligen Willen auszuführen, ist der Zweck des christlichen Predigtamtes, dazu sind den Arbeitern ihre Stellen in des Herrn Weinberge angewiesen. Deshalb wird das Kind in der Taufe Christo geweiht; deshalb auferzogen in der Furcht und Ermahnung zum Herrn; deshalb legt Jeder, wenn er herangewachsen ist, ein Bekenntniß eines bewußten Glaubens

ab; deshalb lebt er auf Erden als ein Glied am Leibe Christi, geleitet von seiner Gnade, regiert von seinen Geboten, vollbereitet, gekräftigt und gegründet durch immer fortschreitenden Unterricht aus Gottes heiligem Wort. Selig wären wir, wenn so überall die Leitung der Kirche, so der Zustand der Gemeinden beschaffen wäre; aber Ein Blick in die uns umgebende Wirklichkeit zeigt uns den traurigsten Gegensatz!"

Hierauf geht der Bischof über zu den Mitteln, um zu jenem Ziele zu gelangen. „Die Verwandlung der Zehntenabgabe, die Verbesserung der schlechten Pfarrstellen, die Abschaffung der Pluralitäten oder andere jetzt so laut geforderte Veränderungen, mögen sie noch so wünschenswerth seyn, würden bei weitem nicht so das christliche Leben unter uns fördern, als ihm geschadet würde durch Zulassung einiger weniger Männer zu dem Predigtamt, die untreu in ihrem Berufe, oder unfähig sind, ihm nachzukommen. Alle Maßregeln der Gesetzgebung vermögen nur wenig Unterstützung einem treuen und ernsten Geistlichen zu geben; kein Gesetz kann den Trägen, den Unverträglichen, den Irrlehrer, den unordentlich Wandelnden zur Bekehrung oder Erbauung seiner Gemeinde tüchtig machen."

Hierauf wirft der Bischof die Frage auf, warum denn, was augenscheinlich sey, das Predigtamt so wenig wirke, und welche Wege die Geistlichen einzuschlagen hätten, um mehr zu wirken. „Als ich vor drei Jahren zu Euch sprach, da wählte ich zu meinem Hauptgegenstande die Mittel, wodurch unser Amt am Segensreichsten ausgerichtet werden könnte; ich ging ausführlich die Haupttheile der geistlichen Amtsführung durch. Nichts ist seitdem vorgekommen, was mich bewogen hätte, meine Meinung zu ändern. Ich legte damals euch an's Herz, daß Ihr die Vollmacht, die große, gewichtige, verantwortliche Vollmacht, die uns auf der Kanzel anvertraut ist, immer im Auge behalten möchtet; daß Ihr jede Predigt ansehen solltet, als hätte sie ein von Gott aufgegebenes Werk zu vollenden, und immer gläubig hoffen solltet, sie werde es vollenden; ganz vorzüglich, daß Ihr das große Geheimniß der Gottseligkeit: „„Gott ist geoffenbaret im Fleisch,"" so nachdrücklich und vorzugsweise Euren Gemeinden vortragen solltet, daß der persönliche, lebendige Glaube des Einzelnen nie untergehe in einer unbestimmten, allgemeinen Anerkenntniß der Erlösung, daß nie das Vertrauen jedes Einzelnen auf Christum, als den Anfänger und Vollender unseres Heiles, verwechselt werde mit einem allgemeinen Glauben an das Wort Gottes. Und wie ich es immer gefunden habe, so finde ich auch noch jetzt die Arbeiten derer am gesegnetsten, und die meisten Herzen durch die gewonnen, welche auf's Ernstlichste und Nachdrücklichste ihre Zuhörer auffordern, auf Christum den Gekreuzigten zu blicken als den, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung."

Hierauf geht er die besonderen Gefahren und Schwierigkeiten durch, die grade jetzt dem Evangelium entgegenstehen. „Der Unglaube unserer Tage hat eine ganz besondere Art. Leute von Bildung und Nachdenken wollen selten ungläubig seyn; mögen sie auch unchristlich leben, selten mögen sie aus Grundsatz Feinde des Christenthums seyn. Aber von denen, die gar keine Bildung, oder nur den oberflächlichsten Anstrich davon haben, wird der Unglaube dreist und offen ausgesprochen. Der philosophirende Zweifler, welcher die Macht der Gründe verstehen und fühlen kann, ist durch Gründe aus dem Felde geschlagen worden; aber die ungebildete Menge wird der Raub jedes verführerischen Schreibers, der aus irgend einer Absicht sie zu überreden sucht, daß das Evangelium „„eine kluge Fabel"" sey. Wagt er sich überhaupt in das Gebiet der Gründe, so sind es solche, welche eine gänzliche Unkenntniß der menschlichen Natur und der Geschichte in denen, für welche sie berechnet sind, voraussetzen. Gewöhnlich wendet er sich aber

an ganz andere Seiten des Menschen, als an seine Vernunft, und versteht sich auf das Verhöhnen und in's Lächerliche ziehen vortrefflich, da er weiß, daß Wille und Begierde des Spötters und Lachers auf seiner Seite stehen. Daraus ist gegenwärtig die furchtbare Folge erwachsen, daß der Unglaube der niederen Klassen nicht, wie sonst, bloß die unmittelbare natürliche Folge eines gottvergessenen Wandels ist, sondern daß ihre ganze Denkweise unterminirt ist; woraus ein viel schrecklicheres Übel hervorgeht, und wodurch die Heilung so sehr erschwert wird." Hierauf setzt der Bischof weiter auseinander, welche Gefahren die zunehmende Bevölkerung mit sich bringe; wie Jeder ungemein feststehen müsse auf seinem Platze, wenn nicht sogleich ein Nebenstehender ihn verdrängen solle; und wie dies in die ganze Gesellschaft ein unruhiges Drängen, Treiben, Stoßen und Fallen hineinbringe, was für die Aufnahme des Evangeliums sehr ungünstig sey; und welche Vortheile die herrschende Sünde daraus zu ziehen wisse. Aus dem Ganzen zieht er dann das Resultat: „Obwohl unser Vaterland gegenwärtig, wie ich aufrichtig glaube, einen reicheren Schatz von christlichem Leben und Eifer in sich schließt, als je zuvor, so findet sich darin auch ein viel stärkeres Gegengewicht von Gottlosigkeit, als je; und diese Gottlosigkeit ist thätig, die träge Apathie und sorglose Sinnlichkeit der früheren Zeit, obwohl in sich selbst gewiß eben so arg, war doch lange nicht so gefährlich; wir stehen in einer Zeit, wo es keine Neutralität gibt; wer nicht Freund des Christenthums ist, der ist sein Feind."

Von da aus beschreibt er nun die Verwüstung und Zerstörung, welche die Geistlichen sehr oft beim Eintritt in ihr Amt vorfinden, und setzt dann hinzu: „Solch einen Zustand finden die Meisten vor sich, wenn sie ihr Feld überblicken. Fühlbar werden sie an die Wahrheit des biblischen Bildes erinnert, welches die Gottlosigkeit als einen Schlaf oder Tod darstellt. Nur zu Viele findet der Geistliche in diesem Zustande, eine größere oder kleinere Zahl; die größte in den bevölkerten Gegenden, wo Einer leicht dem Anderen die Hand reicht in der Gottlosigkeit, und mehr Versuchungen zur Sünde sind. Mag aber die Zahl größer oder kleiner seyn, wie kann sie vermindert werden? Gibt es Mittel, diejenigen, welche todt sind in Übertretungen und Sünden, dahin zu bringen, daß sie die Stimme des Sohnes Gottes hören, und aus ihrem geistlichen Tode erwachen, daß Christus sie erleuchte?" Zuerst dringt er mit großem Nachdruck auf die Beförderung christlicher Erziehung; in Bezug auf die Erwachsenen aber auf das sogenannte aggressive system, d. h. das Verfahren, wonach der Geistliche nicht wartet, bis die Gemeinglieder zu ihm kommen, sondern planmäßig und unterstützt von Gehülfen sie aufsucht. Er sagt hierüber die herrlichen Worte: „Eins ist klar: in solchen Fällen reichen die gewöhnlichen Gnadenmittel nicht aus. Die Kirche steht offen, aber wird nicht besucht; die Stimme der Wahrheit ruft, aber Niemand hört sie; ja selbst gelegentliche besondere Warnung und Ermahnung trifft das Ohr vergeblich; es kostet mehr, Seelen in einem solchen Zustande zu bekehren. Seine Genossen in der Gottlosigkeit oder im Müssiggang zu verlassen, das Haus Gottes zu besuchen, den Sabbath zu dem Zweck zu gebrauchen, wozu er dem Menschen geschenkt ist, das sind unter solchen Umständen keine kleinen Entschlüsse, keine Gewohnheitssachen; dazu gehören Glaubenskämpfe, die nichts Anderes ersetzen kann. Aber einen Glauben, der das Leben beherrscht, findet man nicht. Da mögen Viele seyn, welche die christlichen Wahrheiten nicht läugnen; Viele, die einen allgemeinen Glauben an eine Auferstehung und ein ewiges Leben haben; aber eingestandener Maßen ist es kein thätiger, siegreicher Glaube, der die Gewohnheiten der Faulheit überwindet, oder bösem Beispiel Widerstand leistet, und dieser Glaube muß in's

Herz gepflanzt werden, sonst sind alle Anstrengungen vergebens. Wartet der Geistliche in solchen Fällen auf Zeiten der Buße, oder auf Einladungen solcher Leute, daß er doch zu ihnen kommen möge, so kann er ewig warten. Es ist das Elend eben des geistlichen Schlafes, daß zwischendurch er keine wache Stunden kennt; wir könnten eben so gut von einem Lazarus erwarten, daß er ohne den Ruf des Sohnes Gottes aus seinem Grabe hervorkomme, als daß ein unter solchen Umständen sich befindender Mensch, der in der Finsterniß des Seelentodes liegt, durch einen natürlichen Vorgang allmählig beginnen sollte, seine Unwissenheit und seine Sünde zu fühlen, sein Grabhemde sich ausziehen, und an's Licht der Erkenntniß hervorkommen sollte. Vielleicht wird er von Zeit zu Zeit erinnert, vielleicht wird ihm gesagt, daß er Gottes ausdrückliches Gebot übertrete, er läugnet das auch selbst vielleicht nicht; aber das hilft ihm noch nicht. Aber gibt es denn kein Mittel, solchem grenzenlosen Elende abzuhelfen? Es wäre Schwärmerei, auf lauter plötzliche Wirkungen des Wortes zu rechnen. Der Herr spricht: „„Niemand kommt zu mir, es sey denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat."" Eine Art nun, wie der Vater das verhärtete und widerstrebende Herz zieht, ist durch sein geoffenbartes Wort. „„Der Glaube kommt aus dem Hören (so wörtlich im Text), das Hören aus dem Worte Gottes."" Dies leitet uns auf einen Zugang zu den verirrten Schafen. Sie suchen den Hirten nicht, sie wüßten nicht, warum sie es thun sollten; der Hirt aber muß sie suchen. Sie kommen nicht, um das Brodt des Lebens zu holen; aber wir müssen es ihnen bringen. Zu rechter Zeit und zur Unzeit müssen wir die göttliche Wahrheit ihnen bekannt machen; die heilige Schrift müssen wir mitnehmen, und mitten in ihren Kreis sie hineintragen. Herrliche Früchte hat dies Verfahren schon getragen, über alle Erwartung herrliche, wenn auf diese Weise den Armen die heilige Schrift in ihren Häusern einfältig vorgelesen und erklärt wurde. Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer, denn kein zweischneidig Schwerdt; ein Segen ruhet darauf: es kommt nie leer zurück. Die Ermahnungsrede des Predigers, wie gerecht und begründet sie auch sey, ist das Wort eines Mitgeschöpfs, nur zu oft werden dadurch die entgegenstehenden Leidenschaften aufgeregt, so daß die Gottlosigkeit sich nur mehr bestärkt und befestigt. Wenn aber die heilige Schrift aufgeschlagen wird, da redet Gott selbst zu seinen Geschöpfen, da heißt es im Gewissen des Menschen: „„Wer bist du, lieber Mensch, der du mit Gott rechten willst?"" Da steht der Sohn Gottes selbst vor uns, und ruft und ladet ein: „„Warum wollt ihr sterben, ihr vom Hause Israel?"" Und wenn es Gottes Stimme hört, wenn der freundliche Heiland einladet, da bricht oft auch das härteste Herz, da rafft sich auch die eingewurzeltste Trägheit auf. Wo dieses System durchgeführt wird, da nimmt der Kirchenbesuch zu, da mehrt sich die Zahl der Communikanten, da vervielfältigen sich die Kennzeichen eines ächten Werkes Gottes in der Gemeinde. Diese sieht Beweise eines wahren Ernstes an ihrem Prediger, die einen unbeschreiblichen Eindruck auf sie machen. Sie sieht ihm an, daß der Zustand der Dinge, die er um sich her findet, ihm keine Ruhe läßt, daß er sich nicht zufrieden geben kann, so lange noch eins der ihm Anvertrauten ohne Erkenntniß Gottes und Jesu Christi, den er gesandt hat, ohne das ewige Leben ist. Es ist der Segen aller solcher Anstrengungen, die außerhalb des gewöhnlichen Laufes der Amtsverrichtungen liegen, — wie der Theilnahme an Gesellschaften zur Beförderung der Sabbathsheiligung, der Mäßigung, Distriktsbesuchvereine, Schulen für Erwachsene oder Versammlungen zur Schrifterklärung — daß sie von Seiten des Predigers ein brennendes Verlangen zeigen, der Gottlosigkeit

zu steuern und ein christliches Leben zu verbreiten; sie zeigen, daß das Predigtamt kein Geschäft sey, wobei es auf die Beobachtung äußerlicher Pflichten ankommt, sondern daß der Prediger von der Liebe Christi gedrungen, von der Größe seines Berufs begeistert wird. Alle diese Arbeiten sind freiwillig und werden deshalb doppelt hoch geschätzt. Hätte Paulus sich begnügt, „„den Juden zu predigen von Jesu aus dem Gesetze Mosis und den Propheten,"" und den Heiden zu verkündigen, daß „„Gott nun gebiete allen Menschen an allen Enden Buße zu thun,"" so würde er seine Botschaft allerdings in gewissem Sinne ausgerichtet haben; er hätte den ganzen Rath Gottes zu unserer Seligkeit verkündet. Aber welche Kraft und welches Leben kam in Alles, was er sagte, dadurch, daß er die Aeltesten von Ephesus in Milet zu Zeugen aufrufen konnte, wie er „„nicht abgelassen habe drei Jahre Tag und Nacht einen Jeglichen mit Thränen zu vermahnen!"" Das gab Nachdruck jener gewaltigen Frage: „„Wie wollen wir entfliehen, wenn wir eine solche Seligkeit nicht achten?"" — Was würde aus einem Jeden unter uns werden, wenn unsere Gemeinschaft mit Gott durch Lesung seines Wortes, unsere Schriftbetrachtung, unsere geistlichen Studien auf eine Stunde wöchentlich beschränkt wären? Und müssen wir das bei uns empfinden, warum sollte es anders seyn bei unseren Pfarrkindern? Und doch, wie viele Kranke, wie viele durch häusliche Noth Verhinderte gibt es unter ihnen, deren Zeit dazu noch lange nicht eine Stunde wöchentlich im Durchschnitt beträgt! Unsere Vorfahren fühlten wohl, wie viel dazu nöthig sey, das Leben aus Gott in der Seele des Menschen zu erhalten. Die Gebräuche der Römischen Kirche waren in Aberglauben ausgeartet, und zum Schein eines gottseligen Wesens geworden, ohne dessen Kraft mitzutheilen. Als nun Fasten und Festtage, und Vigilien und Frühmetten und Vespern, als „„wenig nütze,"" abgethan wurden, da ordnete unsere Reformirte Kirche den täglichen Morgen- und Abendgottesdienst an, damit einem Jeden die Gnadenmittel nahe gebracht würden. Die veränderten Sitten und Verhältnisse haben diesen Gebrauch stillschweigends abkommen lassen; aber das menschliche Herz und die Welt sind dieselben geblieben, der Weg zum Himmel ist seitdem nicht weniger schmal und steil, das Kleinod am Ziele nicht weniger herrlich, die Gefahr, es zu verlieren, nicht weniger grausenvoll, und will man daher auch nicht dieselben Mittel anwenden, so bedarf es doch desselben Ernstes, wenn unsere Gemeinden des von Gott Allen verheißenen Segens genießen sollen. — Wir erblicken gegenwärtig mancherlei Zeichen davon, daß der Herr etwas wider uns hat, daß er schwere Prüfungen unserer Kirche senden will. Wir haben aber auch noch andere Zeichen, welche uns verkündigen, daß „„weil Trübsal da ist, er der Barmherzigkeit gedenkt"" (Hab. 4, 2.). Unter diesen ist nicht der geringsten eines, daß er noch immer eine bedeutende Zahl solcher erweckt, die der wolkenumzogene Himmel und der drohende Sturm nicht abschreckt, sich dem Predigtamt zu weihen; Männer von Gaben, von heiligem Eifer und frommem Sinne, die im Stande sind, den guten Kampf gegen die Feinde des Heiles zu kämpfen. So mögen denn solche hervorgesucht und ermuntert, und alle Andere bei der Besetzung der Pfarrämter ausgeschlossen werden; mögen Alle sich versichert halten, daß unsere Kirche nur solche Kriegsleute in ihren Reihen sehen mag, welche sich zu leiden wissen als die guten Streiter Jesu Christi, die das Werk thun evangelischer Prediger und ihr Amt redlich ausrichten; die da predigen das Wort, und anhalten, es sey zu rechter Zeit oder zur Unzeit, die da strafen, drohen und ermahnen mit aller Geduld und Lehre." — Gern theilten wir mehr noch aus dieser Rede, welche der apostolischen Kirche nicht unwürdig wäre, mit, und fügen nur noch hinzu, daß es mit dem Bestehen einer Kirche, deren Bischöfe so reden, vor der Hand noch keine Noth habe. (Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger; Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 1. Februar. № 10.

Die Schrift und ihre Lehre von der Auferstehung und die Lehren der Schüler Hegel's.

Hegel hat einmal in bitterer Ironie gesagt, daß die Philosophie in Ansehung der Glaubenslehren unbefangen seyn könne, da sie bei den Theologen selbst in der Achtung so gesunken seyen. Diese Ironie fängt an in ihr Gegentheil umzuschlagen; die Philosophie scheint einzusehen, daß ihre Unbefangenheit viel sicherer gehandhabt werde, wenn sie aus der Ironie bitteren Ernst macht und sich mit jener sogenannten Theologie zur gleichen Mißachtung der Glaubenslehren bekennt. Hegel hat seine Verachtung der „platten Prosa der Aufklärung, des schalen Räsonnements der partikularen Meinung" ausgesprochen; ein Zögling der Hegelschen Schule dedicirt sein Werk „die letzten Dinge" dem Herrn Consistorialrath David Schulz, und „glaubt," in der Dedikation, „sich der Geisteseinheit in wissenschaftlicher und ganz eigentlich theologischer Rücksicht mit Sr. Hochwürden rühmen zu dürfen." In dieser „Geisteseinheit" macht er „die protestantische Denkfreiheit für den Artikel von der Unsterblichkeit geltend," wo er unter Anderem herausbringt, daß „Jesus selbst nicht an ein Fortleben mit individuellem Bewußtseyn geglaubt und keine persönliche Unsterblichkeit in diesem Sinne gelehrt habe" (S. 214.), daß die Jünger „aus Mangel an spekulativer Intelligenz ganz sinnliche Vorstellungen, ganz irdische Erwartungen vortragen und die Unsterblichkeit an die Auferstehung des Leibes anknüpfen" u. s. w. (s. Dr. Friedr. Richter die Lehre von den letzten Dingen 1ster Bd. Bresl. 1833). So hat also in der Person Richter's „die spekulative Intelligenz" einen Bund mit dem platten Rationalismus geschlossen, um eine unbequeme Lehre der Schrift zu beseitigen. In einem anderen Schüler, Billroth (Commentar zum ersten Corinth. Br. S. 229 f.), lavirt die Spekulation; sie schlägt den Mittelweg ein, zur Erklärung des 15ten Capitels im Corintherbriefe zu sagen: Paulus komme in der Vorstellung beharrend nicht über die schlechte Unendlichkeit hinaus, der Begriff der Vorstellung sey die geistige Auferstehung, die Identität des Endlichen und Unendlichen, das sey die Paulinische Vorstellung zu ihrem Begriff erhoben. *) Das Besondere an dieser Behauptung ist weiter, daß nach diesem Erklärer diejenigen, welche den eschatologischen Vorstellungen des Paulus ihren Platz nach dem leiblichen Tode anweisen, die Sache ganz (?) historisch genommen, mehr fehlen sollen, als er. Von seinen Argumenten nachher. Uns kann zunächst nur auffallen, daß dieselbe Spekulation ihren Begriff aus derselben Vorstellung entwickelt, die nach einer anderen Betrachtungsweise von ihr als Irrthum bezeichnet wird. Die Spekulation kommt mit dem Schriftwort in's Gedränge, so viel scheint uns zunächst ersichtlich. Zwar lehrt uns Billroth (zu 1 Cor. 15, 24) eine Dialektik der Vorstellung kennen, durch welche sie sich über sich selbst hinaus zum Begriffe so treibe, daß, was die Vorstellung am Ende einer gewissen Zeit eintreten lasse, als absolut gegenwärtig begriffen werde. *) Es ist zu bedauern, daß Hymenäus und Philetus das nicht wußten, sie hätten den Apostel mit seinen eigenen Waffen schlagen können, wenn er an Timotheus (2, 2, 16—18.) schreibt: Des ungeistlichen losen Geschwätzes entschlage dich, denn es hilft viel zum ungöttlichen Wesen. Und ihr Wort frisset um sich wie ein Krebs, unter welchen ist Hymenäus und Philetus, welche der Wahrheit gefehlet haben und sagen, die Auferstehung sey schon geschehen (ἤδη γεγονέναι) und haben Etlicher Glauben verkehret. Diese Worte zeigen nicht gar undeutlich, daß die Vorstellung des Apostels nicht den Begriff der modernen und alten Philosophie zum Inhalte habe, sondern daß er damit ihr widersprochen haben wolle, und eine Auslegung, die dem Hymenäus das Wort redet, kann schwerlich, die Sache ganz historisch genommen, für eine Auslegung des Apostels gelten. **) Ich gestehe vielmehr, sie nicht besser finden zu können, als das portentum criticos, mit welcher Schultheß der Verlegenheit der Spekulation zu Hülfe kommt und die Stelle im Timotheusbrief für unächt erklärt, weil zwei Bischöfe im dritten Jahrhundert Hymenäus und Philetus geheißen haben (symb. ad int. crit. p. LIV. not.). Solche portenta müssen für unsere Zeit an die Stelle der portenta in den Legenden, wie sie Luther nennt, treten. Die Lüge übt ihren Aberwitz nur je nach dem Bedürfniß auf anderem Felde.

Ich redete davon, daß solche Erscheinungen zeigen, wie die philosophische Spekulation in's Gedränge mit dem Schriftworte komme. Hegel sagt von einer gewissen Richtung (Philos. d. Rel. Bd. 1. S. 19 f.): „Sie habe den Lehrbegriff stehen lassen, habe ihm auch die Bibel als Grundlage gelassen, habe aber ihre abweichenden Ansichten gewonnen und gesucht, das Wort Gottes auf andere Weise zu interpretiren. Dies sey in Gestalt der Exegese geschehen. In der That habe der Verstand für sich

*) Vgl. Marheinecke Dogmat. 2te Aufl. §. 601. S. 387.

*) Diese Bemerkung knüpft sich außerdem seltsam genug an eine Vergleichung zweier Stellen, die in gar keinem logischen Zusammenhange mit einander stehen, nämlich an 1 Cor. 15, 24., dann das Ende und Hebr. 13, 8. Jesus Christus gestern und heute derselbe und in Ewigkeit.

**) Auch Usteri, Paul. Lehrbegr. 4te Aufl. S. 362 f., erkennt als das Wahrscheinlichste an, daß diese Leute die Auferstehung geistig und symbolisch aufgefaßt hätten.

seine Ansichten vorher festgesetzt und dann sey nachgesehen worden, wie sich die Worte der Schrift dadurch erklären lassen." — Hegel bezeichnet diese Richtung als die des sogenannten Denkens, der Aufklärung. Wie müssen wir erstaunen, seine Schule nun mitten in dieser Aufklärungsexegese befangen zu sehen. Man wird gegen diese Behauptung protestiren, man wird von dem abstrakten Denken des Verstandes reden, der bei Jenen die Ansicht vorher festgesetzt habe, während hier es nur der vernünftige Begriff sey, der die Vorstellung explicire. Hiegegen ist vor der Hand nichts zu bemerken, als daß, wie wir gesehen haben, dieser Begriff zu Zeiten im alleroffenbarsten Widerspruch mit dem Worte sich befinde. Er kann demnach unmöglich aus dem Schriftworte abgeleitet seyn, sondern er ist auch vorher festgesetzt worden, und dies zu wissen ist zunächst Hauptsache. Denn wie er festgesetzt worden sey, dies zu bestimmen, ist insofern mißlich, als die Hegelsche Philosophie jede Ansicht, die in ihr etwas Anderes als absolute Wahrheit findet, als Mangel an spekulativer Intelligenz abfertigt. Sie hat für sich Recht; denn indem sie sich für Wahrheit hält, muß ihr die abweichende Ansicht als Meinung, d. h. Irrthum erscheinen. Und — Gott sey es geklagt! Meinungen waren es freilich, mit denen die Theologie ihr größtentheils entgegentrat, es war nicht ein Irrthum, wenn Hegel sagte: die Theologie sey jetzt durch sich selbst niedrig genug gestellt. Die Theologie ist aber dann nicht mehr particulare Meinung, wenn sie den Begriff der Vorstellung (um mich des Hegelschen Ausdrucks zu bedienen) hat, den sie aus dem geoffenbarten Schriftworte abgeleitet zu haben nachweisen kann. Es kann ihr auch zunächst gleichgültig seyn, ob sie eine bestimmte Philosophie verstehe oder nicht, wenn sie nur das Schriftwort versteht. Sie muß dann wenigstens Kraft des Rechtes, das ihr das geoffenbarte Wort gibt, die Präsumtion haben, daß sie die Weltweisheit, d. h. die Weisheit, deren Begriff dem Worte widerspricht, zu richten (1 Cor. 2, 15.) befähigt sey. Und hierin liegt zugleich die Befähigung des Verständnisses und die Erklärung ausgesprochen, warum ein solches Verständniß nie von den Anhängern solcher Weltweisheit als Verständniß kann anerkannt werden. Es wäre lächerlich zu behaupten, Theologie schließe Philosophie aus, sofern unter Philosophie die begriffliche Entwickelung verstanden wird; aber als Theologie muß sie diejenige Philosophie ausschließen, die den lebendigen Gott ausschließt, indem der Begriff, den sie haben will, dem Worte Gottes widerspricht. Die Provokation auf das Wort Gottes ist wenigstens der Charakterzug der evangelischen Theologie; so lange es einen Protestantismus gibt — und er wird nur mit dem Worte Gottes, d. h. nie aufhören — besteht er in dem Ausschluß alles dessen, was nicht nach allen Beziehungen an dem Worte der Schrift seine Rechtfertigung und Bestätigung findet. Als die Reformatoren auftraten, gab ihnen deshalb der Katholicismus den Ekelnamen scripturarii, bibliistae, verbideistae u. dgl. So nennt man auch jetzt diese Provokation auf's Wort: Buchstabendienerei u. s. w. Dies kann wenigstens den Protestantismus nicht an sich irre machen, es macht ihn vielmehr nur gewiß, daß diejenigen, die so reden, einen anderen Standpunkt, als den protestantischen, einnehmen, sie mögen sonst Namen führen, wie sie wollen. Als die Taboriten für die Beibehaltung des Kelches im Abendmahl sich aufs Wort beriefen, sagte Aeneas Sylvius: das Wort tödtet, aber der Geist macht lebendig. Die Zahl solcher Sylvii in der Protestantischen Kirche ist jetzt Legion. Indem ihr Motto ein aus dem Zusammenhange aller Fugen und Gelenke gerissenes und völlig verdrehtes Schriftwort ist, zeigen sie selbst am besten, in welchem Verhältnisse ihre Meinung und ihre Exegese zum Schriftworte stehe.

Regula et principium non est nisi solum Dei verbum, e quo unice credenda omnia et deducenda et dijudicanda, sagt der Protestantismus in der Augsburger Confession, und dies kann er nur Kraft der protestantischen Thesis: scriptura ipsa sui ipsius certissimam tradit interpretationem (vgl. Chemnit. thes. de verb. Dei 17.), wie sich denn hieraus auch weiter die Nothwendigkeit des Satzes ergibt, den Gerhard ausspricht: sensum esse oportet intrinsecum et αὐτοφυῆ, non extrinsece illatum et violenter intrusum. Wer das nicht anerkennt, geräth mit dem Protestantismus in Widerspruch. Daher der Widerspruch des Protestantismus gegen jene von Hegel geschilderte Willkühr der rationalistischen Aufklärung. Wenn ich nun aber zeigte, wie der Protestantismus eben so sehr auch gegen jene willkührliche Weise der Hegelschen Schule protestiren müsse, so entsteht die Frage, ob man nicht jene Schule mit Unrecht Hegelisch nenne, ob sie nicht als Ausartung zu betrachten sey und sich selbst in Widerspruch mit Hegel's Principien gebildet habe? Die Frage müßte in gedoppelter Beziehung gestellt werden 1. ob das Verhältniß, in welches sich jene Spekulation zum Schriftworte stellt, Hegelisch genannt werden dürfe? 2. ob die in Anregung gebrachte specielle Ansicht über Auferstehung und persönliche Fortdauer aus Hegelschen Principien geflossen oder in Widerspruch mit ihnen getreten sey?

In welches Verhältniß Hegel's Spekulation sich zum Schriftworte gesetzt habe, kann nicht aus einzelnen Beispielen gewaltsam aufgedrängter Erklärungen gezeigt werden, sie zeigen nur, in welchem Verhältniß sie hie und da stehe; die einzelnen Beispiele könnten nur als sporadische Krankheitsfälle, momentane Verirrungen betrachtet werden, obwohl das für die Consequenz eines philosophischen Systems nichts ehrenvolles wäre. Es finden sich nun freilich gar auffallende Beispiele eines sehr oberflächlichen Absprechens über biblische Fakta und Begriffe; nur willkührlich herausgerissenen Stellen, wie z. B. die Äußerung über Wunder: „Christus sagt, ihr wollet Zeichen und Wunder sehen. Es kommt nicht auf Zeichen und Wunder an, er verwarf sie (sagt Hegel, und that sie, sagt die Schrift). Ohnehin ist es, sagt Hegel weiter, seiner Natur nach eine äußere Weise, eine geistlose Weise der Beglaubigung" (Phil. d. Rel. II. S. 256.).*)

*) Es ist merkwürdig, daß hier Fichte und Hegel sich begegnen. „Zeichen und Wunder," sagt Fichte, „mag der Fürst der Welt thun, Beelzebub, der Oberste der Teufel, des himmlischen Vaters ist dies durchaus unwürdig. — Eigentliche Wunder hat Jesus nicht gethan, nicht

So werden wir vergeblich auf den Schriftbeweis für die zum wenigsten sehr unprotestantische Auffassung der Versöhnung warten, nach welcher er (ebendas. II. S. 255.) sagt: Gott hat durch den Tod die Welt versöhnt und versöhnt ewig sich mit sich selbst. Noch auffallender als diese Beispiele sind die verkehrten Deutungen einzelner Stellen wie z. B. die Stelle: der Geist gibt Zeugniß dem Geiste (Röm. 8, 16.) erklärt wird (ebend. 1. S. 93.): „Dies Zeugniß ist die eigene innere Natur des Geistes; es ist diese wichtige Bestimmung darin, daß die Religion nicht äußerlich in den Menschen hineingebracht ist, sondern in ihm selbst, in seiner Vernunft, Freiheit überhaupt liegt." Wäre hierin nur die negative Bestimmung ausgesprochen, daß geoffenbarte Religion nicht ein mechanisch Hervorgebrachtes, von Außen Gewirktes und in den Menschen Gesetztes wäre," wie Hegel weiter oben bemerkt hatte, so wäre nichts dagegen zu erinnern; aber es ist beklagenswerth, durch die letzten Worte Hegel's selbst in einer so widerlichen Weise an die von ihm perhorrescirte Aufklärungsexegese erinnert zu werden, in welcher auch ein Paulus bei der Geburt aus dem Geiste (Joh. 3, 5.) an die Stelle des heiligen Geistes „den Geist des Menschen, die Quelle der besseren Einsicht und Entschlüsse als gleichsam die matrix des neuen, besseren Menschen" unterschiebt (Comment. zu Joh. S. 193.), obwohl es sich freilich von selbst versteht, daß Vernunft und Freiheit in Hegel's Munde einen anderen Sinn haben, als das, was Paulus von der Quelle der besseren Einsicht und Entschlüsse redet. Was sollen wir jedoch zu der Erklärung der mosaischen Erzählung vom Falle des ersten Menschen sagen, die eigentlich außer den Grenzen aller Erklärung liegt? Denn nachdem (Phil. d. Rel. II. S. 212.) der erste Zustand, der Stand der Unschuld als der Stand der Natürlichkeit, der des Thieres festgestellt worden war, wird der Genuß vom Baume der Erkenntniß als der wesentliche Fortschritt des freien Geistes (S. 216.), der Fluch der Schmerzen und der Arbeit im Schweiße des Angesichts, den Gott über den Ungehorsamen ausspricht, als zum Wesentlichen und Ausgezeichneten des Menschen gehörig bezeichnet (S. 218.); vom Baum des Lebens wird gesagt, daß er eine Vorstellung für den Wunsch sey, in ungestörtem Glücke, in der Harmonie mit sich selbst und der äußeren Natur zu leben, in welcher Einheit das Thier bleibe, während der Mensch darüber hinauszugehen habe, und indem nun so, nach Hegel, Gott seinen Engel, den Cherub mit dem Flammenschwerdt, sendet, den Baum des Lebens für das Thier zu hüten, gibt Hegel uns noch zum Übermaaß in dem Adam, von welchem Gott spricht: siehe Adam ist geworden wie unser einer, Christus, und nennt das die höhere Erklärung. (S. 217.).

Als ich jung war, sagt Luther, da war ich gelehrt, und sonderlich ehe ich in die Theologia kam, da ging ich mit Allegoriis, Tropologiis und Anagogiis um, und machte eitel Kunst, wenn's jetzt einer hätte, er trüge es umher für eitel Heiligthum. Nun hab ich's fahren lassen, und ist meine beste und erste Kunst, tradere scripturam simplici sensu, denn literalis sensus der thuts, da ist Leben, da ist Kraft, Lehre und Kunst innen, in dem andern, da ist nur Narrenwerk, wiewohl es hoch gleißet. Und ein andermal sagt er: „Weil sie sich auf solche Deutung gegeben und damit gespielt haben, die doch nirgend zu dienen, wie ein Jeglicher wohl verstehen kann, weder zum Glauben noch Gottseligkeit zu lehren, ist's eitel Lappen- und Kinderwerk, ja Affenspiel mit der Schrift also gaukeln. Es ist nicht anders, denn wenn ich wollte auf dieselbe Weise von der Medicin reden, wie sie in der heiligen Schrift spielen, als wenn ich erstlich sagte: das Fieber ist eine Krankheit, Rhabarbara ist die Arznei; das Fieber bedeutet die Sünde, Rhabarbara Jesum Christum." Ich will hiemit nicht gesagt haben, daß Hegel's Erklärung eine Allegorie sey, sie ist noch schlimmer, als die Beziehung auf ein Ähnliches, die im Worte nicht gesetzt von der allegorischen Deutung hineingelegt wird, sie ist eine Erklärung, die das im Worte bezeichnete Verhältniß auf den Kopf stellt, und was Luther von der Willkühr der Allegorie sagt, gilt doppelt von solcher Willkühr. Veritatem saeculo operosissimam philosophi quidem affectant, possident autem Christiani: ideoque qui possident, magis displicent, quia qui affectat, illudit, qui possidet, defendit, sagt ein Lehrer des zweiten Jahrhunderts. Aber wie erklärt sich uns, so fragten wir ja, diese wundersame Vereinigung von Schriftbenutzung und Schriftverdrehung? Ist sie nur als momentane Verirrung zu betrachten, oder liegt es an einer constanten Betrachtungsweise der Schrift, welche dieser Spekulation eigenthümlich ist?

Wenn Hegel von der sogenannten Vernunfttheologie bemerkt, wie bei ihr die Exegese das geschriebene Wort übernehme, es interpretire und vorgebe, nur den Verstand des Wortes geltend zu machen, ihm getreu bleiben zu wollen (Phil. d. Rel. I. S. 19.), wenn er von ihr sagt, daß es bei diesem Vorgeben bleibe, so dürfen wir wohl erwarten, daß er nicht zu einem solchen Vorgeben sich entwürdigt habe. Wenn nun die wenigen exegetischen Bemerkungen, die wir von ihm haben, trotz dem das mit den Erklärungen jener Theologie gemeinsam haben, daß sie das Schriftwort zum Substrate eines im Worte gar nicht enthaltenen Gedankens machen, so kann das nur aus einer Ansicht erklärt werden, welcher das Wort zwar in irgend einer Weise der Punkt ist, von welchem die Entwickelung zum Begriffe ausgeht, keineswegs jedoch so, daß die begriffliche Erkenntniß ihrem ganzen Inhalte nach in dem ausgesprochenen Worte beschlossen, das Wort selbst aber als Wort und Kraft (δύναμις), Wort und Geist (πνεῦμα) zugleich sowohl Träger als wirksames Princip und nach dieser gedoppelten Beziehung Norm jeder christlichen Erkenntniß wäre. Diese Vermuthung wird durch Hegel's eigene Worte zur Gewißheit. Der Gedanke eines Wortes, das Kraft Gottes, eines Evangeliums, das als Offenbarung im Worte an sich Geist wäre, der Grundgedanke der Reformation, ist ihm fremd. Wort und Geist ist ihm etwas völlig Geschiedenes. Das Evange-

thun können noch sollen." Staatslehre S. 215. 217., vgl. besonders S. 227., wo Gott als Fichtianer zu Jesus, der seinen Vater um Wunder ersucht, sagt: Bedarfst du der Wunder, so bist du gar nicht der Christus und dieser muß erst nach dir kommen. — —

lium ist das bloß Geschichtliche, Äußerliche, Endliche, man kann so die heiligen Schriften wie profane Schriften betrachten, das Andere an ihnen ist nicht etwa der Geist Gottes in ihnen, sondern „das Auffassen mit dem Gedanken, mit dem Geiste“ (II. S. 261.). So allein wird erklärlich, wie Hegel, indem er (II. S. 265 f.) bemerkte: „man hat bewiesen, daß mehrere Citate Christi aus dem A. T. unrichtig sind, so daß das daraus Hervorgehende nicht gegründet ist im unmittelbaren Verstand der Worte,“ diese Bemerkung als erwiesen hinnehmend ohne weitere Limitation sagen konnte: „das Wort sollte auch so ein festes seyn, aber der Geist macht daraus, was das Wahrhafte ist.“ Aus dieser Betrachtungsweise folgt dann freilich auch consequent die Behauptung: „daß die Gemeinde an sich den Glaubensinhalt hervorbringe, daß nicht, so zu sagen, durch die Worte der Bibel dies hervorgebracht wird, sondern durch die Gemeinde (II. S. 266.), daß die Glaubenslehre also wesentlich erst in der Kirche gemacht worden sey“ (II. S. 269.). (Forts. folgt.)

Nachrichten.

Stettin den 7. Januar 1834.

Gestern den 6. Januar, als am Tage Epiphanias, Nachmittag um 3 Uhr, feierte der hiesige Missions-Hülfsverein in der Schloßkirche hieselbst eine Gedächtnißfeier seiner Stiftung. Wie willkommen und erwünscht dem christlichen Volke eine solche gemeinsame Vereinigung zu Gebet und Danksagung für eine so hochwichtige Angelegenheit der Evangelischen Kirche ist, konnte man aus dem Herbeiströmen der großen Menge aus aus allen Ständen und von nah und fern her in der Provinz wahrnehmen. Es waren Fremde von 6 bis 8 Meilen weit her angelangt und solche, beiderlei Geschlechts, die mehr als eine Tagereise zu Fuß machen mußten; aber wo das Herz dringt und die Liebe zur Sache treibt, da ist keine Beschwerde und Mühe. Es war durch ein Programm von Seiten des Comités, welches „eine kurz gefaßte Übersicht der allmähligen Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden von der apostolischen bis auf unsere Zeit“ enthält, und vom Divisionsprediger Lengerich verfaßt ist, eine Einladung geschehen, und dies nicht nur an die Mitglieder des Vereins ausgetheilt, sondern auch als Beilage zu der Stettiner Zeitung weit umher verbreitet. Die Feier begann mit dem Gesange 230. aus dem Vollhagenschen Gesangbuch: „Freuet euch ihr Gottes Kinder, preiset mit mir Gottes Macht. Freuet euch ihr arme Sünder, Gott der hat an uns gedacht und den Heiland kund gethan, daß wir arme Heiden können, uns nun Gottes Kinder nennen.“ Darauf trat der Prediger Lengerich vor den Altar, und hielt ein herzliches Gebet, in welchem er für die Gnade und Barmherzigkeit Gottes dankte, daß er unsere Väter aus der Obrigkeit der Finsterniß gerissen durch die Verkündigung seines süßen Evangeliums von der Vergebung der Sünde durch Christi Blut, pries und lobte die Huld und Langmuth unseres Heilandes, die, obwohl in der Kirche das theure, werthe Wort, daß Christus gekommen, nicht gewürdigt worden ist, wie es sollte, doch uns getragen und den Leuchter nicht umgestoßen hat, daß er in der letzten Zeit besonders seinen Geist auch über uns von Neuem ausgegossen, und uns ein Herz gegeben, an unsere Brüder im Heidenlande zu denken, bekannte aber vor der Gemeinde und mit derselben dem barmherzigen Herrn unsere Trägheit und oftmalig kaltes Herz für diese wichtige Seelenangelegenheit, dankte dem Herrn, daß er uns einen so von ihm erleuchteten König gegeben, der nach seinen Kräften die Missionssache unterstützt und uns dies Fest zur Verherrlichung des Namens, der über alle Namen geht, gern gewährt hat, flehte zu dem erhöhten Heiland um Hülfe und Beistand für die im Felde stehenden Boten in allen ihren Nöthen, und wies mit vielen Verheißungen aus der Schrift auf die Zukunft hin, in welcher ein Hirt und eine Heerde seyn werde. — Hierauf sang die Gemeinde das Lied: „O Jesu Christe wahres Licht, erleuchte, die dich kennen nicht, und bringe sie zu deiner Heerd, daß ihre Seel' auch selig werd.“ — Nach Beendigung desselben betrat unser theurer Bischof Dr. Ritschl die Kanzel, und legte in einer Rede die Gründe dar, die uns zu dieser Feier bestimmten, und die so Manchen von diesem Gute fern halten. Sie hatte zum Texte Apostelgesch. 4, 20.: „Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten was wir gesehen und gehöret haben.“ Nachdem in der Einleitung der Zweck unserer Versammlung in der Kirche, und die vom Comité getroffene Wahl dieses Tages besprochen worden, wurde die Frage aufgeworfen, warum diese Angelegenheit, die, wie in dem mitgetheilten Programme gezeigt ist, Sache der Kirche von jeher gewesen, so wenig Theilnahme finde. Der Grund dieser Erscheinung sey nicht in den äußeren Umständen zu suchen, sondern dem Herzenszustande der Christenheit. Er ergebe sich aus der näheren Betrachtung der Worte des Apostels: Wir können es ja nicht lassen ꝛc. Diese Worte geben nämlich den Herzenszustand an, in welchem der seyn muß, der Eifer für die Ausbreitung des Evangelii haben soll. Der Apostel sprach sie aus vor den Feinden des Kreuzes Christi, die ernstlich die Apostel bedräuen, daß sie hinfort keinem Menschen von dem Namen Christi sagten. Solche Feinde gibt es auch noch heute, ja mitten in der Kirche, und diese werden unserem Werke nur entgegenseyn. Die Feinde Christi können also unsere Theilnehmer nicht seyn. Außer den Feinden haben wir aber auch solche, die überhaupt gleichgültig gegen alle Religion sind, oder die höchstens das Christenthum als eine gute Ordnung ansehen, wodurch der rohe Hause am besten in Zügel gehalten werde; auch diese Gleichgültigen können nicht Theilnehmer an unserem Werke seyn, denn wie sollten sie das nicht lassen können, wovon sie nichts gesehen und gehört haben? — Wir finden aber auch solche, denen die Erkenntniß des Evangelii nicht abgeht, und die dennoch kein Theil haben an unserem Werke, oder doch nicht die rechte Theilnahme, aber wie sollten es auch diese Verstandesmenschen? Das Christenthum will erfahren seyn. Mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht. Sie haben kein Herz für unser Werk. — Nur diejenigen, welche die Gnade Christi an ihren eigenen Herzen erfahren, die gesehen und gehöret und geschmeckt haben, wie freundlich der Herr ist, die können's nicht lassen, daß sie nicht reden sollten, oder dazu beitragen, daß Boten ausgehen, um denen, die unter der Obrigkeit der Finsterniß sitzen, das Evangelium von Christo zu verkündigen. Umsonst toben die Feinde gegen das Werk an, sie können's nicht lassen; umsonst verspotten die Gleichgültigen, sie können's nicht lassen; umsonst berechnen die Verständigen, wie klein die Frucht gegen die Anstrengung ist, sie können's nicht lassen ꝛc. Drum gebührt dir Dank, o Herr und Heiland, daß du uns dazu berufen. Die kleinste Gabe zu diesem Werk ist ihm angenehm, und die theuerste vor ihm ist das Gebet.

Dann ermunterte der Redner zu fortgesetzter Theilnahme, erwähnte dabei des hiesigen Jungfrauenvereins (der, aus zwei und zwanzig Jungfrauen bestehend, doch bis 90 Thlr. Ertrag für Handarbeiten als Beitrag ablieferte) und schloß seine geist- und salbungsvolle Rede mit einem herzlichen Gebete um das Heil der Heiden und um das unsrige. Darauf wurde das Lied gesungen: Es woll uns Gott genädig seyn. Wir dürfen hoffen, daß die Meisten reich gesegnet heimkehrten, und selbst die, welche weither kamen, ihre Mühe reichbelohnt fanden. Wir freuen uns auf die jährliche Wiederkehr dieses Festes, und wünschten nur, daß es uns auch gestattet würde, uns monatlich wenigstens zu Gebeten für diese hochwichtige Angelegenheit vereinigen zu dürfen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 5. Februar. № 11.

Die Schrift und ihre Lehre von der Auferstehung und die Lehren der Schüler Hegel's.

(Fortsetzung.)

Man hat mit vollem Rechte darüber Beschwerde geführt, daß sogar protestantische Theologen es unternehmen konnten, diesen Satz der protestantischen Dogmatik aufzudringen. Die Anerkenntniß und das Bekenntniß der göttlichen Wahrheit als faktisch existirend ist die Gemeinde, aber weder ihre Erkenntniß macht sie sich selbst, sondern sie wird in ihr durch die Kraft des heiligen Geistes im Worte gewirkt, noch producirt die Gemeinde den Inhalt der Glaubenslehre, sondern der ist gegeben im Worte und nur die Form der Anerkenntniß ist es, die ihren Ausdruck im Dogma hat. Wenn Hegel sagt (II. S. 261.): „das dritte (an dem Wesen Gottes) ist das Bewußtseyn, Gott als Geist, und dieser Geist als existirend ist die Gemeinde," so ist das nur ein neuer Irrthum, der zur Unterstützung des ersten nicht dienen kann. Daß Hegel, dessen christliche Erkenntniß sich während des gänzlichen Zerwürfnisses und Verfalls der protestantischen Theologie bildete, eine solche Meinung nicht als Irrthum erkannte, ist an ihm in gewisser Weise zu entschuldigen. Aber protestantische Theologen sollten besser unterrichtet seyn, sie sollten einsehen, daß nichts mehr der protestantischen Grundansicht widerspreche als solche Behauptungen, die nur die Prämissen zur Consequenz des katholischen Satzes: auctoritatem scripturae pendere ab auctoritate ecclesiae und allen seinen weiteren Folgerungen sind, ja daß aus dieser Ansicht heraus sogar die in der protestantischen Theologie als Extrem der Absurdität bezeichneten und von katholischer Seite selbst bestrittenen Sätze, wie der: credendum esse *in* ecclesiam, oder der des Cochleus: ecclesiae esse, nova recipere dogmata, oder der des Gregor von Valencia: posse doctrinam coelestem purius conservari per traditionem, quam per scripturam u. dgl. ihre Rechtfertigung erhalten können.

Wir können es jetzt nur natürlich finden, wenn Hegel auch im Allgemeinen den Satz: scripturam ipsam sui ipsius certissimam esse interpretem durch entgegengesetzte Behauptungen aufhebt. Der Satz hat nur insofern Sinn, als, wie oben bemerkt, das Schriftwort sich von jedem anderen Worte unterscheidet, nicht bloß starre Veräußerlichung eines Gedankens, sondern auch die innere lebendige Bewegung des Geistes an sich ist, nicht so, wie etwa die Bewegung meines Geistes den Buchstaben eines Platon für mich flüssig macht, sondern so, daß die an das Wort geknüpfte und nur durch's Wort nach Gottes Ordnung mitgetheilte Kraft des Geistes mein gegen die göttliche Wahrheit erstarrtes Sinnen und Denken lebendig macht und die Wahrheit so sich mir selbst eröffnet, unendliche Bewegung als Kraft, feste Schranke gegen jede Willkühr partikularer Meinung als Wort. Von der Willkühr hängt es freilich ab, ob sie diese Schranke respektiren wolle oder nicht, die Anerkenntniß dieses Verhältnisses kann die Willkühr umgehen, sie kann, wie der Mysticismus thut, „das wahre Wort Gottes, das wahre Original in dem Worte finden, welches der heilige Geist ausspricht, dessen Contrefait nur der Buchstabe sey, so daß nur jenes lebendig und kräftig, jenes unlebendig und unkräftig sey," kurz sie kann allerlei Unterschiede und Scheidungen fingiren, ohne daß dadurch die Sache selbst an sich anders würde, nur daß alle Fiktionen der Art für sich des Wesens der Sache natürlich nie theilhaftig werden. Die empirische Erscheinung der Willkühr hebt nie jenes Wesen des Wortes auf, wonach es sich für jeden Gläubigen selbst mit der Bestimmtheit und Sicherheit erklärt, die ihre äußere Bestätigung in der wesentlichen Identität der Vorstellungen und Begriffe hat, deren die christliche Erkenntniß der verschiedenen Zeiten aus dem Worte da theilhaftig geworden ist, wo sie zu keines anderen Meisters Füßen, als denen des göttlichen Wortes allein sitzen zu wollen, selbst erklärt hat.

Weil nun Hegel diesen Begriff vom Worte nicht hat, ist es natürlich, daß er bei der empirischen Erscheinung der Willkühr stehen bleibt, bei der Bemerkung: „daß die Commentare über die Bibel uns nicht sowohl mit dem Inhalte der Schrift bekannt machten, sondern vielmehr die Vorstellungsweise ihrer Zeit enthielten" (Phil. d. Rel. 1. S. 20.). Dies erklärt er sich aber nicht aus der Willkühr der partikularen Meinung, sondern er sagt: „die Natur des interpretirenden Erklärens bringt es mit sich, daß der Gedanke dabei mitspricht; der Gedanke enthält für sich Bestimmungen, Grundsätze, Voraussetzungen, die sich dann im Geschäfte des Interpretirens geltend machen. Wenn Interpretation nicht bloß Worterklärung ist, sondern Erklärung des Sinnes, so muß sie eigene Gedanken in das zum Grunde liegende Wort bringen. Bloße Wortinterpretation kann nur so seyn, daß für ein Wort ein anderes von gleichem Umfange gesetzt wird, aber erklärend werden weitere Bestimmungen damit verbunden, eine Entwickelung ist Fortgang zu weiteren Gedanken, scheinbar bleibt man bei dem Sinn, entwickelt in der That aber weitere Gedanken. Aus der Schrift sind daher, so schließt Hegel, die entgegengesetztesten Meinungen exegetisch durch die Theologie bewiesen (?) und so diese sogenannte heilige Schrift zu einer wächsernen Nase gemacht worden. Alle Ketzereien haben sich gemeinsam mit der Kirche auf die Schrift berufen." Bei dieser empirischen Wahrnehmung war von jeher auch der Katholicismus stehen geblieben und hatte was auf Rechnung der menschlichen Verkehrtheit kam, auf Rech-

nung der Schrift und ihres Verhältnisses zur Auslegung gebracht. Sacra scriptura, sagt auch Canisius (op. catech. p. 44.), est velut nasus cereus non praebens certam aliquam et immotam scientiam, sed quae in quamvis interpretationem flecti potest, und der Kardinal Bellarmin kommt auch nur zu dem Schlusse: tot sectae diversissimae quid aliud clamant, quam scripturam esse ambiguam et obscuram? (De. Rom. Pont. III. 21.) Es wäre abgeschmackt, wollte ich nach Art der löblichen Jesuitenriecherei der weiland allgemeinen Deutschen Bibliothek und ihrer verstorbenen oder noch lebenden Konsorten dies bemerken, um Hegel des Krypto-Katholicismus verdächtig zu machen. Je weniger seine Spekulation aus dem Boden der Schrift und der Kirche erwachsen war, um so weniger dürfte man diese seine Äußerungen als Ansichten einer bewußten oder unbewußten kirchlichen Richtung bezeichnen. Ich habe die Stellen hergesetzt, um den Theologen begreiflich zu machen, wie der Protestantismus in Widerspruch mit diesen Hegelschen Ansichten treten müsse. Daß durch eine solche historische Deduktion die Sache nicht abgemacht sey, weiß ich sehr wohl. Aber es soll auch hier nur vorläufig die Nothwendigkeit des Widerspruches von Seiten des Protestantismus gezeigt werden. Daß dies so äußerlich, historisch geschieht, muß sich selbst die spekulative Theologie, trotz ihrer Protestation, gefallen lassen, so lange sie, wie z. B. Dr. Marheinecke in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Dogmatik thut, den ihr gegenüberstehenden Widerspruch als Widerspruch des Supernaturalismus nicht des Protestantismus bezeichnet. Natürlich bleibt dann Jedem die weitere Frage unbenommen, wer denn Recht habe, der Protestantismus oder Hegel? Dies zu beantworten, ist nicht jetzt meine Aufgabe. Aber ich kann nicht umhin, die oft gemachte Bemerkung zu wiederholen, wo denn das Buch sey, das, wie die Schrift, von der Thorheit und dem Aberwitz jeder Parthei unter den sich christlich nennenden Völkern mit gleichem Interesse herbeigezogen werde, um es als Bürge für die jedesmalige Meinung anzuführen? Könnte man willkührlich einem anderen Buche eine solche Stellung geben, so würden wir bald auch bei ihm die gleiche Erscheinung haben. Wenn aber der Wahnsinnige eine Königskrone stiehlt und sie auf sein Haupt setzt und sagt: er sey König, hat er es damit bewiesen oder hört die Krone auf Königskrone zu seyn? Ist das Wasser der Quelle trübe, weil sie im Schlamm des Moores trübe wird? Oder das Licht dunkel, weil es häßliche Dünste umlagern? Die Schrift ist eine wächserne Nase nur für den, der sie durch sie selbst und die Kraft des Geistes so wenig hat kennen lernen, daß er jedes zerknitterte, verstümmelte und beschmutzte Blatt aus ihr, das eine Parthei triumphirend als Panier in die Höhe hebt, für die Schrift hält. Verwundert sich einer überhaupt, daß es solche Partheien gebe, oder daß der Inhalt der Schrift nicht wie der Magister matheseos einem Jeden kann vordemonstrirt werden, so ist es nur ein Zeugniß, daß er nicht weiß, wie religiöse Wahrheit wirklich werde, und noch viel weniger, was die Schrift von sich und ihrem Wesen und ihrem Verhältnisse zu den Menschen selbst aussagt.

Wenn aber Hegel es als Wesen der Erklärung nennt, daß sie eigene Gedanken in das zu Grunde liegende Wort bringe, so kann ich einerseits nur auf die frühere Bemerkung über das Wesen des göttlichen Wortes zurückweisen, auf welches eine solche Ansicht gar keine Anwendung erleidet, und andererseits wird auch Hegel doch hiebei nur die Aufklärungsexegese im Sinne gehabt haben, die ihre Gedanken vorher hat und dann zusieht, wie sie ein vorhandenes Wort denselben anbequeme. Wollte ich es von Erklärung schlechthin verstehen, so wäre jedes Wort, das ich schreibe, ein unerklärbares, inwiefern es dann für jeden Anderen zwar ein Wort, nie mein Wort, d. h. nur ein Wort seyn könnte, in welches die Erklärer ihre Gedanken brächten, ohne je meinen Sinn zu finden. Die Aufgabe jedes Hörenden und Lesenden, den im gehörten oder gelesenen Worte gebundenen Gedanken für sich frei zu machen, zu hören, was das Wort rede, wäre eine unerreichbare, die Willkühr der Verdrehung ein privilegirtes Recht. Es reden nun jüngere Theologen viel von der Idee, aus welcher heraus die Exegese die im Schriftworte enthaltenen Vorstellungen zu erklären hätte; die Idee sey nichts Subjektives und somit verschwinde jede Furcht, auf diese Weise den heiligen Schriftstellern einen fremdartigen Sinn unterzulegen. Der letzte, der solche Worte wiederholte, war Billroth (Vorr. zu s. Comm. S. VIII.). Von der Anwendung dieses Grundsatzes haben wir oben eine Probe in seiner Auslegung des 15ten Capitels im Corintherbriefe gesehen. Sie hätten ganz recht, wenn sie nicht die Idee des Christenthums in der Ansicht ihrer partikularen Schule fänden, wenn sie nicht der Einsicht in das Wesen des Schriftwortes gänzlich entbehrten, das ihnen nichts als eine „zeitliche Erscheinung" ist, aus welcher die Idee, die sie schon haben, „das wahrhaft Vernünftige, den Geist," herauszufinden und zu scheiden habe, was „Accommodationen, jüdische Vorstellungsweisen" u. dgl. seyen oder nicht (s. Billroth Vorr. S. VII.); sie hätten recht, wenn sie nicht zuletzt mit dem biblischen Begriffe vom heiligen Geiste auch die Idee der Wiedergeburt, den Begriff der Scheidung und des Gegensatzes vom natürlichen Menschen und dem, was des Geistes Gottes ist, verloren und mit anderen Vorstellungen vertauscht hätten. Aus dem Hören kommt der Glaube, aus dem Worte die Erkenntniß, die Idee des Christenthums wird Jedem erst erschlossen durch die Kraft des Geistes im geoffenbarten Worte, und daß diese und keine andere die Idee sey, kann die Exegese nicht aus der Idee darthun, sondern nur so, daß sie zeigt, wie diese Idee vollkommen der Persönlichkeit entspreche, die im Worte zu uns redet und indem sie redet, Träger und Offenbarer der Idee ist. Diese Persönlichkeit selbst aber ist der Sphäre der partikularen Meinung entrückt, indem in ihr der Geist Gottes kräftig ist, den der Herr seinen Jüngern in besonderem Maaße verheißen hatte. Die Idee des Christenthums bleibt darum nur so in der Gemeinde lebendig, wenn sie in jedem Einzelnen und zu jeder Zeit immer wieder von Neuem sich aus dem Schooß des geoffenbarten Wortes herausgebärt. Wo sich irgend etwas als Idee fixiren will, was dieses lebendigen Zusammenhanges entbehrt, oder

sich als für sich Bestehendes dem Worte gegenüberstellt und das Wort richten will, statt sich vom Worte richten zu lassen, sey es historische Tradition, oder der aufgeklärte Gedanke, sey es das fertige Dogma oder die Gemeinde, welche der Geist ist — da ist das Wesen des Evangeliums zu Schanden gemacht, evangelisches Christenthum und evangelische Theologie in ihrer Wurzel angegriffen. Das ist dann die partikulare Meinung, die sich für sich geltend machen will, ihrem Charakter nach freilich in sehr verschiedener Weise, eins aber in der Opposition gegen das Wort. Daher erklärt sich, wie die Hegelsche Schule mit dem Zusatz einer ihr ursprünglich nicht eigenen gemeinen Frivolität in obengenanntem Richter (a. a. O. S. 216.) ungescheut von den Aposteln sagen konnte: „es sey eine Wohlthat, daß sie nicht ewig auf Erden in ihrer Individualität fortlebten, sondern daß, unabhängig von ihnen (?!), ihr Evangelium sich von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte, und so einer jeden Generation die Freiheit verblieb, dasselbe nach besten Kräften sich auszulegen und auszudeuten." Spricht diese Schule das über die Apostel aus, so wird sie auch nicht lange mehr Anstand nehmen, dasselbe von ihrem philosophischen Meister zu sagen. Sie kann das halten, wie sie will, und solchen Impietäten den glänzendsten Namen geben, den sie aufzufinden vermag. Uns genügt, eingesehen zu haben, daß eine solche Impietät wenigstens nicht als inconsequente Verletzung ihres spekulativen Denkens betrachtet werden kann, während die protestantische Theologie zu solchen Blasphemien nur kommen könnte, wenn sie die ersten Principien ihrer Erkenntniß mit Füßen getreten hätte.

Die Untersuchung, wie sie bis jetzt geführt wurde, scheint mir die zuerst aufgeworfene Frage dahin beantwortet zu haben, daß wir in den dem Worte total widersprechenden Auslegungen Hegelscher Theologen die berührten Zuthaten einer Hegel'n ganz fremden, gemeinen Frivolität abgerechnet, nur eine faktische Anwendung seines Satzes haben: „das Wort sollte auch so ein festes seyn, aber der Geist macht daraus, was das Wahrhafte ist."

Wie verhält es sich nun aber mit den Lehren der Schrift von der Auferstehung des Leibes und den ihr widersprechenden Ansichten der im Eingange genannten Schüler Hegel's? Ist die divergirende Partikularmeinung dieser Einzelnen Hegel's Meinung gewesen? Daß solche Schriften, wie die Richtersche, welche z. B. (S. 80.) die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" (Nürnberg 1830), das Produkt einer ruchlosen Gottlosigkeit, als Buch von „tiefer und wahrer Spekulation" nennt, und den Verfasser als einen mit Richter „durchaus einstimmigen Denker" bezeichnet, daß diese Schrift einen von Hegelscher Spekulation wesentlich verschiedenen Zusatz habe, ist schon oben gesagt worden. Sie nennt die Auferstehung des Leibes gradezu einen Irrthum, während Hegel (Phil. d. Rel. Bd. 1. S. 8.) die Auferstehung des Leibes als „eine wichtige Lehre" des Christenthums zu den „sonst für wesentlich gehaltenen Glaubenslehren" (S. 7.) rechnet, die die aufgeklärte Theologie der letzten dreißig bis funfzig Jahre weggeräumt habe, bei welcher Theologie „die Dogmen sehr dünne geworden und zusammengeschrumpft seyen, wenn auch sonst viel Worte gemacht

würden" (S. 9.). Jedoch kann diese Äußerung Hegel's uns über seine Ansicht noch nicht gewiß machen. Denn ebendaselbst wird auch die Lehre von Wundern im Alten und Neuen Testament mit zu den für wesentlich gehaltenen Glaubenslehren gezählt, während Hegel selbst doch schwerlich die Glaubenslehre von Wundern, „dieser geistlosen Weise der Beglaubigung, die Christus verwarf," mehr für eine wesentliche halten konnte.

Daß die wichtige Lehre von der Auferstehung des Leibes in dem Sinne der Apostel kein wesentliches Moment in der „Bewegung" des Hegelschen Begriffes sey, läßt sich schon aus seinem gänzlichen Stillschweigen darüber abnehmen. Näher ließ es sich nach dem Verhältniß, in welches er das absolute Wissen zur religiösen Vorstellung bringt, erwarten, daß die Beziehung auf ein Künftiges, Kommendes, welche diese Lehre ausspricht, nur als Form der Vorstellung werde aufgefaßt werden. „Es ist," sagt Hegel, „diese Verlegung in ein Jenseits das Beharren der religiösen Andacht im Ansich, wo die Befriedigung des Bewußtseyns mit dem Gegensatze eines Jenseits, sey es der Vergangenheit, sey es der Zukunft, behaftet bleibt, wo für das Selbstbewußtseyn die unmittelbare Gegenwart noch nicht Geistesgestalt hat, wo das Ansich noch nicht realisirt, noch nicht eben so absolutes Fürsichseyn geworden ist" (vgl. Phänomenol. S. 738 ff.). So sagt dann auch die theologische Schule Hegel's: während die abstrakte Erkenntniß sich an die Dimensionen der Zeit halte u. s. w., habe der Begriff seine Wahrheit allein an demjenigen, was sowohl in der geschehenen Auferstehung Christi, als in der zukünftigen Auferstehung der Todten das absolut Gegenwärtige sey (vgl. Marheinecke Dogm. 2te Aufl. §. 603 f.). Daß hierin eine Wahrheit sey, könnte man um des Extrems willen vermuthen, welches das sogenannte Denken z. B. der Bretschneiderschen Aufklärung ausspricht, das kein Diesseits, keine Gegenwart kennt, die Begriffe des geistigen Todes und der geistigen Auferstehung selbst in den Stellen wie 1 Joh. 3, 14.: Wir wissen, daß wir aus dem Tode in's Leben gekommen sind; denn wir lieben die Brüder; Joh. 5, 24.: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat — der ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen — ignorirt, unter Tod (θάνατος) die Existenz im Todtenreiche, und unter Leben (ζωή) nur das Leben der Zukunft versteht (s. dessen für die Charakteristik der Person merkwürdige Schrift: Die Grundlage des evangel. Pietismus. Leipz. 1833. S. 257. 259. 275 u. a.). Für diese Vorstellung gilt das Wort Marheinecke's: Die Gegenwart sey ihr das Kahle und Leere. Was aber der Begriff der Hegelschen Schule für eine Berechtigung habe, das für uns Künftige nicht einmal als Moment des Begriffes anzuerkennen, den sie doch aus der biblischen Vorstellung ableiten will, sondern gänzlich bei Seite zu lassen und das Dogma nicht in das absolut Gegenwärtige, sondern das für uns Gegenwärtige der geistigen Auferstehung „zusammenschrumpfen" zu lassen, das wird erst eines Beweises bedürfen. Sie kann wenigstens nicht von der biblischen Vorstellung sagen, daß nach ihr dem Christen, dem Erlösten die Gegenwart ein leeres, die Auferstehung nur das schlechthin Zukünftige sey, aber

eben so wenig, daß das, was der Idee nach ewig, an Christus seiner zeitlichen Erscheinung nach vergangen, ich meine, daß die Vollendung des Lebens in dem zeitlichen Seyn des Einzelnen gegenwärtig und abgeschlossen sey. Nicht aber, als ob das Schriftwort in der Vorstellung nur bei dem Jenseits verharre, sondern, weil dasselbe in seiner Vorstellung selbst ein Gedoppeltes scheidet, ein Gegenwärtiges, welches Geist, und ein Zukünftiges, welches Geist ist, ein Ewiges, welches an und in dem zeitlichen Individuum seyend, das Werdende heiligt, aber in diesem Verhältniß nicht das vollendete Seyn ist, sondern für das Individuum seine Vollendung als zukünftige hat, indem dieses erst in dem Tode und der Auferstehung das Werden dieser Zeitlichkeit völlig und wirklich überwunden hat. Beides drängt der Apostel in der Stelle zusammen: So nun der Geist deß, der Jesum von den Todten erweckt hat, in euch wohnet: so wird auch derselbige, der Christum von den Todten auferweckt hat, eure sterbliche Leiber lebendig machen, um deß willen, daß sein Geist in euch wohnet (Röm. 8, 11.). Es wäre um der Beziehung auf die Auferweckung Christi, um des Prädikats: sterblich willen, das hier dem Leibe beigelegt wird, exegetisch falsch, unter lebendig machen eine sittliche Reinigung zu verstehen. Es wäre ferner eine willkührliche Voraussetzung, sich zu denken, der Geist habe die Vorstellung zu corrigiren, als ob die Apostel nicht, sondern nur die Ausleger den Geist besäßen, die Apostel nicht Begriffe vorstellig gemacht, sondern nur begrifflose Vorstellungen hätten. Dennoch scheint man diese, den bestimmten Verheißungen Christi völlig widersprechende und darum widersinnige Vorstellung zu haben. Es schämt sich die Hegelsche Schule der Theologen nicht, zu der Erfindung des „platten" Rationalismus wieder ihre Zuflucht zu nehmen und (was nicht allein Richter, sondern selbst Usteri thut) von Zeitvorstellungen der Juden, Zusammenhang der jüdisch-christlichen Eschatologie mit dem Gang und Inhalt des großen Zoroastrischen Weltdramas *) zu reden, als ob aus einer solchen äußerlichen historischen Verwandtschaft etwas für die Unwahrheit des Gedankens folgte, so wie nur die Befähigung des Schriftstellers, in göttlichen Dingen Wahrheit zu wissen und auszusprechen, aus anderen Gründen feststeht. Aber freilich, es ist bereits dahin gekommen, daß exegetische Widersinnigkeiten für eine Explikation der Vorstellung durch den Geist gelten. Wenn Usteri noch festhielt: „der Glaube des Paulus an die Auferstehung stütze sich wohl nicht so fest auf die pharisäische Doktrin, als vielmehr auf den Glauben an Christum, welcher ihm mit dessen Auferstehung stand oder fiel," und man so glauben sollte, es sey dann nur ein direkter Widerspruch mit Paulus, das, was er von Auferstehung sagt, von geistiger Auferstehung zu deuten, so hat die Spekulation in Rosenkranz auch diesen Stein glücklich übersprungen, indem sie jeder historischen Relation zum Hohne von nichts weiß, als von „der Erinnerung, in welcher er (Christus nämlich), seinem Wesen nach und frei von aller Zufälligkeit des Äußerlichen, geistig auferstand" (Encyklop. S. 149.).

(Fortsetzung folgt.)

*) Usteri Paul. Lehrb. 4te Aufl. S. 344. Es ist übrigens für die Ehre dieser Behauptung sehr wünschenswerth, daß die Theologen, ehe sie weiter von diesen Verwandtschaften reden, erst das widerlegen, was gegen sie von Hengstenberg Beitr. S. 155 ff., Häverniek Comment. zu Dan. S. 492—501., 509—519. bemerkt wurde.

Nachrichten.

(Berlin.) Seit langen Jahren war es hier der Wunsch aller derer, welche sich für die Ausbreitung des Christenthums unter den Juden interessiren, daß ein Prediger hieselbst für die Juden angestellt und ein eigens für sie bestimmter Gottesdienst möchte gehalten werden; Hindernisse aller Art jedoch, zuletzt der Mangel eines dazu willigen und tüchtigen Geistlichen, stellten sich diesem Unternehmen in den Weg. Endlich sind diese nun alle beseitigt worden, und am Sonntage den 26. Januar hat dieser Gottesdienst in der Heiligen-Geist-Hospitalkirche begonnen, und wird, laut einer Bekanntmachung der Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, sonntäglich von 9 bis 11 Uhr fortgesetzt werden. Der Presbyter der Englischen Kirche, Missionar der Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden, Herr Ayerst, welcher schon seit mehr als einem Jahre hieselbst thätig ist, hat die Haltung dieses Gottesdienstes, so wie den Unterricht und die Seelsorge unter den jüdischen Proselyten, woran es bisher, ungeachtet der liebevollen Bemühungen besonders des Herrn Prediger Kuntze, noch immer mangelte, auf Bitten der Freunde der heiligen Angelegenheit übernommen. Am Sonntage den 26. Januar war die, freilich nicht sehr geräumige, Kirche, ungeachtet grade die meisten der besuchtesten hiesigen Prediger um dieselbe Zeit predigten, so überfüllt, daß eine bedeutende Anzahl Menschen an den Thüren umkehren mußten. Unter den Anwesenden bemerkte man eine große Zahl von Juden. Der Gottesdienst begann mit der Anstimmung des Liedes: „O heil'ger Geist, kehr bei uns ein;" der Text der Predigt war: „Mein Name ist in ihm" (2 Mos. 23, 21.); sie handelte von der schon im Alten Bunde unter dem Namen des „Engels des Herrn" so deutlich geoffenbarten zweiten Person der Gottheit, indem der Prediger aus dieser und ähnlichen Stellen darthat, daß dieser Engel kein erschaffener Engel seyn könne, wegen des großen Wortes, was der Text ausspreche, und wegen der Stellen, wo er ausdrücklich Jehova genannt werde. Damit war dann die lebendige Anwendung verbunden, daß in diesem Jehova-Engel schon im Alten Bunde, noch vielmehr aber in dem menschgewordenen Sohne Gottes im Neuen Bunde sich Gott auf's Gnädigste zu seinem Volke, und in diesem zu dem ganzen menschlichen Geschlechte, um es zu erlösen, herabgelassen habe. An den Kirchthüren wurde für die Zwecke der Gesellschaft gesammelt. — Einen ähnlichen Gottesdienst, wie diesen, haben, unter Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs, die Missionare der hiesigen Gesellschaft für die Juden an allen Orten ihres Aufenthalts an jedem Sonnabend begonnen, wie denn ein solcher durch Herrn Missionar Wermelskirch zu Posen schon seit einer Reihe von Jahren alle Sonnabende gehalten wird. Auch in dieser Freiheit, das Wort Gottes unter den Juden zu verbreiten, und eine große Anzahl Christen zur Theilnahme an dem heiligen Werke der Judenbekehrung aufzufordern, deren nicht alle Nachbarländer genießen, erkennen wir dankbar eine Segnung Gottes, die er uns unverdienter Weise durch unseren Allergnädigsten König zuwendet, und durch welche er uns zu rastloser Benutzung der Zeit, da es Tag ist, auffordert.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trewitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 8. Februar. № 12.

Die Schrift und ihre Lehre von der Auferstehung und die Lehren der Schüler Hegel's.

(Fortsetzung.)

Das findet Usteri doch zu gewagt, obwohl er nicht zweifelt, daß die Himmelfahrt wie die Wiederkunft nicht sinnlich, sondern geistig zu denken sey (a. a. O. S. 345. 396.), und er begnügt sich (S. 397.) zu sagen: „Was überhaupt aus der Person Christi geworden, dies bedeckt ein Schleier, den wir nicht zu lüften vermögen." Seltsam; die Schrift gibt uns hierüber so bestimmte und so viele Vorstellungen, die grade nicht ganz begriffsarmen Kirchenväter, Scholastiker, protestantischen Dogmatiker haben so viel bestimmte Dogmen hierüber, und das absolute Wissen dieser Schule bringt es bei allen diesen Vorstellungen zu keinem Begriff, sondern nur zu einem Schleier, nicht zu einer Aufklärung, sondern nur zu einer Finsterniß. Warum denn? Weil die Vorstellung der Schrift ihrem vorhergemachten Begriffe widerspricht. So ist denn die Theologie, welche ihren Inhalt gegen den Inhalt dieser Spekulation aufgibt, hier genöthigt, dieselbe „Evakuationsmanier" zu befolgen, die Hegel an dem Rationalismus prostituirt hat. Ja sogar unter derselben Firma thut sie es. Sie kehrt zu der alten rationalistischen Weisheit von „den bewußten Accommodationen Christi sowohl als der Apostel" zurück (s. Billroth Vorr. S. VII.). Anstatt eines heiligen Geistes, der dieselbe Wahrheit den Aposteln erschloß, die er in ihrem Worte uns erschließt, gewinnt sie unvermerkt die Vorstellung von einem Zeitgeiste, der auf dem langen Wege der allmähligen Vervollkommnung fortgleitend in unseren Personen die Apostel zu belehren habe. „Es würde in der That nicht von einem sonderlichen Verstande zeugen," sagt Usteri, „wenn wir nun (Irrthümer an dem Apostel bemerkend) sogleich den Paulus der Selbstverblendung und pharisäischen Aberglaubens zeihen würden, verlangend, daß er in allen Stücken eine eben so geläuterte Erkenntniß sollte gehabt haben, wie unser gebildetes Zeitalter, dem doch auch der Verstand erst mit den Jahren, oder vielmehr eben durch jenen in alle Wahrheit leitenden Geist des Christenthums selbst, gekommen ist" (a. a. O. S. 346.). Es entspricht aber auch nicht grade dem Verstande, hier ein „vielmehr" zu gebrauchen; denn entweder haben wir diesen in alle Wahrheit leitenden Geist (Joh. 16, 13.), und dann ist es derselbe, den Christus jenen, seinen Jüngern, verhieß, und er ist uns nicht mit den Jahren gekommen, oder er ist dem Zeitalter nur mit den Jahren (d. i. mit seiner Altersschwäche) gekommen, und dann ist es nicht der, der in alle Wahrheit leitet. So findet die in dieser Spekulation erzogene theologische Schule es nöthig, mit ihrem Geist ein längst vermodertes Knochengerippe von Neuem zu beleben, um sich nebenbei als theologische halten zu können, und indem sie in der bequemsten Weise eine Vorstellung der Schrift nach der anderen als Accommodation oder Irrthum wegschneidet, nennt sie das die Verwirklichung der Aufgabe: „denselben Inhalt, der in der Bibel in der Form der Vorstellung gegeben ist, in die Form des Begriffes umzusetzen" (Billroth Vorr. S. IX.).

Daß Hegel's theologische Schule ferner die Vorstellung einer Auferstehung des Leibes unerträglich finden werde, ließ sich zum Voraus erwarten. Aber in der Art, in der sie es thut, zeigt sie sich unerwartet haltungslos und von den verschiedensten Voraussetzungen befangen. Haltungslos, indem sie bald die ganze Lehre als Irrthum verwirft, bald davon redet, daß die dogmatische Wahrheit sich in den drei Vorstellungen von der Auferstehung, vom jüngsten Tag und Gericht entwickele, während, wenn es zur näheren Betrachtung kommt, die Wahrheit sich nicht in drei wahren Vorstellungen, sondern in drei Mißverständnissen und Irrthümern entwickelt, bald doch wiederum sich bemüht, der Vorstellung einen haltbaren Begriff zu vindiciren. Von Voraussetzungen befangen aber zeigt sie sich, wenn sie der Vorstellung des Apostels als bewegenden Grund das gemeine, sinnliche Begehren unterlegt. Von beidem gibt uns die Dogmatik von Dr. Marheinecke ein Beispiel; denn nachdem sie §. 601. von der Vorstellung der Auferstehung geredet hat, in der sich das Dogma entwickele, heißt es §. 602.: „Das sinnliche Bewußtseyn, unfähig, die Vorstellung von der Wahrheit an sich zu unterscheiden, nimmt nun jene für diese und hält sich daran und denkt, der Lehre selbst sey es, wie dem sinnlichen Menschen, nur darum zu thun, daß er nach seinem Tode nicht nur überhaupt einen Leib, sondern auch eben diesen wieder haben solle. Wo die Idee der Seligkeit selbst noch nur die Vorstellung einer sinnlichen, leiblichen, irdisch genießenden ist, kann wohl dem Geiste an nichts so sehr gelegen seyn, als eben diesen Leib, ohne den er solches Genusses nicht fähig wäre, wieder zu haben und ewig zu behalten. Dieses Bedürfniß eines Leibes ist ein ganz sinnliches, sey auch der verlangte Leib noch so verklärt und vergeistigt. Ist die Seligkeit selbst noch so in das Irdische, Räumliche, Zeitliche und Vergängliche versenkt, so ist sie auch in das System aller endlichen Bedürfnisse verflochten, die bedürftige, entbehrende und somit die Unseligkeit selbst. Diesen Widerspruch bringt sich das sinnliche Denken nicht zum Bewußtseyn." Aus der Klasse dieser sinnlich und somit unwahr Denkenden kann der Apostel nicht ausgenommen seyn, auch ist ja er es, der den künftigen Leib vergeistigt (σῶμα πνευματικόν 1 Cor. 15, 44.)

und damit doch nicht zum Ziele kommt. Ich muß von der Unwürdigkeit schweigen, die in dem Verfahren liegt, diese Gemeinheit des Begehrens als Basis der apostolischen Vorstellung hinzustellen. Aber es fällt auch nicht schwer, einzusehen, daß alle die angeblichen Widersprüche endlicher Bedürfnisse, der Vergänglichkeit u. dgl. mit ewiger Seligkeit, die in der Vorstellung des Apostels liegen sollen, in die apostolische Lehre nur hineingetragen sind, weil der apostolische Begriff von Raum und Zeit nicht der herkömmliche der philosophischen Betrachtungsweise ist. Es ergeht an die hergebrachte Ansicht von Seiten der Schrift die Anforderung, dieses ihr partikulares Meinen zu überwinden und aus der Anschauung der Schrift heraus den derselben eigenthümlich zu Grunde liegenden Begriff zu gewinnen. Aber dieser Anforderung entzieht sich die Schule, sie hält fest, was sie vorher gedacht hat, und findet nun in der biblischen Vorstellung Widersprüche. Zwar sucht man wieder auf andere Weise den Widerspruch zu heben, ohne der vorgefaßten Ansicht zu entsagen. So werden wir von einem der jüngsten Zöglinge dieser Schule mit dem unerwarteten Gedanken beschenkt: σῶμα sey nach der Schrift die in der Endlichkeit unendliche Form des unendlichen Inhalts (der ewigen Natur, des unerschaffenen Menschen), darum ewig und unvergänglich; σάρξ (Materie) die abstrakte Form der Endlichkeit (der zeitlichen Natur, des geschaffenen Menschen), darum zeitlich und vergänglich (Kleinert Jahrb. für wissensch. Kritik. Nov. 1833. Nr. 99. S. 790.). Wenn dieser Gedanke für sich stände, ohne von seiner Wirklichkeit im Schriftworte zu reden, so könnte man ihn für einen Gedanken halten. So bezweifle ich, daß ihn auch nur ein besser orientirter Schüler Hegel's, zumal wenn er nicht grade das theologische Nebeninteresse hat, wird gelten lassen. Ich bemerke über diesen exegetischen Kanon nichts, als daß ich nach ihm den Plural Leiber (σώματα) erklärt zu sehen wünsche, oder noch näher, daß man an der Stelle Röm. 8, 11. (er wird eure sterblichen Leiber lebendig machen) eine Probe der Richtigkeit dieser Behauptung mache. Statt sich mit solchen mühselig abgequälten Gedanken (?) zu tragen, hat Billroth einen viel sicherern Weg eingeschlagen, der sogenannten dogmatischen Exegese einen vollkommen freien Spielraum auf dem Wege Rechtens zu verschaffen, indem er nämlich beweist, daß Paulus mit seiner ganzen Vorstellung höchlich fehl gegangen sey. Zwar muß man sich wundern, daß der spekulative Begriff selbst einen totalen Fehlschluß immer noch für eine hinreichend wesenhafte Vorstellung hält, um aus ihm das wahrhaft Ewige — was die Spekulation doch wahrlich nicht aus diesem Fehlschluß haben kann — dem Erkennen zu vindiciren. Es ist wirklich eine Großmuth dieser Spekulation, daß sie sich selbst des Irrthums noch so weit annimmt, aus ihm eine Wahrheit zu machen, und der Koran könnte durch solche Ausleger zu Ehren kommen. Aber die Verdienstlichkeit dieser Großmuth schwindet bei einer näheren Betrachtung dieses vom Rationalismus längst vorgebrachten und hier wiederholten Beweises des apostolischen Irrthums. Bei Billroth heißt es (Comment. S. 211 f.): „Gibt man zu (und das muß man, wenn man

nicht aller unbefangenen Exegese in's Angesicht widersprechen will), daß Paulus alles das hier (1 Cor. 15, 12.) den Corinthern Verkündete als ganz nahe bevorstehend gedacht hat, daß also, wie die Geschichte lehrt, seine Vorstellungen nicht in der Weise, wie er glaubte, wirklich geworden sind: so ist man nicht berechtigt, wie der Supernaturalismus thut, die Verwirklichung der Paulinischen Vorstellungen von der Auferstehung in eine unabsehbare (der schlechten Unendlichkeit anheimfallende) Zeit zu verlegen, sondern es muß die Aufgabe des dogmatischen Exegeten seyn, dieselbe, als eine wahrhaft ewige, dem Erkennen zu vindiciren." Der ganze Schluß ist an sich ein wunderlicher. Denn gesetzt auch, Paulus hätte nichts als die Vorstellung vom nahen Gerichte, von der nahen Wiederkunft Christi, der nahen Auferstehung der Leiber gehabt, so fiele Kraft des angeblichen Irrthums nur die Ansicht der Nähe weg, und die Dogmatik hätte als wahrhaften Rest der Vorstellung nichts, als die Vorstellung der Auferstehung des Leibes schlechthin vor sich, die dem Apostel zufolge bei allen denen nach dem leiblichen Tode eintritt, die nicht etwa lebend die Wiederkunft des Herrn erfahren. Und dies hält er denen vor, die er als Lebende schon Tempel des heiligen Geistes nennt, von denen er sagt, daß der Geist Gottes bereits in ihnen wohne u. s. w. (1 Cor. 3, 16. 6, 19., 2 Cor. 6, 16. u. a. St.). Indem nun so der Apostel von denselben Individuen ein Gedoppeltes aussagt, erstens daß der Geist in ihnen sey, zweitens daß nach ihrem leiblichen Tode auch ihr Leib werde verklärt werden, ist es nur Willkühr in dieser Vorstellung das zweite rein zu streichen und mit dem ersten identisch zu machen. Denn als Irrthum hat man nur die Vorstellung des Apostels über die nahe Wiederkunft des Herrn, nicht die über die Auferweckung nach dem leiblichen Tode bezeichnet, das erste war die Bedingung, unter welcher an den Einzelnen, die sie erleben würden, nicht die Auferweckung, sondern die Verwandlung eintreten solle, tritt diese Bedingung nicht ein, so bleibt für alle Individuen nur das Andere, die Auferweckung nach dem leiblichen Tode, dies hat der sogenannte Supernaturalismus, richtiger die protestantische Dogmatik, mit der allergrößten Berechtigung festgehalten. Will die Spekulation diese Vorstellung ganz beseitigen, so muß sie sich der Auslegung begeben und auch die Auferstehung nach dem Tode des Individuums als pharisäischen Irrthum bezeichnen, so allein verfährt sie consequent. Nur hat sie dann die Ansicht, die nicht der Apostel, sondern wie oben gezeigt und von ihr selbst anerkannt ist, die Gegner des Apostels hatten.*) Solche sind dann auch weder Lehrer noch Glieder der Gemeinde, die da ist „erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten" (Eph. 2, 20.). Fer-

*) So auch Billroth über Hymenäus und Philetus Comment. S. 210 ff., nur daß er die Erklärung der beiden eine allegorische nennt, was er von der seinigen nicht wird gelten lassen. Es ist hier gleichgültig, die Einerleiheit besteht in der Negation der Auferstehung des Leibes.

ner wird man, trotz der Versicherung Billroth's, nicht umhin können, selbst was die Ansicht des Apostels über die nahe Wiederkunft des Herrn betrifft, der Behauptung der „unbefangenen" Exegese zu widersprechen. Je geringer die Proben von der Unbefangenheit sind, die diese Exegese uns gibt, um so weniger trage ich Bedenken, dies zu thun. Zuerst ist es schon merkwürdig, daß von den vierzig Stellen und drüber, die Usteri noch in der dritten Auflage seines Lehrbegriffs als Belege für die Meinung des Apostels von der Nähe der Wiederkunft anführt, wie sich mit größter Evidenz zeigen läßt, nur zwei, höchstens drei (wenn Röm. 13, 11. f. hieher gehört) *), wirklich diese Vorstellung aussprechen, nämlich die Stelle 1 Cor. 15, 51 f. und die Hauptstelle 1 Thess. 4, 15 ff. Ferner ist es für die weitere Untersuchung nicht unwichtig, wie Usteri mit der Mehrzahl der „unbefangenen" Exegeten dort anerkennt (S. 207.), daß Röm. 13, 11 f., 1 Thess. 4, 17. der Apostel sich mit in die einschließe, welche die Wiederkunft erleben, daß ihm die Hoffnung zweifelhafter im Briefe an die Philipper werde, im zweiten Briefe an Timotheus ganz unwahrscheinlich. So gewännen wir die Einsicht, daß Paulus nicht ausschließlich die Vorstellung von der nahen Wiederkunft Christi, sondern eine doppelte, eine frühere und eine spätere, eine irrige und eine richtige gehabt habe. Die richtige wäre dann die von der fernen Wiederkunft Christi, und so hätten wir auch auf diese Weise das grade Gegentheil von der Billrothschen Behauptung. Allein die Bemerkung von Usteri hält eben so wenig bei genauerer Betrachtung des Apostels Stand. Es handelt sich nicht um eine spätere und frühere Meinung, die einander widersprechen, sondern wie schon Calov gegen Grotius richtig bemerkt hat, um die Erklärung des Faktums, daß der Apostel zu derselben Zeit, in Briefen an eine und dieselbe Gemeinde, ja in einem und demselben Briefe die, nach den Ansichten jener Ausleger, ganz entgegengesetzten Meinungen vortrage. Denn, wie Jedermann bekannt, soll der Apostel im ersten Brief an die Thessalonicher die ausschließliche Meinung von der Nähe der Wiederkunft Christi haben und in demselben Briefe bekämpft er seine eigene Meinung in der Person derer, „die sich durch Irrlehrer hatten verleiten lassen, zu glauben, daß die Wiederkunft nahe bevorstehe" (s. Holzhausen Litt. Anz. J. 1833. Nr. 46., vgl. mit Pelt comment. p. 83. eos (Thessalonicenses) edocet de tempore reditus J. Chr. *non investigando.* 5, 1—11., vgl. damit 2 Thess. 2, 1 f.). Nun stelle ich die Frage, ob die Unbefangenheit der Exegese in der Voraussetzung bestehe, der Apostel widerspreche sich in einem und demselben Athemzuge, oder ob eine unbefangene Exegese, statt bei jener plumpen Annahme, die man für keinen Profanscribenten gelten läßt, stehen zu bleiben, nicht vielmehr die Lösung dieses schreienden Widerspruches aufzusuchen habe? Je greller der Widerspruch ist, um so näher liegt die Vermuthung, daß er nur durch verkehrte Auslegung hineingetragen sey. Und welcher Widerspruch könnte greller seyn als der: der Apostel hat die ausschließliche Meinung von einer bestimmten, nämlich bald eintretenden Zeit der Wiederkunft und verwehrt, über die Zeit der Wiederkunft zu grübeln, er hat diese Ansicht als die seinige und bekämpft sie zugleich als Ansicht der Irrlehrer! Aus diesem Umstande ist man gezwungen zu folgern, der Apostel müsse eine andere Ansicht als die der Irrlehrer gehabt haben. Und welche denn? Daß die Ansicht seines Herrn und Meisters auch die des Apostels gewesen seyn werde, ließe sich im Allgemeinen zum Voraus vermuthen. Die Stelle 1 Thess. 5, 2. enthält die deutlichste Anspielung auf die Bekanntschaft des Apostels mit dem Worte des Herrn: Des Menschen Sohn werde zu einer Stunde kommen, da sie es nicht meinten und darum sollten sie bereit seyn (Matth. 24, 44., Luc. 13, 39. 40.). Des Apostels apostolische Pflicht also war es einerseits nicht mehr wissen zu wollen, als sein Herr, der da ausdrücklich sagte: Niemand wisse um die Stunde (vgl. Matth. 26, 34.), und andererseits war es nur die Erfüllung der Aufforderung des Herrn: Seyd bereit, wenn er ihn immer erwartete. Und so weiß jeder Christ nicht, wann der Herr kommt; aber er erwartet ihn immer (Tit. 2, 13.), und wo ist der Christ, der nicht, gefragt: wann sein Herr wiederkomme, sagen müßte: ich weiß es nicht, aber noch heute kann er kommen? Indem man das ethische Moment, um dessen willen der Herr über diese seine Zeit nichts sagte, gänzlich übersah, konnte man auch nicht einsehen, wie der Apostel je nach dem Bedürfniß eine oder die andere Seite konnte hervortreten lassen: gegen die vor- und aberwitzigen Klügler, die von der Nähe des Herrn wissen wollten, die Frage: wer weiß, was nur allein der Vater weiß? gegen die Sichern und Trägen oder im Drang der Liebe und der Sehnsucht (als προσδεχόμενος): auch ihr könnt, auch ich kann des Herrn Ankunft noch erleben! Oder hätte er zu denen, die von der Nähe des Herrn wissen wollen, nur sagen können und dürfen: er ist nicht nahe? Wußte er es denn? Er thut nichts, als daß er aus dem prophetischen Worte sie auf Zeichen aufmerksam macht, die der Wiederkunft vorhergehen sollen und aus welchen sie wenigstens abnehmen konnten, daß die Irrlehrer falsch gingen. Dazu allein war er berechtigt. Das Bemerkte wird, so hoffe ich, als eine vorläufige Andeutung, wie sie allein hier zu unserer Aufgabe paßt, genügen, um zu zeigen, auf welchen Füßen die Behauptung stehe, der Apostel habe die ausschließliche Meinung einer Nähe der Wiederkunft Christi gehabt und sich getäuscht. *) Ist diese An-

*) Röm. 13, 11 ff. ist nach meiner Meinung der καιρός nichts Anderes als die ἡμέρα ἣ ἤγγικε (V. 12.), dasselbe, wovon der Apostel auch 2 Cor. 6, 2. redet. Doch hat Usteri die Auslegung von Tholuck, Rückert u. A. neben Älteren für sich.

*) Es muß zur Ehre der alten Exegese bemerkt werden, daß, wenn wir Calvin, Calov und Bengel zusammennehmen, wir bereits eine sehr befriedigende Auskunft über die Form des Ausdrucks (wir ἡμεῖς) im Thessalonicherbriefe bekommen. Calvin zeigt den Zweck des Briefes, Calov die Übereinstimmung des Ausdruckes mit der negativen Seite der Natur des in ihm gegebenen Gedankens, Bengel seine Wahrheit

nahme eine Fiktion, so haben die spekulativen Mißhandlungen des apostolischen Wortes auch nicht einmal mehr den Schein einer Berechtigung. In welchem Sinne Billroth aber zugleich (S. 229.) sagen konnte: diese (gegenwärtige) Auferstehung hebe die nach dem irdischen Tode statt findende so wenig auf, daß sie der Anfang und das Werden derselben sey, wäre mir schlechterdings unbegreiflich, müßte ich nicht annehmen, daß er die Auferstehung nach dem Tode auch wieder in anderem Sinne, so wie wir sie gleich nachher kennen lernen, fasse. Irre ich mich, so vermag ich den Widerspruch, in den er mit sich selbst tritt, nicht zu lösen. Uns genügt, daß nach der gegebenen Erörterung die Vorstellung des Apostels von der Auferstehung des Leibes nicht beseitigt ist, sondern mit der ganzen Gewalt des Rechtes, das ihr ihre Stellung im geoffenbarten Worte gibt, den Behauptungen dieser Schule entgegentritt. Allein es ist auch nicht bloß die Auferstehung des Leibes, wogegen diese theologische Schule auftritt. Die wesentliche Beziehung dieser Lehre zur Lehre von der Fortdauer hat Usteri (Paulin. Lehrb. 4te Aufl. S. 365.) sehr wohl erkannt, wenn er sagt: „Die Auferstehung des Leibes ist nur insofern wesentlich mit der Fortdauer nach dem Tode verbunden, als wir uns ohne Wiederbeleibung keine Fortdauer der Seelen als Einzelwesen vorstellen können." Wenn nun z. B. Richter von dem Frommen auf Erden sagt: „Daß die Individualität die einzige Scheidewand sey, die ihn noch von Gott trenne" (a. a. O. S. 209.), wenn es bei Marheinecke (a. a. O. S. 391.) heißt: „Im Ich gehe die Saat des Geistes auf als verwesliches, als das Einzelne in allen seinen natürlichen Beschaffenheiten und Veränderungen" u. dgl. mehr, so ist es wieder ihre Voraussetzung, welche zusieht, wie das Wort ihr sich anbequemen lasse, und findet sich das nicht thunlich, so bleibt nichts übrig, als die ganze Vorstellung wie einen Irrthum zu perhorresciren.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Graubünden.) Erfreulich ist's, auch aus der Schweiz, wo die unchristliche Neuerungssucht Staat und Kirche immer mehr zu untergraben sucht, zu vernehmen, wie andererseits für den Unterricht der Jugend in den Heilswahrheiten, diese Grundlage alles christlich-kirchlichen Lebens, mit Einsicht und Eifer gesorgt wird. Uns liegen zwei neuere Katechismen für den Kanton Graubünden vor: der eine eine zweckmäßig verbessernde Bearbeitung des Zürcherschen Katechismus, von P. Kind, Prof. an der Kantonschule und Freiprediger in Chur, 1830. Der andere in eigenthümlicher Ordnung, von Franz Walther, Mitglied und Aktuar des evangelischen Kantons-Kirchenrathes, Freiprediger und Rektor der Stadtschule in Chur, 1833. Beide sind in durchgängig christlichem Geiste abgefaßt, und der letztere empfing ebenfalls, wiewohl der erste schon von dem Präsidenten des Kirchenrathes ausgegangen war, die kirchenräthliche, so wie zugleich die großräthliche Empfehlung, nachdem er von einer Prüfungs-Commission der Synode ausdrücklich und genau begutachtet worden. Was indeß die Anordnung des Ganzen betrifft, so müssen wir dem Kindschen Katechismus den Vorzug schon darum bewahren, weil er das Gesetz zur Erkenntniß der Sünde voranstellt; dagegen der Waltherschе in dem leider so allgemeinen Irrthum, der die Ordnung Gottes verbessern, und seine zehn Gebote als Pflichtenlehre dem christlichen Glauben nachschicken will, befangen ist. Er will lehren, was wir zu glauben, zu thun und zu hoffen haben; übersieht aber, daß erst das Nichtthunkönnen zum Glauben treibt, und dann das Thun aus dem Glauben kein Thun des Gesetzes mehr ist. Daher muß auch, um nur zur Erlösung zu kommen, in Fr. 64—68. das Gesetz dennoch anticipirt werden, ehe es erläutert ist. Ein Vortheil wiederum bei Walther ist die Beifügung von Liederversen zu den Bibelsprüchen; wären es nur nicht größtentheils Verse aus neueren, matten Liedern, da doch der Schatz alter, eben so tiefer als kindlicher Gesänge neuerdings durchaus der Kirche wiedergegeben werden sollte. — Zu erwähnen ist noch, daß beide Katechismen sich sehr liebreich gegen die Lutherische Kirche verhalten, ja der letztere sogar den Namen der Evangelischen Kirche adoptirt. In der Abendmahlslehre stellen zwar beide den reformirten Typus auf und weisen den katholischen Verwandelungsbegriff ab; doch findet sich bei Walther kein Wort gegen Luther, bei Kind nur der einzige Satz: „Es sey daher auch nicht nöthig, die Einsetzungsworte so zu verstehen, als wenn in dem Brodt und Wein zugleich der wahre Leib und das Blut Jesu enthalten wäre." Laßt uns, die wir dies allerdings für nöthig halten nach besonderen Gründen der Exegese und allgemeinen des biblischen Systems überhaupt, doch nicht von unseren Brüdern, wenn auch ihre Erkenntniß in diesem Stück unvollkommen ist, in der Liebe beschämt werden! Grade, wo mehr Erkenntniß, da kann und soll auch desto mehr Liebe seyn, die das Schwächere heranzieht, nicht aber abstößt, und wider das Zeugniß des Geistes der Heiligung die Glieder vom Leibe des Herrn reißen will, weil sie selbst noch nicht genau verstehen, wie sie dazu gehören!

(Stuttgardt.) Die Steinkopfsche Buchhandlung daselbst bemerkt in Bezug auf eine neulich von uns ertheilte Nachricht, eine neue Ausgabe von Hofacker's Predigten betreffend, daß von dieser Ausgabe nur noch Exemplare auf gutem Papier in den Buchhandel gegeben werden können, daß aber die ältere Auflage in sieben Heften für den herabgesetzten Preis von 1⅓ Thaler durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

---

nach der positiven Beziehung desselben. Calvin sagt: Hoc ideo dictum est, ne putarent eos solos resurrectionis fore compotes, qui usque ad Christi adventum superstites forent: alienos vero ab ea esse, qui prius morte sublati essent. Calov: Qua forma loquendi (ἡμεῖς) usus videtur, ob diei domini incertitudinem. Bengel: Unaquaeque generatio, quae hoc vel illo tempore vivit, occupat illo vitae suae tempore locum eorum, qui tempore adventus domini victuri sunt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 12. Februar. № 13.

Die Schrift und ihre Lehre von der Auferstehung und die Lehren der Schüler Hegel's.

(Schluß.)

„Meine Lieben," schreibt der Apostel Johannes, „wir sind nun Gottes Kinder und ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich seyn werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist. Und ein Jeglicher, der solche Hoffnung hat zu ihm, der reiniget sich, gleichwie er auch rein ist." Wir sollen ihn sehen, sagt das Wort der Verheißung, und die, die jetzt schon Kinder Gottes sind, bleiben doch in der Hoffnung, daß sie ihm einst gleich seyn werden, und in solcher Hoffnung reinigen sie sich. Jene aber, indem sie jetzt schon ihn zu schauen vorgeben, schauen nur ihre eigene Weisheit, aber nicht Gott und seine Wahrheit, und indem sie den Mangel der Gegenwart mit einer Fiktion ewiger Herrlichkeit überkleiden, umarmen sie statt des Himmels eine Wolke und begraben satt und nichts bedürfend sich und ihre Zukunft in den Sandhügel ihrer abstrakten Rede, die Hoffnung der Ewigkeit*) in eine Gegenwart ohne Ewigkeit, die Fülle ewigen Lebens in das Spinnengewebe einer Abstraktion von der Ewigkeit, in welchen der Gedanke des Ewigen zwar für sie aufblitzt, während sie selbst jedoch unfähig des Gedankens, ewig für ihn zu seyn und ewig das Ewige zu schauen, nur das jetzt Wirkliche für wahr halten, und der Geduld des Glaubens spottend, den allein wahrhaft wirklichen, für uns künftigen Triumph des Reiches Gottes über das Wesen dieser Welt, als ein Traumbild verachten, dessen Wahrheit sie längst genossen haben.

„Das Unverwesliche," sagt Dr. Marheinecke (§. 607. S. 391.), „ist nicht das Menschliche an und für sich, sondern das Göttliche der Menschheit, das Gediegene und wahrhaft Wirkliche in ihr. Unverwüstlich und wirklich ist es aber nur, sofern es in seinen wechselnden Formen sich verwirklicht, sich durch die endlose Gestaltung hindurch bewegt und in allem Untergange der Gestalten und Formen sich behauptend und gleichbleibend in diesen stets neu wieder aufgeht." Es scheint, als ob diese Behauptung so sich halten wollte, daß sie zu dem Gegensatz, den sie verneint, eine Lehre macht, nach welcher das Menschliche, das Ich an sich, jener seligen Unsterblichkeit theilhaftig werden könnte. Das sagen wohl Menschen, nicht aber die Schrift. Wenn der Apostel (2 Cor. 5, 15.) als den ersten Erfolg der faktisch eingetretenen Erlösung, des Anfanges der künftigen Seligkeit, nennt: daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist, so erhellet von selbst, daß in die selige Ewigkeit das Ich, das für sich bleibt und in keine andere Beziehung tritt, als in die zu sich, nicht eingehen kann. Aber eben so folgt daraus, daß das Wesen der Erlösung nicht darin besteht, daß „die Persönlichkeit an die göttliche Idee sich aufgibt," sondern daß ich eingehe in ein Wechselverhältniß Gottes und meiner, in welchem er eben so sehr für mich ist, als ich für ihn, und das Überwinden der Zeitlichkeit, die selige Auferstehung ist nichts Anderes, als zu dem ewigen Bewußtseyn dieses Wechselverhältnisses zu erwachen. Nicht „das Unverwesliche" bleibt, sondern, so sagt die Schrift, die Seligen können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich, und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung (Luc. 20, 36.). Nicht ist das das Wesen der Ewigkeit, daß ein Unverwüstliches in wechselnden Gestalten immer wieder neu aufgehe, sondern, so sagt die Schrift, die Erlösten, „seine Knechte, werden ihm dienen und sehen sein Angesicht und sein Name wird an ihren Stirnen seyn und — Gott der Herr wird sie erleuchten, und sie werden regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit." Es bringt die sich selbst überlassene Spekulation es so wenig als das sinnliche Denken zum Bewußtseyn des Widerspruches, in welchen es zu dem Worte der ewigen Wahrheit tritt.

Was Hegel von der Frucht der Aufklärungstheologie sagt, daß „selbst ewige Seligkeit und ewige Verdammniß ein Wort sey, das in guter Gesellschaft nicht gebraucht werden dürfe, daß solche Ausdrücke für solche gälten, die man Scheu habe zu sagen" (Phil. d. Rel. B. 1. S. 8 f.), dasselbe tritt, freilich aus anderen Gründen insofern auch bei der theologischen Schule Hegel's ein, als sie den Ausdruck nicht brauchen dürfen, weil der Begriff, den die Schrift damit verbindet, ein total verschiedener von dem ihrigen ist. Vor Allem aber dürfen sie von einer Auferstehung der Bösen (ἄδικοι), die ja doch, wie auch Billroth (S. 218.) anerkennt, als Vorstellung des Apostels bewiesen werden kann, und somit von ewiger Verdammniß gar nicht reden, weil das der allergröbste Widerspruch mit ihrem ausschließlichen Begriff von der Auferstehung wäre, die man nur als die geistige zu denken habe. Es ist natürlich, daß Angesichts einer solchen Vorstellung der Begriff der Schule völlig zu Ende ist und ihm nichts übrig bleibt, als wieder zu negiren. Und so hat es diese Theologie in diesen Punkten unbesehens grade so weit gebracht als die Aufklärungstheologie.

Daß ihre Irrthümer zum Theil auch Mißverständnisse He-

*) Vergleiche Hegel Phil. d. Rel. Bd. II. S. 220. Der Mensch ist durch das Erkennen unsterblich, denn nur denkend ist er keine sterbliche, thierische Seele, ist er die freie, reine Seele. Das Erkennen, Denken ist die Wurzel seines Lebens, seine Unsterblichkeit als Totalität in sich selbst.

gel's und Irrthümer in seinem Sinne seyen, steht sehr zu vermuthen und es wäre glaublich, daß Viele von denen, welche von der Nichtigkeit des Endlichen und der Individualität reden, nur bei der einen Seite stehen bleiben, „daß das Seyn der Welt dies sey, einen Augenblick das Seyn zu haben, aber diese ihre Trennung und Entzweiung von Gott aufzuheben," ohne zu erwägen, daß nach der anderen Seite auch „das Endliche ein wesentliches Moment des Unendlichen in der Natur Gottes sey," eben so, daß nicht das Einzelne, sondern das „sich Vereinzeln, das Streben, auf diesem Unterschied zu beharren, ihn zur Entgegensetzung gegen Gott zu treiben," der Widerspruch mit der göttlichen Idee sey. Es erscheint mir gewiß, daß in dem Sinne Hegel's ohne das Daseyn von Menschenseelen kein Selbstbewußtseyn Gottes gedacht werden kann, daß ohne sie in Gott nur jene Allgemeinheit des Bewußtseyns wäre, die kein Selbst hätte, wie das Thier; denn „der Geist hat kein Selbst, sein geistiges Selbst sind die geistesbewußten Seelen. Will er daher sich selbst erscheinen, so will er ebendamit den geistesbewußten Seelen erscheinen. Sie, die Gesammtheit der Menschenseelen, sind ja sein Bewußtseyn von sich" (s. Matthaei vom Geiste S. 32.). Aber es ist im Sinne Hegel's, so glaube ich, geredet, daß dieses Individuum, daß dieses mein Bewußtseyn als das Zufällige, Verschwindende gedacht werde, und zwar die Manifestation Gottes im Bewußtseyn von Individuen eine ewige, keineswegs aber mein Leben in Gott ein ewiges sey. Das Geschick der einzelnen Seelen wird das seyn, wie es der Prozeß der Gattung bedingt, „in welchem die einzelnen Individuen ihre gleichgültige, unmittelbare Existenz in einander aufheben, in welchem die abgesonderten Einzelheiten des individuellen Lebens untergehen, damit so die Allgemeinheit der Idee für sich werde," das „Geisterreich macht eine Aufeinanderfolge aus, worin Einer den Anderen ablöste, und Jeder das Reich der Welt von dem Vorhergehenden übernahm. Das Ziel, das absolute Wissen, oder der sich als Geist wissende Geist hat zu seinem Wege die Erinnerung der Geister, wie sie an ihnen selbst sind und die Organisation ihres Reiches vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der Seite ihres freien in der Form der Zufälligkeit erscheinenden Daseyns, ist die Geschichte, nach der Seite ihrer begriffenen Organisation aber die Wissenschaft des erscheinenden Wissens; beide zusammen, die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Throns, ohne den er das leblos Einsame wäre; nur aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm seine Unendlichkeit" (s. Logik Bd. 2. S. 296., Phänomenol. S. 764 f.).

Sollte ich in dieser Ansicht über Hegel irre gehen, so würde es mich freuen, von einem philosophischen Forscher dieser Schule eines Besseren belehrt zu werden. Hier galt es zunächst nur, gegen das Vorgeben jener Theologen zu protestiren, die den Schein haben wollen, aus dem Worte Gottes allerlei Dogmen abzuleiten, während sie sie längst zuvor hatten, ehe sie nachsahen, ob das Wort sich ihnen anbequemen lasse, wie ihr handgreiflicher Widerspruch mit dem Worte zeigt. Der Protestantismus hat erreicht, was seine Natur und Wesen verlangt, ist es ihm gelungen, durch Hinweisung auf solche Verletzungen der Schriftwahrheit die gegentheilige Meinung von dem Felde ihrer umherschweifenden, dialektischen Bewegung auf das Gebiet der Exegese und der ihr eigenthümlichen Nüchternheit zu bringen. Hier ist allein der vom Protestantismus anerkannte Ort, an welchem der Kampf über den Inhalt christlicher Erkenntniß zur Entscheidung kommen und das Urtheil über das, was christliche Wahrheit sey, seine Begründung oder Widerlegung finden kann. Ich fürchte nicht, die Ansichten der Theologen mißverstanden zu haben, da, was im Ausdruck etwa dunkel ist, seine Erläuterung durch das bestimmte Verhältniß findet, in welches ihr Gedanke zu dem concreten, klaren und durchsichtigen Schriftworte getreten ist. Interpretiren sie freilich ihre Worte so, wie sie das Schriftwort interpretiren, so läßt sich jede Auffassung möglich denken. Und da das Schriftwort fest, gewiß und einfältig, die Sprache dieser Theologen geschraubt und vornehm ist, so wäre mehrsinnige Deutung hier recht eigentlich am Platze. Da kann ich dann für meine Deutung vorläufig nichts sagen, als was Luther von den „Wankel- und geschraubten Worten sagt, welche beides in der heiligen Schrift und in Kaiserlichen Rechten verboten seyen, die also setzen: wer zweifelhaftige, dunkele, ungewisse Worte brauchet, wider den sollen sie gedeutet und verstanden werden." Die Theologie muß sich auch in der Sprache wieder groß ziehen lassen; es ist ihre Sprache wie der Blick des Auges an dem Menschen, das aufgeschlagen, je reiner das Innere ist, um so reiner Geist und Wesen desselben widerstrahlt. Die Theologie hat bei dem Worte Gottes in die Schule zu gehen; je treuer sie war, um so sicherer wird ihre Sprache etwas von jener erhabenen Majestät demüthiger Einfalt an sich tragen, in der das Wort Gottes über der Sprache menschlichen Witzes wie die Sonne über den Stäbchen mit flitterndem Rauschgolde leuchtet, die auf den Gartenbeeten der Menschen stehen. Eine vornehme Sprache der Theologie ist nichts, als jener Zug im Gesichte, mit dem man die eigene Weisheit wohlgefällig belächelt. Extollunt enim isti, qui sciunt ut sciant, etiam licet Deum ipsum sciant, scientiam suam supra Deum, quoniam si Deum supra scientiam extollerent, jam supra omnia Deum glorificarent. So sagt ein Zeuge des funfzehnten Jahrhunderts. Erhalt' uns Herr bei deinem Wort, so bitten wir mit Luther. „Ach, daß wir blieben bei dem offenbarten Wort und Willen Gottes; Gott will uns in Christo Alles schenken und geben, daß er soll unser eigen seyn, wenn wir uns im rechten Glauben gegen ihn demüthigen. Aber wir wollen nicht und gehen mit dem quare? (warum?) um; denn wir wollen auch etwas mit im Spiele seyn." Jenes Ich, das mitspielen will, tilgt im Herzen des Einzelnen die Liebe des Glaubens, in der Kirche, die sich nach dem Namen Christi nennt, die evangelische Erkenntniß, die da Ehre, Wahrheit, Gewißheit und Kraft nur und allein dem lebendigen Worte der Offenbarung zuerkennt.

Blick in die Zukunft.

In Halle ist folgendes Gedicht im Druck erschienen, welches einhundert vierzehn Studenten, fast durchgängig Theologen, beim Antritt des neuen Jahres, 1834, dem Herrn Professor Dr. Wegscheider, „dem freien siegreichen Kämpfer für Wahrheit und Licht," wie sie ihn in der Aufschrift nennen, überreicht haben.

Auf, Apollo! laß mich singen,
Sanft erhebe sich der Klang,
Stark und stärker laß erklingen
Dann den Laut im Hochgesang;
Töne Lyra, rauscht ihr Saiten,
Leuchtet Blicke, jauchze Herz!
Treue Laute nur verbreiten
Hohe Wonne, frohen Scherz.

Es erglüh'n rein, wie die Sonne,
Unsre Herzen, sanft und mild;
Denn wir tragen voller Wonne
Edler, in der Brust Dein Bild.
Durch der Weisheit ernste Hülle
Drang Dein lichterfüllter Sinn,
Und aus Deines Wissens Fülle
Strömte Segen auf uns hin.

Nichts blieb Deinem Blick verborgen,
Fröhlich drang Dein Geist zum Licht.
Wie der Sonne Strahl am Morgen
Finstrer Schatten Grab durchbricht,
Und auf blumenreichen Matten
Herrlich strahlt in seiner Pracht;
So entfloh des Wissens Schatten
Schnell vor Deines Geistes Macht.

Pallas seh' ich Kränze weben,
Ihre Jünger seh' ich nah'n;
Liebend krönet sie Dein Streben,
Leitet Dich auf ihrer Bahn.
Du betrat'st mit sicher'm Schritte
Pallas ernstes Heiligthum,
Gründetest in seiner Mitte
Dir den wohlverdienten Ruhm.

Wetterschwangre Wolken jagen
Durch die Nacht vom Blitz erhellt,
Des Orkanes Flügel schlagen
Rauschend an der Eiche Zelt.
Um Dein Haupt im frechen Grimme
Schlängelt sich des Blitzes Schein,
Des erzürnten Donners Stimme
Mischt sich finster grollend ein.

Doch ob sich auch Wolken thürmen,
Ob der Donner wild erbebt,
Dich schreckt nicht Orkanes Stürmen,
Da Dich rege Kraft belebt.
Und im heitern Strahlenglanze
Leuchtet sanft Dein Angesicht;
Du prangst mild im Siegerkranze,
Bis einst spät Dein Auge bricht.

Ob das Jahr im Sturm entfliehet,
Kehrt es bald verjüngt zurück,
Und vor unsren Blicken ziehet
Es herauf mit Schmerz und Glück.
Möge Dir des Vaters Walten
Lange noch die frische Kraft,
Die Dein Alter ziert, erhalten,
Lang' zum Heil der Wissenschaft!

Nimm' denn unsrer Wünsche Lallen
Gütig auf von treuer Brust.
Ewig wird Dein Ruhm erschallen,
Laut gefei'rt in heilger Lust.
Ob auch schwach nur unsre Worte,
Ob nur schwach der Lyra Ton,
Drang er durch die gold'ne Pforte
Doch zu Pallas Herrscherthron.

Es würde uns wehe thun, wenn unsere christlichen Leser diese Verse ihrer Aufmerksamkeit oder einer Stelle in diesem Blatte nicht würdig achten sollten. Darf es uns gleichgültig seyn, was Hunderte von jungen Männern, die in wenigen Jahren das heilige Amt anvertraut erhalten werden „zu weiden die Gemeinde Gottes, die er durch sein eigenes Blut erworben hat," für Weisheit, Wahrheit und Licht, und was sie für Finsterniß und Schatten ansehen? Und auf wie viele tausende künftiger Prediger lassen diese hundert, die aus allen Theilen des Vaterlandes in Halle zusammen gekommen sind, schließen! Wenn wir lebendige Glieder am Leibe Christi sind, müssen wir nicht jeden Schmerz, jede Krankheit mit fühlen, unter denen so edle Gefäße dieses großen Leibes leiden, wie die evangelischen Universitäten von Deutschland sind, in welchen die Säfte bereitet werden, die den Leib erfrischen und beleben, oder ermatten und vergiften? Unsere Glaubensbrüder in Nordamerika halten Fast- und Bettage durch das ganze Land, um den Herrn anzuflehn um Erweckung, Erleuchtung und Bewahrung der Zöglinge ihrer theologischen Lehranstalten, und der Herr erhört in Gnaden diese Gebete; er gießt die Liebe Gottes und der Menschen aus in ihre jungen Herzen; Glaube, Gebet, Ernst und heiliger Wandel herrscht in ihren Seminarien und verbreitet sich aus denselben über das weite Vaterland und bis hin zu den fernsten Heiden. O daß auch wir unsere künftigen Prediger des seligmachenden Wortes, unsere künftigen Haushalter über Gottes Geheimnisse so auf dem Herzen trügen, unsere Studenten der Theologie, die — der großen Mehrzahl nach — in finsterem Unglauben und ödem Weltsinn dahin wandeln; die Niemand führt auf die grüne Weide, an die frischen Wasserquellen der himmlischen Lehre; die, ohne zu wissen, was sie thun, dem schweren Amte entgegengehen, welches das Wort, dem sie nicht glauben, den Namen des Herrn, dem sie nicht dienen wollen, in ihren Mund legt, — die den Maaßstab dessen, was ein Hirt der Heerde Jesu Christi während seiner Vorbereitungszeit seyn soll, so heruntergebracht haben, daß man die Universitäten hoch empfiehlt, wo sie ein Jahr haben hingehen lassen, ohne durch Raufereien, Trunkenheit oder Unzucht groben Skandal zu geben!

Daß wir klagen und trauern lernten über die Risse in den Mauern Zions, über die Verödung der Stadt Gottes auf dem Berge, die eine Fürstin unter den Heiden war, und eine Königin in den Ländern, und nun so wüste ist!

Freilich gibt das obige Gedicht auch zu einigen heiteren Betrachtungen Veranlassung. Vor zehn Jahren hätte man schwerlich in Halle den Apollo und die Pallas zu Hülfe gerufen, um das System für Wahrheit und Weisheit zu erklären, dem Niemand diese Ehrentitel streitig machte. Der ruhige Besitz überhob solcher Anstrengungen. Oder, wäre es dennoch geschehen, so hätten vielleicht nicht hundert, sondern acht bis neun hundert junge christliche Theologen ihre Stimmen zum Apollo und der Pallas erhoben.

Doch sind diese hundert immer an sich schon eine große Zahl; und wer Halle kennt, weiß, daß sie in der Hauptsache, auf die es hier ankommt, die große Majorität auf ihrer Seite haben. Und nicht bloß die Majorität der Hallischen Studenten der Theologie; nein, auch die große Majorität der Prediger, ja, der Gebildeten, und, vielleicht eine Minorität, aber doch eine große, jährlich wachsende Minorität des gemeinen Bürger- und Bauerstandes im ganzen evangelischen Deutschland. Wie stolz beriefen sich unsere Gegner, als wir vor vier Jahren die bekannten Zeugnisse wider den Rationalismus ablegten, auf ihre große Anzahl, und auf die Kleinheit unserer „kleinen Heerde," wie stolz, aber auch wie wahr! Sehr treffend sagte einer derselben, — Herr General-Superintendent Dr. Bretschneider, wenn wir nicht irren, — es sey eine eitle Hoffnung, wenn wir uns einbildeten, den Rationalismus „auf den Aussterbe-Etat bringen" zu können; durch dieses Gedicht bestätigen hundert Jünglinge, von denen wenige über vier und zwanzig Jahre alt seyn werden, seine Zuversicht.

Aber wie kommt es, daß wir uns von Männern, wie Herr Dr. Bretschneider solche Wahrheiten so müssen vorhalten lassen? Was hindert uns denn zu sehen, was doch vor Augen ist? Ist es die Unpraxis unserer Nation, besonders unserer Gelehrten, die für Alles, für das Tiefste oder Fernste, mehr Sinn hat, als für Thatsachen der Gegenwart und der nächsten Umgebung? Oder ist es eine gewisse Selbstsucht, die uns verleitet, über den kleinen Bruderkreis, wo uns wohl und warm ist, die große Masse derer, die doch auf Christi Namen getauft sind, um uns her zu übersehen?

Nur eine Ursache dieser verderblichen Geringschätzung eines so mächtigen Feindes wollen wir jetzt näher in's Auge fassen; sie ist eine Folge des Mangels an praktischer Erkenntniß der Sünde, der, wie in so vielen anderen, so auch in dieser Beziehung den Gläubigen unserer Zeit und unseres Vaterlandes so schädlich ist. Nicht Reue und Buße, sondern ein unbestimmter Drang nach Licht und Freude, die die Welt nicht geben kann, ist der Anfangspunkt des Glaubenslebens der Meisten unter uns, und dieser Anfangspunkt bleibt oft bestimmender Charakter für die ganze Folgezeit unseres inneren Lebens. Nun erfahren wir an uns selbst und an Anderen, daß, sobald der Geist zu einigem Aufschwunge erweckt, das Herz einigermaßen zu tieferen Gefühlen angeregt ist, der platte Rationalismus, so wie er weit und breit herrscht und überall uns entgegentritt, dem fragenden Geiste, dem sehnenden Herzen nicht genügen kann; er erscheint uns grau, kahl, dürr, öde, langweilig; wir wenden uns mit Widerwillen ab von ihm, und hin zu den Quellen der göttlichen Offenbarung, deren Wahrheit und Schönheit ganz zwar erst dem gebrochenen Herzen, dem zerschlagenen Geiste in seiner innigsten Gemeinschaft mit seinem Versöhner sich aufschließt, aber mit einigen ihrer Strahlen doch auch Jeden anscheint, der nicht mit völlig verschlossenen Augen herzutritt. Wir prüfen dann auch wohl den Rationalismus als System, und finden ihn überall seicht, gedankenlos und vor Allem dessen, wovon er den Namen führt, des Vernunftgebrauchs, ermangelnd; denn nichts ist treffender als der Vorwurf, der den Rationalisten neuerlich gemacht worden, daß, wenn man, nach dem vielen Anpreisen der Vernunft endlich darauf dringe, daß sie Ernst machen und die Vernunft gebrauchen, sie unwillig werden und sich, dieser Operation ganz entwöhnt, über Mysticismus beklagen. Sind wir so weit gekommen, so meinen wir nun den Rationalismus, als von uns durchschaut und in seiner Blöße erkannt, bei Seite liegen lassen zu können; er erscheint uns abgetragen und abgelebt, kaum noch eines Angriffs werth, ein zurückgebliebener Bodensatz einer vergangenen Zeit, der nothwendig vor der Sonne tieferer Bildung, geschweige denn christlicher Erleuchtung, wie das Eis vor dem Frühlinge, bald weichen müsse; und so steigern wir uns zu einer Höhe vornehmer Verachtung, von welcher herab wir nicht mehr sehen, was unten auf der Erde vorgeht, bis endlich, wie auf Veranlassung unserer Zeugnisse von 1830 so reichlich geschah, und jetzt wieder durch dieses Gedicht geschieht, die verkannte Wahrheit desto schmerzlicher sich uns aufdrängt. Zu wie verschiedenen Resultaten kommen wir, wenn wir den Rationalismus nicht mehr von den luftigen Höhen des poetischen Gefühls oder der flatternden Spekulation, sondern von dem Standpunkte des vom ewigen Tode erlösten Sünders, des Gliedes der auf Erden mit tausend Feinden kämpfenden Kirche Christi betrachten! Von diesem Standpunkte aus sehen wir in den Rationalisten nicht bloß Repräsentanten eines Systems, sondern Menschen, Sünder, wie wir, durch Christum erlöst, auf seinen Namen getauft, zum Glauben an ihn, zur Seligkeit in ihm berufen. Da schwindet die Stimmung vornehmer Verachtung; Fürbitte, Eifer ihre Seelen zu retten, tritt an deren Stelle. Nun gewinnt die evidente Thatsache der weitverbreiteten Herrschaft des Rationalismus eine ganz andere Bedeutung; mit einer Gefühlssteigerung, einem Führen ad absurdum ist noch wenig ausgerichtet; wir erfahren bald, daß wir ohne die Waffenrüstung des Wortes und Geistes Gottes, ohne Gebet und heiligen Wandel für den König, unter dessen Fahne wir kämpfen, keinen Fußbreit Landes, keinen Unterthanen gewinnen. Dies lehrt uns des Feindes sowohl als unsere eigenen Streitkräfte besser in's Auge fassen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 15. Februar. № 14.

Fortsetzung der Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Fortsetzung.)

Die Nachrichten, welche in den früheren Artikeln dieser Übersicht zusammengestellt wurden, betrafen fast ausschließlich die herrschende Kirche; die nachfolgenden sollen sich vorzugsweise mit den Dissenters beschäftigen.

Mit vieler Freude haben die Dissenters sich eine Stelle mitgetheilt, welche in der schon öfters in diesen Blättern erwähnten Schrift des Lord Henley: „Plan on Church Reform," sich findet: „Man rechnet jetzt in England und Wales zusammen drei Millionen Dissenters. In Wales hat die Trennung von der Kirche eine so erstaunliche Ausdehnung gewonnen, daß die Zahl der Dissentirenden die der Glieder der Kirche übersteigt; in einem sehr geachteten Werke ist neuerlich eine statistische Übersicht bekannt gemacht worden, aus der hervorgeht, daß die Zahl der Versammlungsörter der Dissenters in Wales auf 1,428 sich beläuft, während die Nationalkirche deren nur 829 hat. Die Ursachen dieser beunruhigenden, immer zunehmenden Trennung verdienen die ernsteste Untersuchung; doch will ich jetzt mich bloß mit dem Verhältniß unserer dissentirenden Brüder zu der Anglikanischen Kirche beschäftigen. Diese von der Nationalkirchengemeinschaft Entfremdeten sind im besten Falle gleichgültig gegen deren Wohlfahrt, die meisten sind entschieden und aus Grundsatz feindselig, selbst gegen ihr Bestehen. Täglich wächst ihre Zahl, die Masse ihrer Talente, ihre Intelligenz und Macht. Diese Aussicht ist nichts weniger als beruhigend für die Freunde der Kirche; und sollte sie nicht auf eine bedenkliche Verirrung in der Kirche hindeuten, die man abstellen, so zeigt sie wenigstens gewiß ein sich weit verbreitendes Unglück, das auf alle Weise abgewandt werden sollte. Das nationale Glaubensbekenntniß ist so abgefaßt und der nationale Kultus so eingerichtet, daß ein großer, einflußreicher und ausgezeichneter Theil der Gesellschaft sich damit nicht vereinigen mag."

Eine genauere Übersicht über die Zahl und die Zunahme der Dissenters möchte sich schwerlich geben lassen, da diese zum Theil selbst so wenig unter sich zusammenhangen. Die Zahl der neu erbauten Dissenterkapellen ist noch immer sehr groß; und ein Fall, wie er in dem Städtchen Torquay vorig Jahr sich ereignet, gewiß höchst selten, wo ein Dissenterprediger, Greenwood, nicht nur selbst zur herrschenden Kirche übergegangen ist, sondern auch sein Kirchgebäude derselben übergeben hat.

Die Sprache der Dissenters gegen die Kirche ist seit der Reformakte um vieles dreister geworden. Ein Beispiel davon legt das nachstehende Schreiben ab, welches zu Ende v. J. in vielen Blättern der Dissenters bekannt gemacht wurde, wenn auch einige derselben hinzufügten, daß sie nicht allen Ansichten desselben beipflichteten: „Es ist eine beklagenswerthe und verwunderliche Sache, daß in dieser kritischen Zeit von den Dissenters in England keine Schritte geschehen, um ihre Grundsätze geltend zu machen und ihre gerechten Forderungen zu erlangen, während alle Welt weiß, daß Sr. Majestät Minister, oder wenigstens die Mehrzahl derselben, uns nichts gewährt, was sie möglicher Weise uns abschlagen können, und daß sie beabsichtigen, in der bevorstehenden Parlamentssession mit ihrem Kirchenreformplane hervorzutreten, dessen Tendenz entschieden ungünstig unseren Interessen seyn, und die politische Macht und den Einfluß der herrschenden Sekte nur befestigen wird. Es wäre vergeblich, diesen Ministern auseinanderzusetzen, daß die Bischöfe und die Geistlichkeit fast einmüthig einer liberalen Regierung sich widersetzen, daß kein religiöser Friede im Lande seyn kann, so lange Eine Klasse erhoben wird und alle anderen ihr dienen müssen; denn der Bruder des Premierministers ist ein Bischof, und obwohl er, gleich den meisten unserer Prälaten, in politischer Hinsicht sein Gegner ist, so haben wir ihn doch neuerlich eine Präbende erhalten sehen; Lord Palmerston repräsentirte früher im Parlament die Universität Cambridge, das heißt die Geistlichkeit, und seine Vorliebe für die herrschende kirchliche Parthei ist allbekannt; Herrn Stanley's Familie hat ein ausgedehntes Kirchenpatronat, und namentlich eine Pfründe (Winwick) von 8,000 Pf. jährlichem Einkommen zu vergeben, eine der reichsten in England! Auf der anderen Seite haben die Dissenters die Regierung in allen ihren letzten Kämpfen unterstützt, und zum Danke dafür haben wir durchaus nichts bekommen. Wären wir daher dem Grafen Grey und seinen Collegen irgend einen Dank schuldig, weil sie Gerechtigkeit gegen uns übten, ehe sie in ihre Ämter traten, weil sie die Testakte aufhoben, so haben wir diese Schuld nun wahrlich abgetragen; und es ist nun Zeit, daß wir uns nach unseren eigenen Interessen umsehen, in welchen zugleich die besten Interessen unseres Vaterlandes liegen. Wir sollen uns durchaus der Herrschaft einer verderbten Staatskirche unterwerfen, durch Bischöfe uns regieren lassen; jährlich wenigstens 3½ Mill. Pf. (wahrscheinlich aber an 5 Millionen) zum Unterhalt einer Geistlichkeit verwenden sehen, von denen die große Mehrzahl das Evangelium nicht verkündigt; wir sollen die Seelsorge auf offenem Markte feilbieten sehen, die Universitäten uns versperren lassen, und alle Gottlosigkeiten dieser versunkenen Anstalten fortdauern; wir sollen uns besteuern, bezehnten und schätzen lassen zur Unterstützung eines Systems, das wir abschwören; wir sollen bei den Heirathen, Taufen und Begräbnissen uns tadelnswerthen Gebräuchen und Ceremonien unterwerfen; mit

Einem Wort, wir sollen uns vom gesellschaftlichen Verbande ausschließen und degradiren lassen. Worüber ein jeder, besonders von unseren Schottischen und Irischen Leidensgefährten staunt, ist dies, daß es eine sehr kleine Minorität ist, welche diese Tyrannei sich herausnimmt; wenige Männer, die eine politische Gewalt über alle ihre übrigen im Volke haben. In England und Wales übertrifft (was auch der Bischof von London in seinen gröblich falschen Angaben dagegen sagen mag) die Zahl der Besucher der Gotteshäuser und Versammlungen aller Getrennten ohne allen Zweifel die Zahl derer, welche die Kirchen besuchen. Meint aber Se. Herrlichkeit etwa, daß alle diejenigen, welche weder Kirchen noch Versammlungen besuchen, Freunde der herrschenden Kirche sind? Meint er es wirklich, so wird er sehr bald seines Irrthums inne werden. Die Gewissen vieler Geistlichen sind gegenwärtig zu Boden gedrückt von einem lastenden Bewußtseyn der heillosen Wirkungen der gegenwärtigen Verfassung, und sie sowohl als große Massen von Laien würden mit uns frohlocken über die Auflösung der unheiligen Allianz zwischen Kirche und Staat. In Irland verhalten sich die Getrennten zur Kirche wie 10 zu 1; und in Schottland, wie können da die Presbyterianer es ruhig mit ansehen, daß sie von einer Bischofsbank im Oberhause regiert werden? Haben sie der Zeugnisse ihrer edlen Vorfahren gegen die bischöfliche Verfassung vergessen? Meine Schottischen Freunde antworten: Nein! Es ist meine wohlbedachte Meinung, daß ich nichts für ausführbarer halte, als die Vollendung einer Vereinigung aller Partheien zur Erreichung dieses gemeinschaftlichen Zieles, und nichts kann sicherer oder segensreicher seyn, als ihr Erfolg, wenn sie sich einmal verbunden haben. Aber um dahin zu gelangen, darf keine Zeit verloren werden; denn wenn die Minister ihren temporisirenden Plan durchgesetzt haben, geht die Aussicht auf schleunige Abhülfe verloren, und ein langjähriger Verzug kann darauf folgen. Wir haben bisher zu wenig verlangt, und man hat uns daher alles und jedes, was der Rede werth ist, abgeschlagen. Die Bill zur Befreiung von Plätzen der Gottesverehrung von den Armentaxen war keine Wohlthat für uns; sie bezieht sich mehr auf die Kirchen als auf unsere Kapellen, und ich zweifle daran, ob die Dissenters jährlich 50 Pf. dadurch sparen. Ich fürchte, wir selbst haben die Regierung irre geleitet dadurch, daß wir um Kleinigkeiten baten, statt daß wir für Principien hätten streiten sollen. Was hilft das Bischen Armensteuer, das von einigen unserer Kapellen erhoben wird, im Vergleich mit den Millionen, die einer weltlichen, herrschsüchtigen Geistlichkeit gezahlt werden? Und das geschieht in einem Lande, das mit einer Schuld beladen ist, die uns alle so sehr drückt! Die wahren Punkte, auf die es zwischen uns und der Regierung ankommt, sind sehr wenige, und lassen sich bald hinstellen: 1. Die gänzliche Trennung von Kirche und Staat, das Einzelne darüber möge das Parlament festsetzen; 2. die Aufhebung des Gesetzes König Karl's II., welches die Bischöfe befähigt, im Oberhause zu sitzen; 3. die Aufhebung aller Gesetze, welche eine Zwangsgewalt zur Erhebung irgend eines Kircheneinkommens verleihen; 4. die Reform der Universitäten, Aufhebung aller Abforderungen von Glaubensbekenntnissen und Verleihung gleicher Rechte an Alle bei der Aufnahme; 5. die Reform der Gesetze über Heirathen und Registrirung (die Taufliſten), und gleiches Recht Aller zu den öffentlichen Begräbnißplätzen." —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Frankreich.) In Frankreich ist durch den allgemeinen Abfall vom Christenthum ein Zustand eingetreten, welcher dem Heidenthum in den ersten Jahrhunderten nach des Heilands Geburt in vielen Stücken ähnlich ist. Es wird dadurch jeder ernste und entschiedene Christ, wie damals, von selbst zum Prediger des Evangeliums. Wir erkennen darin nur den Geist der Liebe, der von Christo stammt, wenn wir auch unsere Französischen Brüder außerordentliche Mittel gegen ein ungeheures Übel ergreifen sehen. Ein Beispiel ist in folgendem Briefe aus Bearn (Nieder-Pyrenäen) gegeben: „Seit einiger Zeit vertheilten wir nicht viele Neue Testamente; aber in den letzten Tagen haben wir wieder angefangen. Wir dachten uns aus, durch Christen, die wir dazu auffordern, das ganze Departement Nieder-Pyrenäen bis zum kleinsten Dorfe besuchen zu lassen. So haben wir denn reiche Leute, die vielleicht 100,000 Fr. besitzen, unserem Rufe Gehör schenken, und kommen sehen, um sich bei mir einen Pack Bibeln auf den Rücken zu laden und damit einen Ausflug von 5 — 6 Tagen zu machen. Aber es ist ihnen auch gegeben zu wissen, daß Jesus ihre Last auf sich geladen hat, die schwerer war, als jeder Pack, den wir ihnen auflegen könnten. Gepriesen sey die Kraft des Evangeliums, die uns stark macht, die Welt zu überwinden! Das Evangelium wird fortwährend an vielen Orten dieses Landes gepredigt und die Zahl der Zuhörer vermehrt sich täglich. Der Herr vermehrt auch von Zeit zu Zeit die Zahl derer, die da glauben. Die Christen allein dürfen zum Werk der Austheilung gebraucht werden. Freilich kommt es nicht selten vor, daß grade diejenigen, die Jesum für ihren Herrn erkennen, sich zuerst schämen, sein Wort zu vertheilen. Auch in unseren Gegenden gibt es solche Leute; aber wir haben geschrieben und sind selbst gegangen an alle Orte, wo es Christen gibt, und haben die jungen Leute aufgefordert, der Reihe nach eine Woche lang das Geschäft eines Umträgers zu übernehmen, und dazu die Zeit zu wählen, wo sie die meiste Muße haben; auf diese Weise haben wir immer Arbeiter. Desgleichen haben wir an die, welche in vorgerücktem Alter stehen, eine Aufforderung ergehen lassen, und ihnen, was nicht minder wichtig ist, die Fürbitte, während die Anderen arbeiten, an's Herz gelegt."

(Frankreich. Christliche Gesellschaften in Paris.)

Ein Korrespondent des New York Observer gibt eine Schilderung des Zustandes der christlichen Gesellschaften in Paris, die sehr viel Lehrreiches enthält. „Ihre Geschichte," sagt er mit Recht, „kann als Exempel oder Warnung für alle Vereine dieser Art dienen. Fünf wichtige Gesellschaften hielten letzten April ihre Jahresfeste zu Paris: die Bibelgesellschaft, die evangelische Missionsgesellschaft, die Traktatgesellschaft, die Gesellschaft für christliche Moral und die Gesellschaft für den Elementarunterricht der Protestanten in Frankreich. Nur zwei dieser fünf Gesellschaften sind in blühendem Zustande: die Traktatgesellschaft und die evangelische Missionsgesellschaft; die drei anderen haben abgenommen und werden bald ganz wegsterben.

Sie werden sich ohne Zweifel verwundern und betrüben, zu hören, daß die Französische Bibelgesellschaft mit schnellen Schritten abwärts

geht. Es ist indessen leider nur zu wahr. Die Einnahmen der letzten zwei Jahre sind weit hinter den vorangegangenen Jahren zurückgeblieben; die Anzahl der vertheilten Bibeln ist auch geringer; der sonst monatlich herausgegebene Bibelbericht erscheint jetzt nur in langen Zwischenräumen; die Hülfsvereine der Departemente sind meist unthätig und geben fast kein Lebenszeichen von sich, und die Beiträge haben an vielen Orten ganz aufgehört. Mit einem Wort, eine traurige Erschlaffung, eine starke Apathie herrscht in allen Bewegungen der Französischen Bibelvereine. Dies ist mehreren Ursachen, die ich kürzlich entwickeln will, zuzuschreiben: 1. Die Bibelgesellschaft wurde in Frankreich unter der Regierung Ludwig's XVIII. zu einer Zeit gegründet, wo die Römische Geistlichkeit, vorzüglich die Jesuiten, der Religionsfreiheit Vernichtung drohten. Die Evangelischen ergriffen begierig jede Gelegenheit zu vereintem Widerstand gegen einen gemeinschaftlichen Feind. Die Bibelgesellschaft bildete einen passenden Mittelpunkt für Alle, welche sich dem Umsichgreifen der Jesuiten widersetzen wollten. Viele Mitglieder des Ausschusses der Gesellschaft hatten nur einen politischen Beweggrund zur Theilnahme; die Bibel war für sie nur ein Vorwand; die wahre Absicht ihrer Bemühungen war die Vereinigung der Französischen Protestanten. Aber dieser Beweggrund findet jetzt nicht mehr statt, da die Juli-Umwälzung die Macht der Römischen Geistlichkeit gestürzt und die Jesuiten aus Frankreich vertrieben hat. Wir fürchten nun nicht weiter für unsere religiöse Freiheit, wir haben keine Besorgniß mehr vor den Anmaßungen des Papstthums. Daher sind alle diejenigen, welche die Gesellschaft aus bloß politischen Gründen unterstützten, kalt geworden und in ihren Bemühungen ermüdet, einige haben sogar das Werk, das sie anfangs mit großem Eifer unterstützten, ganz verlassen. Dies ist eine der hauptsächlichsten Ursachen des Verfalls der Gesellschaft; aber es ist nicht die einzige. 2. Die meisten unserer Verwaltungsausschüsse, in Paris sowohl wie in den Provinzen, bestehen aus Socinianern und anderen Irrgläubigen; manche haben selbst Ungläubige in ihrer Mitte. Solche Mitglieder schaden mehr als sie nützen, sie stehen allen Bestrebungen der Christen im Wege; statt den Wagen vorwärts zu treiben, hängen sie sich dran und halten ihn zurück. Die Freunde des Evangeliums finden von denen Widerstand, die ihre Gehülfen seyn sollten; und wenn ein Reich mit sich selbst uneins ist, so kann es nicht bestehen, das ist die zweite Ursache des Verfalls unserer Bibelvereine. Ich muß hier noch einen Irrthum aufdecken, welcher wahre Jünger des Herrn schon oft zu falschen Maaßregeln verleitet hat. Christen bereden sich nämlich einen weiteren Einfluß zu üben und größeren Erfolg zu bekommen, wenn sie auf den Listen ihrer Vorsteher und Unterzeichner reiche, mächtige und vor der Welt ausgezeichnete Männer führen können, und bemühen sich in dieser Absicht gar sehr um den Schutz solcher Männer. Aber es ist falsch. Die Erfahrung lehrt, daß eine Rechnung auf diesen bloß menschlichen Einfluß ohne den Wirth gemacht ist. So groß auch Menschen seyn mögen, wenn sie nicht Christen sind, können sie christlichen Einrichtungen schwerlich Nutzen schaffen; während ihre Gleichgültigkeit stets die Anstrengungen derer, welche mit Eifer und Hingebung handeln wollen, hindert. 3. Eine dritte Ursache des Verfalls der Bibelgesellschaft ist, daß ihre Wirksamkeit sich auf die Protestanten beschränkt. Dies wurde uns von der Regierung Ludwig's XVIII. und Karl's X. als Bedingung auferlegt; aber seit Ludwig Philipp den Thron bestiegen hat, ist kein Hinderniß der Bibelvertheilung unter den Römischen vorhanden und demnach ein weites Feld der Thätigkeit eröffnet gewesen. Aber die Socinianer und Lauen zeigten keine Lust, es in Besitz zu nehmen. Sie wollten Bibeln nur an Protestanten vertheilen, sich also, so zu sagen, in der Protestantischen Kirche einschließen. Die Folge war leicht abzusehen: die Bibelgesellschaft für Britannien und

das Ausland hat ihre Geschäftsträger nach Frankreich geschickt, und diese verkaufen oder geben nun den Römischen die Bibel zu tausenden. Viele Freunde der Französischen Vereine wollen daher, da sie sehen, daß eine fremde Gesellschaft mehr thut und besser wirkt, die Pariser Gesellschaft nicht mehr unterstützen. Die Bibelsache in Frankreich liegt demnach fast gänzlich in den Händen Fremder. Die Pariser Bibelgesellschaft und ihre Vereine in den Provinzen werden aber, meiner Meinung nach, nicht lange mehr leben. Schon steht in der That das Comité zu Paris im Begriff, sich aufzulösen, nachdem einige der thätigsten Mitglieder sich zurückgezogen haben.

Die Gesellschaft der christlichen Moral ist dem Anscheine nach ihrer Vernichtung noch näher als die Bibelgesellschaft. Unter der vorigen Regierung gedieh diese Gesellschaft vortrefflich und ihre Versammlungen erfreuten sich großen Zulaufs. Aber jetzt hat sich Alles geändert. Die vorzüglichsten Mitglieder, die Herren Guizot, Remusat, Keratry u. s. w. bekleiden jetzt hohe Staatsämter: sie haben andere Geschäfte zu besorgen, andere Gegenstände zu verfolgen und lassen das Werk der christlichen Moral im Stich. Die letzte Versammlung dieser Gesellschaft war kalt und matt, die Zahl der Anwesenden sehr gering, und die Redner ließen sich so viel Überdruß und Zerstreuung abfühlen, daß es wenig geeignet war, die Versammlung zu beleben. Dies kann uns auf mehr als eine wichtige Überlegung leiten. Die Glieder der Gesellschaft für christliche Moral bekennen, Sittlichkeit ohne Grundlegung der Lehre üben zu wollen; sie wähnen die Vorschriften des Evangeliums üben zu können, ohne an die in demselben geoffenbarten Wahrheiten zu glauben; mit anderen Worten: sie vertheidigen die christliche Moral, während sie den christlichen Glauben verwerfen, das war auch die thörichte Meinung Voltaire's und anderer Sophisten des achtzehnten Jahrhunderts. Die Erfahrung beweist jetzt sonnenklar, daß jene beiden sich nicht trennen lassen. Die christliche Moral dieser Herren besteht in Lobpreisung der Wohlthätigkeit — in zierlichen Reden zum Besten der Waisen — in kalter Philanthropie voll Prunk und Prahlen. Diese glänzenden Redner, feinen Herren, politischen Zeitungsschreiber, Advokaten und Andere geben Bälle zum Nutzen der Armen und dergleichen Thorheiten, sie rühmten sich ihrer Menschenliebe gar sehr in den Zeitungen; — aber jetzt ist Alles todt. Sie sind wie ein Strohfeuer, dessen Flamme bald in Rauch endet — eine Lehre für die Weisen dieser Zeit, eine ernste Warnung für angebliche Philosophen, welche christliche Moral aufrecht zu halten suchen, während sie die christliche Lehre mit Füßen treten! So endet der Eifer und die Thätigkeit deistischer und ungläubiger Philanthropisten!

Endlich ist auch die Gesellschaft für die Beförderung des Elementarunterrichts unter den Französischen Protestanten in einem betrübten Zustande. Ich kann nicht sagen, daß sie abnehme, daß sie abfalle; denn sie ist nie blühend gewesen. Der Zweck dieser Gesellschaft ist vortrefflich und im Ausschuß, der aus angesehenen und achtbaren Männern besteht, sitzen einige der Obersten der Evangelischen Kirche Frankreichs. Aber Lauheit trübt Alles, was sie berührt, und befleckt ihre Unternehmungen. Die Vorsteher der Gesellschaft sind Weltleute, Politiker, Regierungsbeamte; die Freunde des Evangeliums nehmen kaum Antheil, weil sie ausschließlich für Protestanten wirkt und weil überdies die Maaßregeln des Comités nicht den Stempel eines ächt christlichen Geistes tragen. Die Folge ist, daß die Einnahmen dieses Jahres die kleine Summe von 1,800 Franken ergeben haben und der Ausschuß fast nichts gethan hat.

Aber wenn die drei Gesellschaften, von welchen ich gesprochen, in einem trübseligen Zustande sind und bald zu verlöschen drohen, so gibt es zwei andere, die Gesellschaft für Erbauungsschriften und

die evangelische Missionsgesellschaft, die viel Gutes stiften und künftig noch reichere Früchte zu tragen versprechen. Wahrhaft fromme Männer, aufrichtige Jünger des Herrn, stehen an der Spitze dieser Gesellschaften. Sie zeigen ein ernstes Verlangen nach Bekehrung der Seelen; sie zeigen den Geist Christi, und wo Christi Geist ist, da ist Leben, Kraft und Ausdauer, Hindernisse werden überwunden, Schwierigkeiten besiegt; Christen aller Länder leisten ihren Bemühungen und Gebeten Beistand und in Gottes Kraft werden alle Riegel zerbrochen.

Die Traktatgesellschaft hat binnen zwei Jahren über eine Million Schriftchen ausgetheilt. Diese Büchlein haben viel Gutes gestiftet. Ich habe die Wirkungen derselben an Gliedern meiner eigenen Gemeinde erfahren. An einigen Orten vertheilt man die Traktate auf den Straßen an die Vorübergehenden; an anderen läßt man sie in den öffentlichen Häusern liegen, und in einigen Städten gehen die Vertheiler von Haus zu Haus.

Die belebteste und anziehendste aller Jahresversammlungen feierte die Gesellschaft für evangelische Missionen. Bei diesem Feste empfanden die Christen ein Maaß der Freude, einen Drang zum Danke gegen den Herrn, ein christliches Leben und Walten, wie sie es sonst noch nicht gefühlt hatten; es war erquicklich dabei zu seyn und von dem Fortschritt des Evangeliums zu hören; der Gott der Gnade war sicherlich zugegen; Alles athmete Vertrauen und brüderliche Liebe. Und doch, wenn man die Sache nur von außen ansah, konnte man wohl entmuthigt werden: die nach Südafrika gesendeten Französischen Glaubensboten hatten große Hindernisse gefunden; sie langten unter wilden Völkern an, während ein blutiger Krieg das Land verheerte; sie waren bis dahin verhindert, einen Missionsposten zu gründen und das Ende der Schwierigkeiten war noch nicht abzusehen. Gewiß solche Umstände würden Männer, die nicht von tiefer Frömmigkeit beseelt gewesen wären, niedergeschlagen haben; aber diese wurden mit desto mehr Eifer und Hingebung erfüllt. Sie erkennen, daß diese Leiden nur Prüfungen ihres Glaubens sind, und daß sie, statt muthlos zu werden, sich derselben als eines neuen Beweises der Liebe Gottes freuen müssen, indem ohne Zweifel diese Trübsale früher oder später zur Beförderung des Reiches Gottes unter den wilden Völkern Südafrikas dienen werden. Denn es ist wahr, daß alle Dinge denen, die Gott lieben, zum Besten dienen. — Der theure Direktor des Missionshauses, Grandpierre, gab ein feuriges Gemälde von dem Fortschritt des Missionswerkes in allen Erdgegenden, von den Götzendienern der Südsee-Inseln bis nach Grönland. Dann gab er einen Bericht über die Wirksamkeit unserer Französischen Missionare. Seine Rede erregte die lebhafteste Theilnahme in der Versammlung. Der Bericht des Schatzmeisters für die zwei letzten Jahre zeigt eine Vermehrung der Einnahme um mehrere tausend Franken. Einige neue Hülfsvereine haben sich gebildet und der Eifer für die Missionen nimmt allenthalben zu. Gott sey gepriesen! Er ist es, der uns bisher erhalten und gestärkt hat. Er hat uns in den härtesten Prüfungen Freude gegeben und er wird auch ferner unserer Missionsanstalt Wachsthum und Gedeihen schenken."

Der oben geschilderte Zustand der Bibelgesellschaft hat die Stiftung eines neuen Vereines mit ausgedehnterem und freierem Wirkungskreise veranlaßt, der Bibelgesellschaft für Frankreich und das Ausland, welche nach dem Vorbild der Englischen die heilige Schrift ohne Erläuterung und ohne Apokryphen verbreitet. Vorsteher dieser Gesellschaft ist Professor Stapfer, Sekretäre die Prediger Juillerat-Chasseur,

Fred. Monod, H. Pyt und Herr Lutteroth. Ihrem Rundschreiben entheben wir folgende Stelle: „Politische Ursachen haben lange Zeit die Wirksamkeit der Gesellschaften für Verbreitung der heiligen Schrift beschränkt; aber jetzt scheint der Augenblick gekommen zu seyn, diese Arbeiten in weiterem Kreise zu betreiben. Der Wunsch, sich nicht auf eine oder zwei Confessionen zu beschränken, Confessionen, welche in einem Lande von 32 Millionen Einwohnern nur die geringe Minderzahl ausmachen, ist oft geäußert worden. Man kann mit Recht fragen, ob die Französischen Christen sich nicht ernstlich angetrieben fühlen sollen, für die Bibelverbreitung unter der großen Mehrzahl ihrer Landsleute Opfer zu bringen und zu arbeiten. Außerdem gewährt uns unsere geographische Lage, unsere Sprache und der Verkehr unserer Missionare mit den Völkern, Gelegenheit, das Wort Gottes in sonst weniger zugängliche Gegenden zu senden. Diese uns von der Vorsehung gegebene Gelegenheit scheint uns heilige Verpflichtungen aufzulegen. Es gibt auch Länder, auf welche wir einen gesellschaftlichen Einfluß üben, aber dieser kann nur heilsam seyn, wenn ein religiöser ihn begleitet. Es ist Zeit, daß wir daran denken. Unter solchen Erwägungen und in der Absicht, der Bibelsache in Frankreich den nöthigen Schwung zu geben, hat sich zu Paris ein Verein unter dem Namen der Bibelgesellschaft für Frankreich und das Ausland gebildet. Sie bittet um den Beistand aller Christen, zu welcher Confession sie gehören mögen."

Leicht kann es geschehen, daß der in Paris hervorgetretene Zwiespalt anfangs verwirrend auf die übrigen Vereine wirkt. Aber im Verlauf der Zeit wird sich Alles von selbst ausgleichen. Vereine, die aus entschiedenen Christen bestehen, werden sich der neuen Pariser Gesellschaft anschließen, die anderen bei der alten bleiben, gemischte sich ebenfalls sondern. Ihrer lebendigen Glieder beraubt, müssen die unthätigen Vereine in Kurzem absterben, und die neue Gesellschaft, frische Zweige treibend, bleibt allein auf dem Felde. Wenige möchten dem Ausschuß der Bibelgesellschaft zu Nismes nachfolgen, der die Scheidung der Muttergesellschaft mißbilligend, sich selber von beiden Theilen scheidet und für unabhängig erklärt. Im Grunde bleibt er dem Sinne der alten getreu, da er von seinen Satzungen nur diejenige ändert, welche sich auf die Verbindung mit ihr bezieht. Will er seinen Entschluß durchführen, so kann es zu großem Vortheile der Umgegend von Nismes gereichen, da es eine bedeutende Anspannung aller Kräfte erfordern wird. „Wir verhehlen uns nicht," sagt er in einem Rundschreiben an seine Zweigvereine, „daß dieser Schritt wichtig und auffallend ist. Er kann manche Unannehmlichkeiten mit sich führen, selbst manche Opfer fordern, aber wir glaubten die Einigkeit um jeden Preis erkaufen zu müssen; wir hielten sie für die Gewähr reicher Früchte in der Zukunft. An euch wird es liegen, diese Unannehmlichkeiten zu vermindern, indem ihr fortfahret mit uns zu arbeiten, und in unserem Departement einen Mittelpunkt der Thätigkeit bildet, der unsere zahlreiche protestantische Bevölkerung auf die ihr gebührende Stelle erhebt. Wir werden also von unserem eigenen Leben leben, und hoffen, daß eure Mitwirkung und eine Verdoppelung des Eifers unter uns kräftig beitragen werden, unseren Arbeiten einen neuen Schwung zu geben. Unsere Gemeinden haben freilich Bedürfnisse, aber die ersten und dringendsten sind befriedigt und übrigens — sind sie denn entblößt von Hülfsquellen, sollten sie allen christlichen Eifer verloren haben, sollten sie nicht mehr auf die Verheißungen dessen rechnen, dessen Wille unbeweglich und dessen Evangelium eine heilige Sache ist?"

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 19. Februar. № 15.

Fortsetzung der Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Fortsetzung.)

Nach dem, was in den letzten Wochen durch die Zeitungen bekannt geworden, hat eine Deputation von Dissenters dem Grafen Grey ihre Beschwerden ganz in der Fassung des obigen Schreibens vorgetragen. Dieser antwortete ihnen, ganz nach Art der Englischen Conservativen (denn auch die Whigs gehören zu denselben in dieser Angelegenheit, und jenen Radikalen gegenüber), wozu sie allerhand Grundsätze aufstellen wollten, sie möchten ihre Beschwerden einzeln vorbringen, wobei er ihnen dann zusicherte, daß ihre Beschwerden wegen der Heirathen, der Taufregister und der Begräbnisse abgestellt werden sollten, daß er aber nicht nur selbst der Englischen Kirche eifrig zugethan sey, sondern auch jedem Antrage auf eine völlige Trennung von Kirche und Staat sich entschieden widersetzen werde. Den Grundsätzen dieser Leute hätte er schwerlich von seinem Standpunkte aus mit Sicherheit entgegentreten können, höchstens einige Nützlichkeitsgründe für das Fortbestehen der Kirche beigebracht, grade wie vor einigen Jahren sein College, der Lordkanzler, der erste Jurist Englands, in einer Parlamentsrede das ganze Strafrecht auf das Nützlichkeitsprincip gründete.

Im Ganzen streben seit mehreren Jahren sowohl die Independenten oder Congregationalisten, als auch die Baptisten nach einer engeren Verbindung ihrer Gemeinden. Die Baptisten haben auch im vergangenen Jahre eine Generalversammlung ihrer Denominational Union (der Vereinigung aller von ihrer Benennung) gehalten; der Jahresbericht, der in derselben vorgelesen wurde, gibt jedoch über die Statistik dieser Parthei keinen klaren Überblick, da diese Vereinigung in einer nicht geringen Anzahl Gemeinden keinen Beifall zu finden scheint, und daher auch keine Nachrichten von ihnen erhält. Indeß ist offenbar unter beiden genannten Partheien der Gemeinschaftssinn im Zunehmen. In jeder Grafschaft gibt es unter den Gemeinden jetzt eine Association, und die meisten derselben haben an die Union Berichte eingesandt. Jede dieser Associations hat die Sitte unter sich eingeführt, ein Rundschreiben jährlich zu publiciren, worin sie sich über irgend einen wichtigen Gegenstand des christlichen Glaubens und Lebens oder der Kirchenzucht ausspricht. Wir finden z. B. in dem vorjährigen Bericht der Union folgende erwähnt: „Die gewöhnlichen Irrthümer über christliche Erfahrung;" „über die Kindschaft Gottes;" „historische Abbildung der Baptisten-Sekte;" „der Einfluß, den die Zeichen der Zeit auf Christen haben sollten;" „über die Verpflichtung der wahren Gläubigen, die positiven Einsetzungen Christi zu beobachten;" „über die geistliche Freude;" „die Ursachen eines Zurückgehens im Christenthum, und die Mittel, eine Erweckung zu befördern." Hie und da ist nach dem Berichte die Zahl der Baptisten im Zunehmen, bedeutend ist das Anwachsen jedoch nur in Wales, wo sich unter einer Bevölkerung von 800,000 eine Anzahl von 300 Baptistengemeinden befinden. Wenn in dem angeführten Jahresbericht die Frage aufgeworfen, aber unbeantwortet gelassen wird, warum grade in Wales diese Erscheinung stattfinde, möchten wir den Grund der zunehmenden Trennung von der Kirche in jenem Lande vielleicht in dem Umstande suchen dürfen, daß die herrschende Kirche zu steif ist, um sich an die dortige Landessprache gehörig anzuschließen, und die Geistlichen derselben nicht genug bemüht, der bei weitem ungebildeteren Bevölkerung zu genügen. Daß aber grade die Baptisten dort so sehr überhandnehmen, dürfte gleichfalls in dem großen Mangel an Bildung seinen Grund haben, da die Lehre dieser Parthei einem weniger tief in die Wahrheiten des Christenthums eindringenden sogenannten gesunden, in der That aber ungebildeten, abstrakten Verstand mehr zusagt.

Um die Verbindung unter den Independentengemeinden noch mehr zu befördern, sind gleichfalls verschiedene Schritte im verwichenen Jahre gethan worden. So erschien z. B. in Bezug auf die Grafschaft Devon folgende Bekanntmachung im Evangelical Magazine: „Schon lange ist es von Vielen sehr bedauert worden, daß die congregationalistischen Prediger in Devonshire bisher noch nicht in dem freundschaftlichen Verkehr gestanden haben, der zwischen Predigern anderer Gegenden von England besteht. Oft ist die Frage aufgeworfen worden: Kann kein Hülfsmittel angegeben, kein Plan entworfen werden, um die Brüder dieser Provinz in nähere Berührung unter einander zu bringen? Dazu ist wünschenswerth, daß ein Gegenstand, welcher das persönliche oder beiderseitige Interesse der Brüder betrifft, vorgeschlagen werde, für den sie gemeinschaftlich thätig wären. Einige sind auf den Gedanken gekommen, einen Fond zu errichten, entweder zur Unterstützung emeritirter Prediger, oder zur Erziehung der Kinder von Geistlichen, oder zur Versorgung ihrer Wittwen, aus welchem Fond dann zugleich auch die Reisekosten für die Zusammenkommenden bestritten werden könnten. Die Grafschaften Kent, Gloucester, Northampton, York, Suffolk und andere gehen den Predigern von Devonshire mit einem ermunternden Beispiele voran. Diejenigen, welche diesen Plan für ausführbar halten, haben sich nach Exeter an N. N. zu wenden."

Aus der „jährlichen Epistel der Freunde" oder Quäker haben wir schon früher unseren Lesern mehrmals Aus-

züge mitgetheilt; *) es ist das ein Sendschreiben, welches die sogenannte jährliche Versammlung (yearly meeting) von Abgeordneten aller Quäkergemeinden gegen die Mitte jedes Jahres erläßt. Wir theilen aus dem vorjährigen einige merkwürdige Stellen mit. „Wir haben Ursach zu glauben, daß unsere Freunde in allen Theilen des Landes unseren alten Zeugnissen gegen die Zehnten und anderen kirchlichen Forderungen getreu bleiben. Der Betrag des Schadens, der unserer Gesellschaft im verwichenen Jahre fast ausschließlich hieraus erwachsen ist, beträgt beinahe 13,000 Pfund. Es ist unsere feste Überzeugung, daß eine der Absichten, um derentwillen der Herr uns als eine Gemeinschaft erweckte, die war, daß wir als treue Zeugen gegen die Verderbnisse auftreten sollten, die sich in seine sichtbare Gemeinde eingeschlichen hatten; aber wir möchten liebevoll Euch daran erinnern, daß ein fortgehender Widerspruch gegen den Irrthum uns noch nicht in der Wahrheit gründet; daß es möglich ist, sich der Welt in vielen Dingen nicht gleich zu stellen, und darum doch nicht umgewandelt zu werden durch eine Erneuerung des Sinnes. Darum bitten wir angelegentlich unsere geliebten Freunde, daß sie standhaft beharrend in allen unseren christlichen Zeugnissen, dennoch mit nichts Geringerem sich begnügen möchten, als der gänzlichen Bekehrung des Herzens, der täglichen Abhängigkeit von Gott und dem völligen Gehorsam gegen sein Gesetz, worin allein das Leben der Gottseligkeit besteht.

„Unter anderen Arbeiten, die uns in unserer Versammlung diesmal beschäftigten, haben wir die Statuten und Rathschläge für unsere Gesellschaft auf's Neue durchgesehen, von welchem eine neue, vermehrte Ausgabe nächstens erscheinen wird. Während des Fortgangs dieser Verhandlungen haben wir uns des Gnadenbeistandes Gottes bei der Leitung und Beendigung vieler wichtiger Verhandlungen zu erfreuen gehabt. Wir haben einen tiefen Eindruck von dem Werth und der Wichtigkeit unserer Disciplin bekommen; wir glauben, daß unsere Väter in der Wahrheit bei ihrer Feststellung mit Gottes Gnadenhülfe gesegnet wurden, und daß sie mit den einfachen Grundsätzen der Kirchenregierung, die im Neuen Testament niedergelegt sind, übereinstimmt. Weil diese Disciplin uns einschärft, daß wir Einer dem Anderen unterthan seyn sollen in der Liebe, beschränkt sie doch auch nicht die christliche Freiheit, und dispensirt keinen Einzelnen von der persönlichen Gemeinschaft mit dem großen Haupt der Gemeinde und dem Gehorsam gegen seine Gebote, ohne welchen wir keinen Anspruch darauf haben, Glieder an seinem Leibe zu seyn. Wir schätzen diese Einrichtung hoch als ein Bewahrungsmittel für uns und unsere Kinder, und wünschen sehnlich, daß sie immer von Leuten reiner Hände im Geist sanftmüthiger Liebe und der Furcht Gottes verwaltet werden möge.

„Die Berichte, welche wir diesmal über den Zustand unserer öffentlichen Schulen empfangen, haben uns höchlich erfreut; wir glauben, daß sie unserer Gesellschaft zu großem Segen gewesen sind. Unsere Liebe und Achtung gebührt ganz besonders denen, welche die ernste Pflicht der Erziehung der Jugend übernommen haben und gewissenhaft verwalten; an der Erfüllung derselben hangen unsere Hoffnungen für das kommende Geschlecht ꝛc.

„Der beklagenswerthe Zustand der Heiden und die Erniedrigung, in der sie leben, sind uns diesmal, wie auch früher schon, tief zu Herzen gegangen; und obwohl sich kein Weg offen zeigt, auf dem wir zur Ergreifung bestimmter Maaßregeln kommen könnten, um ihnen die Wahrheiten des Evangeliums mitzutheilen, so empfehlen wir doch die Finsterniß, in welcher sie leben, dem öfteren Andenken und der christlichen Liebe aller unserer Glieder. Es gibt viele Mittel, die Erkenntniß des Christenthums unter ihnen zu verbreiten, die unsere religiösen Grundsätze auf keine Weise gefährden. Die heilige Schrift bezeugt es wiederholentlich, welch ein Gräuel in Gottes Augen der Götzendienst sey, und wir wünschen, daß alle auf die Winke des himmlischen Hirten recht bereit stehen und den Leitungen seines Geistes folgen mögen zu allen den Diensten, zu denen er jeden Einzelnen ersehen möchte. Wir freuen uns über die Theilnahme, welche mehrere unserer Glieder der Verbreitung der heiligen Schrift und der Erziehung der Armen in unserem Vaterlande und in anderen Ländern schenken, und wir wünschen, daß diese wichtigen Gegenstände auch noch fernerhin die Aufmerksamkeit und Unterstützung der Freunde in Anspruch nehmen mögen." — So schön manche dieser Äußerungen sind, so ist doch die Stelle über die Missionen ein rechtes Zeugniß von der Verkehrtheit der Quäker, die christlichen Pflichterfüllungen, insofern sie von der Gemeinschaft ausgehen, von „Freudigkeiten" und „inneren Winken und Weisungen" abhängig zu machen. So viel sieht man deutlich, daß, wenn die christlichen Gemeinden der apostolischen Zeit aus Quäkern bestanden hätten, wir noch in „Finsterniß und Schatten des Todes" sitzen würden.

Unter den Wesleyschen Methodisten ist neuerlich eine große Spaltung ausgebrochen, welche in dem sonderbaren Kirchenregiment dieser Sekte ihren Grund hatte. Johann Wesley, der Stifter derselben, war das Werkzeug zur Erweckung einer großen Menge von Menschen, besonders der niederen Stände, — von denen wieder eine bedeutende Anzahl unter seiner Leitung als reisende Prediger das Heil ihren Brüdern verkündigte; alle diese leiteten ihre Auctorität von ihm ab; und wurde an einem Orte eine Kapelle gebaut, so wurde das Eigenthum derselben in die Hände von Trustees — Beglaubigten — gelegt, welche die Zinsen davon zogen, und darauf hielten, daß die Einrichtung der Kapelle nach Wesley's Plan blieb. Kein Papst hat je die Kirche so unumschränkt regiert, als der Stifter der Methodisten seine Gemeinden; die große Weisheit und Liebe dieses ausgezeichneten Mannes machte allein das längere Fortbestehen eines so sonderbaren Verhältnisses möglich. Nach seinem Tode ging seine Gewalt an die sogenannte Conferenz über, eine aus Abgeordneten des Predigerstandes bestehende Versammlung; und wegen des angeblich hierarchischen Verfahrens derselben in einigen örtlichen Angelegenheiten, namentlich der Verweigerung der Einführung von Orgeln, hat sich eine große Anzahl von Methodistengemeinden in und um Leeds unter dem Namen der „Pro-

*) Ev. K. Z. 1828 Nr. 104. — 1829 Nr. 98.

estantischen Methodisten" von den, wie sie sie nennen, „Confe-enz-Methodisten" losgesagt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Ostindien.) Drei neuere Maaßregeln der Englischen Regierung n Ostindien versprechen der Ausbreitung des Christenthums in diesem Lande Beförderung. Erstlich wurden durch einen Erlaß vom 1. November 1831 den eingeborenen Christen alle Regierungsstellen, welche bisher ausschließlich von Hindus und Muhamedanern eingenommen wurden, geöffnet. Nun können also auch christliche Hindus bis zu Gerichtsämtern gelangen, die über Streitsachen, welche den Werth von 3,500 Thlr. nicht erreichen, entscheiden. Bis dahin hatte die Regierung das Christenthum nicht nur nicht unterstützt, was gar Niemand verlangte, sondern sogar unterdrückt. Was den Heiden gestattet war, wurde denselben Heiden, wenn sie etwa sich zum Glauben ihrer Regierung bekehrten, verweigert. Derselbe Glaube, den die Regierung in ihren religiösen Formularen als nothwendig zur Seligkeit bekannte, war Ursache genug, den gläubigen Hindu von Staatsämtern auszuschließen, wenn er auch außerdem weit geeigneter dazu gewesen wäre als seine heidnischen Landsleute. Tritt ein Hindu zum Christenthum über, so wird er aus der Kaste gestoßen, aller Verkehr mit ihm abgebrochen, die Familienbande zerrissen, sein Erbtheil ihm vorenthalten, die Kundschaft entzogen. Den Meisten war es unmöglich, ferner zu bestehen. Überwand einer in der Kraft des Glaubens alle Hindernisse und ließ er sich überdies die Verfolgungen der Heiden in Geduld gefallen, so fand er auf Seiten seiner neuen Glaubensbrüder den gleichgültigsten Empfang, statt der Beförderung Verachtung und Unterdrückung. Was bewog aber die Regierung zu diesem Verfahren? Man beabsichtigte dadurch, allen Verdacht der Partheilichkeit und der Verlockung zum Christenthum von der christlichen Regierung abzuwälzen. Das erreichte man freilich vollkommen; so sehr, daß die Heiden sich häufig darauf beriefen, die Regierung heiße durch alle Einrichtungen ihre Religion gut, ihre Religion müßte also Wahrheit seyn. Übrigens erkannten die Heiden selbst, daß das Verfahren der Regierung gegen die Hinduchristen ungerecht war. Das orthodoxeste Hindublatt, der Tschandrika, gab seinen Beifall über die Aufhebung dieser gehässigen Unterscheidung in Besetzung der Stellen und die Zulassung der Christen zu denselben zu erkennen. Da die Missionare einen vorzüglichen Theil ihrer Bemühungen der Jugend zuwenden und ihren Zöglingen Europäische Bildung neben der christlichen Erkenntniß einzupflanzen suchen, so ergibt sich daraus die Wichtigkeit der erwähnten Maaßregel für die Beförderung des Reiches Gottes. Die in christlichen Schulen gebildeten Hindus werden meistens den Vorzug vor allen anderen verdienen. Sie besetzen die Stellen, welche, da sie zu unterst sind, dem Christenthum immer die meisten Schwierigkeiten bereiten, wenn sie von Feinden desselben verwaltet werden. Die Missionare empfinden schon lebhaft den Einfluß der Maaßregel; den Zöglingen ihrer niederen und höheren Schulen ist nun eine edle Laufbahn, der Weg zur Auszeichnung geöffnet. Sie sind nicht mehr die Auswürflinge der Regierung und ihrer Landsleute zugleich. —

Die zweite Maaßregel betrifft die Einführung der Englischen Sprache bei den Gerichtshöfen und officiellen Verhandlungen in Indien. Bisher war dazu die Persische Sprache, ein Vermächtniß der Muhamedanischen Eroberer, in Gebrauch. Sie steht den Eingeborenen eben so fern als das Englische, nur ein dreihundertjähriger Gebrauch hat ihre bisherige

Beibehaltung geheiligt. Der General-Gouverneur, Lord William Bentink, hat nun einen Schritt gethan, der mehr als Alles, was bisher versucht wurde, zur schnellen Verbreitung des Englischen führen muß; er hat angefangen, die diplomatische Korrespondenz mit den Indischen Fürsten Englisch zu führen. Der unmittelbare Erfolg war eine große Nachfrage an allen Indischen Höfen nach Englischen Sekretären und Erziehern für die Söhne der Großen, welche bestimmt sind, die höheren Würden an diesen Höfen zu bekleiden. Es kann nicht fehlen, daß hiedurch die Heilsboten, die allenthalben in Achtung stehen, einen ungesuchten Einfluß erlangen werden. Die zweite Folge ist die, daß man künftig zu allen Gerichtshöfen, die von Eingeborenen verwaltet werden können, Kenner des Englischen vorziehen wird, und dadurch kommen die Schüler der Missionare wieder in Vortheil vor den übrigen Hindus. Unter den Gebildeten der größeren Städte ist Kenntniß der Englischen Sprache und Litteratur schon während der letzten zehn Jahre sehr in Aufnahme gekommen. Die jungen Herren in Kalkutta rechnen es sich zur Ehre, das Englische so fertig wie ihre Muttersprache zu sprechen. Einer hat sogar einen Band Gedichte in Englischer Sprache herausgegeben, von welchen der Darpan, ein anderes Hindublatt, urtheilt, wenn irgend etwas an der Überzeugung gefehlt habe, daß die Hindus fähig seyen, sich die größten Feinheiten und Schwierigkeiten der Englischen Sprache anzueignen, so sey jetzt die Frage entschieden. Von nun an wird aber das Verlangen, im Englischen unterrichtet zu werden, in allen Ständen noch viel größer werden, daher auch der Zudrang zu den Missionsschulen viel stärker und der Einfluß der Missionare weitgreifender.

Die dritte Maaßregel betrifft den direkten Vortheil der Kirche in der Vermehrung der Zahl der Bischöfe. Bei der vorletzten Erneuerung des Freibrieves der Ostindischen Handelsgesellschaft hatte die Hochkirche endlich die Errichtung eines Bischofssitzes in Indien erlangt. Die Schrift des trefflichen Claudius Buchanan über die Kolonialkirche (Colonial Ecclesiastical Establishment), herausgegeben auf Veranlassung der kirchlichen Missionsgesellschaft, hatte nicht wenig dazu beigetragen. Der Erfolg dieser neuen Einrichtung rechtfertigte die großen Hoffnungen, welche die Freunde des Reiches Christi deshalb gefaßt hatten. Viele Übergesiedelte, die in Gefahr waren, in Schlimmeres als Heidenthum zu versinken, wurden der mütterlichen Kirche wieder gewonnen. Bischof Heber nahm sich auch der Missionen mit großem Eifer an; er verlieh den bischöflich ordinirten Missionaren die Erlaubniß zu Amtsverrichtungen in der Nationalkirche, nahm sie unter bischöfliche Gerichtsbarkeit und entbot sie zur Visitation seiner Geistlichkeit; seine Nachfolger, die Bischöfe James und Turner, verfuhren eben so. Die Besuche der Bischöfe, ihre väterlichen Rathschläge und Ermunterungen, ihre einsichtsvollen Belehrungen gereichten den Missionsstationen zu großem Nutzen und den Heidenboten zu besonderer Stärkung. Aber theils der ungewohnte Himmelsstrich, theils die Last der Sorge für ein so ungeheures Kirchspiel wie Indien und Neuholland, raffte schnell nach einander vier treue Hirten der Kirche, Middleton, Heber, James und Turner hinweg, und entzog sie ihrem Arbeitsfelde, nachdem sie es eben mittelst beschwerlicher Reisen kennen gelernt hatten. Der frühe Tod dieser Männer verursachte sodann immer eine lange und schmerzlich fühlbare Lücke in den bischöflichen Amtsverrichtungen. In den zehn Jahren, welche zwischen dem Tod des ersten Bischofs von Kalkutta und der Ankunft des vierten verflossen, war der bischöfliche Stuhl fast sechs Jahre lang unbesetzt. Die Kirche bat daher dringend um Vermehrung der Anzahl der Bischöfe; aber die Compagnie ging unter dem Vorwand, die Zahl derer, welche zu dem Bereiche des Bischofs gehören, sey zu beschränkt, nicht darauf ein. Sie rechnete nämlich nur ihre Englischen Beamten zu diesem Bereiche, und hielt sich nicht für verpflichtet, für die bekehr-

ten, zur Hochkirche übergetretenen Hindus Sorge zu tragen. Sie vergaß aber die zahlreichen Indobritten in den drei Präsidentschaften und auf der Insel Ceylon, und die wachsende Zahl der Römischen, welche die Irrthümer ihres Bekenntnisses verlassen und sich zur reinen Lehre wenden. Sie vergaß die Aufsicht und Leitung, welche die Bemühungen der Hochkirchlichen aller Orten für Bekehrung der Eingeborenen durch Evangelisten, Schulen, Seminarien, Collegien und Pressen erfordern. Selbst die stets zunehmende, bereits große Zahl der Bekehrten aus Heiden und Muhamedanern, die sich zu dieser Kirche halten, nicht zu verachten, rieth wenn nicht christliche Liebe, doch die Politik. Das Christenthum allein vermag die Übel Hindustans zu heilen. Nach Bischof Turner's Tode, kurz vor der letzten Erneuerung des Freibriefes, vereinigten noch einmal alle Freunde der Hochkirche ihre Bemühungen und hatten die Freude, daß die Compagnie auf die Vermehrung der Bisthümer in Ostindien einging. Der neue Bischof von Kalkutta, Wilson, ein Mann, der bei allen Kirchenpartheien um seiner ächt christlichen Gesinnung und seines musterhaften Wandels willen in hoher Achtung steht, ist am 4. November 1832, nach einer sehr schnellen und glücklichen Fahrt, an dem Orte seiner Bestimmung angekommen. In der Präsidentschaft Madras wurde der bisherige Archidiakon Robinson zu Madras zum Bischof bestimmt. Auch dieser ist ein warmer Freund und Beförderer der Missionen.

Die äußeren Hindernisse, die dem Reiche Christi in Indien entgegenstehen, vermindern sich von Jahr zu Jahr. Mehrere wichtige Beschwerden werden, wie man hoffen darf, bald auch noch beseitigt werden. Viel Hoffnung ist jedoch darauf nicht zu setzen. Es bleiben zuletzt immer noch die eigentlichen und wahren Hindernisse jeder Bekehrung, die Liebe zur Welt und der Haß gegen das Licht. Aber das ist schon erfreulich, daß den wahrhaft Bekehrten der Übertritt erleichtert, die Thüre zum Empfang geöffnet ist. Sehr häufig finden wir in den Missionsberichten solche erwähnt, welche alle Zeichen einer aufrichtigen Hinneigung zum Christenthum an sich tragen, Jesum als den Erlöser der Welt erkennen, den Vorzug der Bibel vor ihren Vedas und Puranas vollkommen einsehen und des Übertritts wegen die heftigsten Kämpfe durchmachen, aber nicht zur Entscheidung kommen können. Für solche ist die Wegräumung der äußeren Hindernisse eine große Gnade.

(Nordamerika.) Als der Präsident Jackson durch die Stadt Hartford in Connecticut reiste, wurden ihm mehrere Geschenke überreicht, unter Anderem eine Bibel, die auf einer Seite in goldenen Buchstaben die Worte trug: Andreas Jackson, Präsident der Vereinigten Staaten, und auf der anderen Seite die Schriftstelle: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk (Sprüchw. 14, 34.). Auf das dieses Geschenk begleitende Schreiben antwortete der Präsident:

„M. H., empfangen Sie meinen Dank für das Geschenk, welches Sie mir mit der heiligen Schrift gemacht haben, und für die Äußerung Ihrer Gesinnung gegen mich. — Von ganzem Herzen schließe ich mich Ihrem Gebet für unser liebes Vaterland an, und bitte Gott, die Herzen aller unserer Mitbürger zur Beobachtung seines heiligen Gesetzes zu lenken, und den unschätzbaren Gnaden, die er uns gewährt, das Siegel aufzudrücken, so daß unser Volk unter allen Nationen der Erde sich durch wahre und aufrichtige Frömmigkeit eben so sehr als durch seinen bürgerlichen und politischen Wohlstand auszeichne. — Ich selbst, m. H., stütze mich demüthig auf den Beistand Gottes bei der Erfüllung der wichtigen Pflichten, welche meine Mitbürger mir auferlegt haben. Ich empfehle Sie und alle Ihre Angelegenheiten der Sorge seiner Versehung, und zweifle nicht, daß er, wie er unsere Väter auf dem Wege der uns erworbenen Unabhängigkeit geführt hat, auch unseren Kindern geben wird, diese Unabhängigkeit auf seinem guten Wege (in his own good way) zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten."

(Brittisch-Nordamerika.) Die Provinz Unter-Kanada zählt über 500,000 Einwohner, darunter ungefähr 100,000 Protestanten, die übrigen sind Papisten. Die Anzahl der Prediger aller Benennungen beträgt etwa 60; von diesen sind 30 bischöflich und nicht alle vom besten Geiste beseelt, 10 methodistisch; Presbyterianer, Congregationalisten und Baptisten 15 bis 20. Demnach würden auf einen Prediger 1,700 Seelen kommen, was nicht zu viel scheint. Aber unter den obwaltenden Umständen kann dennoch für die Wenigsten gehörige Sorge getragen werden. In vielen Fällen nämlich ist eine Bevölkerung von 1,700 Protestanten über zwei oder drei Stadtgebiete, jedes von 10 Englischen Quadratmeilen, das ist, über ein Gebiet von 2 — 300 Quadratmeilen zerstreut. Außerdem sind in diesem neu angebauten Lande die Wege zu allen Jahreszeiten schlecht, und etliche Monate lang ganz unbrauchbar, und der Mangel an Brücken nöthigt noch bei diesen schlechten Straßen zu großen Umwegen. Dadurch wird es einem Geistlichen unmöglich, eine größere Anzahl mit dem Worte Gottes zu bedienen. Die Erfahrung lehrt, daß die Versammlungen auf dem Lande nur klein sind und nie 500 Seelen übersteigen haben. Hienach wären 70,000 ganz verlassen, und wirklich hören ganze Stadtgebiete Monate, bisweilen Jahre lang nicht die Stimme eines christlichen Predigers. Das ist der kirchliche Zustand dieser Provinz; nicht mehr als ein Drittel seiner protestantischen Bevölkerung steht in geistlicher Pflege. Ganze Gebiete von 1 bis 2000 Seelen bleiben ohne christlichen Unterricht. Man fand unlängst einen Platz, Grenville Augmentation, 14 Meilen von Montreal, wo die Einwohner, hundert an der Zahl, in fünf Jahren keine Predigt gehört hatten. Es mangelt nicht an Geld zum Unterhalt der Lehrer, sondern an Einigkeit und höheren Bedürfnissen. Sehr Vielen ist an Religion ganz und gar nichts gelegen. Unter denen, welchen daran gelegen ist und welche Lehrer wünschen, ist eine große Verschiedenheit der Überzeugung und daher Mangel an Unterstützung. — Dieser Zustand verschlimmert sich mehr und mehr. Jedes beginnende Jahr findet ein verwahrlostes Volk, das gegen den Genuß der Gnadenmittel stets gleichgültiger wird. Wenn sie dies Jahr unfähig oder ungeneigt sind, das Christenthum unter sich zu befördern, so werden sie das nächste Jahr noch unfähiger seyn. Die Gleichgültigkeit wird zur Abneigung; bis endlich die Leute, welche anfangs einen evangelischen Lehrer mit Freuden bewillkommt haben würden, entschiedene Gegner der Religion werden und Christum mit seinem Evangelium bitten, aus ihren Grenzen zu weichen. Die Sittenlosigkeit ist an vielen Orten unbeschreiblich und muß von Jahr zu Jahr, wenn kein Damm gesetzt wird, steigen. Jedes Jahr wird daher die Anpflanzung des Reiches Gottes in dieser neuen Ansiedelung schwieriger und kostspieliger. Es wäre eine schöne Aufgabe für Missionsgesellschaften, die Ausgewanderten mit Reisepredigern zu versorgen, bis sie so weit erstarkt sind, daß sie aus eigenen Mitteln Prediger unterhalten können und wollen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trewitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 22. Februar. № 16.

Fortsetzung der Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Schluß.)

Die Wesleysche Methodisten-Conferenz hat, wie immer, im vergangenen Jahre eine Ansprache an alle zu ihr gehörige Gesellschaften erlassen (The Annual Address of the Conference to the Methodist Societies in Great Britain), in Bezug auf welche zu bemerken ist, daß jene Spaltung schon früher statt fand und daher hierin nicht erwähnt wird; wir heben aus derselben Folgendes aus: „Geliebte Brüder! Mit Freude und Schmerz zugleich im Herzen nehmen wir diesmal Eure ernstliche Theilnahme in Anspruch, während wir mit wenigen, aber herzlichen Worten uns mit Bezug auf die Ereignisse des vorigen Jahres — eines der verhängnißvollsten in der Geschichte der Methodisten — an Euch wenden. Während der gewaltigen Verwüstungen der Cholera gefiel es Gott, uns gesund zu erhalten während unseres Beisammenseyns, doch bald nachdem Jeder wieder in sein Arbeitsfeld zurückgekehrt war, wurden nicht weniger als fünf und dreißig unserer hochgeschätzten und geliebten Brüder im Predigtamt abberufen aus ihrem Amte und dem Leben zugleich. Einige derselben besaßen Geistesgaben der ausgezeichnetsten Art, und waren dabei wahrhaft geistlich gesinnt, liebevoll und heilig; auch wenn Generationen vorübergegangen sind, werden ihre Schriften noch fortdauern. Während sie und alle Anderen in unserem Liebesandenken fortleben, lasset uns ihnen nachfolgen, wie sie Christo nachfolgten.

„Wir haben die unaussprechliche Freude, Euch versichern zu können, daß unsere Gemeinschaft sich in einem sehr blühenden Zustande befindet. Während dieser Conferenz haben wir zum Dienst des Predigtamts unter Euch sieben und zwanzig junge Leute bestellt, deren Frömmigkeit und Gaben uns großen Trost unter den schweren Verlusten des vorigen Jahres gewähren. Der Friede und die Eintracht unserer christlichen Brüder in unserer Verbindung, ihr Zusammenwirken, um eine noch lebendigere Erweckung und noch größere Ausdehnung des Werkes Gottes zu befördern, sind glücklicher Weise in dem letzten Jahre allgemeiner und entschiedener als zu irgend einer früheren Zeit gewesen. Die gegenwärtige Conferenz hat ihre wichtigen und schwierigen Geschäfte mit einer Einigkeit und brüderlichen Liebe führen können, wie wohl noch keine der früheren. Der Zuwachs an Gliedern unserer Gesellschaften betrug im verwichenen Jahre im vereinigten Königreich Großbritannien und Irland und den Missionsstationen 26,000, und mit Einschluß von Amerika 70,000; auch dieser übertrifft den aller früheren Jahre. Von diesen gehören etwa 2,000 unseren Missionen an. Hiezu kommen noch 3,000 Mitglieder, um welche Zahl unsere Gesellschaften in Kanada sich vermehrt haben. Auf der gegenwärtigen Conferenz ist der Vorschlag gemacht worden, den dort befindlichen Theil unserer Verbindung mit den Brittischen Gesellschaften zu vereinigen, und unser geachteter und geliebter Bruder Georg Marsden ist bestellt, und mit Gebeten und Segenswünschen abgesandt worden, um Präsident der Kanadischen Conferenz zu werden, die nach seiner Ankunft in jenem Lande stattfinden wird. Diese Maaßregel wird hoffentlich dahin wirken, unser Werk zu fördern, und die Wesleyschen Methodisten als Einen Leib durch die ganze Welt zusammenzuhalten.

„Es wird Euch nicht entgangen seyn, daß wir in Zeiten großer Bewegung und Umwälzung leben. Heftige Streitigkeiten über kirchliche und politische Angelegenheiten werden geführt. Oft mögt Ihr in Gefahr kommen, zu warmen Antheil an dergleichen Debatten zu nehmen; denn obwohl sie nicht unmittelbar unsere Verbindung berühren, so nehmen sie doch einen so großen Theil der öffentlichen Aufmerksamkeit in Anspruch, daß Ihr es schwer finden werdet, Euch vor Ergreifung gewisser heftiger Meinungen zu bewahren, die ohne große Wachsamkeit Euch zu einem gefährlichen Partheigeist verleiten könnten. Mitten unter allen Verwickelungen unserer öffentlichen Angelegenheiten nähert sich ohne Zweifel immer mehr der Sieg des Kreuzes; und die Kinder Gottes haben keine Ursach, in Angst oder Verzweiflung zu versinken, sondern ihre Hoffnung auf den Herrn zu setzen, welcher gewiß alle herrlichen Weissagungen seines Wortes zu seiner Zeit erfüllen wird; nicht dadurch, daß er die verschiedenen unwesentlichen Verfassungsformen der Kirche zerstört — welche vielmehr unserer Ansicht nach bis an's Ende der Zeit bleiben könnten, — sondern indem er die Verkündigung der göttlichen Wahrheit mit reichlichen Ausgießungen des heiligen Geistes begleitet, der die Menschen von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott bekehrt. — In diesen Zeiten der Kämpfe unter einigen Klassen der Gesellschaft haltet Euch möglichst weit entfernt von allen Verbindungen, welche die Grundsätze wahrer und eigentlicher Freiheit untergraben, ungesetzlicher Eide, Drohungen und Gewaltthaten sich bedienen, um Mitglieder sich zu verschaffen, und Pläne auszuführen, welche die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft recht eigentlich zerstören würden. Die Theilnahme an solchen Verbindungen würde Eurem geistlichen Wohl eine schwere Wunde beibringen, und das Leben aus Gott in Euch gefährden. Seyd auf Eurer Hut gegen die schädliche Tendenz vieler wohlfeiler vielversprechender Schriften, die jetzt im Lande umlaufen; und welche, auf's Mindeste gesagt, nichts enthalten, was den Glauben und die Liebe nähren kann. Leset die heilige Schrift und denket darüber nach Tag und Nacht; feiert den Sabbath in rechter Gesinnung, befördert seine Beobachtung, so viel Ihr könnt, bei Anderen; seyd eifrig und

pünktlich in der Übung des häuslichen Gottesdienstes; seyd Niemand nichts schuldig, denn daß Ihr Euch einander liebet. Seyd einmüthig und friedlich, und der Gott der Liebe und des Friedens wird mit Euch seyn."

Zu den großen Unglücksfällen, von welchem die obige Ansprache redet, gehört ganz besonders der Tod Dr. Adam Clarke's und Richard Watson's, der beiden gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männer, welche die Methodisten in der letzten Zeit besaßen. Der erste war dadurch merkwürdig, daß er, der Sohn eines armen Irischen Dorfschulmeisters, und schon früh durch methodistische Predigten bekehrt, unter den ungünstigsten Umständen sich zu einem Gelehrten von Ruf ausbildete; doch scheint aus seiner nachgelassenen Selbstbiographie eine etwas widerliche Selbstgefälligkeit hervorzuschimmern. Richard Watson war ein ausgezeichneter, kenntnißreicher, beredter, und dabei eifrig frommer, erleuchteter Mann, seit mehr als zwanzig Jahren Methodistenprediger, Sekretär der Missionsgesellschaft, und eine Zeit lang Präsident der Conferenz. Nach dem Tode des, auch unter uns bekannten, Dr. Coke, der so außerordentlich thätig bei der Gründung der methodistischen Missionen gewesen war, trat Watson an seine Stelle, und seinen lebendigen Predigten und seiner großen christlichen Thätigkeit verdankt die Methodistengesellschaft und die Heidenwelt die herrliche Blüthe der in neuerer Zeit so weit ausgedehnten Wesleyschen Missionen in Westindien, Süd- und Westafrika, Ceylon, Ostindien und den Freundschafts-Inseln; viele Jahre lang hat er die Jahresberichte der Missionsgesellschaft abgefaßt. Ein dogmatisches Werk dieses Mannes, „Theological Institutes," und ein exegetisches, „Exposition of the Gospels of St. Matthew and St. Mark," werden sehr geschätzt; bekannter noch ist er unter uns durch seine „Observations on Mr. Southey's Life of Wesley," ein Buch, dessen Berichtigungen bei der Übersetzung des Southeyschen Buchs, die Herr Dr. F. A. Krummacher herausgegeben, hätten benutzt werden sollen.

Die christlichen Gesellschaften haben auch im vergangenen Jahre ihre Wirksamkeit in gewohnter Thätigkeit fortgesetzt. Die Bibelgesellschaft feierte ein Jahresfest, das allen Anwesenden sehr erbaulich war; zwar war ihre Einnahme auf 75,492 Pf. herabgesunken (der höchste Standpunkt war 89,000), wahrscheinlich, weil an vielen Orten sich sogenannte trinitarische Bibelgesellschaften gebildet haben, welche das Glaubensbekenntniß zu dem dreieinigen Gott als Bedingung der Mitgliedschaft festsetzen; dennoch erfreute die Anwesenden vorzüglich die Nachricht von dem großen Wirkungskreise, der sich in Frankreich eröffnet hatte; 70,000 Bibeln waren dort verbreitet worden, und 200 katholische Schulen waren um Bibeln eingekommen. — Die kirchliche Missionsgesellschaft hatte dagegen eines Steigens ihrer Einnahme sich zu erfreuen gehabt; in dem mit dem 31. März 1832 endenden Jahre hatte sie sich auf 40,750 Pf., bis dahin 1833 dagegen auf 49,300 Pf. (etwa 345,000 Thlr.) belaufen. Sie hatte in ihrem Seminar zu Islington bei London 13 Zöglinge, 9 Missionare waren im verwichenen Jahre ausgesandt worden, und 110 unterhielt sie in den Heidenländern.

Die Gesellschaft für christlichen Unterricht (Christian Instruction Society), von der schon öfter in diesen Blättern die Rede gewesen ist, hat gegen Ende v. J. durch folgende Bekanntmachung um Vermehrung der Beiträge gebeten: „Der Plan dieser Gesellschaft ist, lebendiges Christenthum zu befördern durch Empfehlung der Heiligung des Sabbaths, Predigt des Wortes Gottes, Errichtung von Betstunden und Sonntagsschulen, Cirkulation von christlichen Schriften, verbunden mit planmäßigem Besuchen und Errichten von unentgeltlichen Leihbibliotheken. Ungefähr 35,000 Familien (in und um London) werden jetzt eine Woche um die andere beständig besucht von 1,300 unbesoldeten Agenten; gegen 100,000 Schriften werden durch sie in Umlauf gesetzt; 2,500 Armenunterstützungsgesuche sind durch sie befördert worden. Die Gesellschaft hat 89 Betstunden oder Predigtörter, abgerechnet den Gottesdienst auf den Straßen oder Plätzen. Ein Stadtmissionar hat sich dem Dienst der Gesellschaft ganz hingegeben, außerdem wird die Gesellschaft von vielen Predigern in London und der Nachbarschaft unterstützt; die Agenten sind mehrentheils Theologie Studirende aus den in London befindlichen Seminaren, welche dazu die Genehmigung ihrer Lehrer empfangen haben, oder Laien aus verschiedenen Gemeinden, welche dazu von ihren Geistlichen empfohlen worden. Hundert Ortschaften sind bereits dem Beispiele dieser Londoner Gesellschaft gefolgt; die Einnahme der Gesellschaft betrug im letzten Jahre 1,133 Pf., die Ausgabe aber 1,302, welches Deficit zu decken, die Gesellschaft dringend um Beihülfe bittet."

So ist denn auch in dem verwichenen Jahre die Gemeinde des Herrn in England sehr thätig für die Ausbreitung des Reiches Gottes gewesen, und wir haben keinen Zweifel, daß um des großen Segens willen, der auf diesem Lande ruht und von ihm ausgeht für einen großen Theil der Welt, der Herr es verschonen wird mit den Strafgerichten, welche ihm in den Kämpfen seiner politischen Partheien drohen.

Litterarische Anzeige.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik von Dr. Christ. Fr. v. Ammon. Erste Hälfte. Leipzig 1833, bei Vogel. XXII und 281 S. 8.

Unter diesem Titel hat uns der Herr Oberhofprediger v. Ammon eine Sammlung dogmatischer Ansichten gegeben, wie sie aus dem zu allen Zeiten des Christenthums vorhandenen Streben hervorgehen, das im Christenthum für die Welt Anstößige aus dem Wege zu räumen, und so dasselbe mit ihr in ein gutes Vernehmen zu stellen. Ob nun wohl ein solches Unternehmen, auf einer rein subjektiven Basis ruhend, am Ende nichts als Selbsttäuschung ist — Christus und Belial bleiben ewig unvereinigt, 2 Cor. 6, 14—17. —, eine Selbsttäuschung, die nur so lange dauern kann, als der Mensch im Stande ist, sich in derselbigen zu erhalten, und nur so lange Trost geben kann, als der Mensch eben keinen Trost haben will, sondern sich vielmehr über das Bedürfniß eines wirklichen Trostes weggesetzt wünscht; so sind doch zu jeder Zeit, und besonders in der unsri-

gen, solcher Verblendeten nicht wenige, die jede Gabe dankbar begierig ergreifen, welche ihres Herzens Wunsch und Streben, den Stein des Zerschellens (Matth. 21, 44.) zu umgehen, mit wissenschaftlichem Schein zu Hülfe kommt, ohne doch auch den Schein christlicher Religiosität ganz abzulegen; so daß sie damit sich gegen die je zuweilen andringenden Strahlen der göttlichen Wahrheit rechtfertigen zu können glauben.

Um nun dem vorliegenden Werke gleich in's Angesicht zu schauen, so fragen wir: Was soll denn das eigentlich heißen, Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion? Zunächst sollte man meinen, es wäre das Christenthum seinem ursprünglichen Zwecke nach entweder wirklich eine Partikular-Religion, nur für eine gewisse Zeit oder für ein gewisses Volk bestimmt, oder es wäre wenigstens bisher dafür gehalten worden. Allein beides ist nicht der Fall. Das Christenthum kündigt sich, so wie Christus selbst, gleich ursprünglich als für die ganze Welt an. Somit ist ja das Christenthum an sich und nach seinem Zwecke schon Weltreligion, und es kommt nun nur darauf an, daß es, was es an sich ist, auch für die Welt realiter werde, d. h. daß die ganze Welt dasselbe annehme. Allein das Christenthum ist ewige Wahrheit unmittelbar von Gott durch seinen Sohn in die Welt hinein geoffenbart, und will seinem Wesen nach die Welt umschaffen, neu gebären; setzt sich also unmittelbar in Gegensatz mit der Welt, aber um eben diesen Gegensatz aufzuheben durch sich selbst. Die Aufhebung des Gegensatzes soll aber so geschehen, daß die Welt sich selber dran gebe, das Christenthum, wie es sich als ewige Wahrheit geoffenbaret hat, annehme, und ihre Religion seyn lasse. In diesem Sinne nannten wir oben das Christenthum eine Weltreligion. Aber da kann dann wohl von einer Fortbildung der Welt und der Menschheit zum Christenthum, aber nicht von einer Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion die Rede seyn. Es kann demnach der Sinn dieses Titels kein anderer seyn, als daß, die Tendenz des Christenthums zugestanden, die Welt am Christenthume etwas finde, was sie hindert, es als ihre Religion anzunehmen, und was also entfernt werden soll; oder daß sie an ihm etwas vermisse, was noch dazu muß, um Weltreligion seyn zu können. In beiden Fällen aber hat die Welt ihre eigene Religion eigentlich vorher schon fertig, und es liegt ihr bloß, aus diesen oder jenen Gründen, daran, daß das Christenthum mit ihr übereinstimme. Da ist dann nun nichts übrig, als Alles, wodurch sich das Christenthum wesentlich unterscheidet, auszuscheiden, und dem Übrigbleibenden die Gedanken und Idole der menschlichen Weisheit (Weltreligion genannt) unterzulegen. — Mit dieser genetischen Erklärung des Titelblattes vom vorliegenden Werke haben wir denn auch dessen ganze Tendenz ausgesprochen. Es wird darin Alles, was dem Christenthum wesentlich ist, und wodurch es dem Wesen dieser Welt unmittelbar entgegensteht, negirt; und auf diese Weise ist es dem Herrn v. Ammon freilich gelungen, nicht an der Vereinigung der Welt, ja eventuell auch des Zeitgeistes einer jeden Zeit mit dem Christenthum gleich Anderen verzweifeln zu dürfen (Vorr. VII ff.). — Übrigens scheint nichts leichter als dies. Man darf ja nur den Stein des Anstoßes, den Fels der Ärgerniß, den, welchen Gott zum Zeichen des Widerspruchs gesetzt hat (Luc. 2, 34.), aus dem Wege räumen, so ist's geschehen. Und das hat denn Herr v. Ammon pro virili parte zu thun versucht. Wir erinnerten uns dabei unwillkührlich an ein Gespräch mit einem Juden, der da meinte, unsere (der Christen und Juden) Vereinigung sey ja so leicht zu bewerkstelligen, wenn wir nur Jesum wollten fahren lassen, da wir sonsten in der Lehre schon so einig wären. — Herr v. Ammon hat dies nun so eingeleitet, daß er aus dem A. T. den Neutestamentlichen Christus verweist, und ihn bloß auf einen politisch religiösen Judenkönig reducirt; sodann den Neutestamentlichen Christus selbst für diesen übergetragenen Alttestamentlichen Judenkönig erklärt, und ihn sofort auch aus dem N. T. verweist (vgl. das 3te, 8te u. 10te Cap. des 2ten Buchs). Das ist nun in nuce die „wissenschaftliche Fortbildung des Christenthums," das Herr v. Ammon durchaus nur als Lehre kennt. Indeß ist dieses Werk, wie wir schon oben angedeutet haben, nichts als eine Sammlung und Zusammenstellung aller der seit dem Bestehen des Christenthums gemachten Einwendungen, versuchten Widerlegungen und aufgestellten Hypothesen gegen die Bibel und das biblische Christenthum. Das Gefährliche dieser Schrift liegt nun einerseits darin, daß überall nur die Resultate als ausgemachte Sachen hingestellt und Behauptungen auf Behauptungen gehäuft werden, als ob nie etwas Erhebliches wäre dagegen gesagt worden. Wollte man sich in eine Widerlegung einlassen, so würde fast jede einzelne Behauptung ein Werk erfordern, das nicht kleiner ausfallen würde, als das ganze Buch des Herrn v. Ammon selbst; und doch wäre damit nichts Anderes gethan, als daß schon hundertmal Gesagtes noch einmal gesagt wäre; und Herr v. Ammon kennt den Geist seiner Zeit zu gut, als daß er nicht wüßte, wie sehr dieser alle tiefere Untersuchung scheut und der Mühe gründlicher Forschung überhoben seyn will, und wie sehr der Tiedgesche Ausspruch Wurzel geschlagen hat: Ein Wahn, der uns beglückt, wiegt eine Wahrheit auf, die uns zu Boden drückt! — Die zweite Gefahr dieser Schrift liegt darin, daß sie überall die Sprache der Schrift und Orthodoxie redet, während sie doch die dieser Sprache nach Schrift und kirchlichem Lehrbegriffe eigenthümlichen Gedanken und Ideen gradezu negirt und auszumerzen sucht.

Da wir hier keine eigentliche Recension, sondern nur eine Anzeige dieses Werkes, das sich durch seinen Titel von selbst genug charakterisirt, beabsichtigen, so brauchen wir auch auf die Einzelheiten nicht weiter einzugehen, als etwa zur Bestätigung des Gesagten nöthig ist.

Das erste Buch dieses ersten Bandes hat die Überschrift: „Religion und Christenthum," und behandelt in zehn Capiteln (die schon vor etlichen Jahren gedruckt wurden, s. Vorr. XIX.) 1. die Religion als Zeitbedürfniß; wo wir z. B. hören, daß die revolutionären Bewegungen unserer Zeit „ein Ausbruch des besseren Genius unseres Jahrhunderts," „ein Sieg des Lichts über die Finsterniß" seyen. 2. Die bestehenden Religionsformen der Tradition, der Priester und des Staates. 3. Der Protestantism und seine Kirchenverfassung. 4. Die Religion der Sektirer. 5. Die Religion des Gefühls. 6. Die Naturreligion. 7. Die Vernunftreligion. 8. Das Gottesbewußtseyn. Hier lernen wir, daß „Lu-

ther sich nie mit der wörtlichen Inspiration der Schrift zu befreunden vermochte, sondern die Offenbarung Gottes durch das Gewissen als die einzig wahre und haltbare vertheidigt habe!" 9. Mystik und Mysticism. 10. Das Christenthum. Aus diesem Capitel hier Einiges. Von dem Namen Christ (Christianer) ist es dem Verf. „zweifelhaft, ob er der Absicht des erhabenen Stifters unserer Religion entspreche, da er nach einer Stelle gar nicht, nach einer anderen nur bedingungsweise Christus genannt seyn wollte, Matth. 16, 20., *) 26, 64., Joh. 18, 37." — „Christianism als gleichbedeutend mit Messianism ist eine fortlaufende religiöse Allegorie" ꝛc. — Formell „kann der Ursprung der christlichen Religion entweder auf die stufenweise Thätigkeit der menschlichen Vernunft, oder auf eine göttliche Offenbarung zurückgeführt werden." Die erstere Ansicht erklärt der Verf. als ungenügend für denjenigen, „der den Unterricht der Menschen in den Wahrheiten des Heils als Offenbarung Gottes zu betrachten pflegt." Herr v. Ammon bezieht sich dabei auf Hebr. 1, 1., davon er folgende Anwendung macht: „Mit Abraham redete er vom gestirnten Himmel herab, mit Moses aus dem Gewitter und in der glühenden Sandebene, mit Elias im Säuseln des Windes, mit den Propheten in aufregender Begeisterung, und mit den Weisesten in jenen stillen und heiligen Gedanken, welche köstlich vor ihm sind. Alle aber übertraf sie Jesus von Nazareth in dem klaren Bewußtseyn seiner Verwandtschaft mit Gott, in der unverrückten Gemeinschaft mit ihm, in der vollen Überzeugung, von ihm zum Lehrer und Beglücker der Menschen berufen zu seyn, in der vollen Zuversicht, den Vater näher und genauer zu kennen als alle Sterbliche, und in der innigen Gewißheit, ihn selbst würdiger und ähnlicher, als irgend ein Anderer, im menschlichen Bilde darzustellen." — Man täusche sich aber über diese Offenbarung Gottes in Christo nicht; denn sie ist dem Verf. nichts Anderes, als „daß in der Religion Jesu, soweit ihr Vortrag nicht durch die einmal gefaßten Ansichten der Zeitgenossen bedingt war, das heilige Wort Gottes, wie es jedes Gewissen anspricht, reiner, ursprünglicher, lebendiger und kräftiger, als in jeder anderen menschlichen Gedankenreihe hervortritt." Auch lasse man sich nicht über das Verhältniß Jesu zu Gott selbst durch obige schönklingenden Redensarten täuschen. Wir werden bald sehen, was ihr eigentlicher Sinn ist. —

Dem Inhalt nach führt der Verf. das Christenthum auf die drei Hauptpunkte: mosaischer Deism; Lehre vom Reiche Gottes („göttliche Ordnung der Weisheit, sittlicher Veredlung und Seligkeit"); Lehre von Jesu, dem Heilande der Menschen. Herr v. Ammon sieht sich gezwungen zu gestehen,

*) Die unmittelbar vorhergehenden Verse 15 — 17.: „Wer sagt denn ihr, daß ich sey? Da antwortete Simon Petrus: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel." — Diese Verse stehen für Herrn v. Ammon wohl nicht in der Bibel, — kein Wunder, daß er auch Vers 20. nicht recht verstehen kann.

welche „verderbliche Folgen das unüberdachte und kühne Bestreben, die Religion Christi und die Religion von ihm und an ihn*) zu unterscheiden, und die letztere verächtlich aus dem öffentlichen Unterricht zu verdrängen." Allein warum? „Wir sind von Kindheit an so tief in die Bande der Sinnlichkeit verwickelt, daß der bloße Unterricht in der göttlichen Wahrheit bei weitem nicht hinreichend ist, uns eine lebendige Überzeugung von ihr zu gewähren. Nicht einmal die Kraft des Beispiels ist wirksam genug, uns zu bessern. — — Deswegen nimmt Jesus auch nicht nur als Lehrer einzelner Wahrheiten, sondern persönlich eine geistige Gewalt in Anspruch, die Sünder zu bekehren und sie in das Himmelreich einzuführen. Er nennt sich das Licht der Welt, oder den einzigen Weg zum Leben ꝛc. Er nennt sich den Befreier oder Erlöser von der Herrschaft der Sünde, weil durch den Glauben an ihn und seine sittliche Vollendung im Leben, Leiden und Tod das Gewissen des Menschen von der Schuld gereinigt, und für ein neues göttliches Leben empfänglich gemacht wird." — Sollte man bei solchen Worten nicht fast vermuthen, Herr v. Ammon müsse Jesum betrachten als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, das die Sündenschuld der Menschen auf sich genommen und durch seinen Tod getilgt habe? Man vergleiche aber, was der Verf. vom Geschäft Jesu und von der Versöhnungslehre (2. B. 10. C.) sagt. „Sein erstes Geschäft war, die Menschen zu erleuchten ꝛc. Der zweite Beruf Jesu bestand in dem Geschäfte, die Menschheit zur Besserung aufzufordern ꝛc. Diese Erkenntniß des Heils kann aber in der Seele nur kräftig und wirksam werden durch die Vergebung der Sünden, oder Aufhebung der Schuld und ihrer Folgen, die allein von Gott abhängt. Jesus verwirft daher alle Opfer als Versöhnungsmittel und verweist dafür auf die den Sünder freisprechende Gnade Gottes, von welcher allein die Erneuerung des durch die Sünde gebundenen Bewußtseyns abzuleiten ist. Weil aber diese Erneuerung persönlich nur durch die Wiederaufnahme der lebendigen Gottesidee denkbar, und diese wieder in dem Gemüthe nur durch kräftige Erfassung des göttlichen Sohnes möglich wird, so stellt Christus seinen Tod aus Liebe zu der sündigen Menschheit als den höchsten Moment der sittlichen Vollendung dar, die sich der gläubigen Seele mittheilen, sie für die Wahrheit heiligen und dadurch ihre Erlösung bewirken kann. Diese Versöhnungslehre ist so einfach" ꝛc.**) — Man frage hiebei noch, was denn nach des Verf. Ansicht Jesus sey? Antwort: Ein wirklicher Sohn Joseph's (2. B. 6. C.), das Ideal menschlicher Bildung und Veredlung (10. C.), Idee und Vorbild der gottwohlgefälligen Menschheit (1. B. 10. C.), der himmlische Mensch, „der die wesentliche Theilnahme an der Trinität von sich abgelehnt hat" ꝛc. Wir werden unten noch Einiges hievon hören. Wie es jedoch kürzlich und unzweideutig bei dem Allen gemeint sey, beweist eine Stelle p. 118.: „Wer sich bei dem Lesen der Schriften des A. B. noch immer in die Decke der Rabbinen hüllt, der kann auch niemals durchschauen in das himmlische Gesetz des Lichtes und der Freiheit, daß er selig werde durch seine That."

(Schluß folgt.)

*) Man ist schon aus dieser unbeholfenen Ausdrucksweise zu schließen versucht, wie wenig der Verf. sowohl den Unterschied als die Einheit beider je richtig erkannt, oder gar erfahren habe.

**) In der That sehr einfach; denn alle schwierigen Probleme dieser Lehre sind dabei ignorirt. Wenn man aber nach dem logischen Zusammenhang dieser Sätze, nach der reellen und thatsächlichen Verbindung dieser einzelnen Wahrheiten fragt, wie sie hier gegeben sind, so erscheint das Ganze als ein fromm klingender Galimatias, bei dem man nur den Verf. bewundern muß, daß er sich so leicht zu beruhigen weiß.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 26. Februar. № 17.

Litterarische Anzeige.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik von Dr. Christ. Fr. v. Ammon. Erste Hälfte. Leipzig 1833, bei Vogel. XXII und 281 S. 8.

(Schluß.)

Das zweite Buch führt die Überschrift: Das Christenthum der Juden. Man wird sich nun schon nicht mehr wundern, unter dieser Rubrik auch die Capitel „von der Nationalität, Abstammung und Geburt Jesu; Jugendbildung, Religionslehre, [illegible]ort und Wunder Jesu; Jesus als Menschensohn und Sohn Gottes" zu finden. Sie sind eben damit schon im Voraus charakterisirt.

Im ersten Capitel dieses zweiten Buches wird die mosaische Religion und Gesetzgebung kritisirt. Da heißt es unter Anderem von Mosis Wundern vor Pharao, es seyen „früher eingeübte, auch von den Ägyptischen Hierophanten wiederholte Kunsterscheinungen, die er zu seiner Beglaubigung benutzte." Von der moralischen Gesetzgebung heißt es: „Mit großer Klugheit wählte der israelitische Heerführer den in der Nähe des rothen Meeres liegenden Berg Sinai zum Schauplatz seiner in voller Majestät hervortretenden legislativen Gewalt an einem Tage, wo eine schwere Gewitterwolke auf dem Gipfel des Berges ruhte, die Heeresposaunen hallten, die Priester in ehrerbietiger Ferne zwischen ihm und dem tiefer gelagerten Volke standen, und die dankbare Erinnerung an die Rettung der Nation aus den Gefahren der wieder einbrechenden Meeresfluth noch alle Gemüther mit frommer Rührung erfüllt hatte. Der Berg der Verklärung, auf dem Jesus betete, und seine erwählten Schüler in der Nähe schliefen, träumten, wachten, und ihren erhabenen Lehrer mit Mose und Elias sprechend erblickten, ist in der Geschichte das einzig würdige Gegenstück dieser bildlichen Gemeinschaft der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Es war kein Vorwand und keine Täuschung (?), wenn der Gesetzgeber die Gebote dieses Tages als göttliche Gesetze verkündigte; denn seine Berufung auf die Sabbathsfeier deutet auf ihre Verwandtschaft mit dem Glauben der Väter und den frommen Sittenregeln der diluvianischen Zeit hin; und wenn er in der Folge selbst sagt, daß die Worte seines Gesetzes weder vom Himmel, noch von dem westlich fernen Ocean kommen, sondern aus der Brust jedes frommen Israeliten hervorquellen (5 Mos. 30, 11 ff.), so hat er es deutlich genug ausgesprochen, daß er sie zuerst als ein himmlisches Heiligthum in seinem Herzen trug." — Trotz der Verwahrung des Herrn v. Ammon erscheint Mose auf diese Weise als ein Meister von raffinirter Betrügerei, die kein Jesuitismus beschönigen kann; wie ihn denn auch v. Ammon selbst als „ein vielfach gebildetes Talent eines erfindungsreichen Geistes, der mit politischen Weltansichten vertraut, es mit Wahrheit, Recht und Pflicht nicht immer ganz genau nimmt," bezeichnet, p. 106. —

Vom Ceremonialgesetz heißt es: „Man kann und darf es dem Geschichtschreiber nicht verdenken, wenn er behauptet, es habe der Urvater (Abraham) die Beschneidung zunächst von den Chaldäern und Syrern angenommen, um noch im hohen Alter die erwünschte Fruchtbarkeit seiner kinderlosen Ehe zu befördern," eine Manipulation, die man dem Cynocephalus, einem beschnittenen zur Welt kommenden Affen, *) abgelernt, p. 114 f. — Ferner: „Ein fürstlicher Ceremonienmeister mag sich wohl den Kopf zerbrechen über die wichtige Frage, wie ein Ordensband geschlungen, oder ein Faltenwurf des Hofmantels angelegt werden soll; aber was hat die kleinmeisterliche Anordnung der levitischen Amtskleidung mit dem heiligen Gesetz Gottes gemein?" — Sollte ein Oberhofprediger nicht daraus schließen können, daß hier etwas Tieferes liegen müsse, weil doch Moses sonst zu solchen Albernheiten zu gescheit war, wenn er auch nicht zu solchen Possen zu sittlich ernst gewesen wäre? — Aber freilich, wer mit so profanem Sinn die Bibel zur Hand nimmt, kann nichts Besseres finden. Die Schrift recht zu verstehen, sagt Luther, dazu gehört der Geist Christi. Und: Es ist mit Gottes Wort nicht zu scherzen; kannst du es nicht verstehen, so zeuch den Hut vor ihm ab. Es leidet keinen Schimpf noch menschliche Deutung; sondern es ist lauter Ernst da, und will geehret seyn.

Über die Propheten ist dem Verf. leitender Grundsatz: „Ihre Weissagungen schließen sich immer an die Gegenwart an, und reichen niemals in eine ferne unbeschauliche Zukunft hinaus; lieber stellen sie die Vergangenheit, hinter die sie sich geheimnißvoll zurückziehen, wie künftig dar, als daß sie einen bestimmten

*) Dieses Thier spielt überhaupt eine charakteristische Rolle in dieser Fortbildung des Christenthums. S. 120. heißt es: „In der That gibt die ernste Natur dieses sinnreichen Affen dem Gedanken Raum, daß einer seines Geschlechts der erste Schreibmeister des Menschengeschlechts gewesen seyn könne." Die alten Ägyptischen Priester haben nach der Bemerkung des Horapollo dem Cynocephalus Tinte, Feder und Schreibtafel vorgelegt, um es an ihm zu erproben, ob er zu der edlen Race gehöre, welche die Buchstaben kenne? (Ebendas.) v. Ammon geht einen Schritt weiter. Die Alten hießen den Affen simia, gleichsam den Nachahmer der Menschen; v. Ammon kehrt's um. Das heiße man nun nicht Fortschreitung und Fortbildung! —

Seherblick auf die Ereignisse kommender (? kommender) Jahrhunderte werfen sollten." Demgemäß wird uns von der wichtigen Stelle Jes. 53. folgende längst abgenutzte jüdische Erklärung aufgetischt (vgl. Hengstenberg, Christologie 1ster Th. 2te Abth. S. 290 ff.). Das Subjekt, von dem in dieser Stelle die Rede ist, ist „unwidersprechlich" „eine moralische Person," nämlich „Judäa im Exil, oder die dem Gefängniß Entronnenen," deren Rückkehr und die dadurch begründete Wiederauflebung der ganzen jüdischen Nation besungen wird. „Mit großer Gewandtheit ergreift der Prophet diesen Gedanken, die im Exil erduldeten schweren Leiden der Nation graphisch darzustellen, und auf sie im Wechsel des Schicksals die glänzendsten Hoffnungen einer messianischen *) Zukunft zu gründen. Wer glaubt den frohen Ahnungen unseres Siegsgesangs, fährt er fort, wenn er an die trübe Vergangenheit, an die rauhe Gegenwart denkt, die dem unglücklichen Volk beschieden war! Gleich dem Sprößling eines abgehauenen Stammes grünet er als ein schwaches Reis auf, ein geringes schwaches Volk ohne Schmuck und Schönheit. Wie der Sklave das Antlitz vor seinem Herrn verbirgt, so wandelt er schmachvoll mit Krankheit und Aussatz beladen vor unseren Blicken einher. Was er erduldete und litte, hatten wir verschuldet, und seine Wunden brachten uns das Heil. Nun hat er sein hartes Schicksal überstanden; ein zahlloses Geschlecht wird aus diesem schwachen Reise aufblühen, ob der Stamm schon abgehauet und erstorben war. Nicht einmal des Todten schonte die Schmach; man begrub seine Niedrigen an der Seite gemeiner Heidensünder, seine Edlen in der Nähe reicher Magnaten. So hatte es Gott beschlossen; nun wird sich Alles ändern, wenn du (nämlich „der Schuldige, der im Lande zurückgebliebene Theil der Nation") sein (also der „armen Exulanten") Leben dem Herrn zum Opfer bringst; gesegnet wird er dann sein großes Werk vollbringen. So wechseln Schmerz und Freude; die Zeit der Unwissenheit und des Götzendienstes ist verschwunden; die Religion kehrt zu ihrer alten Reinheit und Lauterkeit zurück; Juda ist entsündigt durch den Tod des hingeopferten Dieners Gottes, und theilt nun selbst wieder die Beute mit seinen Helden, wie es vorher eine Beute der Knechtschaft und des Elendes war." **)

Wenn man dagegen die einfachen Worte der Bibel liest, so kommt einem eine solche Paraphrase wie eine Parodie, ja fast wie eine Persiflage vor: Aber wer glaubt unserer Predigt? Und wem wird der Arm des Herrn geoffenbart? Denn er schießt auf vor ihm wie ein Reis, und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht

*) Man muß hiebei aber nicht außer Acht lassen, was nach des Verf. Ansicht das Messiasthum im Munde der Propheten ist.

**) „Der große Akt der Wiedererstattung des Geraubten Nehem. 5, 1—12." bemerkt hiebei Herr v. Ammon! —

vor ihm verbarg, darum haben wir ihn nichts geachtet. Fürwahr er trug unsere Krankheit, und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplaget und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Friede hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet. Wir gingen Alle in der Irre wie Schafe; ein Jeglicher sah auf seinen Weg: aber der Herr warf unser Aller Sünde auf ihn. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird, und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem Scherer, und seinen Mund nicht aufthut. Er ist aber aus der Angst und Gericht entnommen, wer will seines Lebens Länge ausreden? Denn er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da er um die Missethat meines Volks geplaget war. Und er ist begraben wie die Gottlosen, und gestorben wie ein Reicher, wiewohl er Niemand Unrecht gethan hat, noch Betrug in seinem Munde gewesen ist. Aber der Herr wollte ihn also zerschlagen mit Krankheit. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, so wird er Samen haben, und in die Länge leben, und des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen. Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben; und durch sein Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn er träget ihre Sünden. Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben; darum daß er sein Leben in den Tod gegeben hat, und den Übelthätern gleich gerechnet ist, und er Vieler Sünde getragen hat, und für die Übelthäter gebeten. *) —

Wie Herr v. Ammon die Evangelien ansieht, zeigt folgende Stelle (p. 200.): „Lucas hatte bei seinem Evangelium die Absicht, alle seine Vorgänger, also auch den Matthäus zu übertreffen." — Man glaubt fast, wenn man solches liest, diese heiligen Männer hätten in unserer Zeit gelebt, wo ein Schriftsteller den anderen an — — zu überbieten sucht. Daß sich Herr v. Ammon durch solche Geschichtsquellen nicht fesseln läßt, läßt sich denken. „Hat sich der freie Denker einmal zur Höhe reiner Idealität erhoben, so sinkt auch der Boden der Natur unter seinen Tritten zusammen, und er bedarf nun keiner geschichtlichen Urkunden mehr, ihm das himmlische Licht nachzuweisen, welches rein und klar in sich selbst aus der Nacht der Zeiten hervorglänzt." p. 210. Über die Geburt Jesu gibt er daher S. 201. Folgendes zum Besten: „Seitdem die Französischen Encyklopädisten, Friedrich der Große, Voltaire und ein zahlloses Heer von Exegeten und Geschichtschreibern der neueren Zeit die jungfräuliche Geburt ohne alles Bedenken als einen christlichen Mythus betrachteten, hat die Zahl der erklärten Freunde dieser Ansicht unter allen christlichen Partheien so

*) Wir haben hier absichtlich Luther's Übersetzung gewählt, um jedem Schein einer Partheilichkeit auszuweichen, obgleich sie in einigen Kleinigkeiten nicht richtig ist.

zugenommen, daß die kleine Summe der sogenannten symbolisch Rechtgläubigen gegen sie, wenigstens in Beziehung auf Intelligenz und tiefere Schriftkunde, kaum mehr in Rechnung kommt" ꝛc. Und p. 203.: „Es ist sicher und gewiß, daß Celsus dichtet, wenn er die Mutter Jesu eine arme Zimmermannsfrau nennt, die wegen ehelicher Untreue von ihrem Manne verstoßen, heimlich einen Sohn geboren hätte, und wieder von diesem behauptet, er habe sich, sein Brodt zu verdienen, nach Ägypten geflüchtet, und sey da durch ein günstiges Geschick in den Künsten und Wissenschaften der Priester unterrichtet worden, die sich ihm nach seiner Rückkehr in das Vaterland zur Beglaubigung seiner göttlichen Sendung so nützlich erwiesen hätten. Diese Erdichtung ermangelt alles historischen Grundes." — Weiter hat Herr v. Ammon, der evangelische Oberhofprediger, nichts dagegen zu sagen! — Man kann aus dem Tone eines solchen Vordersatzes wohl den Nachsatz einigermaßen errathen. Der angen Rede (S. 207—210.) kurzer Sinn, das versteckte Resultat ist wirklich kein anderes als: Celsus dichtet gewiß — allein Matthäus und noch mehr Lucas dichten auch; Lucas weiß seine Dichtung aber besser zu motiviren, als Matthäus (S. 208.). — Dem Herrn v. Ammon ist, wie bereits bemerkt worden, Jesus der wirkliche Sohn Joseph's, und er glaubt, das sey auch des Apostels Paulus und Johannes Lehre, die durch sie zur Zeit Christi selbst fast allgemein herrschende Volksmeinung bestätigt werde. Luc. 3, 23. „In dem Gespräch des Philippus und Nathanael heißt Jesus bestimmt Joseph's Sohn von Nazareth (Joh. 1, 46.); das hätte Johannes nothwendig berichtigen müssen, wenn er sich nicht selbst vorher mit der allgemeinen Bemerkung begnügt hätte, das Wort sey Mensch geworden, ohne auf der Unmittelbarkeit seiner göttlichen Erzeugung zu bestehen. Wenn endlich Paulus erinnert, Christus sey von einem Weibe geboren, und stamme dem Fleische nach von den Vätern ab (Gal. 4, 5., Röm. 9, 5.), so liegt in dieser gedoppelten Aussage nicht nur keine Bestätigung seiner jungfräulichen Empfängniß, sondern vielmehr eine buchstäbliche Geschlechtsableitung von männlicher Seite, und in jedem Fall eine mittelbare Verneinung der übernatürlichen Erzeugung Jesu von dem heiligen Geiste, die noch im zweiten Jahrhundert von den schlichten Ebioniten geläugnet wurde." — In der That hört man hier einen aus dem zahllosen Heere von Exegeten, die die Encyclopädisten, den Friedrich und Voltaire, zu Meistern und Vorgängern haben. Sonderlich genug aber nimmt sich dabei seine Klage aus, wie „hart und ungerecht doch das Urtheil sey, daß sich unter den Ebioniten, Photinianern und Socinianern, unter den Unitariern der älteren und neueren Zeit einzig deswegen keine weisen und frommen Männer gefunden haben sollen, weil sie sich in der Lehre von der Menschwerdung Jesu mehr auf die Seite des Paulus und Johannes als des Griechischen Matthäus und des Hellenistischen Lucas neigen." S. 201.

Wie nun Jesus das mit den Jahren geistig geworden, was er geworden; was „Elementarunterricht," „fleißiger Synagogenbesuch" ꝛc., was „Leiden, Zwiste und häusliche Sorgen" in seiner Familie, oder was „Lehrers oder Freundes" Hand dazu beitrugen, weiß zwar Herr v. Ammon selbst nicht zu sagen; aber es muß doch so etwas statt gefunden haben; woher wäre sonst die große Weisheit dieses „Chacam?" — Genug, im dreißigsten Jahre war er mit seiner Lehre und mit seinem Plane so weit fertig, daß er „den Beschluß faßte, seinem bisherigen Beruf zu entsagen und in die Reihe der Chacamim oder Weisen einzutreten," und Alles zu benutzen, um sich dem Volke als den erwarteten Messias probabel zu machen. Nur darüber mußte er erst noch „mit sich vollkommen Eins werden, wie viel er von dem Lehrinhalt und von der Lehrform des herrschenden Messiasglaubens in den Plan seines Unterrichts aufnehmen sollte." Das war seine vierzigtägige Beschäftigung in der Wüste! (p. 220.)

Wer wird sich nun nicht wundern, im achten Capitel eine „Apologie Jesu gegen Salvador's Anschuldigung eines falschen Messiasthums" zu finden? Der Nerv der Salvadorschen Beweisführung, daß Jesus mit Recht zum Tode verurtheilt worden, ist nichts Anderes, als das, worauf einst der hohe Rath zu Jerusalem selbst sein Urtheil gründete, nämlich der Ausspruch Jesu, „daß er Gott gleich sey, und wie er, verehrt zu werden verdiene" (Joh. 6, 38—41., 10, 30—33.), daß er der Messias, und Gottes Sohn sey (Matth. 26, 63.). Die Widerlegung v. Ammon's geht aber auf nichts Geringeres hinaus, als auf den Beweis, daß Christus nicht Gottes Sohn, und nicht Gott gewesen. „Es ist nicht erweislich," sagt er p. 244., „daß er sich Gott unbedingt an die Seite gestellt und ihm gleich gemacht habe. — Wenn sich indessen, wie das Christenthum einstimmig mit dem Stoicism behauptet, in jeder freien vernünftigen Menschennatur etwas Göttliches findet, und ihr daher mit Recht eine göttliche Abkunft eingeräumt wird, so darf man sich nicht wundern, wenn in der Seele Jesu das Selbstbewußtseyn mit dem Bewußtseyn Gottes, und seine ideale Existenz, von welcher ein Vorhersein in Gott ohnehin kaum getrennt werden kann, mit der wirklichen Präexistenz („„welche aber keine ewige ist"" p. 258.) zusammengeflossen ist." — Wahrlich eine stattliche Widerlegung eines jüdischen Gegners von einem christlichen Theologen!

Doch genug, um den Leser in Stand zu setzen, über Wesen und Werth dieser Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion zu urtheilen.

Wir schließen diese Anzeige mit den Schlußworten einer anderweitigen Anzeige dieses selbigen Buches (im Allg. Repert. für die theol. Litter. und kirchl. Statist. 1833. III. Bd. Novbr. Nr. 8.): „Diese Religion für alle Erdenvölker ist — eine höchst triviale, von der tieferen Wissenschaft unserer Zeit längst antiquirte und über Bord geworfene theologische Ansicht, für welche die mit Geschmack und allem Glanz rhetorischer Darstellung an das sogenannte gebildete Publikum, das die Gegengründe nicht erfährt, gebrachte Appellation wahrscheinlich manche Proselyten gewinnen wird. — Im Blick auf den Verf., der so viele Jahre als Lehrer, Geistlicher, Kirchenvorsteher gewirkt,

kann Ref. nur mit Wehmuth das Buch aus der Hand legen. Ist dies das Ergebniß einer Erfahrung, die über ein halbes Jahrhundert hinausreicht?" —

Nachrichten.

(Paris. Schließung der Französisch-Katholischen Kirche.)

In England geschieht es fast täglich, daß eine Gemeinde, oder auch ein Prediger, den Entschluß faßt, sich eine Kapelle zu bauen und einen eigenen Prediger zu besolden, oder sich eine Gemeinde zu sammeln, und das kirchliche Interesse ist dort so stark, die Herzensbedürfnisse so lebhaft, daß es selten mißglückt. Wir wollen zwar diesen Zustand der Zersplitterung nicht gut heißen und ihn uns nicht wünschen, aber so viel ist jedenfalls daraus zu entnehmen, daß das Christenthum von sehr Vielen als eine hochwichtige Angelegenheit betrachtet wird; sonst könnten dergleichen Unternehmungen nicht bestehen und gedeihen. — Nach den Juliustagen versuchten mehrere katholische Priester in Frankreich, Abbé Châtel an der Spitze, sich von der Autorität des Römischen Stuhles loszumachen und eine Französisch-Katholische Kirche zu stiften, die nicht vom Staate besoldet, sondern von ihren Anhängern unterhalten werden sollte. Dieses Ereigniß machte zuerst großes Aufsehen und wurde auch in diesen Blättern (Jahrg. 1831 S. 191.) angezeigt. Was wir damals voraussahen, hat sich gar bald bestätigt. Die Archives du Christianisme berichten, daß die vor nicht ganz einem Jahre eröffnete Französisch-Katholische Kirche des Abbé Châtel in der Straße St. Honoré durch den Stifter selbst geschlossen worden sey — pour embarras d'administration, wegen Mangel an Geld zur Unterhaltung derselben. Nur noch einmal scheint sie aufgelebt zu seyn, um am 18. December, dem Namenstage des edlen Kaisers Nikolaus in der Kapelle St. Roch, derselben, wo die verhängnißvolle Todtenfeier für den Herzog v. Berry gehalten wurde, eine Messe für die vom Warschauer Kriegsgerichte neulich verurtheilten Polen zu lesen. Ein Gebäude, das auf so morschen Stützen ruhte, konnte nicht lange halten; es mußte schneller stürzen als der St. Simonismus, den ein gewisser Fanatismus belebte. Losgerissen von dem in seinen Trümmern noch großartigen Bau der Römischen Kirche, starb diese Sekte, wie ein Funke verlischt, welcher von der Fackel abspringt. Es war kein junger Trieb des immergrünen Evangeliums, keine Pflanze, die der himmlische Vater gepflanzt hatte, keine Rebe am Weinstock. Eine Reformation geschieht nicht durch Verneinung; soll sie bestehen, so muß sie mit Leben aus Gott getränkt, auf den Grund Christi, der Apostel und Propheten gestützt seyn, und mit den ächten Gliedern der Kirche Gottes aller Zeiten im innigsten Zusammenhang stehen. Das haben auch unsere Philalethen erfahren; sie haben kaum eine schüchterne Stimme aus verborgenem Winkel hören lassen, viel weniger ihre Kapelle zu bauen angefangen. Das würden auch unsere rationalistischen Symbolschreiber erfahren, wenn sie es wagen wollten, ihren Sprechsaal zu errichten, ohne sich an den Staat zu lehnen und den Raum der Kirchenmauern zu benutzen. Das hat uns die Französisch-Katholische Kirche in ihrem lehrreichen Schicksale gezeigt. Vielleicht sind ihre Grundsätze nicht so genau bekannt, als sie es verdienen. Es möge daher gestattet seyn, sie hier aufzubewahren.

1. Das Wort Gottes ist unsere einzige Glaubensregel.

2. Wir nehmen die drei Symbole an: das Apostolische, das Nicenische und das Athanasianische.

3. Wir erkennen für kanonisch alle Bücher des Alten und Neuen Testaments, welche die Reformirte Kirche als solche erkennt, und halten das Lesen derselben für unerläßlich nothwendig.

4. Wir glauben, daß zwei Sakramente nach göttlicher Einsetzung sind: Taufe und Abendmahl. Die übrigen Sakramente lassen wir als fromme Gebräuche zu, welche von den frühesten Zeiten der Kirche her bestanden haben.

5. Der Gottesdienst soll nicht mehr in Lateinischer Sprache, sondern in der Muttersprache nach dem Ritual der Kirche gehalten werden.

6. Die Ohrenbeichte ist kein göttliches Gebot; wir verlangen sie von Niemand; aber die Gläubigen sollen, ehe sie dem Tisch des Herrn nahen, sich zum Empfang allgemeiner Absolution vorbereiten.

7. Wir verwerfen die Fasttage. Das Fasten überlassen wir der Frömmigkeit der Gläubigen.

8. Wir nehmen eine Hierarchie in der Kirche an; diese Hierarchie soll bestehen aus Bischöfen, Priestern und Diakonen.

9. Unsere Heiligenverehrung besteht in Dank gegen Gott für die Gnade, die er ihnen verliehen hat.

10. Da Religionsunterricht zu den ersten Bedürfnissen des Volkes gehört, so halten wir es für unsere wichtigste Pflicht, den Samen des Wortes Gottes reichlich auszustreuen.

So dünn und vag war das Glaubensbekenntniß dieser Sekte. Einige Punkte sind überdies wohl nur deshalb hineingerathen, weil anfangs mehrere gläubige katholische Geistliche, in der Hoffnung, die Gallikanische Kirche neu erstehen zu sehen, mit zugegriffen hatten. Aber die Leerheit derer, die obenan standen, kam bald an den Tag. Von den 38,000 Gemeinden Frankreichs beriefen nur drei oder vier Dörfer neugallikanische Priester, und selbst in diesen Dörfern wurde die neue Mode der Gottesverehrung wenig beobachtet; denn die eifrigen Papisten hielten sich fern, und die gleichgültigen Katholiken kümmern sich nicht um die Messe, sie mag in Lateinischer oder Französischer Sprache gelesen werden.

(Schweiz.) Die Bibelgesellschaft in Genf ließ es sich bald nach Ankunft der Polen in der Schweiz angelegen seyn, diesen Gästen das Wort Gottes anzubieten. Zu seinem Erstaunen erhielt einer der Umträger die Antwort, sie seyen mit Neuen Testamenten wohl versehen. Neugierig, woher sie denn gekommen seyn möchten, bat er, ihm eines zu zeigen. Aber wie viel mehr erstaunte er, als er den schlausten Kunstgriff satanischer Bosheit, die Menschen in's Verderben zu ketten, entdeckte! — Es war ein verfälschter Auszug aus dem Neuen Testamente, worin Jesu Christo die Lehren der Französischen Freiheitsschwindler in den Mund gelegt sind! Wahrscheinlich ist es eine Aufwärmung jenes verruchten Machwerks, das zur Zeit der ersten Revolution ausgegangen ist, um Jeden, der etwa noch Bedenken tragen mochte, in den schmeichelnden Irrthum zu verführen. Wie leicht kann ein solcher Betrug unter Römisch-Katholischen vorgehen, da ihnen das Wort Gottes absichtlich durch die Kirche entzogen ist. Wie steht es aber auch unter uns? Ist das Wort Gottes noch so allgemein bekannt und gelesen, daß ein solcher Betrug nicht statt finden könnte?

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 1. März. № 18.

Mittheilungen über Frankreich.

Zweiter Brief.

Ich hatte im Sinne, dieses Mal etwas über die unteren Volksklassen Frankreichs, den Primärunterricht, und das Verhältniß der Menge zu Katholicismus und Protestantismus mitzutheilen. Zeit und Umstände, die mich bisher daran verhindert, verhindern mich noch ferner. Unterdessen will ich, um wenigstens etwas zu geben, die Arbeit Anderer benutzen. Ist es doch überhaupt gut, und vielleicht das Beste, den Blick gleich auf den Protestantismus in Frankreich zu wenden. Ich weiß nicht, ob man in Deutschland so recht weiß, was der Französische Protestantismus ist. Ich meine nicht den Protestantismus des Protestant de Genève, noch des jetzigen Libre Examen von Paris, dessen ganzer Inhalt in den zwei Worten des neuen Titels vollständig befaßt ist, sondern den alten, eingetrockneten Protestantismus des Volks, der Dorfconsistorien und der bejahrteren Landgeistlichen. Eine staubige Bibel, die man unbedingt hochachtet, weil man sich selbst glücklich schätzt, sonst nichts zu glauben, als was da drin stehe. Von dem, was drin steht, aber braucht man nicht mehr zu wissen, als daß es dem Papismus widerspricht. Die Archives des letzten Jahres erzählten hievon in einem trefflichen Artikel eine charakteristische Anekdote, wie ein junger Mann in Gegenwart seiner Mutter dem Pfarrer seine Pariser Grundsätze und Zweifel von der Unsterblichkeit der Seele auskramte, und die Mutter erst ganz ruhig zuhörte, dann aber, als der Prediger die Sache ernstlich nahm, ihm zurief, doch nur ruhig zu seyn und nichts für ihren Sohn zu fürchten; sie sey gewiß, er sey ein guter Protestant; nie, nie werde er eine Katholikin heirathen.

Diese befangene polemische Stimmung, mit all der Unkenntniß des Allgemein-Christlichen und des Positiv-Protestantischen, die ihr zu Grunde liegt, thut in mehr als einer Beziehung unberechenbaren Schaden. Sie wird von den Römisch-Katholischen reichlich vergolten durch ihre Nichtachtung des Protestantismus, selbst dann, wenn sie am Papstthume zweifeln und die Wahrheit suchen. Sie dient den, auch in Frankreich um sich greifenden, Separatisten zum Vorwande, sie verführt endlich selbst andere evangelische Christen, sich vom Protestantismus abzuwenden und gleichsam in der Mitte, auf eigenem Grund und Boden niederzulassen. Daß der traurige Zustand der protestantischen Theologie, und namentlich der beiden Fakultäten Montauban und Straßburg, das Seinige dazu beiträgt, und die praktische Intoleranz der Toleranten das Maaß voll macht, versteht sich von selbst. Doch hier will ich eben Andere sprechen lassen. Man wird in dem folgenden Artikel, mit dem die Gazette Evangélique ihren zweiten Jahrgang eröffnet, eine deutliche Übersicht über den Totalzustand wie über die verschiedenartigen neuesten Bestrebungen eben so wenig vermissen, als man sich über die Grundsätze freuen wird, welche er vertheidigt, und die von einer großen Zahl der gläubigen Prediger Frankreichs — besonders des mittäglichen — getheilt werden.

„Übersicht des kirchlichen Zustandes des protestantischen Frankreichs."

„Das verflossene Jahr (1833) war in Frankreich durch ein wichtiges Ereigniß bezeichnet. Der Protestantismus ist aus sich selbst herausgetreten, das Wort Gottes in der Hand, um es Jedermann anzubieten. Die Sache an sich ist nicht ganz neu; zahlreiche Individuen haben es rastlos gethan. Neu ist, daß Gesellschaften sich gebildet haben, die offen und laut diesen Zweck aussprechen. Paris, Genf und das mittägliche Frankreich reichten sich die Hand. Man ging rasch und kräftig an's Werk. Die Bibelverbreitung durch Colporteurs war eins der wirksamsten Mittel. Die Aussendung von evangelischen Predigern, die sich bestreben, die ausgestreute Frucht zur Reife zu bringen, zu vervielfältigen, und einzuerndten, vollendet das Werk der Bibelverbreitung. — Wir sind also bei einer neuen Epoche angelangt. Die Protestanten, als Christen, sind verbunden, das Evangelium überall zu verbreiten. Gäbe es aber einige unter ihnen, die sich auf ihre Väter, auf den Namen Protestanten berufen wollten, um eng eingepferchт zu bleiben, so würden wir sie fragen: Wann hat das evangelische Christenthum, das man Protestantismus nennt, sich Grenzen gesetzt? welche Reformatoren — in Frankreich, in der Schweiz, in Deutschland — haben nicht sehnlichst gewünscht, daß das Wort, das sie verkündigten, ein Sauerteig sey, der den ganzen Teig in Gährung bringe? Der Name, den ihr anruft, ist eure Beschämung. Wer verweigert, aus den Grenzen des Protestantismus herauszugehen, verläugnet sein Wesen, wie seinen Namen.

Aber eine andere Frage bietet sich dar. Muß man weiter gehen? soll der Protestantismus abgeschafft werden? Ist er nur eine alte Schutzmauer, die man mit einem Fußstoße niederwerfen muß,*) bis daß sich etwa inmitten der Trümmer etwas

*) Als Pröbchen der Polemik, die man sich auch in Frankreich gegen die evangelischen Christen erlaubt, stehe hier der Vorwurf, den das Libre Examen in seinem neuesten Blatte (Nr. 2.) der Gazette Evangélique macht: sie stelle obige Frage auf, mit Ausdrücken, die des Gedankens würdig seyen. Herr Prediger Coquerel ist klug genug, zu verschweigen, wie die Gazette die Frage beantwortet, und den Gedanken als unwürdig verwirft.

Anmerk. des Einsenders.

Neues, Besseres erhebe? Diese Frage scheint eine religiöse, durch das Talent wie durch den Glauben ihrer Redaktion ausgezeichnete Zeitschrift, *) durch ihre häufigen Bejahungen an die Tagesordnung zu bringen. Die Frage ist bis jetzt bloß lokal, Französisch, wir möchten fast sagen Parisisch. Der Zustand Frankreichs, und besonders der Hauptstadt, hat sie herbeigeführt. Aber diese Frage könnte um sich greifen; es ist gut, sie zu prüfen.

Gewiß, wenn sich's um den falschen Protestantismus handelt, um den Protestantismus des achtzehnten Jahrhunderts, um dieses Amphibium, das weder eine Religion noch eine Philosophie ist und alle Grundwahrheiten des Glaubens aus seinen Lehren getilgt hat, dann sind wir alle einverstanden; es muß zu Grunde gehen, damit Gott herrsche. Aber dieses fade System hat nichts mehr vom Protestantismus an sich, als das Papstthum vom Christenthum. — Wir gehen sogar weiter. Will man durch die Behauptung, die wir im Auge haben, uns zu verstehen geben, daß die Kirche einer großen Erneuerung bedarf? daß die evangelischen Wahrheiten, die gegenwärtig von der Mehrzahl der sogenannten Protestanten nicht minder verkannt werden, als von den sogenannten Katholiken, auf's Neue durch die Kraft des göttlichen Wortes in den verschiedenen Zweigen der christlichen Familie verbreitet werden, eine große Zahl Herzen erobern, eine große Menge von allen Sekten und Nationen zu Christo führen, und so eine ausgebreitete sichtbare Kirche bilden werden, die die Erde bedecken wird? — Wenn man den jetzigen Zustand der Welt betrachtet, muß man gewiß diese Zeit für weit entfernt halten. Indeß geben wir die Möglichkeit zu und bitten Gott beständig darum. Aber darin unterscheiden wir uns vielleicht von den verehrungswerthen Männern, von denen wir sprechen, daß wir grade das als den endlichen Sieg des wahren Protestantismus betrachten, was sie für seine Zerstörung zu halten scheinen.

Sind das Christenthum und der Protestantismus zwei verschiedene Dinge? Eine christliche Zeitschrift von Paris widerlegte vor ein paar Jahren diese Meinung. Damals kam das Übel von den Unitariern, welche einen Protestantismus außerhalb des Christenthums construiren wollten. Jetzt kommt es von Gläubigen, die ein Christenthum außerhalb des Protestantismus wollen. *Wir* protestiren gegen diese beiden Verirrungen.

Jene Gläubigen erklären, daß sie nur das reine und einfache Christenthum fortpflanzen wollen. Alle Freunde des Evangeliums werden dies billigen. Aber darf man sich nicht verwundern, daß sie diese gesunden Ansichten so aussprechen, als wären dieselben dem Protestantismus fremd, ja fast entgegengesetzt? Von welchem Protestantismus handelt sich's denn? Wenn es einen falschen, vorgeblichen Protestantismus gibt, der das Christenthum verlassen hat, gibt es nicht auch einen wahren, wirklichen, lebendigen, der ihm treu blieb, und es mit Inbrunst festhält? Ist nicht das Christenthum selbst in seinem offenen Gegensatz gegen alle Arten von Irrthümern und Mißbräuchen der Kirche und der Welt, recht eigentlich ein Protestantismus? Oder will man zu verstehen geben, daß die Männer Gottes, die wir

*) Der Semeur.

als Reformatoren ehren, als sie die Ketten Roms brachen, nicht das reine Evangelium verbreiteten und wirklich den Kirchen hinterließen? Wie können jene Gläubigen behaupten, „„keins der Paniere des Protestantismus aufpflanzen zu wollen?"" Wie? „„keines?"" nicht einmal das Vorzüglichste, das Erste, das der Protestantismus in der Welt aufgepflanzt hat, das Evangelium von Christo? —

Nein, der Protestantismus ist nicht, wie man vorzugeben scheint, ein Haufe von „„sektirerischen Partheien."" Er ist gegentheils grade einzig und ausschließlich das, wovon man sagt, daß er's nicht sey: „„das Evangelium, das ganze Evangelium, nichts als das Evangelium, das Evangelium, so wie es in der heiligen Schrift enthalten ist, das Evangelium, so wie es in den ersten Zeiten der christlichen Kirche verstanden und ausgelegt wurde, das Evangelium ohne die Römische Hierarchie, ohne den Absolutismus der Päpste, ohne die abergläubischen Erfindungen des Mittelalters."" *) Von wem anders hat man doch alle diese Dinge gelernt, als vom Protestantismus, und ohne ihn — hätte man je ein Jota davon gewußt? Seit drei Jahrhunderten gibt der Protestantismus in allen Sprachen der ganzen Welt diese Definition seines Wesens. Die Sache ist bekannt genug. Keiner darf seine Unwissenheit entschuldigen. Es ist seltsam, daß man im Jahr 1833 sich einbilden kann, ihm diese Definition entwenden zu können, ohne daß es Jemand bemerke, und dann sie gegen ihn selbst zu kehren, mit dem Vorwurf, er sey nicht, was zu seyn man erst von ihm gelernt hat. Man sage nicht: wir haben's aus dem Evangelium gelernt. Gott hat dies die Menschen vermittelst der Reformation gelehrt; Keiner vor ihr wußte es so, seit der apostolischen Zeit. Keiner seit ihr hat es ohne sie aus dem Evangelium gelernt."

(Schluß folgt.)

*) Worte des Semeur.

Nachrichten.

(Irland.) Wenn man die politischen Zeitungen liest, so bekommt man von der protestantischen Geistlichkeit in Irland einen durchaus ungünstigen Eindruck. Sie erscheinen als Unterdrücker und Quäler des armen Volkes, als Männer, denen nichts so sehr am Herzen liegt, als die Eintreibung ihrer Zehnten, wenn sie auch auf die unbarmherzigste Weise geschehen sollte, endlich als die eigentlichen Veranlasser aller der Unruhen, von welchen Irland zerrissen wird. Es ist billig, daß wir einmal eine Stimme vernehmen, welche uns über das auffallende Stillschweigen der Geistlichkeit zu allen diesen Beschuldigungen Aufklärung gibt. Beim letzten Jahresfest der Gesellschaft für Verbreitung des Englischen Gebet- und Homilienbuchs sprach der Prediger Rob. Shaw: „Vor fünf und dreißig Jahren war Irland finsterer und unwissender als irgend ein Land in Europa. Während des Aufruhrs (1798) wurde ein Geistlicher, der in der Eingezogenheit seines Hauses bleiben mußte, zur Erforschung der Schrift geführt und erkannte dabei zum ersten Mal die Wahrheit. Er besaß eine große Bibliothek und entschloß sich, die Werke der Kirchenväter zu studiren. Auch ein altes Homilienbuch fand er und sah beim Lesen die Übereinstimmung desselben mit der Bibel. Sobald es ihm möglich war, begab er sich zu einigen Amtsgenossen und

eröffnete ihnen, daß sie alle zusammen nichts von den Lehren der Englischen Kirche wüßten; sie willigten ein, das Gebetbuch, die Artikel, die Homilien und den Brief an die Römer zu prüfen. Dies geschah im Jahr 1800. Fünf Männer kamen in dieser Absicht zusammen und wollten ihre Forschung monatlich einmal anstellen. Die Wahrheit schloß sich ihnen auf; bald fanden sie, daß zu ihrem Zwecke mehr als zwei bis drei Stunden monatlich erforderlich seyen, und versammelten sich Mittwochs, um bis zum Freitag beisammen zu bleiben. Was war die Folge? Binnen wenigen Jahren waren sie alle zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit gebracht, fingen an die Aufmerksamkeit Anderer auf denselben Gegenstand zu lenken, schrieben an ihre Brüder und baten sie, dieselbe Untersuchung anzustellen. Jetzt darf ich wohl sagen, predigen zwei Drittel der protestantischen Geistlichkeit die reine Lehre des Evangeliums. Erwähnenswerth ist, daß jene fünf Männer sämmtlich noch am Leben, gesund und rüstig bei ihrer Arbeit sind.

Der Zustand meines Vaterlandes ist indessen jetzt so betrübt, daß in den mittleren und südlichen Theilen desselben die Geistlichkeit ihren Unterhalt nicht zu verschaffen vermag. Viele haben seit drei Jahren nicht einen Schilling eingenommen und Alles, was sie hatten, hingegeben. Viele haben nichts, wovon sie leben können, als einen oder zwei Morgen Land und etwa einen Garten. Aber es ist keiner unter ihnen, der nicht sagen würde: „„Wenn ich nur Kartoffeln und Milch habe und in meiner Pfarre lebe, so bin ich zufrieden.““ Nicht das Geld ist es, über dessen Verlust sie klagen, denn eine ernst sittliche und religiöse Gesinnung erfüllt ihre Herzen; als vor Kurzem Unterstützung hinübergeschickt wurde, so meldete sich kein einziger darum; nicht weil sie für diesen Beweis der Liebe nicht dankbar gewesen wären, sondern Jeder meinte, daß Manche unter seinen Nachbarn noch schlimmer als er daran seyn möchten. Bei der Jahresversammlung zu Dublin speist die Geistlichkeit mit einander, und obgleich zwei hundert und zwanzig daselbst waren und von 8 bis halb 11 Uhr blieben, entschlüpfte Keinem auch nur ein Wort über seine Leiden; sie kamen zusammen, um sich zu berathen, wie sie Gottes Ehre am besten fördern könnten, und alle rechneten es sich für Freude, um Christi willen zu leiden. Vor vierzehn Tagen aßen sie wieder gemeinschaftlich, und obwohl sie so lang als gewöhnlich beisammen blieben, vernahm ich doch kein Wort von Zehnten. Das Elend ist dieses Jahr noch viel größer als im vergangenen gewesen, und ich möchte fragen, ob dies nicht ein kräftiger Ruf an Brittische Wohlthätigkeit ist. Ich bin herzlich betrübt, wenn ich an die Lage der Dinge, die ich hinter mir gelassen habe, wo ich mich nicht zeigen darf, denke. Unsere Sonntagsschulen sind zerstreut, unsere Lehrstunden aufgegeben und unser Volk wie Schafe ohne Hirten.“

Der Unterschied zwischen der Lage des südlichen und nördlichen Irland gibt ein merkwürdiges Zeugniß für den Segen des religiösen Unterrichts. Im Norden herrscht Ruhe, weil das Volk durch die Bibel erzogen wird; im Süden kennt man sie kaum. In Lisburne z. B. (Grafschaft Antrim) genießen unter zehn Kindern neun Religionsunterricht, im Süden einer von fünf und siebzig.

(Armenien.) Deutsche Missionare befinden sich seit etwa funfzehn Jahren an der Grenze von Persien, Armenien und Georgien, und arbeiten mit bewundernswerther Ausdauer an der Wiedergeburt der Alt-Armenischen Kirche und an der Evangelisirung Persiens. Ihre Lage unter eifersüchtigen Priestern und Mullahs bringt von selbst eine stille, unscheinbare Thätigkeit mit sich; aber wenn erst der Sauerteig unter diese todte Masse gebracht ist, so ist kein Zweifel, daß er sie durchsäuert. Schon ist ein heiliger Anbruch vorhanden, wie aus den Missionsnachrichten näher bekannt ist. Wir machen es uns zur Aufgabe, über die alten Kirchen des Morgenlandes Nachrichten mitzutheilen, welche zur Charakteristik derselben dienen können, und beginnen mit der Erzählung eines Besuchs, welchen die Missionare Sprömberg (ein Preuße) und Hörnle (ein Würtemberger) von Schuscha aus im Mai 1833 dem Erzbischof von Albanien abgestattet haben. „Heute früh (28. Mai) führte uns der Weg zum Kloster Kanzahar, wo der Erzbischof von Albanien seinen Sitz hat, bald in eine schöne Buchenwaldung und meist ziemlich steil bergab. Bei angenehmer Unterhaltung zogen wir zu Fuß voran, bis wir in das Thal des Katschinflusses kamen. Daselbst zogen zahlreiche Heerden in die höher gelegenen Gegenden, um dort den Sommer über zu bleiben. Nachdem wir etwas geruht und die Pferde hatten weiden lassen, machten wir uns wieder auf den Weg, und gelangten zu dem erzbischöflichen Kloster, das auf einem ziemlich hohen und steilen Berge liegt. Wer Klöster in Deutschland oder der Schweiz gesehen hat, der mache sich keine zu hohen Vorstellungen von diesem Kloster, welches, nach hiesiger Art gebaut, überall die Spuren des Verfalles an sich trägt, ausgenommen das Haus, worin der Erzbischof selber wohnt, das noch ziemlich neu zu seyn scheint. Das Ganze bildet ein Viereck, in dessen innerem Raume die alterthümliche Kirche steht. Sie ist aus gehauenen rothen Steinen, mit mannichfaltiger Bildhauerarbeit, wenn man es so nennen darf, verziert. Am Eingang innerhalb des Thores zur Linken befindet sich eine Reihe von Zellen für die Klostergeistlichen, im Vordergrunde das Haus des Bischofs. Als wir ankamen, standen grade einige Geistliche im Hofe und einer derselben führte uns bald zum Erzbischof. Gleich vom Hofe ging's in ein kleines Vorzimmer, wo rechts eine Thüre war, die in ein finsteres Gemach führte, so daß wir die Hände gebrauchen mußten, um uns vor dem Fallen zu bewahren. Hier saß der Erzbischof auf einem Ruhebette und hieß uns mit lauter Stimme willkommen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Freundschaftsbezeugungen gab es von seiner Seite mancherlei zu fragen, wobei uns oft das Antworten wegen Ungeübtheit in der Sprache schwer fiel. Es war uns ein Anliegen vor dem Herrn, daß unser Besuch möglichst dazu dienen möchte, auf der einen Seite die freundschaftliche Verbindung, in welcher wir mit dem Erzbischofe stehen, zu unterhalten, und auf der anderen Seite gleichwohl der Wahrheit des Evangeliums nichts zu vergeben.

„Beklagenswerth ist die Unwissenheit, welche einem hier auf jedem Schritte begegnet; und ihre ganze Wissenschaft scheint die Magd der Gewinnsucht geworden zu seyn. Auch nicht die geringste Kenntniß, weder von alter noch von neuerer Kirchengeschichte, trifft man bei ihnen an; und namentlich ist ihnen die Reformation ein Ereigniß, von dem nur einige dunkle Gerüchte zu ihren Ohren gelangt sind. Auf der einen Seite fühlen sie selbst diesen Übelstand; der Erzbischof beklagte sehr den Verfall ihrer Kirche, der durch die Herrschaft der Muhamedaner herbeigeführt worden sey. Allein ungeachtet sie nun schon eine Reihe von Jahren unter Russischer Oberherrschaft stehen, so sieht man doch bei ihnen wenig Regung zu etwas Besserem. „„Kann auch ein Mohr seine Haut ändern und ein Parder seine Flecken?““ Kommt die Hülfe nicht von Oben und von Außen, so ist keine Hoffnung da, daß eine wesentliche Veränderung unter dem Volke vorgehen werde. Zu bedauern ist, daß unser Bemühen für jetzt wenigstens eingestellt werden muß. Zwar ist Manches schon angeregt, und mögen auch die Widersacher schnauben, der Herr wird das angefangene Werk nicht liegen lassen.

„Von dem Vielen, worüber gefragt und gesprochen wurde, nur Einiges. Der Erzbischof fragte: „„Warum bauet ihr keine Kirche? Ich sage oft den Leuten, ihr bekennet, daß Christus Gott sey, und seyd darum im Grunde mit uns eins; aber sie sagen: Wie können die Deut-

schen Christen seyn, da sie keine Kirche haben, sondern nur in einem Zimmer zusammen kommen?"" Ich versicherte ihm, daß es in unserem Vaterlande gewiß nicht an Kirchen fehle; und daß wir bis jetzt keine hätten, davon liege der Grund einzig in unserer geringen Anzahl und in der Kostspieligkeit eines solchen Baues. Daß es übrigens möglich sey, auch in einem Wohnhause auf christliche Weise Gott zu verehren, sehen wir an den ersten Christen, welche, wie in der Apostelgeschichte geschrieben stehe, von Haus zu Haus gingen und dort ihre Andacht hielten; und wenn sie von den Heiden vertrieben wurden, flohen sie in die Wälder und Wildnisse, und dienten daselbst dem Herrn. Unser Glaube sey der: daß jeder Christ ein lebendiger Stein an dem großen Tempel Christi seyn solle, in welchem der heilige Geist wohne. Würde diese Kirche einmal recht erbaut, so würden auch die steinernen gebaut werden. Ich erzählte ihm nun, wie viele abendländische Christen daran arbeiten, daß diese geistige Kirche möge ausgebreitet werden, und wie zu dem Ende viele Exemplare heiliger Schriften in verschiedenen Sprachen gedruckt und vertheilt, und Missionare überall hin ausgesendet werden, um das Evangelium zu verkündigen. Auch gab ich ihm zu verstehen, wie lieb es uns wäre, wenn die Armenischen Christen uns bei der Predigt des Evangeliums unter den Muhamedanern hülfreiche Hand bieten würden. Er schien damit sehr zufrieden.

„Auf die Frage, warum wir kein Kreuz machen, antwortete ich ihm, daß (sie berufen sich häufig auf diese Stelle), wenn Christus gesagt habe: „„Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach,"" er wohl nicht ein Kreuz von Holz gemeint habe, denn sonst müßte ja jeder Christ ein solches nachschleppen; sondern er habe vielmehr durch diese Worte andeuten wollen, daß wir nicht unseren bösen Neigungen, sondern seinen Vorschriften nachwandeln sollen; was für unseren alten Menschen Kreuz genug sey. Gern hätte ich ihm noch gesagt, daß das Kreuzmachen auch in unserer Kirche hie und da geschehe, ohne daß man einen so hohen Werth darauf lege, allein er ließ mich nicht ausreden, sondern fragte etwas Anderes. — Es schien ihm wohl zu gefallen, als ich ihm versicherte, daß auch bei uns die Taufe, das heilige Abendmahl, die Trauung und die Einweihung zum geistlichen Stande auf eine feierliche Weise geschehen. Auch fragte er, ob in unserer Kirche Bischöfe seyen u. s. w., worauf ich ihm sagte, daß es auch in unserer Kirche eine Ordnung im geistlichen Stande gebe; doch bestehe neben der geistlichen Aufsicht über die Kirche auch eine weltliche, so daß nicht alles bloß von den Geistlichen geleitet werde. — Am Abend, nachdem wir dem Gottesdienst beigewohnt, der übrigens einen sehr widrigen Eindruck auf uns machte, indem der Gesang und die Gebete ohne alle Andacht hergeschrien und geplappert wurden, nahmen wir an dem gemeinschaftlichen Abendessen Theil. Noch wurde viel über Länder und Völker, worüber sie in großer Unwissenheit leben, gesprochen. So denken sie sich z. B. Deutschland als ein einziges Königreich und können es gar nicht begreifen, wenn man von Preußen oder einem anderen Deutschen Lande spricht, und fragen immer wieder, wer doch der König von Deutschland sey?

„Den 29. Mai, nachdem wir uns nach genossenem Frühstück beim Erzbischof verabschiedet hatten zogen wir unsere Straße weiter. Es war ein schöner Tag. Alles um uns her so frisch, lebendig, überall große Viehheerden, ein rauschender Fluß, hohe Berge mit dunklem Walde bedeckt. Welch ein Garten der Natur! O möchten die Menschen darin doch bald ein rechter Garten Gottes werden! Wann wird die schöne Zeit kommen, wo man in diesen Ländern Kinder Gottes antrifft, an denen das Herz sich ergötzen kann? Trauliche Gespräche über mancherlei gemachte Erfahrungen versetzten uns oft in die liebe Heimath, für welche das Herz noch immer mit voller Wärme schlägt. Es ist ein eigenes

Gefühl, in einer schönen Natur Niemand zu finden, dem das volle Herz sich mittheilen kann. Fremdling unter seinen Brüdern sehnt man sich nach dem Vaterlande, wo weder Sprache noch Sitten die Herzen trennen. Auch in dieser Beziehung ist es sehr tröstlich, erheiternd und stärkend, wenn wenigstens zwei mit einander ihren Pilgerpfad wandeln." (Evang. Heidenbote.)

(Frankreich.) Fragt man, woher in Frankreich die Auflösung aller heiligen und sittlichen Verhältnisse komme, so wird man häufig auf die Revolution zurückgewiesen. Allein woher ist denn die Revolution selbst gekommen? Sollte diese nicht vielmehr ein Kind der Zerstörung alles Glaubens und alter Sitte seyn? Eine Zeitung gibt uns einen wichtigen Aufschluß für die jüngstvergangene Zeit: Vom Februar 1817 an bis zum Schlusse des Jahres 1824, also innerhalb acht Jahren, erschienen zu Paris unter den Augen der Staatsbehörden in neuen Auflagen alle jene Werke, welche die Katastrophe von 1789 mit ihren entsetzlichen Folgen eingeleitet, gelehrt und zum Ausbruche gebracht hatten; und zwar:

Die vollständigen Werke Voltaire's in . .	1,598,000 Bänden.
= = = Rousseau's in .	480,500 =
Einzelne Werke dieser Schriftsteller in . . .	81,000 =
Die Werke des Helvetius, Diderot, Raynal, St. Lambert, Condoreet, Holbach, Dupuis, Volney, Dest. Tracy, Montesquieu, Marmontel, Freret, Sieyes, Th. Payne	207,900 =
Verschiedene von neueren Schriftstellern eigens zur Vergiftung der Jugend bestimmte, größtentheils historische Werke, z. B. von Llorente, Gallois, de Plancy, Gregoire, Boulay de la Meurthe, Dulaure, Bodin, Rabbe, Scheffer, Barbaroux u. A.	240,000 =
Die unzüchtigen Werke Pigault-Lebrun's	128,000 =
	2,735,400 Bände.

Hiezu müssen wir nun noch jene Unzahl von Brochüren und Pamphlets in Prosa und Versen, und vor Allem das auflösende Gift jener 90,000 revolutionären Journale und Zeitungen rechnen, die täglich über ganz Frankreich ausgestreut worden sind. Werden wir aber nach dieser Übersicht nicht zu der Anerkenntniß gezwungen seyn, daß die vierzehnhundertjährige Dynastie der allerchristlichsten Könige in den drei Juliustagen nicht sowohl den Pflastersteinen des Pariser Pöbels, als vielmehr den zerstörenden Kräften dieser zwei Millionen Siebenmalhunderttausend unchristlichen, aufrührerischen und unzüchtigen Bände unterlegen ist? weil jene, die berufen und verpflichtet waren, den Thron wie das Volk gegen solches Gift zu schützen und zu wahren, es leichtfertig oder mitschuldig in immer mächtigeren Quellen, in immer breiteren Strömen sich ergießen ließen! — — Und Deutschland? Was geschah und geschieht dort seit dem Jahre 1817 bis zum Schlusse des Jahres 1833? Wir wollen und können die Antwort auf diese Frage nicht in so festen, sprechenden Zahlen ausdrücken, wie wir es eben für Frankreich gethan. Doch wo die Thatsachen aller Orten so lautes Zeugniß geben, wo die Beweise in stets rascher andrängenden Massen und in so handgreiflicher Nähe Jeden berühren und erschüttern, der zu hören, zu sehen und zu denken vermag: da bedarf es wahrlich keiner detaillirten Nachweisung. (Münchner pol. Zeitung.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 5. März. № 19.

Mittheilungen über Frankreich.

(Schluß.)

„Man wird die Reformation jetzt nicht mehr aus der Kirche herausbringen können, eben so wenig als die erste Einführung des Christenthums in die Welt. Werke Gottes alle beide, bleiben sie alle beide und werden ewiglich bleiben. Jedesmal, wenn eine protestantische Parthei ihrerseits auftrat, fing sie damit an, dasselbe zu sagen. Sie rief Allen zu, es handle sich nicht darum, so oder so zu seyn und zu heißen (wobei sie alle früheren Kirchenpartheien nannte), sondern einzig darum, ein Christ zu seyn; — und diese Sekte, welcher Art sie war, mußte sich doch entschließen, einen Namen sich zu geben, oder zu empfangen, und sich bescheiden in die Reihen der alten Partheien zu fügen. Wir sind überzeugt, was den alten Versuchen begegnete, wird auch das Schicksal der neuen seyn. Das Wörterbuch wird mit einem neuen Namen einer neuen Sekte bereichert werden, und das ist Alles. Es ist unmöglich, daß die Geistigkeit des Evangeliums sich nicht immer unter einer menschlichen Hülle darstelle, so lange Menschen seine Diener und Verkündiger seyn werden. Will man, bei so löblichen Bestrebungen, auf eine übermenschliche Reinheit Anspruch machen? Gewiß nicht. Grade deshalb aber, weil wir wissen, daß man nicht darauf Anspruch machen, und noch weniger sie erreichen kann, werden wir den Protestantismus nicht verwerfen, wäre es auch nur, um nicht mit einem anderen Namen einen neuen Versuch wagen zu müssen. Dieser Name ist wenigstens bereits hinreichend bekannt und erprobt. Desto schlimmer für die, die ihn mißbrauchen oder travestiren! Wir sprechen mit dem Apostel: „„Das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist.““ Aber, fügen wir auch hinzu, wer auswendig und inwendig zugleich ist, hat keinen Grund, den Namen zu verwerfen.

Wir können den Namen Protestantismus nicht den Feinden des evangelischen Christenthums überlassen. So gegen den Protestantismus sich erheben, heißt, sich gegen das größte Werk erheben, das Gott seit der ersten Einführung des Christenthums auf Erden gethan hat. Es heißt, auf die größten Männer Gottes, die seit den Aposteln die Kirche verherrlichten, den Tadel werfen, sie seyen nicht schlechthin Christen gewesen. U. s. w.

Alle Schmerzen vereinigen sich und rufen, so zu sagen, einer den anderen herbei. Während man von einer Seite den Reformirten Kirchen zu sagen scheint, daß das Christenthum nicht mehr ihre Sache sey, und das im Interesse des Christenthums selbst, sieht man in diesen Kirchen unächte Kinder den rechtmäßigen sich widersetzen; „„den, der nach dem Fleische geboren ist, verfolgen den, der nach dem Geiste geboren ist““ (Gal. 4, 29.). Welche von beiden besitzen aber die ältesten Urkunden, die gültigsten Rechtstitel? Für was kann man diese vorgeblichen Reformirten, die von der Reformation nichts als den Namen haben, und den noch kaum beibehalten, anders halten als für eingedrungen in das Erbe, das sie an sich gerissen haben? Zwar suchen sich die getreuen Kinder unserer Kirchen bei der unbilligen Behandlung, die sie nur zu oft erdulden müssen, über ihren Verlust und ihre zeitlichen Leiden mit den geistlichen Eroberungen und den reinen, von ihrer Uneigennützigkeit unzertrennlichen Freuden zu trösten. Aber wie lange noch soll das Recht verkehrt werden, das Recht der Kirche, und soll man mit dem Propheten sagen, daß der Grund zerstört sey. Seyd ihr denn stumm, daß ihr nicht reden wollt, was recht ist, und richten, was gleich ist, ihr Menschenkinder? (Ps. 58, 1—3.) —

Man fuhr dieses Jahr mit den Absetzungen fort, mit denen man leider angefangen hatte. Wen treffen diese Absetzungen, oder wollen sie treffen? schlechte Prediger? solche die durch moralische Vergehen ihre Gemeinden geärgert haben? oder solche, die die Quellen des einzigen Unterrichts der unwissenden Generationen vergifteten, indem sie alles mögliche auf die Kanzel brachten, nur nicht die christliche Lehre? Kein Gedanke. Wunderlich genug, sind es immer eifrige, liebevolle, gläubige Diener Christi. Hat sie der Schlag nicht schon erreicht, so beunruhigt man sie doch, und das aus keinem anderen Grund, als ihrer religiösen Grundsätze wegen und des Grades von Eifer, mit dem sie sie zu verbreiten streben. Hierin gleichen sich der Norden und der Mittag.

Ein Punkt, der bemerkt zu werden verdient, besteht in der ungeheuren Autorität, die sich gewisse Consistorien*) anmaßen, und die demüthigende Abhängigkeit, in die viele Pfarrer in Folge dieser Anmaßung gefallen sind, oder bald fallen werden. Es gibt fromme Consistorien, denen die Ausbreitung des Reiches Gottes in ihren Kirchen am Herzen liegt; aber viele, aus Männern zusammengesetzt, die, nicht im Buche des Lebens, sondern im Steuerregister oben an geschrieben stehen, sind dem Evangelium offen zuwider. Augenscheinlich überwältigt gegenwärtig in Frankreich das eine Element der Kirchengewalt das andere, und das Gleichgewicht, diese Garantie der Mäßigung und Gerechtigkeit, findet nicht mehr statt. Wenn die Protestantischen Kirchen in ihrem Ursprung der tyrannischen Gewalt einer souveränen, absoluten, ganz isolirten Geistlichkeit dadurch zu entrinnen strebten,

*) Die Consistorien in Frankreich sind Presbyterien für einige Kirchen zugleich und daher größtentheils aus Laien zusammengesetzt. Der Maaßstab der Zusammensetzung ist durch das bürgerliche Gesetz bestimmt und zwar so, wie oben angedeutet wird.

Anmerk. des Einsenders.

daß sie Laien in ihre Verwaltungsbehörden aufnahmen, so scheinen sie jetzt dagegen beinahe der Zerstörung sogar der Idee irgend einer Geistlichkeit und des evangelischen Predigtamts entgegen zu gehen. Und wenn anders die Mitglieder desselben nicht fühlen und einsehen, daß es in ihrem Interesse liegt, bis auf einen gewissen Punkt einen Körper, ein Ganzes zu bilden*) und ihre unveräußerlichen Vorrechte gegen und wider Alle, welche sie verkennen, zu behaupten, so werden die Diener des göttlichen Wortes einer nach dem anderen geschlagen, geplündert, unterjocht werden, und alle zusammen unter den Heerden ihres Meisters nichts mehr seyn als besoldete Beamte, Commis, die man verabschieden kann, sobald sie dem Einen oder dem Anderen der Mächtigen dieser Welt, gegen die sie zu kämpfen haben, mißfallen. Was würde von dem Augenblicke an aus der Würde des heiligen Predigtamts werden? was aus jener Unabhängigkeit, ohne die es seinen Auftrag nicht als von Seiten des Herrn, der es ursprünglich eingesetzt hat, erfüllen kann? u. s. w.

Wir müssen Einiges über die Dissidenz sagen. Die eigentliche Dissidenz hat sich im Jahre 1833 in Frankreich nur wenig ausgebreitet, aber doch ausgebreitet. Man muß hiebei zwei verschiedene Stellungen unterscheiden. Erstens die Errichtung von separirten Kirchen in einer durchaus Römisch-Katholischen Gegend. Können wir auch nicht die Grundsätze über die Kirchenverfassung theilen, die man dabei in Anwendung bringt, so ist es doch klar, daß solche Gemeinden in der Mitte papistischer Gegenden sehr viel Gutes wirken, indem sie die Seelen zur Erkenntniß des Heiles führen. Wir freuen uns darüber und haben uns beeilt, diese Sachen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Wollte Gott, daß ganz Frankreich christlich-dissidentisch wäre, statt papistisch oder ungläubig. Aber die Dissidenz kann sich zweitens auch in Reformirten Kirchen festsetzen. Auch da volle Gewissensfreiheit! Doch fragen wir, ob es nicht traurig ist zu sehen, wie oft zwei oder drei Seelen sich von einem Seelenhirten trennen, der weder Socinianismus noch Arianismus predigt, sondern das Wort Gottes, so weit es ihm verständlich geworden ist, — wie sich zwei oder drei Seelen vielleicht etwas unbesonnener Weise trennen, und allein, beiseits, ohne Führer wandeln, oder sich unter die Leitung eines Führers stellen, der vielleicht wenig befähigt ist, sie aufrecht zu erhalten? wäre es nicht besser, besonders in Frankreich, Angesichts des großen Babylon, wie die Reformatoren sagen würden, die Bestrebungen für die Verbreitung des göttlichen Reiches zu concentriren? u. s. w.

Eine andere wichtige Dissidenz ist im verflossenen Jahre in Frankreich an den Tag getreten. Der Methodismus (wir verstehen darunter den wirklichen, Englischen Methodismus, und nicht was die Weltleute aus Unwissenheit**) so zu nennen pflegen) hat angefangen, sich als Sekte festzusetzen. Wir urtheilen hierüber wie über die Dissidenz. Möchten die Methodisten unter den dreißig Millionen Papisten oder Ungläubigen arbeiten! das Feld ist weit genug und wir wollen uns ihrer Eroberungen freuen. Aber welchen Grund haben sie, Reformirte Kirchen, die gläubige Prediger zählen, nunmehr offen mit Krieg, mit Eroberungskrieg zu überziehen? Viertausend Seelen in dem einzigen Departement du Gard! Eine Steuererhebung von 2,000 Franken in einem einzigen Dorfe und für ihr besonderes Interesse! und das Alles, um offen die rein reformirten Grundsätze zu bestreiten, denen schon außerdem so viel Meinungen feindlich entgegenstehen! Wir appelliren an ihr eigenes Gewissen, denn wir wissen, daß es christlich ist, daß sie unsere Brüder sind, und daß wir das Recht hätten, in ihnen nur Freunde zu finden.

Die christliche Mildthätigkeit ist dieses Jahr durch einen öffentlichen Aufruf — wir hoffen, nicht ohne Erfolg — zum Besten der Kirche, die sich in Lyon unter die Leitung des Pfarrers Adolph Monod gestellt hat, in Anspruch genommen worden. Wie es sich auch mit dem Ursprung und den Verhältnissen dieser neuen Kirche verhalten mag, wir mögen und können sie nicht anders, als wie eine Reformirte Kirche betrachten. Zwar nimmt sie nicht den Namen einer solchen an, aber wenn sie dagegen das Wesen, den wahren Charakter besitzt . . .? Ihr geistlicher Vorsteher ist im ausgezeichneten Grade ein Diener des Wortes nach dem reformirten Glaubensbekenntnisse. In unseren Augen hat er sich als einen treuen Vertheidiger desselben bewiesen, und gewiß bereut er sein festes und reines Betragen nicht. Wenn es so viel Ehre bringt, das zu seyn, als was man sich zu zeigen wußte, warum sollte man etwas Anderes scheinen?

Eine große Anzahl Protestantischer Kirchen sind in Frankreich erbaut worden und man bereitet sich, andere noch zu errichten. Wir freuen uns darüber, in der Hoffnung, daß Christus darin gepredigt werden wird, wäre es auch ein wenig um Haders willen (Phil. 1, 15.). Wir erwarten es. Wir wissen, daß das Evangelium nicht plötzlich kommen kann, nicht in all seiner Reinheit; aber es ist schon etwas, es ist viel, daß man dahin strebt. Übrigens wird die Frucht der Gerechtigkeit in Frieden gesäet, denen, die Frieden halten. Säle für evangelischen Gottesdienst wurden eröffnet, unter andern zu Arles durch Herrn Pfarrer Blanc von St. Gilles, zu Chalons an der Saône, zu Tournus durch den Herrn Prediger Hofman (aus der Waadt), anderwärts haben auf verschiedenen Punkten durch die Betriebsamkeit Anderer religiöse Versammlungen angefangen. Aber während neue Feuerheerde sich entzünden, so gehen auch andere unglücklicher Weise aus.

Im Herbste wurden zwei Reisen in's südliche Frankreich unternommen. Die eine im Westen durch Herrn Pfarrer Grandpierre, Direktor des Missionshauses in Paris, im Interesse der Missionssache, die der Unterstützung von Seiten der Kirche bedarf.

*) In dieser Beziehung könnte die Errichtung von Prediger-Synoden vortheilhaft seyn.

**) Oder auch ohne Unwissenheit, wie z. B. der Pariser Protestant vom letzten Jahre, der offen sagte, der Name Methodisten sey eigentlich nicht historisch richtig, er wolle ihn aber doch ferner gebrauchen, um die zu bezeichnen, die noch — den Lehren der Französischen Confession zugethan seyen!

Anmerk. des Einsenders.

Herr Grandpierre ist bis Toulouse hinab gereist. Die andere auf der Ostseite durch Herrn Pfarrer Galland, eins der Mitglieder der evangelischen Gesellschaft in Genf, theils um die Arbeiten der Bibelverträger (colporteurs) und Evangelisten, welche diese Gesellschaft nach verschiedenen Punkten aussendet, zu inspiciren, theils um die Pfarrer zu besuchen. Man hat, wie es scheint, eingesehen, daß es nicht ohne Frucht seyn würde, diese Art von evangelischen Reisen zu erneuern, da sie so ganz geeignet sind, die christlichen Verbindungen zu unterhalten." —

Nachrichten.

(London.) Dem Erzbischofe von Canterbury ist von der gesammten Geistlichkeit von England und Wales am 6. Februar eine Addresse überreicht worden. Zehn Archidiakonen, drei Dechanten und mehrere Doktoren und Professoren der Theologie von Oxford und Cambridge bildeten die dazu gewählte Deputation, welche sich in einem Privathause versammelte, und um 12 Uhr nach dem erzbischöflichen Palast von Lambeth (nahe bei London) ging; der Erzbischof empfing sie, in Gegenwart seiner Kapläne, in seiner Bibliothek; und der Archidiakonus von Canterbury, J. Croft, nahm das Wort: „Als erster Archidiakon von England habe ich die hohe Ehre, von meinen hochehrwürdigen Brüdern ernannt zu seyn, um vor Ew. Gnaden bei der gegenwärtigen wichtigen Gelegenheit mit der Addresse der Geistlichkeit von England und Wales zu erscheinen; denn so fühle ich mich berechtigt, eine Addresse zu nennen, die überall, wo sie umgelaufen ist, einiger kleinen Änderungen ungeachtet, wesentlich dieselbe ist, und die Unterschriften von 6,530 Geistlichen unserer apostolischen Kirche erhalten hat." Hierauf las der Archidiakonus die Addresse: „Wir, die unterzeichneten Geistlichen von England und Wales, wünschen vor Ew. Gnaden zu erscheinen mit dem Ausdruck der Ehrfurcht vor dem heiligen Amte, zu welchem die göttliche Vorsehung Sie berufen hat, der Hochachtung und der Verehrung für Ihren persönlichen Charakter, und der Dankbarkeit für die Festigkeit und Weisheit, welche Sie unter Umständen besonderer Verwickelung und Gefahr bewiesen haben. Zu einer Zeit, wo täglich Ereignisse vor unseren Augen sich zutragen, welche das Überhandnehmen latitudinarischer Gesinnungen, und die Unwissenheit bekunden, welche über die geistlichen Ansprüche der Kirche stattfindet, verlangt uns ganz besonders danach, Ew. Gnaden die Versicherung unserer treuen Anhänglichkeit an die Lehre und Verfassung der Kirche, welcher Sie vorstehen, und deren Diener wir sind, auszusprechen; und unsere festgewurzelte Liebe zu der ehrwürdigen Liturgie, in welcher sich die Sprache uralter Frömmigkeit, und des ursprünglichen orthodoxen Glaubens aufbewahrt hat. Und während wir entschieden uns lossagen von jener unruhigen Veränderungssucht, die gewaltsam einreißen möchte in kirchlichen Dingen, wünschen wir nichts desto weniger unsere feste Überzeugung auszusprechen, daß wenn irgend etwas in unserer Kirche wegen des Verlaufs der Zeit oder der veränderten Umstände Erneuerung oder Verbesserung bedarf, Ew. Gnaden und unsere anderen geistlichen Vorgesetzten auf die freudige Mitwirkung und treue Unterstützung der Geistlichen rechnen dürfen, um Maaßregeln in's Leben zu rufen, deren Zweck es ist, die Disciplin der alten Zeit wieder herzustellen, das Band zwischen den Bischöfen, den Geistlichen und den Gemeinden fester zu knüpfen, und die Reinheit, das Leben und die Einheit der Kirche zu fördern."

Auf diese Addresse ertheilte Se. Gnaden der Erzbischof folgende Antwort:

„Herr Archidiakonus und meine hochwürdigen und hochehrwürdigen Brüder! Mit besonderem Vergnügen empfange ich diesen Ausdruck Ihrer Liebe gegen mich und Ihrer Billigung meiner geringen Bemühungen, meine Amtspflichten zu erfüllen; noch größer aber wird meine Freude, wenn ich an den Gegenstand denke, um den es Ihnen zu thun war, und die guten Folgen, die ohne Zweifel aus dieser öffentlichen Erklärung Ihrer Gesinnungen hervorgehen werden. Wenn man verbreitet hat, die Anhänglichkeit an die Lehre und Verfassung unserer Kirche habe unter den Geistlichen aufgehört, sie schätzten die Liturgie gering, mißtrauten ihren geistlichen Vorgesetzten, und seyen begierig nach einer Umwälzung, so wird diese Erklärung Ihrer Ansichten und Gesinnungen das Mißverständniß berichtigen, und die Hoffnungen, die man darauf gegründet hat, zu Schanden machen. Und wenn von der anderen Seite man die Geistlichen beschuldigt, daß sie Parthei nehmen für die Mängel und Verderbnisse der Kirche, und einen entschiedenen Widerwillen hegen gegen Fortschritte, aus Bigotterie oder niedrigeren Beweggründen, so erweisen dergleichen Beschuldigungen durch diese Addresse sich gleichfalls als grundlos. Ich betrachte sie als einen direkten Widerspruch gegen alle Verdrehungen und Lügen der verschiedensten Art, die man weit und breit ausgesprengt hat; als ein Bekenntniß Ihrer unerschütterten Anhänglichkeit an die Nationalkirche, deren Glauben und Gebräuche; als ein Zeugniß Ihrer Ehrfurcht vor dem bischöflichen Amt, und Ihrer herzlichen Hochachtung vor Ihren Bischöfen. Dadurch offenbaren Sie vor aller Welt die wahren Gesinnungen der Geistlichkeit, setzen Ihre Liebe für kirchliche Ordnung und alte Grundsätze außer Zweifel, und entmuthigen die Neuerungssucht, ohne doch ächten Verbesserungen den Weg zu versperren. Mir und den anderen Prälaten, obwohl wir nicht Ursache hatten, an der Liebe unserer Brüder zu zweifeln, wird diese freiwillige Aussprache Ihrer Gesinnung neues Vertrauen einflößen. Was mich betrifft, so bekenne ich, daß, ungeachtet eines tiefen Eindrucks von der Gefahr, in der wir uns befinden, und des Bewußtseyns meiner Schwäche, ich ohne Furcht in die Zukunft blicke, in der Hoffnung, daß durch den Segen des allmächtigen Gottes und den Beistand seines heiligen Geistes die Kirche nicht allein bewahrt bleiben wird vor den Gefahren, die jetzt ihr Daseyn bedrohen, sondern noch sicherer und dauernder befestigt und gegründet werden wird zu immer größerem Nutzen und Gedeihen." — Die Unterschriften aus einigen Diöcesen waren noch nicht vollständig eingegangen, die Zahl der unterzeichneten Geistlichen soll schon über 8,000 betragen.

Als ein Nachtrag zu unserer Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in England möge noch folgende Erklärung des Grafen Grey im Oberhause hier stehen, welche von unseren Zeitungen nur sehr unvollständig mitgetheilt worden ist:

Am 4. Februar erklärte der Englische Premierminister, in Bezug auf die Äußerungen des Herzogs v. Wellington auf Veranlassung der Thronrede, über die Kirchenangelegenheiten sich also: „Wenn der edle Herzog in der That es wünschte, daß er sein Glaubensbekenntniß über diesen Gegenstand ablegen solle, so wolle er es offen und ohne seiner Ansichten im geringsten sich zu schämen, thun. Er wolle daher den edlen Herzog versichern, daß er ein aufrichtiger, entschiedener Freund der Kirche von England sey, daß er immerdar sie unterstützt habe (Beifall), daß er nie jenen Theorien, mit wie schönen Namen, der Trennung von Kirche und Staat, man sie auch bezeichnen möchte, huldigen werde; die, in sich selbst chimärisch und excentrisch, in ihren Ergebnissen nur Gefahr bringend seyn könnten. Diese seine Ansichten habe er, sowohl in diesem Hause als vor Dissenters, klar und deutlich ausgesprochen. Er wünsche von Herzen, daß man gegründeten Beschwerden abhelfen, unverdiente

Rechtseinschränkungen entfernen möge; wolle man aber noch weiter gehen, versuche man, Kirche und Staat zu trennen, wegen der leeren Behauptung Einiger, daß eine solche Verbindung unchristlich sey, wenn dies das Ziel sey, so wisse er, was er zu thun habe; er kenne dann die Stelle wohl, wo er stehen müsse; allen solchen Bemühungen werde er den entschiedensten, unbeugsamsten Widerstand entgegensetzen; diejenigen, welche es mit einem solchen Angriff versuchten, würden nicht allein finden, daß er kein Vertheidiger ihrer Lehren sey, sondern daß unter allen Umständen und auf jede Gefahr hin er ihr unversöhnlichster Gegner sey (Beifall). Aber um der Kirche selbst willen glaube er, — und diese Ansicht theile er mit einigen ihrer wärmsten Freunde — daß ihr Zustand untersucht und Vieles darin heilsam verändert werden müsse, um alle Beschwerden abzustellen."

(Waadt.) Die traurigen Scenen, die in Vevay bei Gelegenheit des Winzerfestes statt hatten, sind den Lesern der Ev. K. Z. bekannt. Eine ähnliche, nur noch bedeutungsvollere fand in der Nacht vom 30. auf den 31. December v. J. in einem Landstädtchen, Romain-Motiers, statt. Hatte man dort die blutigen Auftritte mit dem Gesetze vom 20. Mai (1824) entschuldigt, welches alle religiösen Versammlungen „der sogenannten Momiers" verbietet, von der Regierung aber seit einiger Zeit nicht mehr gehandhabt wurde, so wollte man sich hier zur Vertheidigung desselben Gesetzes ähnlicher Gewaltthat bedienen. Die Regierung hatte nämlich nur scheinbar und momentan dem Sturm der Leidenschaften nachgegeben, indem sie gleich nach den Ereignissen in Vevay, denen einzelne ähnliche an anderen Orten und namentlich in Lausanne selbst nachfolgten, alle religiösen Versammlungen, selbst Missionsstunden u. dergl., polizeilich verwehrte; denn zu gleicher Zeit arbeitete sie einen Gesetzesvorschlag aus, der nicht nur die Abrogation jenes berüchtigten Gesetzes enthielt, sondern auch ausführliche Bestimmungen rücksichtlich der Versammlungen der Dissidenten und ihrer kirchlichen Stellung zum Staate. Durch dieses Gesetz wären die Independentenkirchen förmlich anerkannt und geregelt, und ihre Prediger namentlich zur Verrichtung von Taufhandlungen und Trauungen berechtigt worden. Andererseits enthielt der Vorschlag freilich Bestimmungen, die keineswegs geeignet waren, die Existenz oder doch die Ruhe der Dissidentenkirchen zu sichern, da dieselben wieder dann so oft hätten geschlossen und unterdrückt werden können, als sie (schuldiger oder unschuldiger Weise) Anlaß zu Volkstumult gegeben hätten. Am wenigsten aber war in dem Vorschlage die Evangelische Staatskirche bedacht worden. Hatte das Gesetz vom 20. Mai, ohne Unterscheidung der Separatisten und der reformirten Christen, die religiösen Versammlungen untersagt und bei dem Volke den Haß gegen das Christenthum, innerhalb wie außerhalb der Staatskirche, genährt und unterhalten, so enthielt der neue Vorschlag nur Toleranzmaaßregeln rücksichtlich der Dissidenten, so daß bei seiner Annahme dasselbe Vorurtheil gegen die erbaulichen Versammlungen innerhalb der Evangelischen Kirche, und gegen die seelsorgerliche Thätigkeit gläubiger Pfarrer geblieben seyn würde. Indeß, diese Seiten des Gesetzesvorschlags wurden von der Volksmasse übersehen; sie faßte den Hauptpunkt: die Duldung und Quasi-Anerkennung der Independentenkirchen in's Auge. Die Aufregung war grenzenlos, wie sich schon aus der Zahl der Bittsteller schließen läßt, die sich in Petitionen pro und contra an den Großen Rath

wandte. Achttausend sprachen sich gegen die Duldung aus, dreitausend theils unbedingt für Religionsfreiheit, theils für gewisse Duldung, theils noch unbestimmter. Unter den ersteren befanden sich Manche, deren blinde Anhänglichkeit an die alte Kirchenform von den Feinden des Evangeliums künstlich benutzt worden war. Je näher nun die Zeit kam, wo der Gesetzesvorschlag der Regierung vom Großen Rathe berathen werden sollte, desto höher stieg die Erbitterung. Eine Petition des Pfarrers von Romain-Motiers für Gewissensfreiheit zog ihm eine Verfolgung zu, die diesmal in einem nächtlichen Überfall einer höchst zahlreichen bewaffneten und maskirten Bande bestand. Die Behörden blieben in Unthätigkeit; die Thäter sind „nicht entdeckt" worden; aber der Prediger mit seiner Familie wurde in dem belagerten, beschossenen, erbrochenen und durchsuchten Pfarrhause durch eine höhere Hand sicher bewahrt. Sind Vermuthungen erlaubt, so war das Ganze nicht bloß ein partikuläres Ereigniß, sondern zugleich theils ein Versuch, den Rath und die Regierung einzuschrecken, theils eine Probe, wie weit man's wohl — auch in politischer Rücksicht — ungestraft treiben könne. — Als der Große Rath auf den Gesetzesvorschlag kam, wurde derselbe fast einstimmig verworfen. Auch die Regierung ließ ihn fallen und schloß sich nun denjenigen an, die theils um des Christenthums willen, theils aus fleischlich liberalen Gründen, schlechthin die Zurücknahme des Verfolgungsgesetzes und somit stillschweigende, aber unbedingte Toleranz aller religiösen Versammlungen verlangten. Zwei Tage lang hatte die Diskussion gedauert, und die Mehrheit schien entschieden auf der Seite der unduldsamen Volksparthei, als plötzlich (den 18. Januar) eine Auskunft getroffen und in wenig Stunden die Zurücknahme des Verfolgungsgesetzes erhalten wurde, indem man zugleich eine strenge Strafbestimmung aufstellte, gegen Jeden, der es unternehmen würde, gegen Wissen und Willen eines Hausvaters in seinem Hause oder in heimlichen Zusammenkünften Kind oder Weib zu Proselyten zu machen. Fünf und siebzig Stimmen waren gegen funfzehn. Und seither scheint das Volk ruhig! —

(Genf.) Zu Anfang dieses Jahres erschien hier: Etudes chrétiennes ou fragmens tirés d'un cours de Théologie pratique (56 S. in 8.). Diese treffliche kleine Schrift (von Pfarrer Galland, Professor an der theologischen Schule) enthält einige Aufsätze über den Glauben, die Vernunft, das Gewissen u. s. w., deren Gehalt und geistreiche Form dem vorgesetzten Motto glücklich entspricht: Viderint theologi, ne si solitis vel quibus libet viis immaneant ... quicquam, quod omitti non possit sine damno, a negotio eorum, qui a nobis instituendi sunt, male secludant, vel ad iniquam exiguitatem condemnent. (C. J. Nitzsch.)

Von den Mélanges de Théologie Reformée der Professoren Hävernick und Steiger erscheint so eben das zweite Heft,*) welches einen ausführlichen Aufsatz des ersteren enthält, auf den auch die Gelehrten Deutschlands, rücksichtlich der wichtigen Resultate und der eigenen Forschung, auf die sie sich gründen, aufmerksam werden dürften: Histoire du Canon de l'Ancien Testament. Das dritte Heft ist als nächstens erscheinend angekündigt.

*) Basel, bei Spittler, 1834. Preis 12 Batzen oder 15 Sgr.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 8. März. № 20.

Neue Erinnerung wider das Beichtgeld.

Schon im Jahrgang 1830 Nr. 53. dieser Zeitung ließen wir eine ernste Aufforderung an die evangelischen Geistlichen, alles ihnen nur Mögliche zur baldigsten Abschaffung des anstößigen Beichtgeldes zu thun, ergehen, bei Gelegenheit der Anzeige einer darüber erschienenen Schrift: Das Beichtgeld in der Protestantischen Kirche, seine Entstehung und die Nothwendigkeit seiner Abschaffung. Ein Versuch von Ferd. Friedr. Fertsch, evangelischem Stadtpfarrer zu Friedberg im Großherzogthum Hessen. Gießen 1830. — Jetzt hat sich abermals ein sehr ehrenwerther evangelischer Geistlicher, dem wir schon manchen Beitrag zur Erbauung der Gemeinde, insonderheit die treffliche Sammlung: Gebete der unsichtbaren Kirche — verdanken, in seinem Gewissen gedrungen gefühlt, wider den genannten schmählichen Mißbrauch zu zeugen und zu eifern. Er that dies zunächst für seine Gemeinde in einer eigenen Predigt darüber, und ließ diese darauf im Druck erscheinen unter dem Titel: Mein Haus ist ein Bethaus. Predigt wider das sogenannte Beichtgeld von A. W. Möller, evangelischem Pfarrer zu Lübbecke im Fürstenthum Minden. Lübbecke 1833. (Auch in Commission bei Fr. Regensberg in Münster zu haben.)

Worin diese neue sehr feierliche und nachdrückliche Erklärung, welcher wir eine weite Verbreitung und allgemeine Beherzigung wünschen, mit der gemäßigteren Auseinandersetzung von Fertsch übereinstimmt, ist die Ansicht, daß der Ersatz des Beichtgeldes irgendwie ausgemittelt werden müsse, und den bisher darauf angewiesenen Predigern nicht gradehin Verzichtung auf das damit gegebene Einkommen zugemuthet werden dürfe; ein Satz, der in rechtlicher Hinsicht unwidersprechlich ist, und darum auch allen neueren, in größerer oder geringerer Ausdehnung gemachten, glücklichen oder erfolglosen Versuchen der Abschaffung zum Grunde gelegt wurde. Herr Pfarrer Fertsch will aber auch nicht einmal die Gemeindekassen für den Ersatz in Anspruch nehmen, indem er von solcher Ausgleichung manchen Übelstand und fortdauernden Anstoß, ja, wie er sich ausdrückt, „eine Zusammenstellung des Pfarrers mit den Viehhirten, Flurschützen und anderen Gemeindedienern" besorgt. Herr Pfarrer Möller dagegen, wie man schon aus der von ihm gewählten Form der Anregung schließen wird, wendet sich recht eigentlich an die Gemeinde, und legt ihr die Ausgleichung als eine ihr obliegende Pflicht dringend an's Herz. Seine Predigt hat den sehr passend gewählten Text: Traget das von dannen, und machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus — Joh. 2, 16. und stellt sich gleich zu Anfang die Aufgabe so: „Es ist gemeint das Hinwegthun jener anstößigen und widerchristlichen Gabe, die unter dem Namen des Beichtgeldes dem Amt, das die Versöhnung predigt, dargereicht wird; und es ist die Absicht meines heutigen Vortrages an euch, von der dringenden Nothwendigkeit der Abschaffung des genannten unkirchlichen Gebrauchs euch zu überzeugen und dasjenige vor euch darzulegen, was überhaupt bei dieser Angelegenheit von redlichen und wohlmeinenden Gliedern einer christlichen Gemeinde erwogen und bedacht seyn will." Die drei Theile des Vortrages sind sodann: 1. Auf welche Weise ist das Beichtgeld in der Kirche aufgekommen? 2. Warum müssen wir für seine Abschaffung stimmen? 3. Wie muß diese Abschaffung bewirkt werden? Wir geben noch folgende wiederholende Übersicht der beiden letzten Theile, welche der Verf. selbst auf der letzten Seite hat abdrucken lassen, als beste Anzeige des Inhaltes:

I. Warum muß das Beichtgeld abgeschafft werden? 1. Von Anbeginn der Evangelischen Kirche ist wider die ungebührliche und gefährliche Sitte des Beichtgeldes von gottseligen und erleuchteten Männern geeifert worden. 2. Das Beichtgeld hat einen unsaubern Ursprung in seinem Zusammenhange mit dem ehemaligen ärgerlichen Ablaß der Sünden um Geld. 3. Die Reformirte Kirche hat das Beichtgeld gleich anfangs abgeschafft; nur in der Lutherischen ist es aus unzeitiger Nachsicht geduldet worden. 4. Das Beichtgeld kann nicht damit beschönigt werden, daß man es für ein freies Geschenk dankbarer Gemeinsglieder ausgibt. 5. Das Beichtgeld setzt jeden andächtigen Abendmahlsgenossen der Gefahr aus, in seiner Andacht auf eine traurige Weise gestört zu werden. 6. Das Beichtgeld kann Ursache werden, daß übelunterrichtete Communikanten in grobe unevangelische Irrthümer über Buße und Sündenvergebung gerathen. 7. Das Beichtgeld kann Ursache werden, daß dürftige Personen sich vom Tische des Herrn fern halten. 8. Das Beichtgeld führt den unchristlichen Beichtzwang mit sich. 9. Das Beichtgeld ist für jeden Geistlichen eine drückende, schmerzliche, beschämende Einnahme. 10. Das Beichtgeld leidet in seiner Anstößigkeit gar keinen Vergleich mit anderweiten Geldeinnahmen der Geistlichen. 11. Das Beichtgeld kann für die Geistlichen leicht eine Versuchung zum Geiz, zur Zwietracht und zur Menschengefälligkeit werden. 12. Das Beichtgeld macht den Ernst der Ermahnung an die Abendmahlsverächter verdächtig und zweideutig und wetzt den Zahn der Spötter. II. Auf was Weise muß das Beichtgeld abgeschafft werden? Der Ersatz des Beichtgeldes muß von den Gemeinden auf eine gerechte, anständige und sichere Weise ermittelt werden; und die Geistlichen sollen dabei, wenn es nicht anders gehen mag und die Gemeinden das glauben verant-

worten zu können, auch einen Verlust zu erleiden sich nicht weigern.

Über letzteren Punkt heißt es in der Predigt: „Und so gebe ich denn euch anheim, theure Heilsgenossen, was nur durch eure Einmüthigkeit, euren redlichen Willen kann hinausgeführt werden. Möget ihr die besprochene Sache zu Herzen nehmen, mit den Vorstehern eurer kirchlichen und bürgerlichen Angelegenheiten überlegen und zu einem ehrenwerthen und erfreulichen Beschlusse kommen. Mag dieser denn auch immerhin so ausfallen, daß eine Verminderung der bisherigen Einkünfte dabei nicht ganz zu vermeiden ist, das soll mich am wenigsten bekümmern; denn die Sache ist doch wohl eines Opfers werth und mein Eifer dafür möchte nicht der reinste genannt werden, wäre ich nicht gern bereit, auch einen Verlust darum zu erleiden. Das aber kann ich euch nicht verschweigen, muß es vielmehr feierlichst erklären, daß die bisherige Weise der Erlegung des Beichtgeldes auf keinen Fall fortdauern kann, ich vielmehr eine solche Veränderung damit treffen werde, wie ich sie glaube vertreten und vor dem verantworten zu können, welcher gesprochen: Traget das von dannen, mein Haus ist ein Bethaus."

Dem Vernehmen nach hat diese kräftige Erklärung des Herrn Pfarrer Möller nicht nur in seiner eigenen Gemeinde schon erwünschten Erfolg gehabt, sondern auch andere Amtsbrüder angeregt, ein Gleiches zu thun. Wir halten es unserentheils für Pflicht, nochmals bei diesem Anlaß zu ernstem Erwägen und entschlossenem Handeln in dieser Angelegenheit aufzufordern. Wer die aus dem Beichtgeld fließende Einnahme nicht zu entbehren vermag, der ergebe sich doch nicht mit stiller Geduld in den Mißbrauch, sondern handle und rede dabei unausgesetzt also, daß er, wie Spener verlangt, „allezeit weise, daß es ihm ein Ekel sey, auf solche Weise seine Nothdurft bekommen zu müssen." Die nicht ablassende Protestation und Klage eines treuen Dieners Gottes kann am Ende des Eindrucks nicht verfehlen. Wer aber so gestellt ist, daß er im Glauben an seinen Herrn getrost sprechen mag: Ich will das nicht, man ersetze mir's nun oder nicht — der thut auch nicht Unrecht. Man sehe Spener's Bedenken: „Ob Einer, der ein Gelübd gethan, wenn er in's Amt käme, kein Beichtgeld zu nehmen, nachmal an solches Gelübd verbunden seye, oder wenn ihn andere Collegae an solchem Ort dahin halten wollen, deswegen seine Vocation quittiren müsse?" Es ist wahr, kein Geistlicher hat das Recht, die Einkünfte seines Amtes für alle Zukunft zu verringern, und es kann daher, wenn der Nachfolger das ihm bewahrte Recht wieder gebrauchen will, das Ärgerniß nur um so größer werden; allein andererseits ist doch die freiwillige Verzichtleistung theils eine sehr dringende Aufforderung für den Nachfolger, dasselbe zu thun, theils ein vorbereitender Schritt zur Ausmittelung eines Ersatzes, nachdem zuvor die Uneigennützigkeit des sie Verlangenden sich erwiesen hat — jedenfalls ein ernstes Zeugniß wider das hohe Unrecht der Sache. Und sollte nicht manche Gemeinde sich willig finden, wenn nur der rechte Mann auf die rechte Weise sie bittet und ermahnet? Sollte nicht aus manchem Kirchenärarium — da nicht alle arm sind, und zuweilen der Geistliche nur eine auffallende Kleinigkeit an Gelde bisher aus dieser Kasse empfing — unter Zustimmung der Patrone und Behörden so viel Zuschuß genommen werden können, daß der Sache für immer geholfen wäre?

Wir führen nochmals Spener an, der über die wichtige Angelegenheit sich vielfach verbreitet, und unter Anderem sagt: „Wäre nur die Möglichkeit und Leichtigkeit der Sachen durch mehrere Exempel dargestellet, so hoffte, sollte zu bequemer Zeit auch etwas insgemein geordnet werden können. Wie ich insgesammt bei den allermeisten Dingen, so allgemein werden sollen, rathsam halte, daß sie zur Probe erstmal an gewissen Orten einzeln angeordnet, und damit eine Vorbereitung zu dem Allgemeinen gemacht werde." — Haltet nicht die äußerlichen Dinge zu gering, liebe Brüder, die ihr der Kirche helfen wollt; denn sie hängen oft mehr mit dem Innern zusammen, als man meinet. Man soll nicht bloß Evangelium predigen und für die Seelen sorgen, alles Andere aber lassen, wie es ist, sondern auch dem großen Haufen Anstoß und Ärgerniß wegräumen, so viel man vermag, und dem Amte des Geistes in allen Stücken zur geistlichen Würde wieder verhelfen; die Frucht davon in kräftigerem Wirken desselben bleibet nicht aus.

Sch.

Nachrichten.

(Norwegen.) Der Dr. Paterson, der in Angelegenheiten der Bibelgesellschaft im Jahre 1832 an tausend Deutsche Meilen in Schweden und Norwegen herumgereist ist, gab im vergangenen Jahre in einer Jahresversammlung der Schottischen Independenten folgende Nachricht von dem Werke Gottes in Norwegen: „Vor etwa sechzig Jahren verbreitete sich der Socinianismus in Dänemark, und schlug tiefe Wurzeln unter den Professoren zu Kopenhagen. Die Dänen verstatteten den Norwegern keine eigene Universität, kaum eine Druckerpresse; Alles mußte von Kopenhagen geholt werden; alle Jünglinge wurden dort erzogen, und dort sogen sie ohne Unterschied alle die Socinianischen Irrthümer ein; bald waren in ganz Norwegen kaum zwei oder drei gläubige Prediger noch übrig. Da erweckte Gott den frommen Bauer Hauge, der in Norwegen von einem Ende zum anderen umherzog, und Tausenden das Evangelium verkündete, und Viele wurden durch sein Zeugniß bekehrt; doch in Christiania wurde er verhaftet, und mußte eilf Jahre, von 1800 — 11 im Gefängniß zubringen. Dort war er aber nicht müßig, sondern, wie Bunyan, schrieb er dort kleine christliche Schriften, und schickte sie im Lande umher; er soll in dieser Zeit deren 122 geschrieben haben. Als ich im vorigen Sommer nach Norwegen kam, bemühte ich mich sogleich, die Haugianer ausfindig zu machen. Sie waren grade die Leute, die ich bei der Herausgabe der Bibel brauchen konnte. Einen beschäftigte ich in Christiania mit dem Druck der Bibel; ich verlangte nach einem Kassirer, und bat einen Professor der Theologie an der Universität zu Christiania, ob er mir einen frommen Mann dazu empfehlen könne. Er nannte einige, und als ich ihm sagte, das seyen ja alles Haugianer, erwiederte er: „„Ja, das weiß ich wohl, aber das sind die besten Leute, die wir im Lande haben."" Ich war entzückt über die Einfalt dieser Leute, ihre Liebe zu dem Herrn und unter einander.

Als ich nach Bergen reiste, mußte ich 24 Meilen in einem offenen Boot auf dem Atlantischen Meere segeln; damit ich nun nicht in Gefahr käme durch die Unwissenheit oder Bosheit der Schiffer, verließen einige dieser lieben Leute ihre Familien und Geschäfte, gingen mit mir zu Schiffe, und begleiteten mich bis an's Ziel meiner Reise und bezahlten alle Kosten derselben. So groß ist der Segen, den Gott auf das Werk des Bauers gelegt hat, daß es jetzt vielleicht nicht weniger als 10,000 gläubige Bekenner des Herrn in Norwegen gibt. Obwohl mein Hauptzweck war, die Bibel zu verbreiten, so pflegte ich doch zugleich immer auch einige Traktate mitzunehmen. Oft waren die Leute bei ihrer Vertheilung ganz betroffen, und wollten vor mir niederfallen und den Ort, worauf ich stand, küssen. Nach Rücksprache mit meinen Freunden stiftete ich einige Traktatgesellschaften, zu deren Unterstützung mir die Londoner Traktatgesellschaft statt der 10 Pfund, um die ich bat, 50 Pfund schenkte. Diese Gesellschaften sind nun in lebendiger Thätigkeit, ich habe Briefe, welche aussagen, daß schon fünf Traktate in Norwegischer Sprache gedruckt sind, so daß seit vergangenem September an tausend dieser kleinen Boten ausgezogen sind, das Evangelium zu verkündigen. Fünftausend Neue Testamente sind bereits gedruckt und in Umlauf gesetzt worden, und eben so viel werden wieder gedruckt. Und so hoffe ich, daß bald Norwegen aufstehen wird, und uns beistehen, anderen Völkern das Licht zu bringen. Welch eine Ermunterung ist dies für Christen, Alles, was sie vermögen, zu thun, um das Heil ihrer Mitmenschen zu befördern. Dieser arme Bauer, der eilf lange Jahre gefangen saß, was hat er jetzt für einen Lohn! Welche Freuden und Kronen wird er haben am Tage unseres Herrn Jesu Christi! Jetzt sind die Haugianer überall geachtet. In allen Städten, die ich besuchte, gehörten reiche und angesehene Kaufleute dazu, welche sich und Alles, was sie haben, dem Dienst des Herrn weihten. Der fromme Hauge ist vor mehreren Jahren gestorben, seine Gesundheit hatte im Gefängniß einen Stoß bekommen; aber er lebt noch fort und ruft uns zu: Gehe hin und thue desgleichen!"

(China.) China hat seit Jahrhunderten der Römischen Kirche einen großen Wirkungskreis dargeboten. In der neuesten Zeit waren die Missionare derselben durch Talente nicht so ausgezeichnet als ihre Vorgänger, und ihr Einfluß hat sehr abgenommen. Im Jahre 1815 zogen sie sich durch eigene Schuld eine heftige Verfolgung zu. Es waren nämlich, wie Timkowski, Begleiter der Griechischen Mission nach Peking im Jahre 1820—21 erzählt, Streitigkeiten unter ihnen über die Grenzen ihrer Kirchsprengel entstanden. Sie hatten eine Karte verfertigt, auf welcher alle christlichen Dörfer verzeichnet waren, und dieselbe durch einen jungen Bekehrten an den Papst abgesandt. Aber durch die Mißgunst der Portugiesen wurde es verrathen, der Bote aufgefangen und seine Papiere der Regierung vorgelegt. Diese argwöhnte ausländischen Einfluß. „In Folge dieses Vorfalls," fährt Timkowski fort, „erhob sich eine neue Verfolgung gegen die Christen. Man wollte sie zwingen, das Kreuz mit Füßen zu treten und ihre Überzeugung abzuschwören: wer sich weigere, sollte sterben. Zu Peking entdeckte man viele tausend Christen, sogar unter den Gliedern der kaiserlichen Familie und der Mandarine. Der erzürnte Kaiser befahl, das gemeine Volk ruhig zu lassen, und richtete seine ganze Rache gegen die Glieder seiner Familie. Er bestimmte eine eigene Commission, bestehend aus dem General-Polizeidirektor zu Peking, einem Prinzen von Geblüt und dem Präsidenten des Criminalgerichts, und befahl, alle diejenigen, welche sich hartnäckig weigern würden, das Christenthum abzuschwören, in den Kerker zu werfen und grausam zu foltern; sie sollten ihres Ranges und Vermögens verlustig gehen, Schläge in's Gesicht und auf die Lenden bekommen, ihre Fußsohlen sollten zerschnitten, die Wunden mit Pferdehaaren gefüllt, dann geschlagen, zuletzt mit einem Pflaster verschlossen und versiegelt werden. Es wird versichert, daß nie zuvor in China solche Qualen in Anwendung gebracht worden seyen. Einige dieser unglücklichen Leute, hauptsächlich Chinesische Soldaten, verloren unter diesen Foltern den Muth, aber die Meisten blieben ihrer Religion getreu. In der Folge erfuhr der Präsident des Criminalgerichts, daß in seinem eigenen Hause fast alle seine Angehörigen und Diener Christen waren, und wurde daher weniger streng in der Untersuchung und nachsichtiger gegen die Christen. Es wurde ein Befehl erlassen, in den vier katholischen Klöstern zu Peking alle Werke über die christliche Religion in Chinesischer oder Mandschu-Sprache, so wie die Druckstöcke dazu wegzunehmen; aber es gelang den Priestern, den größten Theil zu retten. So war also der mißtrauische Charakter der Chinesen und die Unbesonnenheit der Jesuiten, die Karte und den Jüngling an den Papst zu senden, die Hauptursache der Verfolgung gegen die Römisch-Katholischen Christen; denn sonst ist die Chinesische Regierung in vieler Rücksicht durch Duldsamkeit ausgezeichnet." Während dies im Norden von China geschah, wurde im Süden, dem eigentlichen Sitz der Römischen Missionen, mit eben so großer Härte gegen sie verfahren. Wir erfahren dies aus einem Briefe des Bischofs Jakobo Luigi Fontana, apostolischen Vikars der Provinz Sutschuen, vom 2. September 1829: „Im Jahre 1815 erhob sich eine heftige und ganz allgemeine Verfolgung gegen die Christen in allen Provinzen des Reichs', aber besonders in Sutschuen, wodurch der Sache dieser Mission ein harter Schlag versetzt wurde. Mein Vorgänger Dufresne, Bischof von Trabaca und apostolischer Vikar dieser Provinz, wurde gefangen gesetzt und zur Enthauptung verurtheilt; er empfing die Krone des Märtyrthums. Der Coadjutor, Bischof von Zela, wurde vertrieben und verfolgt, und erlag zuletzt seinen Leiden in Tunkin. Neun Priester von Sutschuen wurden eingezogen und zu verschiedenen Strafen für die heilige Sache unserer Religion verurtheilt: vier erlangten die Palme des Märtyrthums, indem zwei gehenkt wurden und zwei andere in Folge grausamer Schläge und anderer Qualen im Gefängnisse starben; drei wurden in die Chinesische Tartarei verbannt und zwei zur Strafe der Kanga (einer hölzernen Maschine, die um den Hals getragen werden muß) und ewiger Einkerkerung verurtheilt. Viele Christen beiderlei Geschlechts und jedes Alters gaben heldenmüthige Beweise von Standhaftigkeit in dem Bekenntniß ihres Glaubens, indem sie lieber sterben und alle möglichen Martern erdulden, als ihn abschwören wollten; daher endeten Viele von ihnen als Märtyrer. Einige wurden gehenkt, Einige zur Kanga verdammt, Einige zur Verbannung, Andere zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und Viele starben im Kerker an Schlägen und anderen grausamen Martern. Während dieser schweren Verfolgung ging ich durch viele Gefahren und Leiden. Angegeben bei den Mandarinen, wurde ich aufgesucht und so heftig verfolgt, daß ich oft in die Wälder fliehen und in den Höhlen der Gebirge an der Grenze von Sutschuen und Yunnan Schutz suchen mußte, von wo ich nur bei Nacht wagen konnte, mich zu entfernen, die Kranken zu besuchen und die Christen der beiden Provinzen zur Festigkeit und Standhaftigkeit in der Ausübung der Religion und im Bekenntniß ihres heiligen Glaubens zu ermahnen."

„Jetzt hat die Verfolgung viel an Heftigkeit verloren, doch ist sie noch nicht ganz vorüber. Wir haben hier fünf Missionare mit Einschluß der beiden Bischöfe (des apostolischen Vikars und des Coadjutors). Wir konnten in meinem Bezirke ein kleines geistliches Seminar gründen, und in dem allgemeinen Seminar der Französischen Mission zu

Pulo-Pinang (Prinz Wales-Insel auf der Westküste der Halbinsel Malacca) befinden sich zwanzig Studenten. Wir haben dreißig eingeborne Priester, und die Zahl der Christen in meinem Vikariate beträgt 60,000 Seelen. Obgleich die Regierung sehr strenge Edikte gegen die Verbreiter des Christenthums und sonderlich gegen Europäische Missionare erlassen hat, wendet sich doch jedes Jahr eine große Menge Heiden zu unserer heiligen Religion. Während ich den Zustand des Christenthums erforschte und die Bekehrten dieser Provinz besuchte, bin ich oft entdeckt und zweimal eingezogen worden; aber ich wurde nicht vor den Gouverneur gebracht, weil die Christen, nicht ohne persönliche Gefahr, mich aus den Händen der Beamten befreiten. Gott hat mich bisher nur sehen, nicht trinken lassen den Becher der heiligen Passion; aber ich bin nicht ohne Hoffnung, daß ich mein Leben enden werde wie mein ruhmwürdiger Vorgänger, wenn mein göttlicher Meister verlangen sollte, daß ich mein Leben für das Wohl der mir anvertrauten Heerde opfere. Ich habe jetzt das funfzigste Jahr meines Alters erreicht und weiß nicht, wann oder wie mein hinfälliges Leben enden wird. Möge es dem Herrn gefallen, daß ich eines heiligen Todes sterbe! Wenn ich die Gnade erlangen sollte zu sterben, wie mein Vorgänger Dufresne unter dem Beile des Henkers, so wird der Tag meines Todes glücklicher seyn als der Tag meiner Geburt."

Ohne der Achtung, die solchen Männern gebührt, welche um der Ausbreitung des Christenthums willen in Gefahren ergrauen, zu nahe zu treten, dürfen wir wohl die Empfindung laut werden lassen, daß in diesem bei Römischen Missionaren sich häufig aussprechenden Durst nach dem Märtyrertode viel Unreines, auf der Werklehre ihrer Kirche Beruhendes liegt. Wiederum bei unseren Missionaren wird häufig die dringende Begierde nach den Seelen der Menschen und die Hintansetzung des Zeitlichen vermißt, die in jenem alten evangelischen Liede so schön geschildert ist:

Löwen laßt euch wiederfinden,
wie im ersten Christenthum,
die nichts konnte überwinden;
seht nur an ihr Marterthum,
wie in Lieb sie glühen,
wie sie Feuer sprühen,
daß sich vor der Sterbensluft
selbst der Satan fürchten must.

4. Ganz großmüthig sie verlachten,
was die Welt für Vortheil hält,
und worauch die Meisten trachten,
es mocht sein Ehr, Wollust, Geld;
Furcht war nicht in ihnen,
auf die Kampfschaubühnen
sprangen sie mit Freudigkeit;
hielten mit den Thieren Streit.

Siehe: Sammlung geistlicher Lieder, Basel 1831 Nr. 203. (Hiezu eine herrliche Melodie von Klein mit Harmonie von Herrn v. Winterfeldt in dem Choralbuch von Louise Reichardt.)

Ungeachtet der strengsten Verbote finden die Römischen Missionare stets einen Weg in das Innere von China, früher von Tunkin aus, jetzt gewöhnlich durch Fuhkien. Diese muthigen Männer sind den Christengemeinden um so nöthiger, da von Zeit zu Zeit neue Verfolgungen über einzelne Gegenden ausbrechen. Erst vor Kurzem ist wieder Nachricht über eine solche eingelaufen. Ein Mitglied der Missionen schreibt „Während der zwei letzten Jahre waren vier und siebzig Christen aus dem Dorfe Dwong-son der Religion wegen eingekerkert und mußten in Erwartung ihres Urtheils den Kanga tragen. Endlich im Juli dieses Jahres erging über sie folgender Richterspruch: „„Die Kirchen in Dwong-son und Yennin werden niedergerissen. Der erste Vorsteher der Christen soll erdrosselt, der zweite nach der Provinz Trannin deportirt werden; dreizehn oder vierzehn Soldaten sind zum Tragen der Kanga auf zwei Monate verurtheilt, wobei sie der Sonnenhitze ausgesetzt seyn, hierauf jeder hundert Stockprügel erhalten und verbannt werden sollen. Den Übrigen wird die Strafe der Verbannung erlassen, aber außerdem sind sie ganz so wie die Vorerwähnten zu behandeln. Die Weiber sollen mit hundert Peitschenhieben jede davonkommen. Was Herrn Jaccard betrifft, der in das Kaiserreich Seiner Höchstheidnischen Majestät gekommen ist, um das Volk zu verführen und Geld zu gewinnen, so verdiente er eine besonders exemplarische Züchtigung; aber Seine Majestät erläßt ihm gnädig seine Strafe und verurtheilt ihn bloß als Soldat in der kaiserlichen Hauptstadt zu dienen. Es wird ihm nicht gestattet, länger im Lande herumzureisen."" Dieses Urtheil wurde an Allen der Reihe nach vollzogen, und alle Bekenner des Christenthums in Dwong-son haben ihre Strafe mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit erlitten. Unsere Mission ist nun in einem sehr beklagenswerthen Zustande. In dem Urtheil gegen Dwong-son verbietet der Kaiser die Ausübung der christlichen Religion. Die Verfolgung ist öffentlich und allgemein. Auf allen Seiten werden die Christen geplagt, unterdrückt und geneckt von den Heiden, welche sie zwingen wollen, Handlungen der Abgötterei und des Aberglaubens zu verrichten, ihren Glauben zu verlassen, ihre Kirchen niederzureißen u. s. w. In diesem Augenblicke werden die Einwohner mehrerer anderer Dörfer als Bekenner der christlichen Religion vor die Tribunale der Mandarine beschieden. Aus dem einzigen Dorfe Tho-duk wurden vierzehn Männer und vierzehn Weiber so eben verhaftet. Sie sitzen im Gefängniß und tragen, bis sie ihr Urtheil erhalten, die Kanga. Die übrigen Christen dieses Dorfes haben die Flucht ergriffen. Mehrere Unglückliche fallen wieder vom Glauben ab. Einige etwas zu furchtsame Ortschaften haben, aus Besorgniß angegeben zu werden, ihre Kirchen niedergerissen. In der Provinz, worin ich wohne, haben vier Dörfer dies gethan. Die Geistlichen fast aller Klöster sind in ihre Heimath zurückgekehrt und nur wenige Unerschrockene zur Obsorge für die Klostergebäude zurückgeblieben." Wenn wir uns erinnern, daß jetzt eben die ersten ernsthaften Versuche zur Bekehrung Chinas von evangelischen Missionaren gemacht werden, so wird sich unser Mitgefühl für die Leiden unserer Römischen Brüder steigern. Aber auch für die 360 Millionen Seelen, welche China nach der Zählung von 1813 in sich faßt, das Drittheil aller mit uns lebenden Menschen, darf unsere Liebe nicht erkalten. Wo sind die christlichen Helden, die gleich Xaverius und Dober sich freudig in Sklavenketten schmieden lassen wollen, um ihre Brüder frei zu machen durch die Freiheit des Sohnes Gottes? wo sind die Missionsgesellschaften, die ihre Handlungen nicht auf Rechnungen, sondern auf Beruf und Glauben gründen? wo sind die christlichen Kirchen, denen die Verherrlichung des Heilandes bis an die Enden der Erde und die Seligkeit der Heiden eine heilige Pflicht ist? — — Doch der Geist wirkt bis auf den heutigen Tag in großer Kraft, und Christus, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, ist bei uns alle Tage. Er wird die verfallenen Mauern Jerusalems wieder aufrichten, er wird die Burg Zions bauen, er wird die Weinberge, welche die Füchse zerwühlt haben, wieder anpflanzen und umzäunen. Dann wird seine Herrlichkeit weit ausbrechen. (Vgl. über China: Jahrgang 1828, Nr. 105.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 12. März. № 21.

Über das Verhältniß der Dogmen zum Glaubensleben des einzelnen Christen. Ein Wort des Friedens in den Breslauischen Streitigkeiten.

Einsender dieses lebt an einem für die Evangelische Kirche von Norddeutschland wichtigen Orte, wo die alten Wahrheiten, welche die Breslauer, mit neuen Meinungen vermischt, geltend machen, mehrere Christen aus verschiedenen Ständen tief berührt haben, wo aber auch das selbst von eifrigen Lutheranern in der Ev. K. Z. als voreilig bezeichnete Abschließen der Bekenner der Lutherischen Abendmahlslehre in eine den Unirten schroff gegenüber tretende Kirchenparthei ähnliche Spaltungen unter den Gläubigen, wie in Schlesien, hervorzubringen anfängt. Dabei haben sich ihm Betrachtungen einer Seite dieser Angelegenheit aufgedrängt, welche er der Beherzigung Aller empfehlen möchte, die Parthei in dem angeregten Streite nehmen, und für welche er selbst von den Breslauischen Lutheranern ein geneigtes Gehör hofft, indem die unterscheidend Lutherischen Dogmen dabei unberührt bleiben, — nämlich Betrachtungen über die Frage, wann und inwiefern Christen veranlaßt werden sollen, über Lehrpunkte sich zu entscheiden und Parthei zu ergreifen.

Die heilige Schrift sowohl als die Geschichte der Kirche lehrt, daß es der göttlichen Weisheit und Liebe gefallen hat, die seligmachende Wahrheit den Menschen nur nach und nach, stufenweise, und gleichsam erziehend, mit beständiger Rücksicht auf ihre Entwickelungsperioden, mitzutheilen. Wie dunkel, wie allgemein war das erste Evangelium, von dem Samen des Weibes, der der Schlange Kopf zertreten, und den sie in die Ferse stechen werde. Nur allmählig enthüllte die Weissagung, im langsamen Laufe der Jahrhunderte, dem sehnenden Geiste der indeß mannichfach geprüften und geübten Gläubigen des Alten Bundes, daß der Heiland der Welt aus Abraham's, dann daß er aus Isaak's, Jakob's, Juda's, endlich daß er aus David's Geschlechte, daß er als ein König, doch in Knechtsgestalt, erscheinen, daß er die Sünde der Welt tragen, und durch seine Wunden sie heilen würde, bis endlich Zeit und Ort seiner Geburt durch die Propheten vorher verkündigt wurde. So waren auch die Heilslehren von der Allgemeinheit und geistlichen Natur des Gottesreiches, von der Kindschaft Gottes, von der Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben dem Volke Israel nur in einzelnen ahnenden Blicken, nicht in voller Klarheit, gegeben, — wie sehen wir die Gottesmänner Hiob und David ringen und kämpfen in diesem Dämmerlichte, — uns, denen die Sonne der Gerechtigkeit so hell leuchtet, zur tiefen Beschämung! *) Und als der Sohn Gottes nun selbst erscheint, so predigt er zwar: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbei gekommen," aber durch wie viele Übungen der Liebe und des Glaubens mußten selbst die Jünger hindurch, ehe sie dieses Reich, und ihn selbst, den König desselben, verstanden! Als die Mutter der Kinder Zebedäi mit ihren Söhnen für diese um die Sitze zu seiner Rechten und zu seiner Linken in seinem Reiche bat, empfingen sie die Antwort: „Ihr wisset nicht, was ihr bittet," so wenig erkannte selbst Johannes, der an seiner Brust lag, die Natur seines Reiches. Wie konnten sie es auch verstehen, da sie, wenn er ihnen mit klaren Worten seine Leiden und seine Auferstehung ausführlich verkündigte, „der keines vernahmen, und die Rede ihnen verborgen war, und nicht wußten, was das gesagt war," und da sie noch nach seinem Tode, durch den er „dem Teufel die Macht genommen" hatte, traurig sagten: „Wir hofften, er sollte Israel erlösen." Und doch waren sie schon damals „rein um des Wortes willen, das er zu ihnen geredet hatte." Jesus selbst sprach zu ihnen: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es nicht tragen," und noch bei seiner Himmelfahrt befahl er ihnen zu „warten" auf die verheißene Sendung des Geistes vom Vater. Aber auch nachdem am Pfingstfeste der Geist über sie ausgegossen war, blieb in der Kirche des Neuen Testaments diese Ökonomie Gottes. „Die Apostel waren nicht gleich auf einmal in der Erkenntniß aller Neutestamentlichen Wahrheiten vollkommen, sondern mußten darin wachsen; so hatte Petrus schon acht Jahre das Evangelium gepredigt, als weder er noch die Gemeinde die Einsicht des höchstwichtigen Artikels hatte, daß auch die Heiden, ohne vorher Juden zu werden, Theil am Gnadenreiche Jesu Christi haben sollten, und die Gemeinde zu Jerusalem konnte wohl noch acht Jahre darnach lange unter sich nicht einig werden, ob man die Brüder aus dem Heidenthume beschneiden, und auf das Gesetz Mosis weisen sollte oder nicht." Gewiß wurde durch Athanasius die Lehre von der Gottheit Christi, durch Augustinus die von der Sünde und Gnade, durch die Reformatoren die von der Rechtfertigung auf das Herrlichste entwickelt,

*) Vos, ante Christi tempora,
Christi fideles asseclae,
Verenda justorum cohors.
Primique credentum patres,
Vestram quis o dignis queat
Efferre laudibus fidem?
Crebros anhelantis spei
Quis explicet suspiritus?

singt ein uraltes Kirchenlied.

auf das Tiefste begründet; wer möchte aber wohl behaupten, daß die feinen und scharfen Lehrbestimmungen des vierten, fünften und sechzehnten Jahrhunderts über diese Grundwahrheiten den Christen zu Rom oder Corinth, an die Paulus schrieb, auch nur verständlich gewesen seyn würden?

Warum Gott die Seinen auf diesen langsamen Wegen in die Erkenntniß seiner Wahrheit führt, das können wir aus dem Wesen dieser Wahrheit einigermaßen erkennen. Das Wort Gottes ist kein Lehrgebäude, welches wir mit den Kräften, die wir nun einmal haben, erlernen und uns aneignen, sondern ein lebendiger „unvergänglicher Same, aus dem der Mensch selbst erst wiedergeboren wird," und zwar so, daß er als Kind, nicht sofort als Mann, in die neue Welt des Reiches Gottes eintritt, — es ist aber auch die Speise, von welcher der inwendige Mensch lebt und stark wird und wächst, bis er hinankommt zum vollkommenen Mannesalter Christi, und von der er sich nähren wird in alle Ewigkeit. Das neugeborne Kind Gottes nun braucht Milch; darum sagt Petrus: „Seyd begierig nach der lautern Milch des Wortes, als die jetzt gebornen Kindlein, auf daß ihr durch dieselbe zunehmet," und Paulus, daß er den „jungen Kindern in Christo Milch zu trinken gegeben und nicht Speise, denn — setzt er hinzu — ihr konntet noch nicht, auch könnet ihr jetzt nicht;" und die Epistel an die Hebräer: daß „den Unerfahrenen in dem Wort der Gerechtigkeit, den jungen Kindern Milch gegeben werden müsse, den Vollkommenen aber starke Speise." Das gehört aber zu den wunderbaren Eigenschaften der göttlichen Wahrheit, daß sie, so wie der Apostel Paulus von sich sagt, daß er Jedermann allerlei geworden, den Schwachen schwach, denen unter dem Gesetz als unter dem Gesetz, denen ohne Gesetz als ohne Gesetz, — daß sie so Milch wird für das Kind in Christo und starke Speise für den Mann; sie ist „der Strom, in dem der Elephant schwimmt und das Lamm watet;" sie ist „das wundervolle Ding; erst ist's den Kindern zu gering; — und dann zerglaubt der Mann sich dran, und stirbt wohl, eh' er's glauben kann." Und was von dem einzelnen Gläubigen gilt, das gilt auch von der ganzen Kirche. Auch sie, als der Leib Christi, ist geboren aus dem Worte, und wächst und wird stark durch dasselbe, bis sie zur Vollendung ihres Hauptes heranreift. Auch für sie gilt daher der Unterschied der Milch und starken Speise, die sie beide aus demselben Worte empfängt. Darum ist es „ein so großes Ding um einen treuen und klugen Haushalter, welchen der Herr setzet über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit ihre Gebühr gebe."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Großherzogthum Posen.) In dem kürzlich erschienenen, mir aber erst jetzt zu Gesicht gekommenen Buche

„Aktenmäßige Geschichte der neuesten Unternehmung einer Union zwischen der Reformirten und Lutherischen Kirche (Leipzig 1834, bei Friedrich Fleischer),"

berichtet der Verf. Herr Dr. Scheibel Bd. 1. p. 292. ohne vorherige Anfrage bei mir:

„ein Gutsbesitzer im Posenschen, Herr v. Rappard auf Pinne, der eine neue Parochie in seinem Dorfe stiften wollte, konnte, trotz aller Bemühungen, selbst bei der Höchsten Behörde, es nicht erreichen, daß er den zu vocirenden Prediger auf die Bekenntnißbücher der Lutherischen Kirche verpflichten lassen dürfe."

Diese Erzählung ist nicht ganz richtig; die Sache verhält sich vielmehr also:

Das Städtchen Pinne und mehrere umliegende Ortschaften sind, wie dieses in unserer Provinz häufig der Fall ist, bis jetzt noch zu keiner Evangelischen Kirche förmlich eingepfarrt, und da die nächste bei dem Städtchen Neustadt belegene Evangelische Kirche von Pinne selbst eine Meile, von den jenseit Pinne belegenen Orten dieser Art aber zwei Meilen und darüber entfernt ist, so hatten schon im Jahre 1803 mit den Behörden Verhandlungen über die Einrichtung einer neuen eigenen Parochie für die Stadt Pinne und Umgegend statt gefunden, welche von mir seit dem Jahre 1822 wieder aufgenommen wurden. Die Sache ließ sich aus Mangel an Fonds nicht thun, bis Se. Majestät der König auf mein, auch durch das geistliche Ministerium unterstütztes Gesuch sowohl zur Erhaltung des hiesigen Geistlichen, als auch zur Entschädigung für das Neustädter Kirchspiel wegen einiger wirklich dorthin bisher Eingepfarrten die bedeutende Summe von jährlich 282 Thlrn. aus Staatskassen Allerhuldreichst zu bewilligen, dabei aber auch zu befehlen geruhten: „Daß in diesem neuen Kirchsprengel der Hang zur Frömmelei und Absonderung verhütet, und daher die Wahl des anzustellenden Predigers ganz besonders beachtet werden solle." — In Bezug auf diese Allerhöchste Willensmeinung legte im Jahre 1831 ein Commissarius der Königl. Regierung zu Posen mir als künftigem Patrone und den Deputirten der Gemeinde einen Entwurf zu einer Stiftungsurkunde zur Genehmigung vor, worin es hieß:

„Art. 22. Die hier vereinigte Kirchengemeinde bekennt sich zur christlich-evangelischen Confession nach der lautern Lehre der heiligen Schrift, und soll auch von den bei ihr anzustellenden Religionslehrern das Wort Gottes nach diesem reinen Dogma frei von allen Beisätzen anderer Confessionen gelehrt und vorgetragen werden. Jedoch soll anderen Confessionsverwandten christlicher Religion, insbesondere den Lutheranern, Reformirten, Unitariern, Socinianern, Menoniten und Katholiken, die Theilnahme an dem Gottesdienste nicht verweigert werden, insofern sie zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse davon sollten Gebrauch machen wollen" u. s. w.

Diese Bestimmung schien mir unpassend und ich trug in Beitritt der Deputirten, und mit Beistimmung des Herrn Regierungs-Commissarius, welcher sich, so weit es in der Kürze möglich war, von den kirchenrechtlichen und kirchengeschichtlichen Verhältnissen der verschiedenen Partheien in der Evangelischen Kirche unserer Provinz informirt hatte, darauf an, den betreffenden Artikel so zu fassen:

„Die hier vereinigte Kirchengemeinde bekennt sich zur christlich-evangelischen Confession nach der lautern Lehre der heiligen Schrift, nach den Lehrbestimmungen der Augsburgischen und Helvetischen Confession in derjenigen Übereinstimmung, wie dieselbe in dem Consensu Sendomiriensi vom Jahre 1570 gefaßt und hier zu Lande anerkannt worden ist."

Als ich hierauf in Ansehung des anzustellenden Predigers sowohl mit den Deputirten der Gemeinde, als mit der Königl. Regierung zu Posen darüber einig geworden war, daß der Herr Candidat Fritsche, welcher bereits seit geraumer Zeit hieselbst regelmäßig sonn- und festtäglich gepredigt, obwohl wegen Mangels der Ordination noch nicht die Sakramente verwaltet, unser erster Prediger seyn sollte, so stellte ich ihm

auch in dieser Weise eine Vocation aus, welche jedoch wegen ihrer Fassung bei dem Herrn Ober-Präsidenten unserer Provinz Bedenken fand und ihn bewog sich zu erkundigen, ob ich den Prediger nicht statt dessen auf die symbolischen Schriften der Lutherischen Kirche, ohne dieselben einzeln namhaft zu machen, verpflichten lassen wollte. Dieses bezog sich, wie ich später erfuhr, darauf, daß die Königl. Regierung zu Posen bereits den 5. December 1826 dem Hohen Ministerio der geistlichen Angelegenheiten einberichtet hatte, daß in der hiesigen Provinz die evangelisch-reformirte Unität, welche gegenwärtig sich bereits mit der Lutherischen Confession unirt hat, gar keine symbolischen Bücher annehme, und daß die evangelisch-lutherischen Prediger in den Vocationen nur in seltenen Fällen auf die symbolischen Bücher im Allgemeinen, nirgends aber auf besondere verwiesen würden.

Herr Candidat Fritsche hatte bei Ablegung seines Examens pro Ministerio im Jahre 1830 sich in Bezug auf die Berliner Hof- und Dom-Agende und die Union dahin erklärt:

a) „Die neue Kirchen-Agende nehme er in der veränderten Gestalt an, in welcher sie Anno 1829 für die Provinz Brandenburg erschienen ist. — Was aber den Amtseid betreffe, der, wie es in der Agende Th. II. S. 26. heißt, den Ordinandis „„noch besonders vorgelegt werden soll,"" so könne er sich über dessen Zulässigkeit oder Unzulässigkeit vor seinem Gewissen nicht erklären, ehe er wisse, wie er wörtlich lauten werde."

b) „Der Vereinigung der Reformirten und der Lutherischen Kirche zur unirten Evangelischen Kirche trete er von Herzen bei, aber nur unter der Bedingung, daß bei dieser Vereinigung die evangelische Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit, welche bisher nach dem Königl. Preuß. Land- und Kirchenrecht den einzelnen Religionsverwandten zugesichert gewesen, auch ferner innerhalb dieser Vereinigung ihren Bestand und Schutz habe. — Sollte aber der Beitritt zu dieser Union eine Verpflichtung mit sich führen, daß er nunmehr außer den sechs symbolischen Büchern der Lutherischen Confession auch zur öffentlichen Annahme solcher Symbole sich bekennen müßte, welche enthielten, was nach seiner Überzeugung der einfachen Schriftwahrheit widerspricht, so müsse er bei aller christlichen Bruderliebe, welche er seinen theuren Glaubensgenossen aus der Reformirten Kirche nach dem Evangelio schuldig sey, seinen Beitritt zur Union verweigern."

Auf diese Erklärung war demselben das Wahlfähigkeitszeugniß ohne Anstand ertheilt worden.

Dieserhalb berieth ich mich nun mit dem Candidaten Fritsche, was zu thun sey, und derselbe fand sich bewogen an den Herrn Ober-Präsidenten wörtlich Folgendes zu schreiben:

1. „Daß er bei seiner Vocation zu einem evangelischen Predigtamte auf die reine und lautere Lehre des göttlichen Wortes, nicht allein, wie selbige in den drei Hauptsymbolen der gesammten christlichen Kirche, als dem Apostolischen, Nicänischen und Athanasianischen, sondern auch in dem von allen evangelischen Gemeinden unseres Vaterlandes als evangelisch anerkannten Augsburgischen Glaubensbekenntnisse ihrem Hauptinhalte nach ausgesprochen ist, verpflichtet werden zu müssen, vor Gott und seinem Gewissen für nöthig erachte."
2. „Daß er sich aber auf Anerkennung eines Lutherischen Lehrbegriffs und einer Lutherischen Kirche berufen sollte, dieses erscheine ihm um so mehr bedenklich, ja unstatthaft, als der Lutherische Name Partheiname geworden sey und als Partheiname an die alte Spaltung erinnere, er aber selbst die allgemein ersehnte Union in Lehre, Glauben und Liebe von Herzen begehre, und wo sie zu Stande gekommen sey, im geringsten nicht gestört sehen möchte." —

Hierauf erklärte unser Herr Ober-Präsident in einem Schreiben

vom 10. Januar 1833, es werde die von mir entworfene Vocation für Herrn Fritsche, in welcher ich nunmehr außer der heiligen Schrift und den drei Hauptsymbolen der allgemeinen christlichen Kirche bloß die Augsburgische Confession erwähnt hatte, nach seiner individuellen Ansicht, welche er jedoch der Königl. Regierung keineswegs aufzudringen befugt sey, keinem erheblichen Bedenken unterliegen. Die Königl. Regierung zu Posen hielt indessen eine Anfrage bei dem Hohen Ministerio für nöthig, ob es nicht genüge, dieses neue Kirchspiel bloß als ein „evangelisches" zu bezeichnen, worauf sie jedoch mit Bezugnahme auf ihren eigenen früheren Bericht vom Jahre 1826 belehrt wurde, daß, da die neue Agende in dem Ordinationsformulare Th. II. p. 23. in Ansehung der symbolischen Schriften auf die Observanz Bezug nehme, zu ermitteln sey, ob die Prediger in Neustadt, als zu welcher Kirche wir bis jetzt gehört hätten, in ihren Vocationen auf symbolische Schriften verwiesen worden wären oder nicht, weil sich hiernach auch die Abfassung der Vocation und der Stiftungsurkunde von Pinne richten müsse.

Hiergegen nun habe ich remonstrirt:

a) Daß es unmöglich der Zweck der von Sr. Majestät dem Könige gewünschten Union der verschiedenen Partheien in der Evangelischen Kirche seyn könne, daß statt der bisherigen zwei Confessionen, der Lutheraner und Reformirten, künftighin so viele Bekenntnisse als Kirchthürme oder Matrikuln und Vocationen der Geistlichen seyn sollten,
b) daß es daher meines Erachtens nicht auf die lokalste Lokalobservanz ankommen könne, sondern darauf, was der Lehrbegriff der Kirche sey,
c) seit drei Jahrhunderten habe man dafür gehalten, daß die Augsburgische Confession diesem Lehrbegriff entspreche, Se. Majestät der König habe dieselbe in der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 4. Mai 1830 „nächst der heiligen Schrift selbst, für die Hauptgrundlage der Evangelischen Kirche" erklärt, und im ganzen Lande sey ihr Jubiläum in dieser Beziehung gefeiert worden, und jedenfalls
d) könne man sich unmöglich dabei beruhigen, daß sich der Lehrbegriff der Evangelischen Kirche entweder gar nicht, oder nur negativ dahin bestimmen lasse, daß es nicht mehr derselbe sey, den man seit 1530 dafür gehalten habe.

Ich machte endlich noch darauf aufmerksam, daß es um so weniger nöthig seyn werde, sich darauf einzulassen, ob und welche symbolische Schriften die evangelisch-reformirte Unität in der hiesigen Provinz angenommen habe, als die zur hiesigen Gemeinde gehörigen Evangelischen ursprünglich Lutherischer Confession wären. — Die Behauptung der Königl. Regierung vom Jahre 1826, daß diese Kirche der reformirten Unität gar keine symbolische Schriften annehme, ist auch unrichtig, vielmehr ist der Sendomirsche Vergleich vom 14. April 1570, in welchem die Augsburgische Confession ausdrücklich für rechtgläubig erklärt wurde, als eigentliches Hauptsymbol dieser Kirche anzusehen, wovon man sich durch das Ordinationsformular in der Agende für die Evangelische Kirche von Polen und Litthauen von 1636, so wie aus der Urkunde der Thorner General-Synode von 1595 Canon V. leicht überzeugen kann. (Vgl. Agenda albo forma porządka usługi Swiętey w zborode ewangelickich Koronnych y Wielkiego Xięstwa Litewskiego w Gdansku Dr. Andr. Hünefeld MDCXXXVII p. 296 u. 305. — Desgleichen Historia Consensus Sendomiriensis von Dan. Ernst Jablonski. Berol. 1731 p. 229.)

Hieraus ergibt sich Folgendes:

a) Daß Se. Majestät der König selbst ein sehr Bedeutendes zur Erhaltung der neuen Parochie Allergnädigst bewilligt haben, also Niemand es verdenken kann, wenn Allerhöchstdieselben schon deshalb so viel einem Menschen möglich ist, dafür zu sorgen suchen, daß die neue

Stiftung nicht durch Abweichung von der heilsamen Lehre ihres Zweckes verfehlen möge, wenn man auch die Höchste Landesobrigkeitliche Fürsorge ganz bei Seite setzen sollte.

b) Daß, wenn auch die unteren Behörden die gute Absicht Sr. Majestät des Königs mißverstanden oder aus Unkenntniß des in hiesiger Provinz eigenthümlichen Kirchenzustandes fehlgegriffen haben sollten, doch die Sache noch keineswegs als abgethan und Allerhöchsten Ortes entschieden anzusehen ist.

c) Daß es mir von den Behörden bisher nicht bestimmt verweigert worden ist, den hiesigen Prediger auf die symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche verpflichten zu lassen.

d) Daß wir vielmehr umgekehrt eine unbestimmte und ganz in's Allgemeine gefaßte Verpflichtung der Art sogar abgelehnt haben.

Man hat uns diesen letzten Schritt nach beiden Seiten hin verdacht. — Die Einen tadelten es als Mangel an Glauben, daß wir nicht auf die nähere Bestimmung des Lehrbegriffs gänzlich verzichtet hätten, die Anderen umgekehrt, daß wir uns nicht für den Lutherischen Namen bestimmt erklären wollen. —

Was die Ersten betrifft, so möchten sie recht haben, wenn die Frage über die Lehre, welche hier gepredigt werden sollte, von uns ausgegangen wäre; denn wenn der Prediger zu nichts bestimmt verpflichtet, sondern ihm Alles zu predigen erlaubt wird, so steht ihm unbedenklich auch frei, die Wahrheit zu predigen; wenn aber die Höchste Landesobrigkeit ausdrücklich befohlen hat, daß in einem Kirchsprengel durch die aufsichtführende Behörde Frömmelei und Absonderung, oder Pietismus und Separatismus unterdrückt, oder verhütet werden soll, wenn unter andern ein Sächsischer General-Superintendent der Lutherischen Kirche es öffentlich drucken läßt, daß der eigentliche Pietismus und Separatismus darin besteht, wenn man bei der Lehre der Reformatoren und den Bekenntnißschriften der Protestanten stehen bleiben wolle (vgl. Bretschneider Simonismus und Christenthum. Leipzig bei Vogel, 1832, p. 207 und 210.), wenn eine Urkunde zur Genehmigung vorgelegt wird, wonach die Lehren der Lutheraner und Reformirten nicht gelehrt und gepredigt werden sollen, dann ist es doch wohl nicht möglich mit dem Bekenntnisse zurückzuhalten.

Was dagegen die anderen Gegner betrifft, so steht ihnen meines Erachtens des großen Reformators eigenes Wort entgegen, wenn er in seiner Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten, unter andern so schreibt (Walchsche Ausgabe. Th. X. p. 420. Nr. 25.): „Zum ersten bitte ich, man wolle meines Namens schweigen, und sich nicht Lutherisch, sondern Christen heißen: Wer ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein, so bin ich auch für Niemand gekreuzigt. St. Paulus, 1 Cor. 3, 4. 5., wollte nicht leiden, daß die Christen sich sollten heißen: Paulisch oder Petrisch; sondern Christen. Wie komme denn ich armer stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi sollte mit meinem heillosen Namen nennen? Nicht also lieben Freunde, laßt uns tilgen die partheiischen Namen und Christen heißen, dessen Lehre wir haben. Die Papisten haben billig einen partheiischen Namen (heut zu Tage könnte man dafür auch wohl Nationalisten sagen), dieweil sie nicht begnüget an Christi Lehre und Namen, wollen auch päpstisch seyn, so laßt sie päpstisch seyn, der ihr Meister ist. Ich bin und will keines Meister seyn. Ich habe mit der Gemeinde die einzige Lehre Christi, die allein unser Meister ist, Matth. 23, 8." —

Auch der Gott erleuchtete sel. Bengel (vgl. Burk Leben und Wirken ꝛc. Stuttgardt 1832, p. 239.) sagt meines Erachtens sehr richtig:

„Die strenge Lutherische Orthodoxie geht oft von der alten Lutherischen Theologie ab ꝛc., die Augsburgische Confession ist gegen andere Bücher jener finstern Zeit etwas Großes. Auch die übrigen symbolischen Bücher sind so gefaßt, daß man sie studiren sollte, wenn sie auch die historische Bedeutung nicht hätten, nur muß man nicht einen Riegel daraus machen, der göttlichen Wahrheit Einhalt zu thun, daß sie sich nicht weiter ausbreiten dürfte, sonst kommt es eben so heraus, wie wenn man der Sonne, weil man im Sommer Morgens vier Uhr schon lesen kann, befehlen wollte, sie solle nicht weiter gehen, man habe Licht genug."

Freilich ist auch er, und gewiß ebenfalls mit Recht der Meinung:

„Daß Paulus, wenn er heut zu Tage als ein Gesandter vom Himmel an die Protestantische Kirche herabkommen sollte, viel was anders zu thun finden würde, als daß er die Lutheraner und Calvinisten zu einem politischen „„Herr-Bruder-sagen"" zusammentheidigte" ꝛc. (a. a. O. p. 184.), allein schon Hesekiel sahe (C. 37, 7.), daß die zerstreuten Todtengebeine wieder „zusammen kamen, ein jegliches zu seinem Gebein, es war aber noch kein Odem in ihnen." — Darum hat er aber nicht einen Stecken genommen und sie wo möglich wieder aus einander geschlagen, oder Scheidewasser dazwischen gegossen; sondern er ist dem Befehle Gottes gehorsam gewesen, und hat „geweissaget zum Winde, so spricht der Herr: Wind komme herzu aus den vier Winden und blase diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden" (vgl. Joh. 3, 7.).

Auf dieses Weissagen, auf die lebendige Predigt des göttlichen Wortes scheint es mir vor allen Dingen und namentlich bei weitem mehr anzukommen, als auf Begriffsformeln, durch welche man die Wahrheit doch niemals ganz, sondern nur höchstens approximativ gleichsam durch unendliche Reihen, wie in der Mathematik, erreichen wird. — Eine formula concordiae wird niemals die wirkliche Concordia, die Einigkeit im Geiste und in der Wahrheit ersetzen können, und das ist auch der Grund, weshalb ich es nicht unternommen habe, ihre Gültigkeit und normative Kraft auch für unsere Provinz zu behaupten und zu vertheidigen, besonders da ich den juristischen Beweis nicht einmal würde haben führen können, auf welchen es doch allein der weltlichen Obrigkeit gegenüber angekommen seyn würde. —

Übrigens kann ich Herrn Dr. Scheibel aufrichtig versichern, daß ich von Herzen der Lehre der Augsburgischen Confession zugethan bin. Ob aber die Verfasser der formula concordiae oder ihre Gegner in den zwischen Luther und Calvin entstandenen Streitigkeiten Recht haben oder vielleicht ein Drittes das eigentlich Richtige ist, zu entscheiden, dazu bin ich nicht Theologe genug. Ich bin auch darüber mit Herrn Dr. Scheibel einig, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn die Lutherische Rechtgläubigkeit, versteht sich die alte, welche der liebe selige Bengel in der oben angeführten Stelle lobt, mit einer guten und heilsamen Kirchenzucht und Ordnung vereinigt werden könnte, wie das etwa in der alten Brüderkirche der Fall gewesen ist (vgl. das Scheibelsche Buch Bd. I. p. 55., Bd. II. p. 30.), dazu aber muß, um mich des Ausdruck des Reformators zu bedienen: „unser Herr Gott erst rechte Christen machen." — Wir wollen aber gemeinschaftlich und einträchtiglich darum beten, daß es geschehe, daß sein Reich komme! —

Pinne, im Großherzogthum Posen, den 16. Januar 1834.

v. Rappard.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 15. März. № 22.

Über das Verhältniß der Dogmen zum Glaubensleben des einzelnen Christen. Ein Wort des Friedens in den Breslauischen Streitigkeiten.

(Fortsetzung.)

„Was aber geschrieben ist, ist uns zum Vorbilde geschrieben." Man denke sich, daß es zu Pauli Zeit frühreife Geister, Wunderkinder, gegeben hätte, die, ausgerüstet mit allen Athanasianischen Lehrbestimmungen über die Gottheit Christi, mit homousios und homoeousios, oder mit den Entscheidungen der orthodoxen Concilien über die Naturen und Willen in Christo nach Rom oder Corinth gekommen wären, um solche — wir nehmen an vollkommen schriftgemäße — Dogmen zum Schiboleth der Kirchengemeinschaft zu machen und als Panier der Rechtgläubigkeit aufzuwerfen, — was würde die Folge gewesen seyn? Viele wahre Kinder Gottes, lebendige Glieder am Leibe Christi, wären, weil sie das Eingehen auf die ihnen vorgelegten Fragen abgelehnt, oder nicht die rechte Entscheidung getroffen hätten, von dieser neuen Gemeinde der Rechtgläubigen ausgeschlossen worden; von denen, die sich unter die Fahne der Orthodoxie gesammelt, hätten die dem Herrn Treuen mindestens eine schiefe Richtung ihres innern Lebens bekommen; und Buchstabenhelden wären wahrscheinlich bald Führer der neuen orthodoxen Sekte geworden. Paulus rechnet die Ketzereien (αἱρεσεις, Rotten, wie Luther trefflich übersetzt hat; in dem Griechischen Worte liegt der Grundbegriff der eigenen willkührlichen Wahl im Gegensatz der Hingabe an Gottes Führung) unter die Werke des Fleisches. Daraus können wir erkennen, daß nicht jeder Mangel an Einsicht in eine göttliche Wahrheit, nicht jeder Irrthum über eine solche zum Ketzer macht. Jedes Glied der streitenden Kirche ist ein werdender, Keiner ein schlechthin gewordener Christ, Jeder ist in gewisser Beziehung ein Kind, Keiner schlechthin ein Mann in Christo. Darum sind in dem Glauben jedes Christen auf Erden unentfaltete Keime enthalten, die er nicht voreilig aufbrechen darf, weil er sie sonst zerstören würde, deren Inhalt ihm daher unbekannt oder nur zum Theil bekannt ist. Ja, es gibt Wahrheiten, die, wenn wir den einzelnen Christen bloß in seiner isolirten Persönlichkeit betrachten, noch gar nicht sein eigen geworden sind. — Aber seine Persönlichkeit ist eben nicht isolirt, er lebt — und „wächst — an dem, der das Haupt ist, Christus," und ist ein „Glied an dem aus dem Haupte, Christo, zusammengefügten Leibe, an welchem ein Glied dem anderen Handreichung thut," — er hat daher jene Wahrheiten doch, denn er hat Christum, und in ihm alle Schätze der Weisheit, die Christus hat, und die seine Kirche auf Erden verwaltet, und ist sonach, wenn wir geistliche Dinge geistlich richten, seiner Unwissenheit, ja seiner Irrthümer ungeachtet, dennoch rechtgläubig und kein Ketzer. Aber so wie bloße Unwissenheit, bloßer Irrthum noch Niemand zum Ketzer machen, so reicht bloße buchstäbliche Rechtgläubigkeit nicht aus, den Vorwurf der Ketzerei, — des Rottenmachens, — zu beseitigen. Die göttliche Wahrheit ist Geist und Leben; sie ist des Buchstaben mächtig, in den sie gefaßt ist, und nicht ihm unterworfen; in bloß buchstäblicher Auffassung geht ihr eigenstes Wesen verloren, ja es verwandelt sich in Irrthum; man kann sie nur als Glied an dem Haupte Christo, in der Gemeinschaft seines Leibes, haben und genießen. Der wäre gewiß ein Ketzer gewesen, der sich von Petro, dem Felsen, auf den Christus seine Kirche baute, losgesagt hätte, weil er, bis er in Joppe das Gesicht sah, irrig meinte, daß auch im Neuen Testamente die Heiden noch unrein seyen; und den hätte Paulus als Rottenmacher mit dem Schwerdte des Wortes geschlagen, der seine lieben mit Ängsten geborenen Kinder durch monophysitische oder monotheletische Controversen verwirrt, und nur die, welche die richtige Entscheidung derselben getroffen, als Brüder anerkannt hätte.

Aber so wie die Kirche als ein Ganzes betrachtet, so haben auch einzelne Theile derselben, — die Kirchen gewisser Länder, gewisser Zeiten, — ihr organisches Leben, ihre Entwickelungsperioden, ihre Kindheit und ihr Mannesalter. Was die Kirche im Ganzen schon errungen und im Besitz hat, das müssen ihre Theile oft erst allmählig und stufenweise unter Gottes erziehender Hand durch Kampf und Erfahrung neu erwerben und in ihr inneres Leben aufnehmen. Denn Gottes Reich ist ein Reich des Geistes, und der Geist kann, seiner eigensten Natur nach, welche den schroffen Gegensatz von Seyn und Haben vermittelt, nur das wahrhaft haben und besitzen, was er selbstthätig sich zu eigen gemacht, in sich aufgenommen hat. Mag immerhin im Laufe der Jahrhunderte die christliche Lehre durch die Weisheit der Concilien, durch den Scharfsinn der Theologen gegen Irrthümer aller Art fest bestimmt und mittelst fein gezogener Grenzen geschützt seyn, — die bekehrten Südsee-Insulaner des neunzehnten Jahrhunderts müssen, wie die Corinther des ersten, damit anfangen, die Milch des Wortes zu trinken, um erst zu wachsen, und der starken Speise, des Genusses jener reichen dogmatischen Vorräthe, fähig zu werden. Und, wenn die Kirche in einzelnen ihrer Theile abgestorben war, und erst wieder neu geboren worden ist aus dem ewig lebendigen Worte, so treten auch solche Kirchen in den Zustand und die Lebensbedingungen und Lebensgesetze der geistlichen Kindheit ein, obschon dieser Zustand durch das, was ihm vorangegangen, mannichfach modificirt seyn kann und muß. Wenn die Missionare Nordafrika, ja wenn sie Kleinasien für den Heiland eroberten, würde das

große Licht, welches Augustinus angezündet, und womit er das ganze Mittelalter hindurch, bis zur Reformation hin, und durch sie weiter bis auf unsere Tage geleuchtet hat, — würde der alte Glanz der lieben apokalyptischen Gemeinden diese Länder wohl jener geistlichen Kindheitsperiode überheben können, mit allen ihren Schwächen, Krankheiten und Entwickelungen, die aber auch von eigenthümlichen Segnungen begleitet sind, wie die Schwächen der natürlichen Kindheit? Daß die Kirchen, welche die Reformation von der Herrschaft des Papstthums befreite, ohne sie dadurch sofort mit dem Geiste Christi durchdringen zu können, in einem solchen Kindheitszustande in Beziehung auf Gemeindeordnungen und Kirchenzucht sich befanden, erkannte Luther wohl, als er in der bekannten Vorrede zu dem Büchlein von der Deutschen Messe (1526) ein Bild einer wahrhaft evangelischen Gemeindeverfassung entwarf und hinzusetzte: „Aber ich kann und mag noch nicht eine solche Gemeinde oder Versammlung ordnen oder anrichten. Denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu; so sehe ich auch nicht Viele, die dazu dringen."

Die Kirche braucht darum, was sie einmal an Weisheit und Erkenntniß besitzt, doch nicht aufzugeben oder fahren zu lassen. Sie ist Ein Leib, beseelt von Einem Geiste, erhaben über den Unterschied der Länder und der Jahrhunderte. Ihre geistlichen Schätze sind unter dem Schutze ihres Herrn wohl aufgehoben. Der kein Haar von unserem Haupte fallen läßt ohne seinen Rathschluß, wird noch vielmehr seinen geistlichen Leib, und jedes Glied desselben, und alle seine Säfte, zu bewahren wissen. Er rüstet sich stets neue Kämpfer aus, deren Beruf es ist und seyn wird, bis die Ritterschaft Jerusalems ein Ende hat, jede Wahrheit zu vertheidigen, jeden Irrthum anzugreifen. Fern sey es von uns, die Kapitulation der kleinsten Festung der Wahrheit anzurathen oder zu beschönigen. Aber so wie Christus dadurch an seiner Gottheit nichts verlor, daß er Mensch wurde, wie Paulus dadurch, daß er den Juden als ein Jude, denen ohne Gesetz als ohne Gesetz, den Schwachen schwach wurde, an seiner christlichen Freiheit, an seinem Amte als Christi Knecht, an seiner Stärke nichts einbüßte, so verliert auch die Kirche dadurch nichts an ihrer Manneswеisheit und Manneskraft, daß sie, nach ihres Hauptes Vorbilde, die Kinder aufnimmt, und um sie zu Männern zu erziehen, sich zu ihnen herabläßt. Vielmehr offenbart sich grade in solcher Herablassung ihre göttliche Hoheit. Es ist ein Privilegium des Geistes, — ein Privilegium, das im höchsten Maaße nur der Geist hat, der selbst der Herr ist (2 Cor. 3, 17.), — sich entäußern, aus sich selbst ausgehen zu können, ohne sich selbst zu verlieren. Ja, die Kirche würde ihre Schätze dogmatischer Wahrheit und Weisheit gar nicht wirklich, d. i. nicht im Geiste besitzen, wenn dieselben bloß wie Festungswerke um sie herum ständen, und nicht allein ihren Feinden, sondern auch ihren Kindern den Eingang in ihren Schooß verwehrten.

Wenden wir dies nun auf die Gemeinden an, welche die Breslauer Lutheraner im Gegensatze gegen die Union zu bilden versuchen. Wir hören und lesen von Tausenden, die sich

in Schlesien und in anderen Ländern diesen Gemeinden angeschlossen haben. Wer die Geschichte der Norddeutschen Evangelischen Kirchen während des letzten halben Jahrhunderts und ihren geistlichen Zustand im Allgemeinen kennt, der kann einigermaßen auf den geistlichen Zustand dieser Tausende schließen. Kann es anders seyn, als daß die große Mehrzahl der Gläubigen unter ihnen, — wie die meisten Gläubigen unserer Zeit und unseres Landes überhaupt, — aus dem Schlafe des Weltsinns und Unglaubens, oder aus rationalistischer oder pantheistischer Betäubung neu erwacht, noch viel zu lernen haben an „der Lehre vom Anfange christlichen Lebens," und erst „Grund legen müssen von der Buße der todten Werke, vom Glauben an Gott, von der Taufe, von der Lehre vom Händeauflegen, von der Todten Auferstehung und vom ewigen Gerichte" (Hebr. 6.), — daß auch ihr Christenthum großen Theils ein durch feste Lehre nicht hinlänglich getragenes Gefühlschristenthum ist, — daß auch für sie der Faden der kirchlichen Tradition zerrissen gewesen, — daß auch sie Gemeinleben und Kirchenzucht kaum dem Namen nach kennen, — mit einem Worte, daß sie neu erweckte Christen des neunzehnten, und nichts weniger als Lutheraner des sechzehnten, siebzehnten oder des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts sind? Und solchen Christen sollen die Fragen von der Consubstantiation, von der Ubiquität und von der communicatio idiomatum vorgelegt, — sie sollen, bei Verlust der Gemeinschaft des wahren Sakraments und der wahren Kirche, aufgefordert werden, sich für diese Lehren und gegen den Calvinismus zu entscheiden, von dem sehr Viele das erste Wort aus dem Munde seiner neuesten Gegner hören, und wohl nur äußerst Wenige eine einigermaßen genügende dogmatische und historische Kenntniß haben? Ist das die mütterliche Weisheit der Kirche, die ihren Kindern ihre Speise nach Maaßgabe ihres Bedürfnisses zutheilt, — ist das die vom Herrn so hoch empfohlene Treue des Haushalters, der dem Gesinde des Herrn seine Gebühr zur rechten Zeit darreicht? Müssen nicht die Schwachen geärgert, die Demüthigen zurückgestoßen, und, selbst gegen der besseren Führer Willen, den dogmatischen Pharisäern die Wege gebahnt werden, sich an die Spitze dieser Orthodoxen zu stellen? Möchte doch traurige Erfahrung nicht schon dem Anfange nach bestätigen, was bei der Beschaffenheit der gefallenen Menschennatur unvermeidlich ist!

Eigene Erfahrung hat den Einsender dieses zuerst zu der Erkenntniß gebracht, wie verkehrt, wie sehr dem Vorbilde der göttlichen Weisheit, welche die Kirche regiert, zuwider das Dringen auf Entscheidung zwischen Lutherthum und Calvinismus war, welches er auf Veranlassung der Breslauer um sich her wahrnahm. Er konnte natürlich nicht umhin, nach dem Beispiele so Vieler, sich diese hochwichtige Frage ebenfalls vorzulegen. Aber, selbst kein Theologe, durch kein Bedürfniß seines innern Lebens zu einer so schweren Entscheidung genöthigt, fühlte er sich, nach Lesung und Anhörung so mancher Controverse jedesmal innerlich von der Entscheidung zurückgehalten, — es drang sich ihm das Bewußtseyn auf, daß ohne Nöthigung durch ein solches Bedürfniß der geistlichen Entwickelung die Fragen,

die beantwortet werden sollten, für ihn Fragen profaner Wißbegierde waren, die keine Antwort von oben zu erwarten hatten, und über welche er kein Licht von Gott erbitten konnte. Denn Gott hat uns sein Wort als Leuchte unserer Füße gegeben und als ein Licht auf unserem Wege, — nicht um damit zur Lösung willkührlich aufgeworfener Streitfragen voreilig in seine Geheimnisse hinein zu leuchten. Schreiber dieses ist weit entfernt, diese Fragen an sich für willkührlich oder voreilig erklären, oder läugnen zu wollen, daß Andere durch Beruf oder wahre Bedürfnisse des Glaubens und innern Lebens in deren Erforschung geführt werden; vielmehr bekennt er es als einen Mangel seiner religiösen Ausbildung, daß es so mit ihm steht; aber er kann nicht umhin zu glauben, daß viele, ja wohl die meisten Gläubigen unserer Zeit sich mit ihm in demselben Falle befinden.

Einen merkwürdigen Gegensatz gegen dieses rücksichtslose Drängen zum Partheiergreifen bietet das Verfahren der Gläubigen in Pommern dar, die vor zehn Jahren durch den Unglauben und Weltsinn, der in den Kirchen rings um sie her herrschte, sich in ihrem Gewissen gebunden glaubten, der Sakramente in solchen Kirchen sich zu enthalten und sich selbst unter einander damit zu bedienen. Es soll jetzt in die Frage, ob oder inwiefern sie recht daran thaten, nicht eingegangen, nur die zarte Schonung der Gewissen, die sie übten, soll in's Licht gestellt werden. Viele Gläubige nämlich, mit denen sie in der engsten brüderlichen Gemeinschaft standen, wichen in diesem Punkte von ihnen ab, und fuhren fort die Sakramente aus den Händen ihrer ungläubigen, ja feindlichen Prediger zu empfangen. Weit entfernt aber auch diese zur Trennung aufzufordern, vermieden jene Getrennten vielmehr jede auch indirekte Anregung dazu, und nahmen deshalb, so sehr sie auch sonst zum lauten Bekennen geneigt und geschickt waren, doch das heilige Abendmahl lieber im Stillen, weil der öffentliche getrennte Genuß nothwendig in die Controverse geführt hätte, wohl einsehend, daß Buße, Glauben und Heiligung, nicht aber eine Streitfrage dieser Art es war, wessen ihr eigenes und der Nichtgetrennten inneres Leben bedurfte. Zugleich waren sie eifrig bemüht, das Band der brüderlichen Gemeinschaft mit den Nichtgetrennten immer fester zu machen, und, damit nicht dennoch durch die dem Sünderherzen so nahe liegende Selbsterhebung eine Rotte entstünde, so erkannten sie auf das Bestimmteste und ausdrücklich an, daß unter den Nichtgetrennten treuere Christen, als mancher Getrennte war, sich befanden. Die segensreichen Folgen dieser zarten Schonung der Gewissen sind auch nicht ausgeblieben; die Liebe und Einigkeit ist erhalten worden, und die vereinigten Gebete und Anstrengungen aller Gläubigen, der Getrennten und Nichtgetrennten, haben der ganzen Gegend so viele christliche Prediger verschafft, daß für sie die Frage von der Trennung ihre praktische Bedeutung verloren hat. Und doch, wie klar und zugänglich für den gemeinen Christen mußte diese Frage den Getrennten erscheinen, im Vergleich mit den Fragen von der Consubstantiation, Ubiquität und Communicatio idiomatum!

Die Breslauer Lutheraner werden freilich nicht zugeben, daß sie Lutherische Unterscheidungslehren als ein neues Panier der Orthodoxie aufwerfen, und sich darauf berufen, daß sie ja nur die Lutherische Kirche in ihrem alten, wohlbegründeten Bestande behaupten, während vielmehr die Union durch Beseitigung der Unterscheidungslehren die Symbole ändere, und sonach eine neue Kirche gründe. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die Breslauische Opposition zum Theil einen solchen conservativen Charakter hat, in welchem eben ihre starke Seite besteht, — aber nur zum Theil, und grade in der Beziehung nicht, von der hier die Rede ist, nämlich insofern sie im Gegensatz zur Union auf den Grund der Lutherischen Unterscheidungslehren Gemeinden sammelt und mittelst dieser Dogmen abschließt. Wo wären die Gemeinden unseres Vaterlandes wohl anzutreffen, in denen auch nur die großen Grundwahrheiten des Evangeliums, geschweige denn die Unterscheidungslehren der Confessionen, während der letzten funfzig Jahre kirchlich fortgelebt hätten? Und wie viele Glieder mag die Parthei der Breslauischen Lutheraner wohl haben, welche vor den jetzigen Streitigkeiten auch nur einige, — wir wollen nicht einmal sagen eine gründliche, — Einsicht in die Unterscheidungslehren des Lutherthums gehabt haben, oder die ohne diese Streitigkeiten sich irgend dafür interessiren würden? Alle die aber, bei denen dies nicht der Fall ist, sind zu einer Entscheidung über eine für sie, in jeder praktischen Beziehung, neue Controverse gedrängt worden, und alles oben Gesagte findet auf sie Anwendung. Hinsichtlich aller solcher neu „gewordener" Lutheraner mögen daher die Führer der Parthei sich nach der oben dargestellten Schriftlehre von den Kindheitsperioden des Lebens der einzelnen Christen und der Kirche prüfen, ob sie sie nicht auf eine gefährliche Bahn leiten, auf der, wo nicht ihr Glaube Schiffbruch leiden, doch ihr inneres Leben, weil sie ihre Kindheitsperiode eigenmächtig überspringen, verkrüppeln kann.

Auch durch Berufung auf die alten strengen Wächter der Grenzen des Lutherthums, auf einen Chemnitz, Joh. Gerhard und Andere, können sie ihre, insofern neue Bildung einer Lutherischen Parthei nicht rechtfertigen. Nicht auf die enge Basis der Unterscheidungslehren des Lutherthums und Calvinismus, sondern auf die breite aller der großen Grundwahrheiten zusammengenommen, welche im Papstthum verdunkelt und durch die Reformation wieder hergestellt waren, erbauten sich im sechzehnten Jahrhundert die Evangelischen Kirchen. Das Ganze dieser Grundwahrheiten, deren Kern die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden ist, hatten diejenigen im Auge, welche an Zion die Aufforderung richteten, auszugehen aus Babel. Eben diese Grundlehren aber und namentlich die große Heilslehre von der Rechtfertigung waren grade die Nahrung, deren die „erschrockenen Gewissen" jener Zeit bedurften, von denen und zu denen Luther, als unter dem Papstthum so häufig anzutreffen, beständig redet, und von denen er selbst in seiner eigenen innern Geschichte ein so lehrreiches herzbewegendes Bild uns vor Augen stellt. Diese tranken wie ein durstiges Land den süßen Himmelsthau dieser Heilslehre begierig ein; denn grade zur rechten Zeit wurde sie ihnen dargeboten, daher trieb sie auch als

ein Regen Gottes die grünen Saaten des Glaubens frisch hervor, welche die Gefilde der Kirche im sechzehnten Jahrhundert so lieblich bedeckten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Ostindien.) Die erste Ordinationsrede des Bischofs von Kalkutta enthält eine sehr beherzigenswerthe Stelle über das Verhältniß der christlichen Bekenntnisse unter einander und zu den Nichtchristen. Nachdem er über die Berechtigung der Bischöflichen Kirche, ihre Diener auszusenden, gesprochen hat, fährt er fort: „Man erinnere sich, daß ich in dieser ausführlichen Darstellung nur die Glieder unserer Gemeinschaft, besonders die jüngeren, über die Gründe einer vernünftigen Anhänglichkeit an die Religion ihrer Väter unterrichte. Zu Anderes versuche ich nicht mich zu mischen und wünsche es auch nicht. Ich lasse Jedem sehr gerne die Freiheit der Überzeugung, die ich für mich selbst in Anspruch nehme. Alles so einzurichten, daß Jeder damit zufrieden ist, das ist unmöglich. Laßt uns daher ein Jeder unserer pflichtmäßigen Überzeugung treu seyn, und auf die beste Art das vorliegende Material bearbeiten. Laßt uns unsere Kraft nicht dazu anwenden, unsere Mitchristen zu unseren besonderen Formen überzuführen, sondern die Heiden und Muhamedaner zu bekehren, und Wahrheit, Frieden und Heiligkeit unter allen, die schon Christen sind, befördern. Das ist der Geist der wahren Liebe, und ich bin überzeugt, daß ich darin den Beifall aller denkenden und besonnenen Männer dieses ungeheuren Reiches, welcher Confession sie immer angehören mögen, erndten werde. Vor solchen wohlunterrichteten und frommen Männern, selbst wenn sie Gegner wären, habe ich keine Besorgniß. Die gelehrten Glieder der Schottischen Kirche und aller auswärtigen Kirchen Europas und Asiens achte und verehre ich. Wenn ich etwas fürchte, so ist es die Unerfahrenheit junger, wenn auch wohlmeinender Personen; welche, obwohl sehr kärglich mit Gelehrsamkeit ausgerüstet und in der Geschichte nur mäßig belesen, in guter Absicht und ohne auf die Folgen zu sehen, alle Erfordernisse zum Angriff auf die ehrwürdigsten und schriftmäßigsten Kirchen zu besitzen meinen."

„Über diesen Gegenstand denke ich gleich mit meinem verehrten Vorgänger, dem ersten Bischof dieses Sitzes (Middleton). Dieser große Mann sagt in Bezug auf verschiedene Missionsunternehmungen, die nicht von der Kirche Englands ausgehen: Wenn man nach den ausgesprochenen Liebesgesinnungen für die Heiden handelt, so wird man Reibungen mit der Staatskirche oder mit einer anderen Abtheilung, die irgendwo einen festen Besitz hat, statt sie zu suchen, vermeiden. Die Ausführbarkeit solcher Vorsätze kann in gegenwärtiger Zeit nicht in Frage gestellt werden. Was für unermeßliche Strecken sind von den Bekennern Christi noch nicht eingenommen! . . . Bei einem solchen Verfahren würde das Werk der Bekehrung schneller vorwärts gehen als jetzt; und, wenn auch Völker zu Glaubensformen gebracht werden sollten, die wir nicht in jeder Hinsicht billigen können, so müßten wir doch, überzeugt, daß das Christenthum in jeder Form ohne Vergleich besser ist als das Heidenthum, Gott für die Erfolge preisen." Das ist der Sinn des Apostels, welcher gesagt hat: Wenn nur Christus verkündiget wird auf irgend eine Weise, es geschehe zum Vorwand oder mit Wahrheit, so freue ich mich auch darüber und werde mich freuen (Phil. 1, 18.).

Über die Zweckmäßigkeit der Formen der Englischen Hochkirche für die Pflege der jungen Gemeinden in Indien äußert sich der Bischof folgendermaßen: „Ich bin überzeugt, daß unsere Staatskirche zur Pflege

der jungen Christengemeinden des östlichen Asiens besonders geeignet ist. Die Neubekehrten können nicht ohne Schaden allein stehen. Ein formloses Christenthum würde bald gar kein Christenthum mehr seyn. Eine schriftmäßige Liturgie, Gottesdienste für die Sakramente, eine wohlgeordnete Geistlichkeit, ein vorgesetzter Gehülfe und Aufseher, d. i., ein Bischof, und der Schutz eines christlichen Staates sind zur Befestigung und zum Wachsthum im Christenthum sehr nöthig. Unter den möglichen Formen der Kirchenregierung würde sicherlich die unsrige einen Anspruch auf Berücksichtigung haben, selbst wenn sie nicht festen Fuß in Indien gefaßt hätte. Ihre milde väterliche Zucht, ihr Geist der Duldsamkeit, ihre gemäßigte, weise und schriftmäßige Lehre, ihre einfache, ansprechende Liturgie, machen sie sehr geeignet zur Befestigung und Gründung der jungen, schwachen Gemeinden Asiens. Aber sie ist schon unter uns und breitet sich allmählig durch ihre Kaplane und Missionare aus. Sie macht daher besonderen Anspruch auf die Ergebenheit derjenigen, die sich als ihre Glieder bekennen; und ich zweifle nicht, daß sie ihren vollen Antheil an dem großartigen Werke, die Heiden um uns her zu erleuchten, nehmen und so ein Segen für den Osten werden wird, wie sie es lang im Westen gewesen ist. Und wahrlich es wird die Freude noch vermehren, das Christenthum im Einklang mit den Gefühlen und Gewohnheiten, mit den nämlichen Liturgien und Lehrstücken, mit demselben Katechismus und Gottesdienst, die daheim in Ansehen stehen, fortzupflanzen; zu geschweigen, daß die Erziehung unserer Bekehrten in unserer Nationalkirche das leichteste Mittel seyn wird, Indien an den Brittischen Zepter zu knüpfen und einen Grund beständiger Zuneigung zwischen unserer Regierung und ihren Indischen Unterthanen und Verbündeten zu schaffen."

(Kurdistan. Chaldäische Christen.)

Die Chaldäischen Christen bestehen jetzt aus ungefähr 40,000 Familien und sind in fünf Stämme getheilt; sie sind die Nachkommen derjenigen Christen, welche, um den Verfolgungen des Kaisers Justinianus zu entgehen, an ihren jetzigen Wohnsitz flohen. Sie bewohnten ursprünglich den ganzen Distrikt von Rhumia bis Bidlis (am See Wan). Die Hauptmasse des Volks hat sich jetzt nach den uneinnehmbaren Engpässen von Dschidda Dagh zurückgezogen und wird von einer erblichen Priesterfamilie, deren Haupt von Mar Simeon, dem Bischof von Amadia abstammt, der an der Spitze der Auswanderung stand, regiert. In ihren Kirchen finden sich weder Bilder, noch Darstellungen von Heiligen; ihre Fasten sind weder so streng noch so zahlreich als die der Griechen und Armenier. Im Volke herrscht eine ehrliche, redliche Gesinnung; sie sind aber äußerst beschränkt. Timur versuchte vergebens, in ihr Land einzudringen, und auch die Unternehmungen der Türken gegen sie blieben fruchtlos. Das Land ist ganz von tiefen Schluchten durchschnitten, über welche bloß zwei an einander gelegte Bäume als Brücken dienen; bei jedem Engpaß sind Wachen aufgestellt, um alsbald bei irgend einer von Außen her drohenden Gefahr die Bevölkerung zusammenzurufen. Man findet hier Minen von Blei, Kupfer und Eisen, die sie vortrefflich zu bearbeiten verstehen. Sie halten die Syrischen Christen in Malabar für einen Zweig ihrer Nation; sie stehen auch in ununterbrochener Verbindung mit einander. Außer den hier wohnenden Chaldäischen Christen gibt es noch mehrere zerstreut in Persien und Kurdistan. Jede Familie zahlt jährlich an das Oberhaupt einen Tribut von ungefähr 15 Sgr. unseres Geldes. (Oberst Monteith in the Journal of the Royal Geographical Society of London. III. 1.) Vgl. Jahrg. 1829. S. 71.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 19. März. № 23.

Über das Verhältniß der Dogmen zum Glaubensleben des einzelnen Christen. Ein Wort des Friedens in den Breslauischen Streitigkeiten.

(Schluß.)

Erst im weiteren Gange der Entwickelung der Evangelischen Kirchen erlangten die Unterscheidungslehren kirchliche und confessionelle Bedeutung, anfänglich noch Hoffnung der Einigung übrig lassend, wie die vielen Versuche derselben bezeugen, nach und nach aber immer mehr zu Confessionsgränzen ausgebildet. Die Fragen, welche jetzt von den Breslauer Lutheranern aufgestellt werden, damit von ihrer Entscheidung Trennung von der unirten Kirche oder Gemeinschaft mit derselben abhange, blieben unter diesen Umständen zunächst der Verhandlung unter den Theologen beider Confessionen überlassen. Was von deren mehr als zweihundertjährigen bitteren Streitigkeiten darüber zu halten ist, darauf einzugehen, ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes. Genug, daß die Laien, welche auch damals großentheils unfähig waren, — wiewohl weniger als sie es jetzt sind, — diese Controversen zu fassen und zu tragen, nicht gedrängt wurden und nicht nöthig hatten, selbstständig Parthei zu ergreifen, wenigstens in der Regel nicht, denn auch damals wurden sie durch den unweisen Eifer der Theologen und durch eigenen fleischlichen Eifer hie und da in die ihnen unzugänglichen Einzelnheiten der theologischen Controversen hineingezogen; gewiß fast immer sehr zu ihrem und der Kirche Schaden, so z. B. während der Flacianischen Streitigkeiten, wo über die Lehre, ob die Erbsünde Substanz oder Accidens der menschlichen Natur sey, in Sachsen die Bauern in den Schenken in Substanzer und Accidenzer zerfielen und auf einander losschlugen. Im Ganzen betrachtet aber konnten damals die Laien, während die Theologen an den Gränzen der Confessionen gegen einander zu Felde lagen, unter dem Schatten der kirchlichen Autorität der Confession, der jeder angehörte, ruhig wohnen, und wenn sie den Meinungsstreit nicht suchten, von der Milch des Wortes sich nähren und stark werden zu dem Kampfe gegen Sünde, Welt und Teufel, der jedem Christen verordnet ist.

Sehr unrecht indessen würde man den Breslauer Lutheranern thun, wenn man die Gefahren und Übel, vor denen hier gewarnt wird, ihnen allein zur Last legen wollte. Wenn die Frage aufgeworfen wird: wie kommt es denn, daß die Controversen über Consubstantiation, Ubiquität und Communicatio idiomatum plötzlich, dem Entwickelungsgange des christlichen Glaubens und Lebens zuwider, so grell in den Vordergrund treten und so viele ernste Christen zu einer Zeit, „wo sie noch nicht tragen können," beschäftigen? — so muß zugegeben werden, daß der Unglaube, der ganz unbefugter Weise sich eingemengt, daran Schuld ist. Der Grundgedanke der Union hat seine göttliche Legitimation in dem hohenpriesterlichen Gebete des Herrn selbst, wo er die Einheit aller der Seinigen vom Vater erflehet, und keine Zeit kann mehr berufen seyn, diesen Grundgedanken, diesen so sehnlich ausgesprochenen Willen des Heilands, in seiner ganzen Tiefe und Lebensfülle sich zu eigen zu machen und auszuführen, als die unsrige, wo auch die Feinde der Kirche alle ihre Kräfte uniren, um nicht diese oder jene Lehre, sondern die Grundfesten aller Wahrheit umzustürzen, und die Kirche dem Erdboden gleich zu machen. Während Räuber von allen Seiten das Haus in Brand stecken und unterminiren, ist das eine Zeit für die Familie, die es bewohnt, unter einander sich zu entzweien und zu streiten? Wohl uns, daß es auf den ewigen Fels gebaut und daß der Friedefürst Hausherr darin ist. Welcher Christ sollte nicht in diesem Sinne ein Freund, ein Beförderer der Union, ein Beter, ein Kämpfer um ihre Segnungen seyn wollen? Aber wie haben die wohlmeinenden Freunde der Union sich so verblenden können zu meinen, wie haben die arglistigen Feinde der Kirche sich erdreisten können zu behaupten, daß der bloße Wegfall der Unterschiede der Confessionen schon eine Union sey, auch dann, wenn das Gemeinschaftliche der Confessionen mit über die Seite geschafft wird? Wie können Ungläubige, denen die christliche Lehre von der Gnade und Wiedergeburt Thorheit und Schwärmerei ist, sich herausnehmen, Christen uniren zu wollen, welche darüber uneins sind, wie der Herr seine wiedergebärende Gnade in seinem Leibe und Blute uns mittheilt? Es liegt im Wesen und Begriffe der Union, daß das Gemeinschaftliche hervorgehoben, neu ergriffen, festgehalten werde, — der Mutter Schooß ist der Ort, wo entzweite Brüder Einigkeit und Frieden wieder finden, — wenn sie aber von der Mutter nichts wissen wollen, wie sollen sie sich der Brüderschaft bewußt werden? Das Trennende soll zurücktreten; wenn aber nur von dem Trennenden und gar nicht von dem Gemeinschaftlichen die Rede ist, kann man sich wundern, wenn auch nur das Trennende in's Auge gefaßt, und der Riß ärger wird, als er je gewesen ist? Man stelle sich vor, die Union würde, wie es in ihrem Grundbegriffe, ja schon in ihrem Namen liegt, dadurch ausgeführt, daß die Lutheraner und Reformirten, im Bewußtseyn des vorangegangenen gemeinschaftlichen Abfalls und der jetzigen gemeinschaftlichen Gefahr, die großen Grundwahrheiten, über welche kein Streit unter ihnen ist, und für deren

Behauptung zur Zeit der Reformation die halbe Christenheit, wie Ein Mann, sich erhob, gemeinschaftlich neu bekenneten, gemeinschaftlich zu erneuerter kirchlicher Geltung erhöben, mit ihnen als mit einem Sauerteige die in Fäulniß übergehenden Kirchen beider Confessionen gemeinschaftlich neu durchsäuerten, und dieselben als ein großes Licht in der finsteren Zeit leuchten ließen, — daß Thaten und Kämpfe des Glaubens, und Werke der Liebe — wie aus den unirten Anstrengungen der Kirchenpartheien in Großbritannien und Nordamerika zur Erleuchtung der Welt — aus dieser Union hervorgingen; — würden nicht die meisten, ja, vielleicht alle wahre Christen unter den jetzigen Gegnern der Union derselben als einem großen Werke Gottes von Herzen beifallen, — würden nicht wenigstens gewiß die Einfältigen, die nicht nach Controversen, sondern nach Nahrung für ihren innern Menschen hungrig sind, aller der Gefahren, vor denen wir oben gewarnt, überhoben seyn? Und würde nicht alles oder das meiste, was die Unterschiede der Confessionen wirklich Trennendes mit sich führen, von selbst wegfallen? Wenn aber die unter den Händen des Unglaubens ihres Kerns beraubte, und durch und durch verkehrte Union dem einfältigen Christen, dessen Gesichtskreis vielleicht nicht über seinen Ort oder höchstens seine Provinz hinausreicht, nichts weiter darbietet, als das Ansinnen, die Unterschiede fahren zu lassen, von denen er weiß, daß seine Confession, daß so viele ehrwürdige Glaubensväter Jahrhunderte lang dafür gekämpft haben, — wenn er vielleicht noch außerdem sieht und mit Händen greift, daß der Geistliche, der als Beförderer der Union gegen ihn aufzutreten dreist genug ist, die den Confessionen gemeinschaftlichen Glaubenslehren für Thorheit und das Leben danach für Schwärmerei hält und erklärt, und nichts mehr fürchtet, als daß die Christen seines Bereichs durch den Geist Christi zu einem Leibe in der That unirt werden, — ist es da zu verwundern, daß ein solcher einfältiger Christ argwöhnisch wird, seinen Blick nur auf die Unterschiede richtet, die man ihm nehmen will, ohne ihm etwas dafür zu geben, grade in ihnen die wesentliche Wahrheit zu finden meint, und den Gegnern der Union in die Hände fällt, in denen ein ernster und muthiger Eifer für das, was sie für des Herrn Sache halten, ihm unverkennbar entgegenleuchtet?

Möge der Heiland, dem seine Kirche mehr als uns, seinen schwachen Jüngern, am Herzen liegt, allen Ärgernissen wehren, wieder gut machen, was wir verdorben, uns seine Weisheit und Liebe schenken, und uns in das praktische Verständniß seines tiefsinnigen Wortes leiten:

„Habt Salz bei euch, und habt Friede unter einander."

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Erster Artikel: Die Evangelien.)

Wenn man sich im Anfang der großen christlichen Bewegung unserer Tage, überrascht durch den kräftigen, ehrfurchtgebietenden Umschwung der religiösen und wissenschaftlichen Richtung, zu leicht zu Hoffnungen hinreißen ließ, die damals durch die Vergleichung der neuen, lebensvollen Erscheinungen mit dem alten, abgestandenen Rationalismus, natürlich hervorgerufen, aber durch den Erfolg und eine objektivere, historische Betrachtung keineswegs gerechtfertigt wurden; wenn wir, mit einem Worte, es jetzt zu bedauern haben, daß die Umwandlung und Erneuerung der Theologie nichts weniger als von allen Seiten ernstlich, folgerichtig, rein und völlig angestrebt, sondern in mancher Beziehung gänzlich vernachlässigt wird, oder in jämmerlicher Halbheit stecken bleibt: so dürfen wir doch dasjenige, was wirklich geschieht, nicht undankbar übersehen, und es kommt der Ev. K. Z. zu, die erfreuliche Kunde dieser Fortschritte, auch wenn einige davon bloß partiell seyn sollten, ihren Lesern, namentlich des geistlichen Standes, fortwährend mitzutheilen. Am meisten ohne Zweifel sind diese Fortschritte auf dem wichtigen Gebiete der Schriftauslegung sichtbar geworden, und zwar so, daß, wenn in der Kritik und Auslegung des Alten Testaments auf kräftige und consequente Weise ein fester Grund gelegt wurde, in der Auslegung, und theilweise auch in der Kritik des Neuen Testaments, die Wirkungen der neuen Principien und reellen Anfänge viel weiter um sich griffen, aber vielleicht auch mit zunehmendem Umfange hie und da etwas an innerer Kraft verloren. Es kann dennoch nicht verkannt werden, daß hier mehr als anderswo geschehen ist, um dem Christenthum seine göttliche Würde und seinen eigenthümlichen Gehalt wieder zu gewinnen und zu sichern. Es kann nicht verkannt werden, und ist auch anerkannt worden, daß hiefür nicht nur die rationelle, der Willkührlichkeit und Schlaffheit der sogenannten rationalistischen Theologie schroff entgegenstehende Methode der Sprach- und Geschichtsforschung, namentlich ersterer, bedeutend mitgewirkt hat, sondern eben so sehr die wiedererwachte Ehrfurcht vor dem Gründer und den ersten Blutzeugen des Christenthums; ja daß selbst die Exegese der Rationalisten dem christlichen Glauben und den von ihm beseelten Schriftauslegern, und namentlich einem Tholuck, zu ewigem Danke verbunden bleibt. Ist es doch durch diesen Einfluß des Glaubens auf die Wissenschaft mittelbarer Weise sogar dahin gekommen, daß wir selbst die Werke von Männern, welche keineswegs die Lehre des Glaubens als die ihrige bekennen, nicht mehr als völlig unbrauchbar verwerfen oder nur auf die Studirstube des eigentlichen Gelehrten verweisen müssen, als Werke von bloß äußerlicher Nutzbarkeit, sondern manches derselben in mancher Beziehung auch dem praktischen Theologen mit Freuden empfehlen dürfen. Wir werden daher in dieser Übersicht — die übrigens nichts mehr als eine Übersicht, eine unvollkommene Darstellung und eine Einladung zum Selbstgebrauch und zur

Selbstprüfung seyn will — auch diejenigen Werke nicht ganz ausschließen, die eigentlich nur in beschränkter Hinsicht zum Wiederaufbau der christlichen Theologie dienen, wie wir auch nicht vergessen dürfen die verschiedenen Abschattungen und selbst Schattenseiten in den Arbeiten evangelischer Theologen zu bemerken.

Wir beginnen mit einem Werke, dessen erster Theil bereits in einer ähnlichen Übersicht in der Ev. K. Z. trefflich gewürdigt worden ist (Ev. K. Z. 1831 S. 286 f.).

I. Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des N. T. Von Dr. H. Olshausen (Prof. zu Königsberg). Zweiter Band. Das Evangelium des Johannes, die Leidensgeschichte und die Apostelgeschichte enhaltend. (Königsberg, 1832, bei Unzer.) XV und 814 S.

Indem wir uns rücksichtlich des ersten Bandes dieses Werkes ganz der genannten, trefflichen Anzeige anschließen, zum Theil aber auch die rügenden Bemerkungen in dem Aufsatz: Über Halten am Buchstaben und Spiritualismus (Ev. K. Z. 1832, Nr. 18—21.) billigen müssen, *) empfinden wir um so mehr Freude, in der Anzeige dieses Bandes mit dem Verfasser nicht so über seine Principien rechten zu müssen, sondern ungetheilt die

*) Nur müssen wir uns gegen die gewöhnliche Auffassung des Gegensatzes verwahren, da hier keineswegs bloßer Buchstabe bloßem Geiste entgegensteht. Der Verf. jenes Aufsatzes z. B. hält allerdings sehr fest am Buchstaben; noch mehr, er glaubt, daß die genaue Auslegung und apologetische Behandlung desselben nothwendig zur — wenigstens äußeren — Anerkennung des Geistes führen müsse; aber er gründet diese Ansicht hinwiederum (obgleich nicht deutlich) auf eine innere Nothwendigkeit und gewisse Überzeugung von der vollkommenen Kraft des Geistes in der Inspiration. Olshausen andererseits — und Andere noch viel mehr, — behandelt den Buchstaben oft recht antispiritualistisch, indem er ihn ganz äußerlich faßt und somit der äußerlichen Kritik unterwirft, so daß am Ende auch sein ganzes Christenthum (von dieser Seite aus) auf der schwankenden Basis historischer Wissenschaft zu beruhen scheint. Geht man aber auch noch in der Exegese, wie wir später einem anderen Gelehrten vorwerfen müssen, darauf aus, mühsam das ursprünglich Christo Angehörige vom Johanneischen, den Urverstand vom Mißverstand, die chronologisch einzig mögliche Äußerung von der späteren Entwickelung zu trennen, so sinkt man offenbar ganz vom Höhenpunkt — nicht nur spiritualistischer, auch theologischer — Anschauung herab zu den unsicher sichtenden Versuchen der Historiengelahrtheit und des ordinärsten Supernaturalismus. Und eben so ist es sichtbar, wie darunter der Glaube und die Kraft des Geistes selbst leidet; es ist, um ein Beispiel anzuführen, auffallend, daß Olshausen, während er bei der Lehre vom verklärten Leibe, der Auferstehung u. s. w. mit so viel Entschiedenheit dem Pseudospiritualismus entgegentritt, demselben Geiste dieselbe Kraft zu verklären und durchaus zu durchdringen abspricht, wenn sich's um das Wort handelt. Wir erwähnen dies grade, und sind überhaupt darüber ausführlicher als sich's ziemt, weil wir wünschen und hoffen, daß von diesem Punkte aus dem hochverehrten Manne die Nothwendigkeit einleuchten könne, den Dualismus gründlich auszurotten. — Der Gegensatz ist also mit einem Worte der, daß nach der einen Ansicht Geist und Wort in ein enges, vollkommen lebendiges Verhältniß treten, nach der anderen in ein laxes, mangelhaftes, oft zweideutiges.

ausgezeichnete und schöne Gabe genießen zu dürfen. Es kam uns vor, als träfen wir ihn hier auf einem Felde, auf das ihn eine innere Geistesverwandtschaft hingezogen, auf einem Felde, wo er nicht nur die Blüthen, sondern auch manche unscheinbare, vergrabene Frucht besser zu entdecken, zu gewinnen, zu enthülsen weiß, als — wenn der Ausdruck erlaubt ist — auf dem dornigen Acker der Synoptiker.

Der Commentar über die Apostelgeschichte vorerst, obgleich wir in ihm bei seinem geringen Umfange (S. 539—814.) keine besonderen Aufschlüsse über die historischen Schwierigkeiten bemerkt haben, wird dennoch eine empfindliche Lücke in der Litteratur auf erfreuliche und wohlthätige Weise ausfüllen. Die große Gabe des Verf., das Brauchbare und Interessante gediegen und gefällig zusammenzustellen, und durch einen frischen Hauch zu beleben, bewährt sich auch hier. Eine ausführliche Darstellung des Lebens Pauli verspricht er überdies dem dritten Bande beizufügen. Doch, es ist vielleicht gut, etwas Einzelnes besonders zu erwähnen. — Sehr angesprochen hat uns nämlich die eben so umsichtig ausgeführte als geistreiche Ansicht des Verf. von der Sprachengabe; obgleich uns die Hypothese vom „Sprachmedium" (S. 588.) eine überflüssige Stütze derselben zu seyn scheint. Will man erklären, wie das Wunder der Sprache aus dem des Geistes hervorging, so dürfte die Ansicht Billroth's dem Bibelforscher näher liegen. Die Hauptsache ist jedoch, mit dem Verf. zwischen der Sprachengabe in ihrer unmittelbaren Erscheinung am Pfingstfeste und ihrem Nachhall in den apostolischen Gemeinden zu unterscheiden. Dann fallen von selbst alle Einwendungen gegen die Wahrhaftigkeit oder die authentische Auslegung der Apostelgeschichte, die sämmtlich (die allerschwächste ausgenommen) aus dem ersten Corintherbriefe genommen sind (s. Billroth's Comment. S. 169 f.). Die Abschwächung und Verallgemeinerung der Gabe specieller Sprachen hat ihre Analogien, wie an dem Erlöschen der anderen Wundergaben (vgl. z. B. Jak. 5, 14.), so an ähnlichen Erscheinungen auf fremdartigem Gebiete (im Magnetismus), wie der Verf. selbst sich richtig ausdrückt. Auch die Stellen, Gesch. 10, 46., 19, 6., die Neander entgegen hält, erklären sich damit. — Bisweilen dagegen stoßen wir allerdings auch auf Bemerkungen, die der Verf. selbst bei wiederholter Erwägung nicht billigen dürfte, wie z. B. in der Note S. 738., die mit der richtigen Erklärung S. 516. im Widerspruch steht, — abgesehen von denjenigen Stellen, mit denen wir verschiedener Grundsätze wegen nicht ganz übereinstimmen können. Aber das dürfen wir sagen, daß dieser Theil des Werkes nicht nur dem Prediger als treffliches Hülfsmittel sehr zu empfehlen ist, sondern selbst dem Theologen zum Handgebrauch bequem seyn wird.

Die synoptische Behandlung der Leidensgeschichte scheint auch uns *) eine höchst gelungene Arbeit. Die Anschaulichkeit der historischen Behandlung wirkt hier um so stärker, da es dem Verf. möglich war, einen festeren chronologischen Faden zu verfolgen,

*) Wie z. B. dem Recensenten in den Jahrbüchern f. wiss. Kritik.

und man nicht im Genusse durch den Kampf seiner, wenn auch oft glücklichen und fast immer scharfsinnigen, Combinationen mit den überlegenen, und der synoptischen Behandlung fast ganz widerstrebenden Schwierigkeiten gestört wird, welche die übrigen Theile der drei ersten Evangelien darboten.

Eben so unverkümmert war die Freude, die wir bei dem Studium des Commentars (wie auch der Einleitung) zum Evangelium Johannis empfanden. Von diesem Theile vorzüglich meinten wir oben, daß sich da der Verf. mehr auf seinem Felde befunden zu haben scheint, als z. B. bei der Auslegung des Matthäus. Die Schrift des Zöllners, dieses „leibliche Evangelium" (εὐαγγέλιον σωματικόν), gleich dem Briefe Jakobi durchdrungen und gesättigt von der höchsten Anschauung und dem tiefsten Verständniß des Alten Testaments, und in merkwürdiger Einheit, ohne zersplitternden Gegensatz, und daher allerdings mit weniger Deutlichkeit, sowohl die Erfüllung und Bewährung, als die Abschaffung und Verdrängung des Alten Bundes durch den Neuen manifestirend, dabei nicht minder ausgezeichnet durch die Darstellung des innern Lebens, Wesens, Wollens und Wirkens des Menschensohnes im Äußeren und Äußerlichen selbst, diese Schrift, die gleich der letzten des Neuen Testaments, nur aus sich selbst begriffen, und in sich selbst glaubwürdig erfunden werden muß, bietet grade auch deshalb unserer Zeit zu viel Fremdartiges dar, als daß man es als ein ungünstiges Urtheil über die frühere Arbeit des Verf. ansehen dürfte, wenn wir gestehen, daß uns die über das Evangelium Johannis bei weitem mehr befriediget hat. Hat doch grade dieses Evangelium so gar Vieles, was den Verf. besonders ansprechen mußte! Womit indeß keineswegs gesagt werden soll, daß er dasselbe einseitig und nur nach seiner Individualität aufgefaßt habe, da wir gegentheils ihm grade dafür ausdrücklich Dank sagen wollen, daß er weder über der edlen Einfachheit des Ausdrucks den Reichthum des Gedankens vergaß noch umgekehrt, oder über der fühlbaren Lebenswärme der Darstellung die scheidende Strenge des Geistes, *) oder endlich über — wie soll ich sagen? — der Idealität des Ganzen die feste, dogmatische Bestimmtheit der einzelnen Begriffe. Mit einem Worte: Während der erste Evangelist, trotz des vielen Schönen und Wahren, was im Einzelnen über ihn gesagt ist, doch im Ganzen und in Manchem verkannt wurde, ist dagegen Johannes (so viel es eben von menschlichen Auslegungen sich sagen läßt) er selbst geblieben. Man sehe und vergleiche z. B. zu Cap. 3, 14 f., **) 5, 23., 8, 44., 10, 17 f., 29 f. u. s. w. Eben

*) Worin er an Lücke in dem Commentar zu den Briefen, der die lang und schmählich vernachlässigte Johanneische Idee der κρίσις so kräftig hervorhebt, einen rühmlichen Vorgänger gehabt.

**) Mit der Erklärung von ὑψωθῆναι in dieser Stelle, wie von Cap. 8, 28. steht dagegen die Bemerkung über die dritte Parallele

so wenig sind, wie man es ohnehin von dem trefflichen Verf. erwarten durfte, *) die äußerlichen, historischen und kritischen Untersuchungen vernachlässigt worden, wie namentlich die selbstständige Prüfung der Geschichte von der Ehebrecherin beweisen kann. Sollen wir aber eine längere dogmatisch-wichtige Exposition bezeichnen, die uns besonders auf Anerkennung Anspruch zu haben scheint, so nennen wir die Behandlung des Prologs, auf die wir indeß in einem anderen Aufsatze nächstens zurückkommen werden, mit näherer Vergleichung dieses Werks und des folgenden.

II. Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. Von Dr. Friedrich Lücke. Erster Theil. (Allgemeine Untersuchungen über das Evangelium Johannes und Auslegung von Cap. 1—4.) Zweite, ganz umgearbeitete Auflage (Bonn bei Weber, 1833.). VIII und 558 S.

Nur willkommen und angenehm konnte das Wiedererscheinen dieses schon länger vermißten und überdies mit den übrigen Bänden des ganzen Werks nicht recht zusammenklingenden Theiles seyn. Die anziehenden, wie die Schatten-Seiten der ersten Ausgabe sind bekannt. Wie viel an dem Feuer (oder ἐνθουσιάζειν, wie der Verf. selbst anderswo sagt), mit dem damals dieser Theil geschrieben wurde, oder wie viel auch mit ihm verloren gegangen sey, mögen wir nicht ermessen. Nur im Allgemeinen wollen und müssen wir das bedauern, daß das Streben nach Klarheit uns hier zu sehr an Nüchternheit hinzustreifen, ja öfter in sein Gegenstück, die dogmatische Leerheit überzugehen scheint; daß Furcht vor Vertiefung in die wesentlichen Mysterien, die Johannes uns offenbart, mit der Scheu vor genauer Entwickelung und Bestimmung der positiv vorliegenden Form des Begriffs nur zu oft Hand in Hand erscheint; daß die partheilose Allseitigkeit des Verf. (S. VII.) ihn bisweilen auf Kosten seiner gründlichen Gelehrsamkeit zur Überschätzung des Modernen verleitet; **) speciell rügen müssen wir aber die Einseitigkeit grade, in die ihn das — an sich so löbliche — Streben nach Aufweisung des historischen Zusammenhangs der Dogmen, und des historischen Vorgangs der Begebenheiten öfters hineinführt, bis zur Beeinträchtigung der selbstständigen Göttlichkeit und der göttlichen Selbstständigkeit des Evangeliums, wie des Erlösers.

(Fortsetzung folgt.)

Cap. 12, 32. (S. 273.) in seltsamen Widerspruch, der sich jedoch später, zu V. 33 und 34. (S. 274.), zum Theil wieder ausgleicht.

*) Vgl. unten Nr. IV.

**) So verheißt uns der Verf. z. B., in der Selbstanzeige dieses Theils, eine Beleuchtung des Aufsatzes von Daub in dem dogmatischen Excurs zum folgenden Bande zu geben, was uns denn doch selbst für einen Excurs zu einem Commentar unpassend dünkt, weil nicht ebenmäßig durchzuführen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 22. März. № 24.

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Fortsetzung.)

In der einen Beziehung ist es charakteristisch, daß öfter, wo für Johanneische Ideen die historischen Anknüpfungspunkte und Verbindungen nachgewiesen werden, die Schriften Philo's mit den Apokryphen in der ersten Reihe erscheinen, die heiligen Schriften des Alten Bundes dagegen, trotz der so bestimmten und merkwürdigen *) Rückweisungen im Evangelium selbst, hinter jene unlauteren Quellen zurücktreten. Eine ausdrückliche Anerkennung und Hervorhebung dieses letzteren, doch nicht weniger historischen als göttlichen Zusammenhanges, der lebendigen, eben so wesenhaften als fortschreitenden Identität der kanonisch reinen Offenbarung, wird oft schmerzlich vermißt. Das Bewußtseyn derselben, in allen solchen Fällen, müßte nothwendig eine christliche Auslegung beherrschen und beseelen, sollten wir auch die Mangelhaftigkeit oder Abwesenheit der gelehrten Ausführung mit der Beschränktheit aller menschlichen Gelehrsamkeit entschuldigen müssen. Aber auch abgesehen hievon: Würde die eigene Ursprünglichkeit des dogmatischen Gehalts im Evangelium voller erkannt, so würde man nicht in der Erwartung getäuscht, die wirklich große Belesenheit des Verf. und seine reiche Bekanntschaft mit der apostolischen Zeit zur Erläuterung des Evangeliums, — wir meinen namentlich den Prolog, — allseitiger verwandt zu sehen. Hat doch der Verf. selbst bei der Angabe der Veranlassung und des Hauptzwecks des Evangeliums die verschiedenartigen Bestimmungen sehr gut zusammengefaßt in der Ansicht, daß Johannes beabsichtigte, durch apologetische Darstellung der christlichen Wahrheit die Störungen und Schwankungen des Glaubens zu heben, welche (das Eindringen und) die Entwickelung der (mannichfaltigen) falschen Gnosis, ferner die noch nicht völlig überwundene ebionitische Richtung, und endlich (was wohl das geringste Motiv war) die Einwürfe der heidnischen und jüdischen Welt hervorbrachten (S. 175.).

Da wir hier von der ersten Ausgabe absehen, können wir nicht bei dem Vielen verweilen, was durch diesen Commentar schon damals für die wissenschaftliche Auslegung des Evangeliums geleistet wurde, und was seitdem, namentlich auch durch Tholuck und Olshausen, glücklicherweise zum Gemeingut der neueren Theologie geworden ist; doch verlangt die Gerechtigkeit, daß wir dies Verdienst aussprechen, und wir freuen uns auch nicht minder der neuen sorgfältigen, treuen und kritischen Zusammenstellung der Resultate der letzten Forschungen über die Philonische Theologie (S. 231—251.).

In beiden Beziehungen, rücksichtlich der göttlichen Selbstständigkeit des Erlösers wie des Evangeliums, scheint sich uns der Verf. in der Erklärung von C. 2, 19. z. B., sehr verfehlt zu haben. Die wirklich geringfügigsten historischen Unwahrscheinlichkeiten und dogmatischen Bedenklichkeiten werden zusammengehäuft, um zu beweisen, der Erlöser habe aus inneren und äußeren Gründen die Worte nicht in dem Sinne sprechen können, den ihnen Johannes beilegt, obgleich auch nicht in dem, in welchem die Juden sie nahmen, sondern in jenem Sinne, den erst Herder darin entdeckte (von der Einführung eines neuen Gottesdienstes), und der mehr als einer, dem Vorwurf der Undeutlichkeit unterliegt, *) rücksichtlich der so geheißenen Zweckmäßigkeit aber mit der Johanneischen Erklärung grade auf derselben Linie steht. **) Der Sohn Gottes, der Alles thut, was er den Vater thun sieht, ja dem alle Macht übergeben ist im Himmel und auf Erden, soll nicht haben sagen können: Ich werde in dreien Tagen meinen Leib wieder erwecken! — welchem dogmatischen Skrupel zu Liebe dann auch die Worte Cap. 10, 18. ihres offenbaren Sinnes beraubt werden (S. 424.). Der Herzenskündiger, der Mund der Weisheit, dessen Sprüche gleich Pfeilen fliegen und Jahrhunderte treffen, soll nicht den fragenden Juden ein zukünftiges Zeichen haben setzen können — zum Stein des Anstoßes und der Auferstehung selbst noch für die Theologen des neunzehnten Jahrhunderts! — wobei

*) Bei genauerer Prüfung der Alttestamentlichen Citate im Johannes dürfte sich ergeben, daß sie nicht weniger Schwierigkeiten darbieten, aber auch nicht weniger Aufschluß über die Verbindungen beider Testamente enthalten, als die berühmten Citate des Matthäus. (Sehr leicht geht unser Verf., mit einer vornehm abweisenden Bemerkung, über die Vergleichung Christi mit der ehernen Schlange hinweg, S. 472. Besser wurde hierin das Symbolische schon von Irenäus verstanden, um von Justinus M. gar nicht zu sprechen.) Diese speciellen, ja scheinbar oft gar zu speciellen und kleinlichen Hinweisungen der Evangelisten sollten aber grade auch dazu dienen, die Exegeten auf die allgemeine und durchgreifende Verbindung und den typologischen Parallelismus hinzuweisen, der auch oft in der Geschichte selbst unverkennbar durchschimmert, wo die Geschichtschreiber sein nicht erwähnen. Anerkannt hat dies letztere der Verf. (in einem subjektiven Sinne wenigstens) bei dem Faktum der Tempelreinigung, S. 413.

*) S. Tholuck (erste Ausg. S. 71.); die anderen Einwürfe (ebendaselbst, und bei Storr) sind berücksichtigt, aber gewiß nicht erledigt (S. 429—31.).

**) Alles, was S. 425 f. gegen die authentische Auslegung gesagt wird (sie gebe den Worten einen hypothetischen, unverständlichen Sinn, beziehe sie auf Fernes ꝛc.) trifft ja mit demselben Gewicht die Auslegung des Verf.; und umgekehrt spricht Alles, was mit Recht für diese letztere vorgebracht wird, leicht modificirt, für die andere (S. 427 f.).

dann eine zweite Bibelstelle (Matth. 12, 40.) der subjektiven Hyperkritik schonungslos geopfert wird. *)

Man verzeihe, wenn wir warm wurden. Wir wollten es nicht, aber es war uns zu auffallend, wie der Verf. hier, ohne die heilige Scheu eines christlichen Theologen vor dem Worte der Schrift und Jesu selbst, eine höhere, durch andere Stellen gesicherte Bedeutung desselben als dunkel verwirft, während er zur Vertheidigung seiner flachen Auffassung von selbst einräumt, die Rede sey „absichtlich dunkel" gewesen. **) Dies peinliche Gefühl wurde noch vermehrt durch die Wiederholung derselben leidigen Wahrnehmung bei der Auslegung von Cap. 4, 16. Hier meint der Verf. im Ernste, die Ehrfurcht vor Christo nöthige zu der Annahme, er habe die Samariterin wirklich auffordern wollen, ihren Mann (den unrechtmäßigen?) herbeizurufen, „zu einer weiteren, und wenn der Mann empfänglicher war, gedeihlicheren Unterredung." Die andere, gewöhnliche Erklärung, die auch Johannes (nach S. 521.) getheilt habe, schreibe Christo eine „Verstellung" zu, die Lücke ihm nicht „zumuthen" könne. Von Verstellung (wie ein Griechischer Ausleger, nach der laxen Moral der Griechen, es allerdings faßte) kann nicht die Rede seyn, sonst müßte auch Gott sich verstellt haben, 1 Mos. 4, 9. Aber das kann Jeder bei solchen Redeweisen fühlen, daß sie eine Vorstellung bilden, und zwar eine recht unverstellte. Schön ist es, daß der Verf. im Folgenden (S. 522.) ein Zeichen des höheren Wissens Jesu anerkennt; aber störend, daß er dennoch dem Einwurfe Gewicht beilegt, „daß das prophetische (?) Wissen Jesu immer (??) nur das Ganze und das innere Verhältniß zum Reiche Gottes erfaßte, und seiner Natur nach nicht auf das Einzelne und Zufällige bezogen werden könne" (S. 523.). Was hat doch wohl eine solche willkührliche Dogmatik, ein so aprioriſches Räsonniren mit dem Evangelium (oder vielmehr gegen es) zu schaffen? Von der Natur des Wissens Jesu, dächte ich, wissen wir eben gar nichts, als was wir aus seinen Erscheinungen davon und darüber lernen, und danach bestimmt, dürfte das Urtheil etwas anders ausfallen. Es scheint unserem Verstande überdies

*) Es geht der Verf. auch hiebei leicht zu Werke (S. 426.). Es ist zwischen Matthäus und Lucas auch kein Schein von Widerspruch. Nur ein Schulz durfte dies behaupten, ein Lücke aber nicht nachschreiben.

**) Olshausen statuirt einen absichtlichen Doppelsinn der Rede, indem er sie vom Leibe Christi, dessen Bild der Tempel war, versteht. In gewissem Sinne mit Recht. Was Jesus an seinem Leibe that, nachdem ihn die Juden zerstört hatten, und das (merkwürdiger Weise!) mit Berufung auf dies prophetische Wort, — dasselbe hätte er auch in gleichem Falle am steinernen Tempel thun können. So hat die Rede ihren einfachen Sinn in doppelter Wahrheit, nämlich rücksichtlich der Wirklichkeit des geistlichen, eigentlichen Sinnes, und rücksichtlich der Möglichkeit des äußerlichen Bildes. Sie ist eben parabolisch. Darin liegt die absichtliche Dunkelheit für die Menge, die ihn übrigens als dunkel, auch verschieden mißverstand, denn die Angaben der falschen Zeugen sind bei Matthäus und Marcus allerdings wesentlich verschieden (Marc. 14, 59.).

Manches äußerlich, was im Reiche Jesu sehr innerlich ist; und was zum Heil, wäre es auch nur einer Seele, dienen konnte, war dem Erlöser nimmermehr ein Zufälliges. Eben so wenig kommen ihm jemals die menschlichen Ausflüchte und zweideutigen Entgegnungen „unerwartet" (vgl. S. 522.). Ein Heiland und Hirt der Seelen weiß, was im Menschen ist; Mittel wie Ende kann vor ihm nicht verborgen seyn.

Die oberflächliche Ansicht von den Gesprächen Christi, die wir hier rügen, schmerzt um so mehr, als sie öfter auf die Behandlung des Ganzen den Einfluß eines trüben, kalten Nebels hat. Man kann dies recht empfinden, grade wenn man die trockene Behandlung dieses so lebenvollen Gemäldes des Evangelisten, mit den frischen, anschaulichen, aus dem Doppelquell der Christologie und Psychologie geschöpften Darstellungen Tholuck's und Olshausen's vergleicht.

Nur noch ein Wort über die mit der gewohnten Sorgfalt ausgearbeitete Einleitung zum Evangelium. Wir würden vielleicht, könnten wir in's Einzelne eingehen, auch hier mehrere Bemerkungen zu machen haben, rücksichtlich der Manier des Verf., die Sachen der historischen Kritik zu behandeln, die einmal nach unserer Überzeugung demjenigen nicht in allem und jedem entspricht, was die Kirche von ihren Theologen verlangen darf. Glücklicher Weise betrifft jedoch dieser theilweise Tadel vorzüglich nur die Ansicht des Verf. über die synoptischen Evangelien, *) — in Bezug auf die er jedoch eine radikale Hypothese neuester Zeit (Credner's Ansicht von den evangelischen Citaten bei Justin) entschieden zurückweist (S. 29 f.). Ja, der Verf. drückt sich in einer anderen Stelle, von dem Gefühl der christlichen Wahrheit überwältigt, über eine andere Äußerung desselben Gelehrten in einer Weise und mit einer, gegen seine sonstige Condescendenz**) so kontrastirenden Strenge aus, daß wir darin ein Zeugniß erblicken, wie auch ihm die innere Nothwendigkeit nicht so verborgen ist, nach der zwischen dem geistigen und dem historischen Elemente des Christenthums eine wahre, also eben so sicher historische als geistig gewisse Verbindung stattfinden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeige.

Apologetischer Versuch über die Bücher der Chronik und über die Integrität des Buches Esra. Von K. F. Keil, Licent. der Theologie. Berlin, bei L. Oehmigke, 1833. 8.

Diese kritische Erstlingsarbeit des uns in dem Herrn innig theuern Verf. gehört zu denjenigen Erscheinungen der theologi-

*) Die z. B. in den letzten Worten S. 108. („ohne individuelle Bürgschaft" u. s. w.) selbst in offenen Widerspruch mit dem tritt, was wir sogleich aus S. 93. anführen werden, ein Widerspruch, der übrigens der Hoffnung Raum läßt, der Verf. halte die Verhandlungen noch nicht für geschlossen.

**) Wie in der Art, womit Bretschneider's Angriffe betrachtet werden. Doch spricht sich auch hier einmal die christliche Indignation des Verf. mit Recht aus (S. 104. Anm. 1.).

schen Litteratur, die auf der festen, unerschütterlichen Basis des lebendigen Glaubens an Christus, den Sohn Gottes, gegründet, das von ihm eingegebene und zeugende Wort gegen die Angriffe, die dieses Wort wie sein göttlicher Urheber zu allen Zeiten und auf mannichfaltige Weise erfahren hat, vertheidigt, und somit an der Herbeiführung einer besseren Periode der Theologie kräftig mitarbeitet. Dieses allgemeine Interesse, was wir als gleichen Glaubens lebend an dieser Schrift nehmen, wird noch gesteigert durch ihren besonderen Gegenstand. Die Bücher der Chronik sind von der modernen Kritik mit einer ganz besonderen Bitterkeit angefochten, deren tiefster Grund in dem eigenthümlichen, dem natürlichen Menschen besonders widerwärtigen Charakter dieser Schrift liegt. Der sittliche Charakter ihres Verf. ist auf eine nicht selten empörende Weise geschmähet, ihre Glaubwürdigkeit als den stärksten Zweifeln unterworfen behandelt worden. Aber die Glaubwürdigkeit der Chronik steht und fällt keineswegs als ein isolirtes Faktum. Zuvörderst der Pentateuch, die Grundlage des ganzen Alten Bundes, steht in der innigsten Beziehung zur Chronik, welche gewissermaßen seine historische Fortsetzung bildet. Die Ächtheit der Mosaischen Bücher galt daher den Gegnern der Chronik als eine „falsche Voraussetzung" (de Wette, Beitr. 1. S. 5.). Sodann die ganze, vorexilische Geschichte der Theokratie erscheint ohne die Chronik in einem unwahren Lichte, ohne innere Einheit, ohne jenes specielle göttliche Walten, das in der sichtbaren Gegenwart Gottes im Tempel seinen Grund habend, ungeachtet aller Sünden des abgöttischen Volkes doch über die Ausübung des Gesetzes wachte, und den Namen Jehova's in Israel erhielt. Die Beziehung der Chronik auf die anderen, die parallele Geschichte darstellenden Bücher, wonach diese die äußere Entwickelung der Theokratie, ihrer Blüthenzeit wie ihrem Verfalle nach, behandeln; jene aber die innere Geschichte des Staates, den Kultus, das kirchliche Leben zum Gegenstand hat, und worin eben der kanonische Charakter der Chronik, ihre nothwendige Stellung im Kanon ihren Grund hat, war gänzlich verkannt. Alle Geschichtsbücher sollten nach der neueren Kritik einen gleichen Zweck haben; der Chronist ward aus einem frommen, vom göttlichen Geiste erleuchteten Manne ein — Verfälscher der Hebräischen Geschichte, ein Betrüger. Endlich Christus und die Apostel machen nicht bloß, indem sie den jüdischen Kanon ihrer Zeit sanktioniren, keine Ausnahme mit der Chronik, sondern gebrauchen dieselbe auch als ein kanonisches Buch (vgl. Matth. 23, 35. mit 2 Chr. 15, 5. 6.; Matth. 24, 6. 7. mit 2 Chr. 14, 15.; die Genealogien Christi Matth. 1. und Luc. 3. mit 1 Chr. 2 und 3.; u. s. w.). Die Autorität des Herrn und seiner Jünger wird daher durch die Angriffe gegen die Chronik selbst vernichtet.

Wir freuen uns daher insbesondere über die Wahl des Gegenstandes, die Herr Licent. Keil getroffen hat; eines Gegenstandes, der uns vom wissenschaftlich theologischen wie kirchlichen Standpunkte als höchst wichtig erscheint. Denn es muß doch wohl auch die den rationalischen Zeitideen mehr oder weniger ergebenen Theologen unserer Tage, von denen wir selbst die besser

gesinnten so oft den Resultaten (sollte wohl richtiger heißen: Vorurtheilen) der rationalistischen Kritik des A. T. ohne Weiteres mit tiefem Schmerze beipflichten sehen, befremden, daß ein gewiß unbefangener Gelehrter, aber ein Kenner und kräftiger Forscher*) sich höchst ungünstig über die Partheilichkeit äußert, mit der die neuesten Gegner der Chronik, de Wette und Gramberg, ihre Angriffe vorgetragen haben. Möchten sich doch durch Schriften, wie die vorliegende, ernste und das Christenthum als göttliche, allein beseligende Wahrheit anerkennende Theologen zu einer sorgsameren Prüfung dessen, was sie aus der Zeittheologie mit zu großer Bereitwilligkeit annehmen, veranlaßt finden! Der ruhige, besonnene Charakter, der diese Untersuchung durchgängig bezeichnet, kann, wie wir meinen, denen, welche die wissenschaftliche Forschung unaufhörlich urgiren, nur einladend und willkommen erscheinen. Offenbar leistet der Verf. mehr als seine nicht sehr zahlreichen Vorgänger der neueren Zeit; namentlich gebührt ihm der Vorzug der Vollständigkeit, die auch die unbedeutendsten Einwürfe nicht unberücksichtigt läßt, und der Gründlichkeit, mit der er seinen Gegenstand behandelt. Es sey uns vergönnt, eine Übersicht seiner Leistungen, mit einigen Bemerkungen begleitet, zu geben.

Der erste Abschnitt behandelt das Alter der Chronik. Die neuesten Kritiker betrachten sie als ein Produkt der Makkabäischen Periode, was namentlich mit der Geschichte der Bildung und Schließung des Kanons im scharfen Widerspruche steht. Nicht minder bildet dagegen der Anfang des Buches Esra (1, 1—3. vgl. mit 2 Chr. 36, 22. 23.) ein gewichtiges Gegenargument, da dieses Buch jenes als vorhanden voraussetzt, und dadurch der jüdischen Tradition, die Esra zum Verfasser der Bücher der Chronik macht, eine nicht geringe Stütze verleiht. Dies letztere Argument ist von dem Verf. mit einer besonderen Genauigkeit entwickelt, sofern er auch die Integrität des Buches Esra und seine Abfassung durch Esra einer ausführlichen Untersuchung (S. 93—144.) unterwirft. Diese letztere ist als eine sehr gelungene Arbeit zu betrachten, die wohl kaum neuen Einwürfen ausgesetzt zu seyn befürchten dürfte, zumal da auch Herr Professor Kleinert in der Hauptsache dasselbe Resultat mit vielem Scharfsinne erwiesen hat. Eben so die Widerlegung der Gründe gegen das hohe Alter der Chronik ist treffend. Nur über einzelnes minder Bedeutende möchten wir mit dem Verf. rechten. So z. B. war S. 41. das Wort אֵלָה wohl nicht in dem Sinne Terebinthe, sondern: großer, starker Baum zu fassen, wodurch gar kein Widerspruch zwischen 1 Sam. 31, 13. und 1 Chr. 10, 12. entsteht. Die hier geführte sprachliche Untersuchung hätte wohl genauer seyn können; wir können namentlich dem Verf. nicht zugeben, daß 2 Sam. 5, 17. und 5, 24., 1 Kön. 10, 13. so dunkel sind, wie er meint; auch würden wir nicht 2 Sam. 6, 5. emendiren. In letzterer Hinsicht, bei den kritischen Emendationen, ist uns der Verf. mehrmals minder sorgsam erschienen, wie in der allerdings sehr schwierigen

*) Prof. Ewald, in der Leipziger Litter. Zeit. 1833.

Stelle 1 Chr. 3, 19—24. (S. 43 ff.). Wir glauben die Stelle ohne sie für corrumpirt zu halten als von Esra oder einem Zeitgenossen geschrieben rechtfertigen zu können.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der äußeren Glaubwürdigkeit der Chronik, welche auf ihren Quellen und deren Benutzung von Seiten des Verf. beruht. Diese Quellen sind dem Inhalte der Chronik zufolge Genealogien (1 Chr. 1—9.) und Citationen. Beide Theile bieten viele Schwierigkeiten dar. Den Eindruck muß aber jeder nicht ganz verblendete Leser aus des Verf. Untersuchung über die Genealogien erhalten, daß der Chronist, der dieselben nur nach einem sehr allgemeinen Plane zusammenstellte, in ihrer Aufsuchung und Aufzeichnung eine bewundernswürdige Treue bewies. Weit entfernt, daß die Einwendungen, so scheinbar sie auch beim ersten Anblick sind, diese Glaubwürdigkeit vernichten, zeigen sie vielmehr die Unbesorgtheit, die der Verf. der Chronik in dieser Hinsicht hegte, sein Pflichtgefühl, zu geben, was er vorfand, und wie er es vorfand, um das Andenken an die früheren Geschlechter und alles, was sich Bewunderungswürdiges, Demüthigendes und Erhebendes in dem Rathschlusse Gottes über sein Volk, dessen Stämme und dessen Familien daran anknüpfte, in den Herzen der spätesten Geschlechter zu erregen und zu beleben. So handelt, so schreibt kein Betrüger, sondern nur der im Reiche Gottes lebende und seines Fortganges wie Endzweckes lebendig sich bewußte Israelit. Dieser Endzweck hat auch für uns seine Bedeutsamkeit nicht verloren. Die Genealogien unseres Herrn im N. T. sind ja auch nicht umsonst mitgetheilt, damit seine Verbindung mit dem Bundesvolke und David's Geschlechte, kurz Jesus von Nazareth als der längst verheißene Messias erkannt würde. — Von nicht minderem Interesse und Bedeutsamkeit sind die in der Chronik citirten Quellen. In der neueren Zeit hat man nur die Bücher Samuelis und der Könige als die dem Verf. der Chronik bekannten Quellen anerkennen wollen. Auch die Quellen-Citate hat der Chronist — erlogen, um nach ächter Jesuitenmoral seinen Nachrichten desto mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Das Gegentheil läßt sich besonders durch eine sorgsame Vergleichung der in der Chronik und den anderen historischen Büchern gleichen Fakta, durch ihre auffallende, nur durch die größte Behutsamkeit und ernste Forschung zu lösende Differenz, ihre scheinbaren Widersprüche, dann aber auch durch das der Chronik ganz eigenthümliche Faktische (z. B. 1 Chr. 11, 23., 19, 6. 7. u. s. w.), und durch die verschiedene Anordnung des Stoffes (s. die Übersicht bei Keil, S. 207.) auf's Schlagendste erweisen. Überhaupt muß wohl bei den historischen Büchern des A. T. der Kanon festgehalten werden, welcher sich durch fortschreitende Untersuchungen gewiß bestätigen wird, daß da, wo keine Quellen von den Verfassern citirt sind, wir es mit den Begebenheiten gleichzeitig aufgezeichneten Nachrichten zu thun haben, daß aber bei später lebenden Schriftstellern auch ihre historischen Urkunden (nach ganz Orientalischer Weise) citirt werden. Wir hätten gewünscht, daß unser Verf. in dieser Hinsicht besonders auf die Bücher Samuelis sein Augenmerk gerichtet hätte. Diese Bücher sind, wie sich auch sonst noch beweisen ließe, schon aus dem merkwürdigen Umstande, daß gar keine Quellen citirt werden, gewiß gleichzeitige Nachrichten, außer welchen der Chronist noch die 1 Chr. 29, 29. genannten prophetischen Werke Samuel's, Nathan's und Gad's benutzte. Auch für die Kritik der Bücher Josua und der Richter würde dieses Princip von Wichtigkeit seyn. —

Besonders wichtig ist der dritte Abschnitt des Buches, der die innere Glaubwürdigkeit der Chronik vertheidigt. Nach einigen Vorbemerkungen über den Zweck der Chronik rechtfertigt sie unser Verf. gegen den Vorwurf der Nachlässigkeit und Unwissenheit (S. 274 ff.), der Wundersucht (S. 314 ff.). In dieser letzteren Beziehung heißt es z. B. S. 318.: „1 Chr. 28, 11 ff. wird erzählt, daß David seinem Sohne Salomo in der Versammlung der Reichsstände ein Vorbild des Tempels und der hauptsächlichsten Geräthe desselben übergeben habe. Dieses Vorbild hatte David nach V. 19. durch göttliche Offenbarung erhalten; auf welche Weise? wird nicht angegeben. Nach de Wette und Gramberg ist diese Erzählung erdichtet, weil sie ein Wunder enthält. Allein diese naturalistische Behauptung ist keiner Widerlegung werth. Die Erzählung der Chronik trägt alle Spuren der innern Wahrheit in sich. So wie der Herr einst dem Mose nach Exod. 25, 40., 26, 30. das Vorbild zur Stiftshütte gezeigt hatte, so theilte er auch dem David durch Offenbarung das Vorbild zum Tempel und seiner Einrichtung mit. So fassen alle ältere Interpreten unsere Stelle auf, ohne einen Anstoß daran zu nehmen, weil sie noch nicht von der Wunderscheu des Rationalismus angesteckt waren." Doch wir bitten den Leser, diesen Abschnitt wie die folgende Behandlung des Vorwurfs des Levitismus (S. 341 ff.), der Begünstigung des Kultus (S. 381 ff.), der Vorliebe für Judah und des Hasses gegen Israel (S. 443 ff.) selbst nachzulesen. Die klare, sehr verständliche Darstellungsweise des Verf., die bisweilen wohl etwas belebter hätte seyn können, wird das Buch auch den mehr dem Praktischen zugewandten Geistlichen zugänglich und nützlich machen, zumal noch immer eine den Anforderungen der Wissenschaft genügende und aus einer christlichen Gesinnung hervorgegangene Geschichte des Hebräischen Volkes der Deutsch-theologischen Litteratur mangelt, und man sich somit einstweilen mit Vorarbeiten dazu begnügen muß. Wir wünschen deren viele in der Art, wie die vorliegende, und bitten den Herrn, das Buch reichlich zu segnen, den theuern Verf. aber immer mehr ein tüchtiges Werkzeug Christi werden und zum Segen seiner Kirche wirken zu lassen! —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 26. März. № 25.

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nicht von seinem Commentare scheiden, ohne diese Worte unseren Lesern mitzutheilen, nachdem wir nur noch kurz erwähnt haben, daß in dem Abschnitte über die Authentie des Johannes die Bretschneiderschen Einwürfe ausführlich erwogen werden, und daß auch der interessante Paragraph über „falsche und ächte Vorliebe für das Johanneische Evangelium" gewiß auf vielfache Zustimmung Anspruch machen darf.

„Es wird wohl (sagt der Verf. in jener Stelle, S. 93.) in der Protestantischen Kirche dabei bleiben, daß wir Gott danken, daß er es in seiner Weisheit so geordnet hat, daß wir von dem Leben Jesu vier, einander ergänzende und rechtfertigende Relationen von vier namhaften Männern und aus dem ersten Jahrhunderte haben. Wehe uns, wenn wir dem allgemeinen Hören und Hörensagen der beiden ersten Jahrhunderte uns anzuvertrauen hätten! Dieses schwankenden Bodens würden wir bald überdrüssig werden, und uns nach sicherem apostolischen Zeugniß sehnen. Die Geschichte und Lehre des Herrn ist nicht von der Art, daß die erste jeder in der alten Zeit genau wissen und die letzte im Nothfalle am Ende aus sich selber neu erfinden konnte." —

Ehe wir das Evangelium des Johannes verlassen, können wir nicht umhin, einen älteren Commentar, der durch reichhaltige Gelehrsamkeit und Genauigkeit der Interpretation, wie durch christlichen Sinn den trefflichsten Produkten jener Zeit den Rang streitig macht, und der neueren Auslegung des Evangeliums gewissermaßen zur Basis diente, dankbar zu erwähnen. Kann er doch selbst dem Prediger, der solche Studien nicht verschmäht, trotz seines Volumens und seiner schwerfälligen, ja oft trockenen Form, aus der dennoch die Frömmigkeit des Verf. so schön hervorleuchtet, mit vollem Rechte empfohlen werden. Man erräth, daß wir Lampe meinen (damals Professor zu Utrecht), denselben, der auch als christlicher Liederdichter nicht mehr unbekannt ist, und so in doppelter Beziehung immerfort als eine Zierde der Evangelischen Kirche dastehen wird.

III. Philologisch-theologische Auslegung der Bergpredigt Christi nach Matthäus, zugleich ein Beitrag zur Begründung einer rein-biblischen Glaubens- und Sittenlehre, von A. Tholuck, ꝛc. (Hamburg, bei Fried. Perthes, 1833.) X und 544 S.

Es war nicht ohne Grund, daß wir oben schon mehrere Male des Evangeliums Matthäi erwähnten. Wir hatten bereits das genannte Werk im Auge, das einen so mächtigen Beitrag nicht nur zum wahren Verständniß, sondern auch zur inneren Rechtfertigung des vielfach angefochtenen Evangeliums liefert. „Sollte (wie der Verf. selbst sich ausspricht, S. 6.) eine genauere Prüfung zu dem Resultate führen, daß man keinen Grund habe, die Bergrede für eine Sammlung vereinzelter Bruchstücke zu halten, so wäre dies in der Behandlung der Frage über die Ächtheit des ersten Evangeliums nicht ohne großen Einfluß. Uns nun hat eine in's Einzelne eingehende Prüfung auf das Resultat geführt, daß zu einer Zerstückelung der Bergrede kein Grund vorhanden. Und zwar sind wir bei unserer Untersuchung nicht von dieser Behauptung als Voraussetzung ausgegangen, sondern im Gegentheil, durch das Urtheil der Mehrzahl unserer Zeit beherrscht, von der entgegengesetzten Ansicht."

Man wird es uns nicht verargen, wenn wir uns vor allen Dingen dieses gewichtigen Resultates freuen; wir fügen aber hinzu, daß wir uns desselben grade auch in Bezug auf die Methode an und für sich freuen, durch die es gewonnen wurde, weil wir diese Methode für die sicherste und fruchtbarste halten; die innere Rechtfertigung der Authentie durch die wissenschaftliche Auslegung des Werkes selbst. Kaum ist bei einer anderen Schrift so sehr wie beim Matthäus das Bedürfniß eines eindringenden Verständnisses derselben in ihrem Zusammenhange fühlbar geworden, eben durch jenes kritische Herumreden über die einzelnen, losgerissenen Parthien. Nach Allem zwar, was in letzterer Beziehung an Bemerkungen, Vergleichungen, Muthmaßungen, Wahrnehmungen, willkührlichen Einfällen und bedeutungsschweren Gedanken aufgehäuft worden, mußte man fürchten, es werde nie zu einer umfassenden, erschöpfenden Behandlung kommen können, und wirklich möchte auch, rücksichtlich des ganzen Evangeliums, kein einzelner Mann mehr der Riesenarbeit gewachsen seyn. Desto kräftiger muß es aber auch ausgesprochen werden, daß, dem Geiste nach verglichen, rücksichtlich der inneren, wissenschaftlichen, theologischen Bedeutsamkeit, durch die wirkliche Auslegung auch nur einer selbstständigen Abtheilung des Evangeliums im Einzelnen und Ganzen all jene zerstreuten kritisch-exegetischen Excursionen, in Bausch und Bogen zusammengenommen, reichlich aufgewogen und vergolten werden. Man kann einmal nicht Alles thun, aber unendlich schöner ist's doch, statt, wie Plato sich ausdrückt, ἕνεκα λόγου zu sprechen, Etwas zu sagen — und zu setzen.

Was das gläubige Herz gewiß oft empfand, was aber der Geist der Zeit läugnete, und mit ihm (nach des Verf. eigenem Bekenntniß) mancher Theologe bestritt, dem jene Ahnungen nicht hätten fremd seyn sollen; ja was trotz dem Geiste der Zeit, durch die Vorurtheile der Exegeten hindurch, in einzelnen hellen Lichtblitzen sich Bahn brach, das dürfte nun auch in der Wissen-

schaft zur allgemeinen Anerkennung kommen und als feststehendes Resultat betrachtet werden: daß nämlich die Bergpredigt des Matthäus ein Ganzes sey, und zwar ein durchdachtes, wohlgeordnetes, ja ein so schönes und erhabenes Ganze, wie wir es eben nur vom Herrn selbst haben können, und nicht vermittelst der nachbessernden Redaktion, oder mosaikartigen Zusammenflickung auch des geistreichsten Jüngers, *) geschweige denn eines nachapostolischen, oder gar jener apokryphischen Schriftsteller, deren Erbärmlichkeit zwar jedes Mal, wenn von ihnen selbst die Rede ist, gehörig erkannt, aber noch lange nicht genug in der comparativen Kritik in Anschlag gebracht wird.

Wenn aber dieses allgemeine Resultat durch den vorliegenden Commentar für das wissenschaftliche Bewußtseyn rücksichtlich der Bergpredigt gesichert ist (wie es sich gewiß noch, und zum Theil mit leichterer Mühe, für andere Abtheilungen des Evangeliums, wie C. 10. 13. 23., thun läßt; vgl. über die Wiederholungen S. 16—20.), so können die Einzelnheiten — rücksichtlich der Fragen über die Art des Zusammenhanges bald dieser bald jener Verse, die natürlich nie völlig erledigt werden — die Kirche nicht mehr berühren. Der Verf. erkennt dankbar an, wie viel Treffliches durch seine Vorgänger, namentlich Olshausen, geleistet worden ist; und eben so können auch fernerhin, durch das Zusammenwirken solcher Männer besonders, Fortschritte erwartet werden, eben deswegen, weil der Weg im Ganzen fest bezeichnet ist. Es wäre also unpassend für diesen Ort, die einzelnen Knoten, welche, wie gesagt, für die Kirche kein unmittelbares Interesse darbieten, zu bezeichnen und ihre Auflösung zu besprechen. Nicht weniger werden wir auch dasjenige bei Seite lassen, was über ein anderes Evangelium, das des Lucas, vergleichungsweise und (der herrschenden Ansicht zuwider) zu seinem entschiedenen Nachtheile geäußert wird. Denn auch in Beziehung auf dieses erwarten und verlangen wir, daß es erst in sich selbst erklärt und erwogen werde, **) indem wir überhaupt die Frage so stellen, ob nicht jedes Evangelium für sich wahr sey — nicht im Verhältniß zum anderen, da erst nach der vollen Beantwortung jener Frage das an sich rein unbekannte Verhältniß der Evangelisten unter einander (wie der einzelnen Parthien der Geschichte selbst) aufgefunden werden kann.

Wir geben nun zwei Proben, wie der Verf. die Ordnung aufweist, und wählen dazu solche selbstständige Theile, in denen es von selbst klar ist, wie wichtig und fruchtbar diese Arbeit auch für das gläubige Verständniß und die erbauliche Erklärung des Schriftwortes seyn muß, obgleich andere Stücke geeigneter seyn könnten, das eigenthümliche Verdienst des Verf. in's Licht zu setzen.

Zuerst das Gebet des Herrn. Nachdem der Verf. festgestellt, daß es in der Bergpredigt sehr wohl seine Stelle fand, indem Christus darin nach Form und Inhalt ein Vorbild des wahren Gebetes geben wolle und zwar für die Gläubigen, die

*) Wir sprechen vom Standpunkte der herrschenden Exegese und Kritik aus, also abgesehen von der strengen Inspirationslehre.

**) Vgl. Olshausen, Bd. I. S. 189.

Kinder Gottes, insbesondere, theilt er die sieben Bitten in zwei Hälften. „Die erstere spricht die Beziehung Gottes auf uns, die letztere die unsere auf Gott aus. Die drei ersten Bitten entfalten stufenweise Einen Gedanken: 1. Gott muß anerkannt werden als das, was er ist, 2. dann herrscht er über den Menschen, 3. dadurch wird am Ende die Erde zum Himmelreich verklärt. Eben so enthalten die vier letzten Bitten einen parallel laufenden Fortschritt. Das Gebet fängt von dem Niedern an und bittet zuerst um die irdische Nothdurft, dann um die geistige, und zwar 1. um Aufhebung der vergangenen Schuld, 2. um Bewahrung vor bevorstehender Schuld, 3. um endliche Rettung von allem Übel und Bösen." Noch deutlicher wird diese Eintheilung, wenn man die sechste und siebente Bitte zusammenfaßt. Dann ergibt sich ein genauer Parallelismus zwischen den einzelnen Bitten der beiden Klassen, indem, wie der Verf. hinzufügt, je die erste sich auf die Ökonomie des Vaters bezieht, die zweite auf die des Sohnes, die dritte auf die des Geistes. In beiden Klassen aber findet ein innerer Fortgang statt. Nach der Erhebung zu dem, den wir als Vater anrufen dürfen, dem Reinen, Unendlichen, Heiligen („in den Himmeln"), bitten wir, daß er erkannt und heilig gehalten werde; daß die Gemeinschaft seiner Kinder unter der Regierung seines Sohnes sich immer mehr äußerlich und innerlich ausbreite, und somit endlich sein Wille auch auf Erden, durch den heiligen Geist, ausschließlich realisirt werde. Von den Gedanken an die Erde und sich selbst steigt dann der Betende wieder auf, indem er zuerst seinen Vater und Schöpfer um das nothwendige, hinreichende Brodt bittet, dann um Befreiung von der Schuld durch den Sohn (woran sich die eigene Versöhnlichkeit schließt), und endlich um Bewahrung vor Versuchung (worunter richtig versuchliche Umstände und Ereignisse verstanden werden) und völlige innerliche und äußerliche (?) Befreiung durch den Geist.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Algier.) Durch ein verborgenes Gericht Gottes waren noch vor Ablauf des siebenten Jahrhunderts die einstmals blühenden Christengemeinden Nordafrikas von den Sarazenen verwüstet, und die Kirche Gottes wurde bald ganz ausgerottet, während in Europa die Germanischen Völkerschaften in dieselbe eingingen. Nach tausendjähriger schwerer Finsterniß ist jetzt seit Eroberung Algiers durch die Franzosen die Möglichkeit gegeben, daß das Licht des Evangeliums für Afrika wieder aufgehe. Die Eroberer zwar haben selbst wenig Sinn für dieses Licht, welches ihnen bisher nicht in seiner Reinheit, sondern in starker menschlicher Trübung geboten wurde, von welchem die falschberühmte Kunst und des Spötters Eifer sie abwendig gemacht hat, und ihr Betragen wird wohl Niemanden reizen, das Christenthum, zu welchem sie gerechnet werden, anzunehmen. Aber neben dem gewaltig wuchernden Unkraut ist auch der Waizen gewachsen. Die Pflanzen, welche Gott gepflanzt hat, tragen ihre Früchte: Glauben, Liebe, Hoffnung. Die Liebe drängt sie, Christum zu predigen und wider Hoffnung hofft der Glaube. Jede Gelegenheit, Gutes zu thun, wird sorgfältig beobachtet und nach Kräften benutzt. Daher blieb auch die neue Französische Kolonie nicht lange

dem verderblichen Treiben der Soldaten allein überlassen. Die Englische Juden-Missionsgesellschaft schickte im Herbst 1832 einen Deutschen Prediger, Ewald aus Baiern, nach Algier. Die Stadt, hart am Meere in Form eines Dreiecks am Fuß einer Anhöhe gelegen, hat 26,000 Einwohner, darunter 6,000 Juden und 5,200 Europäer; dazu kommen etwa 15,000 Mann Besatzung und eine große Menge Beamte. Den sittlichen Zustand schildern Reisende mit den schwärzesten Farben. So sagt Nicolayson: „Es ist schrecklich, bis zu welchem Grade der Unglaube hier gestiegen und wie tief er unter den Franzosen, Katholiken und Protestanten gewurzelt ist. Sie halten eine göttliche Offenbarung für ganz widersinnig und längst abgethan, während sie Achtung für das Christenthum vorgeben, besonders für den Protestantismus, als ein Mittel, das niedere Volk in Ordnung zu halten, sie in ihrer Einbildung glücklich zu machen, ihr sittliches Betragen zu verbessern und ihre Nützlichkeit für die bürgerliche Gesellschaft zu erhöhen.“ Ein Anderer sagt: „Wirft der ruhige Beobachter einen Blick über diese Volksmasse und fragt sich: welche der hier wohnenden Nationen zeichnet sich durch Sittlichkeit vor den übrigen aus? so muß es ihm einleuchten, daß es die Eingebornen sind. Die Franzosen sind ein leichtsinniges, dem größten Theile nach alle Religion hassendes, ungläubiges Volk. Die Spanier sind scheinfromm, räuberisch und mörderisch gesinnt; die Deutschen sind träge und ausgelassen, doch ist noch ein guter Same unter ihnen. Wenn mir an einem abgelegenen Orte ein Eingeborner begegnet, so ist es mir nicht bange, wohl aber, wenn ich einen Malteser, Spanier u. s. w. bemerke. Auch die Mauren sind nicht ohne grobe Laster und namentlich herrscht die Sünde Sodoms unter ihnen, allein auch die Franzosen sind nicht frei davon.“ Welche Anstalten sind vorhanden, diesem Verderben zu wehren? Anfangs kamen mit dem Heere mehrere Römische Priester nach Algier; aber beim Ausbruch der Revolution schickte man sie als unbrauchbare Leute nach Frankreich zurück. Bald sahen jedoch die Obern, daß es ohne Geistliche nicht gehe, namentlich seit der Regierung des Herzogs v. Rovigo, der ein ächter Katholik gewesen seyn soll; es sind also nach und nach vier katholische Geistliche nach Algier gegangen, welchen eine große schöne Moskee als Kirche eingeräumt worden ist, in welcher der Gottesdienst mit großer Pracht abgehalten wird. Für Schulen ist von Seiten der Regierung noch nichts geschehen. Einige Franzosen haben für sich Schulen eröffnet, welche von vielen Kindern besucht werden; es bestehen eine christliche Knabenschule mit 80 Kindern und zwei christliche Mädchenschulen mit 34 Kindern (außerdem eine Französische Schule für Judenknaben [40 Sch.], 17 jüdische Schulen mit 430 Knaben und 26 maurische mit 315 Knaben). Dagegen ist eine Schauspielertruppe in Algier, und für diese soll auch in aller Eile ein Theater erbaut werden, und eine Gesellschaft von Musikfreunden hat sich gebildet, der eine Moskee eingeräumt worden ist, in welcher sie von Zeit zu Zeit Konzerte gibt.

Bei seiner Landung wurde Missionar Ewald durch die Güte der Zollbeamten angenehm überrascht; denn als sie den Zweck seiner Ankunft erfuhren, ließen sie seine zwei Kisten mit Bibeln zollfrei einbringen; sie bedauerten ihn nur, daß er sich wohl vergebens bemühen werde. In den engen, finsteren Gassen Algiers wogte ein Gewühl von Franzosen und Arabern, Negern und Juden, Kabaylen und Spaniern, Beduinen, Italienern und Deutschen, ein seltsames buntscheckiges Gemeng des Orients und Occidents. Bald wurde er mit mehreren der Deutschen Einwanderer bekannt. „Von manchen unter ihnen,“ schreibt er, „gilt der Ausspruch, daß die Anfechtung lehrt auf's Wort merken und die Noth zum Gebete treibt. Viele bekannten es mit Thränen, und der Eine sagte: „„ach! in zwei Jahren habe ich keine Predigt gehört;““ der Andere: „„und ich noch länger!““ und wieder ein Anderer: „„ach meine Kinder! die wachsen auf wie das unvernünftige Vieh; keine Schulen und keine Kirchen in diesem wilden Lande.““ „„Und meine Kinder haben Alles wieder vergessen, was sie zu Hause wußten,““ fügte ein Vierter hinzu. „„Ich habe eine Tochter, die sollte in den Religionsunterricht““ u. s. w. Alle baten mich, doch für sie arme Protestanten etwas zu thun. Viele Protestanten unter den Franzosen sprachen auf ähnliche Weise.“ — Er besuchte die Deutsche Kolonie Ibrahim, wo er unter achtzig Zelten Deutsche aus verschiedenen Gegenden fand, in jeder Hinsicht im traurigsten Zustande. Es war kein Zelt, welches nicht dem ungesunden Klima seine schweren Opfer gebracht hätte. „Mir ist der Mann, und mir die Frau, mir meine zwei hoffnungsvollen Söhne, und mir meine Tochter, uns ist der Vater und die Mutter gestorben; und uns haben die Beduinen den jüngsten Sohn ermordet, als er auf der Weide das Vieh hütete;“ so klagte man ihm allenthalben. Die Leute hatten kaum Zeit mit ihm zu sprechen, denn als es eben zwölf Uhr geschlagen hatte, rief man sie wieder zur Arbeit, zum Aufbau ihrer schon dreimal eingestürzten Wohnungen, damit sie bei der nahen Regenzeit ein Obdach haben möchten. Bei seinen Wanderungen in der Nachbarschaft von Algier wurde er auch mit Soldaten der Fremdenlegion bekannt, worunter sehr viel Deutsche sind. Dies Regiment wird stets zu den gefährlichsten Unternehmungen gebraucht, muß in den ungesundesten Gegenden lagern und hat den härtesten Dienst beim schmalsten Sold. Merkwürdig ist die Äußerung eines ehemaligen Deutschen Soldaten dieser Legion in der Allgemeinen Zeitung: „Das beständige Schweben des Schwerdts über dem Haupte, der unaufhörliche Kampf mit Ungemach aller Art, hat einen furchtbaren Einfluß auf die Moralität. Genußsucht wird bei den Meisten die einzige Triebfeder aller Handlungen, und kein Mittel wird gescheut, um der niedrigsten Sinnlichkeit Befriedigung zu verschaffen. Indessen auch kalte Todesverachtung ist die Folge dieses beständigen Ringens mit dem Elend, und oftmals schon in den täglichen Kämpfen vor Bona und Oran und in den Vorpostengefechten bei Algier haben die Bataillone der Legion die glänzendsten Beweise von Tapferkeit abgelegt.“ Dieselbe Erscheinung wie zur Zeit der Cholera! Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt! Aber nothwendiger Weise macht sich in solcher schrecklichen Lage auch bei Vielen die Stimme des Gewissens geltend, der Ruf zu Gott, der Zug zum Heil. Es ist daher kein Zweifel, daß ein evangelischer Prediger reichliche Arbeit finden würde und viel Segen stiften könnte. Missionar Ewald gab unverzüglich bei dem Herzog v. Rovigo ein Gesuch ein um Erlaubniß, das Evangelium zu predigen, die heilige Schrift zu verkaufen und zu verschenken und Schulen zu errichten; er erwähnte dabei die vielen Deutschen, welche ohne Prediger seyen. Nach einiger Zeit erhielt er durch den Englischen Konsul folgende Antwort: „Ich bin Ihnen noch Antwort schuldig wegen eines protestantischen Predigers, von welchem Sie mir geschrieben haben. Nach den Erkundigungen, die ich über ihn eingezogen habe, scheint er ein achtungswerther Mann zu seyn, dessen Charakter unbedenklich ist. Aber ich muß Ihnen bemerken, daß wir auch in Frankreich eine Protestantische Kirche haben, und daß dem Consistorium zu Paris das Recht zusteht, auf allen Gebieten, die Frankreich zugehören, Prediger seiner Confession zu ernennen. Überdies möchte ich gern Alles vermeiden, was die Einbildungskraft der Türken beunruhigen könnte, welche die mannichfaltigen Unterschiede dieser Kirche nicht kennen. Das Mißtrauen könnte sie leicht in der Sendung dieses neuen Predigers einen Plan, sie zu bekehren, finden lassen, an den ich gar nicht denke. Aus allen diesen Gründen muß ich wünschen, daß Herr Ewald den Gedanken aufgebe, der ihn hieher geführt hat. Dabei soll es ihm jedenfalls gestattet seyn, sich als Privatmann hier aufzuhalten; er muß sich aber des Predigens ganz und gar enthalten, widrigenfalls er sich die Folgen davon selbst zuzuschreiben hätte.“ — „Was

Veranlassung zu diesem Briefe gab," sagt Ewald, „ist mir nicht bekannt. Ich dachte an die katholische Geistlichkeit; allein die zwei, die ich im Spital, wo wir zuweilen zusammen trafen, habe kennen lernen, schienen mir nicht so viel auf Religion zu halten, daß sie sich sehr um meine Angelegenheiten bekümmerten. Aber das hat man doch häufig versucht, die Protestanten zum Papismus zu bewegen; die Meisten haben auch ihre Kinder von den katholischen Geistlichen taufen lassen, auch während meines Hierseyns. Anderen hat man gesucht, die Kinder abzunehmen und sie katholisch zu erziehen." Durch des Herzogs Verbot an den meisten Amtsverrichtungen gehindert, suchte er durch Bibelverbreitung und Gespräche zu wirken. Die Juden zeigten große Begierde nach dem Worte Gottes; an sie verkaufte er daher eine Menge Hebräische Bibeln und fand dabei immer Gelegenheit, vom Messias mit ihnen zu reden. Unberührt von Streitigkeiten lassen sie alle Stellen, welche wir auf den Messias beziehen, als messianisch gelten; nur behaupten sie, die Erfüllung sey noch zukünftig. Zuweilen hatte sich eine Menge Juden auf offenem Markte um ihn versammelt, aber da sie Hebräisch sprachen, waren sie vor Hindernissen gesichert. Ferner hatte Ewald zwölf Deutsche Kinder in Confirmationsunterricht genommen, und eine Anzahl anderer Kinder kam zu ihm in's Haus, um lesen zu lernen. Ohne Störung hielt er auch zweimal am Sonntag Gottesdienst in seiner Wohnung, und einmal in der Woche, und bald sammelte sich eine kleine Gemeinde um ihn. Vom Polizei-Präfekten unterstützt, wiederholte er seine erste Bitte an den General; aber noch denselben Tag erhielt er abermals eine abschlägige Antwort. Hierauf gab er die Schule auf, und behielt nur die Confirmanden, bis ihr Unterricht vollendet war. Nachdem er seinen großen Vorrath an Bibeln und anregenden kleinen Schriften abgesetzt hatte, segelte er nach Malta, um sich von Neuem zu versorgen und von dort aus nach Tunis zu begeben.

Daß seine Anwesenheit sehr segensreich gewesen ist, zeigte sich bald in der Zunahme des kirchlichen Sinnes der Protestanten in Algier. Die Archives du Christianisme enthalten folgenden Brief aus jener Stadt vom 1. November 1833: „Herr Ewald vereinigt durch das gute Andenken, welches er hinterlassen, die Stimmen fast aller Protestanten, die ihn kennen gelernt haben. Wir haben vergangenen Sonntag eine Versammlung aller angesehenen hiesigen Protestanten gehalten und in derselben einmüthig beschlossen: 1. Daß der Bestand der protestantischen Bevölkerung in der Stadt und Umgegend durch Männer, welche sich diesem Geschäft unterziehen wollen, aufgenommen werden soll. Wir dürfen annehmen, daß ihre Zahl sich auf 800 belaufen wird, ungerechnet die Soldaten, welche man auf 2 bis 3,000 schätzt. 2. Daß man sich nach bewerkstelligter Zählung an die Regierung wenden, und um eine Protestantische Kirche nebst Prediger bitten wolle. Man hat alle Ursache zu glauben, daß die Ortsbehörden dieses Gesuch unterstützen werden. 3. Daß man, im Fall der Minister beides verweigern würde, um die Vollmacht für einen Missionar, sich hier niederzulassen und das Predigtamt zu verwalten, bitten wolle. In diesem Falle werde man allgemein mit großem Vergnügen der Ankunft des Herrn Ewald entgegensehen. — Die Protestanten zu Algier haben geglaubt, daß, weil die Katholiken eine Kirche und Priester haben, auch sie eine verlangen dürfen, und daß dies in jeder Hinsicht einer bloßen Duldung von Seiten der Behörden vorzuziehen sey. Ist erst die Kirche eröffnet, so kann Herr Ewald predigen so oft er will; und wenn der Schritt der Protestanten auch in einer Beziehung mißlänge, so ist doch außer Zweifel, daß sie die Vollmacht zur Berufung des Herrn Ewald erlangen werden. Da in der Nähe von Algier zwei kleine Dörfer sind, wo protestantische Familien wohnen, so wird die Hülfe des Herrn Ewald, selbst wenn wir einen Französischen Prediger haben, sehr schätzbar seyn. Nächsten Sonntag werden wir uns wieder versammeln."

(London.) Die Gegner des lebendigen Christenthums brauchen bald aus Unverstand, bald aus Übelwollen mancherlei Mittel, um die Gemüther vom ernsten Streben nach der Seligkeit abzuhalten. Ein sehr häufiges Schreckmittel ist nun das, als die nächste Folge religiöser Bewegung den Wahnsinn in jeder Form, von der Schwermuth bis zur Raserei und zum Selbstmorde, hinzustellen. Wem es vergebens gesagt ist, daß eben der Zustand des natürlichen Menschen, der sich nicht in lebendiger Gemeinschaft mit Gott, also in seelenwidriger Störung seines nothwendigen Verhältnisses zu Gott befindet, schon eine Art schlummernder Geistesstörung ist und an das Gebiet vollendeter Seelenverwirrung gränzt, der wolle doch seine Augen für Thatsachen öffnen und folgende Tabelle der Selbstmorde, welche in einer sehr religiösen Stadt, in London, vom Jahre 1770 bis 1830, begangen worden sind, aufmerksam betrachten.

Aus Elend	905	Männer	511	Frauen.
Wegen häuslichen Verdrusses . . .	728	"	524	"
Wegen Vermögensverlust	322	"	283	"
Wegen Trunkenheit und schlechter Aufführung	287	"	208	"
Wegen Spiel	155	"	141	"
Wegen Verlust der Ehre und Verläumdung	125	"	97	"
Wegen gekränkten Ehrgeizes . . .	122	"	110	"
Wegen gekränkter Liebe	97	"	157	"
Wegen Neid und Eifersucht . . .	94	"	53	"
Wegen gekränkter Eigenliebe . . .	53	"	53	"
Wegen Gewissensbissen	47	"	37	"
Wegen Schwärmerei	16	"	1	"
Wegen Menschenhaß	3	"	1	"
Unbekannter Ursachen halber . . .	1,381	"	377	"
	4,335	Männer	2,553	Frauen.

Gesammtsumme 6,888.

Den letzten bestimmten Punkt, welcher wohl ohne tiefer liegende Ursache nie gefunden wird, weggelassen — steht die Zahl der Unglücklichen, deren Tod einer verkehrten Richtung der Religiosität zugeschrieben wird, mit starkem Abfall gegen die vorangehenden Zahlen auf der untersten Stelle. In sechzig Jahren haben sich also unter mehr als 4,000 Selbstmördern nur siebzehn von religiöser Anregung aus so weit verirrt, daß sie sich eigenmächtig vor Gottes Richterthron zu schrecklichem Erwachen versetzten! Spricht diese Erfahrung nicht deutlich genug? Bedarf es weiteren Beweises? Es sollte freilich schon von vorne herein einleuchten, daß Gott denen, die ihn suchen, ein Vergelter (Hebr. 11, 6.), denen, die ihn lieben, ein Beschützer — auch vor den grausenhaften Tiefen des Wahnsinns — seyn werde! „Er wird behüten die Füße seiner Heiligen, aber die Gottlosen müssen zu nichte werden in Finsterniß." 1 Sam. 2, 9.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 29. März. № 26.

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Schluß.)

Nachdem wir diesen Auszug niedergeschrieben, bemerken wir erst, wie dürftig er allen den Lesern vorkommen muß, welche die reiche Ausführung und Betrachtung des Einzelnen in dem Werke selbst noch nicht kennen; denn das ist ja eben der Vorzug der wahren Methode, wie sie unser Verf. befolgt, daß die Fülle des concreten Inhalts nicht in den logischen Schematismus zusammenschrumpft. Aufgefallen war uns, daß er unterließ, die drei Glieder jeder Klasse mit denjenigen der Alttestamentlichen Segensform zusammenzuhalten, besonders aber die Hauptabtheilung in die zwei Klassen, welche übrigens schon durch die Form des Ausdrucks (den Wechsel der dritten Person mit der direkten Anrede, wie durch das zweimalige καί in der anderen Klasse) sich unterscheiden, und in gewissem Sinne wohl als εὐχαί und αἰτήματα bezeichnen lassen, mit der ganz entsprechenden Eintheilung des Dekalogs in die zwei Tafeln zu vergleichen, von denen jede (nach anerkannt richtiger Zählung) eine gleiche Anzahl von Geboten enthielt.

Diese letzte Vergleichung vermissen wir in noch höherem Grade bei der Behandlung der Seligkeiten (Matth. 5, 3—10.). Hier ist aber auch unsere Ansicht, wie sie von den schwankenden oder willkührlichen Meinungen der früheren Interpreten sich entfernt, auch von der des Verf. insofern verschieden, als wir einen bestimmten, durchdachten Schematismus annehmen, in den seine eigenen Bemerkungen hineingehören. Wir erlauben uns daher, zuerst die unsrige hier kürzlich anzugeben, überzeugt, daß sie sich beinahe von selbst rechtfertigen wird. Der Form nach nehmen wir sowohl Steigerung als Parallelismus an, und beides so, daß wir dabei nicht an völlig getrennte Stufen oder Beziehungen des geistlichen Lebens denken. Der Parallelismus beruht auf jener uralten und heiligen Unterscheidung des Verhältnisses zu Gott und zum Nächsten. Die Steigerung wird nur klar, wenn die parallelen Glieder neben einander gesetzt werden (daher die Einwürfe des Verf. S. 59. an sich ganz richtig sind, eben so wie seine eigenen Bemerkungen über den Gedankenfortschritt S. 58.). Vor Allem aber müssen die erste und die letzte Seligsprechung abgetrennt und jede für sich hingestellt werden, jene als Grund-, diese als Schlußstein der ganzen Reihe, und also beide unter sich parallel, wie letzteres augenscheinlich ist. Die Ordnung wäre demnach folgende, wenn wir links die drei Beziehungen auf Gott stellen mit ihren Verheißungen (V. 4. 6. 8.), rechts die drei auf die Nebenmenschen mit ihren ebenfalls entsprechenden Verheißungen (V. 5. 7. 9.):

V. 3. Selig sind die Armen im Geiste,
denn das Himmelreich ist ihr.

4. S. s. die Leidtragenden,	5. S. s. die Demüthigen, Sanften,
d. sie s. getröstet werden.	d. sie w. das Erdreich erben.
6. S. s. die d. u. h. n. d. Gerechtigkeit,	7. S. s. die Barmherzigen,
d. sie s. satt werden.	d. sie w. Barmherzigkeit erlangen.
8. S. s. die reines Herzens sind,	9. S. s. die Friedensstifter,
d. sie w. Gott schauen.	d. sie w. Söhne Gottes heißen.

V. 10. Selig sind die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden,
denn das Himmelreich ist ihr.

So stehen dann einerseits die inneren Gemüthsbeschaffenheiten, diese wahrhaft theologischen Tugenden, wie sie sich folgen, und andererseits einer jeden ihre besondere praktische Consequenz, ebenfalls in aufsteigender Linie gegenüber. Die erste heilsame Disposition erzeugt die anderen alle, und sie alle, sammt ihren praktischen Consequenzen vollenden sich in der Nachfolge Christi, die mit derselben Verheißung schließt, mit der man begann, denn im Himmelreiche gibt's weder Erste noch Letzte; es genügt ihnen Allen.

Wir geben nun die Übersicht des Verf. mit einigen Zwischenbemerkungen (S. 58.). „Der erste Anfang ist das Bewußtseyn der inneren Armuth, des Bedürfnisses des Geistes, daraus geht hervor, der Schmerz des Schuldbewußtseyns und der Unvollkommenheit (V. 4., namentlich auch bei Veranlassung durch äußerliches Unglück, S. 80.); daraus die Gesinnung einer sanftmüthigen Demuth (V. 5.), und das Verlangen nach der Gerechtigkeit (das durch die göttliche Barmherzigkeit allein gestillt werden kann, V. 6.). In dem Maaße, als dieses Verlangen befriedigt ist und dem Menschen die Vergebung zu Theil geworden, erwacht die erbarmende Liebe gegen Andere (die von der passiven Sanftmuth noch sehr verschieden ist, V. 7.); er wird rein von seiner Sünde (was die innere Frucht der Gerechtigkeit ist, V. 9.) und bestrebt sich, den Frieden, den er selbst errungen, auch Anderen mitzutheilen. Aber die Welt versteht dieses sein Streben nicht, darum fügt Christus hinzu, daß jene Friedfertigen — die hier als solche dargestellt werden, welche die Gerechtigkeit bereits besitzen — um der Gerechtigkeit . . . und um sein selbst willen von der Welt würden verkannt und verschmäht werden" (und durch solche Verfolgung hindurch in den Besitz des Himmelreichs treten, V. 10.). Man sieht, daß diese trefflichen Bemerkungen sich, wie von selbst, auf unsere Disposition beziehen lassen. Auch bemerkt der Verf. noch mit Recht, daß die letzte Hälfte der Seligsprechungen auf solche geht, die bereits die Gerechtigkeit erhalten haben. Der Wendepunkt fällt also genau in das mittlere Glied der Gegensätze.

Aber es ist nicht mehr als gerecht, daß wir dem Leser

noch die fernere Auslegung dieser ersten Verse, und damit den außerordentlichen Reichthum und die Genauigkeit im Einzelnen, welche das vorliegende Werk auszeichnen, wenigstens andeuten. Beinahe jedes Wort, gewiß jeder Begriff wird besprochen, mit Berücksichtigung der möglichst vollständig gesammelten Meinungen, und die Verhandlung darüber wird beinahe immer zu einer so allseitigen, gründlichen Abhandlung, daß eine solche schon für sich allein Ruhm bringen würde. Wir geben hier fast nur die Resultate an: „V. 3. wird denen, die in ihrem Geiste arm sind (also auch in ihrem Gefühl und Bewußtseyn), der Antheil an der Gemeinschaft verheißen, in der Gott herrscht, und die in freiwilliger Liebe ihm gehorcht,*) dieser Gemeinschaft, die schon hienieden durch Christum gestiftet ist und jenseits ewig fortdauert. V. 4.: Die Trauernden sollen thatsächlich getröstet werden durch den Trost Israels (Jes. 61, 2.), den Messias mit all seinen Segnungen. Die Gebeugten (so wird οἱ πραεῖς V. 5. erklärt), die Demüthigen und in Sanftmuth Leidenden sollen in ihrem ganzen Lebenslaufe und durch die ganze Weltgeschichte hindurch den Sieg davon tragen, selbst im Unterliegen, bis sie zuletzt das Land der Verheißung einnehmen, und eine neue Erde entsteht, auf der Gerechtigkeit wohnet. V. 6.: Die Sündentilgung und Heiligung, wonach die geistlich gesinnten Israeliten sich sehnten,**) wird ihnen verheißen, und zwar, vermittelst Christi Werk, schon hienieden, vollkommen aber im Himmel. V. 7.: Wer nun, indem ihm selbst so geholfen worden, das Vermögen erhalten, Anderen zu helfen und sich ihrer erbarmet, der wird, vermöge einer fortdauernden Wechselwirkung, selbst auch bei Gott Erbarmen finden (wozu Jak. 2, 13. zu vergleichen ist). Die Gereinigten aber werden im ewigen Leben zum Anschauen Gottes gelangen (V. 8.), nämlich so, wie sie schon hier, obschon höchst unvollkommen, Gott zu sehen anfingen, vermittelst des reinen Herzens, das ein Spiegel Gottes ist.***) Wer nun in dieser zerrissenen, feindlichen Welt bereits beginnt, aus reinem Herzen im Geiste Christi den Frieden zu verbreiten, der wird offenbar und anerkannt werden als Kind Gottes im vollen, umfassenden Sinne dieses Wortes (V. 9.). — Hier schließt Dr. Tholuck die Seligpreisungen mit der Siebenzahl ab, indem er die achte ganz zum Folgenden zieht.

Wir fügen nur noch hinzu, daß der Verf., indem er so die ewige Wahrheit und Gültigkeit der Worte Christi darstellt, weder hier noch sonst vergißt, ihre nächste zeitliche Beziehung und Zweckmäßigkeit aufzuweisen. Die reiche und solide Gelehrsamkeit, mit der das Werk ausgestattet ist, liegt aber nicht als todter Schatz da. Sie ist verarbeitet, und das so selbstständig — (die mittelbaren Quellen und die neuere Litteratur überhaupt werden nur in gehöriger Proportion berücksichtigt), so lebendig, daß wir kein theologisches Werk kennen, das bei solcher mannichfaltigen Fülle von Stoff so anschaulich und wie aus einem Gusse geschrieben wäre. Selbst der Überfluß, die Nebenbemerkungen, besonders in den Noten, sind interessant, und erhöhen nur den Reiz der Lektüre. Das Werk heißt mit Recht philologisch (auch die Textkritik ist nicht vernachlässigt), aber die vielfachen philologischen Untersuchungen gehören hier immer zur Sache. Es ist, um mit dem Verf. zu sprechen, kein bloßer Streit über Dill und Kümmel. Es handelt sich vor allem Anderen um das Schwerste im Gesetz: das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Und wie könnte es auch anders seyn, wenn man Jesum wirklich als den Christus betrachtet, dessen Worte für uns Gesetzeskraft haben? Daher heißt denn auch die Auslegung mit Recht theologisch und ein Beitrag zur biblischen Glaubens- und Sittenlehre.*) Wichtige Gegenstände, Verhältnisse und Ideen sind ausführlich und gründlich behandelt; ausgezeichnet sind namentlich die Abhandlungen über die Ehe, die Scheidung, die juristische Betrachtung und Bestrafung des Ehebruchs; über den Eid; über Strafe, Todesstrafe und Kriegsdienst. Ferner die mehr zerstreuten Bestimmungen über Alt- und Neutestamentliches Gesetz, u. s. f. Deshalb wünscht auch der Verf. vorzüglich, daß seine Schrift für Geistliche eine Anleitung werde zu sorgfältigem Studium der heiligen Schrift und zur Einsicht in den unendlich reichen Lehrstoff derselben. Und wir können nur mit dem gleichen Wunsche schließen. Die Register sind eine nützliche Zugabe. Wir bemerken jedoch absichtlich, daß sie von Vollständigkeit fern sind, und das Werk viel mehr enthält.

IV. *Opuscula theologica* ad crisin et interpretationem N. T. pertinentia. Auctore Dr. H. Olshausen etc. (Berol. 1834. In libr. Ensliniana.) IV et 200 p.

Wir schließen dieses Werk den vorhergehenden an, weniger, weil sich zwei Abhandlungen darin vorzüglich auf das Evangelium Johannis beziehen, als um nicht die Anzeige der beiden Schriften desselben Verf. ganz zu trennen. Die Sammlung und Herausgabe dieser früher einzeln erschienenen und (zum Theil wenigstens) schon vergriffenen Abhandlungen wird dem Verf. nur Dank erwerben. In fließender, angenehmer Sprache behandeln sie lauter wichtige Gegenstände, auf die das theologische Interesse unserer Tage theils schon länger gerichtet ist, theils

*) Wir hätten die Ausdrücke: geistliche Theokratie, als an die alttestamentliche, oder Kirche, als an die apostolische Ausdrucksweise anschließend, vorgezogen. Jetzt verflüchtigt sich uns das Bild zu leicht, und bleibt dabei doch etwas äußerlich. Das Moment der Liebe ist etwas willkührlich herausgehoben.

**) Da diese Israeliten aber gewiß auch die völlige Lebensgerechtigkeit nicht erwarteten ohne vorhergehende völlige Sündenvergebung, vermittelst des Messias, so hätte dieses Moment bestimmter hervorgehoben werden dürfen, als S. 90 f. geschieht.

***) Für diese letzte, uns noch problematische, Bestimmung kann neben den anderen Griechischen Kirchenvätern Theophilus von Antiochien bereits verglichen werden: „Wie einen glänzenden Spiegel, so muß der Mensch eine reine Seele haben. So ist's denn auch wie ein Rost am Spiegel, wenn die Sünde im Menschen ist. Ein solcher Mensch kann Gott nicht schauen. . . . . Solchen nur zeigt sich Gott nicht, wenn sie sich nicht vorher von aller Befleckung gereinigt haben." (Ad Autol. l. I., init.: p. 70. ed. Col.)

*) Einzelnes unterliegt natürlich der Kritik. So z. B. eine assertorische Behauptung S. 459., die nicht nur ohne exegetische Rechtfertigung dasteht, sondern sogar der Stelle selbst relativ widerspricht.

grade hingezogen werden sollte. Wir müssen natürlich die verschiedenen und zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Versuche einzeln besprechen.

Das Programm „über den Begriff: Wort" (von 1823) hat unserer Erwartung von Allen am wenigsten entsprochen; nicht viel mehr das etwas jüngere „über den Begriff des Worts: Leben, im N. T." Der Stoff war auch für ein Programm zu reich und erfordert zu vielfache Erwägung, Sonderung und Begriffsarbeit. Dieselbe Entschuldigung könnte zwar für das verwandte Programm: Über die Neutestamentliche Trichotomie der menschlichen Natur (Leib, Seele, Geist), geltend gemacht werden; es bedarf aber derselben nicht. Der Verf. hat nicht nur das Verdienst, diesen — wie manche ähnliche — unbegreiflich vernachlässigten Gegenstand in Anregung gebracht, sondern auch mit Klarheit, Umsicht und mannichfaltiger Gelehrsamkeit behandelt zu haben. Vorzügliche Aufmerksamkeit gebührt dem Unterschiede von πνεῦμα und ψυχή, über den im Ganzen richtig geurtheilt und im Einzelnen viel Treffliches und Bemerkenswerthes gesagt wird. Weniger könnten wir der, übrigens viel unbedeutenderen Unterscheidung von νοῦς und σύνεσις beistimmen; noch weniger der Begriffsbestimmung von καρδία (nach dem Verf. = θύμος bei den Philosophen), die er selbst als die schwierigste betrachtet. Wir stimmen in dem letzteren Punkte eher mit Sack (Apologetik, S. 25.) überein. — An diesen Versuch schließt sich der letzte und der trefflichste dieser Klasse, eine höchst verdienstliche, gelungene und auch schon bei ihrem ersten Erscheinen (1827) freudig anerkannte, bei aller Kürze reichhaltige Darstellung der Ansichten der ältesten Griechischen Kirchenväter über die Unsterblichkeit der Seele. Hätte auch nicht die Entstellung und Verwirrung dieser Lehren in der gewöhnlichen Dogmengeschichte eine solche Untersuchung nothwendig gemacht, so müßten wir doch für die Exegese des N. T. dafür dankbar seyn, rücksichtlich der Geschichte der christlichen Anthropologie. Hier werden einmal die ersten christlichen Schriftsteller, Justin, Tatian, Theophilus, mit Vergleichung der Anderen selbst gehört und im Zusammenhang ihrer Ansichten.

Müssen wir diesen kleinen, gediegenen Aufsatz als den Schmuck der zweiten Hälfte der Sammlung betrachten, so können wir dagegen in der ersten Hälfte keine solche Unterscheidung treffen. Von den historisch-kritischen Arbeiten des Verf. kann man nichts als Ausgezeichnetes erwarten, wenn man sein größeres Werk kennt, das wir hier absichtlich nennen, weil es bisweilen den Anschein hat, als möchte es die Zeittheologie gerne etwas in Schatten drängen, so unläugbar es ist, daß es — in seinem Ganzen — bis jetzt noch nicht übertroffen ward, ja nicht einmal mit einem ähnlichen Unternehmen zu rivalisiren hatte. *) Es ist bewundernswerth, wie dem Verf. neben der Gabe innerlicher Anschauung und Beurtheilung im Großen zugleich das Talent kritischer Untersuchung und Abwägung des historischen Details verliehen wurde. Dieses letztere Talent, verbunden mit der größten Ruhe und Unbefangenheit eines Geschichtsforschers, finden wir wieder in den beiden umfassenden kritischen

*) Die Ächtheit der vier kanonischen Evangelien ꝛc. Königsb. 1823.

Abhandlungen über den zweiten Brief Petri (von 1822 und 23) und über den Brief an die Hebräer (von 1829 und 31), vorzüglich über den letzteren, wo die Partheilosigkeit des Verf. durch den Contrast mit dem Verfahren Dr. Bleek's recht in's Licht tritt. Jene ersten sind bereits rühmlich bekannt; diese erwartet erst ihre Würdigung. —

In den folgenden Artikeln gedenken wir die Schriften Bähr's, Billroth's, Reiche's, Theile's, Usteri's u. A. über die Episteln vorzuführen.

Nachrichten.

(Schottland und die Rechtfertigungslehre.)

Ein weit verbreitetes Vorurtheil, welches man oft genug die berühmtesten Religionslehrer von den Kanzeln und in Recensionen aussprechen hört, welches mit großem Scharfsinn auf Lehrstühlen und in theologischen Werken aller Art, gelehrten und ungelehrten, witzigen und trockenen, entwickelt wird, welches in geistreichen Gesellschaften als ausgemachte Wahrheit gilt, und bis in die Schenke des äußersten Dorfes widerhallt, betrifft die Gefahr für die guten Sitten, welche in der Lehre: daß der Mensch nicht durch Werke, sondern durch den Glauben an das Verdienst Jesu selig werde, liegen soll. Ich hatte die Allgemeine Kirchenzeitung schon lange nicht mehr gelesen. Neulich jedoch bekam ich sie wieder einmal in die Hände und überzeugte mich von ihrer Unveränderlichkeit, als ich einen sehr biedern und geschickten Mann, von welchem derlei Zeitungsschreiber sonst mit allem Ruhme gesprochen, den Seminar-Direktor Stern in Karlsruhe, bloß damit ganz kurz abfertigen sah, daß aus seiner Charfreitagspredigt mehrere Stellen über die Rechtfertigung durch das Blut Jesu Christi herausgerissen und zur allgemeinen Warnung an den Pranger geheftet wurden. Weiß denn jener Recensent die Lehre der Kirche? Hat er wohl beobachtet, wie unter dem Einflusse der Moral- und Vernunftpredigt seine Gemeinde von Jahrzehend zu Jahrzehend den sittlichen Krebsgang gewandelt ist, die Zahl der Kirchengänger ab- und die der unehelichen Kinder, der Flucher, Säufer und Raufer zugenommen hat? Es ist hier nicht meine Absicht, eine Vertheidigung, die so oft und so gründlich geführt worden ist und leicht in den Werken der großen Kirchenlehrer gefunden werden kann, zu wiederholen; ich will nur Thatsachen sprechen lassen. Dem völligen Bankerott, welchen die Moral- und Vernunftpredigt an den Orten, wo sie am reinsten erschollen, an der Sittlichkeit ihrer Zöglinge offenkundig erlitten, will ich hier die Blüthe des Lebens entgegenhalten, in welcher seit fast dreihundert Jahren ein entfernter Winkel der Christenheit durch die Bewahrung jener verrufenen Lehre steht. Dr. Chalmers, der als Philosoph und Staatswirth einen eben so großen Namen in Britannien hat, wie als Theologe, hat unlängst zu London in der Schottischen Kirche vor einer ungeheuern Versammlung über die Nothwendigkeit der Rechtfertigung gepredigt. Wir theilen den Schluß seiner Rede mit:

„Erlauben Sie mir, geehrte Väter und Brüder," redete er die versammelten Prediger der Schottischen Kirche zu London an, „Sie zu versichern, daß ich bei der Wahl dieses Gegenstandes von dem Wunsche beseelt gewesen bin, die so oft mißverstandene Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben von dem Vorwurfe der Schädlichkeit für die guten Sitten rein zu waschen. Ich will an diejenigen, welche diese Lehre beschuldigen, daß sie der Tugendübung entgegentrete (wofern solche sich unter dieser Versammlung befinden), nur eine Frage, um deren Beantwortung ich bitte, richten: Wie kommt es, daß Schottland, welches unter allen Ländern Europas durch den strengen Calvinismus seiner Kan-

zeln hervorsticht, gleichfalls unter allen Ländern dasjenige ist, welches sich durch die Sittlichkeit seiner Bevölkerung am meisten auszeichnet? Wie kommt es (löst uns dieses Geheimniß), daß eine Theologie wie die unsrige ihren Sitz in einer Bevölkerung von Landleuten hat, die vielleicht in der Christenheit ihres gleichen sucht? Man beschuldigt unsere Kirche, daß sie unter ihren abstrakten und spekulativen Streitigkeiten den Unterricht zur Ausübung guter Werke vernachlässige: wie kommt es aber, daß in unserem Lande die Gerichtshöfe sich viel weniger mit bösen Werken als bei unseren Englischen Nachbarn zu beschäftigen haben? Das ist sicherlich eine wichtige Thatsache, daß in einem Lande, wo der Calvinismus am meisten herrscht, der Verbrechen am wenigsten sind, daß das Europäische Volk, wo man am stärksten auf die Lehre hält, das am wenigsten ausgeartete ist, und daß das Land, wo das Volk am tiefsten durch die Lehren von der Seligkeit aus Gnaden durchdrungen ist, auch am wenigsten durch die Ausschweifungen und die Entheiligung des Sonntags verwüstet wird. Als Knox von Genf zurückkam, brachte er eine strenge und unverfälschte Orthodoxie mit; mit ihr erfüllte er alle Formulare der durch ihn erneuerten Kirche, und nicht allein von allen Kanzeln erschallte diese Orthodoxie, sondern sie drang auch in unsere Schulen und Katechismen und in die Herzen der Kinder unseres Landes. Von da an wurde unsere Schottische Jugend von Geschlecht zu Geschlecht von der zartesten Kindheit auf mit seinen Lehren vertraut gemacht, und so wenig günstig ein solches Erziehungssystem für die Bildung eines tugendhaften und gesitteten Volkes in den Augen eines Moralisten erscheinen mag, so ist es doch Thatsache, daß es augenscheinlich das sittlichste Landvolk Europas hervorgebracht hat. Ich weiß wohl, daß wir eine theilweise Erschlaffung, welche sich überhaupt in großen Städten findet, wo eine zahlreiche Bevölkerung auf einander gedrängt ist und keine verhältnißmäßige Anzahl von Kirchen und Pfarren, die unserem Kirchenwesen freies Feld zur Entwickelung seiner Thätigkeit darbieten, zu beklagen haben; aber nichts würde geeigneter seyn, dies Übel schneller zu verbreiten, als die Aufgebung derselben Theologie, die man als Feindin der Tugend und der Heiligung anklagt. Täuschen wir uns nur nicht; wenn je das Volk unseres Landes von der Sittenreinheit seiner Vorfahren gänzlich abfällt, wenn unsere Landsleute sich verschlechtern, und was sie auszeichnet, verlieren, so wird es geschehen, wenn unsere Geistlichkeit ihre Lehre und mit derselben ihren Eifer und ihre Thätigkeit verloren haben wird. Wenn je die Kinder unseres geliebten Vaterlandes den Tugenden der alten Zeit zuwider handeln werden, so werden wir deshalb von den Predigern Rechenschaft fordern, die ihrem Amte untreu geworden, von den Predigern, welche von der guten alten Theologie der vergangenen Tage abgefallen seyn werden.

„Auch hier sind Thatsachen der beste Beweis. Ehe man also die Beschuldigung zuläßt, die man gegen unsere Theologie beibringt, forsche man nach dem Charakter unseres Volkes. Wir kennen keine breitere Grundlage für die Sicherstellung der Erfahrung als ein ganzes Volk von Calvinisten, und halten den Zustand dieses Volkes, welches nicht nur in Bildung, sondern auch in Sittenreinheit die erste Stelle unter den Europäischen Nationen einnimmt, für ein feierliches Zeugniß von der Wahrheit unserer Principien. Kann der, welcher die malerische Abwechselung einer wohlkultivirten Landschaft bewundert, ohne Geschmack für die Arbeiten eines Landwirths seyn? so auch: kann derjenige, welcher den sittlichen Werth unserer Landleute bewundert, die Principien, auf welchen er ruht, verkennen und verwerfen? Man biete uns kein oberflächliches Religionssystem für unsere tiefsinnige Theologie, wenn unser Volk mit ihr die Sittlichkeit und Unbescholtenheit, die es auszeichnet, verlieren soll, und man verachte nicht eine Bildung, welche eine solche Bevölkerung schafft. Gott gebe, daß diese Lehre immer von den Kanzeln verkündigt und in den Häusern in Ausübung gebracht werde! Und unser Volk möge durch ein wahrhaft religiöses und tugendhaftes Leben nicht allein für den Himmel vorbereitet, sondern auch für die Erweisungen der edelsten und reinsten Vaterlandsliebe immer fähiger werden!“

Zur liebreichen Beachtung.

(Die neue evangelische Gemeinde im Markte Deutsch-Gablonz, bei Reichenberg, Bunzlauer Kreises, in Böhmen.) *)

Bald nach der Einführung des Toleranz-Patents im Österreichischen Kaiserstaate haben sich evangelische Glaubensgenossen aus den verschiedenen Provinzen des Deutschen Reichs in Reichenberg, Gablonz und in der Umgegend in Böhmen angesiedelt, welche in Beziehung auf die Ausübung ihrer Religion sich selbst überlassen blieben, und vom fanatischen Verfolgungsgeiste ihrer katholischen Mitbürger bedrohet, es nicht einmal öffentlich zu bekennen wagten, daß sie evangelischer Religion seyen. In dieser traurigen Lage gingen sie von Zeit zu Zeit in die angränzende Lausitz, namentlich nach Zittau und Ullersdorf, um sich da mit ihren Glaubensgenossen durch den Genuß des heiligen Abendmahls zur Beharrlichkeit und Beständigkeit im Glauben zu stärken.

Endlich brachten die Evangelischen in Deutsch-Gablonz, wo schon vor beinahe 300 Jahren Nicolaus Sagittarius evangelisch predigte, in Erfahrung, daß sich in dem seitwärts gelegenen Riesengebirge, namentlich in Krischlitz, vier Meilen von Gablonz entfernt, eine evangelische Gemeinde befinde. Sie unterließen nun nicht, den damaligen Krischlitzer Pastor, weiland Senior Mólnár, aufzufordern, bei ihnen einen Privatgottesdienst abzuhalten. Dies geschahe das erste Mal den 21. Juni 1820, und seitdem wurde zwei bis drei Mal im Jahre diese Gemeinde von dem Krischlitzer Pastor besucht. — Bald nach Abhaltung der ersten Andacht in Gablonz haben sich die evangelischen Glaubensgenossen, unter Mitwirkung des damaligen Senior Mólnár, um die landesfürstliche Bewilligung zur Erbauung eines eigenen Bethauses beworben, allein alle deshalb geschehenen Eingaben, Bitten und Vorstellungen blieben fast zehn volle Jahre durch unbeachtet, bis es endlich dem jetzigen Pastor gelang, diese Bewilligung bei der H. K. K. Hofstelle in Wien zu erflehen. Die Baukosten des zu erbauenden Bethauses sind aber, die inneren Einrichtungsstücke abgerechnet, von der H. K. K. Provinzial-Staatsbuchhaltung auf 4,734 Flor. 30 Kr. in Silbermünze berechnet worden. Die Baustelle zur Errichtung des Bethauses hat die Gemeinde, die aus etwa 180 größtentheils dürftigen Familien, die sich von der Tuchmacherei und sonstigen Arbeiten nähren, besteht, um 200 Flor. Silbermünze käuflich an sich gebracht, und zum ersten Beginn des Baues mittelst Subscription in Gablonz einen kleinen Geldbetrag eingesammelt. Der Grundherr der Gemeinde, Ritter v. Römisch, hat ihre Bitte um Unterstützung abgewiesen, und macht überdies noch Ansprüche auf Robot (Frohndienste) und Urbarial-Abgaben von dem Bethause. —

---

*) Der Pastor Mólnár sandte mir die Ankündigung zur Verbreitung und Mitwirkung, — nun weiß ich keinen anderen Rath als die Redaktion der Ev. K. Z. zu bitten, diese Nachricht aufzunehmen. Das werden Sie nun wohl auch aus Liebe zu diesen armen Leuten thun. Der Pastor Mólnár ist ein sehr braver Mann.

Berlin den 26. Februar 1834. Goßner.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 2. April. № 27.

Über das Buch Jonas.

(Ein apologetischer Versuch.)

Wir beginnen mit einer historischen Darstellung der verschiedenen Ansichten, die über diese Schrift des Alttestamentlichen Kanons geherrscht haben, wodurch die folgende Entwickelung unserer Ansicht gewissermaßen vorbereitet, und auf jeden Fall die Bedeutsamkeit des Gegenstandes für den gläubigen Theologen, namentlich in unserer Zeit, klar werden wird.

Aus der Jüdischen Kirche fehlt es nicht an schon vorchristlichen Zeugnissen, die nicht bloß eine streng historische Auffassung der Erzählung unseres Buches zeigen, sondern auch die hohe Achtung beurkunden, welche man für dieselbe hegte (Tob. 14, 4. 8., 3 Makk. 6, 8.). Dasselbe gilt von Josephus (Archäol. X, 10.), der diese Geschichte als solche seinem großen historischen Werke einverleibt hat, wiewohl er sie mit einigen dem Original fremden Zügen ausschmückt, was er selbst jedoch als Tradition (λόγος) bezeichnet, und eine Sitte ist, wovon sich auch viele anderweitige Belege in seinen Schriften finden. *) Daß dieselbe Ansicht auch die des ganzen späteren Judenthums war, ist gewiß; es würde überflüssig seyn, hierüber die zahlreichen Beweisstellen noch ausführlich anzuführen. Nur verdient bemerkt zu werden, daß es auch hier nicht an solchen tiefer eindringenden Männern fehlte, welche die Geschichte des Buches natürlicherweise streng festhaltend, doch die höhere Beziehung derselben nicht verkannten. So betrachten schon Talmudisten den Jonas als das Vorbild des Messias, des Sohnes Joseph, des leidenden Messias. **) Kabbalisten (göttlich nennt sie deshalb ein späterer Schriftsteller) betrachteten das Buch in Bezug auf die Auferstehung der Todten. ***) Als eine (indeß wenig bedeutende) Ausnahme ist nur der Rabbine Abarbanel aus dem funfzehnten Jahrhundert zu nennen, der auf das Schlafen des Jonas im Schiffe sich stützend die Erzählung von dem ihn verschlingenden Fisch für einen Traum angesehen wissen wollte.

Als die frühesten Gegner unseres Buches stellen sich die Heiden in der Geschichte dar. Vielleicht hatte sie schon Josephus im Auge, wenn er, a. a. O., sich nach Erwähnung des Jonas gleichsam entschuldigt mit der Genauigkeit, mit der er die Geschichte darzustellen versprochen habe, daß er erzählen wolle, was er in den heiligen Schriften hierüber gefunden. Gewiß scheint es uns aber zu seyn, daß der bekannte Feind der Christen, Lucian von Samosata, auch gegen diese Geschichte die Waffen der Satire anwandte. *) Theodorus von Mopsvestia nennt in dieser Hinsicht unsere Geschichte eine wenig Glauben findende und außerordentliche (in d. collectio nov. vet. scriptorum ed. Ang. Majo, I., 2., p. 62.) Augustinus bezeichnet unsere Geschichte als Gegenstand des Hohnes der Heiden (irrisio paganorum. epist. 49. qu. 6.). Dies Wunder der Verschlingung und Erhaltung des Propheten im Bauche des Fisches wird mit Hohngelächter auf's Ärgste von ihnen verspottet (multo cachinno a paganis graviter irrisum animadverti.) Auch in Theophylakt's Commentar über Jonas (Cap. 2. — im 4ten Th. der Venetianischen Ausg.) findet sich die Bemerkung, daß besonders den aus den Schulen der Griechen Hervorgehenden und in ihrer Weisheit Unterrichteten jenes Wunder allen Glauben zu übersteigen scheine.

Wenden wir uns zur christlichen Kirche. Auf die Neutestamentlichen Aussprüche (s. darüber weiter unten) gestützt, hält diese Geschichte schon Justin der Märtyrer den Juden auf eindringliche Weise entgegen, welche sie kannten, ohne sie auf sich anzuwenden und in ihrer wahren geistlichen Beziehung aufzufassen (dialog. c. Tryph. c. 107.). Eben so halten alle anderen Kirchenväter, von denen man nur die Commentare des Theodoret, Cyrillus von Alexandrien, Hieronymus u. A. vergleichen darf, die historische Basis der Erzählung und das Buch als kanonische, von Gott eingegebene Schrift fest. So auch der sonst zu Neuerungen so geneigte Theodorus, Bischof von Mopsvestia. **)

Den Kirchenvätern schließen sich die protestantischen Theologen an, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der historischen Auffassung strenge festhielten. Vor dieser Zeit ist ausgenommen die beiläufig hingeworfene Vermuthung von Clerikus, daß Jonas von einem Schiffe mit dem Bilde eines Wallfisches aufgenommen sey ***) und einige Spöttereien Eng-

*) S. Bretschneider, capita theol. Jud. dogm. e Fl. Jos. per. coll. p 14 sq.

**) S. Eisenmenger, entd. Jud. Th. II. S. 724 ff.

***) S. Menasseh Ben Israel, de resurrect. mort. p. 34 sq.

*) In seiner wahren Geschichte (Th. 2. S. 94 ff. ed. Reitz). Lucian hat auch sonst noch in dieser Schrift das A. T. bespöttelt; besonders merkwürdig ist die Satire auf das himmlische Jerusalem (p. 111 sq. s. d. Scholiasten das.). Über das ganze Buch urtheilt treffend Schöll (hist. de la litter. Grecque. IV. p. 260. ed. 2.): une veritable *bambochade*, qui manque son effet, parcequ'elle est trop chargée.

**) In s. ang. Comment. z. d. kleinen Proph. (vollständig im VIten Th. der Sammlung von Ang. Majo, Rom. 1832.). Er verdient auch nach den Untersuchungen Siefert's noch eine genauere, als eine in exegetischer wie dogmenhistorischer Hinsicht höchst merkwürdige Erscheinung.

***) Bibliothèque ancienne et moderne t. XX., 2., p. 459.

lischer und Französischer Deisten abgerechnet, nur die Hypothese des gelehrten Sonderlings Hermann von der Hardt, Professors in Helmstädt, zu erwähnen, der die Geschichte des Jonas als eine symbolische Darstellung der Geschichte der Könige Manasse und Josia betrachtete. *) Seine Schriften wurden von der Obrigkeit verboten, und für die letztere mußte der Verfasser 100 Thlr. Buße bezahlen, und es ward ihm untersagt, künftighin ohne vorangegangene strenge Censur etwas zu publiciren, worauf er seine aus acht Foliobänden bestehenden Collektaneen verbrannte. Als aber durch den Unglauben der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts die Wunder eben so sehr in Verdacht, als die Moral (die „Ausbesserung des Menschen") in Ansehen gekommen war, fiel auch unser Buch der Klasse der moralischen Dichtungen anheim. So wollte es schon Semler**) angesehen wissen. Dazu bedurfte es nur noch des Ansehens eines Herder (Briefe das theol. Stud. betr. 1. S. 136. 2te Aufl.), J. D. Michaelis, Eichhorn, um diese dem Geschmack der Zeit so ganz zusagende Deutung zu empfehlen und zu verbreiten. Die trivialen Wahrheiten, die man in dem Buche niedergelegt fand, verdienen nicht näher dargestellt zu werden. ***) Es ist im Grunde dieselbe Wunderscheu, nur in einer anderen Form auftretend, die das Wunderbare natürlich erklären wollte, sey es nun durch philologische Verdrehung, wie Anton (in Paulus Neuem Repertor. 3, S. 36 ff), der übersetzt (2, 1.): Gott gebot einem großen Fische, sich dem Jonas zu nähern, und dieser befand sich drei Tage und drei Nächte auf dem Bauche desselben; da er aber von demselben weg war, betete er u. s. w.; sey es durch Annahme eines Traumes (wie Grimm, der Prophet Jonas — S. 61 ff.); sey es durch Annahme einer theilweisen Allegorie, wie der ehrwürdige, hier einmal dem Zeitgeiste unterliegende Leß (verm. Schr. 1. S. 161 ff.), der den Jonas von einem Schiffe, Wallfisch genannt, aufgenommen seyn läßt; sey es, daß man sich bemühete, die geschichtlichen Grundzüge des Gewebes herauszufinden, eine (willkührliche) Geschichte erfindend, und dieselbe von dem Erzähler auf beliebige Weise ausschmücken lassend (wie besonders Goldhorn, Excurse z. B. Jonas, S. 28. ff., Bauer, Hebr. Mythol., II. S. 210 ff. u. A.). Eine etwas andere Gestaltung hat diese Ansicht in der modernen Mythentheorie erhalten, der auch unser Buch natürlich angepaßt werden mußte. Man betrachtet das Buch als Volkssage (Legende ohne das ursprünglich zum Grunde liegende Faktum näher bestimmen zu wollen) im exilischen (nach einer neueren Ansicht sogar im Makkabäischen †)) Zeitalter verfaßt und zu einem Lehrzwecke verarbeitet, dessen Tendenz eine antitheokratische und universalreligiöse ist. Diese Meinung ist jetzt wohl die am allgemeinsten verbreitete, *) und von welchem Einflusse sie auf sonst die geoffenbarte Wahrheit vertheidigende Männer war, zeigt das Beispiel von Jahn (Einl. II. S. 527 ff.), der, wiewohl er sehr schwankend sich ausdrückt, doch auch das Ganze als Parabel gefaßt wissen will. Selbst der sonst so besonnene Pareau spricht sich in seiner instit. interpr. V. T. p. 534 sq. zu Gunsten dieser Meinung aus. — Verhältnißmäßig sehr gering ist die Anzahl derjenigen Theologen, die die historische Ansicht festgehalten und vertheidigt haben. **)

Was nun sämmtliche nichthistorische Ansichten unseres Buches anlangt, so ist zuvörderst im Allgemeinen Folgendes gegen sie zu erinnern.

1. Schon die Betrachtung der verschiedenen Ansichten, die hieher gehören, macht ihre Wahrheit verdächtig. Sehen wir auf die moralischen Ausleger, so stimmt keiner von ihnen mit dem anderen überein. Die neueste Ansicht aber, die einen antitheokratischen Charakter in das Buch hineinträgt, tritt mit der Würde der heiligen Schrift in Widerspruch, wiewohl sie eine gewisse Wahrheit enthält, wie sich später bei Betrachtung des prophetischen Charakters des Buches zeigen wird. Sie trägt ein deistisches Princip in die Schrift hinein, gegen welches diese auf allen Seiten auf's Lauteste protestirt. Sie setzt danach unsere Schrift in einen Gegensatz zu allen anderen Schriften des A. T., und statuirt somit eine in ihrer Art einzige Ausnahme.

2. Die ganze Ansicht der Gegner der historischen Ansicht beruht ihrem Hauptgrunde nach auf einer dogmatischen Voraussetzung. Wären die Wunder in unserem Buche nicht, Niemand würde hier von Parabel oder Mythus reden. Eine dogmatische Befangenheit soll aber nie die Kritik bestechen, so lange sie auf den Ruhm einer unpartheiischen Anspruch machen will. — Anders wäre freilich die Sache, wenn sich zeigen ließe, daß das Buch lange nach den Begebenheiten, die es erzählt, niedergeschrieben wäre. Aber auch hier ist wiederum der Hauptgrund der „gesunkene jüdische Geschmack," der an müssigen Legenden Gefallen fand, also wiederum eine petitio principii. Ein zweiter Grund, der sich auf die Chaldäischen Ausdrücke stützt, verliert jetzt immer mehr seine Bedeutung, da man anfängt einzusehen, daß diese sich schon in den ältesten Dokumenten der Hebräischen Litteratur vorfinden und die Chaldäismen des Bu-

*) In seinem Jonas in carcharia (Helmst. 1718) und besonders seinen aenigmata Jonae Helmst. 1719. Wie sehr ihm das Wunderbare in dem Buche Jonas zum Ärgerniß gereichte, zeigt besonders die letztere Schrift S. 279.

**) Apparatus ad liberal. V. T. interpretat. p. 271.

***) S. die Aufzählung bei Bertholdt, Einl. Th. V. S. 2387 ff.

†) Hitzig, des Propheten Jona Orakel über Moab, S. 37.

*) S. besonders Rosenmüller schol. p. 354 sq. Gesenius, Gesch. der Hebr. Sprache, S. 26. Allgem. Litt. Z. 1813, S. 177 ff. De Wette, Einl. §. 236. Gramberg krit. Gesch. der Rel. Id. d. A. T., Th. II. S. 508 ff. Winer, Realley. I. S. 701 ff., 2te Ausg. u. a.

**) Vgl. Lilienthal, die gute Sache der göttlichen Offenbarung, Th. V. S. 263 ff. und Th. IX. S. 480 ff. Lüderwald über Allegorie und Mythologie in der Bibel, insonderheit in Absicht auf den Propheten Jonas. Helmst. 1787. J. H. Vershuir diss. de argumento libri Jonae ejusque veritate historica (in s. Opusc. ed. Lohze. Utrecht 1811); besonders aber die Bemerkungen in Sack's christlicher Apologetik S. 345 ff. Für den praktischen Gebrauch sind noch immer die in ihrer Art eigenthümlichen Predigten von Lavater über das Buch Jonas, Zürich 1773, 2 Th., schätzenswerth.

ches Jonas gar nicht bedeutender sind, als die früherer oder gleichzeitiger Schriftsteller. *) Dazu kommt, daß Jonas als Bürger des Reiches Israel und durch seinen Aufenthalt im Assyrischen Reiche sich leicht jene, ja eine noch viel stärkere Färbung im Chaldäischartigen Ausdrucke aneignen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Hirzel de Chaldaismi biblici origine et auctoritate critica. Lips. 1830.

Litterarische Anzeige.

Briefe über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Von Dr. Ludwig Hüffell, Großherzogl. Badischem Prälaten, Ministerial- und Kirchenrathe. Zweite verbesserte und mit einem Anhange versehene Auflage. (Karlsruhe, in der Chr. Fr. Müllerschen Hofbuchhandlung, 1832.) XII und 120 S. kl. 8.

Wir gestehen, wäre es nicht eine binnen wenig Monaten nöthig gewordene zweite, verbesserte Auflage, was wir hier vor uns haben, und trüge die Schrift nicht den Namen eines beliebten Schriftstellers auf dem Titel, und in sich selbst auch die Spuren eines blühenden, im mündlichen Vortrag vielleicht hinreißenden rednerischen Talentes, wir würden wohl schwerlich uns haben entscheiden können, sie an diesem Orte anzuzeigen. Zwei Vorreden, sieben Briefe, dreizehn Anmerkungen, — und alles das, wie in maaßloser Form, so auch unstät, verschwimmend, allem Begriffe entfliehend oder unter den Händen sich in neue Nebelgestalten verwandelnd, und doch, statt uns etwa von Bild zu Bild, durch das weite Gebiet der Ideen, Empfindungen, Hypothesen und Antithesen hindurch zu treiben, beinahe beständig in demselben langweiligen Kreise um einen dunkeln, dürftigen Gegenstand herum!

Doch wir stehen hier auf heiligem Boden, und die Form muß zurücktreten. Heilig ist uns die Veranlassung, der Schmerz der verwaisten Mutter, zu deren Beruhigung und Trost diese Briefe geschrieben wurden, und wir entfernen aus dem Gebiet der Kritik, was damit in Berührung steht. Heilig ist uns der Gegenstand, der allgemeine Zweck, für den der Verf. sie hat drucken lassen. Es ist eine der höchsten Fragen, die Lebensfrage der Menschheit. Oder wer hätte es nicht empfunden, wenn das irdische Leben gewaltsam und ängstigend, zerschmetternd oder peinigend auf ihn eindrang, wie wenig, wie gar keinen Preis es in sich selbst hat? Besser ist's, besser — sang der Griechische Dichter — nicht geboren zu seyn, oder, ward man geboren, gleich wieder zurückzukehren.

Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin.

Und an diese Frage hat sich der Verf. gewagt; diesem Zweifel will er eine Antwort, dieser Klage, diesem Jammer der Jahrtausende, in den Herzen Einzelner wenigstens, Trost und Befriedigung geben. O, gäbe er sie nur nicht aus sich selbst, gäbe er sie als das, was er seyn sollte, als Diener der Kirche,

Diener Christi und des Evangeliums, wie ehrfurchtgebietend stände er dann mit seiner Antwort da!

Es wird gesäet verweslich, wird aber auferstehen unverweslich.

Ist aber die Auferstehung der Todten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden.

Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich.

Er ist von den Todten auferstanden.

Leider ist die Sprache des Verf. eine ganz andere. Nicht daß ihm die „Unsterblichkeit" nicht hoch stände; er stellt sie vielmehr beinahe am Höchsten, obwohl er zwar auch hierin nicht klar ist. „Man kann sagen: es gibt eine Wahrheit, von der Alles abhängt, und diese Wahrheit ist —: wir sind unsterblich, oder was dasselbe ist (!!), es gibt ein (ein!) Unvergängliches, Ewiges, und in sich harmonisch Zusammenhängendes" (S. 6.). „Nun so gebe Gott, daß der Glaube an Unsterblichkeit wachse und zunehme und, wie er es denn auch ist, den Mittelpunkt bilden helfe, um welchen sich das christliche Leben, das Leben in Gott dreht" (S. XI.). „In diesem Sinne kann man auch behaupten: der Glaube an ewiges Leben sey selbst entscheidender für das Leben, als der Glaube an einen lebendigen und persönlichen Gott; denn wiewohl beide Wahrheiten genau zusammenhängen, so bliebe doch noch ohne den letzteren Glauben bei aller schrecklichen Leere, die Möglichkeit eines durch die Natur sich hinziehenden Zusammenhanges, an dessen kalter Hand wir dort wie hier leben könnten" (S. 13 f.).

So hoch nun dies Alles klingt, so wenig entspricht die Darstellung der Gründe dieses Glaubens. Wir verwundern uns darüber nicht, wir kritisiren nicht, wir stellen nur die Gedanken des Verf. ohne die rhetorische Umgebung auf und sich selbst gegenüber.

„Ich behaupte, in dem Entwickelungsgang des Menschenlebens sey die Fortdauer nach dem Tode schon zu finden und stelle sich als nothwendig heraus. Wir beginnen das Leben einer Pflanze am Herzen der Mutter (?), wir gehen dann in das thierische Leben über (?), wir erheben uns aus diesem zum Menschenleben, und — was ist nun natürlicher? als zu sagen: von diesem gehen wir über zu einem himmlischen Leben" (!!). S. 28.

Dagegen S. 31.: „Wir müssen gestehen, daß zwischen dem Thierleben, selbst in der höchsten Ausbildung . . . und zwischen einem . . . Menschenleben eine so weite Kluft liege, daß man solche nicht anders, als durch die Annahme eines besonderen Zusatzes zum Menschenleben ausfüllen könne."

Zweitens: „Das Menschenleben dürfte mit dem Tode nicht endigen, sobald ein Gott lebt, — oder sobald nur irgend eine Gesetzmäßigkeit vorhanden ist." S. 48.

Der Beweis aber wird geführt aus der Weisheit, die wir dem höchsten Wesen mit Recht zuschreiben, weil es seine Idee fordert (S. 48.), aus der Vaterliebe, die wir ihm aus demselben Grunde zuschreiben, „weil wir ihm stets nur die höchsten Attribute beilegen können" (S. 53.), und endlich aus

Gottes Gerechtigkeit, „denn Gerechtigkeit kann jeder Mensch fordern" (S. 55.). Man sieht, von der bloßen Gesetzmäßigkeit der Natur ist nicht mehr die Rede; aber man begreift nicht, warum der Verf. dem höchsten Wesen nicht gradezu die Eigenschaft: Leben gebend und erhaltend, Unsterblichkeit spendend — als höchstes Attribut, aus der Idee beilegt.

So wäre gezeigt, „daß wir wenigstens das Gegentheil von Unsterblichkeit für kaum denkbar erklären müssen" (S. 59.). Nun folgt der Hauptbeweis aus „der Natur des wahrhaft religiös-sittlichen Gemüthes." „Wir können den Glauben an ein ewiges Leben zur subjektiven Gewißheit erheben durch sittliche Vervollkommnung" (S. 81 f.). Wie kommen wir nun dazu? „Auf dem Wege des alleinigen Verstandes kann Religiosität nimmer erkannt werden" (S. 114.). Und dennoch: „Der höchste Verstand würde von selbst zur wahren Frömmigkeit hinführen" (ebendas.). Und wieder: „Es muß daher in der religiösen Welt mit dem Glauben unmittelbar angefangen werden" (S. 114 f.). Und abermals: „Der Glaube ist der gesicherte, auf Frömmigkeit und Liebe basirte Gemüthszustand" (S. 116.), eine Gewißheit, „die wir uns aus der Tiefe des Gemüths, besonders aber aus den Fortschritten in der Besserung, erworben haben" (S. 115.). Und damit soll unmittelbar angefangen werden?

Der Verf. thut in seinen Briefen wirklich nichts, um diesen „Standpunkt sittlicher Kraft" hervorzubringen, und uns „auf die freie Höhe der reinen Sittlichkeit" zu erheben, auf der das Land der Zukunft sich uns zeigen soll. Alles, — er fühlt es selbst, — was sich von dieser Ansicht aus für den Nebenmenschen thun läßt, besteht darin, ihm unaufhörlich seine eigene Trefflichkeit vorzuhalten, und bei Gelegenheit nachzuweisen, wie seine „bessere Natur siegreich hervortrat" (S. 63.). Wie sollte es auch anders seyn? Christus selbst — nach dem Verf. —: „Was möchte wohl Christum eigentlich auf die Stufe erhoben haben, auf welcher er steht? (nicht: stand?) Seine göttliche Natur, sagen Sie und auch ich; aber was war diese anders, als die verwirklichte Idee der Sittlichkeit und Frömmigkeit?" (S. 64.)

Von da an betrachtet der Verf. noch einige Gründe aus dem Christenthum. Es sind jedoch bloße Nachweisungen, daß auch Christus und die Apostel subjektiv von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt waren. Und wir halten den Verf. lieber bei der wichtigen Frage fest, ob wir auf seinem Wege, durch sittliche Vollendung, jemals hoffen dürfen, zu voller unerschütterlicher Gewißheit zu gelangen. Die Antwort lautet erst bedenklich also:

„Würde es mit unserem Leben dahin kommen, daß wir unsere eigentlichste Bestimmung nur in der Tugend fänden, was Christus wollte; würden wir die Welt überwinden, so könnte die Klage nicht mehr gehört werden: warum uns nicht deutlichere Aufschlüsse" ꝛc. (S. 64).

Zuversichtlicher heißt es S. 120.:

„Daß es der Mensch bis zu einem möglichst veredelten religiös-sittlichen Gemüthszustande bringen kann und wirklich bringt, was Niemand in Abrede stellt (!!), ist der sicherste Beweis für eine Fortdauer ꝛc. Denn eben dieser Gemüthszustand ist ja der Keim, welcher in einen anderen Boden verpflanzt werden soll" (S. 120.).

Aber kleinlauter wird wieder hinzugefügt:

„Es ist nun freilich hiemit für die große und verdorbene Masse des Volkes (!!!) nicht viel gewonnen; denn diese müßte erst insgesammt sittlich veredelt werden, um das ewige Leben zu schauen, auch ist dem kühnen Zweifler noch immer viel Spielraum gelassen (gewiß!); aber (— —) das entscheidet nichts (!) und wir sind völlig gesichert, sobald nur anerkannt wird (hic nodus), daß ein wirklich religiös-sittlicher Gemüthszustand uns ein ewiges Leben verbürge" ꝛc.

Man sieht, trotz aller Verwahrungen ist der Verf. im Allgemeinen nicht weit über den Kantischen Standpunkt hinaus, nur daß er die Kantische Klarheit hinter sich gelassen, und bei Jakobi über edle Gemüthlichkeit phantasiren lernte, auch Anderes aus Anderen damit zusammenwob, über Somnambulismus und dergl. Am Ende der Briefe (S. 83.) wird auch richtig die mysteriöse, subjektive Gewißheit auf's Stärkste hervorgehoben, mit den feierlichen Worten: „Auch sagt mir eine Stimme meines Innern, die noch nie gelogen hat" ꝛc. Desto mehr erstaunen wir, in diesen Blättern einen Flüchtling der spekulativesten Philosophie zu treffen, der sich S. 86. stolz objektiv vernehmen läßt: „Sind wir nicht unsterblich, so geht selbst Gott für uns und in uns unter. Denn wenn Gott überhaupt nur da eigentlich vorhanden ist, wo er erkannt, verstanden und geliebt wird, so" ꝛc. Wir können jedoch nicht deutlich erkennen, ob der Verf. hier nicht etwa bloß ex hypothesi argumentirt.

Wir verlassen die Schrift, die uns noch in Bezug auf andere Wahrheiten einen peinlichen Eindruck gemacht hatte. Der Boden, auf dem wir stehen, ist heilig, sagten wir. Es sey uns also erlaubt, an den Verf. die ernste Frage zu richten: Ob er selbst glaubt, in diesen Briefen und der ganzen Schrift evangelischen Trost, christliche Wahrheit gereicht zu haben? Ob er glaube, in den Briefen namentlich die ihm anvertrauten Seelen den biblischen Weg des Heils geleitet zu haben, den Weg der Buße und des Glaubens? oder ob dieser Weg durch Reue und Selbsterkenntniß hiezu ihm zu niedrig schien für die über die verdorbene Masse des Volks erhabenen edlen Gemüther? Es sey erlaubt zu fragen, ob es wahr ist, er habe „Menschen mit einer solchen Zuversicht auf die Verheißungen Gottes sterben gesehen;" wie er sie nach dem Eindruck beschreibt, den sie auf ihn gemacht habe (S. 54.)? und wenn es wahr ist, warum er denn die Seelen nicht auf denselben Grund der Zuversicht hinweise, auf die Verheißungen Gottes?

Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich.

So wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Jesum mit ihm führen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 5. April. № 28.

Über das Buch Jonas.

(Ein apologetischer Versuch.)

(Fortsetzung.)

3. Der Prophet Jonas ist eine historische Person (s. weiter unten). Eben so die geographischen Verhältnisse sind genau bezeichnet. Dies zeigt, daß der Verf. seine Schrift für historisch angesehen wissen will. Jede Erklärung, die den Verf. eine Parabel dichten läßt, macht ihn einer Unredlichkeit schuldig, weil er dann seine Leser glauben machen müßte, daß es wirklich wahr sey, was er erzähle. Gradezu einer Unmoralität aber zeihen ihn diejenigen, welche ihm das Niederschreiben „unverbürgter Prophetensagen" zuschreiben. Eine Geschichte aber, die als solche sich darstellt, als Parabel aufzufassen, ist ungereimt (hier so sehr wie z. B. bei der Versuchungsgeschichte), als Legende, dazu reicht das Wunderbare allein noch keineswegs hin, weil es hiezu nicht an zahlreichen Analogien in anerkannt historischen Büchern fehlt.

4. Unser Buch selbst zeigt gar nicht jene didaktische Einheit, die es nothwendig haben müßte, im Fall es nicht historisch ist. „Bei der Auffassung dieses Zweckes" — bemerkt de Wette gradezu — „muß man nicht auf strenge Einheit ausgehen." Wir erwiedern darauf mit Sack: „Die beiden Begebenheiten der wunderbaren Errettung des Jonas durch das Verschlungenwerden von dem großen Seethier und der Buße der Nineviten lassen sich gar nicht als Erfindung und Zusammenstellung eines Lehrdichters denken. — Zwei ganz verschiedene Ideen in einem Gleichniß zu vereinigen, dies ist so sehr wider den Sinn und die wirkliche Beschaffenheit dieser Lehrform, daß schon dadurch die Annahme einer solchen ganz unwahrscheinlich wird." — Nun fehlt es aber auch ganz an anderweitigen Zügen, die auf eine solche didaktische Tendenz hinführen, ja Vieles, z. B. der abgerissene Schluß würde dann durchaus unstatthaft seyn; die Forderung ist aber die erste an ein didaktisches Buch, daß es als solches sich erkennen lasse. Daß Wahrheiten in der Geschichte, daß die größten und tiefsten in der heiligen Geschichte enthalten seyen, wer vermöchte das, wenn anders Gottes Wort ihm lieb und theuer ist, zu läugnen? Aber wir finden sie eben in der Geschichte, und sie ist uns Wahrheit, weil sie historisch ist, wir opfern aber nicht um ihrentwillen die Geschichte auf, die mit ihr vielmehr im innigsten Zusammenhange steht.

5. Das N. T., Christus selber, erkennt das historische Faktum unseres Buches durchaus an, und gibt dadurch dieser Erklärung auf's Allerentschiedenste eine untrügliche Sanktion (Matth. 12, 39 ff., 16, 4., Luc. 11, 29—32.). Der Herr redet von Jonas, der in des Seethieres Bauche drei Tage und drei Nächte war, von seiner Predigt in Ninive, von der Buße der Niniviten, stellt mit dieser Geschichte das Kommen der Königin von Sabäa zu Salomon auf eine Parallellinie — kaum kann man stärkere Beweise verlangen als die hier gegebenen.

Es liegt uns jetzt ob, die Geschichte unseres Buches im Einzelnen als solche zu rechtfertigen. Wir nehmen hier nicht bloß widerlegend auf die Gegengründe Rücksicht, sondern hoffen auch dadurch unseren Lesern ein möglichst anschauliches Bild von dem ächt historischen Charakter unserer Schrift vorzuführen.

Unter der abgöttischen Regierung des Königs Jerobeam II. in Israel ging zwar das Reich der zehn Stämme immer mehr seinem Ende entgegen. Dennoch sah der Herr in seiner Barmherzigkeit an den elenden Jammer Israels (2 Kön. 14, 26.) und half nicht bloß äußerlich ihnen durch den tapferen Arm Jerobeam's, sondern auch innerlich durch die Sendung der Propheten. Unter ihm weissagte Hoseas (Hos. 1, 1.); der Hirte Amos, von Gott zum Propheten berufen, geht unerschrocken in den Hauptsitz des Götzendienstes, Bethel, und weissaget gewaltig, selbst gegen den götzendienerischen Priester Amazja (Amos 7.). Aber auch das Werkzeug, dessen sich Gott bedienen wollte, um Israel wegzuführen in das Land der Knechtschaft, war schon bereitet. Das mächtige Assyrische Reich drohte Verderben dem kleinen Staate. In seiner Verblendung buhlte Israel, anstatt sich reuig zu dem Gotte seiner Väter zu wenden, um Bündnisse mit Assur (Hos. 5, 13., 10, 6.), und überhörte die Warnungen der Propheten, die das Verderben als nahe schilderten, was denn auch schon unter Menahem wirklich über das Zehnstämmereich hereinbrach (2 Kön. 15, 13.). In dieser Zeit lebte nun auch Jonas, der Sohn Amithais, gebürtig aus Gath Hachepher, im Stamme Sebulon auf der Straße nach Tiberias gelegen. Er hatte dem Könige von Israel verkündet, daß er die Syrer schlagen werde, und seine Weissagung war erfüllt worden (2 Kön. 14, 25.). *) Aber ein ungleich schwierigerer Auftrag wartete seiner. Es ist eine in der Alten Bundesgeschichte sich häufig wiederholende Erscheinung, daß da, wo die Israeliten sich in einer gewissen Berührung mit heidnischen Völkern befanden, sich Gott oft auf ganz eigenthümliche Weise, er, der Gott Israels, als der allein

*) Daß dieser Jonas mit dem des Buches Jonas die gleiche Person sey, hätte nie bezweifelt werden sollen, schon wegen des Namens Jonas, der sich außerdem im A. T. nicht findet, noch mehr aber wegen des gleichen Vaternamens. (S. auch Eichhorn, Einl. Th. IV. S. 329. 4te Ausg.) Wenn Hitzig in der angeführten Schrift das verloren gegangene Orakel des Jonas in Jes. 15 und 16. wiederzufinden glaubte, so möchte er wohl schwerlich selbst bei unseren Gegnern dieser Hypothese Eingang verschaffen, s. de Wette, Einl. S. 267. 4te Ausg.

wahre, dessen Name trotz aller Schmach seines Volkes nicht vergeht, sondern der der König der Könige, der Herrscher aller Völker ist, offenbarte. Das bezeugt die Geschichte Ägyptens, wo Gott, wiewohl er durch ein Wunder seiner Allmacht sein Volk hätte führen können aus dem Hause der Knechtschaft, doch es vorzog, den Ägyptern durch die mächtigen Worte und Thaten Mosis einen Eindruck von seiner unendlichen Erhabenheit zu geben. Das bezeugt Babylon, und der stolze Nebukadnezar und sein letzter König Belsatzar, die gezwungen wurden, durch Zeichen und Wunder, die Ehre dem Gotte Daniels zu geben. Das bezeugt Persien und der Gerechte von Aufgang, Cyrus, der gesteht, daß Jehova ihm alle Königreiche gegeben und geboten hat, den Tempel zu bauen in Jerusalem. So muß denn auch jetzt dem baldigen Zerstörer des Reiches Israel Jonas predigen, und dort den Namen Jehova's offenbaren. In die Hauptstadt selbst, das uralte Ninive (1 Mos. 10, 11.), soll der Prophet sich begeben; die Stadt, von deren entarteten Sitten ein etwas späterer Prophet schreibt, daß sie eine mörderische Stadt voll Lügen und Räubern sey, und nicht lassen will von ihrem Rauben (Nah. 3, 1., vgl. Zephanj. 2, 13 ff.). Die Aufgabe war schwer für den Propheten, ähnlich wie für Moses die, an den Hof Pharao's zu gehen (2 Mos. 3.); er hatte noch dazu falsche Vorstellungen von der Gnade Gottes, sofern er nicht bedachte, daß der Verkündigung derselben die der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit vorausgehen und mit jener innig verbunden seyn muß (4, 2.). So verläßt er das Land seiner Väter; da wo er als Prophet von dem Herrn berufen war; unstreitig in dem Wahne, daß er außerhalb desselben und des Reiches, wohin er bestimmt sey zu gehen, aufhöre Prophet zu seyn. *) Ein rascher entschlossener Charakter, der den Propheten bezeichnet (4, 1. 3.), läßt ihn in ein weit entlegenes Land entfliehen. In Joppe besteigt er ein nach Spanien (Tartessus) bestimmtes Schiff. Der Hafen von Joppe und das Meer in dieser Nähe ist wenig sicher, er ist einer der schlechtesten am mittelländischen Meere. „Korallenriffe ziehen an ihm vorüber bis Gaza, welche die Taue der Schiffe zerschneiden, und die Schiffe leicht den Stürmen preisgeben. Keins liegt hier an der Küste voll starker Brandungen noch vor den häufigen Westwinden geschützt. Bei Stürmen ziehen sie es vor, das offene Meer zu suchen." (Ritter, Erdkunde, Th. II. S. 399.) Auch das Schiff, welches Jonas trägt, überrascht durch eine besondere Fügung Gottes ein gewaltiger Sturm. Allgemein war der heidnische Glaube, daß in solchen Fällen die Götter sich für ihre Verachtung an den Sterblichen rächten (s. Cicer. de nat. deor. 3, 26., Hor. Od. 3, 2, 25 ff.). Das geworfene Loos fällt auf Jonas; er muß den Frevel büßen. Das Schiffsvolk ruft seinen Gott, Jehova, an und bringt ihm Opfer dar nach erfolgter Rettung, ebenfalls ganz nach heidnischer Sitte (Virgil, Georg. 1, 436., Aen. 3, 403.). Auf eine wunderbare Weise aber wird der Prophet gerettet, ein großer

*) So schon richtig Cyrill: ὅμαι δὴ οὖν, ὅτι τὸ παραιτήσασθαι τὴν ἀποστολὴν καὶ οἰονεῖ κατοκνῆσαι τὴν διακονίαν, τὸ φυγεῖν ἀπὸ τοῦ προσώπου τοῦ θεοῦ.

Fisch verschlingt ihn; er bleibt drei Tage und drei Nächte in seinem Leibe; er thut Buße und betet inbrünstig zu Gott, und der Fisch speiet ihn an's Land.

Es wäre nicht auffallend, sondern vielmehr sehr natürlich, wenn unter den heidnischen Bewohnern dieser Gegenden (Joppe war eine Philistäische Stadt, auf der Gränze des Stammes Dan, aber nicht zu ihm gehörig, Jos. 19, 46.), hier, wo eine Menge Schiffersagen und Wundermährchen unter dem Volke existirten (Ritter, a. a. O.), sich auch ein Andenken an jene wunderbare Begebenheit erhalten hätte. Eine genauere Betrachtung der heidnischen Sagen läßt uns, die wir im Besitze der Geschichte sind, vermittelst des untrüglichen Wortes Gottes, so häufig die Entstellung des historischen Faktums erkennen, und so grade das Gegentheil von dem, was die moderne Kritik, daraus folgern, die Bestätigung der Geschichte in der Bibel. Dasselbe ist auch der Fall mit zwei heidnischen Fabeln, die von den Neueren als dem biblischen analoge Mythen, von uns mit den älteren Theologen *) als aus der biblischen Geschichte entstandene und mit ihr in Verbindung gesetzte Sagen angesehen werden. Die erste betrifft die alte über das Zeitalter des Jonas bedeutend hinausgehende Sage von der Trojanischen Prinzessin Hesione, gerettet durch Herkules, von einem das Land verwüstenden Ungeheuer. So wird die Sache einfach von dem aus den Herakleischen Sagen- und Skulpturgebilden schöpfenden Homer erzählt (Iliade 20, 145 ff., 21, 441 ff.). Eben so von anderen ihm folgenden Schriftstellern. **) Aber eine spätere Darstellung, die sich zuerst bei dem Dichter Lycophron (am Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr.), bekannt durch seine Zusammentragung fremdartigen Stoffes, findet, läßt den Herkules hineinspringen in den Rachen des Ungeheuers, und drei Tage darin verweilen, so denn auch die späteren Scholiasten (s. die Stellen bei Bochart a. a. O.). Kein Wunder, denn Herkules war eine der Hauptgottheiten der Vorder-Asiaten. Hier erhielt die Sage von ihm eine neue Ausschmückung; der Gang, den sie genommen, und der sich noch historisch verfolgen läßt, zeigt, daß ein späteres Faktum leicht Gelegenheit geben konnte, die Geschichte so umzudeuten. Er selbst, der gefeierte Herkules war es, dem diese wunderbare Begebenheit zugeschrieben werden mußte. — Ein Ähnliches läßt sich nachweisen von der Sage des mit Herkules an heroischen Thaten wetteifernden Perseus, und seiner Befreiung der Andromeda aus der Gewalt eines Ungeheuers. Was bei dieser Fabel besonders merkwürdig ist, ist der Umstand, daß, während die älteren Schriftsteller die Fabel nach Äthiopien hin setzen, ***) jüngere sie nach Joppe „an die Hebräische Küste, der Eingebornen Tra-

*) S. besonders Vossius, de theologia gentili p. 192. Bochart, hierozoic. t. 3. p. 687 seq. ed. Rosenmüller. Carpzov, introduct. P. III. p. 345.

**) S. Diodor. Sic. 4, 42. Apollodor. 2, 5, 9. Heyne observv. ad Apollod. p. 153.

***) So Sophokles und Euripides in ihren (verloren gegangenen) Tragödien Andromeda, und noch Apollodor; s. Heyne observv. p. 126.

dition zufolge" (Pausanias 4, 35, 6.), verlegen. Das nennt Strabon allerdings noch die Tradition „einiger" (XVI. 2.) und sagt, es sey eine Veränderung des Mythus vorgegangen, die sich nicht bloß aus Unkunde der Geographie erklären lasse (I. 30.). *) Dies ist für uns, die wir den Schlüssel zu jener Veränderung besitzen, nun ganz klar. Man suchte sich der Sage von Perseus zu bemächtigen; die Phönizier glaubten sie zu ihrem Eigenthum machen zu können, auf ein wunderbares Faktum fußend, was in dieser Gegend sich ereignet hatte.

Was nun das Wunder selbst anlangt, so ist für diejenigen, welche dieselben nicht a priori bezweifeln, hier nicht der mindeste Grund dazu vorhanden. Daß es Fische gibt, die, namentlich der Hayfisch (canis carcharias), ganze Menschen hinunterschlingen, die man in ihrem Leibe gefunden hat, ist etwas Bekanntes (s. besonders Bochart a. a. O., Rosenmüller, Alterthumsk. IV. 2, S. 466.). Die Erhaltung des Jonas ist allerdings ein Wunder. Wer aber möchte daran, wenn er anders schriftgemäße Begriffe von der Allmacht Gottes besitzt, zweifeln? Schon ein Blick auf die Natur, auf die wunderbare Erhaltung und Belebung eines Kindes im Mutterleibe (wie Lavater schon bemerkt) muß den Zweifler hier zum Schweigen, ja zur Beschämung bringen. — Was aber die Einwendung der Zwecklosigkeit eines Wunders betrifft, so findet dieselbe schon in einer genaueren Betrachtung der Demüthigung des Propheten, die ihn zur vollsten Anerkennung der Allmacht Gottes hintreiben mußte, wie durch die Rücksicht auf die Israeliten, die auf energische Weise bei ihrem götzendienerischen, verkehrten Streben von der Majestät ihres Gottes überzeugt, so wie von ihrer stolzen Überhebung über die Heiden, für welche sie jetzt den Herrn der Welt sogar die höchsten Wunder vollbringen sahen, zurückgebracht werden mußten, ihre Widerlegung. Doch geben wir gern zu, daß der volle Zweck des Wunders erst aus der typischen Beziehung der Geschichte des Jonas ganz klar erkannt werden kann.

Noch unbegründeter sind die oft wiederholten Einwendungen gegen das Gebet des Jonas. Seine Ähnlichkeit mit andern, besonders Psalmstellen, ist oft gerügt als Beweis seiner späteren Erfindung. Es möchte sich dieser Beweis, wie er denn auch wirklich so angewandt ist, auf eine Menge anderer Bibelstellen noch anwenden lassen, namentlich auf Psalmen, die, wenn sie ältere Stücke wiederholen, nicht als Ergüsse des frommen Herzens, sondern als verunglückte Nachahmung früherer Stücke angesehen werden. Wer es aber wahrhaft an sich erfahren hat, was es heiße: „Noth lehrt beten," wer den Eindruck lebendig empfunden hat, den ein Wort aus der heiligen Schrift, eine Stelle eines schönen Liedes auf ein leidendes und geängstetes Gemüth hervorbringt, der wird anders urtheilen. Er wird in dem Gebete des Jonas nicht ein poetisches, sich hochschwingendes Gebet erwarten. Die Seufzer des Propheten werden sein Herz nicht unberührt lassen; er wird das Gewicht seines Angstrufes nachempfinden. Man vergleiche nur als die schlagendste Parallele

*) Vgl. auch Hug über den Mythus d. ber. Völker d. alten Welt, S. 281.

die Rede des ersten Märtyrers der Christenheit (Apostelgesch. 7.), wie er fest umklammert die Zeugnisse des A. Bundes, dadurch seine Feinde zu überzeugen, und seine Bereitwilligkeit, für den Gott seiner Väter zu sterben, beurkundet. So haben die heiligen Männer Gottes zu allen Zeiten gebetet (Neh. 9., Dan. 9.) — so auch Jonas, der Prophet.

Nachdem Jonas wieder am Lande, wahrscheinlich in Palästina (s. 3, 1., Mark, comment. p. 467.) sich befand, folgt er nun dem Auftrage, nach Ninive zu gehen. Ninive war drei Tagereisen im Umfange nach Jonas 3, 3. Diese Nachricht steht in vollem Einklange mit anderen Zeugnissen des Alterthums. Denn wenn nach dem in dieser Hinsicht glaubwürdigsten Zeugnisse des Strabo (XVI. 1.) Ninive eine bei weitem größere Stadt als Babylon war, und der Umfang der letzteren nach Herodot (1, 178.) 480 Stadien, d. h. ungefähr 11—12 geographische Meilen betrug, so sind beide Nachrichten vollkommen übereinstimmend. Eben so steht damit in Übereinstimmung die Zahl der Einwohner, die in Verhältniß zu den Kindern ungefähr zwei Millionen betragen haben muß (s. 4, 11. und Rosenmüller, Alterthumsk. I. 2. S. 96.).

Die Predigt des Jonas, der den Weg einer Tagereise in Ninive machte (3, 4.), brachte einen tiefen Eindruck auf die Einwohner hervor. Sie glaubten an Gott (3, 5.). Wenn dieser Eindruck auch kein bleibender, sondern nur ein vorübergehender war, wie sich besonders aus dem Propheten Nahum ergibt, so muß er doch damals, zur Zeit des Jonas, ein höchst merkwürdiger gewesen seyn. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, wie durch die hohe Achtung, in welcher die Mantik und das Orakelwesen in Assyrien, das als das älteste Volk, welches sich hierin auszeichnete, im Alterthum angesehen wurde (Cic. de divin. I. 1.), stand, diese Erscheinung vorbereitet wurde, wenigstens eine für den Propheten günstige Stimmung entstehen mußte. Man halte damit das Auffallende der Erscheinung zusammen, daß ein Fremdling, ohne daß man irgend ein gemeines Interesse bei ihm voraussetzte, statt zu schmeicheln dem Volke, wie es die heidnischen Wahrsager thaten, auf's Bestimmteste und Kraftvollste seinen nahen Untergang verkündet. Die Verbindung mit dem Israelitischen Reiche (s. oben) konnte zu den Assyrern auch schon Kunde von den Hebräischen Propheten haben dringen lassen.

Man beginnt eine allgemeine Trauer, man fastet und legt Trauerkleider an. Der König selbst nimmt Theil daran, legt ein härenes Gewand an, setzt sich in Asche und erläßt ein Edikt, welches dasselbe seinem Volke zu thun vorschreibt. Auch um dieses Faktum gehörig zu begreifen, muß man sich eines Gebrauches erinnern, der als Anschließungspunkt dafür bei den Heiden dienen mußte. Allgemeine Fasten waren selten bei Griechen und Römern, nie Nationalsitte (Böttiger, Ideen z. Kunstmythol. 1. S. 132 ff.); ganz anders im Oriente, wo nichts häufiger als diese Sitte anzutreffen (s. z. B. Herod. 2, 40., 4, 186.). Sodann feierte man aber auch im Oriente allgemeine Trauerfeste, die größtentheils einen physischen, aber auch einen ethischen Sinn hatten (z. B. in dem weit verbrei-

teten Adoniskultus), wovon wir auch bei den abgöttischen Hebräern Spuren finden (Ezech. 8, 14., Baruch 6, 30. 31.). Man benahm sich dabei ganz wie bei dem Begräbnisse vornehmer Personen (Ammianus Marcell. II. 9.). *) Ja nach einem Autor war dieser Kultus besonders in Assyrien einheimisch und verbreitete sich von da aus über das vordere Asien (Macrobius, Saturnal. I. 21.). — Was aber besonders auffallend ist, und zu häufigen Einwendungen gegen den historischen Sinn des Buches Veranlassung gegeben hat, ist der Umstand, daß selbst die Thiere an der allgemeinen Trauer Antheil nehmen sollten (3, 7. 8.). Aber grade dies war Asiatische Sitte, wie aus den bei Brissonius (de reg. Pers. principatu p. 565 seq.) gesammelten Stellen erhellt, von denen wir nur eines ausheben. Als in der Schlacht bei Platäa der Persische General Masistios gefallen war, schor man selbst den Pferden und anderen Thieren im Persischen Lager die Haare ab, Herodot 9, 24., und „so ehrten die Barbaren auf ihre Weise den gefallenen Masistios," sagt derselbe Schriftsteller.

Die Niniviten, die sich auf diese Weise bußfertig zu Gott wandten, fanden Erhörung. Wie z. B. Elias die Offenbarung Gottes erhielt, daß, „weil sich Ahab vor dem Herrn bückte," das gedrohete Unglück nicht über ihn, sondern erst später eintreffen sollte (1 Kön. 21, 28. 29.), so ward auch dem Jonas der Rathschluß Gottes mitgetheilt, die Niniviten zu verschonen. Aber der Prophet vermag nicht diesen Rathschluß Gottes zu begreifen. Auch der gläubigste Israelit mußte ohne die klarste Einsicht in den Heilsplan Gottes, zu dessen künftiger vollendeter Realisirung Israel bestimmt war, mit Staunen darüber erfüllt werden. Noch mehr Jonas, dessen Charakter sich eben nicht durch eine unbedingte Unterwerfung unter den göttlichen Willen auszeichnete. Seine unrichtigen Vorstellungen über das Verhältniß der göttlichen Gnade zur göttlichen Gerechtigkeit (4, 2 ff.) trugen dazu ebenfalls das Ihrige bei. Seine Eigenliebe war in ihren tiefsten Wurzeln angegriffen; sein Ausspruch, der vom allein wahren Gotte herkam, ward unerfüllt, und das vor den Augen aller Heiden — die Frage Gottes: „Meinest du, daß du billig zürnest?" deckt diesen Unglauben in seiner tiefsten Wurzel auf. Eine Gnade Gottes, ein Erweis derselben, wie konnte der ihm zum Ärgerniß gereichen, wie es mit dem Unglauben geschieht, der die dargebotene Barmherzigkeit Gottes, wiewohl sie eine Gnade ist, dennoch zurückstößt? Jonas beharrt in seinem eigensinnigen Zorne. Er verläßt die Stadt, und baut sich außerhalb ihrer eine Hütte. Hier bedarf es eines neuen schlagenden Beweises für ihn, *) um ihn zur Erkenntniß seines Unrechts zu führen. Gott aber selbst vergönnt ihm die Gnade, einen Blick in sein gnadenvolles Herz zu thun. Man hört die Stimme dessen, den des Volkes jammerte, weil sie waren wie Schaafe, die keinen Hirten haben (Marc. 6, 34.). „Der Allbarmherzige ließ sich auch mit namenloser Huld zum Propheten herab, welcher eigensinnig und launigt, aber redlich war, unzeitig für die Ehre Gottes eifernd, aber doch eifernd für sie; welcher murrete, aber auch murrend sein Herz kindlich vor Gott ausschüttete. Auch dieser Charakter des Jonas, sein Betragen gegen Gott und seine Schiffsgenossen, wie lebendig dargestellt! Einsam schmollend, wahrhaft, bieder, und auch in mürrischer Laune wider Gott, von ganzem Herzen an ihm hangend vor Ninive, an ihm, den er im Bauche des Fisches freudig preiste" (Stolberg, Gesch. d. Rel. J. Chr. Th. 3. S. 182.).

Nachdem wir so die historische Wahrheit unseres Buches zu rechtfertigen versucht haben, bleibt uns noch übrig, Einiges über seinen symbolisch-prophetischen Charakter zu sagen. Ungeachtet nämlich unser Buch seine Rechtfertigung in den Zeitumständen findet, läßt sich das Ganze doch keineswegs in bloßer Beziehung auf die Gegenwart genügend auffassen. Das haben selbst zum Theil die Gegner der historischen Auffassung gefühlt, namentlich diejenigen, welche dem Buche einen antitheokratischen Zweck zuschreiben. Dasselbe Gefühl hat auch einen kräftigen Forscher der neueren Zeit geleitet, wenn er sagt: „Unter ihnen (den kleinen Propheten) ist besonders Jonas als ein seltsam wunderlich Fragment, eine Ranke eines saftreichen Südgewächses ausgezeichnet" (Görres, Mythengesch. d. Asiat. Welt, S. 479.). Das Eigenthümliche unseres Buches besteht nämlich hauptsächlich in dem über die bestehende Theokratie hinausgehenden Standpunkt desselben.

(Schluß folgt.)

*) Die Trauergebräuche waren fast im ganzen alten Oriente dieselben (s. Feith, antiqq. Homer. p. 397 seq.). Daher die Übereinstimmung der Assyrischen im Buche Jonas beschriebenen Sitte mit der Hebräischen nicht auffallen darf.

*) Die Begebenheit 4, 6—8. ist leicht verständlich, zumal wenn man unter dem Kikajon (Luther: Kürbis) den sogenannten ricinus oder Wunderbaum versteht, worüber jetzt wohl die Ausleger einig sind (s. Rosenmüller, Alterthumsk. Th. 4, 1. S. 123—126.). Der Name, der Umstand, daß die breiten Blätter dieses Baumes einen angenehmen Schatten geben, und daß sie, wenige Minuten, nachdem man sie gepflückt, völlig verwelkt sind, passen sehr zu unserer Geschichte. Als außerordentliche Fügung Gottes wird nur das schnelle Wachsen des Baumes (der Ricinus braucht etwa fünf Monate, um zu einer Höhe von 8 Fuß zu gelangen) und das Stechen desselben von einem Insekt dargestellt und muß auch als solche gefaßt werden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 9. April. № 29.

Über das Buch Jonas.

(Ein apologetischer Versuch.)

(Schluß.)

Das ausdrückliche, auf göttlichen Befehl unternommene Pre-
gen unter einem heidnischen Volke ist für einen zum Wächter
ber Zion, den alleinigen Sitz der Gottheit, wo sie sich sicht-
ar offenbart (vgl. z. B. Ps. 78, 59.), gesetzten Propheten etwas
ußerordentliches, ja Einziges in seiner Art. Der Prophet selbst
sich dieses Ungewöhnlichen bewußt; er repräsentirt darin den
er göttlichen Gnaden-Gegenwart in Israel sich lebendig bewuß-
n Theil der Theokraten; er lebt in der Theokratie, und gegen
inen eigenen Willen muß er dem höheren göttlichen, dessen
ndabsicht er nicht zu durchschauen vermag, sich beugen. Nicht
inder merkwürdig und einzig in seiner Art ist der Erfolg sei-
er Bußpredigt. Während Israel in Sünden versunken ist, sieht
an ein heidnisches Volk den Gott Israels anrufen, in Buße
ihm sich hinwenden. Die Geschichte der Theokratie kennt
chts Gleiches in dieser Art. Dadurch aber eben tritt unsere
Begebenheit aus den Schranken der Theokratie heraus, und
hält einen Neutestamentlichen Charakter. Das, was mit der
lttestamentlichen Verfassung in einen gewissen Gegensatz tritt,
ar eben weise Fügung des Herrn, um seinem Volke stets die
habene Seite seiner künftigen Bestimmung vorzuführen, um
vor jedem einseitigen Partikularismus zu bewahren, und die-
n vielmehr in seiner Beziehung auf das Reich Gottes auf Er-
en auffassen zu lehren. So wird denn auch die Geschichte des
Jonas eine symbolische. Sie ist ein Vorbild derjenigen erhabe-
en Epoche, wo „allen Völkern Buße und Vergebung der Sün-
en gepredigt werden sollte" (Luc. 24, 47.), wo Israel in seinem
hnöden Undanke die Botschaft des Heiles von sich stoßen, die-
lbe aber dann allen Heiden (hier durch die Niniviten indivi-
ualisirend dargestellt) dargereicht werden würde. Der erhabenste
Beruf des Propheten ward auf diese Weise in Jona realisirt;
in Beruf, den der Herr in seiner ganzen Würde selber darlegt,
enn er zu Jeremias sprach: „Siehe! ich setze dich heute über
Völker und Königreiche, daß du ausreißen, zerbrechen, verstören
nd verderben sollst, und bauen und pflanzen" (1, 10.). Was
ie übrigen Propheten durch ihre Weissagungen den anderen Völ-
ern verkündeten, ihre Bestrafung und Vernichtung, aber auch
inen Tag des Heils, der auch für sie anbrechen würde, — Jo-
as bestätigt das durch die That, indem er in ihrer Mitte als
Bußprediger auftritt und sie schon eine Vorempfindung jenes
Segens schmecken läßt, der ihrer in den Zeiten der Erfüllung
artete. So ist sein Buch nun auch im eigentlichen Sinne ein
cht prophetisches, seine Geschichte bildet einen der bedeutendsten
Typen des Alten Bundes. — Auf diesen allgemein typologi-
schen Charakter des Buches bezieht sich nun auch unstreitig der
Erlöser, wenn er das Beispiel der Niniviten den ungläubigen
Juden vorhält, die am jüngsten Gerichte durch jene beschämt
werden würden, s. Luc. 11, 30. 32., Matth. 12, 41. Dadurch
zeigte der Erlöser die ganze Nichtigkeit der Israelitischen Ab-
stammung ohne bußfertigen Sinn, und wie sein Reich keine irdi-
sche Theokratie bilden, sondern ein Reich seyn werde, in welches
man nur mit vollkommener Umkehr von seinem früheren Wege
eintreten könne. Daß er hiebei das Beispiel der heidnischen
Niniviten anführt, zeigte, daß auch von seinem Reiche keines-
wegs die Heiden ausgeschlossen seyen;*) und so geht der Herr
auf das innerste Wesen der Alttestamentlichen Geschichte ein;
die Buße der Niniviten; dieses Faktum steht hienach mit dem-
jenigen in Verbindung, was zu Christi Zeit geschah, die Buße
der Heiden, während Israel, das fleischliche Israel, in seinen
Sünden beharrte.

Es ist nun aber die Natur eines Typus, durch einzelne
besonders hervorstechende Züge sich als solchen in seinem Anti-
typus als vollständig realisirt darzustellen. Man muß bei allen
Typen die Regel wohl festhalten, daß nicht alles und jedes an
ihnen ohne Unterschied hervorzuheben sey.**) Am meisten tre-
ten noch verschiedene typische Beziehungen in den Ceremonien
des Gesetzes hervor, wiewohl auch hier Manches als einzig der
Alten Bundesgeschichte angehörig betrachtet werden muß, und
ein Unterschied zwischen allgemeineren, vorgebildeten Wahrheiten,
und speciellen sich später realisirenden Zügen — man denke nur
an das Nichtzerbrechen der Gebeine des Paschalammes, Joh. 19,
36. — nicht zu verkennen ist. Am meisten gilt diese Bemer-
kung aber von der Geschichte angehörigen Personen; nie darf
hier die Vergleichung des Typus und Antitypus zu weit aus-
gedehnt werden. Bei Jonas können wir diese Vergleichung um
so sicherer anstellen, da das N. T. uns hiebei als der sicherste
Führer dienen kann. Wir gehen dabei davon aus, daß der
Evangelist Lucas den Ausspruch Christi dem Hauptgedanken nach,
Matthäus ganz denselben uns auf detaillirtere Weise liefert.***)

---

*) Lightfoot (opp. t. I. p. 325.): hoc edocens convertendas ab eo gentes post suum e visceribus terrae reditum, prout conversa erat Niniveh ethnica, post restitutum Jonam e ventre ceti. Qua doctrina vix quicquam gentem istam acrius momordit.

**) Wie Augustin schön bemerkt: non omnia, quae gesta narrantur, aliquid significare putanda sunt; *propter illa, quae aliquid significant, etiam ea, quae nihil significant, altexuntur* (de civit. dei XVI. 2.).

***) S. darüber die an schönen Bemerkungen reiche Abhandlung von Dr. Heidenreich: Bemerkungen über Zweifel an der Authentie und

Was nun der Erlöser von der Geschichte des Jonas besonders hervorhebt, ist der dreitägige Aufenthalt desselben im Bauche des Seethieres. *) Dies ist nun auch in jener Geschichte offenbar der merkwürdigste, aus der Geschichte allein keineswegs zu erklärende Umstand. Warum muß Jonas grade diese Zeit hindurch in jener Todesgefahr bleiben? Das Geheimnißvolle dieses Faktums, sein räthselhafter Charakter, wenn man es in sich selbst betrachtet, löst sich nur in befriedigender Erklärung auf, wenn man den Jonas als typische Person auffaßt. Der Herr betrachtet dasselbe als Vorbildung seines Todes: „auf gleiche Weise wird des Menschen Sohn im Innern der Erde drei Tage und drei Nächte seyn" (Matth. 12, 40.). **) Das Zweite aber, was in dieser Beziehung zwar minder ausdrücklich, aber doch implicite nothwendig in jenen Worten enthalten ist, ist die Beziehung jener Geschichte auf die Auferstehung Christi. Dies liegt in den nicht minder nachdrücklich hervorgehobenen Worten: drei Tage und drei Nächte. Nur diese Zeit über war der Prophet im Leibe des Seethieres geblieben, nicht minder wunderbar war seine Errettung aus der Todesgefahr, wie er zurückgegeben wurde nach diesem Zeitpunkte dem Reiche der Lebendigen. Treffend umschreibt Heidenreich (a. a. O. S. 435.) die Worte Christi also: „so wird des Menschen Sohn als Gottes Beauftragter für die Sache Gottes den Tod erdulden, und drei Tage lang im Todtenreiche verweilen, dann aber durch Gottes Macht wieder lebendig aus demselben hervorgehen. Das wird seine entscheidendste Beglaubigung seyn." So wurden denn auch die Worte Christi die schlagendste Widerlegung der Pharisäer (wiewohl sie dieselben keineswegs ihrem tiefen Sinne nach fassen konnten, so wenig als die Jünger damals — „es war eine Hieroglyphe für die Gegenwart, welche zu deuten erst die Zukunft berufen war," Olshausen 1. S. 410.), welche nach der Heilung des Dämonischen (Matth. 12, 22.) die Wunderkraft Jesu dem Teufel zuschrieben (12, 24.), und nun nach der Strafrede Christi, die die Bosheit ihres Herzens enthüllte (12, 25—37.), ihn gleißnerisch bitten, doch ihnen ein neues Wunder zu geben, wodurch seine Herrschaft über die Teufel evident würde (12, 38.). Darauf nennt ihnen Christus, anstatt ihnen zu willfahren, seinen bevorstehenden Tod und seine Auferstehung, zwei Fakta, die nicht nur seine Besiegung des Todes und des Fürsten dieser Welt beurkunden, sondern auch auf's Schönste besiegeln würden, was er für die Menschheit sey, ihr Erlöser.

dem apostolischen Ursprung des Evangeliums Matthäi (im N. krit. Journal von Winer und Engelhardt, Bd. 3. S. 427 ff.), der besonders treffend die Behauptungen von Dr. Dav. Schulz widerlegt, die wir zu unserem Erstaunen auch in Bezug auf unsere Stelle noch in Dr. Lücke's Comment. zum Evangelium Johannis Th. 1. S. 426. 2te Ausg., wiederholt gefunden haben.

*) Die Unstatthaftigkeit vieler anderer Züge hat schon Athanasius, orat. 4. contra Arian. opp. t. I. p. 475. gut nachgewiesen, welcher sagt: ὁμοιότητα δὲ δείκνυσι τοῦ Ιωνᾶ διὰ τὸ τριήμερον.

**) Auch selbst in dem Ausdrucke ἐν καρδίᾳ τῆς γῆς ist die Anspielung auf Jon. 2, 3. (ἐν κοιλίᾳ ᾅδου LXX.) und 4. (ἐν καρδίᾳ θαλάσσης) nicht zu verkennen.

Und dieses Ereigniß mußte um so frappanter für die Pharisäer seyn, da der Erlöser sich hiebei auf das A. T. bezieht, auf eine Begebenheit, die sie kannten, ohne sie zu verstehen, und auf deren Wiederholung und Erfüllung durch seine Person er sie aufmerksam macht. Dadurch trat nun auch die ganze Größe ihrer Schuld hervor. Das Vorbild Christi, Jonas, hatte den Heiden gepredigt, und sie thaten Buße; Christus, der mehr ist als Jonas, weil er als der Antitypus seine Geschichte vollkommen durch sich realisirt und ihre symbolische Bedeutung ganz erfüllt, findet kein Gehör bei den verstockten Schriftgelehrten, selbst durch das, was die Spitze seines Werkes ausmacht, sein Leiden und Sterben, wie seine Auferstehung von den Todten. Darum werden die Heiden auftreten vor dem Throne Gottes, Zeugniß gegen sie ablegen, und so ihr Verdammungsurtheil aussprechen. i.

Religionsunterricht auf den Gymnasien.

Die christliche Religionslehre (.) Zur Anregung und Unterweisung für Schüler der ersten Klasse auf Gelehrtenschulen. Ein Versuch von H. E. Schmieder, evangelischem Prediger und Professor an der Kön. Pr. Landesschule Pforta. Leipzig 1833, bei F. C. W. Vogel. I—X Vorrede, XI—XIV Inhaltsanzeige, 1—96 S. Text. gr. 8.

Unter den Schriften, welche die neueste Zeit für den Religionsunterricht in der ersten Gymnasialklasse uns darbietet, verdient wohl die vorliegende die größeste Aufmerksamkeit; nicht bloß als die neueste, von der man umsichtige Benutzung des früher auf demselben Felde zerstreut uns dargebotenen Guten und Weiterführung der ungeübten Anfangsschritte, wie sorgsame Vermeidung der vorangegangenen Fehltritte mit Recht erwarten kann, sondern mehr noch, als die Schrift eines Mannes, dessen rein-evangelischem Glauben ein wissenschaftlicher Geist, ein Reichthum von Kenntnissen und ein für diesen Gegenstand insbesondere unerläßlicher Schatz vieljähriger Erfahrungen im Kirchen- und höheren Schulleben helfend zur Seite stehen. Was nun die Benutzung oder Abweisung der früheren, denselben Gegenstand behandelnden Bücher betrifft, so finden wir über diesen Punkt eine kurze, aber genügende Antwort theils auf dem Titel, wo uns „ein Versuch" angekündigt wird, die bescheidene Darbietung von etwas Eigenthümlichem und ganz Neuem, theils in dem gänzlichen Stillschweigen über die früheren Bücher, deren an keiner Stelle, weder lobend noch tadelnd, gedacht ist. Weit entfernt, dies als eine Geringschätzung achtbarer Männer und ihrer wohlgemeinten Bestrebungen anzusehen, erkennen wir darin vielmehr die christliche Absicht des Verf., alles Polemische fern zu halten, erkennen zugleich darin die treue Sorgfalt und Weisheit des erfahrenen Lehrers, der Hinneigung jugendlicher Gemüther zum Tadel achtungswerther Männer keinen Vorschub zu leisten, und die Keuschheit und Reinheit des heiligen Gegenstandes nicht durch den betrübenden Meinungskampf zu verletzen. Und was der Verf. in Beziehung auf diese speciellen Bücher, das hat er auch in Beziehung auf theologische und philosophisch

Systeme und Schriften überhaupt beobachtet, so daß wir schon hieraus seinem Buche den Charakter besonnener Ruhe, aber zugleich christlicher Kraft zuerkennen müssen, einer Kraft, die, im Besitze des inneren Friedens, mit dem Einen Schwerdte des Geistes, wie es Gott darreicht, zu kämpfen und durch Aufstellung des wahren Lichtes nicht im Feuereifer zu verbrennen, sondern milde zu erleuchten strebt. So ist denn auch der leiseste Zug eines apologetischen oder polemischen Verfahrens diesem Buch fremd; und wenn wir dies als einen wesentlichen Vorzug eines solchen Schulbuches ansehen, und zugleich den Inhalt des vorliegenden Religionsbuches als einen biblisch-dogmatischen (nicht kirchlich-dogmatischen) bezeichnen, so kann unsere Aufgabe bei näherer Beurtheilung desselben nur die seyn, zu zeigen, in welcher Weise der Verf. seine heilige Quelle benutzt, um von ihr geleitet und gestärkt einen Weg zu gewinnen, der, wie er sich auch winden und krümmen möge, dennoch die gewisse Ankunft zum rechten Ziele durch das feste Hinschauen auf den himmlischen Pharus verbürgt. Diesen Zielpunkt gibt uns der Verf. Vorrede S. IX. also an: „Studirende Jünglinge sollen durch diesen Unterricht zur Gemeinschaft mit Gott durch Jesum hingeführt, in dieser Gemeinschaft befestigt und ihnen der Weg gewiesen werden, wie sie Alles auf diese Gemeinschaft mit Gott beziehen, Alles mit Gott und in Gott thun und betrachten können." Damit aber rechtfertigt er zugleich den seinem Buche gegebenen Titel: Religionslehre. Religion ist ihm nämlich nach §. 1.: „die Gemeinschaft des Menschen mit Gott." Das gegebene Beiwort bestimmt aber die Vermittelung dieser Gemeinschaft, so daß bei der christlichen Religion Jesus Christus der alleinige Vermittler der Gemeinschaft ist (1 Tim. 2, 5.); bei der muhamedanischen Muhamed, nach dem Grunddogma derselben: es ist Ein Gott und Muhamed ist sein Prophet! bei der heidnischen aber die Vermittelung in der Haide, d. h. in einer unübersehlichen, unfruchtbaren Wüste gesucht wird, nach jedesmaliger Stimmung, Einfällen und Kraft des durch tausend zufällige Nebenumstände bedingten und gehemmten, mühsam suchenden Menschen, der die Mittel des Suchens aus sich selbst herausnimmt, und durch dieselben, als da sind Vernunft (philosophische Religion), Verstand (sogenannter Rationalismus), Gewissen (Gefühlsreligion), Einbildungskraft (mythische Religion), entweder einzeln oder verbunden gefaßt, sich einen Tempel in die Haide hineinbaut, und so gut es gehen will, mit täuschender Kunst schmückt, jedesfalls aber Suchender und Vermittelnder in Einer Person ist, mithin sein Suchen selbst aufhebt, woraus denn nimmermehr eine Vereinigung der Gegensätze von Gott und Mensch, sondern eine Aufhebung und leere Negation derselben hervorgeht.

Wenn wir durch unsere hier beigefügten näheren Bestimmungen der verschiedenen Religionsarten die gegebene Definition des Verf.: „Religion = die Gemeinschaft des Menschen mit Gott," als eine nach Inhalt und Form genügende und richtige bezeichnet haben, weil sie alle denkbaren oder historisch-gegebenen Modifikationen unter sich befaßt, so können wir nicht umhin,

jenen Zweck, den der Verf. bei seinem Buche, wie bei seinem ganzen Religionsunterrichte hat, „die Jünglinge in der Gemeinschaft mit Gott durch Jesum zu befestigen" u. s. w., als den einer christlichen Lehranstalt einzig angemessenen und vollkommen richtigen anzusehen. Nur diese Bemerkung erlauben wir uns, daß die Jünglinge der ersten Klasse zu dieser Gemeinschaft mit Gott durch den einigen Mittler Christus, oder zur rein christlichen Religion, wohl nicht erst hingeführt werden dürfen. Denn das sind sie nach des Verf. eigenem dargelegten Unterrichtsplan (S. IV — VII.), bereits von der Untertertia seiner Anstalt an. Für sie thut daher nur die rechte Befestigung Noth, daß sie wahrhaft Confirmirte seyen und je mehr und mehr werden.

Wir haben nun zunächst den Weg des Verf., auf welchem er den angegebenen Zweck zu erreichen strebt, durch treue Angabe des Inhalts dieser Schrift darzulegen und zu prüfen. Das ganze Büchlein gibt uns, in zwei Hauptabschnitten, 1. eine Einleitung in die christliche Religionslehre, 2. das Innere dieser Lehre. Die Einleitung befaßt in fünf Abschnitten die Gegenstände: 1. Religion, 2. Glaube an Gott, 3. Gottes Offenbarung, 4. das Christenthum, 5. die heilige Schrift, auf 18 Seiten in 30 kurzen Paragraphen. Das Innere der christlichen Religionslehre wird darauf unter zwölf Abschnitten in 88 kurzen Paragraphen folgendermaßen dargelegt: 1. Lehre von Gott, 2. von der Schöpfung, 3. von der Sünde, 4. von der Gnade, 5. von Christi Person, 6. von der Erlösung, 7. von der Kirche, 8. von den Gnadenmitteln, 9. von den christlichen Bundeshandlungen, 10. von der christlichen Heilsordnung, 11. vom christlichen Wandel, 12. von der Zukunft nach dem Tode. Jedem Paragraphen sind theils biblische Beweisstellen, theils kurze Andeutungen zu näherer Verständigung oder zu weiterer Ausführung für den Lehrvortrag (mitunter auch Stellen aus Kirchenvätern und Profanscribenten, Platon, Cicero, Seneca u. s. w.) beigefügt. — Wer in diesem angegebenen Inhalt die Kirchengeschichte vermißt, welche doch der Verf. selbst §. 2. als einen Haupttheil der Religionslehre angibt, der wird nicht bloß bei den einzelnen Dogmen (z. B. §. 60.: Gnadenwahl, §. 62.: Menschwerdung Jesu) Winke zur geschichtlichen Behandlung der Hauptmomente finden, sondern auch bei Abschnitt 7. (von der Kirche) besonders §. 79. 80. die ganze Kirchengeschichte, ja eine kirchliche Statistik, nach den gegebenen Andeutungen einschalten können. Ob eine so kurze Einschaltung des wichtigen Gegenstandes genüge, darüber wollen wir mit dem Verf. nicht rechten, zumal wenn wir Vorrede S. IV — VII. lesen, daß bereits in Untertertia seiner Anstalt die wichtigsten Abschnitte der biblischen Geschichte, die Bedeutung der kirchlichen Feste und der Liturgie, in Obertertia die Geschichte des Reiches Gottes nach dem A. und N. T., in Obersecunda historische Erläuterungen über die verschiedenen Hauptkirchen vorkommen. Eben so wenig wollen wir die öfter vorkommenden etymologischen Bemerkungen, die Nachweisungen von Gothisch, Althochdeutsch, u. s. w., u. s. w. rügen, wiewohl sie grade in der Schola Portensis Ablenkung des jugendlichen Gemüthes von der Hauptsache besorgen lassen könn-

ten. Wir lassen daher dieses und anderes Ähnliche unberührt, wollen sogar nur vorübergehend des formalen Anstoßes gedenken, daß der Verf. die Lehre von der Schöpfung, von Christi Person und der Erlösung in besonderen Abschnitten, dem Abschnitte von Gott coordinirt, nicht subordinirt hat, daß er die Lehren von der Kirche (Abschn. 7.) und von der christlichen Heilsordnung (Abschn. 10.) trennt und den dritten Artikel des christlichen Glaubens, das große Gotteswerk der Heiligung, neben den anderen Gotteswerken der Schöpfung (Abschn. 2.) und der Erlösung (Abschn. 6.), gar nicht aufführt (denn was §. 103. von der Heiligung gesagt wird, ist nicht der dritte kirchliche Glaubensartikel, ja nicht einmal ein Theil desselben); ferner daß er im achten Abschnitte §. 90. 91. Begriff und Zahl der Sakramente zu entwickeln sucht und doch in einem besonderen Abschnitt, dem neunten, von diesen Sakramenten selbst handelt. Uns soll hier nur beschäftigen, was der Verf. als den wesentlichen Inhalt des christlichen Glaubens darstellt und ausführt. Dies finden wir kurz ausgesprochen gleich im ersten Abschnitt der Einleitung. Er handelt nämlich von der Religion, gibt zunächst ihren Begriff (§. 1.), den wir bereits oben prüften, faßt dem zufolge den Inhalt der Religionslehre (§. 2.) als die Darstellung der Wechselwirkung, welche in dem Verhältniß der religiösen Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen nothwendig statt finden muß, leitet daraus den Begriff der wahren und vollkommenen (§. 3.), der falschen (§. 4.) und der unvollkommenen (§. 5.) Religion ab. Wenn der Verf. hier sagt: „Unvollkommene Religion oder Religionslehre ist da, wo zwar Gott und Mensch richtig erkannt und die Gemeinschaft beider auf rechte Weise gesucht wird, aber die innigste Vereinigung zwischen Gott und Mensch in der Lehre oder im Leben noch nicht erfüllt ist, sondern als etwas Zukünftiges gehofft wird" — so mußten wir annehmen, er habe entweder das religiöse Bestreben weiser Heiden oder auch das Judenthum im Auge, wobei wir freilich immer nicht fassen können, wie doch ein richtiges Erkennen und rechtes Suchen nicht nothwendig zum Finden und Haben der Vereinigung führen müsse, ja vielmehr diese Vereinigung selbst sey. Aber vollkommen unverständlich wird uns Ausdruck und Sache, wenn wir aus den Citaten Gal. 4, 1—3. und Phil. 3, 12. ersehen, daß der Verf. die apostolische Kirche, ja den Apostel Paulus selbst als in dieser unvollkommenen Religion befindlich darstellt, während doch nach §. 6. „das Christenthum uns als die einzig wahre und vollkommene Religion mitgetheilt worden ist." Dieser auffallende Widerspruch scheint uns einzig und allein darin seinen Grund zu haben, daß der Verf., obwohl er in Christo die reale Einigung Gottes und des Menschen nach §. 6. setzt, doch für uns Menschen keine andere Weise kennt zu derselben Einigung zu gelangen, als das völlige Aufnehmen Christi, als des Repräsentanten jener Einigung, von uns und in uns, ohne jedoch nachzuweisen, wohe doch wohl dem schwachen Subjekte (dem Menschen) die Kraf zur Aufnahme des realen Christ komme. Dieser Mangel abe an der Nachweisung, wie Subjektives und Objektives zur völli gen Durchdringung im Menschen gelangen, welche doch die hei lige Schrift so oft und so deutlich gibt, ist es, der die ganz Darstellung und Entwickelung des Verf. drückt, wie wir sogleich zeigen werden. Es heißt zunächst im §. 6., unmittelbar nach den zuvor angeführten Worten: „Es (das Christenthum) ist die herzinnige Gemeinschaft des Menschen Jesu mit Gott, seinem himmlischen Vater, die nur völlig von uns und in uns aufgenommen werden darf, um auch uns in Gott zu versetzen und Gott in uns und somit allen durch uns oder unsersgleichen verschuldeten Zwiespalt zwischen uns und Gott durch eine vollständige Versöhnung aufzuheben." Da diese Worte eigentlich als das Thema der ganzen Abhandlung, ja als das christliche Bekenntniß des Verf. anzusehen sind, indem sie uns den Inhalt des Christenthums nebst dessen Wirkungen an uns darlegen sollen, so fühlen wir uns dabei zu folgenden Bemerkungen gedrungen. Zunächst scheint uns der Ausdruck: das Christenthum ist uns — mitgetheilt 1. zu unbestimmt. Von wem mitgetheilt? — und auf welche Weise? Ist etwa Tradition (orale oder litterale) gemeint? oder ist etwa Rücksicht genommen auf den in den unteren Klassen vorangegangenen Unterricht, in welchem die Lehre von der Offenbarung und dem offenbarenden Geiste bereits entwickelt ist? 2. Ist der Ausdruck herzinnige Gemeinschaft zu beschränkt. Die Gemeinschaft Jesu mit Gott ist eben sowohl geistinnige, und Willens- und Kraft-innige (vgl. unter vielen Stellen besonders im Ev. Joh. C. 5, 17. 19 f.), als ein herzinnige. Wollte aber der Verf. mit dem Ausdruck Herz den ganzen Inhalt des menschlichen Gemüthes bezeichnen, so wa wohl nöthig, dies anzugeben. 3. Wenn nun aber gesagt wird daß diese innige Gemeinschaft Jesu mit Gott nur von uns aufgenommen werden darf, um auch uns in Gott zu versetzen und Gott in uns, so erscheint damit ein wesentlicher Punkt des Christenthums, nämlich die Gnadenwirkung des heiligen Geistes, als aufgehoben; denn nach des Verf. Worte beruht das Eingehen und Haben unserer Gemeinschaft mit Gott und Jesu lediglich auf unserer Erkenntniß und unserem Willen, ganz zuwider den ausdrücklichen Worten Jesu, Joh. 14, 19—23., die der Verf. selbst anführt, wo das Erkennen jener Gemeinschaft und der daraus hervorgehende Gehorsam in Liebe erst an dem selbigen Tage beginnt, an welchem die Jünger den Geist der Wahrheit empfangen (vgl. noch Joh. 16, 12. 13.) Und wunderbar genug gesteht er der jetzigen Christenwelt (seit wann ist nicht angedeutet) eine Kraft der vollkommenen Religionsergreifung zu, welche die apostolische Zeit nach §. 5. nicht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 12. April. № 30.

Religionsunterricht auf den Gymnasien.

(Fortsetzung.)

Nehmen wir hiezu noch, was der Verf. §. 34. von den drei Personen der einigen Gottheit sagt, wo unter den Namen, die in der heiligen Schrift dem Sohne und dem heiligen Geiste beigelegt werden, die ausdrückliche Benennung „Gott" mit den bekannten Beweisstellen fehlt, und §. 35., wo das Verhältniß des Sohnes vom Vater als ein abhängiges durch den Begriff der Zeugung gefaßt wird; der heilige Geist aber nur vom Vater abhängig gedacht wird (da doch das ἐγὼ ἐμψω Joh. 15, 26., und ὁ πατὴρ πέμψει ἐν τῷ ὀνόματί μου Joh. 14, 26., eine eben so große Abhängigkeit vom [d. h. nach unserem Sinne eine innere und nothwendige Wesensverknüpfung mit dem] Sohne darstellt, vgl. noch Joh. 16, 7. 14., Kap. 20, 22.); sehen wir ferner, daß in demselben §. 35. dem Sohne göttliche Namen, Werke, Eigenschaften und Ehre beigelegt wird nach Stellen der heiligen Schrift, dem heiligen Geiste aber nicht eben so; daß eben daselbst alle göttlichen Werke als Schöpfung, Erlösung und Gericht (?) bezeichnet werden; finden wir §. 66. überschrieben „das Räthselhafte in Jesu Person" (warum nicht lieber das Geheimnißvolle, nach bekanntem Schriftausdruck?) — so müssen wir offen bekennen, daß wir hier weder wissenschaftlich die innere Nothwendigkeit der Dreieinigkeitslehre, die den wesentlichen Inhalt des ganzen Christenthums bildet, noch schriftmäßig eine treue und vollständige Angabe und Darstellung dieser Lehre zu finden vermögen. Dieser Mangel einer rein wissenschaftlichen Auffassung der Durchdringung des Allgemeinen und Besonderen, des Objektiven und Subjektiven (Gottes und der Welt), des Göttlichen und Menschlichen (der beiden Naturen in Jesu Christo), des Geistigen und Leiblichen (des heiligen Geistes und der äußeren Kirche, des Wortes Gottes und der menschlichen Rede), hat denn auch sehr nachtheilige Folgen, von denen wir hier in der Kürze nur folgende bemerklich machen: 1. Alle Bestrebungen des Verf., die wesentliche Grundlehre von der Dreieinigkeit faßlich und begrifflich zu machen, können nur dahin ausschlagen, eine gewisse Wendung der sich zeigenden Einen Gottheit nach drei verschiedenen Seiten hin, und eine Ansicht des gegenüberstehenden betrachtenden Menschen von drei verschiedenen Punkten aus zu geben. So ist es, wenn er §. 36. drei Offenbarungsweisen des Göttlich-Guten, als „Liebe, Wahrheit und Leben," bezeichnet und die Einigkeit und Unzertrennlichkeit dieser drei und das stete Begriffenseyn des Einen in dem Anderen behauptet, wo offenbar die behauptete Unzertrennlichkeit und Einheit jene Dreiheit aufhebt und ihr Wesenhaftes vernichtet, so daß nimmer ein wahrhaft hypostatisches Seyn der drei in Einem erscheint; sonach die Operation nur als ein ideales Verfahren der Abstraktion gelten kann. Dasselbe ist der Fall mit der §. 37. Note 10. gegebenen Ansicht:

Gott

als 1. Geist	2. Wesen	3. Kraft
die göttlichen Personen,	Eigenschaften,	Werke,

wo es uns wenigstens unmöglich ist, die innere Nothwendigkeit dieser Subsumtionen zu erkennen. 2. Eine andere nachtheilige Folge des oben erwähnten Mangels ist eine unsichere und daher ungenügende Darstellung der großen Erscheinungen, die allein aus jener ganz erfaßten reinen Identität begriffen werden können. Wir dürfen hier nur die überaus wichtigen Punkte Inspiration und Kirche andeuten; bezeichnen aber grade diese beiden, weil sie wiederum, richtig erfaßt, einzig und allein den rechten Schlüssel zu der Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens geben. Denn wenn der Gedanke (das sich seiner bewußtgewordene geistige Leben), nicht bei der inneren Anschauung und Beschauung seiner selbst (der geistigen Vorstellung) stehen bleiben und ruhen kann, sondern mit nothwendigem Triebe sich ein Daseyn nach Außen geben muß (der Wille, der als geistige Darstellung erscheint); so kommt für den Gehalt der Vorstellung, wie der Darstellung Alles darauf an, aus welchem Element jene ihr Leben gewonnen hat, um diese in's Daseyn zu rufen. Ist das Element, aus welchem der Anhauch des Lebens kommt, ein irdisches, so möge der Gedanke (der menschliche Geist) abstrahiren, idealisiren, combiniren so viel er wolle, er wird immer nur eine sublimirte irdische Vorstellung und Darstellung zu haben und zu geben vermögen, welche das Schicksal alles Irdischen — Hinabsinken zur Schwäche, Verflüchtigung, Vernichtung — theilt, und somit, wie den Stempel des Irdischen, so auch die Fessel des Irdischen an sich trägt, mithin keine wahre, reale Freiheit ist. Diese kann also nur da stattfinden, wo das Element, aus welchem der Anhauch des geistigen Lebens kommt, nicht ein irdisches, sondern ein himmlisches ist. Als solches haben wir die heilige Schrift, aus welcher der heilige Anhauch des himmlisch-geistigen Lebens (die Inspiration), des Glaubens-Lebens, uns Allen eben so mächtig und beseligend entgegenwehet und uns durchdringt, als er die ersten und ursprünglichen Empfänger, die Verfasser dieser Schriften, anwehete und durchdrang, und der uns, wenn wir ihm nur nicht durch geistigen und irdischen Dünkel widerstreben, ganz eben so, wie jene ursprünglichen Gottbegeisterten durch und durch neu gestaltet (wiedergebärt),

uns in Wort (Verbal-) und That (Real-Inspiration) also leitet und treibt, daß wir nichts Anderes reden können noch reden wollen, als was der einige höchste Geist uns in die Gedanken gelegt und zur Vorstellung gegeben hat (d. h. mit neuen Zungen reden, vgl. 2 Cor. 4, 13.) und eben so nichts wirken und schaffen und arbeiten können noch wollen (2 Petr. 1, 20. 21.), als dasjenige, wozu derselbige höchste Geist durch unseren aus Glauben wiedergeborenen neuen Geist (den göttlichen Gedanken) unseren Willen treibt zur Darstellung des Himmlischen im Irdischen (der Kirche, vgl. Röm. 8, 14.). Derselbe Geist, als den göttlichen Gedanken in uns erzeugend, heißt und ist in der heiligen Schrift der Geist des Vaters (Matth. 10, 20.), der vom Vater ausgehet (Joh. 15, 26.); und eben derselbe Geist, als zum göttlichen Willen uns treibend, heißt und ist in der heiligen Schrift der Geist des Sohnes, Christi (2 Cor. 3, 17., Joh. 15, 26., 16, 14.). Diese oeconomia spiritus sancti, welche die oeconomia patris et filii in sich befasset, als von denen sie selbst erst constituirt wird (vgl. Joh. 7, 39., Apostelgesch. 2., das Pfingstwunder, besonders V. 33. und Apostelgesch. 19, 1—6.), gründete und erhielt die heilige, allgemeine, christliche Kirche (s. den dritten Glaubensartikel), die Mutter der Freien (Gal. 4, 31.); und wird sie erhalten bis an das Ende der Tage. — Diese kurzen Andeutungen, deren weitere Ausführung einem anderen Orte vorbehalten bleibt, mögen hinreichen, um es zu rechtfertigen, wenn wir uns mit dem, was der von uns hochgeachtete Verf. im fünften Abschnitte §§. 26—30. über die heilige Schrift, die Glaubwürdigkeit der Apostel, der apostolischen Kirche, des N. und A. T., wie über die Auslegung der heiligen Schrift sagt, nicht einverstanden erklären, noch annehmen können, daß durch das dort Gesagte „ein richtiger Begriff von der lebendigen Gemeinschaft des göttlichen und menschlichen Geistes, die in den heiligen Zeugen Gottes statt fand" (Vorr. VI. VII.) erzeugt werde. Eben so wenig können wir mit dem Verf. die alt-orthodoxe Auffassung der Inspiration „eine kindische, unhaltbare Vorstellung von mechanischer Eingebung" nennen (Vorr. VI.). Von Mechanik kann ja nirgends die Rede seyn, wo irgend ein Geist, geschweige denn der heilige Geist als wirkend gedacht wird. Dagegen können wir nicht umhin, des Verf. Ansicht „von dem Untergehen jeder einseitigen Lehre und Ansicht in der allgemeinen Erkenntniß der Gläubigen durch den heiligen Geist" (§. 27.), die er durch Gal. 2, 2. 6. und Apostelgesch. 15, 1—32. zu rechtfertigen sucht, als unhaltbar nach dem vorhin Gesagten zu bezeichnen. Das Schwankende dieser Ansicht legt sich unter andern in §. 88. dar, wo der Verf. der menschlichen Kritik ein großes Recht in Prüfung des Wortes Gottes in der heiligen Schrift und in Unterscheidung des derselben heiligen Schrift beigemischten menschlichen Wortes von dem Gottes-Worte einräumt und doch sogleich §. 89. verlangt, daß „wir Alles, was sich uns als höhere Eingebung der Vernunft oder irgend eines menschlichen oder übermenschlichen Genius ankündigt, an dem Schriftworte prüfen und messen sollen." Hienach ist aber das von uns in heiliger

Schrift für probehaltig Erkannte, mithin unser Gedanke, d. h. wir selbst, Richter über uns selbst und Andere; — ein offenbar rationalistisches, d. h. subjektives Verfahren, ganz entgegen den ausdrücklichen Worten Jesu: Matth. 10, 19. 20., Joh. 14, 26. und seiner Apostel: Röm. 15, 18. besonders aber in der Hauptstelle 1 Cor. 2, 10—16., deren verschiedenartige Erklärungen, seit Semler vornehmlich, eine gar lehrreiche Geschichte menschlicher Geistesverirrungen in nuce abgeben, und welche selbst der neueste Commentator, Billroth, zwar wesentlich erfaßt, aber nur momentan festgehalten hat. — Daß bei solchen Ansichten die Lehre von der Freiheit (§. 106.) grade des Hauptmomentes entbehrt, wodurch sie sich von dem subjektiven Wollen (= Willkühr) unterscheidet, indem ja nach des Verf. vorangeschickter Inspirationsansicht die in §. 106. behauptete „geistliche Freiheit des Himmelsbürgers" nur die Darstellung der von dem eigenen (subjektiven) Menschengeiste für probehaltig erkannten Vorstellung seyn kann, ergibt sich von selbst. Daß ferner hienach die Kirche Christi (§. 76.) als „eine werdende" gedacht in diesem Werden zerfließt, weil ihr das Immanente, das Seyn in diesem Werden mangelt, daß sie folglich ihren Beruf (§. 80.) „der heiligen Schrift zu hüten, christliche Erkenntniß und Wissenschaft zu pflegen, Symbole des Glaubens zu gründen, zu bewahren, zu deuten und zu ändern, der Erziehung der Jugend und des Volks sich anzunehmen, Ärgernisse abzuwehren und würdige Prediger und Lehrer zu erwecken, zu bilden und einzusetzen, den gemeinschaftlichen Gottesdienst anzuordnen und zu verbessern, das Evangelium durch Glaubensboten allen Völkern zu verkündigen und durch Reformation und Regeneration die entstellte Gemeinde Gottes zu reinigen" — daß sie diesen ihren Beruf immerdar nur nach subjektiver guter Meinung und Ansicht von dem oder jenem Schriftworte, so wie unter temporellen Bedingungen und nach gegebenen Umständen erfüllen könne, daß folglich eine solche ewig perfektible Kirche durchaus nichts Perfektes in sich trage und also auch nimmermehr erbauen, sondern nur verbauen und umbauen könne — das, und noch vieles Andere, folgt aus jener ungenügend erfaßten Inspirationstheorie. Daß aber aus einer ähnlichen mangelhaften Auffassung mit nothwendiger Consequenz hervorgehen müsse und hervorgegangen sey das zwiefache Ungethüm der päpstlichen Hierarchie, wie des Alles auflösenden toleranten Neologismus, der jeden Menschengeist sein Kapellchen zu beliebigem Götzendienst mit naiver Gutmüthigkeit sich aufbauen läßt, springt in die Augen. — Wie nun aber jene Inspirationsansicht des Verf. das Wesen des Glaubens nur als die (subjektive) feste Überzeugung des vernünftigen Menschengeistes (s. §. 11.) erscheinen lassen kann, und wie ein solcher Glaube nimmermehr das wahrhafte und eigentliche Wesen des Geistes, die Vernunft selbst seyn kann, sondern immer nur ein außer ihr Befindliches, welches sie — wenn kräftig — nach ihrer Weise ansieht und behandelt, verbessert oder ganz verwirft (Denkglaube), oder — wenn unkräftig und schwach — nach und mit den Augen jener anderen kräftigern ansieht und annimmt (Auctoritäts-

glaube); — so kann und wird auch nimmermehr auf diesem Wege eine wahrhafte Einigung zwischen Denken und Glauben, zwischen Philosophie und Religion gewonnen werden, sondern entweder ein ewiger Gegensatz zwischen beiden bleiben, wenn der Verstand mit seinen einseitigen Reflexionen und Abstraktionen in dem einen Individuo prädominirt, das Herz mit seinen eben so einseitigen Gefühlen in dem anderen — oder es wird zur Ausgleichung des Kampfes zwischen beiden Gegnern von den sogenannten Denkern eine Hülfs- und Nothbrücke über die gähnende Kluft geschlagen werden, der aber doch wieder nicht Alle trauen wollen, theils wegen ihres gebrechlichen und luftigen Baues, theils weil auf ihr nicht, wie auf Jakob's Himmelsleiter, Engel, sondern nur Menschen hin und wieder gehen und in ihren gemachten Himmel einladen, sie auch nicht in den wirklichen Himmel hinauf, sondern nur drunter weg führt, theils weil die große Frage: Wer hat ein Recht, die andere Parthei zu sich herüber zu rufen? eben dadurch lebendig angeregt wird und die Feindschaft als eine nie endende stabilirt. Es ist aber unschwer zu bestimmen, auf welche von jenen beiden Seiten studirende Jünglinge sich vorneweg stellen, und des christlichen Lehrers Bestreben kann daher nicht dahin gehen, seine Schüler *außer* oder auch *über* jene Gegensätze in einen Indifferenzpunkt zu stellen (woraus die vornehme Gleichgültigkeit = der Tod des wahren geistigen Lebens erfolgt), eben so wenig kann es dahin gehen, sie von der Vorzüglichkeit der einen oder der anderen Seite zu überzeugen (denn sie sind alle beide gleich vorzüglich, weil gleich nothwendig), noch kann es endlich dahin gehen, die Vermittelung dieser unendlichen Gegensätze durch endliche und zeitliche Mittel, durch Accommodationen, scheinbare äußere Friedensschlüsse und leere Vertröstungen auf die ungewisse Zukunft und auf das Danaidenfaß der fortschreitenden Entwickelung (wo heraus? und zu welchem Ziel?) u. dgl. bewirken zu wollen; — sondern es kann und soll einzig dahin gehen, das Daseyn jener Gegensätze *in dem Schüler selbst* als innerlich nothwendig nachzuweisen, und eben so ihn zu dem einigen Mittel oder vielmehr dem einigen Mittler zu führen, durch welchen *in ihm selbst* diese Spaltung aufgehoben und zum wahren Frieden geeiniget werden möge, welches nur vermittelst des real gewordenen göttlichen Gedankens (in Jesu Christo) durch den real- und wesenhaft wirkenden Geist (den heiligen Geist) = durch inspirirten Glauben möglich ist. So erst ist die *Zeit* in Christo *erfüllet* (Gal. 4, 5.), d. h. das Zeitliche und alle seine Erscheinungen sind aufgenommen in das Ewige, das Menschliche in das Göttliche, und Jeder, der an ihn *also* glaubt, *geht* nicht etwa erst *zur* Ewigkeit, sondern *ist in* der Ewigkeit und *hat* sie; πολίτευμα, sein ganzes Wirken und Walten, Denken und Leben, ist nicht *außer* dem Himmel und *nach* demselben *hin* (nicht εἰς τὸν οὐρανόν), sondern *im* Himmel (ἐν οὐρανοῖς, Phil. 3, 20.), sein Himmelreich *ist in ihm* selbst (Luc. 17, 21.). *Das* aber *ist* der *Friede Gottes* (Phil. 4, 7.), den der Herr *seinen Frieden* nennt (Joh. 14, 27.) und hiemit erst beginnt und ist wirklich da die Anbetung Gottes *im Geist und in der Wahrheit*. Zur Zeit aber *ist diese* Anbetung in noch gar Wenigen wahrhaftig vorhanden. Denn, daß wir es frei heraussagen, jene in unseren Tagen so schroff erscheinenden Gegensätze zwischen Denken und Glauben haben ihr Hauptmoment darin, daß die eine Parthei den Geist hat, der nicht zur Erkenntniß der Wahrheit ausreicht (weil er nur ein subjektiver Geist ist), die andere Parthei dagegen eine Wahrheit hat, die sich vor der Erkenntniß des Geistes fürchtet. Ob es nun besser sey, *Geist* zu haben *ohne wahrhaften Besitz der ewigen Wahrheit*, oder *Wahrheit* zu haben *ohne Geist* (ein todtes Besitzthum), — darüber streiten die Leute hin und her und können nicht zum Frieden gelangen, weder außer sich noch in sich selbst, bevor *dieselbe Inspiration* des *heiligen Geistes*, welche die Apostel und ersten Christen eben so wie die Propheten des *Alten* Bundes erfüllte, auch sie durchdringt. Da nun aber dieses Aufheben und Einigen der Gegensätze ein stätiges ist und das *Werden* des Christen eben in diesem immer mehr vollendeten Frieden besteht, so ist in jedem Moment dieser Einigung in dem wahren Christen ein vollkommenes *Seyn* und ein stätes vollkommener *Werden* nothwendig zugleich gesetzt, welches die heilige Schrift ein Wachsen in Christo, ein Streiten mit ihm u. s. w. benennt. — Diese bestimmte Nachweisung der einzig möglichen Einigung zwischen Subjektivem und Objektivem ist es, was wir in dem vorliegenden Buche vermissen. Und darum ist es nicht befremdlich, wenn der Verf. hie und da bei einzelnen Lehren noch unbestimmt und zweifelnd sich äußert und Ungenüge der heiligen Schrift andeutet. Solche Unbestimmtheiten sind z. B. §. 44.: „das Räthsel der Zukunft" überschrieben, und §. 66.: „das Räthselhafte in Jesu Person," wo es heißt: „In Jesu Person war so Vieles und Mannichfaltiges mit einander verknüpft und er selbst erkannte und empfand Alles, was an und in ihm war und geschah, so innig und lebendig, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn er von sich selbst auf eine Weise spricht, die den unkundigen und oberflächlichen Beobachter verwirrt. — Aber grade in dieser wunderbaren Verknüpfung und Lösung der peinlichsten Widersprüche liegt die Größe seiner Person, das Geschäft seines Mittleramtes und die Seligkeit derer, die ihn erkennen." Dieser letztere Zusatz, wahr und richtig an sich, weiset doch keineswegs die Nothwendigkeit eines solchen allumfassenden Seyns Christi nach. So bleibt dieses denn nach dem Verf. ewig ein Räthsel und die Schrift spricht umsonst von einem *offenbaren Geheimniß*, und heißt mit Unrecht die *Offenbarung* schlechthin. Die alte Orthodoxie verfuhr da, unseres Bedünkens, schlichter und genügender. Sie führte zur Bezeichnung des Wesens Jesu Stellen an, wie Hebr. 1, 3.: „er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort," oder Joh. 1, 3.: „alle Dinge sind durch dasselbige gemacht," oder Jes. 9, 6. 7. Der Verf. gibt nicht *eine* Bibelstelle dazu. Nach solcher Auffassung, wie die §. 66. angedeutete, wird aber auch „der Schlüssel des Geheimnisses von der erlösenden Kraft des hohenpriesterlichen Amtes Jesu," welcher nach §. 72. in dem *Wesen der gött-*

lichen Liebe liegt, die in Christo Mensch geworden, nicht gefunden, und die weiteren Entwickelungen, die wir §. 101. über den Glauben an die erlösende Kraft des Todes Jesu, und §. 102. über die Rechtfertigung finden, geben diesen Schlüssel auch noch nicht; und es ist in der That unbegreiflich, wie der Verf., welcher §. 66. die Größe Jesu in die „Lösung der peinlichsten Widersprüche" setzt, grade den größesten und peinlichsten Gegensatz, den zwischen Tod und Leben, diesen letzten Feind, der aufgehoben wird (1 Cor. 15, 26), nicht in dem hohenpriesterlichen Amte Jesu vollkommen gelöst und eben dadurch uns Menschen erlöst erkannte, da doch erst in der Aufhebung dieses gewaltigsten Gegensatzes wir den Propheten Christus verstehen und den König Christus haben (Luc. 24, 26. 46. 47.) und ohne diese Lösung unser ganzer Glaube eitel ist (1 Cor. 15, 17 f.), da ferner die ganze Prophetie des Alten wie des Neuen Bundes unaufhörlich auf diese Lösung hinweiset, und erst durch sie alle anderen Gegensätze vollkommen geeinigt werden, ohne sie aber Alles in Christo ein unauflösliches Räthsel bleibt. Daher eben ist das Kreuz Christi, sein Tod und seine Auferstehung, der einige Mittelpunkt der apostolischen, wie jeder christlichen Predigt und Lehre. Wie aber der Verf. am Schluß jenes §. 72. sagen mag: „Von der göttlichen Liebe, die in Christo Mensch geworden, versteht und faßt Jeder so viel, als er selbst davon in sich aufgenommen hat und wirken läßt," und dazu die Stelle 2 Cor. 5, 14. 15., welche grade unsere so eben gegebene Ansicht commentirt, als Belag anführt, ist aus jener subjektiven Auffassung von dem Wesen des Christenthums, die wir oben zu §. 6. bemerkten, und aus der nicht gehörig begründeten Lehre von dem Wesen und Wirken des heiligen Geistes ganz erklärlich. Eben daher kommt es, daß ihm nach §. 45. die Lehre von den Engeln, worüber die Schrift (nach §. 46.) nur „einige Aufschlüsse" und zwar indirekt gibt, nicht genügt, und er §. 47. die Ordnungen und Namen der Engel erst während oder nach der babylonischen Gefangenschaft den Israeliten bekannt werden läßt, sich aber vor der gewöhnlichen flachen Ansicht der Subjektivisten durch die beigefügte Bemerkung zu verwahren sucht: es sey dies kein fremdartiger Zusatz zur Offenbarung, „denn die heiligen Männer Gottes wußten Wahrheit und Irrthum zu sondern." Wir müssen einfach fragen: woher kam ihnen diese Weisheit? und finden darauf keine befriedigende Antwort in des Verf. Buche. Denn wenn wir auch gelegentlich erfahren, daß „der heilige Geist die anerschaffenen guten Keime des Menschen neu belebe" (§. 109.) und daß „den Kampf mit Fleisch, Welt und Satan der Geist, als der mit Gott vereinigte Wille des neuen Menschen," führe (ebendas.), so erhalten wir durch

diese und ähnliche hie und da eingestreute Bemerkungen durchaus noch keinen reinen Begriff von dem wesentlichen Wirken des heiligen Geistes, wie es in der heiligen Schrift dargelegt ist. — Gleichen Grund hat die Unbestimmtheit, womit sich der Verf. über manche wichtige Lehren äußert; z. B. §. 60.: Gnadenwahl, wo es am Schlusse heißt: „über die ἀποκατάστασις sagt die heilige Schrift nichts," und doch in der Note zweifelnd gefragt wird: „wie sind Matth. 12, 32. und Matth. 26, 24. (? ein falsches Citat) zu deuten?" eine Frage, die uns insbesondere noch in einem Schulbuche bedenklich erscheint. Auch möchte vielleicht Mancher zwischen dem, was hier über die ἀποκατάστασις gesagt ist, und dem, was dagegen §. 76., §. 113. und ganz besonders §. 116. am Ende („ehe aber dies Gericht hereinbricht" ꝛc.) steht, einen Widerspruch finden.

3. Wir haben aber noch eine, unseres Bedünkens nachtheilige, Folge zu erwähnen, welche aus der nicht vollständig erfaßten Durchdringung des Objektiven und Subjektiven hervorgeht: es ist die nothwendige Isolirung von dem historisch-gegebenen und lebendig dastehenden kirchlichen System. Wohl wissen wir und erkennen es auch deutlich genug aus diesem Buche, daß dem Verf. der theure Christenglaube als der köstlichste Schatz am Herzen liegt, und eben so unverkennbar spricht sich durchgängig das Bestreben aus, die jugendlichen Seelen zur wahren Erkenntniß und zur innigen Liebe dieses Glaubens anzuregen. Ob dies aber wahrhaft erreicht werden könne, sobald der historisch-kirchliche Standpunkt aufgegeben und ein anderer — wenn auch biblischer, aber immer doch nur individueller — genommen wird, darüber wollen und können wir hier nur kurze Andeutungen geben, hoffen aber, so Gott will, in den nächsten Blättern dieser Ev. K. Z. unsere Ansichten über das Verlassen des kirchlich-gegebenen Standpunktes in einem besonderen Aufsatze ausführlicher mittheilen zu können. Betrachtet man nämlich das christlich-kirchliche Glaubenssystem, dessen kurzer und von allen christlichen Confessionen anerkannter Inbegriff das apostolische Symbolum ist, bloß als eine Form, welche geistreiche und gläubige Männer der ältesten christlichen Zeit aus und auf dem Grunde der ganzen heiligen Schrift errichteten, so scheint nichts im Wege zu stehen, daß nicht zu jeder anderen Zeit und also auch heute noch, andere geistreiche und gläubige Männer aus und auf demselben Grunde neue Systeme neben jenes alte hinstellen dürften; ja es erscheint dann sogar nothwendig und pflichtmäßig, die alte nicht mehr zeitgemäße Form gegen eine durch das Wachsthum der Wissenschaften vervollständigte neue zu vertauschen, und jene höchstens als ein ehrwürdiges historisches Denkmal zu bewahren.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 16. April. № 31.

Probe eines verbesserten Lutherischen Katechismus.

Mit Bezug auf den in Nr. 44 und 45. des vorigen Jahrganges enthaltenen Aufsatz, der hie und da Beachtung gefunden hat, wird hiermit ferner von dem Verfasser desselben eine vollständige Probe mitgetheilt, um anschaulich zu machen, wie er sich etwa die einzufügenden Änderungen und Zusätze denkt, durch welche der im Ganzen unübertreffliche kleine Katechismus Lutheri im Einzelnen noch zweckmäßiger gemacht werden könnte. Man nehme die Sache freundlich auf, wie sie gemeint ist, und gebe, wenn man nicht einstimmen mag, Rechtfertigung des Alten oder noch besseres Neues.

Das erste Hauptstück. Von dem Gesetze Gottes.

Das erste Gebot. Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst nicht andere Götter haben neben mir.

Was ist das? Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.

Das andere Gebot. Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen; du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen, denn ich bin der Herr dein Gott.

Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir sein unsichtbar und unbegreiflich Wesen uns nicht abbilden oder vorstellen nach eigener Kunst und Gedanken, noch unser Gemächt anstatt Gottes verehren: sondern wir sollen Gott anbeten, wie er durch sein Wort und Ebenbild sich geoffenbaret hat.

Das dritte Gebot. Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbrauchet.

Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir seinen Namen weder gedankenlos mißbrauchen, noch damit leichtfertig fluchen, schwören, oder gar vernessen lügen und trügen; sondern wir sollen denselben in allen Nöthen anrufen, beten, loben und danken.

Das vierte Gebot. Du sollst den Feiertag heiligen.

Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir seines heiligen Tages Stiftung zu besonderem Gedächtniß nicht vergessen; auch an demselbigen jetzo die Predigt aus Gottes Wort nicht verachten, sondern dasselbige heilig halten, gerne hören und unser Leben darnach richten.

Das fünfte Gebot. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe, und du lange lebest auf Erden.

Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsere Eltern und Herren, die an seiner Statt über uns sind, nicht verachten noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen gehorchen, dienen, sie lieb und werth haben.

Das sechste Gebot. Du sollst nicht tödten.

Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserem Nächsten an seinem Leib und Leben keinen Schaden noch Leid thun oder gönnen, sondern ihm helfen und fördern in allen Leibesnöthen.

Das siebente Gebot. Du sollst nicht ehebrechen.

Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir der heiligen Ehe nichts zuwider thun bei dem Nächsten oder uns selber, sondern keusch und züchtig leben in Worten, Werken und Gedanken, und ein Jeglicher sein Gemahl lieben und ehren.

Das achte Gebot. Du sollst nicht stehlen.

Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserem Nächsten sein Hab und Gut nicht nehmen, noch mit einem Schein des Rechten an uns bringen oder sonst daran Schaden thun; sondern ihm sein Eigenthum gönnen von Herzen, und dasselbige helfen bessern und behüten.

Das neunte Gebot. Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unseren Nächsten nicht fälschlich belügen, verrathen, afterreden oder bösen Leumund machen; sondern sollen ihn entschuldigen, lieber das Gute von ihm reden, und Alles, so viel mit der Wahrheit bestehet, in Liebe zum Besten kehren.

Das zehnte Gebot. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh, oder Alles was sein ist.

Was ist das? Gott will uns damit lehren, als in der Summa, daß wir schuldig sind, dem Nächsten sein Recht zu lassen und alle Gebote zu halten von Herzen ohne Heuchelschein; darum sollen wir streiten gegen die böse Lust in uns, und weil sie dennoch bleibet, unsere Sünde erkennen aus Gottes Gesetz.

Was sagt nun Gott von diesen Geboten allen? Er sagt also nach dem ersten und zweiten Gebot, und meinets für das ganze Gesetz: Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern, bis in's dritte und vierte Glied, bei denen, die mich hassen; und thue Barmherzigkeit

an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten.

Was ist das? Gott dräuet zu strafen Alle, die von ihm weichen und seine Gebote übertreten, die Kinder, wie die Väter, wenn das Maaß der Sünden erfüllet ist; darum sollen wir uns fürchten vor seinem Zorn, und ein Beispiel nehmen an seinen Gerichten, zu entgehen der ewigen Pein. Er verheißet aber aus Gnaden lauter Gutes seinem Volke, das ihm dienet und hält seine Gebote; darum sollten wir ihn freilich auch lieben und vertrauen und gerne thun nach seinen Geboten.

Das andere Hauptstück. Von dem Glauben der christlichen Kirche.

Der erste Artikel. Von Gott dem Vater.

Ich glaube an Gott den Vater u. s. w.

Was ist das? Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat, sammt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat, und noch erhält; daß er mir dazu gibt Essen und Trinken, Kleider und Schuh, mich mit aller Nothdurft und Nahrung des Leibes und Lebens reichlich und täglich versorget, gleichwie er alle seine Kreaturen erhält und ernähret; stehet auch Alles in seiner Macht und Willen, daher mir aus Zufall kein Leides geschehen mag, dieweil mich Gott wider alle Fährlichkeit beschirmet und vor allem Übel behütet und bewahret: und das Alles aus lauter väterlicher göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohne all mein Verdienst und Würdigkeit; deß alles ich ihm zu danken und zu loben, dafür zu dienen und gehorsam zu seyn schuldig bin. Das ist gewißlich wahr.

Der andere Artikel. Von Gott dem Sohn.

Und ich glaube an Jesum Christum u. s. w.

Was ist das? Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sey mein Herr, der mich verdammten und verlorenen Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Leben und Lehren allein, sondern allermeist mit seinem heiligen theuren Blute, und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben: auf daß ich sein eigen sey und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene, hier in Gerechtigkeit und Heiligkeit, dereinst aber nach allem Kreuz und Kampf in ewiger Seligkeit; gleichwie er ist auferstanden von den Todten, lebet und regieret in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr.

Der dritte Artikel. Von Gott dem heiligen Geist.

Ich glaube an den heiligen Geist, u. s. w.

Was ist das? Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder also zu ihm kommen kann, daß ich durch ihn heilig und selig werde: sondern gleichwie der heilige Geist die christliche Kirche gestiftet und gesammelt, und auch mich dazu durch das Evangelium berufen hat, also will er

mich ferner mit seinen Gaben und Kräften erfüllen und heiligen, daß ich mit rechter Zuversicht der Vergebung der Sünden mich getröste; auch im frommen Wandel mit allen Kindern Gottes mich treiben, stärken und bewahren bis an's Ende; worauf er am jüngsten Tage mich und alle Todten auferwecken, und mir sammt allen Gläubigen in Christo ein ewiges Leben in verklärtem Leibe geben wird. Das ist gewißlich wahr.

Das dritte Hauptstück. Von dem Gebete der Gläubigen, oder vom heiligen Unser-Vater.

Der Anruf. Unser Vater, der du bist im Himmel.

Was ist das? Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sey unser aller rechter höchster Vater, und wir durch Christum wieder seine Kinder, auf daß wir in Jesu Namen mit einander getrost ihn bitten mögen, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater.

Die erste Bitte. Geheiliget werde dein Name.

Was ist das? Gottes Name ist zwar an ihm selbst heilig, aber wir bitten in diesem Gebet, daß er auch bei uns heilig gehalten werde, wie ihm gebühret.

Wie geschieht das? Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird, und wir auch heilig als die Kinder Gottes darnach leben: das hilf uns, lieber Vater im Himmel! Wer aber anders lehret und lebet, denn das Wort Gottes lehret, der entheiliget auf Erden den Namen Gottes: davor behüte uns, lieber himmlischer Vater!

Die zweite Bitte. Dein Reich komme.

Was ist das? Gottes Reich ist wohl vor unserem Gebet von ihm selbst gekommen; aber wir bitten in diesem Gebet, daß es immer weiter komme zu allen Menschen und Heiden, sonderlich auch in aller Christen Herzen.

Wie geschieht das? Wenn der himmlische Vater uns seinen heiligen Geist gibt, daß wir seinem heiligen Wort durch seine Gnade glauben und göttlich leben, hier zeitlich und dort ewiglich.

Die dritte Bitte. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Was ist das? Gottes guter und gnädiger Wille muß freilich zuletzt auch ohne unser Gebet geschehen, mit Gewalt und Gericht; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er auch auf Erden mit freiwilligem Sinne geschehe, wie ihn die lieben Engel und Heiligen im Himmel thun.

Wie geschieht das? Wenn Gott allen bösen Rath und Willen bricht und hindert, so uns den Namen Gottes nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen wollen, als da ist des Teufels, der Welt und unseres Fleisches Wille, sondern lehret und leitet uns fest in seinem Befehl, Zucht und Gehorsam, zum ewigen Heil, das ist sein gnädiger und guter Wille.

Die vierte Bitte. Unser täglich Brodt gib uns heute.

Was ist das? Gott gibt täglich Brodt, auch wohl ohne unser Gebet, allen bösen Menschen; aber wir bitten in diesem

Gebet, daß er's uns erkennen lasse und mit Danksagung empfahen unser täglich Brodt.

Wie geschieht das? Wenn wir erkennen, daß Alles von Gottes Segen kommt, und vertrauen ihm, daß er uns nicht versagen wird unsere Nothdurft, so wir schuldigen Fleiß dazu thun; darum nicht ängstlich sorgen noch sicher uns vermessen, vielmehr immerdar die Ehre geben dem einigen Versorger, der uns die besten Gaben in Christo bescheret: das heißt mit Danksagung empfahen unser täglich Brodt.

Die fünfte Bitte. Und vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern.

Was ist das? Wir bitten in diesem Gebet, daß der Vater im Himmel nicht ansehen noch strafen wolle unsere Sünde, damit wir uns leider noch täglich versehen, und bleiben ihm viel schuldig, das er fordern könnte, sind auch der keines werth, das wir von ihm bitten; sondern er wolle uns Alles aus Gnaden geben und die verdiente Strafe erlassen.

Warum versprechen wir dabei, auch zu vergeben? So Gott uns vergeben will in Christo, da ist's freilich recht und nöthig, daß wir wiederum auch herzlich vergeben und gerne wohlthun unseren Beleidigern, für die wir ja mitbitten zu Gott; darum versprechen wir solches vor ihm und bekennen, daß er uns thun wird, wie wir dem Nächsten gethan.

Die sechste Bitte. Und führe uns nicht in Versuchung.

Was ist das? Gott versucht zwar Niemand zum Verderben, sondern zu allem Guten läßt er die Versuchung geschehen; aber um unserer Schwachheit willen bitten wir in diesem Gebet, daß uns Gott wolle durch seinen Beistand vor allen Sünden behüten und bewahren.

Wie geschieht das? Wenn der himmlische Vater seine Kraft lässet mächtig seyn in unserer Schwachheit, daß uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrügen noch verführen mag in Mißglauben oder Verzweiflung und allerhand Schande und Laster; und ob wir auch hart angefochten würden, stehet er uns dennoch bei, daß wir nicht unterliegen, sondern ihm treu verbleiben.

Die siebente Bitte. Sondern erlöse uns von dem Übel.

Was ist das? Wir bitten in diesem Gebet, als in der Summa, daß uns der Vater im Himmel mit dem Grundübel der Sünde und Verdammniß auch von allem anderen Übel, das uns auf Erden noch drücket, nach seinem Wohlgefallen erlöse, und zuletzt, wenn unser Stündlein kömmt, ein selig Ende beschere, und mit Gnaden aus diesem Jammerthal zu sich nehme in den Himmel.

Die Lobpreisung. Denn dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.

Was heißt das? Damit bekennen wir freudig, daß Gottes die Macht und Ehre sey, uns zu erlösen und selig zu machen; loben und danken deß im Vor-

aus schon, und sind gewiß, alle unsere Bitten sind dem Vater im Himmel angenehm und erhöret, denn er selbst hat uns geboten, also zu beten, und durch Christum verheißen, daß er uns wolle erhören. Amen, Amen, das heißt: Ja, Ja, es soll also geschehen.

Das vierte Hauptstück. Von dem Sakramente der heiligen Taufe, sammt der Confirmation.

Zum Ersten. Was ist die Taufe? Die Taufe ist nicht allein schlecht Wasser, sondern sie ist das Wasser nach Gottes Gebot gebrauchet und mit Gottes Wort verbunden.

Welches ist denn solches Wort Gottes? Da unser Herr Christus spricht, Matthäi am letzten: Gehet hin u. s. w.

Zum Anderen. Was gibt oder nützet die Taufe? Sie macht die Vergebung der Sünden, Erlösung vom Tod und Teufel und ewige Seligkeit, so Gott in Christo darbeut durch den heiligen Geist, allen denen zu eigen, die ihr Wasser im Glauben empfangen.

Wo stehet das geschrieben? Da unser Herr Christus spricht, Marci am letzten: Wer da glaubet u. s. w.

Zum Dritten. Wie kann Wasser solche große Dinge thun? Wasser thut's freilich nicht, wie Christus auch saget, sondern das Wort Gottes, so den Geist zum Wasser bringt, und der Glaube, so solchem Worte Gottes im Wasser trauet. Denn ohne Gottes Wort und ohne Glauben daran ist das Wasser schlecht Wasser und keine Taufe; aber mit dem Worte Gottes ist's Allen, die da glauben, eine Taufe, das ist ein gnadenreich u. s. w.

Zum Vierten. Was bedeutet darum solch Wassertaufen? Es bedeutet, daß der alte Mensch in uns durch tägliche Reue und Buße soll ertödtet werden und sterben mit allen Sünden und bösen Lüsten, und wiederum täglich u. s. w.

Wo stehet das geschrieben? Sankt Paulus zu'n Römern im sechsten Capitel spricht: Wir sind sammt Christo u. s. w.

Zum Fünften. Wie hält sich's nun mit der Wassertaufe der Kindlein? Man tauft sie nach alter Ordnung um des Glaubens der Kirche willen, in der sie heilig sind und zur Heiligung erzogen werden; damit aber der Taufe Kraft hernachmals in den Erzogenen völlig werde, folget der heilige Geist für die Gläubigen in der Confirmation.

Das fünfte Hauptstück. Von dem Sakrament des heiligen Abendmahls, sammt der Beichte.

Zum Ersten. Was ist das Abendmahl? Es ist der wahre Leib und Blut unseres Herrn Jesu Christi, unter dem Brodt und Wein uns Christen zu essen und zu trinken von Christo selbst eingesetzt.

Wo stehet das geschrieben? So schreiben die heiligen Evangelisten u. s. w.

Zum Anderen. Was nützet denn solch Essen und Trinken. Das zeigen uns diese Worte: Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden. Nämlich daß uns im Sakrament Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit zu eigen ge-

schenkt wird; denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.

Zum Dritten. Wie kann leiblich Essen und Trinken solche große Dinge thun? Essen und Trinken thut's freilich nicht, wie Christus auch saget, sondern die Worte, so da stehen: das ist mein Leib und Blut, und: für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden. Welche Worte erst zum Sakrament machen das leibliche Essen und Trinken; und wer denselben Worten glaubet, der hat, was sie sagen und wie sie lauten, nämlich Christi Leib und Blut und Vergebung der Sünden.

Zum Vierten. Wer empfähet denn solch Sakrament würdiglich? Fasten und leiblich sich bereiten ist wohl eine feine äußerliche Zucht; aber der ist recht würdig und wohlgeschickt, der den Glauben hat an des Herrn Wort und verlanget ernstlich in ihm geheiliget zu werden. Wer aber nicht glaubet oder nicht verlanget, der ist unwürdig und ungeschickt, denn das Wort für euch erfordert bußfertige, gläubige und hungrige Herzen.

Zum Fünften. Was hat nun die Kirche verordnet, daß Niemand dabei unwürdig bleibe? Sie hat verordnet, daß, wer zum Abendmahl gehet, zuvor von seinem Seelsorger Vermahnung und Zuspruch empfange; und wird einem Jeglichen, der Reue und Buße ernstlich bezeuget, auch die Vergebung an Christi Statt zugesprochen in der heiligen Beichte.

ρσσ.

Religionsunterricht auf den Gymnasien.

(Schluß.)

Über dieser anatomischen Zerlegung von Wesen und Form, von Idealem und Realem, bringen wir uns aber, wie in allen Dingen, so auch im Christenthum und in der Kirche, um den wahren Inhalt und Besitz, und die erste und nothwendige Folge davon ist, daß die Zahl der philosophisch-theologischen Schulen, d. h. derer, wo die Theologie aus der Philosophie hervorgehen soll, täglich wächst, aber die einzige theologisch-philosophische Schule, d. h. diejenige, wo die Philosophie aus der Theologie, dem λόγος θεοῦ, hervorgeht, d. i. die wahre Evangelische Kirche, wenn auch nicht aufgehoben und vernichtet — denn das ist, ihrem Wesen nach, unmöglich (Matth. 16, 18., Luc. 21, 33.) — wohl aber verkannt und gefährdet wird. Wie es nun eines jeden evangelischen Lehrers erste und vornehmste Aufgabe ist, diesem Übel häretischer Inundation sowohl in sich selbst, als in Anderen zu wehren, und da, wo es — wie leider in Deutschland — bereits zur philosophisch-theologischen Sündfluth kommen will, nach Gottes Befehl mit den Seinen in die heilige Arche zu gehen; so ist es vor Allem für den christlichen Religionslehrer an Gymnasien Pflicht, seine Schüler diese göttliche Arche, diese feste Burg, nicht bloß kennen, sondern auch heilig halten und schützen zu lehren; was wohl ganz verschieden ist von dem, von vielen selbst redlich Gesinnten für gleich gehaltenen Bestreben, aus dem vorhandenen heiligen Material eine neue Arche bauen zu lehren. Die jetzt so allgemein herrschende Vorstellung von der Zulässigkeit, ja Nothwendigkeit verschiedenartiger Ansichten desselbigen Einen Evangelii und von dem freien Rechte, diese Ansichten zur Förderung und Vervollkommnung der christlichen Kirche geltend zu machen und grade dies als eine innerlich nothwendige, freie Entwickelung der reformatorischen Kraft des Evangelii, als eine segensreiche Fortsetzung der Reformation anzusehen, — diese Vorstellung, die Mutter der unzähligen neueren Katechismen, Lehrbücher und Systeme, ist zugleich die Zerstörerin der heiligen, allgemeinen christlichen Kirche. Wir bedürfen wahrlich, wie es auch oft schon ausgesprochen ist, einer Reformation, die aber, grade wie im sechzehnten Jahrhundert, damit beginnen muß, daß wir selbst uns auf den ewigen Grund der apostolischen Kirche fest hinstellen, ihre Säulen kräftig umfassen (Ephes. 2, 20—22.), Alles, was menschliche Scholastik von vermeintem Licht hinzugebracht, menschliche Artistik von vermeinter Zier und Kunst drum und dran gebaut hat, ohne Schonung hinausthun (Matth. 21, 12. 13.) und uns als wahre Diener Christi, als treue Haushalter über die Geheimnisse Gottes (1 Cor. 4, 1. 2.), wie sie einmal in Ewigkeit geoffenbaret sind, nicht aber als Inhaber neuer Geheimnisse gestellen, also daß wir in wahrhafter Gottesfurcht und treuem Gottesdienste „weder dazu setzen, noch davon thun" (Offenb. 22, 18. 19.). — Daß aber eine solche Reformation in unserer Zeit grade in den Schulen und Gymnasien anheben müsse, bedarf wohl keines Beweises.

Nachrichten.

(Schottland.) In Glasgow und London hat mit diesem Monat die Herausgabe einer neuen Zeitschrift begonnen, betitelt the Church of Scotland Magazine. Ihr Zweck ist, richtige Ansichten über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit von Landeskirchen (national church-establishments) zu verbreiten. Ein Theil ihres Inhalts soll zugleich den verwandten Gegenständen, Kirchenregierung, Kirchenzucht, Kirchenbesuch, Parochialeintheilung, Parochial-Missionen, christliche Volkserziehung, im In- und Auslande, gewidmet seyn. Die Grundsätze, wonach diese Zeitschrift geleitet wird, werden dieselben seyn, welche die symbolischen Schriften der Schottischen Kirche aussprechen. Zugleich halten die Herausgeber es für ihre Pflicht, bei der gegenwärtigen merkwürdigen Krisis in allen Brittischen Institutionen, ihren Lesern beglaubigte Mittheilungen über den Stand der Dinge in den Kirchen von England und Irland zu machen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 19. April. № 32.

Einige Bemerkungen über ἐστι in den Einsetzungsworten des Abendmahls Matth. 26, 26.: Das ist mein Leib ꝛc.; veranlaßt durch eine Bemerkung in Olshausen's biblischem Commentar.

Wenn Dr. Schulz in seiner Schrift über das heilige Abendmahl behauptet, das ἐστι heiße an dieser Stelle nicht ist, sondern bedeutet, so kann man so ziemlich ruhig darüber weggehen. Wenigstens erging es uns so beim Lesen dieser Schrift. Es gibt nun eben einmal solche Leute, für welche in der Schrift kein ἐστι, ist, steht; und bei welchen alles nur das und so viel bedeutet, als sie hineinzulegen für gut finden. Selbst der einfache biblische Satz: Gott ist die Liebe, muß: Gott bedeutet die Liebe, heißen. *) Wenn aber ein Olshausen einer solchen Ansicht beizutreten scheint (s. dessen bibl. Commentar 2. Bd. Matth. 26, 26.), dann muß einem allerdings die Sache bedenklicher vorkommen, und man fühlt sich zu erneuerter Prüfung gedrungen. Olshausen sagt (S. 403.): „So bleiben denn nur die Worte τοῦτό ἐστι zu betrachten, welche man so lange als den Schlüssel zum Verständniß der ganzen Stelle ansah. Allein Schulz hat gewiß Recht, wenn er bemerkt, daß aus dieser Formel weder für die eine, noch für die andere Ansicht vom Abendmahl etwas bewiesen werden kann. Sollte freilich die katholische Ansicht durch die Schriftworte bestätigt werden, so müßte μετεμορφώθη oder etwas Ähnliches stehen. Aber τοῦτό ἐστι kann, rein grammatisch die Sache angesehen, eben so gut heißen, es bedeutet, als, es ist wirklich, so daß zwischen Luther und Zwingli nach diesen Worten nicht entschieden werden kann. (Unter den zahlreichen Beispielen, die Schulz anführt, vergleiche man nur folgende von τοῦτό ἐστι 1 Petr. 1, 25., Philem. V. 12., Luc. 12, 1., Hebr. 10, 20., und vom tropischen Gebrauch von εἶναι überhaupt Joh. 15, 1. 5., 14, 6., 10, 7. 9. öfter.) Nur kann es eben so gut die andere Bedeutung haben, es ist in That und Wahrheit. In unserer Stelle ist kein entscheidendes Moment für die eine oder andere Ansicht gegeben, nur die authentischen Erklärungen der Schrift und ihr Lehrzusammenhang, verbunden mit der ältesten kirchlichen Praxis müssen hier zur Entscheidung für die strenge Auffassung der Worte führen." So Olshausen.

Wir bemerken zuvörderst aus dem Angeführten, daß, wenn gesagt wird, daß aus dieser Formel „weder für die eine noch für die andere Ansicht vom Abendmahl etwas bewiesen werden," und namentlich nicht „zwischen Luther und Zwingli entschieden werden kann," dies nichts Anderes heißen kann, als, es könne dem ἐστι an dieser Stelle seine genuine Bedeutung: ist, nicht bewiesen und vindicirt werden. Und in diesem negativen Sinne meinten wir es, wenn wir oben sagten, Olshausen scheine dem Dr. Schulz beizutreten. Wir glauben aber vielmehr, daß allerdings bewiesen werden kann, und zwar aus dieser Stelle selber, daß hier keineswegs die Bedeutung: ist, nur eben so gut stattfinden könne, sondern daß diese Bedeutung einzig und allein stattfindet, und die Bedeutung: bedeutet, gar nicht. Wir glauben auch, daß wenn dieser Beweis nicht geführt werden kann, die übrigen Beweise gewiß ohne Kraft bleiben. Denn welche „authentische Erklärungen der Schrift" können denn wohl aufgewiesen werden? Die Stelle 1 Cor. 11. unterliegt derselben Kritik des ἐστι, und 1 Cor. 10. wird nach den Hauptstellen interpretirt. Und wie möchte die Kirche etwas beweisen, was nicht aus der Bibel bewiesen werden kann? — Schon Chemniz hat sich daher ausdrücklich gegen diese Verfahrungsweise erklärt: „So wie alle Dogmen der Kirche, und alle einzelnen Glaubensartikel in bestimmten Stellen der heiligen Schrift gleichsam ihren eigenthümlichen Sitz haben, wo sie in bewußter Absicht (ex professo) gelehrt und erklärt werden, so daß ihr wahrer und genuiner Sinn eben nur aus diesen Stellen abgeleitet und festgestellt werden kann; so ist es außer Streit, daß der rechte Glaube vom Abendmahl seinen ihm eigenthümlichen Sitz in den Einsetzungsworten hat." Chemniz tadelt daher namentlich die Sakramentirer, daß sie sich zuerst aus anderen Stellen eine Ansicht bilden, und dann mit derselben an die Hauptstelle gehen. Chem. fund. Coen. D. Cap. II. cf. c. VIII. 5. — „Rein grammatisch freilich die Sache angesehen," wie Olshausen sagt, scheint die Sache nicht entschieden werden zu können; aber bloß darum, weil die Grammatik als solche überhaupt nicht über die Bedeutung eines Worts urtheilt; rein grammatisch hat das ἐστι keine Schwierigkeit. Indeß werden wir sehen, daß auch die reine Grammatik über den Sinn des ganzen Satzes ein gar gewichtiges Urtheil zu sprechen hat. — Ferner bemerken wir, daß wir nicht einsehen, warum die katholische Ansicht mehr als die Zwinglische, oder wie wir sie jetzt jedenfalls richtiger und bezeichnender nennen wollen, die rationalistische, einen eigenen Ausdruck erheische? Das ἐστι schließt ja möglicher Weise und an sich eine vorangegangene Verwandlung nicht aus; wohl aber sind ist und bedeutet zwei sich ausschließende Begriffe; und mit weit mehr Recht könnte man daher hier ein σημαίνει, wie Joh. 12, 33., 18, 32. u. a., oder ein τοῦτό ἐστι ἀλληγορούμενον, wie Gal. 4, 24. erwarten, wenn Christus hätte sagen wollen: das bedeutet.

*) Nimmt man das: ist, als den allgemeinsten Ausdruck der Wahrheit, so gibt es freilich auch in der ganzen Theologie dieser Leute kein ἐστι.

Die Vertheidiger der letzteren (rationalistischen) Ansicht berufen sich zunächst auf den figürlichen Gebrauch des ἐστι überhaupt. Schulz hat eine Menge von Stellen bunt zusammengehäuft, in welchen das ἐστι bedeutet heißen soll. Der überflüssige Mangel an Beweiskraft ist ihm jedoch schon deutlich genug gezeigt worden. Sartorius gibt auch eine kurze Widerlegung in seinem scharfsinnigen Aufsatze Nr. 40 ff. dieses Blattes Jahrg. 1832. Wir meinen also hier nicht etwas Neues zu geben, sondern glauben und wissen, daß das Alles schon hie und da, insonderheit von unseren alten Theologen, gesagt sey. Indeß ist es uns hier nicht um die Theologen von Profession, als vielmehr um solche Leser dieses Blattes zu thun, welchen man nicht zumuthen kann, einen jeden Ausspruch eines neuen Commentars mit den schon vorhandenen Aussprüchen und theologischen Verhandlungen zu vergleichen und zu prüfen.

Es ist in der That unnöthig, alle Stellen, die Schulz vorlegt, durchzugehen; wir begnügen uns mit den von Olshausen herausgehobenen, von welchen wir eben deshalb eine besondere Beweiskraft zu vermuthen berechtigt sind.

1 Petri 1, 25. Der Apostel stellt hier der leiblichen Geburt aus vergänglichem Samen die geistliche Wiedergeburt aus dem unvergänglichen Samen des Wortes Gottes gegenüber. Zum Beweis dieser Unvergänglichkeit führt er den Alttestamentlichen Spruch an V. 25.: „Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit;" und setzet dazu: „Das ist aber das Wort, welches unter euch verkündigt ist." Wozu Luther: „Als wollt er sagen: Ihr dürft die Augen nicht weit aufthun, wo ihr zu dem Worte Gottes kommet; ihr habt es vor Augen. Das Wort ist es, das wir predigen." Offenbar wird hier die inhaltliche Identität und Gültigkeit des jetzt verkündigten Wortes (ῥῆμα εὐαγγελισθέν) mit dem vorausgegangenen prophetischen Wort ausgesprochen. Steiger sagt zu dieser Stelle: „Auch das Alttestamentliche Wort konnte das Leben geben, aber nur nach seinem evangelischen Inhalte, der jetzt durch den Messias selbst von der Gesetzesschale befreit und in seiner eigenthümlichen Gestalt und ganzen Kraft als Geschichte der geschehenen Erlösung hingestellt wurde. Was also vom A. T. in dieser Beziehung auf Erlösung, Rechtfertigung und Wiedergeburt gerühmt worden war, gilt, da es schon damals nur auf das Evangelische desselben, das seinen Grund und Gehalt bildete, sich bezog, jetzt auch, ohne sogenannte Deutung und Anwendung, rechtmäßig und unbeschränkt vom Worte des N. B." — Wo wäre hier demnach ein: das bedeutet?

Die zweite Stelle ist Philem. V. 12.: „Du wollest ihn (den Onesimus), das ist, mein eigenes Herz (τὰ ἐμὰ σπλάγχνα) annehmen." Man übersetze doch einmal die Stelle statt: das ist, das bedeutet mein Herz, und man wird das Ungeschickte fühlen. Das τουτέστι (schon durch die Schreibart unterschieden) ist eine stehende Erklärungsformel, wie unser Deutsches nämlich; und es ist hier nichts als eine einfache Apposition, durch welche Paulus sein inniges Verhältniß ausdrücken will, etwa statt: meinen Geliebten, oder: du wollest ihn aufnehmen wie mein Herz. Das τουτέστι ist daher an dieser

Stelle so wenig in diesem Streite zu gebrauchen, als Apostelgesch. 19, 4.: „Johannes sagte dem Volke, daß sie glauben sollten an den, der da kommen sollte, das ist, an Jesum" ꝛc., oder Apostelgesch. 1, 20.: „Hakeldama, das ist, Blutacker."

Die dritte Stelle, Luc. 12, 1.: „Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer, welcher ist Heuchelei." Hier scheint beim ersten Anblick das ἐστι wirklich bedeutet zu heißen. Allein der Schein verschwindet, sobald man nur die Parallele Matth. 16, 6. 12. vergleicht: „da verstanden sie, daß er nicht gesagt hatte, daß sie sich hüten sollten vor dem Sauerteige des Brodtes, sondern vor der Lehre der Pharisäer." Nicht also die Heuchelei selbst ist unter dem Sauerteige gemeint, so daß es hieße, „welcher die Heuchelei bedeutet;" sondern dieser Sauerteig bedeutet zunächst die Lehre der Pharisäer; diese Lehre aber ist in That und Wahrheit, sowohl in Beziehung auf ihr Leben Heuchelei, als in sich selbst unlauter und unwahr, entgegengesetzt den ἀζύμοις εἰλικρινείας καὶ ἀληθείας, 1 Cor. 5, 8.

Die vierte Stelle, Hebr. 10, 20., fällt zum Theil mit Philem. V. 12. zusammen. „Welchen (Eingang) er uns zubereitet hat zum neuen und lebendigen Weg durch den Vorhang, das ist (τουτέστι), durch sein Fleisch." Der Vorhang soll hier nicht das Fleisch bedeuten, sondern das Fleisch ist der Vorhang, durch welchen wir eingehen. „Durch den Vorhang, welcher (Prädikat) sein Fleisch (Subjekt) ist."

Wer mag nun, wenn sein Blick nicht durch Vorurtheil geblendet ist, in diesen Stellen einen Beweis für den Neutestamentlichen Gebrauch des τοῦτό ἐστι als: das bedeutet, finden?

Wir gehen zu der anderen Klasse von Stellen über, durch welche der tropische Gebrauch des εἶναι überhaupt erwiesen werden soll. Joh. 15, 1. 5.: „Ich bin der rechte (ἀληθινή, der wahre) Weinstock, und mein Vater der Weingärtner... Ich bin der Weinstock, ihr seyd die Reben." — Wir können nicht umhin, hier die Worte des Aeg. Hunnius (de Sacram. veteris et nov. test. 1590. cap. 14.) anzuführen. „Das ist eine so ungeschickte Applikation der Gegner, daß es zum Verwundern ist, daß sie sich nicht geschämt haben, solches vor den Augen der Christenheit aufzutischen. Denn wenn Christus sagt: Ich bin der wahrhaftige Weinstock ꝛc., wer sollte so abgeschmackt und albern seyn, zu sagen: ich bin heiße ich bedeute? Denn da es sich hier nicht um irgend einen irdischen Weinstock, sondern, wie Christus selbst erklärt, um den wahren Weinstock handelt, und zwar um solchen, in den, wie er sagt, die Apostel gleich den Reben eingesenkt sind, wie absurd wäre es, dem Herrn eine solche Rede anzudichten: Ich bedeute den wahren Weinstock, und mein Vater bedeutet jenen wahren himmlischen Weingärtner! — Und wer in aller Welt soll denn dann der wahre Weinstock selber seyn, dessen Reben die Apostel sind, wenn es Christus nicht ist, sondern ihn nur bedeutet?" ꝛc. — Unsere Hochachtung und Verehrung gegen Olshausen gebietet, daß wir hier, um auch nicht dem geringsten Verdacht Raum zu geben, als habe das strafende Wort des Hunnius irgend eine Beziehung auf diesen ausgezeichneten

hristlichen Ausleger der Schrift, von ihm selbst einen erklären-
en Ausspruch beifügen. Er sagt in s. Comm. z. d. St.: „Jede
hysische Lebenseinheit, wovon hier der Weinstock ein Beispiel
st, ist gleichsam ein Nachbild der geistigen Lebenseinheit der
Gläubigen; diese ist daher im vollen Sinne des Wortes ein
ebendiges Geistesgewächs." Und zu ἀληθινὸς bemerkt
r (Joh. 1, 9): „Johannes braucht diesen Ausdruck oft, um den
Gedanken hinzustellen, daß das Irdische nur Nachbild des Himm-
ischen, dieses das Wesen von jenem sey. . . . Hierauf beruht
ie tiefere Auffassung der biblischen Bildsprache, die nicht so zu
erstehen ist, als sey von den irdischen Verhältnissen eine Über-
ragung auf das Göttliche gemacht, sondern umgekehrt, die die
ληθινὰ anschauenden Männer Gottes suchten zur Bezeichnung
erselben die irdischen Abbilder des Himmlischen." Vgl. hie-
nit, was Sartorius im angeführten Aufsatz S. 330. sagt.

Dasselbe gilt von den übrigen Stellen: Joh. 14, 6. „Ich
in der Weg, die Wahrheit, das Leben;" 10, 7. 9.: „Ich
in die Thüre zum Schafstall, ich bin der gute Hirte."
Wenn hier ein Tropus statt finden soll, so ist er durchweg im
Prädikat, nirgends im Verbo. Aber auch nicht einmal im Be-
riff Weg und Thüre, ist streng genommen ein Tropus. —
Und wenn der Tropus möglicherweise im Verbum ich bin
wäre, und Christus bloß den Weg bedeutete, so bedeutete
r also auch bloß die Wahrheit und das Leben? — Der
eichten, aller wissenschaftlichen und christlichen Tiefe entbehren-
en Auffassungsweise des Rationalismus sieht das freilich sehr
hnlich! —

Haben wir hiemit nachgewiesen, daß in allen diesen Stellen
em εἶναι seine eigenthümliche Bedeutung bleibt und bleiben
uß, so sind wir doch eben so weit entfernt, zu glauben, daß
ir hiemit schon etwas für die fragliche Hauptstelle (Matth.
6, 26.) in der Abendmahlslehre bewiesen hätten, als wir ent-
ernt sind, den Gegnern es als einen Beweis gegen sie zuzu-
estehen, wenn sie in denselben Stellen die Bedeutung: es
edeutet, so bewiesen hätten, wie sie sie nicht bewiesen haben.
Den Gegnern der eigentlichen Bedeutung ist freilich mehr an
en Parallelstellen des Wortgebrauchs gelegen; nämlich grade
m so viel mehr, als sie ihre Schwäche an der Hauptstelle
lbst fühlen. *)

*) In welche Verlegenheit Zwingli gerieth, als ihm das Un-
assende der Anwendung von Beispielen aus Gleichnissen, Gesichten und
räumen ꝛc. dargethan wurde, zeigt er selber ehrlich und offen an in
iner Schrift Subsidium Eucharistiae, wovon Hunnius folgende
telle wörtlich anführt, die wir hier übersetzt wiedergeben: „Nun war
e nicht geringste Arbeit noch übrig, Beispiele darzubringen, welche nicht
us Parabeln entnommen wären. Ich begann Alles zu durchdenken,
lles von Neuem durchzugehen, allein es fand sich kein neues Beispiel.
ls aber der dreizehnte Tag sich nahete (ich erzähle Wahrheit, so wahr,
ß mich's mein Gewissen nicht verbergen läßt, ob ich schon wollte, son-
rn zwingt mich zu offenbaren, was der Herr mir mitgetheilt hat, obschon
) weiß, welchem Spott und Gelächter ich mich aussetze), als also der
izehnte April nahete, war mir's im Traum, als stritt ich wieder mit
inem Gegner mit viel Widerwillen, und wäre so verstummt, daß mir

Wir wollen nun die fragliche Stelle selbst genauer besehen. In ihr sey kein entscheidendes Moment für die eine oder die andere Ansicht gegeben, behauptet Olshausen. Dann wäre freilich auch keine authentische Entscheidung über die Lehre vom Abendmahl möglich. Allein so geringfügig sind doch wohl für's Erste jene theologischen und juristischen Canones nicht, welche unsere alten Theologen hier anwendeten, nämlich a. daß man bei Testament-Sachen (und dahin ist doch wohl die Stiftung des Abendmahls etlichermaßen zu rechnen!) von den Worten nicht abweichen dürfe, sondern voraussetzen müsse, der Testator habe grade das im Sinne gehabt, was dem Worte, das er gebraucht, eigenthümlich ist; und daß man namentlich in zweifelhaften Fällen bei dem unmittelbaren Wortsinne stehen bleiben müsse, cf. Gal. 3, 15. b. Daß man in der heiligen Schrift den sensus literalis beibehalten müsse, wenn nicht in der Stelle selbst unwiderssprechliche Anzeigen des Gegentheils vorhanden sind, oder andere Stellen denselben Ausspruch tropisch auslegen. (Wo ist dies aber bei unserer Stelle der Fall?) Und daß man namentlich in solchen Stellen, welche einen Glaubenssatz begründen, nicht auf Allegorien und figürliche Deutung verfallen dürfe! — Indeß sind diese Canones mehr negative Beweismittel. Betrachten wir aber noch, welche Veränderung des Wortsinnes hier mit ἐστι vorgenommen werden soll — nämlich die in das direkte Gegentheil — so wird uns auch der positive Beweis nicht fehlen.

Der Satz „das ist mein Leib" ist ein einfacher logischer Satz, von welchem Jedermann weiß, daß Subjekt und Prädikat durch die Copula schlechthin mit einander verbunden werden; und daß die Copula der allgemeinste Ausdruck der Wahrheit ist, und in dieser Verbindung anzeigt, daß das Prädikat dem Subjekte wirklich und wahrhaft zukomme. Eine Ungewißheit, eine Doppeldeutigkeit der Copula ist daher schlechthin unmöglich. Gehen wir nun aber auf den Begriff „es bedeutet" über, so ist er eine Verneinung des Seyns, und liegt in ihm das nackte Gegentheil von der Copula, und deutet an, daß das genannte Prädikat dem Subjekte in Wahrheit nicht zukomme. Ja das Prädikat wird zum Objekt, und es entsteht ein ganz neues Prädikat, folglich ein ganz verschiedener Satz

die Zunge ihren Dienst versagte, auszusprechen, auch was ich Wahres wußte; die Angst schien mich ganz zu verwirren, wie ja in täuschender Nacht bisweilen Träume zu plagen pflegen (denn ich erzähle bloß einen Traum, so viel mich betrifft; obgleich es nichts Geringes ist, was ich im Traum gelernt habe, Gott sey Dank, zu dessen Ehre ich es kund thue). Da erschien mir plötzlich ein Einhelfer (monitor) zur Seite und sprach: Ei, du Träger, antworte ihm, was Exod. 12. steht (Vers 11.): Est enim Phase (h. e. transitus) Domini. Ich erwache, springe aus dem Bette, schlage die Septuaginta sorgfältig nach, und habe hernach vor der ganzen Versammlung hierüber männlich gesprochen." So Zwingli.

So scheinbar diese Stelle ist (im Hebräischen fehlt jedoch das est), so zeigt sie sich doch bei genauer Erwägung recht als im Traum gefunden, und hat ihre Vertheidiger in größere Verlegenheit gesetzt, als irgend eine andere. Man vgl. Calov. bibl. illustr. ad. h. l.

und Ausspruch. Setzt man nämlich den Satz: „das bedeutet meinen Leib" in seine einfache logische Gestalt um, so lautet er: „das ist bedeutend (Etwas bedeutendes) meinen Leib" (significans est). — Welcher vernünftige Mensch mag nun in dem einfachen ist einen Tropus finden wollen, der das grade Gegentheil sagt, also das gradezu aufhebt, was das gebrauchte Wort ausspricht; so daß der Satz: das ist mein Leib = das ist nicht mein Leib! — Oder welcher verständige Mensch würde sich so ausdrücken? Was würden wir von dem Menschen halten, der einem anderen ein Geschenk überreichte mit den Worten: das ist ein Diamant, gebrauche, trage ihn zu meinem Andenken ꝛc.; hätte aber dabei den vermeintlichen Tropus im Sinn, und wollte sich bei näherer Untersuchung des Geschenkes damit rechtfertigen, daß er das ist im Sinne von bedeutet genommen habe: für was würden wir solchen Menschen gelten lassen? — Und Jesus sollte also gesprochen und also gedacht haben? Ist das mög-lich?? — Wahrlich es ist unbegreiflich, es ist unmöglich, daß Jemand, der Jesum kennet, und in ihm den Sohn Gottes, die wesentliche Wahrheit bekennet, noch die Möglichkeit zugeben kann, daß er mit den ausdrücklichen Worten das ist habe sagen wollen: das bedeutet! — — Man beachte zugleich die genaueste Übereinstimmung aller drei Evangelisten und des Apostels Paulus in dem constitutiven τοῦτό ἐστι σ. μ., während sie in den Nebenumständen nicht unbedeutend differiren. Diese Gewissenhaftigkeit muß uns selbst ein Beispiel seyn.

Man hat sich auch der Aushülfe der Hebräischen Sprache bedient, und gesagt, den Hebräern fehle ein eigenes Wort für den Begriff significat. Allein 1. daß dies ganz ungegründet ist, zeigt eine auch geringe Bekanntschaft mit der Bibel, und jedes Lexikon (vgl. Genes. 17, 11., 9, 12. 13., 2 Kön. 20, 8.). 2. Es müßten dann doch Stellen beigebracht werden, wo das הָיָה wirklich und für sich allein significat heißt. 3. Schon Hackspan hat dagegen erinnert, daß, gesetzt auch, es fehle im Hebräischen solcher Ausdruck, er doch nicht im Griechischen fehlte, dessen sich die Apostel bedienten, welche, wenn hier הָיָה significat heißen sollte, ja ein Falsum begangen hätten. 4. Überhaupt aber beruht diese Ausflucht auf der Voraussetzung dessen, was erst bewiesen werden soll, nämlich daß Christus habe *significat* sagen wollen, und *est* nicht sagen können. 5. Endlich, sind diese Worte wirklich von Christus ursprünglich in Hebräischer, d. h. in Aramäischer Mundart gesprochen, und demgemäß, wie Scheibel und Olshausen bemerken, das הָיָה ganz ausgelassen worden, so ist, wie Sartorius bemerkt, dies um so mehr ein Beweis, daß hier die einfache Copula stattfindet.

Wir haben oben gesagt, daß auch die Grammatik ein nicht unwichtiges Wort in dem Beweis für die hier allein mögliche Bedeutung: das ist, zu reden habe. Wenn nämlich τοῦτό ἐστι heißen soll: das bedeutet, so fragt sich's doch: wer bedeutet? das Brodt? Allein ὁ ἄρτος ist generis masculini; folglich dürfte es nicht τοῦτο, sondern müßte οὗτος heißen. Oder soll τοῦτο auf die ganze Handlung gehen, wie Socinus meint? Der Genuß des Mahles also wäre ein Zeichen des Leibes Christi und des Blutes Christi? Ein Unsinn, den schon zum Glück der klare Context abwehrt. Oder ist der Carlstadtische Unsinn anzunehmen, daß Christus bei τοῦτό ἐστι auf seinen am Tische sichtbarlich sitzenden Leib gezeigt habe? — Daß diese grammatische Schwierigkeit eben so die orthodoxe Auslegung treffe, ist von Luther und Anderen längst widerlegt, indem nämlich das τοῦτο nicht auf das ἄρτος allein, sondern zugleich auf das mitdargereichte σῶμα geht, und hier eine der heiligen Schrift und dem gewöhnlichen Leben gewöhnliche Redeweise gebraucht ist, die Luther Synecdochen grammaticam nannte, zum Unterschied von der Synecdoche rhetorica (tropica), welche den Theil für's Ganze, und umgekehrt, nimmt, während jene mit einem Worte zwei mit einander verbundene Dinge oder Begriffe bezeichnet.

Bekanntlich hat man, da sich ein Tropus in dem ἐστι auf keine Weise rechtfertigen läßt, den Tropus im Prädikat gesucht, und hier eine Metonymie, und zwar metonymiam signi pro signato angenommen. So Calvin und Oecolampadius. Da unsere Absicht hier nicht ist, auf eine Erörterung der Lehre vom Abendmahl und des Unterschieds der beiden Evangelischen Kirchen überhaupt einzugehen, *) sondern nur die eigentliche Bedeutung des ἐστι unserer Stelle zu vindiciren, so führen wir diese Erklärungsweise bloß an, um auf den Beweis aufmerksam zu machen, der darin für diese eigentliche Bedeutung der Copula liegt. Wenn sich nämlich nach dieser Erklärung der Satz so herausstellt: das ist das Zeichen meines Leibes, so ist natürlich: das bedeutet das Zeichen meines Leibes, ganz unzulässig.

L. K.

Nachricht.

Die in den September- und Oktoberheften des letzten Jahrgangs der Ev. K. Z. enthaltene Abhandlung: „Über die heutige Gestalt des Eherechts" ist, besonders abgedruckt, bei Herrn Ludwig Oehmigke in Berlin und in allen Buchhandlungen für 7½ Sgr. zu haben; möge die Aufmerksamkeit, welche der hochwichtige Gegenstand derselben auf sich zu ziehen angefangen, nicht vergehen, bis sie für die Kirche und den Staat heilsame Früchte getragen hat.

---

*) Unsere alten Theologen machten gegen diese Erklärungsweise besonders folgende zwei Hauptgründe geltend: 1. Daß zwar eine Metonymia signi pro signato nichts Ungewöhnliches sey, aber ganz ungewöhnlich und gegen alle Sprache sey es, das signatum vom signum mittelst der Copula zu prädiciren. 2. Daß der Zusatz bei Lucas und Paulus τὸ ὑπὲρ ὑμῶν διδόμενον, κλώμενον diese Erklärung ohne Weiteres zurückweise.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 23. April. № 33.

über den revolutionären Geist auf den Deutschen Universitäten. Eine Antrittsrede gehalten am 18. December 1833 von Dr. Nepomuk Ringseis, Königl. Baierschem Ober-Medicinal-Rathe, d. Z. Rektor. Zweite Auflage. München, 1834."

Es ist gewiß eines der tiefsten und am wenigsten befriedigten Bedürfnisse unserer Zeit, die praktischen Wirkungen des Christenthums einer- und des Unglaubens andererseits auf allen Gebieten des Lebens, und nicht bloß auf den der Theologie zunächst liegenden, lebendig in's Auge zu fassen. Die unendliche Fülle von Wahrheit und Segen, die in dem göttlichen Worte enthalten ist, wird erst dann recht erkannt, wenn wir seine die Welt umwandelnde und erneuernde Allmacht anschauen; so wie die Tiefen der Geheimnisse des Irrthums und der Bosheit nur der hineinblicken kann, der den finstern Strom des Verderbens, der von ihnen ausgeht, auf seiner verheerenden Bahn verfolgt hat. Von solchen Wanderungen in die Welt, als den Schauplatz der Thaten Gottes, als das Schlachtfeld der Streitkräfte des Reiches Christi und des Fürsten der Welt, kann der Christ nicht anders als mit neu gekräftigtem Glauben, neu entzündeter Liebe und neu begründeter Hoffnung in das Heiligthum seines verborgenen Lebens mit Gott zurückkehren; erst durch solche Erfahrungen lernt er des Apostels erhabenes Wort sich recht aneignen: „Alles ist euer; ihr aber seyd Christi," und die Herrschaft über die ganze Menschheit, in allen Theilen ihres Lebens, für Christum, als ihren rechtmäßigen Herrn, vor alle Knie sich beugen sollen, in Anspruch nehmen. Insbesondere sind solche Blicke in die Gebiete des Rechts und des Staats, welche an die unmittelbaren der Kirche angränzen, den Christen unserer Tage unentbehrlich. Wir Deutsche Christen des neunzehnten Jahrhunderts sind, theils unter pantheistischen, theils unter Herrnhuthischen Einflüssen, so geneigt, den einen großen Theil der Offenbarungen Gottes, das Gesetz, die Quelle des Rechts und Staats, zu vernachlässigen und zu verkennen, da doch Christus gekommen ist, das Gesetz nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen; wir sind den beständigen Einwirkungen des Zeitgeistes so ausgesetzt, der Recht und Staat von jener seiner Quelle zu trennen trachtet; wir sind von der herrschenden Seichtheit des rationalistischen oder materialistisch-atomistischen Denkens so wenig frei, daß wir die Einsicht in das Wesen des Rechts und Staats nur schwer erringen, die jeder Christ haben sollte, und die die ersten Christen und unsere christlichen Vorfahren in den ersten Jahrhunderten nach der Reformation auch wirklich hatten, indem sie den Aposteln glaubten, die in erhabener Einfalt und Tiefe die Grundwahrheiten auch dieser Lehren gepredigt haben. Daher kommt bei so manchem Christen eine trübe Unklarheit des Denkens und Fühlens, wenn die Fragen ihm nahe gebracht werden, welche der Zeitgeist und die Tagesgeschichte auf diesen Gebieten so vielfältig anregen; eine Unklarheit, die oft sogar den eigenen inneren Frieden stören, immer aber, so weit sie sich erstreckt, zu entschiedenem Bekennen und Handeln für die Sache des Herrn unfähig machen muß. Wie glaubensstärkend, wie erweckend und belebend würde auf solche Christen die bis in's Einzelne lebendige Erkenntniß einwirken, daß auch hier die Wahrheit aus Gott alle Zweifel löst, allen Hader schlichtet, und Leben und Segen verbreitet, der Unglaube aber und der Abfall von der höchsten Quelle alles Rechts, Finsterniß, Verwirrung und Unheil aller Art nach sich zieht!

Wir überschreiten daher keineswegs die Gränzen dieser Blätter, wenn wir unsere Leser auf obige Rede bis in ihre zum Theil allerdings politischen Einzelnheiten hinein aufmerksam machen, da sie so kräftige Zeugnisse für das Recht, als den heiligen Willen Gottes und als die alleinige Basis, ja, als die Seele des Staats, und gegen den abtrünnigen Geist der Zeit enthält, der Recht und Staat freventlich zu einem bloß menschlichen Machwerke herabzuwürdigen trachtet. Daß diese Zeugnisse von einem Römisch-Katholischen ausgehen, macht sie uns nicht minder werth; es ist ja eins der schönsten Vorrechte unserer Evangelischen Kirche, alles Christliche als Eigenthum ihres Hauptes und somit auch als ihr Eigenthum, in wahrhaft katholischem Geiste, nach der Urbedeutung des Wortes, ungehindert in Anspruch nehmen zu dürfen; auch werden wir sehen, wie der verehrte Redner die Wahrheit, als einer der durch sie frei gemacht ist, mit evangelischer Freiheit ergriffen hat und ausspricht. Wenn die unseren Römischen Brüdern und uns gemeinschaftlichen Grundlagen des Christenthums und der Kirche von den Rationalisten, Deisten und Atheisten unserer Tage angegriffen werden, sollten wir uns da nicht gegen den gemeinschaftlichen Feind in der gemeinschaftlichen Wahrheit verbrüdern, und sollten wir Evangelischen nicht die ersten seyn, die die Hand böten zu dieser Verbrüderung?

Herr Dr. Ringseis führt die revolutionären Erscheinungen auf den Deutschen Universitäten, ohne sie irgend zu läugnen oder zu beschönigen, auf ihre Quelle zurück, indem er sie nicht bloß als Ursache, sondern als Wirkung und Symptom des eigentlichen Schadens betrachtet.

„Ein eben so ruchloses als unsinniges Attentat" — sagt er — „ward von Studenten mehrerer Universitäten im vorigen Jahre in Frankfurt begangen und hat tausend fast eingeschlummerte Besorgnisse neuerdings erregt. Es hing zusammen mit Verschwörungen in Frankreich, Piemont, Neapel, in der Schweiz u. a., und ist, wie auch der heuchlerische Liberalis-

mus oder ein blinder Optimismus es darstellen mag, wegen des weitverbreiteten Geistes, aus dem es hervorging, im höchsten Grade bedeutsam. Seit dem Jahre 1814 beschäftigten sich auf mehreren Deutschen Universitäten Lehrer und Schüler aller Fakultäten mehr als je mit Staats-, Völker- und Naturrechtstheorien. In Gesellschaften, die nichts weniger als geheim waren, verbreitete sich durch Lehrer, durch Emissäre und durch die Presse eine den Fremden nachgebetete, der Deutschen unwürdige, seichte und verbrecherische Theorie, lehrend die ursprüngliche Souveränität des Volkes, deren Übertragung an den Regenten, und die Unrechtmäßigkeit aller erblichen Bevorrechtung.

Lüge, Aufruhr und Mord zur Erwerbung des angeblich mit Unrecht Vorenthaltenen wurde als rechtlich, als pflichtgemäß und rühmlich gepriesen. Das Fest auf der Wartburg, Kotzebue's Ermordung, die im Jahre 1817 entdeckten demagogischen Umtriebe, das Hambacher Fest, der Frankfurter Apriltag waren in immer steigender Progression dieses Geistes einzelne Früchte. Da die Universitäten diesen Geist entweder selbst erzeugten, oder ihn doch nicht zu bannen vermochten, ist es ein Wunder, daß die schon früher gehörten Vorschläge über Aufhebung, Reformation, Beschränkung der Universitäten neuerdings allenthalben und auch bei uns wieder laut wurden? daß nicht bloß die blinden und unwissenden Feinde der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, sondern selbst ihre wohlmeinenden Freunde diesen Vorschlägen beistimmten?

Wenn wir nun gleich nicht läugnen können, daß der revolutionäre Geist, wie er sich in der neuesten Zeit äußerte, zum Theil von Universitäten ausging, zum Theil von ihnen gehegt und verbreitet wurde, so erklären wir dennoch, bis uns das Gegentheil gründlich bewiesen wird, eine Aufhebung oder eine dieser gleich zu achtende Beschränkung der freien Universitätsverfassung als eine für Kirche, Staat und Gemeinwohl höchst nachtheilige, ja den revolutionären Geist begünstigende Maaßregel. Die gewöhnlich gegen die Hochschulen erhobenen Klagen und die zur Hülfe vorgeschlagenen Mittel berühren nur einzelne Symptome, nicht die Grundursache der Krankheit, nur den letzten, nicht aber den ersten Ring, noch die Mittelglieder einer vielverketteten Reihe von Ursach und Wirkung. Die vom Katheder, in geheimen Gesellschaften, in Zeitschriften und Büchern verbreiteten politischen Lehren und die ihnen entsprechende verbrecherische Praxis, sind keine erst neuerlich bewirkte, sondern eine seit Jahrhunderten vorbereitete, keine einzeln dastehende, sondern eine mit Theorie und Praxis in allen Gebieten innig verwachsene Erscheinung. Unglaube, Irrlehren und Unrecht aller Art sind lauter Zweige des einen vielästigen Baumes des Bösen; Eines führt zum Anderen, Jedes zu Jedem; die falsche Theorie zur schlechten Praxis; noch häufiger, weil Theorie überhaupt Folge der Praxis, die schlechte Praxis zur schlechten Theorie. Die Lehre und Praxis des falschen Liberalismus ist zum Theil das Kind der scheinbar entgegengesetzten Lehre und Praxis, des falschen, servilen Monarchismus oder Absolutismus."

Dieser Gedanke geht als ein Grundgedanke durch die ganze Rede hindurch: den Liberalismus und Absolutismus, scheinbare Gegensätze, auf ihren gemeinschaftlichen

Ursprung zurückzuführen, nämlich auf die Losreißung des Staats von Gott, und somit vom Rechte, als dem Willen Gottes und der Seele des Staats, wodurch der Staat getödtet und aus einem lebendigen Leibe in einen todten Mechanismus verwandelt wird, der mit eiserner Tyrannei alle Freiheit erdrückt, den für die Freiheit geschaffenen Menschen zum Sklaven bloßer Menschensatzungen*) herabwürdigt, und den Geist unter den Buchstaben knechtet. Gott ist die alleinige Quelle aller Freiheit, er ist der allein legitime höchste Souverän; darum ist ein Fürst, der seine Herrschaft nicht von Gott zu Lehn tragen, und durch Gottes Gesetz beschränken lassen, der nicht in Gottes Willen, sondern in einem irdischen Staatszweck die höchste Quelle und Norm seiner Rechte finden, der seiner Unterthanen von Gott ihnen gegebenen Rechte nicht als heilig anerkennen und ehren will, ein wahrer Revolutionär; und eine noch so demokratisch constituirte Volksversammlung, die ihren eigenen oder der souveränen Menge Willen zum höchsten Staatsgesetze macht, wahrhaft despotisch und tyrannisch. Wie leicht würde der endlose Hader zwischen Absolutisten und Liberalen sich beendigen lassen, wenn sie ihren gemeinschaftlichen Irrthum aufgäben, das Recht ohne die Quelle des Rechts verstehen, den Staat ohne seinen höchsten Urheber, Erhalter und Herrn, ohne den lebendigen Gott, construiren zu wollen, in welchem allein das Princip einer Herrschaft ohne Tyrannei, einer Freiheit ohne Zügellosigkeit zu finden ist, das wunderbare Princip, welches die Herrschaft befestigt, während es die Knechte frei macht, welches das Eigenthum schützt und heiligt, während es den Reichen demüthigt und den Armen aus dem Staube erhebt. Wie lebendig unser Verfasser dieses Princip erfaßt hat, geht aus der schönen Schilderung des christlich-germanischen Staats in folgender Stelle hervor:

„Als Ludwig der Vierzehnte sein Gutdünken zum Staatsgesetz machte, sagend: „„Der Staat das bin Ich,"" und sein Wort ausführend durch die schon von seinen Ahnen begonnene Vernichtung der Stände, des Adels, des Klerus, der Gemeinden, der Provinzen, Corporationen und Innungen: da verletzte er von Gott selbst gegebene, darum unveräußerliche, von keiner Staatsgewalt antastbare Rechte der Völker, selbst wenn diese solch Verhängniß durch eigenes Unrecht verwirkt haben sollten. Denn gleich der Natur, dem Leib, dem Geist, ist der Staat nichts von Menschen Gemachtes, sondern wie der Dichter und die Schulen der Weisheit uns lehren, ursprünglich ein Naturgewächs, ein Kunstwerk, ja das höchste Kunstwerk, Gottes, und die Spuren der göttlichen Ordnung sind nachweisbar in jedem durch Menschenwillkühr auch noch so verdorbenen Staate,

*) Casimir Perrier definirte das, was er, auf seinem revolutionären Standpunkte, Freiheit nannte, treffend als: „den Despotismus des Gesetzes." Der wahre Herr aller Herren dagegen, der Sohn Gottes, der recht frei macht, wollte selbst die, die in der That seine Knechte waren, nicht mehr Knechte nennen, sondern Freunde Joh. 15, 15. So verwandelt die revolutionäre Irrlehre selbst die Freiheit in Knechtschaft, das Christenthum aber selbst die Knechtschaft in Freiheit.

die die Reste der Gesundheit im krankhaften Leibe und im sündchsten Menschen die Trümmer des Ebenbildes Gottes. Insbeondere entwickelte sich in ganz Neu-Europa der von Burke nd selbst von Montesquieu als musterhaft bewunderte christich-germanische Staat mit seinen Vergliederungen in Proinzen, Gemeinden, Familien, in geistlichen und weltlichen Stänen, Zünften und Innungen; er entwickelte sich ganz organisch aus en Lehren und Instituten des Christenthums und des diesem so nnig-verwandten germanischen Wesens. Fürsten und Völker mit ren Ständen sind von Gottes Gnaden; von Gott haben Fürten und Völker ihre Rechte und Verpflichtungen; der christlichermanische Staat war kein absolutistisch pseudo-monarchischer. Wie jedes Glied im Körper ein Bild des Ganzen, Wiederholung von Herz und Gehirn ist, jedes unter beider Leitung und n Verband mit den anderen, die eigenen Säfte bereitet, selber ewegt und empfindet, so im christlich-germanischen der großen Natur nachgebildeten Staat jede Provinz, Gemeinde, Innung nd Familie ein Nachbild des Ganzen, mit eigener Verfassung nd Verwaltung; der Gesammtstaat ein Organismus von Staaen, Republiken und Monarchien; jeder niedere vom höheren, lle abhängig von Einem erhabenen Haupte, dies von Gott, nur m verantwortlich. Wie das Aug' allein die Fähigkeit, darum as Recht, das Vorrecht zu sehen, das Ohr allein die Fähigkeit, mit das Recht und Vorrecht zu hören besitzt; so naturgemäß des Glied des großen christlich-germanischen Organismus in folge besonderer Fähigkeiten und Vorpflichten, eigene Rechte, Freiheiten und Vorrechte.

Es war der Bauernstand im freien Besitze des Bodens oder n sicherem feudalem Verbande, immer in patriarchalischer Hausnd Gemeindeverfassung, durch Kraft und Treue, biedere und ehrenfeste Sitte die Grundsäule der politischen Stärke des Staates.

Die Städte waren das republikanische Element der germanischen Monarchie. Reichthum und Macht, Kunst und Wissenchaft, Glaube und Sitte blühten durch hierarchische Gliederung n ihren Zünften, Gilden und Innungen.

Über Bauer- und Bürger- erhob sich der Adelstand; durch nächtigen Grundbesitz, keusche und zarte Sitte, ritterliche Ehre nd Begeisterung und Thaten für Religion und Vaterland größer nd zahlreicher, als das heidnische Alterthum jemals gesehen.

Der Stand des Klerus, seine Reihen aus allen Ständen erneuend, vermittelte Kirche und Staat und alle Stände unter einander; durch seinen Grundbesitz dem Staate verbunden, verband er diesen der Kirche und dem Himmel durch Lehre, Kulus und christliches Heldenthum.

Über Alle hervor ragte, alle Gewalten vereinend, der Landesherr, durch den größten Landbesitz mit unzähligen Wurzeln der Erde verwachsen und durch diese, den eigenen und den Glauben der Völker unerschütterlich.

Wie der Fürst, so hatte jeder Stand seine eigenen Beamten, im kleinen Bezirke zugleich Verwalter und Richter, nach oben und unten im patriarchalen Verhältniß.

Der moderne liberale Staat ist ein mechanisch centraler, durch Dräthe der Hauptstadt, die Arme des Telegraphen, egängelt."

Der Verf. ist aber weit entfernt, sich in Zustände der Vergangenheit zu verlieben, und diese, gegen das allem Lebendigen auf Erden eingepflanzte Princip des Werdens, Wachsens und Vergehens, stagnirend festhalten zu wollen. „Evolution, im Gegensatz der Revolution des Liberalismus, der ohne Vergangenheit, und des Stillstandes des Ultraismus, der ohne Gegenwart und Zukunft ist," bezeichnet er als die naturgemäße Entwickelung der Staaten.

„Es war Recht und Pflicht, das Schwache zu stärken, abweichende Richtungen einzulenken, eingedrungenes Fremdartiges oder dem Lebensprozeß Abgestorbenes auszustoßen; aber es war sündliche Willkühr, rechtmäßige Kräfte zu hemmen, wohl gar ganze Glieder des großen Leibes zu zerstören; denn Krankheit, ja Tod folgt oft der Verletzung selbst des kleinsten organischen Gliedes. Als der XIVte Ludwig durch Revolutionen von oben die Rechte Aller verletzte, da verkündete ihm der fromme Fenelon die Vernichtung aller Rechte seiner Enkel durch die Empörungen von unten. Statt wie Ludwig der Heilige zu thun, der unrecht erworbenes Land seiner Ahnen zurückgab, befolgten die Nachkommen Ludwig's, den sie den Großen benannten, dessen Beispiel und reizten Europas Fürsten zu Gleichem. Nicht das unter göttlichem Einfluß entstandene objektive und positive Recht, sondern das bon plaisir oder eine nach Verschiedenheit des Tagsgeistes verschiedene subjektive rationalistische, bloß willkührliche Maxime vom allgemeinen Wohl, war der leitende, der despotische Grundsatz der Praxis. Der Absolutismus des Ichs erreichte die Spitze unter Napoleon, der alle corporative und private Selbstständigkeit, alles positive Recht, selbst das väterliche und häusliche, und die Freiheit der Kirchen schonungslos mit Füßen trat. — Mit der atheistischen auf dem Ich beruhenden Praxis des Französischen Königs entwickelte sich wohl nicht ohne inneren Zusammenhang die vom Ich ausgehende Philosophie und Staatsrechttheorie in den Schulen von Hobbes, Descartes, Spinoza, Kant und Fichte, und die Spitze des Egoismus erreichte sie im Napoleonismus von Hegel. Schon während der Herrschaft des theoretischen und praktischen Absolutismus erhob sich Locke's demokratische Theorie der drei Staatsgewalten und die ein Jahrhundert später durch Rousseau erneute Lehre von der Volks-Souveränität, ihrer Übertragung durch Übereinkunft, der Repräsentation des Volkswillens durch sogenannte ständische Kammern. Wie in Philosophie und Theologie an die Stelle des Einen dreipersönlichen Gottes ein unpersönliches höchstes Wesen, eine moralische Weltregierung oder Weltordnung, so trat in der Staatslehre an die Stelle des persönlichen, alle Gewalten vereinenden Landesherrn das Gespenst des abstrakten, haß- und liebelosen Staates."

Auf diese so ungemein treffende Parallele, welche den Zusammenhang der kirchlichen und politischen Irrlehren unserer Tage wie mit einem Blicke zeigt, auf die innere Verbindung zwischen den dürftigen Abstraktionen und neutris, welche der Rationalismus an die Stelle des lebendigen Gottes, Vaters, Sohnes und Geistes, des Gottes Abraham's, Isaak's und Jakob's, des Vaters unseres Herrn Jesu Christi, setzen will, und dem

kahlen grauen abstracto: „Staat," welches jetzt alle Majestät, alles Recht, alle Freiheit verschlingt, die Gott nach seiner Gnade, als Bild seiner ewigen Hoheit und Herrschaft in reicher Lebensfülle den Menschen vom größesten Könige bis zum geringsten Hausvater herab, gegeben hat, — hierauf möchten wir unsere Leser, als auf einen lichtvollen Grundgedanken unseres Redners, besonders aufmerksam machen.

Er verfolgt nun die gewaltsame Zerstörung der auf die göttliche Ordnung organisch gegründeten Stände durch willkührliche Gesetzgeberei absolutischer und eben dadurch selbst revolutionärer Landesherrschaften bis in's Einzelne, und zeigt dann, wie daraus die Revolutionen, die unsere Zeit zerreißen und bedrohen, hervorgehen mußten und ferner hervorgehen werden.

„Also wurde die Evolution der göttlichen Ordnung der Dinge verkehrt und das große Werk der Umwandlung vollendet aus dem organisch gegliederten Staate in die Karrikatur desselben, den mechanischen Staatsgliedermann. Und so wendeten nun die, an rechter Stelle sich helfenden Kräfte, nicht mehr organisch geschäftig, krankhaft und feindlich sich gegen einander.

Von Gott gegeben, unzerstörbar, völlig berechtigt ist der Trieb zur Innung und Gesellung. Nicht mehr organisch genährt, sucht er krankhaft in geheimer Gesellschaft Befriedigung.

Angeboren, besonders den Germanischen Stämmen, ist der Trieb nach eigener Verwaltung in der Familie, dem Haus, der Gemeinde, dem Bezirke. Gehemmt durch eine „„Alles bevormundende,"" in Alles sich mischende Polizeigewalt, kehrte sich dieser Trieb anmaßend nach Außen und Oben.

Ungläubig die Rechte Anderer, die gleichfalls von Gott sind, verletzend, verloren die Machthaber den Glauben an die göttliche Abkunft der eigenen; sie buhlten, statt sie zu bekämpfen, mit den Irrlehren der Zeit, in Hoffnung, durch List sie sich nutzbar zu machen.

Verletzend den Gehorsam gegen Gott, und Gott nicht mehr gebend, was Gottes ist; wie konnten sie hoffen, daß die Völker gäben, was des Kaisers ist?

Als nun der Glaube, der jedem Stand die höhere Ehre und Weihe verliehen, in Schulen, Familien, dem Leben verschwunden, der zum Götzendienste entartete Genuß der Erdengüter an die Stelle getreten, die Achtung vor dem göttlichen Rechte eines Jeden vernichtet, die Haupt und Glieder vermittelnden Zwischengewalten zertrümmert; da folgten diesen Revolutionen von oben die gräßlicheren, blutigeren, alles völlig zerstörenden Revolutionen von unten; die anmaßlichen Führer der Völker verhöhnten mit den anderen Geboten auch das Gebot Gottes: „„unterthan zu seyn der Obrigkeit;"" sie tasteten die Majestät der Könige verletzend, zugleich an das Majestätsrecht des Königs der Könige, der sich allein vorbehielt, die Hirten der Völker zu richten. Fürsten wurden ermordet, vertrieben, zu besoldeten Beamten entwürdigt; in aufgedrungenen Verfassungen außer der gesetzgebenden Macht durch Verweigerung der Steuern auch die administrative und exekutive usurpirt; jedes Regieren unmöglich gemacht. Aber Gott, der die Ungerechtigkeit der Völkerhirten noch in ihren Enkeln gerichtet, er, der sich den Eifersüchtigen nennt, Gott ließ das Majestätsrecht seines Richteramtes nicht ungestraft antasten und züchtigte furchtbar den Aufruhr der Völker. Kein einziges ihrer Versprechen vermochten die Volksverführer zu halten; die verheißene Repräsentation des Volkswillens durch Kammern ward zur höhnenden Täuschung; an die Stelle Eines oft nur vermeintlichen Despoten traten hunderte wahrer, geld-, ehre- und stellenbegierig, stets sich erneuend, wenn die alten gesättigt. Der Druck wuchs in's Unerträgliche durch Noth, Armuth und allgemeines Mißtrauen. Der Druck von oben vermehrte den Widerstand von unten und dieser auf's Neue den Gegendruck von oben. So erregte noch die letzte Revolution in Frankreich blutige Anarchie, dann den drückendsten Polizeidespotismus, und moralischen und finanziellen Bankerott.

Und so ist's gekommen, daß nicht etwa die Fürsten gewannen, was die Völker verloren, noch was jene verloren die Völker gewannen; ein unermeßlicher Verlust — dies ist der Fluch der Ungerechtigkeit — hat beide betroffen. So hat das Gespenst der sogenannten allgemeinen Freiheit alle corporative und private, das der sogenannten allgemeinen Wohlfahrt alle individuelle verschlungen.

So war nie die Freiheit geringer, die Abhängigkeit größer, als seitdem der Name Gleichheit in Aller Munde und der des Unterthanen aus Aller verschwunden ist. Solche bittere Ironie übt die göttliche Nemesis. Aber Allen ist geworden, wonach sie gelüstet.

Und durch so viele Leiden, durch Ströme von Blut scheint die göttliche Gerechtigkeit noch nicht versöhnet. Wohl priesen die liberalen Marktschreier in den Französischen Revolutionen die Morgenröthe des Völkerglücks. Die Beschleunigung des Falles hielten die Thoren für Vorwärtsbewegung, das Stöhnen der brechenden Maschine für kräftige Lebensäußerung. So dünken sich völlig gesund die hoffnungslos im Gehirne Erkrankten. So nannten Unverstand und Schmeichelei Ludwig's Zeitalter das große und goldene. Aber wie Fenelon unter dem gleißenden Scheine des Absolutismus den glimmenden Brand der Revolution erkannte, so Burke, Claudius, Müller und Niebuhr in diesen Revolutionen „„den Untergang der Sonne Europas für immer.""

Dies sind Worte Burke's. Niebuhr schreibt (in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des zweiten Theils seiner Römischen Geschichte) bald nach der Juli-Revolution: „Jetzt blicken wir vor uns in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die Römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfuhr: auf Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft." O, wenn doch, wie dieser Gelehrte durch das Studium der Geschichte, so Christen durch Gottes Wort und durch das Merken auf die Zeichen der Zeit ihren Blick schärften, daß sie verständen und predigten, was der Herr durch seine über ganze Länder ergehende Gerichte der Welt und was er den Seinigen sagt, ob wir etwa noch Buße thäten und vor den Riß träten!

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 26. April. № 34.

„Über den revolutionären Geist auf den Deutschen Universitäten. Eine Antrittsrede gehalten am 18. December 1833 von Dr. Nepomuk Ringseis, Königl. Baierschem Ober-Medicinal-Rathe, d. Z. Rektor. Zweite Auflage. München, 1834."

(Schluß.)

Mit kräftigen und treffenden Worten schildert unser Verasser die vergeblichen Versuche, die Revolution, nachdem man nit ihr gebuhlt, nach Belieben zum Stillstande zu bringen, und lickt dann in die düstere Zukunft.

„Die Urheber der Revolution, die sie die glorreiche nannen, die Ehr- und Stellengierigen, die Argyrokraten, die von er Doktrin und der Mitte Benannten, alle hofften wohl, durch ugenblicklichen Erfolg über das Mittelmaaß ihrer Kräfte geäuscht, sie hofften durch Übertreibung aller an der gestürzten Regierung so bitter getadelten Maaßregeln, die geraubte Gewalt in Händen zu halten und den Wogen der Revolution zu ebieten: „„Bis hieher und nicht weiter!"" Aber nachdem e Gott vom Throne gestoßen, und durch Thaten geläugnet, aß er die Welt regiere, er das Erbe der Güter vertheile; nachem sie es dem Klerus, dem Adel, den Königen entrissen: so i es nur Entwickelung derselben Theorie und Praxis, auch die etzte erbliche Ungleichheit zu vernichten, die Ungleichheit des Vermögens zwischen Reichen und Armen, Meistern und Gesellen, Herren und Dienern.

Nachdem sie die göttliche Einsetzung der Gesellschaft geläugnet, der Gesellschaft des Staats, wie er Gesellschaft der Ehe, der Ehe, auf deren Festigeit alle Staaten beruhen, die selbst das Heidenthum nit religiöser Weihe umgeben: so ist es nur Folge erselben Theorie und Praxis, das Eheband auf beiebige Dauer zu schließen, es als Fessel der Freieit nach Willkühr zu brechen und so die Gesellschaft es Staates völlig in Atome zu lösen.

Die Revolution ist bisher mit unaufhaltsamer Consequenz orangeschritten. Unzählige, wenn auch nicht die Harlekinsjacke er Saint-Simonisten tragend, noch wie sie den Satan nbetend, Unzählige bekennen sich zu ihren Hauptlehren, zur Lehre, aß Erbschaft des Besitzes keinen rechtlichen Titel begründe, Unzählige zu ihrer das eheliche Band völlig zerstörenden Theorie; Unzählige läugnen wie sie den Unterschied des Guen und Bösen; und man muß gestehen, daß, die ersten Grundätze der Revolution zugegeben, die Theorie der Saint-Simonisten ohne Vergleich consequenter sey als die Doktrinen jener Schwächlinge, jener Halben und Mittelmäßigen, welche mit der einen Hand Recht und Wahrheit, mit der anderen Lüge und Unrecht erfassen, und welche von jeher Himmel und Hölle ausgespien.

Und diese letzten Consequenzen der Revolution müßten alle Gräuel der ersten und zweiten noch weit überbieten. Im Kriege Aller gegen Alle, im Kampfe Aller um Seyn und Nichtseyn, würde nicht bloß dies oder jenes Gut, nein jedes gefährdet, Vermögen und Ehre, Weib und Kind, Freiheit und Leben und jede das Leben veredelnde Kunst und Wissenschaft. Und der Brand dieser letzten, vollendeten Revolution, im Westen entzündet, würde in allen Ländern Europas wiederscheinen, ja wohl, wie die erste, die Wanderung durch alle vollenden; es würde das aufgelöste, entsittlichte, in allen Wurzeln ausgebrannte Europa die unglückliche Beute eines jeden verwegenen Soldaten."

Wir sehen aus dieser Stelle, daß die schreckliche Folge des ungläubigen und revolutionären Zeitgeistes, auf welche wir schon neulich unsere Leser aufmerksam gemacht, vielleicht die schrecklichste von allen, diejenige die am tiefsten einschneidet in die edelsten Lebensorgane der Kirche und des Staats, — die Zerstörung der Ehe, — dem ernsten und scharfen Blicke des Redners nicht entgangen ist. Wir haben damals mit nur zu evidenten Beweisen dargethan, daß dieses Unheil kein bloß zukünftiges, erst zu befürchtendes mehr ist, sondern daß der entsetzlichste Zerstörungsprozeß mitten unter uns im vollsten Gange sich befindet. Wer dies beherziget und ein Christ, — oder gar ein Diener der Kirche — ist, — kann ein solcher gleichgültig zusehen, oder wohl gar mit Hand anlegen, um die älteste und heiligste Ordnung Gottes unter den Menschen zerstören zu helfen? —

Wir übergehen den Theil der Rede, in welchem bewiesen wird, daß die Deutschen Universitäten, obgleich mit ergriffen von der geschilderten Corruption, und daher auch mit thätig, dieselbe zu entwickeln und zu verbreiten, darum doch nicht zerstört, sondern nur gereinigt und gegen die bösen Irrlehren geschützt werden dürfen, da wir wohl voraussetzen können, die absurde Meinung, als müsse man unsere Universitäten zertrümmern, werde innerhalb des Wirkungskreises dieser Blätter keiner Widerlegung bedürfen. Nur einige Stellen, welche die von uns früher ausführlich behandelten wichtigen Lehren von der Freiheit und der Auctorität berühren, können wir uns nicht enthalten noch mitzutheilen.

„In einer am 26. Junius 1830 gehaltenen öffentlichen Rede (Über die wiss. Seite der ärztlichen Kunst S. 3.) bezeichnete ich den in der Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und in den Naturwissenschaften herrschenden Rationalismus und Subjektivismus als höchst verderblich und zerstörend, die

Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit gegen selben als sträfliche Schwäche und Feigheit, und den Kampf mit vereinten Kräften dagegen als dringende Nothwendigkeit. Ich wurde um dieser Äußerungen willen beschimpft und verläumdet. Selbst Staatsmänner bemerkten: ich kämpfte statt mit Riesen, nur mit Windmühlen. Die einen Monat darauf entstandene Julius-Revolution und ihre Folgen in Deutschland haben meine Befürchtung gerechtfertigt. Freilich, wen der Revolutionsriese selber in seine Tasche gesteckt hat, der kann ihn nicht sehen."

„Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte." —

„Kirche und Monarchie haben das Licht der Wissenschaft nimmer zu fürchten. Die Wissenschaft zeigt und erläutert diese Institutionen in ihrer objektiven Wahrheit, Würde und göttlichen Einsetzung; sie zeigt in der Entwickelung der Geschichte, daß alle ihre wesentlichen, geistigen und natürlichen Radien bis zu Christus convergirend und von ihm aus divergirend verlaufen; sie erkennt die göttliche Auctorität als das Bedingende alles Wissens und Handelns und jede irdische Auctorität als Ausfluß der göttlichen. Die wahre Freiheit duldet nicht bloß, sondern fordert die Auctorität; denn die wahre Auctorität, Gottes Wort, jede Idee, jeder wahre Gedanke statt zu binden, macht wahrhaft und innerlich frei; unfrei die auctoritätslose, irrige Lehre und Praxis. In jedem Organismus, — und ein solcher ist das menschliche Geschlecht, jedes Volk, jeder Staat, jede Gemeinde, auch die Wissenschaft und jeder Zweig derselben, — in jedem Organismus wie im menschlichen Leib hat freie Bewegung nur das Glied, welches höheren sich subordinirt; nicht freier, sondern in seiner Bewegung beschränkt, ja sterben wird der Theil, der sich der Unterordnung nach oben entzogen, wohl gar im Streben nach Ungebundenheit vom Ganzen sich völlig gelöst hat. Wir unterwerfen unsere Freiheit dem Willen Gottes und den von ihm eingesetzten Gewalten, weil wir sie dadurch freier und kräftiger wiedergewinnen."

Wie lange werden solche kräftige Zeugnisse für die Wahrheit noch vergeblich erschallen? Wie lange soll der elende Popanz der abstrakten, negativen, zügel- und haltungslosen Freiheit, deren treffendstes Symbol die dürren Freiheitsbäume der Franzosen sind, ohne Wurzeln und Blätter, und von betrunkenem Pöbel umtanzt, — wie lange soll dieser Popanz nicht allein alle wahre Auctorität, sondern auch alle reelle positive Freiheit verscheuchen? Wie lange soll Augustin's tiefsinniges Wort: daß nur im Dienste Gottes wahre Freiheit zu finden ist — „deo servire libertas est" — ja des Heilands Wort: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei," uns vergebens gesagt seyn?

Der Redner schließt aus der Fülle seines Herzens mit folgenden ermahnenden, hoffenden Worten:

„Da der Geist des Unglaubens, indem er sich aller Theorie und Praxis bemächtigt, den Ungehorsam in unzähligen Ausgeburten erzeugt hat, so kann nur der Glaube in Lehre und Leben den Gehorsam erwecken und die Schlangenbrut des Ungehorsams zerstören. Lehrend und handelnd wollen wir Glauben und Gehorsam predigen, in Kirche und Schule, im häuslichen und amtlichen Kreise; Unglauben und Ungehorsam nicht bloß in ihren letzten Consequenzen, sondern in ihren Principien bekämpfen. Diesen Glauben und Gehorsam fordern gebieterisch von uns: die Liebe zu allen erlaubten niederen wie höheren Gütern; die Liebe zum rechtlichen Erbe, zur persönlichen Freiheit, zu Kunst und Wissenschaft, zur eigenen Familie, zum engeren und weiteren, zum irdischen und ewigen Vaterlande. Freiheit, Wohlstand und Ehre versprachen als Lohn des Ungehorsams die Sophisten, Betrüger oder selbst Betrogene. Armuth, Schande und Knechtschaft waren immer, und werden seyn die Folgen empörerischen Trotzes.

O meine theuern akademischen Freunde, könnte ich mit aller, durch Religion, Geschichte und Wissenschaft in mir bewirkten Gewalt der Überzeugung und mit der alle meine Adern überwallenden Gluth des Gefühles für Ihr und des ganzen Vaterlandes Wohl, könnt' ich Sie hinwegziehn von allen Klippen des Unglaubens und Ungehorsams, und hin zum Wissen des Glaubens, zum Muthe, zur Freiheit, zur Selbstständigkeit des Gehorsams. Unseren Glauben und Gehorsam wird und muß Gott segnen, so wahr er der Wahrhaftige ist, und so wahr nur von Selbstheit trunkene Thoren diesen Segen verachten; das furchtbare Schwerdt, das noch über unseren Scheiteln droht, wird er von unserer Heimath, von Deutschland, von Europa gnädig hinwegthun; und aus den Keimen des Glaubens und Gehorsams ein neues gewaltiges Reich sich erwecken. Gott geb' es!"

Dem Zeugen der Wahrheit aber lohne er sein Zeugniß mit der Versiegelung des freudigen Geistes, in dem er es abgelegt hat.

Die Evangelische Kirche in Deutschland vom Standpunkte eines Nordamerikaners betrachtet.

Die Macht der Gewohnheit übt einen lähmenden Einfluß auf unseren Geist und unser Herz aus; was wir täglich vor Augen sehen, das, sind wir geneigt anzunehmen, könne nicht anders seyn, und damit geht leicht auch das Streben, ja der Wunsch, es zu bessern, verloren. Christen zwar sollten in Allem, was Gottes Reich betrifft, frei seyn von dieser Herrschaft der Gewohnheit, eben weil sie nicht bloß in der Welt leben, die wir vor Augen sehen, sondern ihr Wandel im Himmel ist, von wo sie einer neuen Erde warten, weil sie in lebendiger Gemeinschaft mit Christo und durch ihn mit seinen Gläubigen aller Zeiten und Länder stehen, weil der Geist und das Wort Gottes, die in ihnen wohnen, die Kirche Gottes, deren Glieder sie sind, sie erhebt über den Standpunkt des Jahrhunderts und des Landes, dem sie angehören. Aber wie oft sehen wir, daß sie von diesen herrlichen Vorrechten keinen Gebrauch machen, sondern der verweltlichenden Herrschaft der Gewohnheit verfallen! Ja, welcher Christ wollte sich von dieser Schwachheit freizusprechen wagen? Ein treffliches Heilmittel gegen dieselbe finden wir aber in dem vom Herrn selbst gestifteten glied-

chen Zusammenhange der Seinigen auf Erden. Wer Gläubige us den niederen Ständen kennt, hat oft Gelegenheit wahrzu- ehmen, wie dieser Zusammenhang ihren Gesichtskreis erweitert, nd sie frei macht von der Engheit des Geistes, die uns bei hren ungläubigen Standesgenossen so widrig entgegentritt. Aber uch die Kirchen ganzer Länder bedürfen einer solchen Befreiung us der dumpfen Enge der besonderen Zeit und der besonderen Nationalität, der sie angehören, wenn nicht, gegen des Apostels Paulus Wort, der Unterschied von Juden und Griechen, Scythen und Barbaren, der doch in Christo nicht gilt, ieder in die Kirche sich einschleichen, ja! wenn nicht die Fäul- niß, die in dieser gefallenen Welt überall zu nagen anfängt, in en unnatürlich von ihren Schwesterkirchen getrennten Gemein- en ungestörten Fortgang haben soll. Was frische Luft und Bewegung dem Leibe des Menschen, das ist der Kirche, dem Leibe Christi, die ungehinderte lebendige Gemeinschaft aller seiner Glieder unter einander. Unsere Zeit aber ist in dieser Hinsicht eine reich begnadigte insofern zu nennen, als die Länder und Nationen der Erde durch den jährlich zunehmenden Handels- nd litterarischen Verkehr, durch die vielen Erleichterungen des Reisens und des Erlernens der Sprachen, und durch den, beson- ders bei uns so lebendigen Trieb, mit fremden Nationalitäten sich u befreunden, einander jetzt näher als jemals gerückt sind. Mag iese Vielseitigkeit ihre Schattenseite haben, — denn ein seichtes, berflächliches Eingehen in fremde Eigenthümlichkeit zieht den Verlust der eigenen nach sich, ohne die fremde zu gewähren; nd, ist sündliche Augenlust der Trieb, der in die Ferne treibt, o muß alle Einheit, alle Innigkeit des eigenen Lebens zu Grunde gehen über dem wüsten Allerlei, in das wir uns stürzen; — denen, die Gott lieben, die ihn, den Einen, in Allem suchen, muß doch Alles zum Besten dienen.

In diesem Sinne fühlen wir durch jede nähere Kunde von dem jetzt in Nordamerika so mächtig und so eigenthümlich aufblühenden kirchlichen Leben, durch jede (solche Kunde am lebendigsten gewährende) Bekanntschaft mit christlichen Ameri- kanern, deren jetzt so viele grade nach Deutschland kom- men, den Wunsch in uns neu entzündet, daß zwischen den Deutschen und Amerikanischen Kirchen die gegenseitige glied- liche Handreichung (Ephes. 4, 16.), zu der beide berufen sind, mehr und mehr in lebendige Ausübung komme; denn wenn irgendwo, so ist hier des Apostels Ausspruch (1 Cor. 12, 21.) wahr, daß Auge, Hand, Haupt und Fuß nicht eines zu dem anderen sprechen dürfen: „Ich bedarf euer nicht.“ Die Amerikaner widmen unseren theologischen Forschungen gegen- wärtig eine von Jahr zu Jahr steigende Aufmerksamkeit; sollten wir, das Stammvolk der ganzen Germanischen Christenheit, und also auch der Anglo-Amerikaner, durch unsere Nationalität so viel mehr als sie zum Verstehen und Würdigen fremder Ei- genthümlichkeit befähigt, sollten wir nicht noch vielmehr den blühenden Zustand ihrer Kirchen zum Gegenstande unserer ernste- sten Betrachtung und Beherzigung machen? In edler, anspruchs- loser Selbstständigkeit, mit geordneten Verfassungen, frei von befleckenden weltlichen und politischen Einflüssen, und rein erhal-

ten durch eine ernstlich, mit weiser Mäßigung und ungehindert ausgeübte Kirchenzucht, an deren Möglichkeit die meisten Chri- sten in Europa verzweifeln, wirken diese an Kindern Gottes so fruchtbaren Kirchen als ein guter Sauerteig auf ihr den zer- störenden Wirkungen des politischen Liberalismus, und des Zeit- geistes überhaupt so sehr ausgesetztes, ja, in seinen neuen Ansiede- lungen mit grob einreißendem Heidenthum kämpfendes Vaterland, und behalten noch Kräfte übrig durch ihre Missionen das Licht des Evangeliums in die fernsten Winkel der Erde zu bringen.

Manche unserer Leser werden meinen, wir widersprächen durch diese freudige Anerkennung der Freiheit und Zucht der Amerikanischen Kirchen demjenigen, was so oft in diesen Blättern gegen die abstrakte Trennung von Kirche und Staat, und besonders gegen die Amerikanischen Theorien über diese Trennung gesagt worden ist. Dem ist aber nicht so; obschon dies Mißverständniß sich gewiß, je mehr die Amerikanischen Kirchen die ernste Betrachtung Deutscher Christen auf sich ziehen, oft wiederholen wird, und erst in der reinen Entwicke- lung und Darstellung der jetzt so verdunkelten Lehren der Schrift von der Kirche und vom Staate seine Erledigung findet. Jene abstrakte Trennung ist ein politisches Pseudo-Ideal, hervor- gegangen aus der politischen Irrlehre, als sey der Staat ein mechanisches Machwerk des Brauchverstandes, wobei der hohe Beruf der Kirche, ein Sauerteig der ganzen Menschheit, also auch des im Begriffe der Menschheit schon enthaltenen Staates zu seyn, und das Bedürfniß des Staates seine Lebenskräfte aus der Kirche zu ziehen, verkannt wird. Es ist dies Ideal auch in Amerika keineswegs realisirt, obschon vielfach amtlich aus- gesprochen. Und wenn sich auch die dortigen Christen zu dem- selben bekennen, so geschieht dies doch nur entweder insofern sie es mit der recht- und pflichtmäßigen Vertheidigung der Kirche und ihrer Freiheit gegen Verunreinigung durch weltliche Ein- flüsse verwechseln, oder insofern sie politisiren, nicht insofern sie Christen sind, nicht insofern sie beten und wirken für das Reich Gottes, nicht insofern sie, wie sie thun und thun müssen, auch „den Staat zu christianisiren trachten,“ — wodurch sie, was ihnen die Ungläubigen ihres Vaterlandes auch wirklich, und zwar mit Recht, aber zur Ehre der Christen, vorwerfen, der Trennung von Kirche und Staat direkt entgegen wirken.

Wir wollen übrigens gar nicht läugnen, was augenschein- lich ist, daß die politische Irrlehre von der abstrakten Trennung der Kirche vom Staat einen höchst gesegneten Einfluß auf die Amerikanischen Kirchen ausübt, indem sie dieselben von den verweltlichenden Einflüssen frei hält, welchen verfallene Kirchen in enger Verbindung mit Staaten, die den Geist Gottes sich nicht wollen strafen lassen, unvermeidlich ausgesetzt sind. Eine solche Verbindung — nicht aber die Verbindung von Kirche und Staat überhaupt — nennen die Amerikaner mit Recht eine „unheilige Allianz,“ und wir brauchen nur um uns zu blicken, um das Verderben, welches daraus fließt, überall vor Augen zu sehen.

Aber folgt denn hieraus, daß Kirche und Staat getrennt bleiben sollten? Nein, sondern nur, daß die Kirche vor Allem

nach Reinigung und Heiligung trachten, und diesem höchsten Ziel auch die Verbindung mit dem Staate nachsetzen, daß sie, wenn ihr auch alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt werden, doch Gott ihren Herrn anbeten und ihm allein dienen soll. Die Kirche blüht am schönsten unter der Verfolgung; das Blut der Märtyrer ist ihr Same; als das Kaiserthum ihr huldigte, wurde sie verweltlicht. Ist darum der Zustand, in welchem blutige Verfolgung über die Kirche ergeht, das rechte Verhältniß zwischen Kirche und Staat, welches der Staat festhalten soll? Hätte darum Constantin nicht Christ werden sollen?

Der Staat ist der reiche Mann, der schwerer in das Reich Gottes — in die rechte Verbindung mit der Kirche — kommt, als daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe; — wenn wir uns aber entsetzen, und zweifeln, wie dies geschehen könne, so antwortet Jesus: „Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich." Matth. 19, 24—26. Dem denket weiter nach! — —

Das hohe Interesse dieses Gegenstandes hat uns weiter geführt als wir wollten; unsere Absicht war nur, den Standpunkt anzudeuten, von welchem aus die nun mitzutheilenden Äußerungen eines Amerikanischen Reisenden über unsere Universitäten und Kirchen uns anziehend und der Aufmerksamkeit unserer Leser werth erschienen sind. Indem das was als allzubekannt, als könnte es nicht anders seyn, uns nicht mehr auffällt, von ihm als uns eigenthümlich, im Gegensatze gegen Amerika aufgefaßt wird, sind diese Äußerungen wohl geeignet, uns zu einer freieren umfassenderen Betrachtung unserer eigenen und der Amerikanischen Zustände zu erwecken. Sie sind entnommen aus Dwight's, eines jungen, seitdem verstorbenen Gelehrten aus Neu-England, Reisen in Norddeutschland in den Jahren 1825 und 1826. (New-York 1829.)

„Kein Amerikaner kann die Deutschen Universitäten besuchen, ohne mit Erstaunen wahrzunehmen, wie wenig christliche Einwirkung auf die Studenten daselbst statt findet. Auf einigen gibt es zwar Universitätskirchen, in denen regelmäßig gepredigt wird, allein die Studenten brauchen diesen Gottesdienst nicht zu besuchen; es nehmen daher auch gewöhnlich nur die Theologen daran Theil, wenn nicht etwa der Ruf oder die Beredtsamkeit des Predigers auch Andere herbeilockt. Die meisten Professoren, selbst die der Theologie, nehmen die Göttlichkeit des Alten Testaments nicht an, und behandeln es mit nicht mehr Ehrfurcht als die Iliade oder die Aeneide. Viele von ihnen glauben nicht einmal an das Neue Testament; wenn sie auch einräumen, daß Christus ein treffliches Moralsystem aufgestellt hat, so tragen sie doch kein Bedenken, in ihren Vorlesungen die Wunder des Neuen wie des Alten Testaments hinwegzuerklären, und die Unfehlbarkeit der Apostel und Christi selbst öffentlich zu läugnen. Die natürliche Folge davon ist, daß auch die Studenten vor der heiligen Schrift keine sonderliche Ehrfurcht haben, und sie als ein merkwürdiges Denkmal aus dem Alterthum, nicht aber als die Führerin und Norm ihres Lebens und Wandels ansehen.

Den Sabbath halten selbst die Gläubigen in Deutschland großentheils für eine bloß Mosaische Einrichtung; man kann sich daher denken, wie wenig Einfluß er auf die Studenten ausübt. Zum Jagen, Reiten, Schießen, Duelliren brauchen sie diesen Tag vorzüglich. Während bei uns die Beobachtung des Sabbaths eines der kräftigsten Mittel ist, die Sittlichkeit unserer Studenten zu befördern, ist in Deutschland grade dieser Tag derjenige in der ganzen Woche, an dem die meisten Sünden begangen werden.

Auf unseren Lehranstalten üben die Kirche,*) die Geistlichen, die Studenten der Theologie einen sehr heilsamen Einfluß auf die Gesinnung und den Wandel der übrigen Studenten aus. In Deutschland dagegen ist die Kirche Welt, und die Welt Kirche, und da es der Kirche an aller Zucht fehlt, so ist ihr Einfluß äußerst gering. Bei den Prüfungen der jungen Theologen, die ihrer Anstellung vorangehen, wird nur auf intellektuelle Fähigkeiten und Kenntnisse gesehen. Bestehen sie die Prüfungen in dieser Beziehung, so erhalten sie ohne Weiteres Kirchenämter. Wie sollten auch wohl die Examinatoren ihren Glauben prüfen, oder davon ihre Zulassung zum Amte abhängig machen können, da die meisten von jenen selbst nicht an das Alte, und viele nicht einmal an das Neue Testament glauben? Daß Unglaube Jemand von einem geistlichen Amte ausschließt, ist in Deutschland gewiß ein sehr seltener Fall, wenn überhaupt solche Fälle vorkommen. Nicht der Glaube, sondern andere, meist ganz weltliche Rücksichten bestimmen zum Studium der Theologie und zum Streben nach geistlichen Ämtern. Diese werden daher den Ungläubigen, wie den Gläubigen, ohne Unterschied zu Theil; ja, nicht einmal strenge Sittlichkeit ist erforderlich. Gelegentlich einmal ein Duell, — ein oder einige Fälle von Trunkenheit — dergleichen kann immer vorgekommen seyn; dadurch würde ein Deutsches Consistorium sich schwerlich bewogen finden, Jemand vom Dienste der Kirche zurückzuweisen. Aus Allem diesen ergibt sich, wie gering, oder vielmehr kaum vorhanden, der christliche Einfluß ist, den die Studenten der Theologie in Deutschland ausüben, und welch' ein Gegensatz zwischen Deutschland und Amerika stattfindet, wo dieser Einfluß so groß ist. Die Studenten der anderen Fakultäten machen sich in Deutschland nicht viel mit der Bibel zu schaffen; wenn sie nun solche Früchte bei den Theologen sehen, so sind sie geneigt zu vermuthen, daß der Baum, der sie trägt, nicht viel tauge, und so verhärten sie sich gegen alle Eindrücke des göttlichen Wortes."

(Schluß folgt.)

*) Die Gemeinschaft derer, die als Erwachsene sich öffentlich zum Christenthum bekannt haben, im Gegensatz der Gemeinde im politischen Sinne, der Congregation, die Alle begreift, die sich zu einem Gotteshause halten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 30. April. № 35.

Die Evangelische Kirche in Deutschland vom Standpunkte eines Nordamerikaners betrachtet.

(Schluß.)

„Aber auch der Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk ist in Deutschland, in Vergleich mit Amerika, äußerst schwach. Sie bereiten die Kinder zur Confirmation vor; sie predigen sonn- und festtäglich; aber das ist auch fast Alles. Zu den Personen in ihren Gemeinden, denen es Ernst mit dem Christenthum ist, stehen sie in der Regel in keinem besonderen Verhältnisse; ja, sie erfahren wenig von dem religiösen Zustande ihrer Gemeinden; es fehlt ihnen an einem besonderen Gebäude, wo sie, wie dies bei uns geschieht, mit denen zusammen kommen könnten, deren Geist oder Herz erwacht ist, und nach Gewißheit und Trost sich sehnet. Sie haben mit den meisten Gliedern ihrer Gemeinden wenig oder gar keinen Verkehr; Pastoralbesuche, wie bei uns, kommen selten oder nie vor. Sie thun ihre vorgeschriebene Pflicht, aber sie sind nicht, wie bei uns, die Hirten ihrer Heerden. Besonders auf die höchsten und niedrigsten Stände ist ihr Einfluß sehr unbedeutend; diese besuchen meist den Gottesdienst nicht, und stehen zu den Predigern in keinem Verhältnisse.

Das Wort Kirche bedeutet in Deutschland etwas ganz anderes als bei uns. In Deutschland gehört Jeder zur Kirche, der von einem Geistlichen der Kirche confirmirt worden ist, und das Glaubensbekenntniß derselben nicht öffentlich verworfen hat; und um confirmirt zu werden, braucht man nur die Hauptlehren der Kirche theoretisch einigermaßen gefaßt zu haben und mit der Bibel etwas bekannt zu seyn. Die Deutschen Kirchen nehmen die Lehre von der Wiedergeburt zwar an; bei der Confirmation aber wird darauf, ob Jemand wiedergeboren ist, nicht gesehen. In einem so zarten Alter, wie das, wo die Confirmation geschieht, wissen wohl die Wenigsten, selbst unter denen, die gläubige und treue Lehrer gehabt haben, was der Bund, den sie mit ihrem Heilande eingehen, eigentlich auf sich hat und erfordert. Die Meisten meinen daher, durch die Confirmation seyen sie Christen geworden, und vernachlässigen nachher das Sakrament des Altars entweder gänzlich, oder denken doch, wenn sie daran Theil nehmen, nicht ernstlich an das Gericht, das sie auf sich laden, wenn sie unwürdig hinzutreten.

Daß unter diesen Umständen keine Kirchenzucht, wie wir sie kennen, bestehen kann, ergibt sich von selbst. Was bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts unter diesem Namen bestand, war mehr eine öffentliche Beschimpfung für gewisse Vergehen, und hatte mit unserer Kirchenzucht keine Ähnlichkeit; man fand, daß der Sünder dadurch mehr erbittert als gebessert und die Gemeinde mehr geärgert als erbaut wurde und schaffte sie ab.

Einige Deutsche Christen, mit denen ich bekannt geworden, wünschen, daß, wie bei uns, so auch in Deutschland, nur diejenigen Glieder der Kirche wären, welche durch Wort und Wandel ihren persönlichen Glauben frei und ernstlich — nicht wie bei der Confirmation durch Landessitte und Landesgesetz genöthigt — bekannt hätten; die Meisten aber sind einer solchen Einrichtung als unnöthig entgegen, und berufen sich darauf, daß ja Gott die Seinen kenne.

Dieser gänzliche Mangel einer sichtbaren Kirche (Gemeinde der Gläubigen) in Deutschland hat merkwürdige und für uns sehr auffallende Folgen. Die Gläubigen können, als Kirche, weder zum Gebete zusammenkommen, wie dies bei uns gewöhnlich ist, noch haben sie Gelegenheit, gemeinschaftlich für die Sache des Christenthums etwas zu unternehmen. Niemand erfährt, außer etwa zufällig, daß es noch andere Personen gibt, die mit ihm gleicher Gesinnung sind. Selbst wenn an einem Orte lebendiger Glaube und heiliger Wandel sich zu zeigen anfängt, so ist dies doch selten oder nie die Wirkung vereinigter Gebete oder Anstrengungen der Gläubigen. Die Häuser sind auf dem festen Lande von Europa viel größer als in Amerika; selten bewohnt eine Familie mehr als ein Stockwerk, oft nur einen Theil eines Stockwerks. Dabei leben sie so eingezogen, daß sie oft Jahre lang nicht einmal die Namen derer erfahren, die mit ihnen unter einem Dache wohnen.*) Ein Amerikaner kann sich von einer solchen Eingezogenheit keine Vorstellung machen. So kann es kommen, daß zwei lebendige Christen Jahre lang dasselbe Haus bewohnen, und sich einander ganz fremd bleiben; ja in demselben oder in benachbarten Häusern können zwei verschiedene Vereine zu gemeinschaftlichem Privatgebet sich versammeln, ohne daß der eine von dem anderen etwas erfährt. Da keine sichtbare Kirche vorhanden ist, so fehlt es auch an öffentlichen Berichten über den Zustand der Religion. Wohl funfzig Mal habe ich nach dem jetzigen Zustande der Lutherischen Kirche in Deutschland, oder im Preußischen gefragt; immer erhielt ich die Antwort: „„Es gibt kein Mittel, etwas Bestimmtes darüber zu erfahren.““

Merkwürdig ist es auch, daß die Lehre von der Ewigkeit der zukünftigen Strafen in Deutschland fast allgemein verworfen wird. Viele gestehen, daß das Neue Testament diese Lehre zu enthalten scheint, aber sie finden sie, wie sie sagen, so unverträglich mit der unendlichen Liebe Gottes, daß sie nicht daran glauben können. Einige läugnen sogar, daß sie deutlich im Neuen Testament enthalten sey, und erklären die Stellen,

*) Dies, wie manches Frühere, gilt hauptsächlich von den großen Städten.

in welchen wir sie allgemein finden, auf andere Weise, oder berufen sich wohl gar darauf, daß unsere älteste Handschrift des Neuen Testaments aus dem sechsten Jahrhundert, und während der vielen Controversen, die schon vor dieser Zeit die Kirche zerrissen, der Text wahrscheinlich verfälscht worden sey. Ein rechtgläubiger Professor, dessen Frömmigkeit allgemein anerkannt ist, sagte mir, diese Lehre sey zwar deutlich im Neuen Testamente vorgetragen, allein sein Herz lehne sich dagegen auf, denn er könne sie mit den Eigenschaften Gottes nicht vereinigen; nur ein Strahl der Offenbarung sey zu uns hindurchgedrungen; das volle Licht werde erst in jener Welt uns aufgehen; wenn wir Gottes Herrlichkeit schauen würden, dann hoffe er auch diese Schwierigkeit gelöst zu sehen."

Nach dem ganzen Geist und Ton des Buchs zu urtheilen, scheint der Verfasser zu den frommen Amerikanern, denen das Christenthum Alles ist, nicht zu gehören; noch weniger hat er eine partheiische Vorliebe für Amerikanisches Kirchenwesen; vielmehr ist er sehr geneigt Deutsche Eigenthümlichkeit, so weit er sie auffaßt, gelten zu lassen. Er erscheint als einer der dort häufiger als bei uns anzutreffenden Bekenner der christlichen Grundlehren und Verehrer des Christenthums, die doch nicht ihr ganzes Herz und Leben Christo hingegeben haben. Aber grade der Umstand, daß sogar ein solcher Mann den Contrast so groß findet, stellt diesen in das hellste Licht und macht seine im Ganzen offenbar richtigen Beobachtungen und treffenden Bemerkungen doppelter Beachtung würdig.

Litterarische Anzeige.

„Keine Erdichtung. Eine Erzählung aus interessanten Thatsachen der neueren Zeit gezogen. Von Andreas Reed, Pfarrer in London. Nach der siebenten Auflage aus dem Englischen frei übertragen." Essen, bei G. D. Bädeker, 1834. 8. S. 426.

Nicht ohne Grund hat man verschiedenen auf Deutschen Boden verpflanzten Englischen Geistesprodukten den Vorwurf einer übertriebenen, an Weitschweifigkeit gränzenden Ausführlichkeit gemacht, weshalb es nicht zu verwundern wäre, wenn manche Deutsche beim Anblick des obengenannten Werkes auch hier die Lust verlören, dasselbe durchzulesen. Und freilich, wer mit müssigem Lesen von mattherzig geistlosen Oberflächlichkeiten seine Zeit hinbringt, der verschwendet eine gar kostbare Gottesgabe. Es ist eine schlecht belohnte Arbeit, wenn man um etlicher hie und da zerstreuter guter Gedanken willen sich durch mehrere Bogen-Alphabete durcharbeiten muß.

Wir dürfen jedoch freudig die Versicherung geben, daß nicht bloß gläubigen, sondern auch solchen Lesern, welche dem Reiche Gottes ferne stehen, diese Besorgniß bald schwinden wird, wenn sie das oben bezeichnete Werk von A. Reed zur Hand nehmen. Geistesfrische ist das Gepräge desselben von Anfang bis zu Ende, wie jeder gebildete Leser, auch der Gegner der evangelischen Wahrheit, nicht verkennen kann.

Den Hauptzweck der Herausgabe seines Buches gibt der Verf. in seiner Vorerinnerung dahin an, daß er eine Reihe von vorübergegangenen Thatsachen, die auf ihn einen tiefen Eindruck machten, benutzte, um sie der Jugend bei den unzähligen Versuchungen, denen sie beim Eintritt in die Welt ausgesetzt ist, vorzuhalten. Die Geschichte beginnt, als die Hauptperson derselben neunzehn Jahre alt war, und läuft durch deren darauf folgende zwölf Lebensjahre. Sie ist daher vorzugsweise geschrieben für solche, welche ungefähr in gleichem Alter sind. Es war dem Verf. insonderheit darum zu thun, dieser gereiften Jugend mehr Geschmack an den Reizen der Natur beizubringen, sie zur Unterscheidung zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen dem, was sie aus Leidenschaft und was sie aus Grundsatz thut, anzuleiten, — ihrem Herzen tief die Wichtigkeit, Erhabenheit und den Segen wahrer Frömmigkeit einzuprägen, und jeder Leser wird zu der freudigen Zuversicht erhoben, daß dieser in gläubiger Liebe ausgestreute Same wohl noch manche köstliche Lebensfrucht tragen wird.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, den inhaltsreichen Gang der Geschichte wiederzugeben. Eine gar zu aphoristische Angabe desselben möchte dem Interesse des Lesers Abbruch thun. Wir begnügen uns damit, einige Bemerkungen über die beiden Hauptcharaktere beizufügen, denen man es freilich deutlich anmerkt, daß sie nach der Natur und von gewandter tüchtiger Hand gezeichnet sind. Die Hauptperson der Geschichte, Lefevre genannt, innig verbunden durch herzliche Freundschaft mit Douglas, einem ernsten, still festen und klaren, tiefen und besonnenen Christen, ist ein Jüngling voller Leidenschaft, heftig, stark bewegt für alles Große und Schöne, reich an Empfindung, gutmüthig, nachgiebig, leicht verführbar und zugleich warm zugewandt der ewigen Wahrheit, obwohl der Begründung des christlichen Strebens und der Ächtheit der Gesinnung noch Vieles fehlt. Nicht mit einem Male, sondern sehr allmählig verläßt Lefevre, anfänglich in unbedeutend scheinenden Nebendingen, die rechte Spur der Wahrheit; fast unvermerkt wird sein Fuß in diese und jene Schlinge verwickelt. Auf eine psychologisch tief und fein gezeichnete Weise werden seine Grundsätze und Gesinnungen allgemach unterminirt, bis er zuletzt, alles Heilige vergessend und verlassend, anfänglich den sogenannten unschuldigen Lüsten und endlich nicht einem, sondern mehreren schnöden Lastern zur Beute wird. Dieser sein sittlicher Verfall wird zugleich die Ursache seines bürgerlichen; er wird zudem psychisch krank, geräth an den Abgrund der Verzweiflung und erst in der Schule des Elends kommt er wieder zu sich selbst und zu dem Herrn, der ihm fort und fort, auch im Gewirre seines gottlosen Treibens, die Hand der Erbarmung nahe entgegenstreckte.

Nicht dringend genug können wir namentlich allen Eltern für ihre Söhne, die sich in der großen Welt bewegen, diese Schrift empfehlen; nicht ernstlich genug können wir die letzteren bitten, der Lektüre dieses Buches einige Stunden zu widmen, indem wir gar nicht zweifeln, daß sie die darauf verwandte Zeit als einen herrlichen Gewinn für's ganze Leben betrachten wer-

n. Selbst solchen jungen Männern, welche bis dahin dem angelischen Christenthum sich nicht zuwendeten, wird es nicht ntgehen, daß das genannte Buch sich durch einen ausgezeichne- n Gedankenreichthum, so wie durch seine ergreifende Dar- ellungsweise auf's Vortheilhafteste empfiehlt, weshalb es auch seinem Vaterlande bereits die siebente Auflage erlebt hat. Die Übersetzung ist, wenige Stellen abgerechnet, fließend und effend, und läßt es den Leser meistens vergessen, daß sie eine lche ist.

Nachrichten.

(Aus einem Schreiben aus dem Bergischen.)

Wie in der Christenheit überhaupt, so wird es im Bergischen Lande sonders immer leichter, die geringen Tage nicht zu verachten, denn es ird doch täglich besser. Als einer der schlagendsten Beweise dafür zieht tzt hier der Marktflecken R** Aller Augen auf sich. R** war bisher ls einer der rüdesten Orte in hiesiger Gegend bekannt, wenn es auch rade nicht so schlimm gewesen seyn mag, als es gewöhnlich gemacht urde. Als aber besonders der junge, rüstige, reichbegabte Prediger H. dessen College übrigens auch die Wahrheit von Herzen liebt und för- rt) vor nun etwa zwei Jahren gewaltig zu zeugen begann, ward das taunen darüber in und um R** allgemein. Es kam bald regeres Le- n in die große, weit umher liegende Gemeinde. Es sind zwar grade ine auffallenden und aufwallenden Erweckungen vorgekommen; allein ese werden auch von den Predigern eben nicht bezweckt, und es fehlt rum doch nicht an Segen. Besonders segensreich sind zwei Einrich- ungen des Predigers H. schon während ihrer kurzen Dauer gewesen: . Eine Sonntagsschule. Diese hält Herr Prediger H. jeden Sonn- g selbst und allein in der Schule. Auch wenn er (wie gewöhnlich, it großem Kraftaufwande) Nachmittags gepredigt hat: so geht er rekt aus der Kirche in die Sonntagsschule, wo er sich wie ein Vater nd Bruder unter die etwa 9 bis 70jährigen Schüler aus der ganzen mgegend niedersetzt, sie das Wort Gottes lesen lehrt und es ihnen ann ganz populär und gesprächsweise auslegt. Dies dauert gewöhnlich on 5 bis 8 oder 8½ Uhr, und gar Manche scheuen es dann nicht, noch wa drei Stunden weit nach Hause zu gehen. Die Theilnehmer sind anz glücklich über diese Einrichtung und kommen daher so regelmäßig, ls nur irgend möglich. Herr Prediger H. wünscht nun sehr, daß auch ndere Prediger der Umgegend ähnliche Sonntagsschulen einrichten möch- n, und wie ich hörte, hat er auch schon mehrere brüderlich dazu auf- efordert. — 2. Eine christliche Leihbibliothek. Diese ist seit em 1. März d. J. eröffnet und hat seitdem schon so viel Theilnahme funden, daß Herr Pred. H. nicht schnell genug immer mehr passende chriften anschaffen kann, um alle Abonnenten (jährlich 1 Thlr.) gehörig befriedigen, und es sollen doch schon mehrere hundert Schriften da yn. Leute, die sonst nichts weniger als solche Schriften lasen und sen wollten, haben doch abonnirt, lesen fleißig, finden viel Gutes und chönes in den Büchern und empfehlen sie, wo und wem sie nur kön- n. Manche sagen: „Wir merken's schon, wem der Pastor mit dem ort auf der Kanzel und beim Hausbesuch nicht beikommen kann, dem ill er nun durch die Bücher beikommen," u. s. w. Und das ist nun eilich auch wohl ganz richtig und bewährt sich als ein treffliches Mit- . Ganz kürzlich hat sich nun auch, durch Herrn Pastor K. in W. Tochter-Verein gebildet, der recht frisch angefangen haben soll. — öchten doch bald recht viele Prediger diesen und ähnlichen Beispielen

folgen! Von Elberfeld Folgendes. Herr Pastor Wichelhaus ist von seiner langen Heiserkeit ziemlich wiederhergestellt, so daß er zuweilen schon wieder predigt. Herr Pastor G. D. Krummacher erholt sich auch immer mehr von seinem schlagartigen Anfalle auf der Kanzel. Neulich hat er bei der Prüfung seiner Confirmanden in der Kirche schon wieder einige Worte zu ihnen reden können. — Am 21. d. M. wird das funfzigjährige Amtsjubiläum des würdigen Pred. Nourney gefeiert. Wie man hört, wird es dabei sehr festlich hergehen. Es ist dies die erste derartige Feier in Elberfeld; denn einige frühere Prediger haben ihr Jubiläum nicht gefeiert. — Nun noch von Barmen Einiges. Von der „erklärten Hausbibel" ist nunmehr das erste Heft (12 Bogen) fertig. Ein Blick in dasselbe zeigt, daß das Werk in viel anderer Weise erscheint, als die Probe-Anzeige versprach. Jeder Abnehmer wird sich die Veränderungen wohl sehr gern gefallen lassen; z. B. daß der Bibeltext mit abgedruckt wird, u. s. w. — Auch kommen hier jetzt (zum Besten der hiesigen Traktatgesellschaft) M. Steinhofer's drei und zwanzig (treffliche) Passionspredigten (Preis: nur 15 Sgr.) heraus. — Die Rheinische Missionsanstalt mit ihren vierzehn Zöglingen gedeiht in stillem Segen. Die Zahl ihrer Hülfsvereine nimmt immer zu. Das hiesige Missionsblatt wird jetzt in 17,500 Exemplaren alle vierzehn Tage gedruckt und gehet hin in alle Welt. Die letzten Nachrichten aus Afrika sind recht erfreulich. Ob im Laufe dieses Jahres wieder Aussendungen stattfinden, dürfte nächstens entschieden werden. — Matth. 6, 10.! —

(Aus einem Schreiben des Herrn Prediger Wermelskirch in Posen.)

— — — „Im Vertrauen auf den Heiland habe ich es unternommen, Arndt's wahres Christenthum nebst Paradiesgärtlein in Polnischer Sprache mit Gothischen Lettern wieder aufzulegen. Das Verlangen nach diesem Werke ist sehr groß, besonders in Oberschlesien, woher seit längerer Zeit wiederholte Bitten um dasselbe eingegangen sind. Aus Westpreußen schreibt ein Korrespondent, daß man dort gern 2 auch 3 Thlr. für Arndt gibt, wenn man ihn irgendwo alt kaufen kann; daß aber selbst um diesen hohen Preis Niemand ihn abläßt, der ihn einmal besitzt. Dem Contrakte zufolge, den ich mit dem Besitzer der hiesigen Deckerschen Hofbuchdruckerei abgeschlossen habe, werden 5,000 Exemplare von den vier Büchern des wahren Christenthums und 10,000 von dem Paradiesgärtlein und zwar so gedruckt werden, daß beide Werke einzeln oder auch zusammen abgelassen werden können, eine Einrichtung, die wegen des Verlangens nach dem letzteren insbesondere durchaus nöthig war. Mit dem Druck des Paradiesgärtleins wird daher auch in den ersten Tagen des nächsten Monats der Anfang gemacht, und damit so rasch fortgefahren werden, daß es im Juni fertig ist. Demnächst wird das andere Werk vorgenommen und ununterbrochen abgedruckt werden. Der Preis für die vier Bücher des wahren Christenthums ist auf 9 Sgr., und der des Paradiesgärtleins auf 3 Sgr. festgestellt. Die Zahlungen müssen folgendermaßen erfolgen, 200 Thlr. bei der Abschließung des Contrakts, die ich bereits vorgeschossen habe, 4 — 500 Thlr. bei der Ablieferung des Paradiesgärtleins, 4 — 500 Thlr. drei Monate darnach, 4 — 500 Thlr. bei der Ablieferung der vier Bücher, und den Rest der ganzen Betragssumme von 2,500 Thlr. drei Monate nach derselben. Es ist mir nicht möglich, aus eigenen Mitteln wieder einen bedeutenden Vorschuß im Monate Juni dieses Jahres zu leisten; ich gebe mir aber Mühe, meine Freunde in Großbritannien zu bestimmen, daß sie mir mit ihren Unterstützungen zu Hülfe kommen. Etwas werden dieselben schon thun, aber nicht so viel wie ich brauche; ich erlaube mir daher, Sie zu bitten, daß

Sie die Leser der Ev. K. Z. mit einigen Worten auffordern, den Druck und die billige Verbreitung von Arndt im Polnischen Gewande zu unterstützen. Wenn Sie es für zweckmäßig halten, können Sie auch bemerken, daß es Plan ist, späterhin auch einen Polnischen Abdruck mit Lateinischen Lettern zu besorgen. Es ist nämlich schlimm, daß die Polnischen Protestanten nur mit Gothischen, die Polnischen Katholiken dagegen nur mit Lateinischen Lettern lesen wollen, und daß alle Bemühungen, jene dahin zu vermögen, die Lateinischen Buchstaben zu lernen, stets erfolglos geblieben sind. Es muß doch auch für die Brüder und Schwestern unter den Katholiken gesorgt werden, und ich glaube, Gebete, wie sie im Paradiesgärtlein stehen, würden am ersten Eingang unter ihnen finden."

Indem der Herausgeber den herzlichen Wunsch ausspricht, daß dies gottgefällige Werk, über dessen zu hoffende segensreiche Wirkung unter allen Sachkundigen nur eine Stimme ist, dessen Ausführung daher schon so vielfach beabsichtigt wurde, unter den Lesern der Ev. K. Z. reiche Theilnahme finden möge, bemerkt er zugleich, daß für Berlin Herr Inspektor Zeller sich zur Annahme von Beiträgen bereit erklärt hat.

(Die Sonntagsschule in Dorpat.)

Im Jahre 1823 übernahm es ein Studirender hiesiger Universität, Joseph Schindler aus Freiburg, gegenwärtig Arzt im Charkowschen, zwei Handwerkslehrlinge, welche gar keine Schule besucht hatten, aber doch Lust zum Lernen zeigten, Sonntags im Lesen, Schreiben und Rechnen unentgeltlich zu unterrichten. Kaum hatte er diesen Unterricht begonnen, als sich noch mehrere Lehrburschen mit der Bitte, an demselben auch theilnehmen zu dürfen, bei ihm meldeten. Schindler, der diese Lernbegierigen nicht gern abweisen wollte, aber auch nicht gut auf sein kleines Wohnstübchen aufnehmen konnte, gerieth auf den Gedanken, in Dorpat eine ordentliche Sonntagsschule, wie solche in seinem Vaterlande existirten, zu errichten.*) Er forschte daher in der Stadt nach dem Bildungszustande der Lehrlinge überhaupt, und fand, daß dieser keineswegs der erfreulichste war, woraus er leicht auf eine große Frequenz der Schule schließen konnte, um so mehr, da die Meister ihrerseits sich sehr bereitwillig fanden, ihre Lehrburschen zur Benutzung eines solchen Unterrichts anzuhalten. Hierauf besprach er sich mit einigen anderen Studirenden, welche ihm ihre Beihülfe zu diesem, höchst wohlthätigen und sehr zeitgemäßen, Unternehmen gerne zusicherten. Damit aber die Schule eine sichere Unterhaltungsquelle und einen festen Haltpunkt hätte: so wandte er sich an die Verwaltung des hiesigen Hülfsvereins mit der Bitte, daß dieselbe, wenigstens so lange bis eine andere Hülfsquelle entdeckt worden wäre, die Bestreitung der Unterhaltungskosten der Sonntagsschule übernehmen und überhaupt für die fernere Existenz derselben sorgen möchte. Der Hülfsverein, die Errichtung einer solchen Schule für sehr nützlich und nothwendig achtend, berücksichtigte Schindler's Bitte sehr gerne und ersuchte die Schul-Commission der hiesigen Universität um die Erlaubniß, dieselbe eröffnen zu dürfen. Die Schul-Commission ertheilte dazu sogleich nicht allein ihre Genehmigung, sondern berichtete auch darüber den hohen Vorgesetzten, worauf denn der damalige Herr Minister der Volksaufklärung, Fürst Golitzyn, laut curator. Schr. vom 5. Juli 1823, Nr. 586., dem Studiosus Schindler als Aufseher, und den Studirenden Ahrens, Bresinsky, Emmerich, Görig, Lesedow, Lindblad, Schleicher, Scholvin, Senff und H. Westberg, und dessen Bruder Jul. Westberg, als Lehrern, „für solchen edlen Sinn und Eifer für das allgemeine Beste Ihren Dank bezeugten." Und so wurde nun unsere Sonntagsschule am 29. April 1823, in Gegenwart des Rektors der Universität, mehrerer Professoren und einiger Mitglieder des Hülfsvereins, in dem ehemaligen Kreisschul-Lokal (gegenwärtigen Falkschen Hause), in der Quappenstraße, feierlichst eröffnet, und besteht seitdem ohne Unterbrechung.

Wie sehr eine solche Schule allgemeines Bedürfniß war, erhellt schon daraus, daß sie gleich in dem ersten halben Jahre ihres Daseyns von 174 Schülern besucht wurde. Späterhin hat sich die Zahl derselben freilich vermindert, aber, im Durchschnitt gerechnet, ist die Frequenz bisher nie unter 80 Knaben gewesen. Die Unterrichtsgegenstände sind: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen. Unterhalten wird die Schule noch fortwährend von dem hiesigen Hülfsverein, und steht daher auch unter der speciellen Aufsicht eines Mitgliedes desselben. Die Aufsicht über die Lehr- und Lernmittel, so wie über die gehörige Ordnung und Ruhe während des Unterrichts, führt einer von den unterrichtenden Studirenden. Der Unterricht wird in dem schönen neuen Kreisschulgebäude, ehemaligem gräflich Stackelbergischen Hause, in der Rigaischen Straße, ertheilt, und zwar an jedem Sonntage von 11 — 12 Uhr Vormittags und 2 — 5 Uhr Nachmittags (ehemals auch von 8 — 9 Uhr Vormittags). Die Schüler sind in drei (sonst in vier) Klassen getheilt. Vom Jahre 1823 bis jetzt haben überhaupt, theils längere, theils kürzere Zeit, in dieser Schule 57 Studirende, meist Theologen, Unterricht ertheilt, und außerdem der verstorbene Professor Lenz (von 1824 — 29), Professor Busch, die Oberlehrer Carlblom und Sokolowski, der Canzellist Jul. Westberg (1823 bis 1828), der Zeichenlehrer Schlater und Professor Sartorius, welcher seit 1830 den Religionsunterricht ertheilt und die Schule von Seiten des Hülfsvereins, als Mitglied desselben inspicirt.

Außer unserer Sonntagsschule gibt es im Dorpatischen Lehrbezirke noch an folgenden Orten Schulen dieser Art, nämlich: in Reval, Weissenstein und Riga (die Luther-Schule). Ob die in Libau im Jahre 1826 durch den Elementarlehrer Meyer, und die von dem Schul-Inspektor Müller in Walk errichtete noch fortbestehen, ist uns nicht bekannt. (Aus den Evangelischen Blättern.)

*) Die Sonntagsschulen wurden zuerst im Würtembergischen, dann auch, schon im Jahr 1754, durch den Special-Superintendenten Eisenlohr, in Baden eingerichtet. Dreißig Jahre später verbreitete Rob. Raikes, in Verbindung mit dem Prediger Stock zu Gloucester, sie in England, wo sie bald, gleich anderen Beheilschulen, großen Beifall und in den übrigen Ländern Europas vielfache Nachahmung fanden.

Probe Englischer Recensionen, aus der Zeitschrift: the British Critic, April 1834. „Religiöse und moralische Poesie." Aus diesem Fache haben wir „„Kirchenreform,"" eine Satire, welche wenig kostet, und vielleicht nicht viel mehr werth ist, als sie kostet; „„Gesänge über die Wunder des Chaos und der Schöpfung,"" ein Gedicht, welches selbst einen chaotischen Charakter trägt, und „„die Lage des Lebens"" von Hans Busk, wovon es in der Ankündigung heißt: Dies höchst vollendete, interessante und moralische Werk wird sicher oft durchgelesen werden von denen, die es einmal gelesen haben. Wir können wirklich nicht sagen, wie es sich damit verhält, da wir es unmöglich gefunden, die erste Schwierigkeit zu überwinden."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 3. Mai. № 36.

Robert Leightoun, Erzbischof von Glasgow.

(Geboren 1611, gestorben 1684.)

Wenn „Ja oder Nein keine gute Theologie" ist, möchte man bei einem genaueren Eingehen auf die Schottische Kirchengeschichte seit der Reformation, bei allem Anerkenntniß des Herrlichen und Vortrefflichen, doch bange werden vor dem Kampfe der auf die äußerste Spitze getriebenen Gegensätze, welcher von Anfang an darin hervortritt. „Die Congregation Jesu Christi in Schottland an die Brut des Antichrists, die abscheulichen Prälaten und ihre Priester in demselben Reiche" — so war die Überschrift des Sendschreibens, welches die protestantischen Lords im Jahre 1559 an die Schottische Geistlichkeit richteten; und in dieser schneidenden Schärfe hielt sich der Widerstand von dem ersten reformatorischen Auftreten des Johann Knox bis an seinen Tod. Der Zusammenhang mit der frühern Kirche wurde in allen seinen Fäden zerrissen; die möglichst weite Entfernung von ihren Lehren und Einrichtungen, die buchstäblichste Anschließung an die heilige Schrift wurde der Grundsatz der Schottischen Reformation. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Erfolg gezeigt hat, wie gesegnet für Schottland diese Richtung seiner Reformatoren gewesen ist; die Schottische Kirche ist von allen Landeskirchen, die es je gegeben hat, noch heutzutage eine der blühendsten, und das Volk von dem Geiste des Evangeliums durchdrungen, wie wenig andere in der Geschichte. Aber was für dies derbe und schroffe, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert äußerst rohe Volk damals der richtige Weg war, blieb es nicht in der folgenden Zeit; was die eigenthümliche Stellung dieses Landes zu England möglich machte, konnte anderwärts nicht nachgeahmt werden; und reichere, gebildetere Völker hatten größere Aufgaben in der Kirche des Herrn zu lösen. Es ist daher unrichtig, wenn man aus den gesegneten Folgen der Schottischen Reformation Schlüsse zum Nachtheil auch schon der Englischen, oder gar der in anderen Ländern ziehen wollte. Jene einseitige Derbheit ist weniger Gefahren ausgesetzt, und kann daher viel leichter mit den fünf anvertrauten Pfunden fünf andere gewinnen, als die größere Tiefe und vielseitigere Bildung anderer Völker mit ihren zehn Pfunden andere zehn. Die Treue aber ist es, die der Herr an beiden belohnt, und welche zu beweisen, neben dem einfältigen Auge, ein tiefes, ernstes, allseitiges Studium der Kirchengeschichte so sehr erleichtert.

Wenig Übergangszeiten in der christlichen Kirche hat es gegeben, die so außerordentlich reich an Interesse sind, als die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in England und Schottland. Kirchlicher Despotismus, noch viel weiter getrieben, als der politische, war in England seit 1640 in das entgegengesetzte Extrem umgeschlagen; alle Bande lösten sich auf, alle nur ersinnliche Sekten und Richtungen bildeten sich und bekämpften sich auf's Heftigste. In Schottland war der gleichzeitige Kampf bei weitem nicht so vielseitig, dennoch aber in seinen einfacheren Gegensätzen höchst merkwürdig. Seit Knox hatte die Schottische Kirche nach völliger Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der obrigkeitlichen Gewalt gestrebt. In der Kirche, das war der Grundsatz der Schottischen Reformatoren, gebiete Niemand, als Jesus Christus und sein Wort; und für alles, was ihre Diener während der Ausübung ihres Amtes vornähmen, seyen sie Niemand, als der Kirche, Rechenschaft schuldig. Diese Kirche hielt sich aber keineswegs in jenen luftigen Regionen der Abstraktion, worin die „unsichtbare Kirche" unserer neueren Theologen erbaut ist, sondern sie zog sich einen recht sicht- und fühlbaren Leib von Fleisch und Bein an. Durch Parlamentsakten war es durchgesetzt worden, daß die Reformirte, Presbyterianische Kirche die herrschende wurde, und zwar mit Ausschließung nicht nur der „papistischen, antichristischen Abgötterei," sondern jeder abweichenden Sekte; und es war daher recht eigentlich an die Stelle eines monarchischen und aristokratischen, ein republikanisches Papstthum gesetzt worden; welches, streng und widerstandslos durchgeführt, leicht die erschütterndsten Folgen für den Staat, und damit auch für die Kirche hätte hervorbringen müssen. Aber schon König Jakob VI., der Sohn der Maria Stuart (welcher als Nachfolger der Königin Elisabeth von England sich Jakob I. nannte), empfand den äußersten Widerwillen vor der Knechtschaft, in welcher ihn und die Königliche Gewalt der engherzige Geist des presbyterianischen Klerus hielt; er ahnete in dem Treiben dieser Parthei jenes Zerfeilende, Zersetzende des abstrakten Verstandes, welches mit der Auflösung der Gesellschaftsverhältnisse in absolute Demokratie endet; und er gewann eine Vorliebe für die bischöfliche Verfassung, die sich in seinem Sprüchwort: „Kein Bischof kein König," aussprach. Er glaubte, wenn in einer Landeskirche das Princip des Gehorsams ganz fehle, wenn Jeder darin genau so viel gelte, als der Andere, nur Majorität entscheide, so sey die Übertragung dieser Verhältnisse auf den Staat die unausbleibliche Folge. So viel Wahres nun auch in dieser Ansicht lag, so war es doch nicht Liebe zu Christo und zu seiner Kirche, welche ihn vornehmlich leitete, sondern Herrschsucht und Weltsinn. Die finstere puritanische Strenge, unter der er aufgewachsen war, machte ihn sehnsüchtig nach einer Lage, wo er, nicht die wahre Freiheit willkührlichen Menschensatzungen, sondern auch der freien Gesetzlichkeit des Evangeliums zuchtlose Willkühr entgegensetzen möchte; durch widerrechtliche, tyrannische

Maaßregeln, durch vielfachen Treubruch, begünstigte er die noch bestehenden Bisthümer, und suchte allmählig und unvermerkt die Episcopalgewalt, zuerst als bleibenden, lebenslänglichen Vorsitz auf den Synoden, in der Kirche wieder einzuschwärzen. Unter den damaligen Schottischen Bischöfen gab es einige ächt christliche Männer, meist die milder denkenden, mehr auf das Innere und das unmittelbar Praktische gerichteten;*) die Mehrzahl entschiedener, lebendiger Christen befand sich aber allerdings auf der entgegengesetzten Seite; und so kam es, daß 1638, als Karl I. in seines Vaters Weise zu regieren fortfuhr, und nicht nur die Macht der Bischöfe erweiterte, sondern auch die Englische Liturgie in Schottland einführte, der Aufstand der großen Masse der Nation, die sich zu dem „Solemn League and Covenant," dem theokratischen Volksbunde vereinigte, das Signal zu der Revolution auch in England wurde.

In diese Zeit fällt die Jugend des merkwürdigen Mannes, mit dessen Leben dieser Aufsatz sich beschäftigen soll. Robert Leightoun (sprich: Leton), aus dem alten, aber heruntergekommenen Geschlechte der Barone Leightoun v. Ulishaven, war 1611 zu Edinburgh geboren. Sein Vater, praktischer Arzt daselbst, war ein zelotischer Puritaner; er schrieb ein heftiges Buch: „Zion's Plea against Prelacy" (Zion's Anklage gegen die Prälaten), auf dessen Titel, statt der Jahreszahl, stand: „In dem Jahre, wo Rochelle verloren ging;"**) darüber eine brennende Lampe auf einem Buche, bewacht von zwei Männern mit gezogenen Schwerdtern, und der Umschrift:

Prevailing Prelats strive to quench our light,
Except your sacred power quash their might.
Prälaten-Macht löscht aus des Lichtes Schein,
Nur euer heil'ges Schwerdt kann uns befrein.

Auf der anderen Seite war ein alter verfallener Thurm abgebildet, aus dessen Trümmern ein Birkenbusch hervorwachsend, von dessen Zweigen mehrere Bischöfe herabstürzen, der eine mit einer großen Büchse in der Hand. — Dies Buch wurde als ein höchst verbrecherisches angesehen, und der Verfasser verurtheilt, daß er öffentlich ausgepeitscht, dann an den Schandpfahl gestellt und endlich die Nase ihm aufgeschlitzt und die Ohren abgeschnitten würden. Das grausame Urtheil wurde vollstreckt, und es folgte noch darauf eine lange, harte Gefangenschaft. Höchst sonderbar, daß der Sohn dieses wüthenden Prälatenfeindes selbst einer der ersten Prälaten Schottlands werden sollte.

Dieser Sohn war freilich von Jugend an ganz anderen Geistes als sein Vater. Schon als Kind war er lernbegierig, ernst und still, und für himmlische Dinge empfänglich. Nachdem er studirt hatte und promovirt worden, ging er auf Reisen. Damals schon scheint das kirchlich-politische Gezänk in seinem Vaterlande ihm verhaßt, und vielleicht die Einseitigkeit der Schottischen Presbyterianer verdächtig geworden zu seyn; und wie so

*) Burnet gibt in seinem Life of Bishop Bedell in der Kürze die Charakteristik von einigen.

**) Die Festung der Französischen Reformirten, die König Karl I. zu schützen versäumte.

oft es bei frommen Männern unter kirchlichen Partheikämpfen zu seyn pflegt, nahm sein Geist mehr eine mystische, nach Innen gekehrte Richtung. So kam es, daß bei einem längeren Aufenthalte zu Douay in Frankreich, wo damals, und noch lange später, das Seminar für katholische Geistliche Großbritanniens und Irlands war, und auf seinen Reisen in Frankreich und den Niederlanden die Überzeugung sich in ihm bildete, die Römische Kirche sey zwar eine tief verderbte und entstellte Kirche, dennoch aber nicht das Reich des Antichrists, und die Schottischen Reformatoren hätten wohlgethan, wenn sie einige im höchsten christlichen Alterthum wurzelnde Institute derselben gereinigt beibehalten. Es schien ihm ein Fehler der Reformatoren, daß sie die Klöster alle abgeschafft hatten, wodurch es unmöglich geworden sey, ein Leben in heiliger Betrachtung und stiller Gemeinschaft zu führen, wonach doch in vielen Menschen ein rechtmäßiges Bedürfniß vorhanden sey. Er lernte zu Douay, und auf späteren Reisen durch Flandern, unter den damals aufkommenden Jansenisten Männer kennen, welche eine Himmlischgesinntheit, eine Herzensheiligung ihm zu besitzen schienen, die er in seinem Vaterlande nicht leicht so gefunden hatte. Indem er auf diese Weise in der äußerst verfallenen Römischen Kirche nicht lauter Finsterniß sah, so erkannte er zugleich, daß in seiner Kirche nicht lauter Licht sey. Indeß suchte er nach seiner Rückkehr in's Vaterland eine Anstellung als Geistlicher, und wurde 1641 in seinem ein und dreißigsten Jahre als Pfarrer zu New-Bottle, in Mid-Lothian (der Landschaft, worin Edinburgh liegt), ordinirt. Hier lebte er ganz seiner Gemeinde, und mochte an Zusamenkünften von Geistlichen nur ungern Antheil nehmen; denn er haßte, bei seiner Richtung auf das Innerliche, das ewige Streiten über den Covenant und das Deklamiren darüber von der Kanzel. Sein tadelloses Leben, sein stilles Wirken für den Herrn mißfiel aber seinen zelotischen Amtsbrüdern, und auf einer Synode erhielt er einen öffentlichen Verweis darüber, daß er nicht von den Zeitumständen und dem Nationalbunde predige. „Nun, wer predigt denn davon?" fragte er mild. „Ei, alle, alle Brüder!" erhielt er zur Antwort. „Nun, wenn denn Alle davon predigen," erwiederte er mild, „so wird es mir Einem doch erlaubt seyn, Christum zu predigen!" So sehr er jede Einmischung in politische Angelegenheiten haßte, so hielt er sich doch 1648 aus Treue gegen seinen König verpflichtet, in den Bund für denselben (the Engagement for the king) einzutreten, ein Schritt, der ihm später einige Gefahr brachte. In dieser Zeit, scheint es, gewann er immer mehr die Überzeugung, daß die presbyterianische Verfassung, weil in ihr das Element der Unterordnung fehle, zu einem viel härteren Despotismus führe, als eine weise eingerichtete Episcopalverfassung; immer widerlicher wurden ihm die ungeistlichen Synoden, und er zog sich zuletzt ganz von ihnen zurück; ja endlich legte er selbst sein Pfarramt nieder, nicht weil er es für unerlaubt gehalten hätte, presbyterianischer Geistlicher zu seyn, sondern weil er zu dem damaligen Synodal-Despotismus mitzuwirken auch nicht den Schein haben mochte. Nach eilfjähriger Amtsführung, 1652, reichte er dem Presbytery von Dalkeith seine Entlassung ein;

anfangs wollte man sie nicht annehmen, erst das Jahr darauf wurde er wirklich entlassen. Kaum hatte er resignirt, als seine Freunde, die seine ausgezeichneten Talente kannten, ihn zu der hohen Stelle eines Primar oder Principal auf der Universität zu Edinburgh vorschlugen; ein Amt, welches er anzunehmen sich willig finden ließ, weil es mit der Kirche als politischer Corporation in gar keiner Verbindung stand. In seiner neuen Stellung, obwohl sie eine ganz andere Art der Beschäftigung ihm zuwies, war er unausgesetzt thätig. Von seinen Gaben für diesen Beruf sagt Bischof Burnet, der ihn über zwanzig Jahre genau kannte*): „Er hatte eine große geistige Lebendigkeit, eine lebhafte Fassungskraft, eine höchst anziehende Beweglichkeit der Gedanken und große Mannichfaltigkeit des Ausdrucks. Er war der größte Meister in dem klassischsten Latein, den ich jemals kennen lernte; er verstand gründlich Griechisch und Hebräisch, war in der ganzen Theologie zu Hause, vorzüglich aber in der Exegese." Er stellte den alten Gebrauch wieder her, daß der Principal wöchentlich eine theologische Vorlesung in Lateinischer Sprache hielt; dabei hatte er stets ein gedrängt volles Auditorium, und wirkte mit vielem Segen. Einige von diesen seinen Vorlesungen sind noch aufbehalten.**) Sie haben mehr den Charakter paränetischer als eigentlich wissenschaftlicher Vorträge. Die erste enthält eine ernste Ermahnung an die Studirenden, sich zu sammeln, von der Außenwelt sich ab- und auf das eigene Herz sich hinzukehren, um aus der Zerstreuung aufzutauchen, und ihren innern Zustand gründlich kennen zu lernen. Der darin herrschende Geist möchte sich am meisten mit den Reinsten unter den Mystikern, in der Katholischen Kirche etwa mit Pascal und Fenelon, in der unsrigen mit Arndt vergleichen lassen. Das Fehlerhafte darin ist, daß die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zu sehr zurücktritt; namentlich von dieser Seite her gleichen sie Arndt's wahrem Christenthum, und daß bei Leightoun dieser Mangel denselben Grund hatte, wie bei Arndt, zeigen die vielen darin vorkommenden Stellen über die Menschen seiner Zeit, welche viel Lärmens machten von Religion und Rechtgläubigkeit, und deren Kraft doch überall verläugneten. Der Gang, den Leightoun in diesen Vorlesungen befolgt, ist der, daß er zuerst von dem Wesen der Glückseligkeit redet, dann zeigt, daß diese in irdischen Dingen nicht zu finden sey, daß sie aber, wenn der Mensch nicht ein Widerspruch in sich selbst seyn solle, irgendwo zu finden seyn müsse, daß die Seele unsterblich sey, daß ihr wahres Glück jenseits dieses Lebens liege; dann redet er von Gottes Wesen, von der Schöpfung, der Erlösung ꝛc. In der Lehre von den ewigen Rathschlüssen Gottes ist er Calviniſt; er drückt sich aber sehr mild aus, und sucht zu zeigen, wie sehr man irre, wenn man die Schwierigkeit in dieser Lehre in dem Verhältniß der göttlichen Vorherbestimmung zu dem freien Willen des Menschen suche, da sie vielmehr in dem undurchdringlichen Geheimniß vom Ursprung des Bösen liege. In Bezug auf dieses warnt er seine

*) History of his own Times. I. 220.

**) In der uns vorliegenden Ausgabe seiner Werke. II. 407 ff.

Zuhörer sehr ernstlich, nicht in gefährliche Spekulationen sich einzulassen, durch welche die Grundlage ihres ganzen Glaubens leicht erschüttert werden könne. Alle diese Vorträge sind voll tiefer Erfahrung und voll geistreicher Gedanken, in einer sehr ernsten, zu Herzen dringenden Sprache, mit tiefsinnigen Aussprüchen der Kirchenväter und Scholastiker, auch heidnischer Dichter und Philosophen ganz durchwebt.

Nachdem Leightoun gegen neun Jahr als Principal der Universität thätig gewesen war, wurde er auf eine für ihn sehr unerwartete Weise aus diesem Wirkungskreise hinausgerückt. Am Ende des Jahres 1660 war König Karl II. in sein Reich zurückgekehrt und hatte den Thron seines Vaters wieder bestiegen. Die große Masse des Volks war wie außer sich vor Freude; als ob sie Entschädigung gesucht hätte für die Entbehrungen unter dem Puritanerregiment und der strengen Kirchenzucht, überflutheten Ausschweifungen aller Art das ganze Land, und die alte Verfassung in Kirche und Staat herzustellen, reichten alle Stände sich die Hände. Daß sowohl in England als in Schottland die presbyterianische Parthei so viel dazu beigetragen hatte, den König wieder auf den Thron zu setzen, vergaß der Leichtsinn Karl's II., und er gab sich gern den Rathgebern hin, welche auch in Schottland die Einführung der Episcopalverfassung als das einzige Heilmittel ihm darstellten. Leider geriethen die Angelegenheiten dieses Landes in die Hände der schlechtesten Verwaltung. Einige Königlichgesinnte, welche außer einem ritterlichen, kriegerischen Sinn nicht die geringsten Vorzüge besaßen, nur Rache athmeten gegen ihre republikanischen Unterdrücker, unter einander uneins, aus Ehrgeiz sich Fallen legten, und in sorglosem Besitz der Macht den ausschweifendsten Völlereien sich hingaben, bildeten das Ministerium zu Edinburgh, und lenkten das ungemein fügsame Schottische Parlament; alle Gesetze seit dem Jahre 1633 wurden vernichtet, und durch einen früheren Presbyterianer, den ehrgeizigen Sharp, die Herstellung der bischöflichen Verfassung eingeleitet. Und nun standen denn wieder die kirchlichen Gegensätze in derselben Schroffheit sich gegenüber wie früher. Auf der presbyterianischen Seite stand die große Mehrzahl der ernsten Christen in Schottland; jede Art von Obergewalt und Unterordnung in der Kirche sahen sie als papistischen Gräuel an; verlangten die strengste Kirchenzucht, verabscheuten jede Art von Toleranz, und drangen auf die Fortdauer und Erneuerung ihres theokratischen Volksbundes; auf der bischöflichen Seite standen großentheils weltlichgesinnte, herrschsüchtige, unwissende Geistliche, welche das Joch der Synoden und kirchlichen Gerichtshöfe froh waren abzuschütteln; die Bischöfe sowohl als ihre Geistlichen dachten an keine Kirchenzucht, und wollten den ganzen Kultus möglichst in einen Formendienst verwandeln. Durch eine eigene Fügung wurde Leightoun in diese Kämpfe hineingezogen. Er hielt sich damals grade in England auf; sein Bruder, Sir Ellis Leightoun, Sekretär des Herzogs von York (des nachherigen Jakob's II.), war zur Römischen Kirche übergetreten, ein lasterhafter Mann, der damals aber noch den Schein der Frömmigkeit herauszukehren wußte, von vielem Einfluß bei Hofe; dieser dachte sich selbst auf

seines Bruders Schultern zu heben, wenn er ihm ein Bisthum verschafft hätte; und der ehelose Stand unseres Leightoun, sein ascetisches Leben, vielleicht auch eine und die andere unvorsichtige Äußerung zu Gunsten mancher Einrichtungen der Römischen Kirche, ließen den König und seine Minister glauben, in ihm einen Mann zu finden, welcher durch seine apostolischen Tugenden die Schotten mit der Episcopalverfassung versöhnen, vielleicht wohl gar die Einführung des Papismus begünstigen dürfte. Leightoun war, vermöge seiner Neigung zur Stille und seiner großen Demuth, dieser Erhebung von Herzen abgeneigt; aber seine schon früher gewonnene Überzeugung von dem Heilsamen der Unterordnung in der Kirche, und von dem Ursprünglichen der bischöflichen Einrichtungen, verbunden mit der Hoffnung, das Gute und Ächte der Presbyterialverfassung mit jenen zu verschmelzen, und somit eine wahre Vermittelung der streitenden Gegensätze zu Stande zu bringen, bewogen ihn, wiewohl erst auf den gemessensten Befehl des Königs hin, der ihm keine Wahl ließ, als entweder Bischof zu werden, oder einzugestehen, daß er an der Rechtmäßigkeit ihres Amtes in der Kirche zweifle, den Ruf anzunehmen. Seinen Sinn unter diesen schwierigen Umständen lernt man aus seinem Briefe an einen Prediger James Aird zu Torry kennen:

„Mein theurer Freund! Sie haben mir einen der liebevollsten Briefe geschrieben, den ich jemals von Ihnen bekommen habe; um Ihnen zu zeigen, daß ich ihn so aufgenommen habe, erwiedere ich Ihnen freimüthig und freundlich, daß Sie doch nie Jemand richten mögen, ehe Sie ihn gehört haben, noch irgend eine Angelegenheit bloß nach der einen Seite beurtheilen. Wären Sie hier, und sähen auch die andere, so hoffe ich gewiß, unsere Gedanken würden dieselben seyn. Sie kennen mich doch wohl zu genau, und denken zu liebevoll von mir, als daß Sie glauben könnten, das elende Bischen Ehre und Reichthum dieser Welt, unter so vielen Vorwürfen noch dazu von den Gegnern, hätte bei mir in einer so wichtigen Sache den Ausschlag geben können; oder ich würde die süße Freude meiner Einsamkeit für ein Spielzeug verkaufen, ja mit Bewußtseyn etwas thun, wodurch ich Gott nach meiner eigenen Überzeugung beleidigen würde. Was das Ärgerniß bei frommen Leuten betrifft, so gibt man in solchen Fällen gewöhnlich entweder der einen oder der anderen Seite Anstoß; bei Ihren Umgebungen liegt der Fehler darin, daß sie mein Stillschweigen und ihren Eifer für Gutheißen und Einwilligung von meiner Seite genommen haben; aber Wenige wissen doch besser, oder so gut als Sie, wie groß dieser Irrthum ist. Ich sehe aber doch eine unvermeidliche Nothwendigkeit vor mir, von ihnen in gewissen Dingen jedenfalls mich trennen zu müssen, in welcher Stellung in Großbritannien ich mich auch befinden möchte; hätte ich aber mich ganz entzogen, wie ich anfangs wollte, so würde es das größte Ärgerniß von allen gegeben haben. Wie wäre es nun aber, wenn in meinem Schritte die Möglichkeit gegeben wäre, die wahrhaft frommen Leute auf beiden Seiten zu versöhnen, und die lieben Seelen, mit denen Sie zusammenkommen, etwas freier von ihren Fesseln und weitherziger zu machen, gesetzt auch, daß die Hoffnung des Erfolges nur gering wäre? Dann ist doch wenigstens die Absicht gut, oder doch verzeihlich. Den Trost habe ich jedenfalls, daß, was man mir hier aufgedrungen hat, durchaus nicht nach meiner Wahl ist, ja daß ich den stärksten Widerwillen dagegen trage, den ich je gegen etwas in meinem Leben empfunden habe; die Schwierigkeit lag für mich ganz einfach darin: ich sollte bekennen, einen Skrupel zu haben, den ich wirklich nicht habe, oder der Obrigkeit auf die rohste Weise ungehorsam mich beweisen. In der That ringe und kämpfe ich noch immer danach, befreit zu werden, und blicke nach Oben um Hülfe; wie aber auch immer der Ausgang seyn möge, ich sehe darüber und über dies ganze mühselige, elende Leben hinaus, und bin der Zuversicht, daß die Hand, der ich mich gänzlich übergeben habe, den Weg ihrer Wahl mich hindurchführen werde; und gefalle ich Ihm nur, dann bin ich zufrieden. Was ich übernehme, ist für mich eine auferlegte Buße, härter als eine Mönchszelle oder ein härenes Gewand; mögen die Leute es glauben oder nicht. Wenn wir uns wiedersehen, hoffe ich, Sie werden in der Liebe zur Einsamkeit und stillen Andacht noch unverändert finden Ihren Bruder und Freund R. L."

So entschloß sich denn Leightoun ein Bisthum anzunehmen; seine Wahl fiel auf eines mit den geringsten Einkünften (etwa 200 Pf. St. oder 1,400 Thlr.), das zu Dunblane in der Grafschaft Perth. Wie schon früher, so tritt noch mehr von nun an in seiner Handlungsweise eine gewisse Ähnlichkeit hervor mit einem großen Kirchenvater, der gleichfalls wider Willen in einer stürmischen Zeit und auf einem wichtigen Platze das Ruder ergreifen mußte, Gregor von Nazianzus. Er theilte mit ihm jenen eigenthümlichen, seinem innersten Grunde nach wohl unsündlichen Hang zu einem fast ausschließlich stiller Betrachtung und unmittelbarer Gemeinschaft mit Gott geweihten Leben, jenes Fliehen geräuschvoller Kämpfe in der Kirche; und jene vielleicht zu starke Geneigtheit, den Pflichten christlicher Thätigkeit sich zu entziehen. Doch war Leightoun's Liebe zur Einsamkeit freier von Gregor's aus dem Neoplatonismus herrührenden dualistischen Ansicht von der Materie und dem Hasse dagegen; vor Allem aber gänzlich frei von der reizbaren Eitelkeit, welche Gregor oft eben so stark als die Liebe zur Betrachtung, in die Einsamkeit trieb. Auch darin stimmt Leightoun mit manchen Männern von einer mystischen Richtung überein, daß er, bei großer Kenntniß des menschlichen Herzens im Allgemeinen und des seinigen insbesondere, gegen Andere im Einzelnen zu weich und mild war, zu leicht auch da das Beste dachte, wo es seine Pflicht war, das Schlechte zu sehen und zu strafen, während er denn auch wieder von einem Ekel vor der Welt und ihrem Treiben im Ganzen übermächtig ergriffen und wie bewältigt werden konnte. Denn diese Richtung hat nothwendig etwas Isolirendes, und kennt das Gemeinschaftbildende nicht recht, was in der Allen gleich nahen, von dem Glauben ergriffenen Erlösung durch das Blut Christi liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 7. Mai. № 37.

Robert Leightoun, Erzbischof von Glasgow.

(Geboren 1611, gestorben 1684.)

(Fortsetzung.)

Schon bei seiner Consekration in London, noch mehr aber auf seiner Reise nach Schottland, war die Gesellschaft seiner weltlichgesinnten Collegen ihm sehr drückend; und als er gewahr wurde, daß sie einen feierlichen, pomphaften Einzug in Edinburgh zu halten gedachten, trennte er sich von ihnen in Morpeth, und eilte voraus. Die Bischöfe nahmen sogleich ihren Sitz im Parlament wieder ein; aber in die Verhandlungen desselben mischte Leightoun sich ungern, und nur dann, wenn die innerlichen Angelegenheiten der Kirche dadurch berührt wurden. Dies kam bald nach dem Antritt seines neuen Amtes vor, als durch das Parlament ein neuer Suprematie-Eid eingeführt werden sollte. Auf den ersten Anblick schien in der Formel desselben nichts zu liegen, als was auch die Presbyterianer bereit waren einzuräumen: daß der König für das politische Oberhaupt, sowohl der Kirche als des Staates, anzuerkennen sey. Doch lag in der Stellung der Worte eine gewisse Zweideutigkeit, welche dem Verdachte Nahrung gab, der Eid sey listiger Weise so abgefaßt, um dem Könige die willkührliche innere Leitung aller Kirchenangelegenheiten in die Hände zu spielen. Da forderten der Graf v. Cassilis und andere entschiedene Covenanter im Parlament, daß in das Gesetz wenigstens solche Klauseln aufgenommen würden, die ihre Bedenken beseitigten, oder daß sie dieselben ihrer Unterschrift hinzufügen dürften; allein die Minister wollten davon nichts wissen. Nun trat Leightoun auf als furchtloser Kämpfer für die Liebe und Mäßigung; er zeigte, wie das Beengen der Gewissen durch viele Eide nur desto weitere Gewissen mache, und fanatischen Partheihaß auf beiden Seiten nähre; der Eid sey, er könne es nicht läugnen, einer übeln Auslegung fähig, und die zarte Gewissenhaftigkeit, die ihn ohne Verwahrung nicht hinnehmen wolle, dürfe man keineswegs verachten; da die Englischen Papisten solche Nachsicht erfahren hätten, sey es zu verwundern, wie man in Schottland die Protestanten härter behandeln könne. Als Sharp (nun Primas von Schottland, als Erzbischof von St. Andrews) darauf antwortete, die Parthei, die jetzt Klage führe, sey in den Tagen ihrer Obermacht mit dem Covenant nicht zarter verfahren, erklärte Leightoun laut, wie unwürdig es sey, Vergeltung zu üben im Bösen, man solle vielmehr feurige Kohlen auf die Häupter der Gegner sammeln, und zeigen, welch einen Gegensatz das milde Episcopalregiment gegen die presbyterianische Strenge bilde. Aber der Minister Graf Middletoun und seine Kreaturen beharrten auf dem Eide, in der Absicht, die hartnäckigen Covenanter dadurch auszuschließen, und als Empörer in's äußerste Verderben zu stürzen, und das Gesetz ging durch.

Mit wenigen Ausnahmen dieser Art war Leightoun's Anwesenheit in seiner Diöcese ununterbrochen. Er zog darin umher von einer Parochie zur anderen, predigte und katechisirte selbst überall. Sein Einkommen gab er fast ganz den Armen, denn er lebte für seine Person äußerst sparsam. Von der hohen Verantwortlichkeit des Amtes eines Seelenhirten dachte er sehr ernst. Überall wollte er möglichst kleine Kirchspiele eingerichtet wissen, und sagte von den großen Londoner Pfarrbezirken, man könne sie mit Recht eine cura animarum, eine Seelenqual, nennen. Immer schärfte er seinen Geistlichen die Nothwendigkeit der lebendigen Erfahrung der Erlösung an ihren eigenen Herzen ein. Gelehrte Studien beförderte er unter seiner Geistlichkeit, und pflegte zu sagen, wenn der Geist Gottes alles heilige, könne man nicht genug lernen; aber weit höher stand ihm allerdings wahre Liebe zum Herrn und Eifer in seinem Dienste. Als er einsmals seinem Neffen seine Bibliothek zeigte, sagte er: „Ein Zug des Herzens zu Gott ist mehr werth, als das alles!" Obwohl ihm eine männliche und kräftige Beredtsamkeit zu Gebote stand, liebte er einfältige Predigten doch besonders, und sprach sich oft mit Herzensfreude darüber aus: „Wie ist es dem lieben Manne doch Ernst, Menschen zu fangen!" Auf alle Weise suchte er den der bischöflichen Geistlichkeit häufig gemachten Vorwurf, daß sie unfähig zum Predigen sey, von der seinigen zu entfernen. Er war ein Feind des Ablesens der Predigten, einer Sitte, die bekanntlich noch in der Englischen Episcopalkirche sehr verbreitet ist; er war der Meinung, es lähme die Kraft und den Nachdruck des Wortes. „Ich weiß wohl," sagte er, „man führt oft die Schwäche des Gedächtnisses als Entschuldigung an; aber mehr Leben im Herzen würde auch mehr Leben in's Gedächtniß bringen. Solche Entschuldigungen sind eines Mannes, ja eines Vaters unwürdig, dem es, seine Kinder anzureden, wohl an Gelegenheit, aber nie an Stoff fehlen kann." Die Feier des heiligen Abendmahls war in seiner Gegend so selten geworden, daß es hie und da nur einmal jährlich gehalten wurde; er bemühte sich, die monatliche Feier desselben wo möglich überall einzuführen. Besonders aber sorgte er eifrig dafür, daß die Gemeinden von der Bedeutung dieses Sakraments und der rechten Vorbereitung dazu gründlich unterrichtet würden, daß wo möglich jeder Gläubige immer bereit stehen möge, es zu genießen. Ernstlich drang er in seine Geistlichen, daß sie überall Hausgottesdienst einführen möchten; daß sie alle einzelnen Glieder ihrer Gemeinden wohl im Auge behalten, und immer wissen sollten, wo sie Rath, Trost, Strafe oder Ermahnung auszutheilen hätten. Er hielt auf eine ernste und doch

liebevolle Kirchenzucht. Die Englische Kirche, deren Lehre, Kultus und Verfassung er sonst höchlich pries, tadelte er doch sehr wegen der groben Mißbräuche der Pluralitäten, der Non-Residenz, vor Allem aber der gänzlichen Vernachlässigung der Disciplin. Unter seinen Synodalreden befindet sich eine merkwürdige vom Jahr 1667 (Werke, II. 556 ff.), die wir hier ihrem Hauptinhalt nach mittheilen wollen:

„Ich gestehe, meine Liebe zur Zurückgezogenheit und Einkehr macht mich oft zu geneigt, der Pflichten meiner Stellung nicht genug eingedenk zu seyn, und das Betragen Anderer nicht genug zu beaufsichtigen. Außer dieser natürlichen Abneigung hindert mich auch das Gefühl meiner eigenen großen Unwürdigkeit und Befleckung, gegen Andere streng zu seyn, und ihnen Vorschriften zu geben, wie sie ihre Versehen wieder gut machen können. Außerdem hemmt mich auch das unter uns so häufige Vorurtheil gegen mein heiliges Amt, daß es dahin führe, Andere zu tyrannisiren und ihnen zu gebieten, und veranlaßt mich, zuweilen auch die mildeste Art der Leitung selbst zu unterlassen. Darum muß ich mich anspornen, und diese Hindernisse alle überwinden, und hoffe, ihr werdet das nicht verwerfen, was ich euch hier an die Hand gebe.

Schon früher habe ich die rechte Weise zu bezeichnen gesucht, wie man mit solchen umgehen müsse, die in offenbare, ärgerliche Sünde gefallen seyen; man solle oft mit ihnen allein sprechen, um ihre Gewissen zu überzeugen und zu einem lebendigen Gefühl ihrer Sünde zu erwecken; man solle sie zur Buße und zur Festsetzung einer bestimmten Zeit ermahnen, wo sie mit Fasten und Gebet Gottes Gnade suchten; zu einem öffentlichen Sündenbekenntniß sie aber nicht eher zulassen, als bis sie nach unserer besten Einsicht wirklichen Schmerz über ihre Sünde empfinden, und den Vorsatz der Erneuerung gefaßt haben. So habe ich auch ferner besondere Prüfungen der Abendmahlsgenossen empfohlen, noch außer dem Katechisiren der Jüngeren und Unwissenderen. Diesmal möchte ich besonders die privy trials (besonderen Prüfungen), wie sie genannt werden, in Anregung bringen, welche die Prediger in ihren Presbyterien *) gegen die Zeit der Synode hin vornehmen. An einigen Orten habe ich, erlaubt mir dies freimüthige Wort, viel oberflächliche, leere Form dabei gefunden; um dem abzuhelfen, scheint mir jetzt das Beste: Jedem Prediger sollten bestimmte Fragen vorgelegt werden, etwa dieselben, welche bei der Visitation der besonderen Gemeinden an die Ältesten und die ganze Versammlung gerichtet werden. Denn obwohl wir in dem Falle, von welchem wir jetzt reden, nichts als Jedermanns eigene Aussage über sich selbst bekommen, so ist die Sache darum doch keineswegs überflüssig; denn einmal sind doch manche Dinge, wonach gefragt wird, so offenbar, daß nicht leicht Jemand eine unwahre Antwort geben wird; dann aber darf man doch auch auf die Wahrhaftigkeit der Prediger in solchen Aussagen rechnen, die sie feierlich und bis in's

*) So heißen in Schottland Unterabtheilungen der Synodalbezirke, nicht, wie bei uns, die Kirchenvorstände, welche vielmehr kirk sessions genannt werden.

Einzelne geben. Wie daher auch der Geistliche bis zu der Zeit gestanden haben mag, die Nachfrage wird ihn schon zu mehrerem Ernst gegen sich selbst in mancher besonderen Rücksicht erwecken, und die Antwort vor allen seinen Brüdern, die er gibt, wie sie auch beschaffen sey, wird ihn in Zukunft treuer machen.

Zu den Fragen möchte ich aber folgende vorschlagen:

1. Ob er recht anhalte in einfältigem, heilsamen Lehren, Unterweisen, Ermahnen und Strafen besonders solcher Sünden, die am meisten an seinem Orte im Schwange gehen? Ob er dabei, nach seinem besten Vermögen, seine Lehre den Fähigkeiten, Bedürfnissen und der Erbauung der verschiedenen Klassen seiner Zuhörer gemäß einrichte?

2. Ob er das ganze Jahr hindurch in der Pflicht des Katechisirens sich treu beweise, und solche Zeiten dazu wähle, wo die Leute dieser Übung am besten beiwohnen können, und ob er nicht alles bloß auf einige Tage oder Wochen vor dem Abendmahl zusammendränge?

3. Wie oft er das heilige Abendmahl feiere? Ob (ich schäme mich fast, so zu fragen) etwa nur einmal jährlich?

4. Ob er die Kirchenzucht treulich und unpartheiisch übe, und allen öffentlichen Ärgernissen ihre verdiente Rüge entgegenstelle? Ob er auch allein, und zwar oftmals, mit denen, die solcher Sünden überwiesen sind, rede, und nicht eher sie zu einem öffentlichen Bekenntniß zulasse, als bis er einige Kennzeichen ächter Buße an ihnen wahrgenommen?

5. Ob er auch fleißig in eigener Person, oder durch seine Ältesten auf allen schicklichen Wegen den Wandel in den verschiedenen Familien erforsche; ob er sie so viel als möglich besuche, ob er sich erkundige nach ihrer Treue im Morgen- und Abendgebet, und im Vorlesen der heiligen Schrift, wenn sie nur irgend Jemand haben, der dies thun kann; ob dergleichen namentlich in den vorzüglicheren Familien des Kirchspiels stattfinde?

6. Ob er treu in der Fürsorge für die Armen und dem Besuchen der Kranken sey, wo er nur einen weiß, wenn sie ihn auch nicht rufen lassen; ob er zu dem Ende Erkundigungen einziehe, und ihrem Schicken zuvorkomme, weil sie es meistens so lange aufschieben, bis der Besuch ihnen wenig oder nichts mehr helfen kann?

7. Ob er privatim Alle, die er der Unreinigkeit, dem Saufen oder Fluchen oder irgend einer anderen Art unordentlichen Wandels ergeben glaubt, grade und offen ermahne, besonders wenn sie zu denen gehören, mit denen er in häufigem Verkehr steht? Ob er sich ihnen entziehe, wenn sie in solchem Wandel fortfahren? Und ob er, wenn der Fall öffentlich wird, die Kirchenzucht gegen sie anwende?

8. Ob er auch wohl genau wache über seinen ganzen Wandel, damit er nicht allein kein Ärgerniß gebe, sondern seiner Gemeinde ein Muster sey und mit der That predige?

9. Ob er auch wohl den größten Theil der Zeit, die er für sich anwenden kann, in der Stille, im Lesen, im Gebet, in der Betrachtung zubringe — etwas dringend Nöthiges für seine ganze Amtsführung.

10. Ob es das wichtigste Geschäft, ja die heiligste Freude und größte Seligkeit seines Lebens ist, das Werk des Predigtamts zu vollbringen in allen seinen Theilen aus Liebe zu dem Herrn und den Seelen, die er theuer erkauft hat?

11. Ob er nicht nur grobe und offenbare Sünden (die bei einem Seelenhirten nicht zu dulden wären) meide, sondern auch täglich die Hoffahrt, den Jähzorn, die Eitelkeit, die Habsucht, die Weltliebe, die Eigensucht und alle unordentlichen Begierden und Leidenschaften zu ertödten strebe, und zwar auch da, wo sie am subtilsten und unmerklichsten hervortreten?

12. Ob er nicht bloß in Frieden lebe mit seinen Amtsbrüdern und seiner Gemeinde, so viel es möglich ist, sondern auch eine inbrünstige Liebe und einen Eifer habe, Frieden zu stiften, Brüche zu heilen, Eintracht zu erhalten?

Es ist mir nicht entgangen, daß einige dieser Fragen, welche mehr auf innerliche Dinge gehen, weniger dazu geeignet scheinen, Jemandem öffentlich vorgelegt zu werden; und daß grade diejenigen, welche den Regeln, worauf die Fragen gehen, am genauesten nachkommen, aus ächter Demuth und Strenge gegen sich selbst am meisten geneigt seyn werden, sich der Übertretung derselben anzuklagen, und höchstens gestehen, daß sie einen Wunsch, ein Verlangen haben, so zu seyn, was diejenigen, die am wenigsten ihnen nachkommen, so in's Allgemeine hin auch leicht sagen werden; auch kann man nicht erwarten und verlangen, daß eine genauere Auskunft bis in's Einzelne öffentlich vor Allen gegeben werde; die Hauptabsicht dieser Fragen ist vielmehr, wie schon vorhin bemerkt worden, zu ernstem Nachdenken aufzufordern, und Jeden zu erwecken, daß er diese und ähnliche Fragen sich häufig in seiner verborgensten Selbstprüfung, in der geheimsten Durchforschung seines Herzens und Lebens, vorlege, und seinen Eifer in der Heiligung verdoppele, damit er „„ein geheiligtes Faß sey, zu Ehren, dem Hausherrn bräuchlich und zu allem guten Werk bereitet““ (2 Tim. 2, 21.). Wenn aber irgend ein Bruder von dem Vergehen eines anderen hört, so soll er nicht auf rohe Weise es in der Versammlung kund machen, bis er auf's Sorgfältigste erst nachgeforscht hat, ob es auch wahr sey; und hat er auch dann es als wahr befunden, soll er doch nicht durch öffentliches Heraussagen vor Allen seinen Bruder zurechtbringen wollen, wenn er nicht zuvor, nach unseres Heilandes Vorschrift, ihn erst allein, und darauf vor zwei oder drei Zeugen ermahnt hat. Darauf folgt dann aber freilich die Nothwendigkeit, daß er es der Gemeinde sage; doch auch dies muß mit großer Herzenseinfalt, Liebe und innigem Erbarmen geschehen; und was darauf die ganze Versammlung thut, das soll sie in dem Geiste thun, den das Wort des Paulus bezeichnet: „„Liebe Brüder! so etwa ein Mensch von einem Fehl übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geiste, die ihr geistlich seyd.““ —

Am Schlusse der Synoden, wenn die einzelnen Gegenstände besprochen waren, legte er seinen Brüdern an's Herz, wie wichtig für ihn selbst und für sie die Erinnerung daran sey, daß ihr hoher, heiliger Beruf die Heiligung ihres ganzen Herzens und Lebens verlange; Verachtung der gegenwärtigen argen Welt,

und inbrünstig-liebendes Trachten nach dem Himmel, und das hervorgehend aus der Gewißheit des Glaubens an die Dinge, die sie Anderen predigen, aus täglicher Betrachtung derselben und Herzensgebet; wie übel es ihnen anstehe, in die Dinge dieser Welt und ihre Händel sich zu vertiefen; führe aber Pflicht oder Nothwendigkeit sie in den Verkehr mit Menschen, wie heilig da ihr Wort und Wandel seyn müsse, wie erwecklich und belebend für die, mit welchen sie umgehen; wie sie, als die Diener des Evangeliums des Friedens, immer sanftmüthig, freundlich, friedestiftend unter allen Klassen von Menschen sollten erfunden werden; wie sie die unnützen Streitigkeiten in der Welt und Kirche zu dämpfen, statt zu entflammen suchen sollten; so würden sie Gottes Kinder heißen. Matth. 5, 9.

Dem puritanischen Streitgeiste, der sich immer nur um einzelne Beweisstellen der Bibel bewegte, suchte Leightoun besonders dadurch entgegenzuwirken, daß er die heilige Schrift mehr unter das Volk brachte. Er ordnete daher an, daß bei jedem Gottesdienste lange Abschnitte, einer aus dem Alten und einer aus dem Neuen Testamente, vorgelesen werden sollten, und zwar nicht etwa, wie hie und da wohl üblich gewesen, während die Gemeinde sich versammele, sondern nach dem letzten Geläut, wenn alle da seyen. Auch die Psalmen wollte er noch außerdem bei jedem Gottesdienste gebraucht wissen, weil sie so herrliche Gebete enthielten, die auf alle Lagen des Lebens paßten, und dem, welcher ihrer bedürfe, durch das öftere Anhören später von selbst einfielen. Die Englische Liturgie war nach der Restauration in Schottland nicht eingeführt worden; weil aber doch gewisse wiederkehrende Stücke im Kultus Leightoun ein Bedürfniß schienen, so ordnete er den regelmäßigen Gebrauch des Vaterunsers, der zehn Gebote, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und der Doxologie bei jedem Gottesdienste an, und zwar, wie er sagte, nicht bloß um die Unwissenden mit den Worten bekannt und sie fähig zu machen, diese Stücke herzusagen, sondern als eine feierliche Publikation des göttlichen Gesetzes, der Richtschnur unseres Lebens; als ein feierliches Bekenntniß der Gemeinde zum christlichen Glauben, und eine Erweckung der Herzen zum Gehorsam und zum Glauben. Predigten über abgerissene, ganz kurze Schrifttexte liebte er nicht, sondern drang statt dessen auf die Auslegung längerer Abschnitte. „Je länger der Text und je kürzer die Predigt, desto besser ist es," sagte er; „denn unsere gewöhnliche Manier, sehr kurze Texte und sehr lange Predigten, macht die Leute müde und hilft ihnen wenig." Er hielt es für eine thörichte Ansicht, welche durch die Puritaner verbreitet worden war, daß die heilige Schrift in der Kirche nicht ohne Auslegung dürfe vorgelesen werden; es scheine, daß sie bei all' ihrem Eifer gegen das Papstthum doch der Romanistischen Ansicht sehr ergeben seyen, die heilige Schrift sey an und für sich selbst dunkel, ja wohl gar gefährlich, wenigstens unnütz. Der puritanischen Verachtung der äußeren Form im Gottesdienste setzte er nachdrückliche Empfehlungen eines anständigen Äußeren desselben entgegen. Er wollte, daß die Geistlichen das unschickliche, nachlässige Sitzen beim Gebet so viel als möglich abschaffen, und statt dessen das Stehen oder Knien ein-

führen sollten, damit Seele und Leib dem ihre Ehrfurcht bewiesen, der beide zu seiner Ehre geschaffen habe. „Kommt, laßt uns anbeten und knien und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat," sage der Psalmist nicht umsonst (95, 6.). Den täglichen Morgen- und Abendgottesdienst in der Kirche wollte er, wo es nur irgend sich thun lasse, überall hergestellt wissen, nicht zum Schaden des häuslichen, sondern um zu demselben eine desto bessere Anleitung zu geben.

Von seiner ganzen Wirksamkeit als Bischof sagt sein jüngerer Freund Burnet in seinem Buche „Pastoral Care" Folgendes: „Ich bin zum geistlichen Amte gebildet worden von einem Bischofe, welcher die erhabenste Seelengröße, den größten Umfang von Kenntnissen und die himmlischste Gesinnung hatte, die ich jemals in einem Menschen vereinigt sah. Die größten Talente und Tugenden verband er mit der völligsten Demuth. In seinen Predigten war ein Aufschwung, ein Ernst, und solch eine Majestät der Gedanken, Worte und selbst der Aussprache, daß ich, wenn er predigte, nie ein Auge von ihm abgewendet sah; ganze Versammlungen habe ich oft vor ihm in Thränen zerschmelzen sehen; und mit voller Wahrheit kann ich aus meinem zwei und zwanzigjährigen Umgange mit ihm versichern, daß ich ihn nicht ein unnützes Wort reden hörte, daß Alles, was er sprach, auf Erbauung zielte, und daß ich ihn nie in einer Stimmung sah, in der ich nicht in den letzten Augenblicken meines Lebens zu seyn wünschte. Für das Vorbild, was ich an ihm sah, und den Umgang, den ich mit ihm hatte, bin ich mir bewußt, Gott eine besondere Rechenschaft schuldig zu seyn; und obwohl der Gedanke an ihn mir alle Ursach gibt, mich in mir selbst und vor Gott zu demüthigen, so ist doch die Freude noch größer, die ich empfinde, wenn ich Alles, was ich an ihm sah und wahrnahm, an meinen Gedanken vorübergehen lasse."

Ein schöner, reiner Abdruck dieses seines heiligen Sinnes sind zwei Schreiben, welche er, das erste an die Synode zu Dunblane richtete, als zu seinem früheren Bisthum ihm auch das Erzbisthum von Glasgow übertragen worden war; das andere an die Synode zu Glasgow.

„Glasgow, den 6. April 1671. Ehrwürdige Brüder! Die neue mir hier aufgebürdete Last liegt so schwer auf mir, daß ich mich nicht unter ihr emporkämpfen kann, um in der nächsten Zeit bei euch zu seyn; aber mein Herz und meine Wünsche, daß der Segen von Oben auf eurer Versammlung ruhe, sollen bei euch seyn. Ich habe euch jetzt nichts an's Herz zu legen, als daß ihr (wenn ihr es gut findet) die Dinge, über welche wir früher uns vereinigt haben, noch einmal revidiret, und Anstalten treffet, daß sie in's Leben treten; und was euch noch ferner einfallen möchte, hinzufüget, damit euer Amt recht wirksam werde zum Heil der Seelen, die euch anvertraut sind.

Ich weiß, ich darf euch nicht daran erinnern, denn ich hoffe, ihr denket täglich daran, daß die Seele aller Treue, alles Eifers und alles Segens in eurem großen Werke die Liebe sey; und die ewig reiche Quelle der Liebe zu den Menschenseelen ist die Liebe zu dem, der sie mit seinem Blute erkauft hat. Das wußte er wohl, darum wies er uns darauf hin, als er sprach: „„Simon, hast du mich lieb? Weide meine Schafe — weide meine Lämmer."" Ein tiefer Eindruck seines angebeteten Namens auf unsere Herzen wird uns auch immer den lebendigsten Ausdruck desselben geben, nicht allein in unseren öffentlichen Reden und Gesprächen, sondern wird unser ganzes Leben zu einem Abdruck seines heiligen Lebens machen. Und sind in uns Funken seiner göttlichen Liebe, dann, wisset ihr, ist der beste Weg, nicht allein sie zu bewahren, sondern auch sie anzufachen, ja zu einer Flamme sie anzublasen, der Hauch des Gebets. O das Gebet! Dieser Umgang des Herzens mit Gott, dieser Athem Gottes in der Seele des Menschen, der zu seinem Ebenbilde erneuert wird, unabläßiges, inbrünstiges Gebet ist die größere Hälfte unseres ganzen Werkes, welche der anderen Leben und Kraft gibt; wie die heiligen Apostel uns lehren bei der Wahl der Diakonen, die zu Tische dienen sollten: „„Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amte des Worts."" Apostelgesch. 6, 4. Ist es nicht, liebe Brüder, unser unaussprechlich herrliches Privilegium, vor allen gewinnreichen und ehrenvollen Beschäftigungen in der Welt, daß unser eigentlichstes Berufswerk ein Leben im Himmel ist, und während es auf die Errettung der Seelen Anderer gerichtet ist, so ganz und gar geeignet ist, unsere eigenen Seelen selig zu machen? Doch, werdet ihr vielleicht sagen, was thust du denn selbst, der du so zu uns sprichst? Ach, ich schäme mich, es euch zu sagen. Alles, was ich auszusprechen wage, ist dies: Ich meine, ich sehe die Schönheit eines heiligen Lebens, und entbrenne danach, obwohl ich sie nicht erreiche; so wenig ich mir aber auch davon bisher angeeignet habe, so viel weiß ich doch, daß ich weit lieber leben und sterben möchte in dem Laufen nach diesem Ziele, als in dem Jagen nach allen Herrlichkeiten, die die Welt bietet, ja in ihrem vollen mühlos erworbenen Besitz und Genuß. Und ich hoffe, liebe Brüder, ihr seyd desselben Sinnes, und habt dieselbe Begierde, und jaget demselben Ziele, und emsiger und mit mehr Erfolge nach, als ich. Aber hier will ich anhalten, daß ich euch nicht ermüde, wie ich vielleicht schon gethan habe. Der allmächtigen Gnade unseres großen Herrn und Meisters empfehle ich euch, eure Heerden und euer ganzes Werk unter ihnen, und bitte angelegentlich um euer Gebet für euern unwürdigsten aber innigst euch liebenden Bruder und Diener R. L."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 10. Mai. № 38.

Robert Leightoun, Erzbischof von Glasgow.

(Geboren 1611, gestorben 1684.)

(Fortsetzung.)

Der andere Brief ist an die Synode zu Glasgow, versammelt im April 1673, gerichtet. „Ehrwürdige Brüder! Es ist weder ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, noch kann ich euch für jetzt genaue und hinreichende Auskunft geben über die Ursachen meines Fehlens in eurer Versammlung; in kurzer Zeit wird Alles klar werden; aber ich kann versichern, ich bin mit meinen innigsten Wünschen unter euch, daß die Gnadengegenwart des heiligen Geistes, der allein diese und alle eure Versammlungen und das ganze Werk eures Predigtamtes segensreich machen kann für das Heil der Seelen und zur Verherrlichung dessen, der sie mit seinem eigenen Blute erkauft hat, unter euch und in euch allen wohnen möge! Ich zweifle nicht, unsere Sehnsucht geht auf dasselbe Ziel, und auch ihr betet inbrünstig um einen reichen Zufluß des Geistes, den, wie unser Herr uns versichert, der himmlische Vater Allen geben will, die darum bitten. Welche große Nachlässigkeit und Thorheit wäre es, an solch einer Gabe Mangel zu leiden aus Mangel des Bittens, besonders bei Männern, die dem erhabensten und heiligsten Amte sich geweiht haben, das einen so hohen Grad des Geistes der Heiligung und der göttlichen Liebe erfordert, damit die Herzen gereinigt und über die gegenwärtige arge Welt erhoben werden! O meine lieben Brüder, was machen wir doch, daß wir unsere Seelen im Staube herumkriechen und wühlen lassen, und so wenig trachten nach dem himmlischen Leben der Christen, ja der Gesandten und Diener Gottes, als Sterne, ja als Engel, die er zu Geistern, als Boten, die er zu Feuerflammen macht! Ach, wo findet man doch Seelen unter uns, die nach ihrem himmlischen Urbilde gestaltet sind, und in der anbetenden Betrachtung der unermeßlichen Heiligkeit, Erhabenheit und Gnade Gottes leben, und entbrannt sind in heißer Liebe? Wo aber dies heilige Feuer fehlt, da kann es auch kein Opfer geben, was für Gaben und Künste wir auch haben, und wie tadellos auch unser auswendiges Leben, wie rein unser Herz selbst von gröberen Befleckungen seyn mag; denn ich möchte ungern glauben, daß einer unter uns noch das fremde, ja das höllische Feuer des Ehrgeizes, der Habsucht, der Bosheit, der fleischlichen Lust in sich brennen ließe, das uns zu Priestern von Götzenbildern, von Luftgestalten, ja des Gottes dieser Welt, des Fürsten der Finsterniß machte. Lasset die Menschen uns lästern und richten, das thut nichts; aber Gott verhüte, daß irgend etwas Anderem unsere Herzen angehören, als ihm, der uns geliebt hat, und sich selbst für uns dahingegeben; denn nur dann können wir Gefäße zu Ehren und dem Hausherrn bräuchlich werden, wenn wir von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes uns reinigen, und unsere Herzen ausleeren von allem, was er nicht ist, ja von uns selbst und unserem eigenen Willen, und keinen anderen Wunsch noch Freude haben, als daß sein Wille geschehe, der Wille dessen, der unser Friede, unser Leben und unser Alles ist. Wahrlich, ich dächte, so könnten wir am besten die vielen Schwierigkeiten und Entmuthigungen von außen zu unserem Nutzen wenden, wenn sie uns antrieben, mehr nach innen zu leben; wie man an den Bienen bemerkt, daß bei schlechtem Wetter draußen sie besonders thätig sind in ihren Körben. Wird die Kraft der Kirchenzucht in unseren Händen gelähmt, wer kann uns daran hindern, uns selbst zu prüfen, zu richten und in die Zucht zu nehmen, und die Tempel unserer Herzen mit desto größerer Sorgfalt zu schmücken? wenn wir mit Vorwürfen von Außen beschmutzt werden, desto mehr innerlich uns zu reinigen? je weniger Sanftmuth und Liebe wir in der Welt um uns her finden, desto mehr süße Liebe in unserem Herzen zu hegen? Die zu segnen, welche uns fluchen, für die zu bitten, welche uns verfolgen, und so uns als Kinder des himmlischen Vaters zu beweisen, zur Beschämung derer, die uns nicht einmal für seine Knechte in irgend einem Sinne wollen gelten lassen? — Unter den Verwirrungen und Streitigkeiten, die in unserer Kirche noch herrschen, ja überhand nehmen, denke ich, sollte unsere Weisheit die seyn, von Menschen abzulassen, und keine Hülfe zu hoffen, bis wir mehr nach Oben blicken, und weniger disputiren und discurriren, und mehr fasten und beten, und so Hülfe herabziehen von dem Gott der Ordnung und des Friedens, der Himmel und Erde gemacht hat. — Was mich betrifft, so habe ich euch nur demüthig zu bitten, daß ihr meine vielen Fehltritte und Schwächen, die ihr während meines Aufenthaltes unter euch an mir bemerkt habt, übersehen möget, und wenn ich in der Ausübung meines Amtes oder im Privatumgange euch oder einen von euch beleidigt und gekränkt habe, bitte ich von Herzen um Vergebung; obwohl ich bekennen muß, daß ich euch das nicht erwiedern kann; denn ich erinnere mich keiner Sache von einem unter euch, die im Geringsten der Vergebung bedürfte, da ihr mir alle mehr Freundlichkeit und Achtung bewiesen habt, als ein viel weiserer und besserer Mann nur hätte erwarten oder verdienen können. Doch bitte ich nicht allein um eure Vergebung, sondern um eine noch größere Liebe, und zwar eine so große, daß ich, um dazu euch zu bewegen, nichts als meine große Bedürftigkeit anführen kann — nämlich, eure Fürbitte; und ich hoffe, eine kleine, wenn auch unverhältnißmäßige Ver-

geltung hierin euch zu gewähren; denn was auch immer mit Gottes Hülfe aus mir werden möge, so lange ich lebe, sollt ihr nicht einen Tag vergessen werden von eurem unwürdigsten, aber euch innigst liebenden Bruder und Diener R. L."

Doch von diesen Zügen, die Leightoun's inwendigen Menschen uns darstellen, müssen wir uns noch einmal zu seinem stürmischen äußeren Leben zurückwenden. In den ersten Zeiten seines Episcopats zu Dunblane lebte er ganz still und auf die thätigste Ausübung seiner Amtspflichten ausschließlich bedacht, indem er hoffte, wenn der Erfolg seiner friedestiftenden Bemühungen sichtbar würde, dann würden auch seine Mitbischöfe geneigt werden, denselben Weg einzuschlagen. Einige gleichgesinnte, treffliche Männer hatte er unter der niederen Geistlichkeit der Bischöflichen Kirche, die im Geiste der Liebe eifrig wirkten, und die ihnen angebotenen Bisthümer aus Demuth und Furcht vor den Gewaltmaaßregeln ausschlugen; aber der Weltsinn und die Herrschsucht der meisten Bischöfe war von solchem Sinne weit entfernt; nichts als rohe Gewalt und Unterdrückung wußten sie den Presbyterianern entgegenzusetzen. Mehrere lebten gar nicht in ihren Diöcesen; thaten sie es aber auch, so standen sie in naher Freundschaft mit den gottlosesten Menschen; und einer von ihnen, der frömmer war als die anderen, stand unter des lasterhaften Sharp Leitung. Das ultra-episcopale und royalistische Parlament in England erließ im Jahr 1663 ein Gesetz gegen Conventikel; jede religiöse Versammlung, in welcher mehr als fünf, die nicht zur Familie gehörten, anwesend seyen, wurde für ein Conventikel erklärt, und jedes Individuum über sechzehn Jahre, das sich der Theilnahme daran schuldig machte, wurde bei der ersten Übertretung mit drei Monat Gefängniß oder 5 Pf. Geldstrafe belegt, die bei der zweiten auf sechs Monat oder 20 Pf., und bei der dritten bis zur Verbannung nach Amerika oder 100 Pf. stieg. Dies ergriffen die Schottischen Bischöfe mit Freuden, und das ganze Gesetz wurde in Kurzem in Schottland nachgemacht. Als wegen des Einziehens dieser Strafen im Westen des Landes Aufstände ausbrachen, wurde Allen, die nicht in die Kirchen kamen, Einquartierung in die Häuser gelegt, und die gewissenlose Geistlichkeit freute sich, die Kirche nun voller zu sehen, und sprach später von dieser Zeit als von goldenen Tagen. Nie legten sie Fürbitte ein für die Verfolgten, und setzten ihre gottlose Lebensweise ungestört fort. Leightoun dagegen verhinderte in seiner Diöcese die Ausführung des Gesetzes; da hörte man nichts von Angebern und Geld- und Gefängnißstrafen, und es herrschte tiefer Friede. Zu gleicher Zeit wurde eine National-Synode constituirt, in welcher die Episcopal- und Presbyterialverfassung vereinigt seyn sollte; Glieder dieser Versammlung sollten alle Erzbischöfe und Bischöfe, alle Dechanten der Kapitel und aus jedem Presbytery zwei Abgeordnete seyn; der eine dieser Abgeordneten sollte jedoch immer der jedesmalige von dem Bischof zu ernennende Moderator des Presbytery seyn. Das Auffallendste in dieser Verfassung war, daß auf der Synode der Primas, der Erzbischof von St. Andrews, ein unbedingtes Veto

in allen Sachen, und der König in allen kirchlichen Angelegenheiten ausschließlich die Initiative haben sollte. So erregte denn das Gesetz über die Synoden die äußerste Unzufriedenheit, und Niemand mochte für eine solche Versammlung sich interessiren, so daß sie auch nie zu Stande kam. Leightoun empfand über alle diese Ereignisse tiefen Schmerz; er bezeichnete die Bischöfe seiner Zeit mit dem Schriftworte: „Hirten, die sich selbst weiden, aber die Heerde nicht weiden mögen;" er sagte: „Viele habe ich getroffen, die kluge Anschläge machten; aber Wenige, die es treu und aufrichtig mit deren Ausführung meinten. Viele weltlich weise und große Leute habe ich gefunden, aber nicht Einen unter Zehntausend, der schwach werden mochte, daß Andere stark würden, dem allein Zions Heil am Herzen lag." Dies brachte ihn dann zu dem Entschluß, sein Amt niederzulegen. Als die Geschäfte der Synode zu Dunblane im Oktober 1665 beendet waren, sagte der Bischof zu den Brüdern, er habe ihnen noch etwas mitzutheilen, was lediglich ihn selbst angehe, und obwohl es von geringem oder gar keinem Interesse für sie oder die Kirche sey, halte er es doch für seine Pflicht, sie damit bekannt zu machen; es sey dies sein Entschluß, sein Amt niederzulegen. Die Gründe dazu seyen folgende: Zuerst, das Gefühl seiner großen Unwürdigkeit für eine so hohe Stellung in der Kirche, und dann sein Überdruß an den Streitigkeiten in derselben, die eher zu- als abnähmen, und die brüderliche Liebe, die mehr werth sey als Alles, was dabei herauskommen könne, so sehr störten. Er dankte für alle ihm erwiesene Liebe, bat sie, alle seine armen und schwachen Bemühungen, ihnen zu dienen und das Werk ihres Amtes zu fördern, auf's Beste zu deuten, und ihm alle Beleidigungen zu vergeben; legte ihnen dringend an's Herz, daß sie der Heiligung und dem Frieden nachjagen möchten, und sich inbrünstige Liebe zu dem Heilande und den Seelen, die er so theuer erkauft, schenken ließen, und schloß mit den Worten des Apostels: „Endlich, liebe Brüder, lebet wohl, seyd vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seyd friedsam: so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch seyn." 2 Cor. 13, 11. Ehe er aber seine Absicht ausführte, hielt er es für seine Pflicht, nach London zu reisen, und dem durch falsche Berichte getäuschten Könige ein treues Bild von dem zerrissenen Zustand Schottlands vor die Augen zu legen. Er hatte bei Karl II. eine persönliche Audienz, in welcher er ihm erklärte, die harten Maaßregeln gegen die presbyterianische Parthei könne er (Leightoun) schlechterdings nicht mit seinem Gewissen vereinigen, nicht einmal wenn sie gegen Heiden verübt werden sollten, um die christliche Kirche unter ihnen zu gründen, viel weniger unter Christen, wo es sich um eine verhältnißmäßig so unwichtige Sache, die Vertauschung einer Kirchenverfassung mit einer anderen, handle; er müsse daher sein bischöfliches Amt niederlegen, damit Niemand glaube, er nehme Theil an den Gewaltthätigkeiten, gegen welche doch sein Gefühl sich empöre. Der König mißbilligte die harten Maaßregeln des Primaten, und schien von den beweglichen Vorstellungen des freimüthigen Vertheidigers der christlichen Liebe und Duldung gerührt. Er

versprach, die Anwendung des weltlichen Schwerdtes in Kirchenangelegenheiten zu hemmen; und in der That annullirte er die „hohe Commission," welche durch Geld-, Gefängniß- und Leibesstrafen die Dissentirenden zur Conformität bringen sollte. Aber von Leightoun's Resignation wollte er durchaus nichts wissen, und da der Bischof erkannte, das einzige Mittel, den König bei seinen Versprechungen zu halten, sey das Bleiben in seinem Amte, so entschloß er sich mit schwerem Herzen dazu.

Es war indeß in dem bisherigen Gange der Dinge nur eine kleine, unbedeutende Pause eingetreten. Der Leichtsinn des Königs und die Gesinnungslosigkeit seiner Minister, unter denen der Schottische, der Graf v. Lauderdale, einer der schlimmsten war, weil er frühere Eindrücke vom lebendigen Christenthum vollständig zu unterdrücken gewußt hatte, das Mätressenregiment bei Hofe, was jede Stätigkeit in den Maaßregeln, welcher Art sie auch waren, unmöglich machte, alles dies mußte in Kurzem die Angelegenheiten in noch ärgere Verwirrung stürzen. Bald wurde den Bischöfen eine ganz unumschränkte Gewalt zur Unterdrückung des Presbyterianismus gegeben; bald wurde ihre Gewalt wieder vermindert, um das Anstößige ihr zu benehmen. Der Lord Advokat von Schottland in dieser Zeit, Sir George Mac-Kenzie, sagt in seiner History of Scotland p. 161. von Leightoun's damaliger Stellung: „Man mußte sich bald überzeugen, daß der Bischof von Dunblane die einzige geeignete Person sey, dem Könige in der Kirche zu dienen, wenn man einmal bei der eingeführten Kirchenverfassung beharren wollte; er stand in hoher Achtung unter dem Volke wegen seiner Frömmigkeit und Mäßigung, und auch die Presbyterianer wußten ihm nichts vorzuwerfen, und konnten ihm es nicht gleichthun, obwohl sie ihn mehr als alle übrigen in seiner Parthei haßten, da er durch sein musterhaftes Leben weit mehr als durch Disputationen Viele für die bischöfliche Verfassung gewann. Sein Grundsatz war, ein heiliges Leben sey die Hauptangelegenheit, welcher die Diener der Kirche und ihre lebendigen Glieder ihre Aufmerksamkeit zuwenden sollten; Seelen für Christum zu gewinnen, nicht die äußere Kirchenregierung, sey ihre Aufgabe, und das viele Sitzen in Synoden und kirchlichen Gerichtshöfen betrachtete er als eine Störung, die sie sich nicht erlauben sollten." Einige der lasterhaftesten Minister in Edinburgh waren gestürzt worden, und die Grafen Lauderdale und Tweedale, der letztere ein redlicher und einsichtsvoller, aber furchtsamer und nachgiebiger Mann, wandten sich nun an Leightoun. Er begann auch wirklich Unterhandlungen mit den Häuptern der Presbyterianer. So weit gingen seine Concessionen, daß er folgende Vorschläge als Grundlage der Unterhandlungen aufstellte: 1. Die Kirche solle von Bischöfen und ihrer Geistlichkeit regiert werden, die in den kirchlichen Gerichtshöfen zusammensäßen; in welchen der Bischof immerwährender Präses seyn solle, aber überstimmt werden könne durch die Majorität, und zwar sowohl in Jurisdiktions- als Ordinationssachen; 2. Den Presbytern solle zugestanden werden, daß sie erklärten, sie ließen um des Friedens willen sich diese Unterordnung gefallen, behielten sich jedoch ihre Ansicht darüber vor; 3. die Bischöfe sollten gemeinschaftlich mit den Presbytern ordiniren; und 4. Provinzial-Synoden sollten alle drei Jahre zusammenkommen, und auf denselben Anklagen gegen die Bischöfe angenommen und darüber entschieden werden. — Von seinen damaligen Verhandlungen mit den Presbyterianern ist noch ein Brief übrig, worin er sagt (Werke, I. 98.): „Die zwischen uns verhandelte Frage ist nicht, ob wir solche Bischöfe haben sollen, die absolut in eigener Gewalt und durch Delegirte regieren; sondern ob wir Bischöfe haben sollen, die in Verbindung mit Presbytern in Presbyterien und Synoden regieren; und von dieser Form behaupten wir, daß sie weder der heiligen Schrift noch der ältesten Kirche zuwider, sondern vielmehr mit beiden höchst übereinstimmend sey; wer anders denkt, der mag seine Beweise aus der Schrift oder dem kirchlichen Alterthum vorbringen. Sagt man, es reiche nicht hin, eine solche Verfassung rechtmäßig zu machen, daß sie der heiligen Schrift nicht entgegen sey, man müsse vielmehr einen bestimmten Befehl, eine Vorschrift in der Bibel nachweisen, worauf sie sich gründe, so muß man dann wenigstens so billig seyn, denselben Bedingungen sich zu unterwerfen. So weise man denn einen solchen Befehl, eine solche Vorschrift auf für die kirk-sessions, die presbyteries, die Provinzial- und National-Synoden; für die Besorgung der laufenden Geschäfte durch eine Commission, für den beständigen Wechsel der Moderatoren, außer in den kirk-sessions, wo der Geistliche beständiger Präses ist; können sie eine solche Vorschrift nicht aufweisen, warum sollte es unrecht seyn, daß der Bischof als beständiger Moderator jenen Versammlungen präsidirte? Unsere Gegner sind um so mehr verpflichtet, eine solche Vorschrift aufzuweisen, weil sie behaupten, ihre kirchlichen Behörden seyen schlechthin göttlichen Rechts, ja das Reich Christi auf Erden selbst, die einzig erlaubte und nothwendige Verfassung der Kirche, während wir uns nicht so stark ausdrücken. Erwiedert man uns aber: die Hauptfrage sey nicht über jenen Vorsitz der Bischöfe, sondern über ihre Gewalt — so hoffen wir getrost, daß man nicht ein Trachten nach unerlaubter Gewalt, im Gegentheil ein Nachlassen von der vernünftiger Weise uns zustehenden Gewalt an uns finden wird, damit nur ja keine Spaltung in der Kirche entstehe. Gesetzt aber auch, die Bischöfe erstreckten ihre Gewalt zu weit, lasset alle Welt richten, ob es recht sey, daß die Geistlichen deshalb ihre Stellen verlassen, und sich von denjenigen kirchlichen Versammlungen, die sie selbst billigen, zurückziehen, ja aus der ganzen Kirche ausscheiden, und ob sie nicht das Ihre gethan haben, wenn sie frei ihre Meinung ausgesprochen und bescheiden um Abstellung des Mißbrauchs gebeten haben, und nun geduldig warten, und in der rechtmäßigen Verwaltung ihres Amtes beharren, wenn auch ihre Oberen das ihrige mißbrauchen; denn halten wir uns verpflichtet, wegen alles dessen, was nach unserer Ansicht fehlerhaft an Anderen oder an der Verfassung und Verwaltung der Kirche ist, aus unserem Amte und ihrer Gemeinschaft auszuscheiden, was anders kann daraus

entstehen, als eine unabsehbare Menge von Sekten und Spaltungen in jeder Kirche unter der Sonne?" —

Aller dieser Vorstellungen ungeachtet ließen sich jedoch die Presbyterianer zu keinem Eingehen auf Bischof Leightoun's Vorschläge bewegen. In wiederholten Zusammenkünften stellte dieser ihnen auf die freundlichste, beweglichste, erschütterndste Art mit gebrochenem Herzen die Noth der Kirche vor die Augen; aber Alles war vergebens; seinen Gründen setzten sie zuletzt nichts weiter entgegen, als: „Wir fühlen keine Erlaubniß in unserem Gewissen, die durch den Bischof von Dunblane gemachten Vorschläge als genügend anzusehen." Zu ihrer Entschuldigung muß indeß bemerkt werden, daß das Benehmen der Gegenparthei ihnen fortwährend Mißtrauen einflößte, und sie beständig besorgten, das geringste Nachgeben von ihrer Seite würde unübersehbare Folgen haben. Somit war denn jeder Vermittelungsversuch fruchtlos; und das unglückliche Schottland mußte noch fast zwanzig Jahre lang ein Schauplatz der furchtbarsten Erschütterungen bleiben. Wiederholte Unterdrückungsmaaßregeln steigerten den Fanatismus des Volkes; am 3. Mai 1679 wurde der Erzbischof Sharp durch einen begeisterten Verfechter des Presbyterianismus ermordet, der stolz auf seine That die Beispiele des Pinehas, des Ehud und der Jael für sich anführte; ein gewaltiger Aufstand brach aus, und obwohl weder in der Schlacht von Bothwell-Bridge, noch in anderen Gefechten die Cameronier (so hießen die strengsten und fanatischen Presbyterianer) den Königlichen Truppen gegenüber Stand halten konnten, blieb das Land auf's Äußerste zerrissen, bis Jakob II. zur Begünstigung des Katholicismus allen Dissenters Freiheit gewährte, nach der Revolution aber durch Wilhelm III. die Presbyterianische Kirche sogar zur Landeskirche erhoben ward. Die Episcopalkirche Schottlands ist seitdem dort eine dissentirende, doch nicht unbedeutende Parthei, unter sechs Bischöfen. Indeß erreichten auch die presbyterianischen Eiferer ihren Zweck keineswegs; der König trat in ihren theokratischen Volksbund nicht ein, der „Gräuel der Toleranz" wurde sogar gesetzlich ausgesprochen, und die fortgesetzten Unruhen unter König Wilhelm machten es der Regierung wünschenswerth, eine größere Macht in der Kirche zu erlangen, was unter der Königin Anna durch die Wiedereinführung des Patronatrechts geschah; diese jedoch hatte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine sehr bedeutende Secession aus der Landeskirche zur Folge, und gegenwärtig laufen die Sekten auch in Schottland einen gewaltigen Sturm gegen das Princip selbst, auf dem die Landeskirche ruht.

Doch wir kehren aus dem Überblick dieser auf einander folgenden Kriegesstürme zu dem Leben des milden, friedlich gesinnten Bischofs von Dunblane zurück.

Im Jahre 1669 hatte der König durch die sogenannte Assertory Act das Recht erhalten, „Alles, was zu der äußeren Kirchenregierung gehöre, anzuordnen, und Alles, was kirchliche Versammlungen, Güter und Personen betreffe, durch Befehle aus seinem Geheimen Rath zu bestimmen." Eine der ersten Handlungen, die von dieser neuen Gewalt ausgingen, war die Absetzung des Erzbischofs Burnet von Glasgow, eines den schwierigen Verhältnissen durchaus nicht gewachsenen Prälaten. Sogleich wurde dem höchst widerstrebenden Leightoun diese neue Würde durch die Grafen Lauderdale und Tweedale aufgedrungen; und noch einmal mußte er nun, als Erzbischof, den schweren Gang nach London machen, noch einmal trat er vor den König mit seinen nachdrücklichen Vorstellungen; er erlangte diesmal alles, was er wünschte, so daß er auf Grund dieser Bewilligungen jene Verhandlungen auf's Lebhafteste fortsetzte, deren unglücklicher Ausgang schon, der Zeitfolge vorgreifend, erzählt worden ist. Nun konnte ihn aber auch nichts von der Niederlegung seines Amtes zurückhalten; aller Widerstand Lauderdale's bewirkte nichts weiter, als daß er sich dazu willig finden ließ, noch ein Jahr im Amte zu bleiben, und dann erst zu resigniren, wenn bis dahin seine Ansichten sich nicht geändert hätten. Dies geschah nicht, und so endete im Jahre 1674 seine Laufbahn in der Schottischen Kirche. Als Gründe dafür gab er in einem besonderen Aufsatze folgende an: „Das Gefühl meiner großen Verantwortlichkeit bei einer geistlichen Aufsicht über Andere, besonders über Prediger, und meine große Unwürdigkeit und Untauglichkeit zu einer so hohen Stellung; vor Allem die mir schwer auf dem Gewissen lastende Pflicht der Ordination; das tägliche Überhandnehmen der Kirchenspaltungen und die geringe Aussicht, unter diesen Umständen zur Verbreitung des lebendigen Christenthums etwas wirken zu können; die Sehnsucht, die ich seit langer Zeit nach einem Leben in der Zurückgezogenheit habe, welche gegenwärtig durch Kränklichkeit und Alter und hinreichende Erfahrung von der Thorheit und Eitelkeit der Welt noch zugenommen hat."

Die letzten zehn Jahre seines Lebens brachte Leigthoun bei seinem Neffen Lightmaker, einem Gutsbesitzer zu Broadhurst in Sussex, zu. Hier widmete er fast sein ganzes Leben stiller Betrachtung der himmlischen Dinge, und nur selten nahm er Besuche von Personen höherer Stände an oder erwiederte sie. Aber dennoch war er nicht unthätig; er besuchte fleißig die Hütten der Armen in den umliegenden Dörfern, und predigte in den Pfarrkirchen umher. „Wenn ich noch jung wäre, und hätte eine kleine Pfarre, ich müßte jedem Sünder nachgehen bis in die Schenken hinein, um ihn zu Christo zu ziehen!" sagte er öfters. Das schönste Leben, meinte er, sey das Leben der Engel, was den Menschen wenigstens theilweise hienieden vergönnt sey: nach Oben hinaufzusteigen in Gebet und Betrachtung, um Segen herabzuholen, und dann hinabzusteigen, um ihn auszuspenden unter den Menschen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 14. Mai. № 39.

Robert Leightoun, Erzbischof von Glasgow.

(Geboren 1611, gestorben 1684.)

(Schluß.)

Aus dieser Zeit haben wir noch einen herrlichen Brief von ihm an eine vornehme Dame, welche ihm ihre Zweifel und Anfechtungen geklagt und um seinen Zuspruch gebeten hatte.

„Gnädige Frau! Ich habe zwar nicht die Ehre, mit Ew. Gnaden bekannt zu seyn; doch hat eine Ihrer Freundinnen mich mit Ihrem Zustande bekannt gemacht; und obgleich ich gestehen muß, daß unter Allen Niemand ungeschickter seyn kann als ich, irgend eine Hülfe in geistlichen Dingen, sey es durch Fürbitte oder Rath, zu gewähren, so hätten Sie doch nicht leicht Jemandem diese Mittheilung machen können, der sie geheimer halten, und größeres Mitleid und zärtlicheres Erbarmen gegen Leute, die in solchen Anfechtungen stehen, empfinden könnte; denn ich selbst habe alle die Zweifel über jene großen Fragen durchgemacht, nicht allein, indem sie durch meinen Kopf gezogen, sondern — vorzüglich einige derselben — tief und quälend in meinem Herzen sich festgesetzt haben; im Namen des Herrn sind sie aber alle zuletzt überwunden und verscheucht worden. Ach! könnte ich nun dafür ihn lieben und preisen, meinen Erretter, meinen Fels, meine Burg, meinen Hort, auf den ich traue! Und so hoffe ich denn auch zuversichtlich, auch Sie werden bald Errettung finden; wenn Sie „„harren auf Gott, werden Sie ihm noch danken, daß er Ihnen hilft mit seinem Angesicht!““ Denn das ist es allein, was Ihnen Licht bringen und durch alle auf Ihnen lagernden Nebel und Wolken hindurchbrechen, und alle tobenden Stürme stillen kann. Sie thun wohl, gute Bücher, welche Ihnen von Nutzen seyn können, zu lesen, doch möchte ich immer rathen, je kürzer sie sind, desto lieber, denn die ausführlichen und langwierigen verstricken ein Licht und Frieden suchendes Herz oft nur noch mehr durch Herbeiziehen unnöthiger Fragen, Antworten und Gründe; vor Allem aber wenden Sie sich doch unablässig zu der unvergleichlichen Quelle alles Lichtes und Trostes, der heiligen Schrift, allen Zweifeln zum Trotz, die sich in Ihnen dagegen erheben. Finden Sie Ihre Gedanken verwirrt und sehen Sie keinen Weg vor sich, lassen Sie sich doch ja nicht zu solchen Zeiten in Streit mit ihnen ein, sondern wenden Sie sich lieber sogleich zu einem kurzen Gebet, oder zu anderen Dingen, oder gehen Sie in gläubige Gesellschaft, oder wenigstens die beste, die Sie erreichen können; und wenn Sie dann einmal zu einer anderen Zeit in einer ruhigeren, heiterern Stimmung sind, und auf vortheilhafterem Boden stehen durch etwas mehr Zuversicht zu Gott, dann nehmen Sie einmal wieder Ihre Gründe auf gegen den Unglauben, doch so, daß Sie sich wohl vorsehen, nicht von Neuem sich in Unruhe zu stürzen. Denn ist Ihr Geist nüchtern, dann genügt der Vernunft nichts so sehr, nichts erscheint ihr so weise und so erhaben, als das Christenthum; es erscheint uns so vernünftig, daran zu glauben, daß, wie ich jetzt gestellt bin, ich zuweilen fürchte, mein Glaube ruht zu sehr auf der Vernunft und ist nicht so geistlich und göttlich, als er seyn sollte. Finde ich dann aber, daß er in der That eine Kraft ausübt über mein Herz und nach Oben mich zieht — wovon ich wenigstens etwas in mir spüre — dann bemerke ich, daß er eine Gabe von Oben ist. Aber was Vernunftgründe betrifft, da bin ich völlig überzeugt, daß Alles, was Atheisten und Freigeister vorbringen, nichts als unverschämte Dummheit und Wahnsinn ist, und alle ihre Argumente ein Haufe Albernheit und Unsinn. Was können sie für Rechenschaft geben über die bewundernswürdige Einrichtung der sichtbaren Welt, ohne eine unendliche Macht, Weisheit und Liebe anzunehmen, welche diese Welt, und alle Dinge darin und sie selbst gemacht hat? Was können sie sagen zu den Tausenden von Märtyrern in den ersten Jahrhunderten, die den Tod nicht nur, sondern die ausgesuchtesten Qualen erduldeten für ihren allerheiligsten Glauben? Gründe sind es nicht, derentwegen Thoren an dem Christenthum zweifeln, sondern ihre Fleischeslust, ihr ungöttlicher Sinn läßt sie wünschen, es möchte nicht wahr seyn. Aber zwischen diesen Menschen und Ihnen ist ein großer Unterschied; jene möchten gern weniger glauben, als sie wirklich glauben; und Sie möchten gern mehr glauben, als jene glauben. Jene werden öfters geängstigt durch den Gedanken, das Christenthum möchte vielleicht Wahrheit seyn; und Sie werden geängstigt durch Zweifel, die Ihnen so wider Willen entstehen, als jenen ihr Glaube. Glauben Sie, gnädige Frau, alle diese sich durchkreuzenden Gedanken sind nicht Ihre, sondern dessen, der sie Ihnen eingibt, der sie als feurige Pfeile auf Sie schießt, und sicherlich wird der Herr sie ihm, und nicht Ihnen anrechnen. Meinen Sie, die ewige Liebe stehe da, und warte nur auf gute Gelegenheit, um die verdammen zu können, welche allen Angriffen auf sie zum Trotz ihr Herz gern dem Herrn zuwenden, ihn erkennen, ihn lieben, in ihm leben möchten? Er hat uns erschaffen und weiß, was für ein Gemächte wir sind; wie ein Vater sich über Kinder erbarmet, so erbarmet er sich über die, so ihn fürchten; denn er ist ihr Vater, und der zärtlichste und freundlichste aller Väter; und wie ein Vater grade das innigste Mitleiden hat mit einem kranken Kinde, auch wenn es in der Fieberhitze Schimpfreden gegen ihn ausstößt, sollte unser liebster Vater nicht vergeben und Mitleid haben mit den Ge-

danken eines seiner Kinder, welche nicht die Feindschaft gegen ihn hervorgerufen, sondern die Hölle in ihm entzündet hat? Und in dem allen hat keine Versuchung Sie befallen, in welcher nicht auch die frömmsten Menschen gewesen wären; und allen diesen hat ihr himmlischer Vater nicht bloß vergeben, sondern zu rechter Zeit ihnen auch hindurchgeholfen; und so wird er es gewiß mit Ihnen auch machen. Inzwischen, wenn diese Gedanken am Heftigsten auf Sie zustürmen, werfen Sie sich nieder zu seinen Füßen, und rufen: „„O Gott, Vater der Barmherzigkeit, rette mich von dieser Hölle in meinem Herzen! Ich erkenne, ich preise, ich bete dich an, der im Himmel thront, und deinen lieben Sohn Jesus, der für mich gekreuzigt ist, und deinen heiligen Geist; ob du mich auch schlägst, will ich doch auf dich trauen; aber ich kann mir nicht denken, daß du eine arme Seele hassen und wegwerfen wollest, die dich gerne lieben, gern dir anhangen und den Saum deines Kleides nicht eher fahren lassen möchte, als bis du gewaltsam mich losreißest; aber das, weiß ich, wirst du nicht thun, denn du bist die Liebe selbst, und deine Barmherzigkeit währet für und für!““ So schütten Sie Ihr Herz ihm aus, und seyn Sie gewiß, kein Wort, ja kein stiller Seufzer, kein Athemzug wird ihm entgehen, sondern mit lauter Stimme in sein Ohr dringen, und mit der Botschaft des Friedens und der Liebe zu rechter Zeit zurückkehren; und bis dahin wird er Sie mit heimlichem Trost erquicken, daß Sie nicht verschmachten, und in den Abgrund sinken, der Sie zu verschlingen droht. Doch ich fürchte, ich bin Ihnen lästig gewesen, statt Sie zu erquicken. Ich füge daher nichts weiter hinzu, als daß das arme Gebet eines der unwürdigsten Würmer auf Erden, wie es nun auch sey, Ihnen nicht fehlen soll. Um dasselbe bitte ich auch von Ihnen, denn weder Sie noch irgend Jemand in der Welt bedarf dieser Liebe mehr, als ich. Harren Sie auf den Herrn, und seyn Sie getrost, er wird Ihr Herz erquicken!“

Die Seele seines ganzen Lebens, seine seligste Beschäftigung wurde jetzt noch weit mehr als früher, das Gebet. Eine besondere Liebe hatte er zu dem Vaterunser, und bediente sich dessen täglich. „O der Geist dieses Gebets, wenn der in uns wäre, würde herrliche Christen machen!“ — sagte er. Das Studium der heiligen Schrift setzte er bis an sein Ende fort, und las fleißig die Kirchenväter und andere Ausleger, aus denen er sich Auszüge machte. Seine Sehnsucht war stets darauf gerichtet, abzuscheiden und bei Christo zu seyn. „Zufrieden zu seyn mit einem beständigen Aufenthalt in dieser Welt,“ sagte er, „das ist mehr Gehorsam, als von den Engeln gefordert wird. Diese reinen Geister bewegen sich immerdar in dem Element ihres heiligen Wesens, und ihre einzige Ruhe ist, daß sie keine Ruhe haben in Lobgesängen; aber das Äußerste, was wir arme Sterbliche erreichen können, ist, wachend zu liegen im Finstern, und es ist ein großes Stück von Weisheit und Geduld, spatiosam fallere noctem.“

Mitten in seine Stille kam plötzlich ein Königliches Schreiben an ihn aus Windsor, 16. Juli 1679:

„Mylord! Ich bin entschlossen zu versuchen, was in Schottland Güte mit denen auszurichten vermag, die sich der dortigen Kirchenregierung nicht unterwerfen mögen; darum wünsche ich, daß Ihr mit der ersten Gelegenheit Euch nach Schottland begebt, und beide Partheien, so viel es nur möglich ist, zur Eintracht ermahnet, und von Zeit zu Zeit mir über die Personen und Angelegenheiten Berichte zusendet. Zu diesem Ende schicke ich Euch eine Anweisung auf meine Schatzkammer von 200 Pf. St., bis Ihr einen Entschluß darüber gefaßt habt, wie Ihr mir in einem ordentlichen Amte dienen wollet. Euer aufrichtiger Freund Karl, Rex.“ Der Herzog v. Monmouth, des Königs natürlicher Sohn, ein edler Mann, hatte diesen Schritt veranlaßt; mit dem schwersten Herzen war Leightoun dennoch willig, wenn nur ein Erfolg versprechender Plan entworfen würde, in sein Vaterland zurückzukehren; aber der Herzog verlor selbst bald darauf seinen Einfluß, und das Projekt wurde wieder verlassen.

In größter Stille brachte Leightoun die letzten Jahre seines Lebens zu. Unter seinen oft sonderbaren Gedanken war auch der, es sey für Christen nirgends besser sterben, als in einem Wirthshause; dies erinnere sie am Lebhaftesten an ihre Pilgerschaft, und fremde Bedienung sey für Sterbende besser, als die von nahen Verwandten, weil durch die Anhänglichkeit an sie und ihren Schmerz der zum Himmel aufstrebende Geist an die Erde gefesselt werde. Merkwürdiger Weise wurde ihm dieser Wunsch gewährt. Im Jahre 1684 meldete ihm sein Freund, Burnet, der damals Geistlicher in London war, der Graf v. Perth wünsche ihn zu sprechen, indem er Reue fühle über sein sündliches Leben, und nach seinem Zuspruch verlange. Nichts als ein solcher Grund wäre im Stande gewesen, Leightoun aus seiner Einsamkeit in die Hauptstadt zu rufen. „So unwohl mir ist,“ sagte er, „muß ich doch gehen, um wenigstens einen Zug zu thun an dem armen Bruder, der ihn aus dem Feuer reißen könnte.“ Burnet war bei seiner Ankunft in London verwundert, ihn so wohl aussehend zu finden; sein Haar war noch schwarz, seine Bewegungen lebhaft, und seine Himmlischgesinntheit schien so hell als je aus seinem Herzen hervor; da sein Freund dies bemerkte, erwiederte Leightoun, dessen ungeachtet sey sein Tagwerk vollbracht, und er stehe am Ziele. Am nächsten Tage wurde er von einer Lungenentzündung befallen; schon am dritten verlor er Sprache und Besinnung, und nach zwölfstündigem Kampf entschlief er sanft in den Armen seines Freundes Burnet in einem Wirthshause zu London, dem Bell Inn in Warwick-Lane. In Schottland war er sehr nachsichtig in dem Beitreiben seiner Einkünfte gewesen, und so kam es, daß während seiner langen Zurückgezogenheit er ganz von den nachträglich einlaufenden Rückständen lebte. Alles, was er bei seinem sparsamen Leben erübrigen konnte, gab er den Armen. Als er nun um zu sterben nach London ging, war grade eben die letzte Schuld, das Einzige, was er auf Erden besaß, eingegangen, so daß er im Dienste seines Herrn recht eigentlich von Hand in Mund gelebt hatte; auch dieses vermachte er, ein kleines Legat ausgenommen, den Armen, und seine schöne Bibliothek der Diöcese von Dunblane.

Seine Bescheidenheit war so groß, daß er keine seiner Schriften bei seinen Lebzeiten herausgeben wollte. Erst nach seinem Tode erschien von ihm ein ausführlicher praktischer Commentar über den ersten Brief Petri, Betrachtungen über einige Psalmen, Jes. 6. und Röm. 12., Predigten, die schon früher erwähnten theologischen Vorlesungen, und eine Erklärung des Vaterunsers und des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Diese Schriften werden gegenwärtig in England und Schottland sehr hoch geschätzt, und sind neuerlich in zwei verschiedenen Ausgaben, in zwei und in vier Oktavbänden, erschienen.

Die sittliche Bedeutung der Erkenntniß des Menschen.

Daß die Geister freigelassen werden, daß Niemand, kein Individuum, keine Corporation sich einen nöthigenden Einfluß auf sie auszuüben erlaube, daß keinerlei Art von Bevormundung über das Denken des Menschen ausgeübt werde — dies wird als die erste Bedingung eines allgemeineren geistigen Fortschreitens betrachtet; dazu einen Schritt gethan zu haben, das nennt man die weltgeschichtliche Bedeutung der Reformation, die errungene Gedankenfreiheit als heiliges Kleinod zu schirmen wider jede versuchte Einschränkung, dazu fordert man alle Freunde der Wahrheit auf. Darum erscheint das Mittelalter als die Zeit grauenvoller Nacht, weil das starre Dogma jede selbstständige Thätigkeit des Denkens niederhielt, darum erträgt man unwillig eine Censur, weil in dem regen Kampfe der Meinungen allein die Wahrheit geboren werde, weil, da das Aussprechen des Gedankens erst seine eigene Vollendung sey, eine Beschränkung jenes auch diesem Fesseln anlege, darum tritt man schroff der neuesten Philosophie entgegen, weil sie im Namen des Geistes die Geister tyrannisire, ja darum tadeln wohl Viele in seltsam sich widersprechender Consequenz die Polemik, welche von eigener fester Überzeugung ausgehend die abweichenden Meinungen mit Gewalt der Rede und Schärfe der Gründe angreift.

Vorzüglich begehrt man diese Freiheit für religiöse Erkenntniß. Welche Vorstellungen er sich von dem höchsten Wesen machen, zu welchen Begriffen er dieselben gestalten, in welche Beziehung er sich zu diesem setzen, welche Thaten er ihm zuschreiben, welche Forderungen er von ihm ausgehend denken solle — darüber, meint man, habe Niemand etwas zu bestimmen, die Regel der Wahrheit liege nur in dem Einzelwesen, die Forderung einer Einheit der Überzeugung sey eine unpsychologische Anmaßung, die Anerkennung solcher Freiheit sey das Wesen des Protestantismus; und wie die Überzeugung, so müsse die Lehre frei seyn, zur Inquisition führe eine neuere Richtung der Theologie.

Denk-, Rede-, Druck-, Glaubens- und Lehrfreiheit werden eifrigst begehrt, gar edle Geister ermahnen hier alle nur äußeren Schranken abzubrechen.

Aber können denn dem Gedanken äußerliche Schranken gesetzt werden? Heißt Denken das Aufnehmen der von der Außenwelt uns zugeführten Eindrücke, oder das Reflektiren und Abstrahiren von diesem Zufälligen in diesen Vorstellungen und das Vereinen derselben in sogenannte Begriffe, oder die Thätigkeit einer reproduktiven Einbildungskraft, die doch dabei nach ihr inwohnenden Gesetzen verfährt, oder das selbstständige Schaffen des menschlichen Geistes, da er belauschend den Gang des absoluten Geistes ihm nachkonstruirt die Welt, oder endlich die Offenbarung dieses Geistes durch den Menschen als durch seine Emanation — hierauf kann doch kein Mensch, kein Staat, keine Kirche einen zwingenden Einfluß üben. Wie sie dem trägen Geiste nicht hohe Gedanken zu geben vermögen, so wird es ihnen auch nicht gelingen, den tiefen Forscher bei oberflächlicher Betrachtung zu erhalten. Aber wo will denn menschliche Auctorität solchen Zwang ausüben? Nicht in ihrem Namen, sondern im Interesse der von ihr ausgesprochenen Wahrheit, macht sie sich geltend, sie fordert nur, daß das Individuum sich auch in Beziehung auf Erkenntniß dem bildenden und züchtigenden Einfluß der Geschichte unterwerfe. Wie kein Mensch allen Einfluß des Unterrichtes, der Erziehung, der geselligen Verhältnisse, der Volksthümlichkeit, des Zeitgeistes von sich abzuwehren vermag, wie so, ihm bewußt oder unbewußt, Vergangenheit und Gegenwart auch seine Überzeugung gestalten: so soll er, der schon Gebundene, nicht in einer nur erträumten Ungebundenheit seine Freiheit suchen, sondern darin vielmehr sich frei erweisen, daß er die Macht des von anderen Menschen ausstrahlenden Lichtes empfinde, daß er die innersten Gründe der Überzeugung Anderer zu verstehen und zu würdigen wisse. Menschliche Auctorität will anregen den Trägen, warnen und leiten den Erregten, aber Irrenden, halten den Umhergeworfenen, durch Bestätigung erfreuen den zum Ziele Dringenden, und das ist die That der Liebe, einer Liebe, die dem Geiste ziemt, die ihm wohl auch das Recht gibt, mit des Geistes Waffen den eigensinnig Irrenden, oder den an der Ungewißheit sich Erfreuenden zu züchtigen. Erkennen wir weiter, daß die Willkühr das Gegentheil der Freiheit ist, daß geistige Freiheit ein Eigenthum des Menschen nur ist, der sich an die Einheit des Geistes hingegeben hat, der dieser seiner innersten Natur gemäß lebt, der darin sich selbst zu beschränken weiß: so werden wir noch weniger die Forderung an die Außenwelt machen, daß sie die Geister frei lasse, sondern an diese vielmehr, daß sie sich befreien von allem bloß subjektiven Meinen, unmittelbaren Eindrücken, eingesogenen Vorurtheilen, von dem Einflusse der Begierden auf das Erkennen, und mancherlei ascetische Vorschriften wird der Geist den zur Höhe des Denkens wallenden Geistern geben dürfen.

Doch, wenn Denk- und Glaubensfreiheit begehrt wird, so tritt man mit dieser Forderung mehr der Behauptung von einer sittlichen Differenz der Meinungen entgegen, man bestreitet die Lehre der Kirche, daß auch das Fürwahrhalten oder Verwerfen gewisser metaphysischer Sätze einen Einfluß auf unser Verhältniß zu Gott, auf unser ewiges Heil habe. Es wird dieser Streit mit den Waffen der Psychologie geführt, da man nachweist: wie schwierig, ja unmöglich es für die meisten Menschen sey, zu irgend einer selbstständigen Überzeugung über metaphysische Dinge

zu gelangen, wie Unterricht und Gewohnheit das Meiste wirke; man führt ihn zur Rechtfertigung göttlicher Gerechtigkeit, welche durch die Annahme verletzt erscheine, daß Gott ein unfreies Annehmen oder Läugnen solcher Gedanken lohnen oder bestrafen solle; man findet es dem Gebote christlicher Liebe zuwider, wenn ein Mensch es wagt, ein Nichtannehmen seiner Überzeugung als ewiger Verdammniß werth darzustellen. Die Meinung von sittlicher Indifferenz der Überzeugung lebt mit der ihr nothwendig anhangenden Inconsequenz, daß sie nämlich ihr eigenes Annehmen oder Verwerfen für höchst bedeutsam erklärt, in der Gesinnung der Zeit, sie ist die Mutter der Toleranz, die Schutzwehr des Rationalismus; dieser hat sich vorzüglich bemüht, sie auszuführen und zu erweisen; ein Kampf gegen ihn muß mit dem einer Beleuchtung jener Meinung beginnen, und es ist unsere Aufgabe, die sittliche Bedeutung auch der Erkenntniß des Menschen nachzuweisen. Dr. Schulz hat in seiner Schrift: Was ist Glauben? den Versuch gemacht, zu zeigen, daß im Neuen Testamente dieses Wort gar nicht das Fürwahrhalten metaphysischer Belehrungen bedeute; freilich ist es ihm sonderbar damit gegangen: dieselbe Bedeutung, welche abzuweisen er sein ganzes Buch geschrieben hat, muß er als miteingeschlossen in wenigen Zeilen anerkennen, und dieses Geständniß darf uns genügen. Wir meinen auch: das Wort „Glauben" bezeichnet nicht allein solch Fürwahrhalten, weil die göttliche Offenbarung nicht allein Thatsachen der Vergangenheit oder der Zukunft uns berichtet, nicht allein Belehrungen über Gottes Wesen, Verhältniß zur Welt, Gesinnung gegen seine Geschöpfe gibt, sondern eben so sehr Ermahnungen enthält, Verheißungen ausspricht, denen der Gläubige sein Herz hingibt, auf die er seine Zuversicht gründet; daß aber jenes theoretische Fürwahrhalten, jenes Überzeugtseyn des denkenden Verstandes mit eingeschlossen ist unter dem Begriffe „Glauben," daß auch ihm in der heiligen Schrift eine große sittliche Bedeutung beigelegt wird, darf nicht geläugnet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Baden.) Während in vielen Theilen Deutschlands das Reich Gottes mit raschen Schritten vorwärts schreitet, kann man im Allgemeinen nicht Gleiches von Baden sagen. Doch auch in diesem Lande hat der Herr seine Pflanzen, die für seine Scheunen reifen; und man kann ihm darum nicht genug danken, daß der Same des göttlichen Wortes, der an manchen Orten ausgestreut wird, in vielen Herzen Früchte trägt. Das kirchliche Leben ist aber sonst fast ganz erloschen, und der Rationalismus hat somit seinen Lohn empfangen. Merkwürdig ist es, daß, da die Leute wenig oder gar kein Interesse mehr an der Kirche nehmen, man dieses durch Zeitschriften zu erregen sucht. Zu gleicher

Zeit sind zwei Blätter für gebildete Christen herausgekommen, die, so unähnlich sie sich auch sind an Gehalt und Ansichten, doch darin übereinstimmen, daß sie auf rein subjektivem Grunde stehen. Das erste ist von einem Stadtvikar Hausrath in Karlsruhe geschrieben, mit der Überschrift: Der Sonntagabend. Es ist ganz nach den Ideen eines Paulus und Wegscheider verfaßt, und verwirft ohne Scheu allen biblischen Glauben. Es behauptet z. B., daß die Geschichte vom Paradies und Sündenfall dem Menschen einen unwürdigen Begriff von dem höchsten Wesen beibringe, ja heidnisch nennt er diese Geschichte und sagt, wenn man das Neue Testament zur Hand nehme, und damit vergleiche, so müßten diese Alttestamentlichen Unwürdigkeiten in ihr Nichts zusammensinken. Das andere Blatt führt den Titel: Blätter für häusliche Erbauung, herausgegeben von Schmezer, evangelischem Geistlichen in Baden. Steht beim Sonntagabend der Verstand oben an, so ist es hier das Gefühl. Von Bibelkenntniß findet man auch hier keine Spur. Da ist Jesus weiter nichts als „ein Weiser, ein Menschenfreund, ein Held, ein Gottessohn im erhabensten Sinn des Worts," und es war ein großes Glück für ihn, daß er „die Maria, das Ideal frommer Weiblichkeit," zur Mutter gehabth at; wer weiß, was sonst aus ihm geworden wäre? Die Stunden der Andacht, Göthe, Jean Paul u. s. w. sind die Quellen vieler Aufsätze, zum Theil sind auch Stellen daraus abgedruckt. Beide Blätter haben ihre Abnehmer gefunden, doch werden sie bei ihrer Hohlheit, wenn sie auch noch so bizarr und thränenerregend aufgeputzt ist, bald ihr Ende erreichen. Etwas früher hat sich auch ein Kirchenblatt eröffnet, redigirt von einem katholischen und drei protestantischen Geistlichen. Von protestantischer Seite sieht man zuweilen heraus, daß in Bezug auf die Lehre die kirchliche Lehre angenommen wird, doch das scheint dem Blatte nicht die Hauptsache zu seyn; es setzt vielmehr alles Heil der Kirche in eine andere Kirchenverfassung, als die jetzt bestehende ist. Wo aber lebendiges Christenthum sich zeigt, thut es ihm entweder heimlich oder offen eine Tücke an. Still, aber von Rationalisten nicht unbemerkt und unangefeindet, erscheinen schon fast seit drei Jahren die christlichen Mittheilungen, und erfreuen sich eines gesegneten Fortganges. Sie geben Mannichfaltiges, theils schon Bekanntes, theils Eigenes, besonders behandeln sie biblische Texte in ihrem Zusammenhange. Seit einiger Zeit ist das kirchliche Interesse, wenn auch nicht beim Volke, das im Allgemeinen in Beziehung auf religiöse Dinge indifferent ist, durch die auf den 16. April zusammenberufene General-Synode rege gemacht. Die Namen der Mitglieder sind schon veröffentlicht, woraus man sieht, daß Mehrere zu den entschiedensten Rationalisten gehören. Doch ist auch ein und der andere Mann darin, der für unsere kirchliche Lehre kämpfen wird, wie der Geheime Kirchenrath Schwarz von Heidelberg, Pfarrer Röther, und vielleicht noch einige. Katechismus, Gesangbuch und Agende sollen endlich einmal für die Evangelische Kirche Badens gegeben werden. Man hat die Hoffnung, man werde, um nicht in eine totale Verwirrung und endliche Auflösung zu gerathen, an den Bekenntnißschriften der Kirche festhalten, indem eine Synode nicht berufen seyn kann, eine neue Lehre zu schaffen. Die Resultate der Synode werden seiner Zeit der Hauptsache nach in diesem Blatte mitgetheilt werden.

12. April 1834.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 17. Mai. № 40.

Die sittliche Bedeutung der Erkenntniß des Menschen.

(Fortsetzung.)

Wenn in dem ganzen A. T. als der Grund aller Frömmigkeit des Israeliten die Erinnerung an die Großthaten Gottes an seinem Volke geübt dargestellt, wenn dem Glauben an ihn, als den einigen Schöpfer Himmels und der Erde, so hoher Werth beigelegt und der Glaube an viele Götter, mit dem sich doch recht wohl Weisheit und Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit, Menschenliebe und Zuversicht vereint denken lassen, Abfall und Ehebruch genannt, wenn die Heiligung des Sabbaths so besonders streng gefordert und alle Tagewählerei so ernst verboten wird: so ist es doch die Überzeugung des Verstandes von der Wesenseinheit, der Allmacht Gottes, von seinem Recht, scheinbar willkührliche Gebote zu geben, die zuerst begehrt wird. Wenn Christus Wunder wirkt und selbst erklärt: sie sollen seine Machteinheit mit Gott erweisen, und den Unglauben daran als schwere Sünde bezeichnet; wenn er den Petrus darum unter seinen Jüngern so hoch stellt, weil er spricht: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes;" wenn er es als das Werk Gottes nennt, daß die Juden Gott und ihn, als Gottes Boten, erkennen; wenn er dem Bewahrer seiner Gebote so große Verheißungen ertheilt und der Zusammenhang der Stellen uns nöthigt, unter diesen Geboten nicht bloß sogenannt sittliche Vorschriften, sondern eben so sehr jene Anerkennung seiner als Gottes Boten zu verstehen; wenn die Apostel ihre Predigt unter den Juden mit der Verkündigung von der Auferstehung des gekreuzigten Heilandes, unter den Heiden mit der Hinweisung auf die Einheit Gottes, das dereinst kommende Gericht durch einen Mann und die von Gott geordnete Versöhnung beginnen; wenn sie die Errettung des Menschen abhängig machen von dem Glauben an die Auferstehung des Herrn; wenn sie lange Sendschreiben erlassen, um zu erweisen, daß die Beobachtung des mosaischen Gesetzes nicht zur Seligkeit hilft, daß der Mensch sich dieselbe überhaupt nicht verdienen kann; wenn sie als Grund aller heidnischen Gräuel die Vergötterung der Geschöpfe angeben, in dem Läugnen der Menschwerdung Gottes in Christo ein Werk des Antichrists erblicken; wenn der Geist des Neuen Bundes dem Erkennen und Bestreiten von Irrlehren ein Verdienst beimißt und der Gleichgültigkeit dagegen mit schweren Strafen droht: so kann doch nur die traurigste, hartnäckigste Selbstverblendung läugnen, daß die theoretische Überzeugung nach den Schriften des N. T. eine hohe sittliche Bedeutung habe, daß die Willkühr auch dem denkenden Geiste verboten sey. Ja die Schriftgelehrten unserer Zeit, die in ihrer Eitelkeit die Wahrheit nicht als eine gegebene anerkennen, damit sie nach Art der Sophisten für ihren Scharfsinn, mit dem sie eine Menge von Meinungen aufstellen, Ehre und Lohn erndten, darf man fragen: warum wird denn Christus Logos genannt? warum ertönt denn die Rede des Neuen Bundes so verschieden von der des Alten, indem nicht mehr in einzelnen, stechenden Sentenzen, die das Gefühl aufreizen und den Willen anspornen, sondern in ausführlichen Darstellungen, welche den Verstand auch ansprechen, seine Bedenken widerlegen, gesprochen wird? warum mußte sich denn Orientalische Empfindungsweise mit Griechischer Darstellungsart verbinden, da die Tiefe der Empfindung in die Klarheit, Schärfe, Besonderung des Gedankens trat? warum wird denn die Gabe der Erkenntniß, der prüfenden Unterscheidung als eine werthvolle, zu erbittende Gabe des heiligen Geistes dargestellt? — wenn das Erkennen moralisch gleichgültig ist. Welches bleibt denn das dankenswerthe Verdienst Christi nach eurer Darstellung, nach welcher sein Tod wie seine Erscheinung keine real von der Sünde Fluch und der Sünde Macht erlösende Kraft hat, sondern allein seine Lehre bedeutsam ist, wenn das Annehmen oder Verwerfen dieser Lehre selbst bedeutungslos seyn soll?

Wir erkennen das Gewicht dieser Gründe an, für den jene Behauptung Aufstellenden haben sie nicht dasselbe, ihm müssen wir suchen auf seinem eigenen Boden zu begegnen, indem wir die Folgen der Überzeugung und ihre Entstehungsart in's Auge fassen, jenes zuerst, weil dort der Irrthum der Behauptung auch dem gewöhnlichsten Verstande einleuchtet. Was auf das sittliche Verhalten des Menschen selbst den größten Einfluß übt, es mag demselben nun bewußt oder unbewußt seyn, das dürfen wir doch nicht für ein Adiaphoron erklären. Wie groß aber dieser Einfluß der theoretischen Überzeugung auf das Handeln des Menschen seyn kann, lehrt selbst die oberflächlichste Betrachtung.

Erwäge nur die natürlichen Folgen jener Meinung von der sittlichen Indifferenz der Meinung! Wird der ihr Huldigende alle Kraft seines Geistes, wird er seine Zeit, seinen Ruf daran wagen, um zu tiefer, scharfer, umfassender Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen? wird er den Streit beginnen mit den Resultaten des genossenen Unterrichtes, der erlebten Ereignisse, mit den Forderungen des Zeitgeistes? wird er seine Trägheit, zu denken, überwinden wollen? wird ihm die nüchterne Wahrheit lieber seyn als blendende Spiele des Witzes, als die Sinnlichkeit bethörende Bilde der Phantasie? wird er ihre Strenge vorziehen den dem eigenen Interesse schmeichelnden Zeitmeinungen? Wenn unsere Jünglinge knechtisch genug sind, um zu schwören auf die Worte ihrer einflußreichen Lehrer, furchtsam genug, um das Nahetreten jeder anderen Überzeugung zu vermeiden, damit sie nicht in dem Angelernten irre werden, *) träg genug, um nicht, ein-

*) Der Verf. hat im Laufe dieses Jahres folgenden Fall erlebt: In seiner Nähe hielten sich zwei Candidaten der Theologie auf, die beide

gelaufen in dem sicheren Hafen eines Amtes, zu selbstständigem Denken zu gelangen; wenn wir leicht zu erkennende Irrthümer so herrschend finden — liegt nicht davon der Grund in jener Meinung? Wahrheitsliebe und Treue, Ernst des Forschens, Selbstverläugnung für den Scharfsinn und die Phantasie wird sie nimmer fördern; mit der Mannichfaltigkeit der Kenntnisse prunkende Gelehrsamkeit, den Mantel nach dem Winde der Volksgunst wendende Klugheit mag mit ihr bestehen, nicht die Weisheit, welche Alles daran setzt, um die Wahrheit zu wissen, nicht die Liebe, welche den zeitlichen Frieden verlieren will, um Wahrheit zu verkündigen. Ist jener Grundlage einer sogenannten Toleranz nicht zuzuschreiben das verkehrte Urtheil, welches sich in vielen Kirchengeschichten und Dogmengeschichten findet, welches so schnell alle Treue des Glaubens als Schwärmerei, die ruhigste Polemik gegen den Irrthum als blutgierigen Fanatismus, die besonnenste Abwehr der Produkte von Dummheit, Nichtswürdigkeit und Anmaßung als inquisitorischen Gräuel darstellt? welches für jeden Beweis einer erhabenen, sich verläugnenden, muthigen Gesinnung eine hämische Bemerkung oder ein Schimpfwort bereit hat? Kann eine Meinung, die solche Frucht bringt, aus der Wahrheit stammen? Man sage nicht: sie habe die Scheiterhaufen und Dragonaden und Hexenprozesse und Inquisition abgeschafft — das Mittel war schlimmer, als das Übel, weil die laue Gleichgültigkeit ferner von der Wahrheit ist, als der Haß gegen sie; überdies hat sie eine eben so empfindliche und noch gefährlichere Folter, als alle Inquisition, diese griff den Leib an und erschien teuflisch, jene legt ein Lichtgewand an, und jetzt schmeichelnd, jetzt Vortheil anbietend, jetzt tadelnd, das bürgerliche Fortkommen hemmend, jetzt schmähend und verachtend tritt sie an die Seele und verleitet sie, sich selbst zu verführen, Gewissensweite Gewissenhaftigkeit zu nennen, und der Liebe den heiligen Ernst der Wahrheit zu rauben.

Wie diese Meinung selbst sich erweist als abschwächend und zur Lüge verführend, wer dürfte den sittlichen Einfluß so vieler anderer Meinungen verkennen? Freilich gibt es Meinungen, bei denen sich dieser Einfluß nicht nachweisen läßt. Ob ich dem Tycho de Brahe oder dem Copernikus folge in Betrachtung dieses Sonnensystems, ob ich als Vulkanist oder Neptunist mir die Entstehung der Erde denke, ob ich die klassische oder

nur in Breslau studirt hatten und daselbst ihr erstes Examen machen wollten. Er erklärte sich bereit, mit ihnen ein Repetitorium der Dogmatik zu halten und zwar nach ihren im Collegio bei Dr. Schulz nachgeschriebenen Heften. Bei der ersten Zusammenkunft wurden die einleitenden Paragraphen durchgesprochen; es fand sich vielfältige Gelegenheit, die falschen Consequenzen, die inneren Widersprüche, die Unbestimmtheit der Begriffe, an denen ja alle dogmatischen Schriften dieses Mannes überreich sind, hervorzuheben und bemerklich zu machen, wie, rein verständig angesehen, das Räsonnement dieses Rationalismus durchaus haltungslos sey. An dem Tage der zweiten Zusammenkunft erschien an der Stelle der Candidaten ein Schreiben derselben, worin sie erklärten: sie müßten für die Mühe, die man an sie wenden wolle, danken, die bekämpften Meinungen seyen von ihnen im frühesten Unterrichte eingesogen, und wenn sie an ihnen irre würden, so liefen sie Gefahr, daß dies von der Behörde nicht würde anerkannt werden.

romantische Poesie vorziehe, mich lieber homöopathisch oder allopathisch in der Krankheit behandeln lasse — das kann ohne allen Einfluß auf meine Sittlichkeit bleiben, wenn gleich bei Einigen die Überzeugung auch auf dem Boden der Gesinnung ruhen mag, aber die Macht politischer, sittlicher, religiöser Meinungen liegt doch am Tage. Was zerrüttet in unseren Tagen die Völker, löst die Banden der Gewohnheit, der Sitte und des Gesetzes, erzeugt Empörer, bewaffnet mit Gift und Dolch und Meineid? was bewirkt es, daß sonst auch edle Geister sich mißverstehen, daß die Klage gehört wird: es sey oft schwerer, das Rechte zu erkennen, als zu thun, daß Alle, welche Mitgefühl haben mit dem Wohle der Menschheit, in diesem Streite Parthei nehmen müssen, wo die Meinung bei vorkommender Gelegenheit sie auch zur That treiben wird? Ist es nicht die entgegengesetzte Ansicht von dem Wesen, dem Zwecke der Staaten, dem Rechte der Obrigkeit, den Rechten des Menschen, den Bedürfnissen eines Volkes? Die Übereinstimmung in ihnen lehrt die ältesten Nationalfeindschaften vergessen und schlingt ein Band um die fremdesten Völker, der Streit hierüber bringt Zwistigkeiten in die Familien und zündet die Fackel an zu Bürgerkriegen. Über die entgegengesetzten Meinungen selbst aber spricht die Geschichte ein Urtheil; sie zeigt, wie der sogenannte Liberalismus, dem das willkührlich aufgestellte Ideal von Volkswohl mehr gilt, als das Recht, vollkommen gleich ist dem Absolutismus, der ein eben so willkührlich gemachtes Gesetz zum Recht erheben will, wie beide Menschenleben gering geachtet, des Eigenthums nicht geschont, Nationalität mit Füßen getreten, Eide und Verträge gebrochen haben, gegen Selbstständigkeit, Treue, Muth, Wahrheitsliebe argwöhnisch waren und allein der blinden Macht vertrauten. Wenn sie uns aber Beispiele vorführt von unbestechlicher Vaterlandsliebe, sich verläugnender Treue und demüthigem Gehorsam gegen alte oder neue Gesetze, von einem Sinne der Ordnung und Mäßigung, der in seinem Kreise verharrend nach Kräften das möglich Beste leistet — sollte nicht die Verruchtheit jener auf einen lasterhaften Irrthum hinweisen, die Trefflichkeit dieser auch ihre Überzeugung als sittlich rein darstellen? Urtheilen die Menschen darüber verschieden: ob das Gesetz der Wahrheitsliebe unbedingt sey oder Ausnahmen gestatte, ob das Princip auch der Geselligkeit die heilige Liebe seyn müsse, oder das Vergnügen, ob das Ehrgefühl mit der Demuth vereinbar sey und für jeden Menschen eine Bedeutung haben dürfe, oder ob es als Phantasterei zu verwerfen, ob die Schaamröthe auch eine Zierde des Mannes wie des Jünglings sey, oder ob die Vergehungen des Fleisches mit dem Mantel einer die Sünde schützenden Liebe bedeckt werden sollen, ob die Liebe den Menschen nehmen müsse, wie sie ihn finde, oder an ihn gestaltend und reinigend treten dürfe — so werden sie auch verschieden handeln, und die eine Überzeugung wird die Mutter der lügnerischen Höflichkeit, der sittlichen Gleichgültigkeit, der eigensüchtigen Kriecherei werden, die wir wenigstens als höchst unsittlich bezeichnen müßten.

Einzelne religiöse Meinungen lassen sich wohl anführen, bei denen ein nothwendiger Einfluß auf Sittlichkeit nicht leicht erkennbar ist, aber sehr voreilig wäre es, daraus den Schluß zu zie-

hen, daß jede religiöse Überzeugung ohne denselben sey. Denn nicht zu erwähnen, daß der heilige Geist uns durch Paulus einen tiefen Blick in die Ursachen des sittlichen Verderbens der vorchristlichen Heidenwelt thun läßt, Röm. 1.; nicht zu gedenken, daß nur die Annahme dieser Belehrung, verbunden mit denen von der Wirksamkeit des Teufels uns einen zwar ernsten, aber doch auch tröstenden Aufschluß darüber gibt: wie der Mensch dazu kam, mit den unnatürlichsten, ja seine eigene Freude und Ruhe vernichtenden Thaten seinen Göttern zu dienen — bleiben wir bei den wichtigsten Streitpunkten zwischen dem Rationalismus unserer Zeit und dem von ihm so genannten Pietismus stehen, und die Nothwendigkeit eines solchen sittlichen Einflusses muß einleuchten. Eine der wichtigsten Ansichten des Rationalismus ist die, daß Christus sich an die Irrthümer seiner Zeitgenossen anbequemt, daß er in ihrer irrigen, das Abstrakte personificirenden Vorstellungsweise geredet, um nicht seinen neuen Wahrheiten sofort allen Eingang zu verschließen. Muß diese Ansicht nicht einen Jesuitismus hervorrufen, der um so widriger ist, je niedrigere Zwecke er verfolgt; die Gesinnung, die getrost auf symbolische Bücher schwört und die verfolgt, welche das darin ausgesprochene Bekenntniß lehren, die Agenden einführt und solche Candidaten als untauglich zum Amte zurückweist, welche darin als Fundamentalartikel hervorgehobene Lehren in ihre Überzeugung aufgenommen haben, die eine andere Meinung bei Hofe, eine andere auf der Kanzel, eine dritte in der Conversation, eine vierte in wissenschaftlicher Untersuchung über denselben Gegenstand ausspricht, die Amtswürde affektirt und besondere Klugheit für die Kanzel empfiehlt, die in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit sich in jenem bekannten Ausspruch offenbart: man muß Generalpächter-Vermögen haben, um seines Glaubens willen sein Amt aufzugeben, diese Gesinnung ist die Tochter jener Überzeugung, in ihr findet sie ihre Stütze und ihre Rechtfertigung. Die Grundlage des Rationalismus ist die Meinung, daß die irdische Welt die vollständige Offenbarung göttlicher Macht und Weisheit, der menschliche Geist die einzig mögliche Wirklichkeit des göttlichen Geistes, das sich dort darstellende Gesetz auch Gesetz für Gottes Macht, Weisheit, Heiligkeit sey, daß darum die Annahme einer höheren Natur, deren Hereinleuchten in die niedere als Wunder, als dem Gedanken widerstreitende Offenbarung, als dem Gewissen des Individui widersprechendes Sittengesetz erscheine, als Schwärmerei betrachtet werden müsse. Man muß es natürlich finden, wenn hienach alle Bitte zu Gott um uns besonders nöthige Güter als überflüssig, aller Glaube an seine besondere Vorsehung und Regierung als thöricht, alle Hoffnung auf die Erleuchtung und Heiligung aus dem göttlichen Geiste als anmaßend dargestellt wird, daß die Demuth, welche für alle Erkenntniß, für jede geübte gute That Gott die Ehre gibt, verboten und pharisäischer Hochmuth als gerechtes Selbstgefühl geschätzt wird, daß man die herzliche Liebe zu Gott, welche in ihm allein ihre Freude findet, die Gemeinschaft mit seinem Wesen als das höchste zu erstrebende Gut betrachtet, nur zu höhnen weiß. Die Sünde hat dem Rationalismus eine gar geringe Bedeutung, sie ist ein Irrthum, eine Unvollkommenheit, nothwendig einem *geschaffenen* Wesen anhangend, aus der Verbindung von Geist und Leib hervorgehend — darum vergibt sie der Rationalist so leicht sich und Anderen, darum hat ihm die Reue, die göttliche Traurigkeit so gar keinen Werth, darum ist ihm die Lehre von dem Versöhnungstode Christi eine Fabel — darum hat er aber auch einen so gründlichen Haß gegen alles Missionswesen, eine so hämische Freude, wenn irgendwo die Bemühungen der Missionare scheitern, eine so teuflische Betrübniß, wenn es ihnen gelingt, durch Staatsgesetze verführerische Belustigungen zu verbieten, ein so heimtückisches Bestreben, in dem Leben derer, denen Heiligung ein Ernst ist, Vergehungen aufzudecken. Wo der Rationalismus regiert, muß er tyranniſiren, wo er gehorchen soll, wird er stets die Lehre predigen, daß die Minorität der Majorität folgen müsse.

Doch es ist nicht nöthig, den Einfluß religiöser Ueberzeugung auf die Sittlichkeit des Menschen weitläufig dem Rationalismus gegenüber zu erweisen, da er selbst denselben behauptet. Bekämpft er die Lehre von der Existenz und Wirksamkeit des Teufels, von der Wirkung des Todes Christi, von der dem Menschen angeborenen Sündhaftigkeit, von der Kraft des Gebetes, von der Möglichkeit einer Wesensgemeinschaft des menschlichen Geistes mit dem heiligen Geiste ganz vorzüglich als praktisch schädlich, als verführend zur Trägheit, zur Ängstlichkeit und dergl., so müßte er doch die Treue gegen diese Lehren als schwere Sünde, das Annehmen oder Verwerfen religiöser Überzeugung als eine sittliche, in den Gegensatz von Recht und Unrecht fallende That betrachten. Macht uns das bisher Gesagte die Meinung von der sittlichen Indifferenz unserer Erkenntniß wenigstens unwahrscheinlich, so muß eine Erwägung dessen, was unser Wille zu ihrer Entstehung beiträgt, jene Meinung in ihrer ganzen Grundlosigkeit darstellen.

Sollte unsere Überzeugung ganz ein Adiaphoron seyn, so müßte ihre Gestaltung als ein Werk der Naturnothwendigkeit erscheinen, die niedere und höhere Welt müßten auf den äußeren und inneren Sinn des Menschen unwiderstehliche Eindrücke machen, oder es müßten angeborene Ideen, Begriffe, Vorstellungen, in jedem Individuo verschieden nüancirt angenommen werden. Daß eine natürliche Dispostion auch auf das Erkennen großen Einfluß übe, ist allerdings gewiß; das Genie wählt sich den Gegenstand seines Forschens; das Temperament, die momentane Stimmung bedingen die größere Lebendigkeit oder Tiefe des Nachdenkens; der Künstler, der Mathematiker, der spekulative Kopf, der praktische Verstand, ein Jeder schaut die Welt, die Charaktere der Menschen, die Geschichte im großen Ganzen anders, zwar nicht also, daß die Chiffern dieser Schrift ihnen verschiedene Bedeutung hätten, doch so, daß in den Verschiedenen Verschiedenes lebendig wird; ja wir dürfen von volksthümlichen Ansichten reden, die nicht traditionell überliefert und angenommen sind, sondern die mit der geistigen Individualität eines gesammten Volkes innigst zusammenhängen. Auch sittliche und religiöse Überzeugung wird sich nicht ganz diesem Einflusse entziehen. Die verschiedenen Individualitäten haften an verschiedenen Punkten dieser weiten Gedankenkreise, enger oder weiter sind die Ansichten, sie halten die einzelnen Belehrungen vereinzelt fest, oder erkennen ihre innere Verbindung, es ist mehr die einigende

Vernunft, oder der vereinzelnde Verstand thätig. Obwohl wir dies Alles zugeben, so folgt daraus nicht, daß die Natur den ganzen Gehalt unserer Überzeugung wider unseren Willen gestalte, welcher Annahme schon die Thatsachen der Meinungsverschiedenheit unter den Menschen und des Zweifels in jedem Einzelnen widersprechen; im Gegentheil wird man anerkennen müssen, daß die sittliche Natur des Menschen ihm unbewußt oder auch ihm bewußt, sein Wille in einzelnen Momenten seine Erkenntniß bestimme, daß dieser selbst eine den Gedanken fesselnde Natur erzeugt. Wir dürfen uns dreist auf die eigene Erfahrung eines Jeden berufen, dürfen ihn fragen: ob nie sein Verstand in den Dienst der Leidenschaft getreten sey, ob nie sein Urtheil über die Wichtigkeit eines Besitzes, über die Bedeutung einer That, über den Charakter eines Menschen durch sein Interesse bestochen worden sey? Was ist der Grund so vieler mit der größten Heftigkeit geführten gelehrten Streitigkeiten, in denen Beweise vorgebracht werden, deren beweisende Kraft Niemand einsieht, wo in Worten ein Sinn gefunden wird, der keinem Anderen einleuchtet? Macht da nicht die Begierde, Recht zu haben, das Urtheil befangen? Was ist der Eigensinn, der so oft in den alltäglichsten Dingen hervortritt, anders sieht und hört, als die äußere Welt sich darbietet, und den jede Einrede nur noch mehr steigert? Ist es nicht der Wille, der den Verstand blind macht? Dasselbe lehrt der Wahnsinn. Es fehlt in ihm meist weder an der Lebendigkeit, noch an der Schärfe des Gedankens, noch an der Consequenz des Urtheils, es nimmt auch nicht immer die blinde Wuth der Leidenschaft den trägen Willen mit dem Verstand gefangen, sondern der mächtige Wille drängt auch ein mit Bewußtseyn erlogenes Räsonnement dem besonnenen Verstande auf, *) weshalb auch mit Grund in den meisten Wahnsinnigen noch ein gesunder Kern angenommen und von ihm aus durch Anregung des Willens das Übel gehoben wird. Wenn so der Wille des Menschen bindend auf unser Urtheil über die gleichgültigsten Dinge wirkt, darf es uns befremden, wenn wir seinen übermächtigen Einfluß in Betrachtung politischer, sittlicher, religiöser Dinge wahrnehmen?

Als die jedem Menschen gewisseste Erkenntniß betrachtet man die aus dem sittlichen Gefühle, dem Gewissen entspringende; was Recht und Unrecht sey, darüber müßten alle Menschen unter einander, jeder mit sich selbst einig seyn können. Daß dem aber nicht so ist, lehrt die Geschichte, zeigt die alltägliche Erfahrung. Sie erzählt uns von Zeiten und Völkern, von den unsern nicht bloß geschieden durch Sitte des äußeren Lebens, sondern von solchen, in denen unnatürliche, der eingeborenen Selbstsucht und Fleischeslust des Menschen widersprechende Laster für Tugenden gelten, sie führt uns Menschen in unserer Nähe vor, die nicht bloß in einzelnen Augenblicken von Leidenschaften verblendet ein Verbrechen entschuldigen, sondern die mit Staunen erregender Naivetät in ihnen gar nichts Unrechtes erblicken. Worin wollen wir den Grund davon finden? Denken wir uns den Einfluß des Beispiels, der Gewohnheit, des Unterrichtes noch so groß, sagen wir: das moralische Gefühl sey nicht geweckt, die Stimme des Gewissens stets betäubt worden — wir sind doch gezwungen, entweder in jedem einzelnen Menschen einen Zeitpunkt anzunehmen, in welchem er selbst das zum Bewußtseyn kommende moralische Gefühl unterdrückte, eine ähnliche That in dem großen Ganzen der Menschheit vorauszusetzen, oder das Gewissen als eine psychologische Dichtung anzusehen. Zeigt es sich aber, daß die Menschen, deren Gewissen später erwachte, in dem Gedanken: unbewußt das Gesetz übertreten zu haben, keinen Trost finden, im Gegentheil sich anklagen, durch ihre Schuld gesetzlos gewesen zu seyn, lesen wir von bekehrten Heiden, daß sie sich einer Schuld bewußt sind, ihre im Dienste der Religion begangenen Frevel für erlaubt gehalten zu haben, begegnen uns in den zuchtlosesten Zeiten Menschen, die trotz verführerischer Beispiele, fast zwingender Verhältnisse, ganz versäumten Unterrichtes, eine große Klarheit des moralischen Gefühls, eine Macht desselben entwickeln: so müssen wir wohl geneigt werden anzuerkennen, daß der Wille des Menschen, beherrscht von der Begierde, Natur in ihm werde, und eine verfinsternde Gewalt auch über die Erkenntniß ausübe. Und wenn sich auf ähnliche Weise ein Gottesbewußtseyn in dem Menschen erkennen läßt, daß auch in dieser Beziehung ein Licht ihn erleuchtet, welches ihn die Fußtapfen göttlicher Macht, Weisheit und Güte in der Schöpfung sehen läßt, daß eine Stimme zu ihm redet, welche ihm die verworrenen Wege seines eigenen Schicksals, wie des ganzer Völker, als Werk einer höhern ordnenden Hand verstehen lehrt: so werden wir die Thatsache, daß Millionen nicht bloß in Bildern diesen Gott angebetet, seine Einheit in verschiedenen Kräften zertheilt verehrt, sondern mit Bewußtseyn bösen Mächten gehuldigt, ja ihnen höhere Ehre erwiesen haben, als den anerkannt guten Kräften, die Thatsache ferner, daß nicht Wenige sich selbst einen Gott machen, der ohne Bewußtseyn, ohne Kraft, willen- und thatenlos nur dadurch ist, daß ihn der Mensch denkt — diese Thatsachen werden wir uns erklären dürfen aus einem Wahnsinn, der daraus entstanden, daß entweder die Verzagtheit des Gemüths oder der Stolz des Willens den Verstand verfinstert, ihn zu der Anerkennung des Unsinns genöthigt haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Schreiber dieses kannte einen Kaufmann, der verarmt, um von verwandten reichen Frauen Geld zu erpressen, sie mit einer Anklage des Meineids bedrohte, der dann, um ein reiches Mädchen zur Heirath mit ihm zu bewegen, ihren guten Ruf untergraben wollte, und das Gerücht von groben in ihrer Familie begangenen Verbrechen ausbreitete, der dann Scheingründe zu einer Anklage deshalb sammelte, und der endlich seine eigenen Lügen für wahr haltend und bestärkt durch den Leichtsinn seiner frottenden sogenannten Freunde im Irrenhause starb.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 21. Mai. № 41.

Die sittliche Bedeutung der Erkenntniß des Menschen.

(Fortsetzung.)

Ja, sehen wir von allem Inhalte unserer Überzeugung ab, erwägen wir nur, was dazu gehöre, einen Gedanken wahrhaft zu denken, nicht an seiner Oberfläche sich hin und her zu bewegen, sondern in ihn einzudringen, alle seine Beziehungen zu erfassen, mit aller Selbstverläugnung seiner Consequenz sich hinzugeben; müssen wir bekennen, daß gar manche Schrift uns zur Zeit verschlossen ist, weil der innerste Gedanke derselben von uns nicht erfahren ist und uns die Kraft gebricht, in diesen Kreis gewaltsam einzutreten; berichtet uns die Geschichte von allen wahrhaft selbstständig erkennenden Geistern, wie ihre Gedanken ihre Thaten, ihr innerstes Wesen ausmachten, so daß ihr Leben von ihrer Philosophie nicht zu scheiden war, und wie doch ein Mysterium ihrer Individualität auch als geahntes Problem in ihrer Gedankenwelt eine Stelle einnahm: so sind wir genöthigt, auch den Gedanken als eine moralische That zu betrachten, oder der Menschen ganzes Leben fällt nicht dem Gegensatze von Gut und Böse anheim. Sind wir genöthigt, den Einfluß des Willens auf die Erkenntniß einzugestehen, die Meinung, daß unsere Überzeugung ein Adiaphoron sey, aufzugeben, im Gegentheil die Dummheit, die nicht nachdenken will, den Eigensinn, der seine Meinung nicht prüfen will, den Skepticismus, der die Ungewißheit aller Erkenntniß für das allein Gewisse halten will, den Wahnsinn, dem die Gebilde seiner Phantasie zu einer ihn fesselnden Natur geworden sind, weil er sie zuerst an die Stelle der wirklichen Natur setzen wollte, den Unglauben und Aberglauben endlich als Wahnsinn höherer Art, welche auch eine selbstgeträumte sinnliche oder übersinnliche Welt an die Stelle der wirklichen für sich gesetzt haben, für eben so viele Sünden zu erkennen: so dürfte von diesem Standpunkte aus eine Rechtfertigung für ein Verfahren gewonnen werden, das unsere Zeit sehr verabscheut.

Dem Willen des Menschen ist nämlich ein Gesetz gegeben, und die Willkühr ist ihm in den meisten Fällen untersagt; eine Kunde dieses Gesetzes vernimmt jeder Mensch in seinem Innern, Gott hat es in der Zeit vollständig und unzweideutig aussprechen lassen, die Gemeinschaft der Menschen hat dieses Gesetz anerkannt, um sich Gott gehorsam zu erweisen als ihr Gesetz aufgenommen, auf die Übertretung desselben Strafen gesetzt, um ihren Abscheu vor derselben auszusprechen und die That, die gewissermaßen eine Gemeinschuld sey, zu sühnen. Daß ein solches Gesetz für das äußere Handeln vorhanden sey, wird meist anerkannt, und die Todesstrafe erscheint vollkommen gerechtfertigt, wenn man einsieht, daß die Strafe nicht Rache, nicht ein Mittel abzuschrecken, oder zu bessern seyn soll, sondern daß sie reine Äußerung des sittlichen Abscheus, Sühnung der Gemeinschuld seyn darf. Für das Gefühl in seiner Beweglichkeit finden wir auch ein Gesetz, und alle Darstellungen desselben sollen sich prüfen lassen an dem Gebot der Liebe, welches die Verklärung des Gesetzes der Schönheit ist; und in den Völkern tritt es auf als Sitte und Geschmack, wer diese verhöhnt, wird bürgerlich getödtet, er wird ehrlos. Sollte allein der erkennende Mensch, der Wille in Beziehung auf das Denken gesetzlos seyn? Für die Erkenntniß des alltäglichen Lebens gibt es ein Gesetz, das des gesunden Menschenverstandes, Blödsinn- und Unmündigkeits-Erklärungen finden statt. Die Erkenntniß des Wichtigsten sollte aber ganz der Willkühr des Menschen anheimgestellt seyn? Die christliche Kirche ruht auf der Predigt des Evangelii, dieses hat sie als Gesetz für die Überzeugung anerkannt, die That dieses Anerkennens, modificirt durch die Zeit und die von ihr hervorgerufene Polemik, ist die Aufstellung eines Symbols, über dessen Beachtung zu wachen hat sie die Pflicht und das Recht, die christliche Kirche muß dogmatisch intolerant seyn und darf sich der aus solcher Intoleranz wahrhaft hervorgehenden Consequenzen niemals schämen, nie enthalten.

Die christliche Kirche muß die, welche dem Bekenntniß, das sie aufgestellt hat, zuwider glauben und lehren, wenn sie beharren, aus ihrer Mitte stoßen, sie muß ihre Glieder so viel als möglich gegen den Einfluß verderblicher Lehre sicher stellen, sie hat nicht einmal sich bloß gegen die Lehre zu verwahren, deren unmittelbar entsittlichender Einfluß einleuchtet, sondern sie muß sich auch in den nur den Gedanken berührenden Theilen der Lehre hüten. So sollte die Evangelische Kirche ein Gericht auch über den Glauben und die Lehre ihrer sogenannten Glieder üben, nicht eines irdischen Zweckes wegen, ihre Nachlässigkeit auch nicht damit entschuldigend, daß in jetziger Zeit solch Mittel nicht anzuwenden sey, sondern, um sich als eine dem Willen Gottes in allen Stücken gehorsame Kirche darzustellen, unbekümmert um die Folgen, die menschliche Klugheit nie zu berechnen vermag, sondern die in der Hand dessen liegen, der in noch traurigeren Zeiten den Gehorsam seiner Kirche auch in diesem Punkte segnete.

Der Kirche hierin gleich haben auch Staaten das Recht, eine theoretische Intoleranz zu üben, und Censur ist eine der mildesten Einrichtungen, die in solchem Rechte hinlänglich begründet sind, und sie darf auch gar nicht allein als Mittel zum Zweck auftreten, sondern ihre Existenz ist ein Beweis, daß der Staat sich als Hüter göttlicher Ordnung, göttlichen Rechts

ansieht, gleichgültig darüber, ob solches Individuen mißfalle oder angenehm sey, ob es ihnen zum Fall werde, oder eine Stütze, an der sie sich aufrichten. Erscheint aber diese Disciplin als eine That des Gehorsams gegen wohlerkannten göttlichen Willen, so verlieren alle die Gegengründe, die hergenommen sind von der Unzulänglichkeit dieses Mittels, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, ihre Bedeutung. Seltsam aber ist der so häufig ausgesprochene Satz: es hieße der Macht der Wahrheit mißtrauen, es hieße zweifeln an der Verheißung Christi, daß er seine Kirche gegen die Pforten der Hölle schützen werde. Wir vertrauen wohl der Macht der Wahrheit, zu beruhigen und zu beglücken die, welche sich ihr hingeben, wir glauben, daß die Kirche des Herrn irgendwo ihre Stätte immer haben werde, aber wir mißtrauen der Wahrheitsliebe und dem Wahrheitssinne der Masse der einzelnen Menschen, daß sie, wenn Lüge und Wahrheit sich ihnen nahen, das Rechte erkennen und behalten werden, wir glauben nicht an die natürliche Geneigtheit der Masse von Namenchristen, den Belehrungen des Evangelii sich hinzugeben, sie zu bewahren, zu verstehen und anzuwenden.

So entschieden wir auch die sittliche Differenz der Erkenntniß behaupten, eben so sehr wehren wir aber die Meinung ab, daß ewige Seligkeit von dem Annehmen einer Wahrheit zu dieser Zeit abhänge, sondern, wie ein Zwiespalt zwischen Gesinnung und äußerer That denkbar ist, der den Menschen äußerlich verdirbt, innerlich rettungsfähig macht, so ist ein solcher Zwiespalt auch zwischen der Gesinnung und der Erkenntniß möglich, der Ähnliches wirkt; wie es dort eine Buße gibt, so auch hier, wie dort der Mensch dem gebietenden Gesetze sein Unvermögen entgegenstellen darf, dort in die Klage ausbrechen kann: wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? so mag auch der denkende Mensch dem Gebote der Wahrheit die Hinweisung auf seinen durch Lüste in Irrthum verderbten Verstand entgegensetzen, er mag auch klagen: wer wird mich erlösen von der Gewalt solchen Irrthums und solcher Zweifel? Diese Betrachtung nöthigt uns aber zu dem Versuche, von einem höheren Standpunkte die sittliche Bedeutung des Erkennens zu erwägen.

Wir reden von einem möglichen Zwiespalt zwischen der Gesinnung und der einzelnen That, zwischen der Gesinnung und dem vereinzelten Gedanken. Ist die Annahme eines solchen einigen, stetigen Grundes in der Tiefe der Seele gegenüber den mannichfaltigen, wechselnden, sich selbst widersprechenden Bewegungen, Trieben, Lüsten, eines solchen Grundes, der oft kraftlos, über sich unklar, doch sein besonderes, anzuerkennendes Leben habe, nicht eine leere Dichtung? Auf die Erfahrung Aller dürfen wir uns nicht berufen, denn nicht Alle haben einen solchen Ruhepunkt gefunden, ja Einzelne möchten das Streben darnach als Thorheit verwerfen, da der Mensch, als der Endlichkeit unterworfen, keinen Anspruch auf ruhige, successive Entwickelung zu machen habe, sondern wie die Menschheit im Kampfe sich bilde, so müsse auch das Individuum im Streite der vereinzelten Momente seine Kräfte üben, und seinen geistigen Besitz erringen. Noch weniger dürfen wir auf allgemeine Beistimmung rechnen,

wenn wir von der Möglichkeit einer dreifachen Grundrichtung der Seele sprächen, da sie entweder sich der Mannichfaltigke der Elementarwelt hingibt, oder sich selbstsüchtig auf sich isolirt, oder sich an Gott hingibt, und im göttlichen Leben ihren Frieden findet; wenn wir hinzufügten, daß diese Grundrichtung den eigentlichen Zustand der Seele bilde, ihr den wahren Werth verleihe, daß in dem ersten und zweiten Zustande Thaten und Gedanken geübt und gehegt werden können, die den Schein hoher Sittlichkeit, göttlicher Wahrheit an sich tragend, doch nur glänzende Laster, blendende Irrthümer seyen, daß bei der letzten Gesinnung eine doch nur vorübergehende Trübung durch große Vergehungen, in die Augen fallende Thorheiten gedacht werden könne. Doch ist diese Annahme der Kern unserer ganzen Betrachtung, und wir stützen sie durch folgende der Psychologie entlehnten Sätze.

Der Mensch ist Leib, ist Seele, darin ist er Individuum, an ihm und in ihm wirket der überall eine Geist in verschiedener Richtung nach seinem eigenen, nicht nach des Menschen Willen; der Mensch als Leib und Seele ist geschaffen, der eine Geist gehet aus Gott, in dem wir leben, weben und sind. Der Mensch als Leib gehört der Elementarwelt an, ist dem Gesetz des Organismus unterworfen, er bedarf der Nahrung dieser Welt, ihre erhaltenden und zerstörenden Kräfte wirken auf ihn, ja der menschliche Leib ist eigentlich die Sublimation der Elementarwelt. Der Leib ist Fruchtboden, Reizmittel, Organ für den Menschen als Seele, für ihn als Kraft zu denken, zu empfinden, zu begehren, zu wählen; der Mensch als Seele soll treten in eine höhere Welt, aus welcher stammend, von welcher zeugend, zu welcher lockend der Geist ihm naht. Hieraus ergibt sich die Möglichkeit jener drei verschiedenen Zustände des Menschen, in ihnen sehen wir die Bedingungen seines sittlichen Handelns, von ihnen, meinen wir, hänge auch das innerste Wesen seiner Erkenntniß ab, insoweit sie Thaten des Menschen sind, insoweit ist auch die Erkenntniß des Menschen seine sittliche That, insoweit der in einem dieser Zustände befindliche Mensch in einen anderen zu treten vermag, insoweit wird es ihm auch gelingen, seine Erkenntniß willkührlich zu gestalten.

Die Masse der Menschen finden wir dem Dienste des Leibes ergeben, die Mittel sich zu bereiten, dieses Bedürfnisse zu befriedigen, ist ihre größte Sorge, ihr höchstes Ziel, hier zu entbehren ist ihr bitterster Schmerz, Befriedigung zu erlangen ist ihre innigste Freude, in dieser Befriedigung wechseln zu können, ist die Würze ihres Lebens. Die Elemente fesseln hier den Menschen, die Seele wird von Zauberkreisen, die irdische Mächte um sie ziehen, umstrickt, ja der leibliche Organismus löst sich oft in die Elemente auf, von denen der Mensch sich hat beherrschen lassen. Der Einfluß dieser Gesinnung auf Form wie Gehalt der Erkenntniß ist leicht zu begreifen, wenn wir nur den Unterschied beachten zwischen den Menschen, welche nur auf Momente, aus Temperament sich jenen Lüsten ergeben, und denen in welchen die Seele ganz dem Leibe dient; wenn wir ferner nicht vergessen, daß Einzelne, die in späterem Alter erst in solche Fleischlichkeit hinabsinken, eine früher erworbene Summe der Er

kenntniß, ihre Gewohnheit des Denkens, ihre geübten Organe mit hinabbringen. In wem nämlich diese Fleischlichkeit von Jugend auf geherrscht hat, in dem wird auch kein geistiges Interesse vorhanden seyn, die sichtbare Welt wird er zu verstehen sich nicht bemühen, die unsichtbare Welt wird für ihn keine Bedeutung haben, mühsam wird er erlernen, was für den Bedarf seines Hauses nöthig ist, was darüber hinausliegt ist ihm unnütz. Wurden solche Menschen gezwungen, ihr Gedächtniß mit Notizen anderer Art anzufüllen, mit ihrem Verstande Gedankenreihen über Dinge einer anderen Gattung zu verfolgen, so bleibt dies bei ihnen ohne lebendige Frucht, dient nur bisweilen der Eitelkeit. Verbindet sich die Gewohnheit des Denkens mit solcher Gesinnung, so wird sich dies den sogenannt praktischen Wissenschaften zuwenden, oder eine betrügerische Klugheit im alltäglichen Leben lehren. Hatte ein solcher Mensch Kunde von Gott, seinem Wirken und seinem Willen, so wird auch sie verzerrt nach der eigenen Lust, Gottes Macht beschränkt er nach Gesetzen, die er nothwendig findet, Gottes Gesetz verliert seine Strenge. Nöthigt der nun einmal ergriffene Beruf diesen Menschen zu der Beschäftigung mit geistigeren Dingen, wie sucht er sich das Äußerlichste auf und die Peinlichkeit in diesem rühmt er an sich als Amtstreue, wie haftet sein Forschen an der Oberfläche, begnügt sich mit dem bequem Dargebotenen, wie bewegt sich sein Denken nur in den Gegensätzen, welche die Erscheinung aufweist. Es lassen sich in allen Gebieten der Wissenschaft, in Physik und Psychologie, in Politik und Ethik, in Ästhetik und Jurisprudenz, in Philosophie und Theologie die Ansichten aufweisen, welche aus dieser fleischlichen Gesinnung entsprungen sind. Ja das Heidenthum ist nie und nimmer zu begreifen als nothwendige Entwickelung des religiösen Bewußtseyns, sondern nur als Verzerrung einer Uroffenbarung im Interesse des Fleisches, wenn man nicht höchst willkührlich die verhüllten Keime der Wahrheit hervorhebt und die am stärksten hervortretenden Irrthümer vergißt. Wenn zu allen Zeiten die Masse sich als dumm und schlecht erwies, so war die Ursache davon nicht eine geringere Mitgift von Natur an Intelligenz, sondern diese Fleischlichkeit. Wenn wir in unserer Zeit so gegründete Klage darüber vernehmen, daß die praktischen Wissenschaften, daß das Staatsleben die meisten Interessen in Anspruch nimmt, daß das Verständniß für metaphysische oder religiöse Wahrheit so selten wird: so liegt der Grund davon gleichfalls in dieser fleischlichen Gesinnung. Und wir dürfen nie vergessen, daß nicht allein ihre natürliche Folge jene Menge trauriger Irrthümer, jene geistige Verblendung ist, sondern daß die Menschheit sich, von Gott entfremdet, höllischen Mächten preisgibt, welche geschäftig sind, die Verstocktheit zu vermehren und die Lüge mit einem glänzenden Gewande des Geistreichthums zu schmücken, daß Gott von ihm abfallenden Geschlechtern den Taumelbecher kräftigen Irrthums reichen, seine Wahrheit ihnen entziehen läßt. Je mehr wir aber dies erkennen, desto heiliger erscheint uns aber auch die Pflicht, das Hervortreten dieser Gesinnung, der auf ihr ruhenden Überzeugungen zu bestrafen und nach Kräften zu hemmen, desto

traurigere Folgen müssen wir von der Versäumniß dieser Pflicht erwarten.

Unnatürlich erscheint uns diese Gesinnung, weil der ihr ergebene Mensch ein höheres, in ihm vorhandenes Leben unterdrückt haben muß, um in sie zu sinken; Erziehung, Beispiel, Zeitgeist können dies befördern, aber sie allein erzeugen es nicht; der Geist warnt und lockt ihnen zum Trotz, und der Ungehorsam gegen diese Warnung, dies Widerstehen dieser Lockung ist des Menschen eigene That. —

Der natürliche Mensch wird hin- und hergeworfen in dem Streite zwischen Fleisch und Geist, die Seele wird ergriffen jetzt von der Begierde, dann von der Reue, Laune, Temperament; Verhältnisse beherrschen ihn, die Gefühle wechseln vielfach, gesinnungslos möchten wir ihn nennen, nur die Selbstsucht, in gröberer oder feinerer Gestalt, ist seine Gesinnung. Aber in solchem Streite kann doch der Mensch verschiedene Stufen aufwärts oder abwärts durchlaufen. Dort empfindet er das Elend der Unruhe, den Mangel der Befriedigung, des Geistes Zeugniß von einem reineren, befriedigten Leben der Wahrheit und der Liebe und der Lauterkeit macht ihn sehnsüchtig nach solchem, die Schwäche seiner Vorsätze wird ihm deutlich, er wandelt äußerlich gerecht, aber es genügt ihm nicht, Wohlwollen erfüllt ihn, aber er begehrt nach brünstiger, zum Opfer bereiten Liebe, er sinnet und horcht auf Belehrung, aber die innere Zuversicht fehlt seinem Wissen, er will die Wahrheit und nicht den Schein — er wird ein Johannisjünger im Suchen der Wahrheit, im Sehnen nach Liebe, im Ringen um heilige Kraft, bis er müde von fruchtlosem Kampfe nach höherer Hülfe sich sehnt. Hier eilt er entweder zu Zerstreuung und Betäubung der Stimme des Geistes, zu Befriedigung des Sehnens in fleischlicher Lust, er wählt sich den Leichtsinn zu seinem Gefährten, oder er verzweifelt an der Möglichkeit einer Erfüllung höheren Verlangens, oder die Seele, Anfänge geistiger Wirkungen für einen Raub, nicht für eine Anlockung zu freiem Dienste achtend, gibt sich in eigener Willkühr ein Maaß ihrer Gerechtigkeit, ihrer Liebe, tödtet das Sehnen. Lassen sich nicht diesen verschiedenen Stufen psychischer Gesinnung entsprechende Erkenntnißweisen nachweisen, wenn wir nur nicht vergessen, daß auch Bileam Gottes Verheißung aussprechen mußte, daß oft ein übermächtiger Genius zur Darstellung von Gedanken drängt, die sein Organ, der Mensch, nicht begreift? Will der Eklektiker, der sich auswählt, was seiner Laune zusagt, nicht nach Gründen, sondern nach dem augenblicklichen Eindrucke urtheilt, der die bequeme Mitte sucht und mit der wahrscheinlichen Meinung sich begnügt, nicht eben so eine Versöhnung stiften zwischen feindlichen Elementen, wie jener noch, so zu sagen, unschuldige psychische Mensch? Ist der in die handgreifliche Empirie sinkende Materialist nicht zu vergleichen dem leichtsinnigen Epikuräer? Muß nicht die Skepsis da entstehen, wo der Widerspruch zwischen Gedanke und Leben klar erkannt und lebendig empfunden wird? Hier endlich müssen zwei Richtungen des Erkennens unversöhnlich sich von einander abwenden, die eine, da der Mensch die Unklarheit und Mangelhaftigkeit seines ver-

einzelten Erkennens empfindend begierig horcht auf das Gespräch des Menschengeistes in den Jahrhunderten, zuletzt von ihnen, den endlichen, sich begierig hinwendet zu dem Geist, den die tiefsten, klarsten und edelsten Menschen als den Urquell des Lichtes gepriesen haben, und seinen Belehrungen mit Demuth, Aufmerksamkeit und Fleiß des Schülers sich hingibt — die andere, da er mit mehr oder weniger Kraft sein inneres Auge der Erfahrung verschließt, einzelne, durch Erziehung, Unterricht, Umgang ihm zugeführte Gedanken willkührlich als selbsterfundene betrachtet, mit produktiver Einbildung eine sinnliche und übersinnliche Welt nach seiner Lust sich baut, sich selbst zu dem Glauben an die Wahrheit seiner Schöpfung nöthigt, einem Nachtwandler gleich in dem wirklichen Leben Pfade betritt, die allein in der erträumten Welt zum gewünschten Ziele führen, ja mit dem wunderbaren Scharfsinn der Wahnsinnigen auch aus den schlagendsten Gegengründen eine Bestätigung für sich zu finden weiß.

Doch sind wir hier nicht ungerecht gegen die Richtung des Erkennens, welche sich in unserer Zeit mit solcher Energie Bahn gemacht und Anerkennung erworben hat, wir meinen die der Spekulation? Sie streitet ja selbst gegen die Afterweisheit, die sich Rationalismus nennen läßt, und wünscht ihr nichts, als daß sie zur Vernunft komme, sie will ja nicht eine ideale Welt konstruiren, sondern die Welt in ihrem Seyn und Werden zu erkennen, indem sie des Geistes Seyn und Bewegen beobachtet, eben daraus Gott zu erforschen, weil in dem menschlichen Geiste der göttliche sich manifestire — das ist ihre Aufgabe. Allein wir können auch nicht anders, als solches Verfahren, wo es ganz consequent durchgeführt wird, einem Prometheus-Sinne zuschreiben, der sich darin vorzüglich erweist, daß ihm das Böse nicht die That eines Gott widerstrebenden Willens, sondern die von Gott selbst ausgehende, zu seiner völligen Manifestation durchaus nöthige Selbstbeschränkung ist, daß er die freien Thaten göttlicher Liebe für den Gedanken in Entwickelungen göttlichen Wesens verwandelt, in denen es sich selbst erst recht verwirkliche.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Graubündten.) Unsere Leser kennen einen der trefflichsten, thätigsten Prediger Frankreichs, den Pfarrer Colany-Née. Er ist ein geborner Bündtner und hat voriges Jahr sein Vaterland besucht, als ihn seine durch überhäufte Amtsgeschäfte zerrüttete Gesundheit zu einem längeren Aufenthalte in der Schweiz nöthigte. Kaum hatte er sich in etwas erholt, so konnte der rastlose Diener des Evangeliums nicht mehr völlig unthätig bleiben. Er besuchte, wie gesagt, sein Geburtsland, aber nicht mit müßiger Neugier. Wohl unterrichtete er sich über seinen religiösen Zustand, wohl freute er sich, wie er sagt, sowohl

unter den Laien als unter den Predigern Seelen zu finden, die im Blute des Lammes gewaschen und mit dem heiligen Geiste versiegelt waren. Aber es ging ihm auch zu Herzen, daß dieser Segen Gottes sich beinahe ausschließlich auf die Deutsche Bevölkerung des Kantons erstrecke; daß die Hauptstadt Cur und andere Orte dieses Landtheils sich nicht nur evangelischer Predigten, sondern auch der religiösen Litteratur Deutscher Sprache erfreuen können, während die Romanische Bevölkerung, welche den größten Theil des Landes einnimmt, dieses letzten und mächtigen Hülfsmittels gänzlich entbehre.

Die Romanische Sprache wird von mehr als 30,000 Seelen gesprochen, die fast alle zur Protestantischen Kirche gehören. Die Mehrzahl derselben kennt nur diese Sprache, in der durchaus nichts Neues gedruckt wird; sie leben also in völliger Unwissenheit, rücksichtlich der großen heilsamen Erweckungen und religiösen Begebenheiten unserer Tage. — Diese Wahrnehmungen bewogen Herrn Colany-Née, dessen Muttersprache das Romanische ist, nachdem er von dem Zustande seines Geburtslandes genaue Kunde genommen, und mit einigen Freunden Rücksprache gehalten, auf Mittel zur Abhülfe zu denken. Die Herausgabe eines erbaulichen Volksblattes, ähnlich der in ein paar tausend Exemplaren gelesenen Feuille religieuse du Canton de Vaud, und eines christlichen Volkskalenders erschien als das geeignetste Mittel; drei evangelisch gesinnte Prediger aus dem Engadiner-Thale selbst stimmten dem Vorsatze bei, und die beiden trefflichen Professoren der Theologie zu Cur, Stadtpfarrer Kind und Professor Schirks, boten die Hand zum Werke. Herr Colany-Née aber, der jetzt zu seiner Gemeinde in Frankreich zurückgekehrt ist, macht diese Thatsachen bekannt und sucht bei den Freunden der christlichen Missionen um die nothwendige Unterstützung dieses einheimischen Werkes zur Beförderung des Reiches Gottes nach.

Wir wünschen, daß er in seinem Kreise schnelle und reichliche Handreichung, überall aber Theilnahme, Fürbitte und Nachahmer finden möge.

(Genf. Vorlesungen an der theologischen Schule im Sommer-Semester 1834.)

Herr Hävernick wird auserlesene Stellen aus dem Hiob und den Sprüchwörtern erklären, und den Schluß der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des A. T. vortragen.

Herr Steiger wird den zweiten Theil des Systems der christlichen Lehre vortragen, und die kleineren Paulinischen Briefe erklären.

Herr Merle d'Aubigné wird die erste Hälfte der Dogmengeschichte und die Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts vortragen.

Herr Galland wird Anleitung zum Improvisiren geben, als Anhang zur Homiletik, und fortfahren die Predigtübungen zu dirigiren.

Die Eröffnung der Vorlesungen findet den 5. Mai statt, in dem neuen Lokal der Evangelischen Gesellschaft. Die Addresse derselben, wie der Schuldirektion, ist daher von jetzt an: à l'Oratoire.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 24. Mai. № 42.

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Zweiter Artikel: Brief des Jakobus.)

I. Der Brief des Jakobus. Mit genauer Berücksichtigung der alten Griechischen und Lateinischen Ausleger, übersetzt und ausführlich erklärt von Aug. Rud. Gebser, Dr. Ph. etc. (jetzt Professor der Theologie zu Königsberg). Berlin, bei Rücker, 1828. (S. XIV u. 418.)

Wir weichen diesmal von unserem Vorsatze ab, kein Werk aufzuführen, das nicht den letzten Jahren angehört, indem wir finden, daß der Gebsersche Commentar theils im Verhältniß zu den beiden folgenden einen eigenthümlichen Charakter und Werth hat, der ihm auch neben dem umfassenden Werke Theile's immer noch gesichert bleiben wird, theils aber vorzugsweise durch denselben sich zur Anzeige in diesem Blatte eignet. Das Unterscheidende besteht darin, daß der Verfasser eine vollständig entwickelte Auslegung versucht, die sich von Anfang bis zu Ende als sichtbares Ganzes im Zusammenhang darlegt, ohne Unterbrechung und Zerstückelung, aber auch, was die Aufgabe erst schwierig macht, ohne Nachtheil für die Gründlichkeit sowohl in der Behandlung des Einzelnen, als in der Berücksichtigung der früheren Erklärungen. In beiden, zwar nur formellen, aber doch, wie Jeder weiß, für einen Commentar sehr wichtigen Rücksichten — auf Einheit und Ausführlichkeit einerseits und andererseits auf Gelehrsamkeit — können wir nur sagen, daß der Verf. mit Glück gearbeitet hat, und wir machen uns ein Vergnügen und eine Pflicht daraus, dies vor allen Dingen auszusprechen, um so mehr, da man ihm grade dies, wie es scheint, zum Vorwurfe hat machen wollen, und sein Verdienst über den Mängeln des Werkes übersehen.

Es ist wahr, die Darstellung ist nicht bündig; der Verf. wird sogar, wenn er ausführlicher auf die Hauptstellen eingehen will, weitschweifig und breit, ohne Tiefe und Schärfe. Er paraphrasirt, trotz dem daß er eine Übersetzung vorausgeschickt, zum zweiten, ja wohl zum dritten Male; und wo er selbst kürzer oder kräftiger sprechen will, vermißt man nicht nur eindringende oder neue, eigenthümliche Gedanken, sondern wird auch unangenehm berührt von dem halb poetischen Tone, einer ihren Zweck theils vergessenden, theils verfehlenden Rhetorik.

Wir bedauern dies um so mehr, als wir darin auch einen sachlichen Mangel und Fehler erkennen. Der Verf. strebt offenbar zu sehr darnach zu gefallen. Er vergißt aber, wie wir sagten, daß er nicht den Auftrag hat, das apostolische Wort so schlechthin liebenswürdig zu machen; und wenn er es näher charakterisiren will, verfehlt er auch öfter das Eigenthümliche desselben, gewiß nur aus Mangel an hingebendem, gehorsamen Eingehen in seinen Sinn und seine Wahrheit. Als Beleg hiefür mag jene Stelle der Vorrede genügen, die schon Theile tadelnd ausgehoben hat: „In der That, herrlicher konnte es kein Apostel bekunden, daß Christi Geist ihn beseele, als Jakobus. Nach dem glanzvollen Tage, den Christus, wie eine Alles belebende Sonne in's Daseyn rief, zieht Jakobus wie ein milder Mond an einem erquickenden Abend, in himmlischer Feier an unserer Seele vorüber, und läßt uns des Genusses des großen Tages mit sanften Tönen und lieblichen Bildern [uns] noch einmal erfreuen. Und wo sie naht diese himmlische Erscheinung, da träufelt aus ihren Worten Wohllaut, Freude, Friede, Geduld, Hoffnung und Segen herab, und erquickt die bedrängte Seele, wie der Thau der Nacht die von der Schwüle des Tages erschöpften Gefilde. Alles ist hier sanfter Nachklang, Wehen und Walten des Herrn, der aus dem Kreise der Seinen geschieden, aber in Jakobus segensreich fortwirkte." — Ist das der Brief Jakobi?

Endlich müssen wir sogar zu unserem Leidwesen gestehen, daß der Verf., dessen Arbeit so viele schöne Fähigkeiten an den Tag legt, es namentlich auch mit der Theologie des Apostels zu leicht genommen hat, oder vielmehr mit der Theologie der Apostel überhaupt. Manches würde ihm sonst als bedeutungsvoller erschienen seyn, Manches als nicht mit einigen Redensarten abzumachen. Wir sagen: abzumachen, denn wirklich abgemacht und abgethan sogar wird hier einige Male mit hohltönenden Floskeln, was dem ernsten Ausleger, wie er selbst auch denke, entweder tief in das Herz dringen, oder schwer auf dem Herzen liegen muß. So lesen wir S. 347 f. über C. 4, 7.: „Unter διάβολος (dem Satan) dachte sich der Wahn der Juden zu Jesu Zeit den Obersten der bösen Geister, der die Menschen zum Bösen zu verführen suche. Wenn nun auch Jakobus von einem διάβολος redet, so geschah dies nicht in Übereinstimmung mit jenem Wahne (denn alle Verführung zum Bösen führt er C. 1, 14. auf die eigene Begierde der Menschen zurück, so wie er auch im Beginne von C. 4. in die sinnlichen Lüste derer, zu denen er sprach, den Grund ihrer Sünden setzte), sondern er behielt bloß einen zur Bezeichnung des Bösen, und dasselbe personificirenden, üblich gewordenen, alltäglichen Ausdruck bei, und διάβολος war ihm im ächt christlichen Sinne bloß die furchtbare, verführerische Macht des Bösen. Widerstehet, will also Jakobus sagen, der furchtbaren Macht des Bösen, die euch zu Sünden verführt, und zu Feinden der Gottheit machet, beim Widerstande wird sie wie ein geschlagener Feind von euch fliehen, sie wird aufhören euch zu verführen, das Böse ist keine unbezwingliche Macht." Diese

(vollständig ausgezogene) Stelle kann auch zum Beispiele der paraphrastischen Art des Commentars dienen. Wir zweifeln, daß Jemand dies als Auslegung betrachten und den Gedanken klar finden wird. Der Verf. selbst scheint nicht zu ahnen, daß er den Bösen zwar seiner Persönlichkeit beraubt, aber dagegen das Böse in eine objektive, fast substanzielle Macht verwandelt hat. Noch trauriger ist die kurze Äußerung über die gewichtige Stelle C. 5, 15.: „Nur Mißverstand konnte die hier befindlichen, schönen sittlichen Vorschriften so mißhandeln, daß man dem [den], der sie aufstellte, dem Gebete Erfolge zuschreiben ließ, die den natürlichen Gang der Dinge aufhalten sollten. Nein daran dachte der Apostel, bei dem eine sittlich vernünftige Ansicht so vorherrscht, und sich nicht die geringste Spur von den Wundern Jesu oder der Christen vorfindet, gewiß nicht" (S. 407.). — Es ist überhaupt bereits herkömmlich unter den Auslegern Jakobi, den erhabenen, sittlichen Geist des Apostels zu rühmen. Aber kann man wohl glauben, daß sie in diesen Geist eingedrungen sind, und nicht vielmehr, bloß durch einzelne Äußerungen desselben angeregt, selbst sich willkührlich ein Bild von Sittlichkeit entworfen, und dem Apostel zugeschrieben haben, wenn man sieht, wie sie die übrigen sittlichen Aussprüche desselben beseitigen müssen, wovon wir so eben zwei Beispiele aufstellten? — Eben so wenig können wir annehmen, daß der Verf. nicht selbst einsehen sollte, wie so ungenügend das ist, was er über die berühmte Stelle des zweiten Capitels sagt, wie so wenig oder gar nicht eigentlich der Punkt getroffen ist, auf den es der protestantischen Theologie am meisten ankommt. Wir werden nächstens versuchen, in diesen Blättern die Lehre Jakobi von den guten Werken auf's Neue zu behandeln, wobei wir zugleich rücksichtlich des Briefes Jakobi überhaupt das viele Gute, was in diesem und anderen neueren Werken enthalten ist, dankbar benutzen werden. Hier führen wir nur das an, was der Verf. kürzlich über das Dogmatische in jenem Abschnitte sagt, um die Nothwendigkeit einer anderen Betrachtungsweise und einer anderen Auflösung des scheinbaren Widerspruchs zwischen Jakobus und Paulus fühlbar zu machen. Er sagt schließlich: „Paulus lehrt: der Mensch wird gerecht vor Gott durch den Glauben, aber er muß durch die Liebe thätig seyn, gute Handlungen umfassen; Jakobus lehrt: der Mensch wird gerecht vor Gott durch gute Handlungen, aber sie müssen aus dem Glauben kommen, und hierin läßt sich kein Widerspruch finden" (S. 217.). Wer möchte noch zweifeln, daß einem solchen Lösungsversuche und den anderen, welche sich in den Commentaren unserer Zeit finden, gegenüber *) de Wette mit richtiger Einsicht in die dogmatische Frage und mit lobenswerthem Festhalten an diesem Gesichtspunkte immer noch den Widerstreit des Jakobus gegen Paulus für unversöhnt erklärt, und bei Letzterem einzig den reinen Abdruck des evangelischen Glaubens findet?

Trotz dieser Mängel, die wir gewiß nicht zu verkleinern gesinnt sind, müssen wir im Ganzen die Auslegung des Verf. als gelungen anerkennen. Es zeigt sich auch hier, wie das anhaltende, treue Studium der älteren Ausleger (welche dem Verf. in reichem Maaße zur Benutzung frei standen) den Interpreten fast unwillkührlich auf die richtige Bahn bringt, wenn er nur, neben den erforderlichen Sprach- und Sachkenntnissen, Takt zur Unterscheidung des Natürlichen und des Gezwungenen, des Zusammenhängenden, Wesentlichen, und des Zufälligen mitbringt. Beides aber läßt sich an unserem Verf. rühmen. Er besitzt die Sprache und weiß diese Kenntniß glücklich zu verwenden, er handhabt das philologische Element der Schrift ohne Prunk, aber mit Sicherheit. Außer Fleiß und Talent überhaupt, zeigt er in vielen Fällen gesundes Urtheil und (was bei Jakobus durchaus nicht mangeln darf) Geschmack in Auswahl der Erklärungen und in Behandlung der Stellen, — da nämlich, wo es nicht auf eigentlich theologische Erfassung und Erschöpfung eines Gedankens ankommt. Rücksichtlich der früheren Ausleger aber hat er sich besonders durch die sorgfältige Benutzung der Griechen ein wirkliches Verdienst erworben, wie er auch die neuesten Abhandlungen fleißig verglichen hat; nur auf die älteren protestantischen Commentare hätte nach unserer Ansicht mehr Rücksicht genommen werden sollen, da auch hiefür Pott so viel als gar nichts gethan hatte.

Sehr bedauern wir, daß der Verf. dem Commentare keine Einleitung beigefügt, oder — seinem Versprechen gemäß — seither nachgeschickt hat. Wir meinen, daß er für den kritischen Theil derselben namentlich etwas Tüchtiges geleistet haben würde. Er spricht aus, daß er „auf festen Gründen fußend, diese Schrift für eine ächt apostolische halte, und als den Verfasser derselben den Jakobus, den Sohn des Alphäus, einen Verwandten und Apostel Jesu, anerkenne" (S. VI.). Wir theilen die Überzeugung des Verf. und werden später auf diesen Gegenstand zurückkommen, nicht ohne seiner dankbar erwähnen zu müssen.

II. *Commentarius in Epistolam Jacobi.* Conscripsit Car. Godofr. Guil. Theile, Theol. D. et in Acad. Lips. prof. e. o. Lipsiae, Baumgärtner, 1833 (p. 58 et 288. gr. 8.).

Dieser Commentar, der durch einen zweiten Titel als der achtzehnte Band eines Werkes bezeichnet wird, welches das ganze N. T. gleichmäßig umfassen soll, *) ist so verschiedener Art von dem vorigen, daß eine comparative Beurtheilung und Schätzung nur unbillig ausfallen könnte, gegen den einen oder den anderen. Wir sind überzeugt, — und wären wir's nicht, so würden wir's durch die Vergleichung beider Auslegungen, — daß sich für exegetische Arbeiten überhaupt keine absolute Form aufstellen läßt und nichts abgeschmackter ist, als zu verlangen, daß

*) Wir nehmen hier gleich Neander's Darstellung des Verhältnisses der Lehre Pauli und Jakobi aus (in den kleinen Gelegenheitsschriften und dem zweiten Bande des Apostolischen Zeitalters), die wir für die gründlichste und am meisten genügende aus neuerer Zeit halten.

*) Zugleich wird das Versprechen einer kritischen Ausgabe des N. T. mit erklärenden Noten und Index wiederholt. Über beide Arbeiten spricht sich Herr Theile in einem ausführlichen Prospektus aus.

jeder Interpret seinen Schriftsteller in der Art und Weise behandeln müsse, die seinen Vorgängern gut schien, oder die uns beliebt. Nicht nur der Stoff der Exegese, auch die Benutzung der Hülfsmittel und die Entwickelung des Stoffes, nebst den Ansprüchen der Leser, sind so mannichfaltig, daß nur durch eine Reihe von Werken Allem und Jedem genuggethan werden kann, wie sich dies ja auch sonst bei den historischen Arbeiten aller Art bewährt. Die nothwendige Unvollkommenheit jeder Methode sollte daher eben so wenig geläugnet, als den Verfassern zur Last gelegt werden; ein Satz, auf dem wir absichtlich verweilen, da er heutzutage öfter als in den Tagen orthodoxer Beschränktheit übersehen wird, und zwar in der Regel von denjenigen Schulen, die sich den Schein der Liberalität und reiner Wissenschaftlichkeit zu geben lieben. Eine Ausnahme oder Abweichung von dem Grundsatze würde nur dann erlaubt seyn, wenn ein Verfasser eitel genug wäre, seine Art zu arbeiten für vollgenügend zu erklären und mit der Nutzbarkeit anderer Auslegungsarten oder mit der Möglichkeit anderer Gesichtspunkte die Reichhaltigkeit des Gegenstandes selbst zu verkennen, was allerdings den Mitgliedern der philologischen und auch noch anderer antidogmatischen Schulen bisweilen zustößt.

Es versteht sich, daß das, was wir über die Mannichfaltigkeit der Auslegung sagen, nicht so gemeint ist, als sollte die Einheit der gemeinschaftlichen Grundlage aller wahren Exegese, die historische und daher auch philologische Interpretation, aufgehoben werden. Wir sprechen von der Form, in der diese Interpretation auftritt, ferner von der Art der Benutzung und Darstellung früherer Auslegungen und endlich von der Weise, in der man selbst den Inhalt der Schrift entwickelt. In diesen drei Beziehungen unterscheidet sich Theile's Arbeit z. B. von der Gebserschen so sehr, daß wir uns nicht bereden könnten, es sey die eine Methode durch die andere überflüssig gemacht. Doch wir müssen das Eigenthümliche dieses neuen Commentars näher angeben.

Das dogmatische Element, die Darstellung des Lehrbegriffs, worunter wir die sogenannte Moral mitbegreifen, tritt hier sehr zurück. Wir können dies in dem besonderen Falle nicht grade bedauern, ja wir wünschen, daß der Verf. bei den anderen Schriftstellern des N. T., namentlich in der Auslegung der Paulinischen Briefe, sich ferner und noch mehr als jetzt, auf die Behandlung desjenigen beschränke, für das er Sinn und Talent hat. Was er in dogmatischer Rücksicht gibt, ist großentheils das, was bei den einzelnen Stellen auf der Hand liegt. Von eigener Betrachtung der Lehre des Jakobus im Ganzen und von Erwägung des Verhältnisses dieses Ganzen zu den einzelnen Aussprüchen ist kaum eine Spur zu finden. Hält es der Verf. bisweilen für nothwendig, doch etwas zu geben, das in das Verständniß der Lehre einführe, so geschieht es meist mit den Worten Anderer, welche aber nicht auf's Glücklichste ausgewählt sind. So erhalten wir denn, von einzelnem Guten abgesehen, meistens theils dogmatische Verwahrungen, theils moralische Nutzanwendungen, kurz ehemals sogenannte porismata, die eine Blumenlese vorzüglich aus Erasmus, Semler, Stolz, Schultheß bilden, und oft auf einer so oberflächlichen Auffassung des Textes beruhen, daß der Verf. eben so gut irgend eine Leipziger Predigtsammlung hätte excerpiren können.

Rühmliche Auszeichnung verdienen dagegen die sorgsame philologische Erwägung beinahe jedes Wortes und jeder Construktion, und der ungemeine Fleiß in Sammlung und Aufstellung der verschiedenen, auch der weniger bedeutenden oder wenig bekannten Erklärungen. Es ist, als hätte sich's der Verf. zum doppelten Zwecke gesetzt, einmal für alle Male die Fälle der Möglichkeit zu erschöpfen und dann jeden einzelnen Fall mit Beispielen aus der Geschichte der Auslegung zu belegen. Die logisch zersplitternde Methode, die er befolgt, bot hiefür allerdings mehr Bequemlichkeit dar als irgend eine andere, ja sie war vielleicht die einzig mögliche, so unangenehm und störend sie auch dem Leser seyn muß, wenigstens bis er sich ordentlich in den Commentar hineingearbeitet und erst gelernt hat, mit mehr Sicherheit das Ganze zu überblicken und das Wichtigste herauszusehen. Das Werk ist eben eine Art von Thesaurus, in dem sich Alles beisammen finden soll, nicht bloß die Sammlungen von Wetstein, Elsner, Wolf, den Observationenschreibern, Schultheß und namentlich auch von Heisen,*) — theilweise, wie sich leicht begreifen und entschuldigen läßt, ohne geprüft und berichtigt oder ergänzt zu seyn, — sondern auch die kritischen Noten und die ganze Mannichfaltigkeit der Erklärungen aus allen Zeiten, je mit ihrem pro und contra. Der Verf. hat dabei sein Mögliches gethan, die Übersicht zu erleichtern, und auch in dieser Hinsicht sind seine Arbeitsamkeit und die verständige Anordnung sehr zu achten.**) Die schickliche Vertheilung des Stoffes in Text und Noten und die Unterscheidung des minder Wesentlichen im Texte selbst durch den Druck, der überhaupt lobenswerth, höchst ökonomisch, deutlich und correct ist, tragen viel dazu bei, wenn man sich erst, wie gesagt, eingewöhnt hat. Dennoch aber bleiben, als unvermeidlich, die reellen Nachtheile dieser Behandlung. Das Ganze ist zerstückelt, und mehr noch ist es jede Auslegung, über die berichtet wird, indem der Zusammenhang nicht einer der Haupterklärungen auch nur für zwei oder drei Verse ordentlich aufgezeigt werden konnte, was doch, im Ganzen genommen, wichtiger und instruktiver ist als die Vollständigkeit in Aufzählung aller möglichen und unmöglichen Erklärungsversuche, zumal da der Verf. es nicht versteht, auch aus verwerflichen Erklärungen durch geistreiche Auffassung und Prüfung wenigstens indirekt Nutzen zu ziehen. Eine rechte Bekanntschaft mit den größten Exegeten und mit dem innern Charakter und den Bedingnissen einer gediegenen Exegese selbst wird auf diese Weise nicht bewirkt noch gefördert. Außerdem scheinen die vorzüglichen Ausleger der Protestantischen Kirche, denen weniger an einzelnen Minutien und

*) Novae hypotheses interpretandae felicius Epistolae Jacobi etc. (Brem. 1739.)

**) Als eine der Stellen, wo sich das Talent des Verf. für Zusammenstellung und scrupulöse Erwägung vorzugsweise zeigen konnte, nennen wir C. 4, 5. 6. (p. 215—229.)

Observationen lag, als am Ganzen und seinem geistlichen Verständnisse, wirklich durch einen Fehler des Verf. und nicht bloß der Methode zu sehr vernachlässigt zu seyn. Man erhält überhaupt im Ganzen den Eindruck, als gebe diese kalte Behandlung zu verstehen, der Verf. freue sich zwar, den richtigen Sinn aufzufinden und zu bestimmen, kümmere sich aber um das Resultat selbst nicht besonders.

(Schluß folgt.)

Die sittliche Bedeutung der Erkenntniß des Menschen.

(Schluß.)

Daß mit dieser psychischen Gesinnung ein reiches Wissen sich wohl vereinigen lasse, ist natürlich, — der Mensch sucht Ruhe in der Mannichfaltigkeit; scharf und klar kann das Erkennen erscheinen — denn, wie sein Leben, so spaltet sich seine Gedankenwelt in leicht übersehbare entgegengesetzte Reihen; in die Tiefe mag es dringen, indem es die allem Erscheinenden zu Grunde liegenden Gedanken aufsucht; aber die wahre Consequenz und die strenge Selbstverläugnung wird sie nimmer üben, so sehr sie dieselbe auch fordert, und den Schein derselben annimmt.

Glücklich aber preisen wir den, der in Gott, welcher die Liebe ist, alles Heil, in Christo, welcher das Licht ist, alle Wahrheit suchen gelernt hat, der dem Zuge des Geistes sich ergibt. Dieser lehret ihn vor allen Dingen Vergebung der Schuld, inneren Frieden, Kraft der Heiligung begehren und die ihm dargebotenen Güter nehmen. Da regieret der Geist Gottes den Menschen, gibt Gnade um Gnade, führet von niederen Stufen zu höheren. Der Charakter dieses Lebens ist Harmonie, der frühere Streit im Menschen verschwindet allmählig; trotz der Verschiedenheit der Bestrebungen, der Mannichfaltigkeit der inneren Bewegungen zu den einzelnen Stunden des Lebens, ist dennoch in der Tiefe der Seele ein Kern göttlicher Kraft und göttlichen Friedens, den nichts von Außen zu zerstören vermag, wenn der Mensch nicht selbst sich diesem entzieht. Hier mit der Heiligung des Herzens wird ihm auch höhere Erkenntniß der Wahrheit zu Theil. Grundsätze, die alle Gebiete des Lebens und Wissens erleuchten, sind ihm gewiß, gewisser, als dem Mathematiker seine Axiome, als dem Philosophen die sogenannten Thatsachen des Selbstbewußtseyns. Das Unvermögen des Menschen, sich selbst aus seinem psychischen Zustande in ein wahrhaft geistiges Leben zu erheben, die Vergebung der eigenen Sünde, erlangt in dem Glauben an den Versöhnungstod des Sohnes Gottes, die Wesensgemeinschaft, in welche Gott mit uns durch Christum tritt, seine speciellste Fürsorge für uns, die Erhörung unserer Gebete im Namen Christi, — dies sind Lebenserfahrungen, reich genug an Weisheit, um viel Bedenken zu verscheuchen, viel Finsterniß zu erhellen, und da sie einen Theil der Verheißungen der heiligen Schrift bestätigen, so machen sie auch den Menschen geneigt, das Übrige, Erzählung, Verheißung, Drohung, Belehrung, Gebot, als göttliches Wort anzunehmen. Ja dieses Wort bleibt ihm nicht ein äußerlich

gegebenes, ihm fremdes Gesetz, sondern, wie der heilige Geist den Willen des Menschen umgebieret, daß das Gebot Gottes ihm innerer Trieb wird, so übt derselbe Geist auf den Gedanken des Menschen den Einfluß, daß die geoffenbarte Weisheit ihm eine innerlich offenbare wird; ihm enthüllen sich die Rathschlüsse Gottes, so daß er ihren Zusammenhang erkennt und die Räthsel des Lebens sich lösen. Sollte er träge seyn, zu forschen? Die Liebe, die Gott zu danken, dem Nächsten zu helfen begehrt, dränget, mit allen geistigen Mitteln das Reich Gottes zu mehren, Seelen aus der Gewalt der Finsterniß zu erretten. Er wird die Natur erforschen, damit er Gottes Ordnung, aber auch die Folgen seines Fluches in ihr nachweise und auf das Seufzen der Kreatur Ohren, die hören wollen, aufmerksam mache. Er wird die Jahrhunderte durchwandeln, die Entwickelungen der Völker, die Kämpfe der Staaten, die Bestrebungen ausgezeichneter Individuen betrachten, damit er die entgegengesetzten Reihen menschlichen Thuns, deren eine sich Gott nähert, die andere sich ihm immer mehr entfremdet und das Walten göttlicher Liebe und Barmherzigkeit deutlicher erblicke. Er wird in die Tiefen der Philosophie eingehen, um die unbegründeten Voraussetzungen, erschlichenen Folgerungen, das träge Beharren auf halbem Wege zu bekämpfen. Die Kunst wird ihm nicht fremd seyn, denn die Einheit des Wahren, Schönen und Heiligen findet er in der Vereinigung der Menschheit und Gottheit, darum, weiß er, daß die Kunst ein ander Gesetz hat, als das des Fleisches. Daß Jurisprudenz und Politik von dieser Erkenntniß aus die durchgreifendste Umgestaltung erfahren müssen, dies wird sich ihm nicht verbergen.

Allerdings ist die Gabe der Erkenntniß eine besondere des heiligen Geistes, und nicht jeder Wiedergeborene wird in ihre Tiefen geführet, doch ist es bemerkenswerth, wie Menschen, in irdischen Dingen unwissend, zu diesem höheren Leben geführt, einer Weisheit theilhaftig werden, vor welcher gewöhnliche Klugheit und Gelehrsamkeit sich beugen muß, wie sie sich erkennend die tiefsten Menschenkenner werden, wie sie das Höchste verstehend auch am klarsten die irdischen Verhältnisse überblicken, wie selbst der Reichthum und die Klarheit, die Anmuth und die Kraft ihrer Sprache von einem höheren Geiste, der in ihnen waltet, zeuget. Sollte ihm aber nichts mehr geheimnißvoll seyn, der Irrthum, der Zweifel alle Gewalt über ihn verloren haben? Keineswegs. Gottes Gedanken haben eine Majestät, die von unseren Gedanken nie ganz erreicht wird, überdies nimmt Gott auf Zeiten, was er vorher gegeben hatte, er führt dunkle Wege den Glauben, damit er sich bewährt erweise, auch der geförderste Christ darf nie vergessen, daß all' unser Wissen Stückwerk ist, daß wir erst dann Alles erkennen sollen, wenn wir den Herrn schauen werden von Angesicht zu Angesicht. Darum schämen wir uns nicht, als die Unweisen gescholten zu werden von denen, die da meinen, das Ziel erreicht zu haben, der Herr bewahre uns nur in seiner Furcht und verleihe uns reine Herzen, so wird uns nie mangeln die Weisheit, die uns nöthig und ihm wohlgefällig ist. —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 28. Mai. № 43.

Litterarische Anzeige.

Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen, zunächst für derselben Jugend. Erstes Bändchen, bis zur Reformation. Schaffhausen, in der Hurterschen Buchhandlung, 1834. (S. VIII u. 178. kl. 8.)

Indem wir dieses anmuthige Schriftchen hier anzeigen, wollen wir uns keineswegs mit der speciellen Bestimmung desselben, wie sie der Titel angibt, in Widerspruch setzen. Wir sehen gegentheils in diesem bestimmten Zweck und Charakter, verbunden mit der christlichen Erkenntniß und Gesinnung, die es beurkundet, seinen großen Vorzug. Unser Wunsch ist vielmehr, die Arbeiter Christi auf die Bahn aufmerksam zu machen, welche ein der litterarischen Welt unbekannter Verfasser hier der schriftstellerischen Thätigkeit zur Verbreitung eines gesunden evangelischen Christenthums im nächsten Kreise durch seinen Vorgang anweist. Fast in ganz Deutschland hat jede Stadt, jede Landschaft ihre alte Geschichte, und diese Geschichte hat in protestantischen Ländern gewiß überall wenigstens eine Lichtperiode. Eine solche Periode ist aber selten ohne Zusammenhang mit der Vorzeit, ohne Nachklang in der Folgezeit gewesen. Die Geschichte pflanzte sich fort, und auch ihre Kenntniß ist nicht völlig erloschen und kann nicht wieder aufgefrischt werden, ohne mit mannichfaltigen Reizen das Herz zu bewegen, und die Liebe zur Heimath — diesen in kosmopolitischen Zeiten an sich schon so kostbaren Trieb — in Anspruch zu nehmen und heilsam zu erhöhen. Sollte es aber nun nicht auch hie und da Männer geben, welche diese Geschichte im Geiste des Evangeliums zu behandeln und ihren Mitbürgern, namentlich der Jugend, darzustellen verständen, Männer, die sich vielleicht vergeblich nach anderen Mitteln umsehen, die christliche Wahrheit ihrer Umgebung auf eine wirksame, Eingang findende Art nahe zu bringen? Oder sollte die Erzählung dessen, was Gott an unseren Voreltern gethan, wovon er uns noch jetzt so unbewußt manchen Segen genießen läßt, nicht eben so sehr und auf eben so dauerhafte, so nützliche Weise die Gemüther ergreifen, als die Berichte über seine Großthaten unter den Heiden? Auch wir waren Heiden — dies kann nicht genug eingeprägt werden; auch die Art, wie Gott uns aus der Finsterniß gerissen, ist wunderbar; auch die Wege sind anbetungswürdig, auf denen er uns durch Licht und Dunkel bis zu dem vollen Tagesglanze der evangelischen Wahrheit geführt hat. Seit es Gott gefallen, daß sein Name über mehr als einem Volke ausgesprochen werde (Gesch. d. Ap. C. 15, 17.), ist die Geschichte jedes vom Evangelium berührten Volkes theokratisch geworden. Der Herr richtet und regiert. Und wenn wir mit der Fackel seiner Erkenntniß unsere Bürgerhäuser, Mauern und Trümmer, unsere Rathssäle, Archive und Denkmäler durchleuchten, so wird doch das Licht auch in das Herz der gegenwärtigen Generation eindringen.

Wir können Keinem einen Rath geben, wie er es angreifen müsse. Unser Verf. scheint uns in seiner Methode glücklich gewesen zu seyn, und wir bescheiden uns, sein Beispiel reden zu lassen. Wir wählen zwei kürzere Abschnitte, die auch an sich einiges Interesse erregen dürften,*) zuerst aus dem Bürgerleben, und dann aus dem kirchlichen.

XIV. Hans Peyer der Schmidt.

Wie es eigentlich mit dem Aufkommen des Adels von Alters gegangen sey, das sieht man recht schön an dem Aufblühen der Peyer zum Weggen. Wenn eben ein Mann die Gaben, die er als Mensch hatte, nicht versitzen ließ, sondern wie ein kluger Kaufmann seine Kapitalien, durch Gebrauch und Verkehr in Aufnahme brachte, so geschah es leicht, wenn Gottes Rath mit ihm nicht grade besonders den Weg äußerer Niedrigkeit gehen wollte, daß er bei Gottesfurcht und Treue emporkam und zu den Edlen des Landes sich gesellte. O was kann nicht aus dem Menschen werden, wenn er will; was hat nicht ein jeder für Anlagen, aus denen, wenn er sie baut, eine reiche Saat des Lebens emporwachsen kann? Wenn ja einer nur halb so viel Fleiß, so viel Lust und Ernst darauf verwendet, das Feld seines Innern zu bauen, als der Landmann draußen auf seine Äcker unermüdlich verwendet, was würd' er gewinnen? Solche Leute sind dann nicht allemal grade dem Kaufmann zu vergleichen, der, als er eine köstliche Perle fand, Alles, was er hatte, hingab, um diese Eine zu kaufen; aber mit Perlen handelt er doch. Denn jene Eine köstliche, die über alle geht, wird freilich nicht auf dem Wege zeitlicher Wohlfahrt gefunden; den braucht es wenigstens gar nicht dazu; aber wer die geringeren zu schätzen weiß, den kann es locken, die köstlichste über alles zu suchen. Ich meine nur, wie viel Wohlstand würde nicht aufkommen, daß es gut bestellt wär' mit den Seelenkräften, mit der Gesundheit, mit Segen in Haus und Hof, wenn ein Jeder seine natürlichen Gaben auf rechtmäßige Weise in Aufnahme brächte? Das gäb' dann nicht Emporkömmlinge, die ein unersättlicher Geiz nach Ehre oder zeitlichen Gütern heraustreibt wie ein auffahrendes Meteor, das eben so plötzlich, wie es auffährt, wieder vergeht und keine Spur dahinten läßt. Von denen war unser Hans Peyer der Schmidt zum schwarzen Weggen nicht. Er

*) Diese Rücksicht nöthigt uns aber auch Erzählungen zu wählen, die mehr als die anderen, von der Lokalität unabhängig und an allgemeineren Reflexionen reicher sind.

war ein Mann, der gesunden Verstand hatte, gute Leibeskraft, und auf Ehre und Ordnung etwas hielt. Biederkeit und Treue waren ihm keine Nebendinge, sondern er liebte sie. Dadurch kam es, daß er in seinem Handwerk, als Hufschmidt, geschickt und gewandt wurde, im Handel und Wandel mit den Menschen beliebt, und von allen Rechtschaffenen geehrt. Und als es ihm gut ging, wurde er nicht eitel und aufgeblasen, daß er seinen angewiesenen Weg eigenwillig verlassen hätte. Auf seiner Zunft wurde er bald als ein wackerer tüchtiger Mann erkannt, und seine Genossen hätten ihn gern einst zu ihrem Zunftmeister gehabt. Aber einestheils war er bescheiden und vernünftig genug, zu fühlen, daß eine solche Stelle zu spät für ihn komme, daß er schon früher, von jüngeren Jahren her mehr Vorbereitung hätte empfangen müssen, um ein tüchtiges Mitglied des kleinen Raths einer damals noch so namhaften Stadt zu seyn; anderntheils mochte er auch einen so gut angebahnten Gewerb nicht vertauschen an ein Amt, dem er seiner Ansicht nach nicht ganz gewachsen war. Täglich standen die stattlichen Rosse der Ritter der Stadt und der Edlen des ganzen Hegäus vor seiner Schmiede, und der zeitliche Segen, den er bei seiner Biederkeit trostlich annehmen durfte, floß ihm reichlich zu. Gunst, guter Name, Vertrauen von Einheimischen und von Fremden halfen mit zum Glück seines Hauses, und dabei wollte er bei älteren Jahren nun bleiben. Aber wenn er in Geldverlegenheiten der Stadt um Anleihen ersucht wurde, was häufig geschah, erzeigte er sich jedesmal bereit dazu. Er gab auch hundert Goldgulden, damit man ihn der Pflicht entlasse, sich in den kleinen Rath wählen zu lassen; für ihn schien ein solcher Lauf zu spät. Desto mehr wandte er, wie es scheint, an seine Söhne, Hans und Heinrich, um ihnen etwa eine andere Bahn als die eines Handwerkers ehrlich zu erleichtern. Beide wurden Freunde der Wissenschaften, und kamen leicht und ungesucht zu beträchtlichen Ehrenstellen, in denen sie dem gemeinen Wohl nicht wenig zu statten kamen; wie denn meist aus solchen ehrlichen Bürgershäusern, in denen Gottesfurcht, vereinbart mit regsamer Thätigkeit herrschte, tüchtige Leute für das Wohl des gemeinen Wesens hervorgegangen sind. Heinrich, der jüngste Sohn, wurde ein Magister der freien Künste und Advokat des bischöflichen Hauses zu Augsburg. Später begab er sich nach Schaffhausen und diente mit seinen Kenntnissen als Lehrer der Lateinischen Schule. Hans, der ältere Sohn des Schmidts, besaß seines Vaters Tugenden in erhöhterem Grade; er wurde Bürgermeister im Jahre 1516 und verwaltete dieses Amt siebzehn Jahre lang mit Kraft und Weisheit während dem sehr wichtigen Zeitpunkt der Reformation. Es war wohl von entscheidendem Einfluß, daß grade diese schwierige Zeit hindurch einer aus dem bürgerlichen Stand die Zügel der Regierung führte, da die vom Adel am meisten zauderten, Hand an jenes gute Werk zu legen, was ihnen aber um so weniger übel zu deuten ist, da die geistlichen Stifte, die damals eine so bedeutende Veränderung erlitten, meistens ihr und ihrer Väter Werk gewesen sind, zu dem sie eben doch eine eigenthümliche Hinneigung haben mußten. Er kaufte die Gerichtsherrlichkeit Haßlach von den Pflegern zu St. Agnes, und

hatte eine zahlreiche Familie. Sein Sohn Alexander wurde ebenfalls Bürgermeister 1547. Martin studirte die Rechtswissenschaft, zu deren Doktor er creirt wurde. Alexander war Leibmedikus des Grafen Georg v. Mümpelgard. Elisabetha wurde Hausfrau des berühmten Theologen Samuel Grynäus zu Basel. In der ganzen äußerst zahlreichen Nachkommenschaft findet man Viele, die sich fortwährend freigebig bewiesen durch viele Vergabungen an verschiedene Stiftungen, und die Liebe zum Studium verließ sie nie ganz, da es immer entweder Geistliche oder Rechtsgelehrte oder Doktores der Medicin in der Familie gab.

So ging es mit dem Aufkommen des Adels: wer da hat, dem wird gegeben, daß er noch mehr habe. Und mit dem Untergehen desselben geht es so: wer da nicht hat, von dem wird genommen, das er hat. —

(Schluß folgt.)

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Schluß.)

Die vorausgeschickte Einleitung nimmt in hohem Grade an der Gedrängtheit und auch an der Vollständigkeit des Commentars Theil, ist aber viel schwerfälliger und gewiß für den, der mit dem Gegenstand und den verschiedenen Ansichten nicht bereits bekannt ist, beinahe unbrauchbar.

Dies mag genügen, um unseren Lesern zu sagen, was sie von diesem Buche zu erwarten haben, was nicht. Der Prediger, der weniger Muße hat, aber doch etwas Gründliches über den Brief Jakobi lesen will, wird wahrscheinlich den Gebserschen Commentar immer noch vorziehen; derjenige, der in seinen Studien weiter gehen will, ihn ungern neben dem Theileschen vermissen. Beide werden zwar dem dogmatischen und praktischen Bedürfnisse selten völlig entsprechen, und hiefür bleibt die Benutzung eines oder mehrerer der besseren orthodoxen Ausleger immer höchst rathsam. Ganz entbehrlich gemacht sind aber durch Theile viele andere Commentare, außer insofern dieselben bei ganz umfassenden, gelehrten Studien nie vermißt werden können, oder etwa für die erste Lektüre sich immer noch mit Nutzen gebrauchen lassen, wie z. B. der folgende, und vorzüglich — wegen der Leichtigkeit der Darstellung — der Pottsche.

III. *Annotatio ad Epistolam Jacobi perpetua* cum brevi tractatione isagogica. Scripsit Matth. Schneckenburger, Ph. Dr. Stuttgardiae, Loeflund. 1832. (p. VI et 154.)

Was den Verfasser bewogen haben mag, nach Gebser's Commentar den seinigen zu schreiben, ist eigentlich schwer zu sagen. Er hat außer demselben nur noch den von Pott und Rosenmüller, nebst der Semlerschen Paraphrase verglichen, und das, wie man aus der Vorrede schließen könnte, weil er eine umfassendere Vergleichung der älteren und neueren Ausleger für ziemlich unnütz hält. Was ist denn aber das Eigenthümliche seiner Schrift? Vor allen Dingen, ohne Zweifel, die

Ansicht des Verf. von der Zeit und der nächsten Bestimmung des Briefes, wie sie im Appendix dargestellt wird, jedoch ohne auf die Auslegung desselben einen beträchtlichen, umwandelnden Einfluß zu üben. Aber diese Ansicht, in der wir allerdings, die Übertreibung und schiefe Auffassung des Judaismus des Apostels abgerechnet, viel Gutes anerkennen, wie unser Aufsatz über den Brief Jakobi zeigen wird, hat der Verf. ja bereits zu wiederholten Malen in der Tübinger Zeitschrift und besonders in seinen (ebenfalls im Jahre 1832 herausgegebenen) Beiträgen zur Einleitung in's N. T. vorgetragen, S. 196—213., wo er überdies auf die Einleitung des Dr. Feilmoser (Professor der kathol. Theol. zu Tübingen), zweite Auflage, verweist. Die einzelnen Stellen aus Philo und den Apokryphen und den Pseudepigraphen, die der Verf. neben den bekannten neu beibringt, tragen ziemlich selten zur Erklärung des Textes bei, und hätten, da sie eigentlich das einzige Neue sind, und das, worauf er selbst wohl am meisten Gewicht legt, füglich, statt des Commentars, in dem kleinen Format eines spicilegium erscheinen können. Jetzt findet man dies alles bei Theile. Im Grammatischen schließt sich der Verf. mit Recht an Winer an, irrt aber auch fast jedes Mal, wo er selbstständig auftreten oder gar Winer zurechtweisen will. Er hätte in dieser Beziehung auch Gebser sorgfältiger benutzen dürfen. In religiöser und dogmatischer Hinsicht zeichnet er sich keineswegs vor einem dieser beiden anderen Ausleger aus.

(Der dritte Artikel folgt nächstens.)

Nachrichten.

(London und Leipzig.) Wenn zu Ephesus der Silberschmidt Demetrius, als seinem Gewinn durch die Predigt des Apostels Paulus Gefahr drohte, sein ganzes Handwerk und die Beiarbeiter desselben, Bildhauer, Götzenschnitzer, Maler und Weber, versammelte, und einen nicht geringen Aufruhr erregte, so ist das nicht zu verwundern, denn es waren Heiden und ihr blühender Handel gerieth in Abgang. Wenn später Künstler und Handwerker derselben Art fortfuhren, nachdem sie Christen geworden waren, Arbeiten für die Heiden zu machen und mancherlei Entschuldigungen dafür suchten, so sieht man auch leicht die schwierige Lage ein, worin sie sich befanden; denn die Mehrzahl ihrer Mitbürger, ihrer nächsten Umgebung, lag noch im Götzendienst, und sie hatten eben nichts Anderes gelernt, wodurch sie sich mit ihren Familien hätten erhalten können. Dieselben Verhältnisse zeigen sich auch heutzutage wieder in heidnischen Ländern, wo das Christenthum Wurzeln zu schlagen beginnt. Was soll man aber dazu sagen, wenn in Europa, wenn in England und Deutschland, mitten im Schooße der Christenheit, mit kaltem Muthe Handelsspekulationen auf den Götzendienst und Aberglauben fremder Völker gegründet werden? Vor Kurzem haben in London Gypsfiguenhändler den Einfall gehabt, die Hindus mit Göttern zu versorgen. Sie schickten demnach fünfhundert Götzenbilder nach Ostindien ab, und offen, ein glänzendes Glück damit zu machen. Tertullian hält schon en christlichen Künstlern seiner Zeit entgegen, daß wer zur Beförderung es Götzendienstes beitrage, sich der Theilnahme an demselben schuldig ache. Viel mehr gilt dies hier, wo nicht Noth, sondern die niedrigste ewinnsucht treibt. Tertullian sagt jenen Künstlern: „Du sagst, du machst Götzenbilder, verehrst sie aber nicht. Ja wohl verehrst du sie, indem du ihre Verehrung beförderst. Du verehrst sie nicht mit dem Geiste elenden Opferdampfes, sondern mit deinem eigenen Geiste; du opferst ihnen nicht das Leben eines Opferthieres, sondern dein eigenes Leben. Deine Vernunft opferst du ihnen, deinen Schweiß bringst du ihnen zum Trankopfer dar, deinen Verstand zündest du ihnen an.“ Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen symbolisirt das Schiff, welches die Idole nach Indien trägt, den religiösen Charakter Englands: viel Ruchlosigkeit neben viel Christenthum. Es sind nämlich an Bord desselben zwei Missionare nach Indien eingeschifft, welche durch ihre Predigt den Götzendienst zerstören wollen, den aufzurichten die Bilder bestimmt sind.

Nicht London allein erzeugt solche Monstrositäten. Jedermann konnte neulich eine öffentliche Anzeige der Tauchnitzschen Buchhandlung in Leipzig lesen, wodurch eine elegante Ausgabe des Koran, des Religionsbuches der Muhamedaner, verheißen wurde. Es fiel auf, daß diese Ausgabe stereotypirt werden sollte. Hat das Studium des Arabischen so zugenommen, fragte man sich, haben Freitag, Ewald, Kosegarten und Rückert, de Sacy und Lee so viel Schüler erweckt? Allen Zweifel hob ein Bericht aus Dresden in der Allgemeinen Zeitung. Der Mann, der loben muß, läßt sich dort also vernehmen: „Unser alter, unermüdeter Stereotypograph Tauchnitz druckt jetzt stereotypisch den Koran in der Ursprache, und hofft es durch Eleganz dahin zu bringen, daß diese Ausgabe selbst bei den durch ihre zierlich geschriebenen Korans verwöhnten Türken Eingang finden werde. Mancher wird dies vielleicht, wenn er es zum erstenmal hört, für chimärisch halten, allein diese Hoffnung ist nicht ohne Grund, da die Tauchnitzschen Ausgaben der Griechischen Klassiker bereits den Weg nach Griechenland und Konstantinopel gefunden haben und in zahlreichen Abdrücken dorthin wandern.“ Es ist also keine Frage, daß diese christliche Buchhandlung im Sinne hat, den Muhamedanismus zu unterstützen. Ich möchte das Unternehmen, da es ein wissenschaftliches Interesse hat, jenem Londoner nicht gleich setzen, aber wenn man es auf's Mildeste beurtheilt, muß man doch sagen, daß die damit verbundene Absicht eine große Lauigkeit gegen das Christenthum verräth. Ein gewissenhafter Christ würde Bedenken tragen, dem Muselmann das Buch, wodurch die Erzfeindschaft gegen die Bibel gestiftet wird, in die Hände zu geben. Doch wir sind überzeugt, daß der Besitzer jener Buchhandlung die Sache noch gar nicht von dieser Seite betrachtet hat.

(Schweiz.) Wir sind jetzt im Stande, die in Nr. 17. gegebene Nachricht über eine Verfälschung des Neuen Testaments unter den Polen zu berichtigen und zu ergänzen, indem wir einen Auszug aus dem Evang. Mag. geben.

Ein Englischer Prediger reiste im vorigen Jahre nach dem Festland, um seine Gesundheit zu stärken und ein paar Monate auszuruhen. Das Erste gelang ihm wohl, nicht so das Andere. Denn als er nach Genf kam, wurde seine Aufmerksamkeit auf die Polen gerichtet, welche in die Schweiz eingedrungen waren. Man schlug ihm vor, als Missionar unter diese Männer zu gehen, von welchen zu fürchten war, daß ihre Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen sehr gering seyn möchte. Mehr besorgt für das Seelenheil Anderer als für seine eigene Behaglichkeit, nahm er den Vorschlag an, und machte sich mit einer Anzahl Neuer Testamente und Traktate, welche er von den Gesellschaften zu Genf, Bern, Basel und Neufchatel und von einzelnen eifrigen Christen erhielt, auf den Weg. Die Schwierigkeiten des Zugangs zu den Flüchtlingen fand er sehr groß, denn sie waren über einen großen Strich Landes ausgestreut und in

Privathäusern, Schenken und Gasthäusern jedes Städtchens und Dorfes einquartirt. Aber jedes Hinderniß wurde durch Anstrengung und Ausdauer überwunden, und seine Aufnahme war im Allgemeinen günstig. Das zum Geschenk dargereichte Neue Testament und passende Traktate wurden freundlich angenommen und der Überbringer von Vielen gebeten, an die wohlmeinenden Geber Dank auszurichten. Aber zu seinem großen Leidwesen bemerkte er, daß Inhalt und Sinn der Bücher entweder wenig verstanden oder gefährlich mißverstanden wurden. Da diese Männer, größtentheils Offiziere verschiedener Grade, stets mit Krieg und Politik sich beschäftigt hatten, so bildeten auch Krieg und Politik fast bei allen die einzigen Gegenstände, worauf sie sich mit Vergnügen einlassen konnten; alles Andere hatte wenig Interesse für sie. Es wurde daher die Absicht der Mission und des Missionars von Vielen sehr mißverstanden, das Evangelium nur als ein politisches System betrachtet, Jesus Christus selbst nur als Gründer der Volksfreiheit. Der Prediger gab sich alle Mühe, diese unglücklichen Leute zu überzeugen, daß politische Freiheit, so schätzbar sie für die irdischen Interessen auch seyn möchte, doch keineswegs das Höchste sey, wonach man trachten müsse, daß der Mensch auch Interessen als Mensch, als ein verantwortliches und unsterbliches Geschöpf, das für eine andere Welt bestimmt sey, habe, und daß man diese auf keine andere Weise sichern könne, als durch individuelle, persönliche (nicht nationale oder allgemeine) Theilnahme an dem versöhnenden Opfer des Herrn Jesus Christus, — daß die Menschen, da sie vor Gott schuldbeladen sind, Erlösung vom Verderben bedürfen, und da sie sündige Wesen sind, Erlösung von der Herrschaft der Sünde, — daß es daher eine Freiheit gebe, welche zu gewinnen edler sey als die irdische Freiheit, diejenige nämlich, welche von dem Herrn selbst herrlich genannt werde, „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes."

Diese Polen bekannten sich zur Römisch-Katholischen Confession; es gab unter ihnen auch einige Priester, aber ihre Unwissenheit in den ewig wichtigen Dingen ist so groß, daß einer, ein Offizier, meinte, das Evangelium sey von dem Mann, der es vertheilte, geschrieben, und ihm deshalb Komplimente machte, daß er verfaßt habe, wie er sich ausdrückte, „ein sehr gutes Buch." Der Missionar wies freilich dieses Kompliment als eine Blasphemie zurück und belehrte ihn, daß die Bibel das Wort Gottes sey, eine Offenbarung vom Himmel, gegeben von dem, der Himmel und Erde gemacht hat, geschrieben durch Eingebung des göttlichen Geistes. Der Offizier erwiederte: „Gut, so haben Sie es wohl übersetzt; wenn Sie aber unser Evangelium kennten, so würden Sie gestehen, daß es besser als das Ihrige ist." Dies Evangelium der Polen kannte der Missionar freilich nicht. Er erfuhr nun, daß unter diesem Titel ein Buch erschienen ist, worin den Polen durch Bibelstellen, die auf die verdrehteste Weise und im fleischlichsten Sinne auf sie angewendet sind, unverschämt geschmeichelt ist; so wird in diesem Buch die Freiheit personificirt, und ihr in der Person unseres Herrn, als ihres Stifters, die Erklärung Christi in den Mund gelegt Matth. 25, 35—36., wo es die Freiheit so sprechen läßt: Ich bin hungrig gewesen und ihr (Polen) habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket u. s. w. Bei solchen unsinnigen Schmeicheleien ist es kein Wunder, wenn dies arme Volk immer mehr verblendet wird, und sich als blindes Werkzeug blinder Leiter zu seinem Verderben mißbrauchen läßt.

Unser Reisender benutzte zugleich die Gelegenheit, das Evangelium unter den Römischen des Kantons, welcher die Flüchtlinge beherbergte, zu verbreiten. So lang er auf protestantischem Grund und Boden war, ließ man ihn ruhig in seiner Arbeit und selbst auf katholischem Gebiet erfuhr er erst ein Hinderniß, als er seine letzte Station erreicht hatte.

Hier wurde er, während er mit der Vertheilung von Schriften unter den Polen und anderen Einwohnern in einem Privathause beschäftigt war, plötzlich von zwei Gensdarmen, einer „auf dem Kontinent wohlbekannten furchtbaren Art Soldaten," arretirt und vor den Maire der Stadt gebracht. Man wandte ein Gesetz gegen den Hausirhandel auf ihn an und wollte alle seine Einwendungen nicht gelten lassen. Endlich beschloß man, dem Präfekten die Entscheidung zu überlassen. Bei diesem hatte er eben zu Mittag gegessen, als er von den Soldaten ergriffen wurde. Binnen einer Stunde war er sein Tischgenosse und Gefangener. Der Präfekt sprach ihn sogleich frei und gestattete die Vertheilung des Neuen Testaments. Eh er das Rathhaus verließ, wo man ihn unter die übrigen Gefangenen gesteckt hatte, baten ihn diese dringend um Bibeln und Traktate. Als er in sein Gasthaus zurückgekehrt war, versammelte sich sogleich eine große Menge Leute, die um Bücher baten, unter ihnen erkannte er einen der Gensdarmen, die ihn eingesetzt hatten. Frauen und Männer, Eltern und Kinder, Bürger und Landleute, Herren, Diener und Soldaten drängten sich zu ihm. Es schien als ob in diesem Augenblick Stadt und Land nur einen Wunsch hätte, nämlich das Evangelium oder evangelische Schriften zu besitzen, so groß war die Zahl und so lebhaft der Zudrang. Der Prediger hatte keine Minute Ruhe und war ununterbrochen mit Vertheilung und Verkündigung des Evangeliums beschäftigt, denn stets begleitete er jede Gabe mit einigen Worten christlicher Ermahnung und lud den Empfänger zum Gebet, zur Buße, zum Glauben ein. — So ging es auch den folgenden Morgen. Nachmittags erhielt er einen Besuch von zwei katholischen Geistlichen, welche ihn aufforderten, seine Vertheilung protestantischer Schriften in einer katholischen Stadt einzustellen. Er hatte ein langes Gespräch mit ihnen, worin er zu beweisen suchte, daß er ihr Begehren nicht erfüllen könne. Anscheinend freundlich schieden sie von ihm. Aber er irrte sich, indem er glaubte, Eindruck auf sie gemacht zu haben. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß dieselben Priester bei dem Präfekten, daß sie sehr erzürnt, wüthend, ja donnernd seyen, wie sich der Bote des Präfekten ausdrückte. Er reiste noch denselben Tag ab und vertheilte seine Schriften bis zur Thüre der Postkutsche. Was sich vorhersehen ließ, geschah in dem verlassenen Städtchen. Die Geistlichen forderten durch den Schullehrer von den Eltern der Kinder die vertheilten Neuen Testamente ein, das Buch wurde vernichtet, der Einband allein den Besitzern zurückgegeben. Ein strenger Verweis, welchen die Geistlichen von der Berner Regierung erhielten, diente schwerlich ihren Sinn zu ändern, denn die Römische Kirche hat nun einmal keinen gefährlicheren Feind, als das einfache, lautere Wort Gottes, und gegen seinen Feind wehrt sich Jedermann.

Durch Schaden belehrt, schickte hierauf die Evangelische Gesellschaft zu Genf eine Anzahl Bibeln an einen protestantischen Buchhändler jener Stadt, der sich erboten hat, sie zu erniedrigten Preisen zu verkaufen. Dieselbe Gesellschaft ist äußerst thätig in Verbreitung des reinen Evangeliums in und außerhalb der Schweiz. Der Englische Prediger, dessen Reise wir erzählt haben, fand einige ihrer Bibelhändler in Lyon, anders zu Nancy, welche Stadt und Land durchwanderten, um einen Zugang für das Wort Gottes zu finden. Einer hatte in zwei Jahren gegen zweitausend Neue Testamente verkauft. Die Brittische Bibelgesellschaft hat neuerdings beschlossen, alle Bibeln für diese Missionsbemühungen zu ersetzen. Zu Tournus bei Lyon hat die Bibel ihre Kraft an den Herzen abermals auf eine hervorstechende Weise bewährt. Eine größere Anzahl Einwohner dieses Ortes hat ernstlich nach evangelischer Predigt verlangt und den Wunsch ausgesprochen, eine Gemeinde zu bilden. Bald hoffen wir nähere Nachricht darüber geben zu können.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 31. Mai. № 44.

Litterarische Anzeige.

Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen, zunächst für derselben Jugend. Erstes Bändchen, bis zur Reformation. Schaffhausen, in der Hurterschen Buchhandlung, 1834. (S. VIII u. 178. kl. 8.)

(Schluß.)

XXVI. Noch ein Rückblick in's Kloster.

So obscur, wie sich Mancher denken möchte, muß es in unseren Klöstern doch nicht ausgesehen haben. Viele noch unbekannte Reste alter Gemälde aus dem Spital und anders woher, und die in halb erhabener Arbeit ausgefertigten Abbildungen der Äbte auf ihren Gräbern zeugen von nicht geringem Geschmack. Und was noch mehr ist, die Reinheit der Lehre scheint in unseren Klöstern weit weniger Eintrag erlitten zu haben, als in vielen anderen der Fall seyn mochte, und die Schätze der Wahrheit, aus welchen das, was den Menschen allein gründlich trösten kann, hervorgereicht wird, waren in einem Reichthum vorhanden, wie sie es vor einigen Jahrzehenden unter uns nicht wohl waren. Die Inschriften auf den älteren Glocken in der Stadt und auf der Landschaft zeugen, daß der Heiligendienst die Anbetung Christi nicht übertäubt hatte; weit auf den meisten steht die Bitte: „O Christe, du König der Ehren, komm zu uns mit deinem Frieden!“ *) Ich habe viele Gebete aus jenen Zeiten durchlesen, und in keinem fand ich eine Anrufung der Maria. — — — Eine Leichenliturgie der Franziskaner eben dieses Klosters enthält eine Gedankenfülle und einen Reichthum christlicher Erkenntniß sowohl in den Hymnen als in den Gebeten, daß man sich für jene Zeit nur freuen muß. Auf zwei und funfzig Quartseiten wird der Maria und etlicher Heiligen nur an einem einzigen Ort in Kürze erwähnt. Die Auswahl derjenigen Psalmen, die zwischen den Gebeten vorkommen, zeuget ebenfalls, daß sie den tiefen Sinn und die rechte Anwendung dieser nieverhallenden Grundgesänge des Volkes Gottes verstanden haben. Mehreren ist noch ein Schluß angehängt, wie er sich für den Anlaß schickt, und ist mit dem Psalm aus einem Geiste geflossen. Z. B. beim 139sten ist angehängt: „Aus Erde hast du mich gebildet, du hast mich mit Fleisch bekleidet, Herr, mein Erlöser, erwecke mich am letzten Tage.“ Beim 150sten steht: „Ich habe eine Stimme vernommen vom Himmel, die zu mir spricht: selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.“ Die Antiphonien haben eine Kraft und einen Aufschwung bei aller Einfachheit, daß sie von unseren besten Kirchenliedern wohl nicht übertroffen werden. — Aus dem Kloster Aller Heiligen sind noch Deutsche und Lateinische Unterrichtsbücher vorhanden, wahrscheinlich im Kloster selbst verfaßt, der Sprache nach aus dem funfzehnten Jahrhundert, die wirklich geistreich genannt zu werden verdienen. Eines enthält einen Unterricht über das heilige Nachtmahl, und ist in Form eines Gesprächs verfaßt von einem Nikolaus Sinist. Die liebliche gemüthliche Sprache, die schöne Ordnung, die Weise, wie da der Meister den Jünger lehrt, die klaren Gedanken, die Andacht, die darin weht, dies Alles zeugt davon, was für helle Einsichten sie doch auch damals in die Geheimnisse Gottes hatten, und mit welcher Ehrfurcht sie damit umgingen. Z. B. er sagt: „Es gibt zwei Tische des Herrn, auf dem einen ist die Speise verdeckt, auf dem anderen unverhüllt und offenbar; wer aber die unverhüllte Speise empfangen will, muß zuerst zu dem Tische gegangen seyn, da sie verborgen liegt, denn wir müssen hier glauben und nicht schauen.“ Mit der ersteren nämlich meint er das Nachtmahl nach der Einsetzung Christi, mit der anderen das im Reich der Herrlichkeit. Am Ende dieses Büchleins ist noch eine liebliche Legende vom zwölfjährigen Münchli in Reimen, die aber nicht für Jedermann ist.

Hier müssen wir auch an die Rechtspflege erinnern, welche die Nonnen zu St. Agnes übten. U. s. w.

Noch müssen wir des Briefwechsels erwähnen, den der hiesige Abt Hugo mit dem Abt Burkhardt zu St. Johann im Thurthal pflegte. Er ist ein Beweis, daß sie damals auch forschten und über die Geheimnisse der geoffenbarten Wahrheit nachsannen. Der Gegenstand ihrer zehn Briefe ist die Frage, in welchem Zustand die Gerechten sich in jener Welt befunden haben vor der Ankunft des Weltheilandes. Burkhardt meinte, das Abscheiden eines Gerechten von der Welt sey damals dasselbige gewesen wie jetzt, und ihm war der Schooß Abrahams, in welchen Lazarus von den Engeln getragen wurde, so viel als der geöffnete Himmel. Er hatte keine richtigen Gedanken von den jenseitigen Räumen. Hugo kam der Wahrheit näher. Er erkannte, daß erst durch den Tod, die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi die Thore des Todes gebrochen und der Himmel aufgeschlossen wurde nach der Schrift, und ruft dafür die angesehensten Väter der Kirche zu Zeugen auf. Aber anzüglich

*) Eine einzige klingt ächt Römisch abergläubig, nämlich die auf dem Glöcklein des Frohnwaagthurms. Dieses ist aber von dem zerstörten Schloß Balm als eroberte Beute hieher gebracht worden. [Weiter oben, S. 54., erzählt der Verf., daß der letzte Abt des Klosters auf eine Glocke im Jahre 1516 die obige, gewöhnliche Bitte mit einem merkwürdigen, halbprophetischen Zusatze gießen ließ: O rex gloriae veni nobis cum pace *et tempestive*, „und das bald.“ Dieser treffliche Mann erlebte selbst bald die Erfüllung seines Wunsches und nahm thätigen Theil an der Reformation.]

(anziehend) ist es, wie die Äbte, denen beiden es um die Wahrheit zu thun war, in ihrem freundlichen Streit gegen einander die angemessensten Wünsche thun. Einmal schließt Hugo so: Dominus omnipotens det vobis et nobis recta sapere (der Herr gebe dir und mir die Wahrheit zu kosten). Überhaupt verräth Hugo einen zarteren Sinn und festeren Blick. Gewiß die Leute unseres Klosters waren weder so unwissend noch so bigott, wie man sie gerne vorstellt. Daß sie keine gelehrten Werke zu Tage förderten, ist grade kein Gegenbeweis; dergleichen liegt nicht unmittelbar in dem Beruf eines Dieners Gottes, und sie konnten demungeachtet im Besitz des Wissenswerthen gewesen seyn, wofür die noch vorhandenen nicht unbedeutenden Reste ihrer Bibliothek zeugen. Es waren auserlesene Schriften, die sich bei ihnen fanden, was von einem soliden Charakter zeugt; und wo damals z. B. auch Tauler's Predigten Eingang fanden, da kann nicht wohl ein finsteres Mönchthum vermuthet werden, da bewegte sich der Geist freier, als nur in den Schranken eines bloß mechanischen Kultus geschehen kann. Wenn dies nicht gewesen wäre, so wäre die Reformation nicht so leicht zu Stande gekommen, oder es hätte sich ohne anders im Fanatismus ein Widerstand hervorgethan, bei dem wenigstens das Kloster im Papstthum geblieben wäre. Denn an vielen Orten war es nur der Bigottismus, welcher der Reformation den Zutritt versperrt hatte. Kurz wir dürfen die Jahrhunderte nicht für verloren geben, während welcher das Kloster Aller Heiligen mit den übrigen Stiften in unserer Stadt blühten. —

Nachrichten.

(Tyrol. Verfolgung der Evangelischen von Seiten der Katholiken.)

Wenn man von Innsbruck aus das Unterinnthal hinabgeht, so gelangt man in etwa funfzehn Stunden nach Munster, wo sich von Süden her ein kleines Flüßchen, die Ziller, in den Inn ergießt. Dies Flüßchen, vom höchsten Grat der Tyroler Alpen stürzend, durcheilt ein enges auf allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossenes Thal, das Zillerthal, welches seine Bewohner, einen rüstigen Menschenschlag, nicht zu ernähren vermag. Sie sind daher genöthigt, wie so viele Tyroler, sich ihren Lebensunterhalt in der Fremde zu suchen. Auf diesen Reisen haben sie das Evangelium kennen gelernt und von ihnen zurückkehrend die Bibel und gute Erbauungsschriften in ihr armes Thal mitgebracht. Das Wort vom Glauben fand dort einen guten Boden, es entstand in diesem tief katholischen Lande eine Erweckung, welche sich im Stillen immer weiter verbreitete. Vor fünf Jahren meldeten sich neun Männer zum Übertritt in die Evangelische Kirche, aber noch immer ist er ihnen nicht gestattet. Die Zahl stieg allmählig bis auf vierhundert Seelen, und mit der Vermehrung der Erweckten stieg der Zorn der Römischen Geistlichkeit. Die Bedrängniß, in welcher sie leben, ist ganz unglaublich groß. Sie werden wie Aussätzige von den übrigen Thalbewohnern entfernt gehalten, leben ohne Kirche, ohne Sakramente, ohne Seelsorge, auch die Ehe wird ihnen verweigert, seit fünf Jahren hat keine Trauung stattgefunden, weil man dazu Abschwörung der Irrthümer! verlangt, und wenn sie sterben, müssen sie ohne ehrliches Begräbniß bleiben. Die Plackereien von Seiten der Geistlichen und auf ihren Antrieb der weltlichen Obrigkeit, sind unzählig. Unter Verfolgung und Schmach, Kerker und Banden leben sie, nach dem Ausdruck eines Zillerthalers, ein wahres Gefängnißleben. Aber der Herr gibt ihnen Kraft und Gnade, in allen diesen Leiden fest zu stehen und ihre Zahl, statt abzunehmen, wächst vielmehr. Seit zwei Jahren liegt ihre Sache bei der Hofkammer in Wien, aber sie bekommen keine Entscheidung. Kein Brief, den sie schreiben, wird fortgelassen, keiner, den sie empfangen sollten, ihnen ausgehändigt, keine Bittschrift angenommen, kein Paß zur Reise nach Wien ausgestellt. So sind sie ganz der Wuth ihrer Feinde überlassen. Im Jahre 1832 gelang es drei Zillerthalern, als sich Kaiser Franz in Innsbruck befand, bei diesem väterlich gesinnten Monarchen zur Audienz zu kommen. Der Kaiser nahm sie freundlich auf und versprach ihnen Hülfe. Recht war es ihm wohl nicht, daß sie Protestanten werden wollen, jedoch sollten sie auch nicht länger heucheln. Sie hatten nämlich gesagt, daß sie hätten heucheln müssen, es aber nicht länger könnten. Bis auf den heutigen Tag ist noch nichts erfolgt, oder man hat es ihnen vorenthalten. Wie die Katholiken gegen sie gesinnt sind, ersieht man aus einem bemerkenswerthen Artikel in Benkert's Allgemeinem Religions- und Kirchenfreund, 1833 Dec.: „Seit vielen Jahren schon bemerkte der besser sehende Beobachter bei einigen Thalbewohnern bald ein offenes, bald heimliches Hinneigen zum Protestantismus. Neuerer Zeit ist dieses Hinneigen mehr in das Äußerliche herausgetreten. Seit der 1729 — 30 aus Salzburg geschehenen Auswanderung der Protestanten, die mehrere Katholiken durch aftermystische Schriften verrückten, schleicht ein unheimlicher Genius in gewissen Familien herum, ein häretischer Sinn, der durch die Zeitumstände, durch die Ereignisse in Gallneukirchen, durch fremde und geheime Missionäre, durch Geldunterstützungen — aus Norddeutschland, wie in den Piemontesischen Thälern — immer mehr genährt und angefacht wird, so daß diese zu einer separatistischen Schaar herangewachsenen Gemeindeglieder nun durch öffentliche Sprecher und Deputirte eine eigene Kirche verlangen. Die weltlichen und geistlichen Behörden des Bisthums Brixen lassen es nicht an Belehrung fehlen; aber es war bisher von geringem Erfolge. Selbst die Jugend (manche Kinder von 10 — 14 Jahren) hat man für eine neue Religion bereits fanatisirt. Am 30. Juni vorigen Jahres reichten mehrere Deputirte dieser Leute dem Kaiser, als er in Innsbruck war, eine Bittschrift ein, die von Unwahrheiten, Übertreibungen, Großsprechereien und von ziemlich argen Verunglimpfungen der katholischen Geistlichkeit, als würden sie von derselben verfolgt, angefüllt war. In Innsbruck hatten sie einen Advokaten gefundeu, der diese Bittschrift fertigte, worin sie denn um Erlaubniß baten, eine protestantische Filialgemeinde von irgend einer Pfarrgemeinde in Östreich abhängig, errichten zu dürfen, die ein Pastor jährlich einmal besuchen sollte. Der Kaiser nahm die drei Wortführer sehr betroffen auf, belehrte sie und betheuerte, daß er, so lange er lebe, keinen protestantischen Kultus in Tyrol gestatten werde. Die Bittschrift nahm er indeß an. Als die drei Sprecher nach Hause kamen, wußten sie nicht genug zu rühmen, wie freundlich sie der Kaiser aufgenommen, wie er ihnen Alles genehmigt, ja sogar Geldbeiträge versprochen habe u. s. w. Die Gemeinden des Landgerichts hatten dagegen ebenfalls eine Deputation an den Kaiser geschickt und um Abwehrung der Glaubensspaltung gebeten. Der im Mai v. J. in Innsbruck versammelte Landtag machte ebenfalls Sr. Majestät Vorstellung dagegen. Bis zum Oktober v. J. war keine Erledigung erfolgt. Manche Beamte sprechen freilich viel von dem in Tyrol nicht publicirten Toleranzpatente, der Kaiser aber will und fördert die Spaltung nicht. Die Nachrichten aus Wien lauten bald günstig, bald nicht günstig. Vermuthlich wird es bei halben Maaßregeln bleiben, die das Übel nicht heilen. Aus Baiern werden die mit der Abtrünnigkeit beschäftig-

ten Gemeindeglieder mit allerlei Traktaten, z. B. mit dem Katechismus des Dr. M. Luther, gedruckt in Nürnberg 1831, versehen; auch das Schreiben des Pfarrers Lutz im Donaumoose, die Arndtischen Schriften, Berliner Büchlein erhielten sie ꝛc. So lange die bischöfliche Behörde wacht, wird es nicht so leicht zum Ausbruche kommen."

Dieser Bericht bedarf keines Commentars. Was die Zillerthaler von der Römischen Geistlichkeit zu gewärtigen haben, ist klar daraus zu ersehen. Durch äußere Mittel soll die Glaubensspaltung abgewehrt werden! Meinen sie etwa den Geist in Fesseln schlagen zu können? Diese Männer theilen wahrscheinlich die Ansicht Malte-Brun's, der sich in seinem Précis de la géographie universelle T. VII. S. 499. über den Tyroler so ausspricht: „Von Natur andächtig, aber abergläubisch, hat er einen durch seine Ceremonien imponirenden Gottesdienst nöthig, eine Religion, die zu seinem Herzen wie zu seiner Phantasie spricht; er bevölkert gern die dunkeln Haine, die ihn umgeben, oder die Gipfel seiner Gebirge mit Geistern, Kobolden und Hexen. Daher sieht man in Tyrol weder Protestanten, noch Lutheraner (ni protestans, ni luthériens)." Sie müssen also wohl Alles aufbieten, um ihn bei dem, was seiner Natur gemäß ist, zu erhalten. Irren wir uns nicht, so ist zu dem Ende in der neuesten Zeit auch ein wunderthätiges Mädchen in der bischöflichen Diöcese Brixen aufgetreten, welches ganz Tyrol mit dem Ruf seiner Reden und Thaten erfüllt hat. Reisenden wurde im Herbste 1833 viel von dem „frommen Mensch in Caltern," wie der derbe Tyroler sich ausdrückt, erzählt. Die Zillerthaler scheinen indessen der Zeichen und Wunder, welche, wie ein katholischer Schriftsteller richtig sagt, nur für die Ungläubigen sind, nicht mehr zu bedürfen. Aber nicht alle sind gläubig und diese müssen zurückgehalten werden.

Man weiß, welches Geschrei die Katholiken erheben, wenn sie meinen, in einem evangelischen Lande auch nur das kleinste Unrecht erlitten zu haben. Hier können die Protestanten von ganz Deutschland, hier können unsere Englischen Brüder, hier können die Nordamerikaner erfahren, wie man in katholischen Ländern noch heutzutage mit denen, welche ihre Gesinnung theilen, umgeht. Dürften die Evangelischen sämmtlich in Östreich sprechen, man würde staunen, welche Dinge vorgehen. Wir werden binnen Kurzem eine Geschichte mittheilen, welche in das Treiben des Römischen Klerus etwas tiefer hineinblicken läßt. Er ist, wo er Macht hat, noch eben so, wie in den Tagen der Reformation. Die halben Maaßregeln, bei welchen die weltliche Obrigkeit, immer milder als die geistliche, stehen bleibt, sind ihm in der Seele zuwider. Sein Gelüsten steht nach völliger Unterdrückung, wo es Noth thut, mit Feuer und Schwerdt. Flehen wir zum Oberhirten der Kirche, daß er die Seelen seiner Gläubigen bewahre, daß er unsere bedrängten Brüder von ihren mächtigen und listigen Verfolgern errette, und daß er die Herzen der Fürsten, die er zum Schutz der Frommen bestellt hat, lenke.

Wir haben Grund zu vermuthen, daß die christlichen Freunde in München nähere Nachrichten über den Stand der Dinge im Zillerthal besitzen, und bitten sie hiemit, das mitzutheilen, was zur Erregung eines allgemeinen Mitgefühls der Protestanten dienen kann.

Der Protestantismus in Frankreich seit der Juli-Revolution. Schreiben des Predigers G. de Félice in Bolbec an den New York Observer.)

Die Juli-Revolution wurde von den Französischen Protestanten allgemein mit Freuden begrüßt. Dies geschah nicht, weil wir unter Karl X. Verfolgung erlitten haben, denn um der früheren Dynastie ihr Recht zu geben, muß zugestanden werden, daß sie, die unglückliche Periode von 1815 ausgenommen, unsere Kirche nicht drückte oder verfolgte. Aber wir lebten in beständiger Furcht; wir hatten einen tiefen Eindruck, daß Karl X. in seinem Sinne Vorbehalte hätte, und daß er, sobald er sich absoluter Macht versichert hätte, uns behandeln würde, wie wir vormals von Ludwig XIV. behandelt worden sind. Diese Meinung war im Gemüthe des Volks tief gewurzelt, und als die Verordnungen, welche die Verfassung verletzten, erschienen, sollen die Protestanten allenthalben auf ihrer Hut gestanden haben. Es ist daher kein Wunder, daß die Glieder der Reformirten Kirche in Frankreich sich vorzugsweise über den Sieg des Volkes freuten. Diese Umwälzung gab uns das Gefühl der Sicherheit, sie sicherte uns Religionsfreiheit und beständigen Schutz gegen die Verfolgungen des ultramontanen Klerus. Nicht bloß die Französischen Protestanten, sondern alle (?) Freunde des Evangeliums in anderen Ländern empfanden dieselbe Freude und dieselben Hoffnungen. Ich erinnere mich zur Zeit der Juli-Revolution in Englischen und Amerikanischen Zeitschriften Aufsätze gelesen zu haben, worin die Erwartung einer großen Erweckung in Frankreich als der wahrscheinliche Erfolg unserer neuen politischen Stellung ausgesprochen war. Diese Freunde meinten wohl, daß das Christenthum unter dem Einflusse der Freiheit wieder bei uns aufleben würde, weil wahre Frömmigkeit in einem freien Lande besonders nothwendig ist, als Schutz gegen die Übel innerer Zerspaltungen (!). Die Erfahrungen, welche Sie in den Vereinigten Staaten machten, leiteten Sie natürlich zur Hoffnung derselben Wirkungen in Frankreich.

Sind diese Hoffnungen verwirklicht worden? Hat das Evangelium in den drei Jahren Fortschritte unter uns gemacht? Sind die Französischen Protestanten während dieser Zeit an Zahl und Einfluß gewachsen? Diese wichtigen Fragen will ich in diesem Briefe kürzlich zu beantworten versuchen. Zur leichteren Übersicht will ich erst die günstigen und dann die ungünstigen Ergebnisse der letzten Revolution schildern.

Unter den für den Protestantismus günstigen Folgen ist die allen Meinungen zugestandene Freiheit zuerst zu erwähnen. Unter der Regierung Karl's X. wurden, wie ich schon gesagt habe, die Protestanten nicht verfolgt und nicht gradezu angefeindet; aber Viele, welche innerlich dem Katholicismus abgeneigt waren, scheuten sich, ihre Gesinnungen laut werden zu lassen, um sich nicht von Ämtern und Auszeichnung auszuschließen. Es lag im Interesse aller derer, welche die Gunst der Regierung bedurften, den Schein einer bigotten Anhänglichkeit an die katholische Religion anzunehmen. Knechtische Unterwürfigkeit gegen die Jesuiten und ängstliche Beobachtung aller Gebräuche des Papstthums waren herrliche Mittel in der Welt vorwärts zu kommen und Viele daher erschienen zu jener Zeit als strenge Papisten, welche sich in der That um Religion, in welcher Form sie immer seyn mochte, gar nichts kümmerten. Nach der Juli-Revolution fiel der Beweggrund zu dieser Heuchelei hinweg; im Gegentheil würde ein bigotter Katholik jetzt weniger Aussicht auf ein öffentliches Amt als sonst Jemand haben. Jetzt kann Jedermann seine religiöse Gesinnung zeigen, und diejenigen, welche die Reformirte Kirche dem Papstthum vorziehen, haben volle Freiheit Protestanten zu werden, ohne daß sie im mindesten ihr zeitliches Wohl gefährden. Dies ist gewiß ein Fortschritt. Das Evangelium gewinnt immer, wenn Heuchelei und Bigotterie aufhören, die Heerstraße zum Glück zu seyn.

Der zweite günstige Umstand ist der, daß die Freunde des Evangeliums in ihrer Wirksamkeit ganz ungehindert sind. Sie können jetzt alle Mittel anwenden, die ihnen zur Verbreitung des Christenthums geeignet scheinen. Unter der vorigen Regierung mußten sich die Protestanten auf die Gränzen ihrer eigenen Gemeinschaft beschränken und konnten nur unter den größten Schwierigkeiten Einfluß auf Katholiken

gewinnen. Unsere Bibelgesellschaft mußte eine protestantische seyn und es war ihr die Verpflichtung auferlegt, die Bibel nur an Protestanten zu vertheilen. Selbst unsere Traktatverkäufer wurden von der mächtigen und eifersüchtigen Geistlichkeit, welche über jeden Versuch zur Bekehrung den Zorn der Regierung herabgerufen haben würde, sorgfältig bewacht. Jetzt ist das Alles ganz anders. Wir haben das Recht, Bibeln an Alle ohne Unterschied, die sie nehmen wollen, mögen es Katholiken oder Protestanten seyn, zu verkaufen. Bibelverkäufer durchwandern Frankreich, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen; die Geistlichkeit hat keine Macht mehr, uns an der Aufnahme so vieler Proselyten, als sich anbieten, zu hindern; mit einem Worte, wir sind den Katholiken nicht mehr untergeordnet, sondern gleich gestellt. Es gibt jetzt keine Staatsreligion mehr. Dies ist gewiß ein Umstand, zu welchem wir uns Glück wünschen können.

Wir erwähnen endlich einen dritten günstigen Erfolg, nämlich, daß die Freiheit uns früher oder später die Nothwendigkeit der Religion einprägen muß. Bei einem knechtischen und herabgewürdigten Volke erhalten das Schwerdt, die Knute und das Gefängniß die Ordnung und sichern den öffentlichen Frieden; in solchen Ländern bringt die Furcht vor der Züchtigung knechtischen Gehorsam hervor. Aber in einem freien Lande, wo Jedermann in den Schranken des Gesetzes nach seinem Gutdünken und nach seinen Neigungen handeln kann, weicht der Geist der Furcht vor dem Geiste der Unabhängigkeit und andere Mittel müssen angewendet werden, um das Volk vor der Anarchie zu bewahren. Welche Mittel aber könnten wirksamer seyn als das Christenthum, welches den Sinn der Ordnung und Ergebung einflößt, welches den niederen Klassen sowohl als den höheren ernste Pflichten auferlegt und Allen gegenseitige Hülfleistung, Geduld und brüderliche Liebe einschärft? Das Französische Volk wird daher, wenn (!) es die Sache in ihrem wahren Lichte erkennen wird, sich durch seine Liebe zur Freiheit gewaltig dahin getrieben fühlen, den gefährlichen Grundsätzen des Unglaubens zu entsagen und die heilsamen Lehren des Evangeliums zu ergreifen.

Aber wenn die Juli-Revolution einige für die wahre Religion günstige Folgen gehabt hat, so hat sie von der anderen Seite auch solche mit sich gebracht, welche ihr ungünstig sind.

Erstlich hat der Widerwille gegen die ultramontane Geistlichkeit viele Franzosen zu völligem Unglauben getrieben. Die Jesuiten zogen den Haß eines großen Theils der Nation die funfzehn Jahre lang auf sich und leider hat sich diese Feindschaft nicht auf die Jesuiten oder das Papstthum beschränkt, sie trifft das Christenthum selbst. Es ist so weit gekommen, daß unsere Staatsmänner und Redner in ihren Vorträgen die Religion nicht von ferne zu berühren wagen. Wenn sie sich herausnehmen, nur den einfachen Ausdruck „Vorsehung" zu gebrauchen, werden sie sogleich des Mysticismus und Jesuitismus anrüchig. Wenn eine Zeitschrift religiöse Aufsätze aufnehmen oder nur die Geistlichkeit gegen ungerechte Vorwürfe vertheidigen wollte, so würde sie sogleich in den Ruf der Kapucinaden kommen und ihre Abnehmer verlieren. Wer die Sache des Evangeliums gegen den Unglauben vertreten wollte, auf den würde man mit Fingern deuten und ihn als einen Schwachkopf,

einen Leichtgläubigen oder einen Heuchler verspotten. Darum wagen Viele, welche wirklich manche große Wahrheiten des Christenthums glauben, ihre Gesinnung nicht zu gestehen, sie fürchten verlacht zu werden, sie schämen sich des Christenthums und bleiben nicht bloß in ihren Schriften und im Umgang stumm darüber, sondern gehen auch sehr selten zur Kirche. Dies ist ein Übel, das größer ist, als der es sich vorstellen kann, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat.

Eine andere ungünstige Folge ist die Einwirkung der politischen Aufregung. Wenn ein großes Ereigniß ein ganzes Land bis zum Grunde aufwühlt, wenn eine tiefe Umkehrung der Gesellschaft eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt hat, so ist die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf politische Fragen gerichtet; Gedanken, Gespräch, Lektüre, Leidenschaften, Alles dreht sich um diesen einen Punkt. Da ist dann die Religion wie ein armer Fremdling vergessen und verachtet. Man hat keine Zeit, daran zu denken; man hat keinen Geschmack für die ernsten Wahrheiten, die sie lehrt; sie ist in eine dunkle Falte des Gedächtnisses zurückgedrängt und stirbt bald gar dahin. Dies ist der gegenwärtige Zustand Frankreichs, das politische Fieber hat den religiösen Sinn vernichtet und der größere Theil des Volkes ist so beschäftigt mit politischen Fragen, daß sie vergessen, religiöse Pflichten zu haben und Seelen, die selig werden sollen. Dieses Übel wird hoffentlich nur kurzdauernd und vorübergehend seyn; es ist natürlich, daß es sich bei einer großen Revolution zeigt und wird von selbst schwinden, sobald die Politik geringeren Einfluß auf die Entflammung der Leidenschaften üben wird. Die Freiheit wird zuletzt zur Religion führen, aber freilich für diesen Augenblick besteht das geschilderte Übel in großer Kraft und stellt, menschlich gesprochen, dem Fortschritt des Evangeliums ein fast unübersteigliches Hinderniß entgegen. Die Franzosen sagen, wie Felix zu Paulus: Gehe hin auf diesmal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich lassen herrufen.

Eine dritte Folge der Revolution, die auf den ersten Anblick sehr unwichtig scheint, aber einen sehr betrübten Einfluß übt, sind die Musterungen der Nationalgarde. Diese finden stets am Sonntag statt und oft grade in der Stunde des Gottesdienstes. Statt also in die Kirche zu gehen und die Predigt zu hören, gehen die Mitglieder unserer Reformirten Kirchen zur Parade. Sie achten nicht auf den Tag des Herrn, sie machen ihn vielmehr zu einem Tage der Belustigung und weltlicher Vergnügung. Und da diese Musterungen häufig vorkommen, so verlieren die zur Stadtwehr gehörigen jungen Männer allmählig die Gewohnheit, dem Gottesdienste beizuwohnen. Noch mehr. Nicht allein Männer, die zur Waffenübung berufen sind, entweihen den Sabbath, sondern auch Frauen und Kinder gehen aus Neugierde auf die öffentlichen Plätze zur Parade und vernachlässigen die Kirche. Es ist kaum glaublich, was für traurige Folgen aus dieser widerchristlichen Einrichtung hervorgehen. Manche Protestantische Kirchen sind am Sabbath, wenn die Musterungen stattfinden, ganz leer, und des Abends überfüllen sich die Soldaten, welche Morgens das Gewehr getragen haben, in den Schenken und geben das abscheulichste Schauspiel der Unsittlichkeit.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 4. Juni. № 45.

Nachrichten von den Fortschritten und der endlichen Unterdrückung der Reformation in Spanien, vornehmlich nach Mac Crie's History of the Progress and Suppression of the Reformation in Spain. Edinburgh 1829. 8.

Da gegenwärtig die Augen von Europa auf den Kampf gerichtet sind, in welchem der alte Volksgeist auf der Pyrenäischen Halbinsel gegen eine neue Ordnung der Dinge streitet, welche die neuere Aufklärung ihm aufdringen will, und dieser Kampf eben sowohl seine kirchliche als seine politische Seite hat, so dürfte es für unsere Leser interessant seyn, einen Blick in die Vorzeit Spaniens zu werfen, in welcher der Schlüssel zu vielen Ereignissen unserer Tage liegt. Von den beiden Werken, welche der gelehrte Mac Crie in Edinburgh über die unglücklichen Versuche einer Kirchenreformation im südlichen Europa herausgegeben, ist nur das eine, über die Fortschritte und die Unterdrückung der Reformation in Italien, in einer Übersetzung von Friedrich, unter uns bekannt geworden; von obigem dürfte, außer etwa einer kurzen Anzeige in einem oder dem andern gelehrten Blatt, kaum etwas unter uns gehört worden seyn; und doch sind alle älteren Nachrichten über jene Ereignisse in früheren Deutschen Werken höchst ungenügend, zumal da es erst neuerlich möglich geworden ist, unsere Kunde derselben aus Llorente's Geschichte der Inquisition, die auch Mac Crie stark benutzt hat, zu bereichern.

Unter allen Völkern des Mittelalters war vielleicht in keinem die theokratische Idee, auf welche das Papstthum gegründet ist, so weit durchgeführt, als in Spanien. Ein altchristliches Land war hier seinem bei weitem größten Theile nach von den Arabern, zur Zeit ihrer höchsten Macht und Blüthe, erobert worden, und eine große Anzahl Juden hatte sich zu gleicher Zeit darin niedergelassen. Im Kampfe gegen die Muhamedanischen Eroberer wurde von den anfangs kleinen ohnmächtigen Gothischen Reichen des Nordens aus mit bewunderungswürdiger, ausharrender Tapferkeit und kühnem Heldensinn endlich ganz Spanien wieder christlichen Gebietern unterworfen; aber nun war das Christenthum auch in solchem Grade volksthümlich geworden, daß es einen wesentlichen Bestandtheil des Nationaladels bildete, ein „alter Christ" zu seyn, kein Maurisches oder Jüdisches oder ketzerisches Blut in seinen Adern zu haben; daß kein Schimpf größer ward, als wenn eine angesehenere Familie auch nur unter ihren entfernten Verwandten mit dem Flecken solcher Irrthümer beschmutzt wurde; und daß daher kein Institut den Spaniern glorreicher und ihr Volk auszeichnender erschien, als die Inquisition, welche jene theokratische Einheit ihnen zu erhalten wußte. Noch ehe dies Blutgericht zu seiner vollen Macht gelangte, waren auch die Besseren unter den Spanischen Geistlichen immer darüber völlig gewiß, daß Nichtchristen in einem christlichen Staate nur als völlig unterdrückte Sklaven leben dürften, und jede Duldung, jede Verleihung von Rechten irgend einer Art an dieselben Sünde sey. Auf merkwürdige Weise spricht sich dies in einer Predigt des Dominikaners Vincentius Ferrér (geb. 1357 gest. 1419) aus, noch dazu eines Mannes, der durch einen ernsten, sittlichen Geist in seiner Zeit hervorragte:*) „Wenn du nun einen Juden siehst, und denkst, der ist vom Stamme derer, die Christum gekreuzigt haben: so sollst du ihn nicht tödten, nicht verdammen, sondern, was geschehen soll, sagt der Psalm: „„Zerstreue sie aber durch deine Kraft, o Herr, unser Schild, und stürze sie,"" d. h. trenne sie von den Christen, damit sie weder bei ihren Festen, Feierlichkeiten und Zusammenkünften zugegen seyn, noch den Christen etwas verkaufen, oder ihnen als Ammen christlicher Kinder dienen können. „„Durch Kraft"" heißt es, das geht auf die Fürsten und Regenten. Ferner heißt es: „„stürze sie,"" d. h. laß sie nicht Richter seyn, noch Notarien, noch Advokaten. Daß nun die Juden Reichthümer erworben haben, kommt den Fürsten zu Gute, weil sie Diener der Fürsten sind, und diese können ihnen jene Reichthümer ohne Sünde wieder nehmen. Die Fürsten aber geben den Juden Schutzbriefe (privilegia), und daran thun sie übel. Sehr wohl jedoch können ihnen die Fürsten die Güter wieder nehmen, wenn sie ihnen nur das Leben lassen, und das können sie wegen des Unglaubens, den die Juden bewiesen, da sie Christum tödteten. Dennoch, die bekehrten Juden, wie Thomas in einem Briefe sagt, sollt ihr nicht verachten, sondern euch mit ihnen verbinden" ꝛc. Derselbe Vincentius veranlaßte die Regenten von Castilien, die Vormünder des jungen Königs Johann, gegen die Juden und Mauren ein Edikt des Inhalts zu geben, daß sie von den Christen getrennt leben und ein besonderes Kennzeichen auf dem Rande ihres Kleides tragen sollten, damit sie in den Tagen der Verfolgung sich nicht fälschlich für Christen ausgeben könnten.**)

Vor den Zeiten der Reformation waren schon mehrmals Albigenser und Waldenser über die Pyrenäen nach Spa-

*) S. Vincentius Ferrér, nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Dr. Ludw. Heller. Berlin 1830. S. 161. 162.

**) Ebend. S. 86.

nien eingedrungen; im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wußte sich ein Albigenser, Durando de Huesca aus Aragonien, mit mehreren seiner Brüder dadurch vor den Angriffen der Verfolger zu schützen, daß er in Catalonien eine Religionsgesellschaft unter dem Namen der Pauperes Catholici gründete, welche der Papst Innocenz III. selbst bestätigte; zahlreiche Klöster dieser Gesellschaft, die von Almosen lebte, verbreiteten sich im Norden und Süden der Pyrenäen; doch wurde sie mit argwöhnischen Blicken betrachtet, und endlich völlig unterdrückt. Indeß war dennoch sowohl in diesem als den beiden folgenden Jahrhunderten kein Spanisches Königreich und keine der Balearischen Inseln, wo nicht Waldenser und Wickliffiten wären verbrannt worden. Außer diesen Vorläufern der Reformatoren diente auch in Spanien die Wiederauflebung der alten Litteratur und der Umschwung, den diese in der wissenschaftlichen Thätigkeit hervorrief, zur Vorbereitung auf die Reformation. Unter den Gelehrten des funfzehnten Jahrhunderts ragte Antonio de Lebrixa, der Spanische Erasmus, hervor; zehn Jahre hatte er in Italien gelehrte Kenntnisse gesammelt, und kehrte 1473 in sein Vaterland zurück, um sie dort zu verbreiten; er hielt Vorlesungen auf den Universitäten von Sevilla, Salamanca und Alcala, und gab eine Castilische, eine Lateinische, eine Griechische und eine Hebräische Grammatik heraus. „Die Complutensische Akademie," schreibt Erasmus von ihm an Lud. Vives 1521, *) „hat nirgends anders her ihren Ruhm erlangt, als dadurch, daß sie die Sprachen und die schönen Wissenschaften (humaniora) in sich aufgenommen; ihre Hauptzierde ist jener ehrwürdige Greis Antonius Nebrissensis, der werth ist über viele andere Nestoren hervorzuragen." An ihn schlossen sich Arius Barbosa, ein Portugiese, der unter Angelus Politianus in Italien studirt hatte, Lucio Marineo aus Sicilien, und Petrus Martyr, aus Anghiera im Mailändischen,**) an. Um dieselbe Zeit waren auch die Orientalischen Studien wieder aufgeblüht, die schon im Mittelalter, wegen der Bekämpfung der Araber und der Juden in wissenschaftlichen Werken (z. B. Raymund Martini's Pugio fidei) nie ganz erstorben waren. Als ein Denkmal der frühen Blüthe der Wissenschaften im Dienste der Kirche steht noch die Complutensische Polyglottenbibel da, welche im Jahre 1517 beendet wurde; sie stellte im Alten Testament das Hebräische Original, die Vulgata, die Septuaginta, und zum Pentateuch die Paraphrase des Onkelos, im Neuen Testament das Griechische und die Vulgata nebeneinander. So nahm zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts auch Spanien Theil an der allgemeinen geistigen Bewegung, durch welche die Allgewalt der starren Scholastik in der Theologie gebrochen, dem Studium der heiligen Schriften die Bahn eröffnet, und alle Gemüther mit unbestimmter Sehnsucht und der Hoffnung auf ein neues Zeitalter der Kirche erfüllt wurden.

*) Epist. XVII. 11.

**) Petrus Martyr Angleria, nicht zu verwechseln mit dem Reformator Petrus Martyr Vermili.

Doch schon in dieser Vorbereitungszeit, noch ehe Luther auftrat, war dem Neuerungsgeist ein ungeheurer Damm entgegengesetzt worden. Im Mittelalter hatte es, seit dem dreizehnten Jahrhundert vorzüglich, in mehreren Ländern Ketzergerichte gegeben; aber diese alte Inquisition erhielt eine ganz neue und eigenthümliche Gestalt, als die Kronen von Aragonien und Castilien in Ferdinand und Isabella vereinigt und das letzte Arabische Reich bezwungen worden war; als 1481 am 2. Januar die Inquisition ihre Sitzungen im Dominikanerkloster zu Sevilla eröffnete, an der Spitze den Rath der Oberen und Thomas Torquemada als General-Inquisitor. Von nun an bildete, was nie zuvor gewesen war, die Inquisition Ein großes, unabhängiges Tribunal, dessen Gewalt sich auf das ganze Königreich erstreckte, das Ein Gesetzbuch hatte, und unbedingt Einem Oberhaupte gehorchte. Das Eigenthümliche des Verfahrens dieses Gerichtes bestand darin, daß keine förmliche Anklage nöthig war, sondern jede Art von Anzeige hinreichte, um den Prozeß zu beginnen; so daß die Inquisition eben so sehr eine allgewaltige Polizei, als einen Gerichtshof darstellte, und überall ihre Agenten und Spione hatte. Zu wiederholten Malen wenn es nöthig schien, regelmäßig aber an zwei Sonntagen während der Fasten, machte sie ein Edikt in allen Kirchen bekannt, wodurch Jedem, welcher eine der Ketzerei verdächtige Person kenne, bei Strafe der Excommunication und bei Gefahr eine Todsünde durch sein Schweigen zu begehen, befohlen ward, der Inquisition davon Anzeige zu machen; und zugleich mußten die Priester alle ihre Gewalt über ihre Beichtkinder zu demselben Zweck in Bewegung setzen. Jede Angabe konnte dabei zu einer Reihe von anderen führen; denn es stand als Regel in der Instruktion der Inquisitionsrichter fest, daß keinem Zeugen der Gegenstand genannt wurde, um dessentwillen er vorgefordert worden, sondern es wurde ihm aufgegeben, sein Gedächtniß zu fragen, damit er sich erinnere, ob er irgendwo oder wann etwas gesehen oder bemerkt habe, was mit dem katholischen Glauben nicht bestehen könne. Da ein gewisser Grad von Unfehlbarkeit dem Inquisitionsgericht Ehren halber zugeschrieben ward, so betrachtete man es als eine Schande für dasselbe, wenn Jemand auf grundlosen Verdacht hin sollte zur Untersuchung gezogen worden seyn. Ohne daß daher der Inculpat mit seinem Angeber, ja mit dem Gegenstande der Anklage auch nur bekannt gemacht ward, wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, sowohl von Seiten der Richter als des Kerkermeisters, um den Gefangenen zum Bekenntniß auch nur irgend einer Schuld zu bringen; man fragte ihn genau über seine Verwandtschaft, Abstammung, Bekanntschaft, alle Akten wurden nachgesehen, und fand sich auch unter seinen entfernteren Blutsfreunden weiblicher oder männlicher Linie oder unter seinen Bekannten ein Jude, ein Moriske oder ein Ketzer, oder ein von der Inquisition Bestrafter, so bildete das eine Präsumption gegen ihn. Dasselbe fand statt, wenn er bei

dem Hersagen des Ave Maria oder des Glaubensbekenntnisses einen Fehler machte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Der Protestantismus in Frankreich seit der Juli-Revolution. Schreiben des Predigers G. de Félice in Bolbec an den New York Observer.)

(Schluß.)

Wenn wir die günstigen und ungünstigen Ergebnisse der Juli-Revolution gegen einander abwägen, so ist es schwer zu entscheiden, auf welcher Seite das Übergewicht ist. Das Evangelium hat in den letzten Jahren nur geringe Fortschritte gemacht, und wenn wir unsere religiöse Lage während dieser Zeit mit der unter Karl X. vergleichen, so ist nicht viel Unterschied zu sehen: einige Seelen sind hie und da im Schooß unserer Reformirten Kirche erweckt worden, aber es ist noch keine entscheidende Bewegung, keine durchgreifende Veränderung eingetreten. Es sind auch im südlichen und östlichen Frankreich einige Bekehrungen vom Romanismus vorgekommen; aber die Masse der katholischen Bevölkerung bleibt noch gleichgültig und kalt. Wir fassen indessen Muth, wenn wir bedenken, daß die günstigen Folgen der Juli-Revolution dauernd sind, während die ungünstigen vielleicht vorübergehen. Das gegen das Evangelium erregte Vorurtheil, weil man es mit dem Jesuitismus vermischt, die Abkehr des Sinnes von der Religion in Folge heftiger politischer Aufregung und die sonntäglichen Musterungen der Nationalgarde werden nicht immer bleiben. In wenigen Jahren können, so es dem Herrn gefällt, alle diese Hindernisse entfernt seyn; aber die Wohlthaten der Revolution: Gewissensfreiheit, Freiheit des Gottesdienstes, Freiheit der Evangelisirung und die Nothwendigkeit, wahre Religion zu unterstützen, um aller Freiheit Halt zu geben, sind ihrer Natur nach dauernder und werden hoffentlich einen beständigen Einfluß üben. Das Übel und der Irrthum sind nur zeitweilig, ewig das Gute und die Wahrheit.

G. de F.

Wir können uns nicht enthalten, dies Schreiben des lebendigen und geistreichen de Félice, eines Hauptmitarbeiters am Semeur, mit einigen Bemerkungen zu begleiten. Nicht alle Christen aller Länder sind so verblendet gewesen, vom Dornbusch Trauben und von den Disteln Feigen zu erwarten. Solche Verblendung ist nur aus dem Einflusse zu erklären, welchen herrschende Vorstellungen auch auf christliche Gemüther zu gewinnen vermögen, die doch dem Zeitgeiste zu widerstehen und ihn umzubilden berufen sind. Wir haben von Anfang an unseren Französischen Brüdern gegenüber Zeugniß davon abgelegt, welche Gesinnung unter solchen Umständen den Kindern Gottes gezieme. Nicht einmal gute Bürger, viel weniger gute Christen sind diejenigen, welche nur aus Zwang der Obrigkeit gehorchen. Nur gezwungen scheinen aber diejenigen zu gehorchen, welche gleichgültig der Untergrabung der bestehenden Obrigkeit zusehen, und sich über den Sturz derselben freuen. Wenn der Apostel sagt, daß die Verdammung dessen, der Böses thue, damit Gutes daraus komme, recht sey, so wird auch der nicht zu loben seyn, der sich freut, wenn Böses geschieht, weil Gutes daraus hervorgehen kann. Dessen haben sich aber die Französischen Christen, sammt vielen Englischen schuldig gemacht. Daß sie den Aufruhr selbst für recht und gut ansehen, wollen wir nicht von ihnen annehmen, denn sie würden dadurch ihrem innersten Bewußtseyn widersprechen. Die Freude beim Sturz einer uralten Herrscherfamilie wurde zur Zeit der Revolution mit dem schweren Druck entschuldigt, unter welchem die Protestanten bis dahin gestanden hätten. In dem mitgetheilten Briefe finden wir nun das offene Bekenntniß, daß sie seit 1815 weder verfolgt noch bedrückt worden sind. Also fällt auch diese Entschuldigung weg. Nur Furcht vor möglichen Bedrückungen, nur Mißtrauen gegen das katholische Königthum können noch vorgebracht werden. Woher dies Mißtrauen? Die Regierung begünstigte auf alle Weise den Katholicismus, weil sie von der richtigen Überzeugung ausging, daß dem unglücklichen Lande nur durch Religion geholfen werden könne. Sie wählte freilich ein unrichtiges Mittel, denn der Romanismus konnte dies unmöglich leisten, aber wer konnte es anders von ihr erwarten? Es war ein unvermeidlicher Irrthum. Genug, daß sie die Protestanten unangefochten ließ. Wirklich hatte in den wenigen Jahren die Römische Kirche gewaltige Fortschritte gemacht. Man kann wohl sagen, daß sie nach der zweiten Revolution mehr treue Anhänger in Frankreich hat, als nach der ersten. Durch ihre Unterrichtsanstalten war sie auf dem Wege, großen Einfluß zu gewinnen. Wie weit dieser bereits gegangen, zeigen z. B. die 20,000 Nonnen, welche 1830 wieder gezählt wurden. Weiser hätten die Priester allerdings gehandelt, wenn sie diese frommen Seelen unter dem übrigen Volke gelassen und durch sie als eben so viele fromme Mütter auf den Sinn der Nation gewirkt hätten. Dies aber gab noch keine gerechte Ursache des Mißtrauens. Den Gewinn eines Nachbarn auf seinem Felde kann gewiß Niemand als eigenen Verlust betrachten. Über die Wiederbelebung der Römischen Kirche in Frankreich konnte vielmehr auch der gläubige Protestant sich freuen, denn besser ist es, daß eine Seele an den Erlöser glaube, wenngleich manches Beiwerk mitunterläuft, als daß sie im Tod des Unglaubens verderbe.

Wo blieb sodann die Erwartung großer religiöser Bewegungen und Erweckungen in Folge der äußerlichen Umkehr? Wie man dazu kam, ist nicht leicht zu begreifen. Hielt man alle die Ungläubigen für tabula rasa, worauf so ohne weiteres das Wort der Versöhnung geschrieben, der gekreuzigte Christus gemalt werden konnte, welche Unkunde des menschlichen Herzens verräth sich dann! Und doch liegt dem so etwas zu Grunde. Die Französische Lebhaftigkeit sprang in ihrer Freude über alle Wälle von Schwierigkeiten, und die sonst so nüchternen Engländer und Amerikaner setzten hinterdrein. Das Auftreten des Abbé Châtel wurde als eine große Reformation begrüßt, man sprach von 8,000 Priestern, die sich sogleich an ihn angeschlossen hätten u. s. w. Allmählig schwanden die zauberischen Träume der Begeisterung, zu grell stach die kahle Wirklichkeit in die Augen. Die christlichen Blätter fingen bald an, sich über den entsetzlichen Unglauben, dessen Kraft durch die Revolution entfesselt erst recht sichtbar wurde, zu beklagen. De Félice legt uns nun das Geständniß ab, daß im Zustande des Christenthums keine wesentliche Veränderung vorgegangen, kein bedeutender Fortschritt zum Bessern gemacht worden ist. Kaum gelingt es ihm, ein paar spärliche Vortheile ausfindig zu machen, welche mit dem Eintritt der Revolution zusammenhängen, aber durch eben so viele Nachtheile aufgewogen werden. Betrachten wir diese Vortheile etwas näher. Die Freiheit der Meinungen, die dem Hofe gegenüber stattfinden kann, wird durch die viel härtere Tyrannei, welche die allgemeine Freigeisterei des souveränen Volkes übt, weit mehr gehindert als durch den Katholicismus des vertriebenen Hauses; denn vor dieser Voltaireschen Aufklärung muß selbst der Hof sich scheuen. Unser Briefsteller schildert diesen Zwang selbst mit lebendigen Farben. Die Ungebundenheit des christlichen Wirkens war, wenn gleich nicht in demselben Grade, doch auch schon vorher vorhanden. Die Wirksamkeit des trefflichen Colany zu Lemé und Anderer, die zahlreichen Bekehrun-

gen von Katholiken im Departement der Aisne, bei Lyon und an anderen Orten fallen in die frühere Zeit und haben neuerdings noch nicht ihres gleichen. Es war und ist auch genug im Schooße der Evangelischen Kirche zu thun, woran kein Katholik die eifrigen Christen gehindert hätte. Der dritte Vortheil aber ist wunderlicher Art; er ist so problematisch, als wenn ein Vater, der unglücklicher Weise ein mißrathenes Kind hat, es für ein Glück und als ein Mittel zur Bekehrung ansehen wollte, wenn das Kind in ein gänzlich dissolutes Leben geräth. Es ist dann in der That mehr zu fürchten als zu hoffen. Der ganze Vortheil ist bloß ein frommer Wunsch. Diejenigen allerdings, welche den entfesselten Tiger an Blumenbändern führen sollen, mögen endlich dahin gelangen, ihm einen anderen Sinn zu wünschen und die Religion wenigstens nach Napoleonischer Weise als ein Beruhigungs- und Zuchtmittel zu erkennen. Aber jeder Schritt der Regierung zur Begünstigung der Religion, und wäre er noch so vorsichtig gethan, würde nur desto mehr ihn reizen. Man merkt die Absicht, sagt Göthe treffend, und man ist verstimmt. Ludwig Philipp und seine Minister scheinen wirklich die Wahrheit des Wortes anzuerkennen, welches Casimir Perier auf seinem Todbette geäußert haben soll: „Die Irreligiosität, das ist Frankreichs Unglück.“ Sie scheinen sich der Kirche allmählig zu nähern. Es machte einen wohlthätigen Eindruck, als man zum erstenmal aus des Königs Munde das einfache Wörtchen „providence“ vernahm, gesprochen vor den versammelten Großen des Reichs und den Boten des Volkes. So hieß es in der Thronrede bei Eröffnung der Kammern am 23. December 1833: „Ich danke der Vorsehung für die Wohlthaten, welche unser Vaterland bereits genießt und für diejenigen, die ihm die Zukunft verspricht.“ Die Worte müssen aufbewahrt bleiben, denn sie bezeichnen eine neue Epoche in der Religionsgeschichte Frankreichs. Guizot, am Schluß seiner Rede gegen die Associationen den 12. März d. J., wagte hierauf zuerst auf der Rednerbühne den Namen Gottes zu nennen — den Namen, dessen Ehre die Himmel erzählen — indem er durch die Worte des berühmten Bossuet: „der Mensch bewegt sich, aber Gott führet ihn,“ einen geschickten Übergang und gewissermaßen eine Entschuldigung für sich gewann. Einen weiteren Schritt hat so eben der Minister der Justiz und des Kultus, Persil, gethan, indem er an die Bischöfe und Consistorial-Präsidenten ein Rundschreiben gerichtet hat, worin er sagt, daß an der Äußerung der allgemeinen Gefühle, welche des Königs Geburtsfest veranlasse, etwas fehlen würde, wenn die Religion ihre Segnungen und Gebete nicht damit verbände, und den Glanz desselben durch die gebräuchlichen Ceremonien (heißt es an die Bischöfe), durch religiöse Feierlichkeiten (an die Consistorialvorstände) erhöhte. Hierin ist, seitdem obiger Brief geschrieben wurde, schon einige Änderung eingetreten. Aber es liegt nicht in der Gewalt der Regierung, den Sinn des Volkes zu ändern. Sie kann hier bloß indirekt wirken, indem sie die ächtchristlichen Unternehmungen begünstigt; direkt könnte sie es durch den Volksunterricht, den sie jetzt in ihre Hände genommen hat, aber woher sollte sie Lehrer von der rechten Gesinnung bekommen? Auf allen Seiten stehen fast unübersteigliche Hindernisse entgegen.

„Die Hindernisse können, so der Herr will, in wenig Jahren verschwunden seyn,“ tröstet der Schreiber des Briefes. Sein Glaube und sein Muth ist aller Anerkennung werth. Doch hat der Glaube erst seinen vollen Werth, wenn auch ein klarer Blick in die Lage der Dinge damit verbunden ist. Sonst könnte man gar leicht, wenn nun die Hoffnung lange hingehalten wird, Schiffbruch am Glauben leiden. So der Herr will, kann er freilich mit einem Wort seines Mundes die Gestalt der irdischen Dinge ändern. Aber wir wissen, daß sein Weg ein anderer ist. Er hat zur Zeit Noah's seinen Willen durch die Fluth verkündet, zu Gomorrha durch Feuer, an vielen Völkern durch das Schwerdt. Er hält auch uns ein künftiges Gericht vor. Er läßt das Böse von seiner finstern Genesis bis zur satanischen Apokalypse sich ausgebären, damit, wer noch Augen hat zu sehen, erschrecke, in sich gehe und seine Zuflucht zur Gnade nehme; wer aber verkehrt ist, den gerechten Lohn seines Irrthums empfange. Aber nicht bloß die Ökonomie Gottes, sondern auch die vorhandenen Übel scheint uns der Verfasser unrichtig aufzufassen. Der Haß gegen den Jesuitismus ist nicht in den funfzehn Restaurationsjahren entstanden, wie wir ihm nicht erst zu sagen brauchen. Die Franzosen hassen nicht bloß den Jesuitismus, wie sie den Katholicismus nennen, sie hassen alle Religion. Dies ist die bittere Frucht der atheistischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts. Anerkannt ist es, daß die neuere Französische Geistlichkeit sich durch wahre Frömmigkeit und Sittenreinheit großentheils rühmlich auszeichnete. Dies konnte sie aber vor Haß und Hohn nicht sichern. Zu tief gewurzelt ist die Abneigung gegen die göttlichen Dinge, in welcher Form sie auch dargeboten werden mögen. Unrichtig müssen wir es ferner nennen, wenn der Verf. die allgemeine Entfremdung von der Religion nur für einen begleitenden Umstand der großen politischen Ereignisse, für eine temporäre Folge derselben hält. Vielmehr sind beide Revolutionen die Folge einer durchaus auf's Irdische gerichteten, von Gott entfremdeten Gesinnung. Erst war die Religion in ihrer Wurzel zerfressen, dann kam die Revolution, und die politische Aufregung kann nicht aufhören, so lange die Gesinnung, woraus sie hervorging, fortdauert. Was endlich das dritte betrifft, so würde wenig geholfen seyn, wenn auch die Musterungen, was freilich ein bedauernswerther Mißbrauch ist, nicht mehr am Sonntag gehalten würden. Die kriegerischen Franzosen finden so viel Geschmack an diesen Übungen, daß sie von freien Stücken bataillonweise am frühen Morgen des Sonntags ausrücken, mit dem Tornister auf dem Rücken militärische Spaziergänge anstellen und erst am späten Abend zurückkommen. Das Übel liegt hier wieder in der Gesinnung.

Das Übergewicht scheint stark auf die Seite der ungünstigen Folgen zu neigen. Das Evangelium findet die meiste Empfänglichkeit in Zeiten der Ruhe und des Friedens, nach schweren Heimsuchungen und Strafgerichten, wenn das harte Herz zerschlagen ist, die Idole entrissen sind. Frankreich scheint solchen Zeiten erst entgegen zu gehen. Das Volk überläßt sich seiner Gottvergessenheit, Gott gibt es dahin im kräftigen Irrthum. Wenn einst durch herbe Leiden, nach Entladung der schwarzen Gewitter, die an seinem Horizonte stehen, die nothwendige Sichtung über das Land gegangen ist, dann wird auch das Evangelium einen fruchtbareren Boden finden. Mögen sich unsere Französischen Brüder darauf gefaßt machen, damit sie am bösen Tage fest stehen und den Sieg behalten. Mögen sie für ihre verkehrten Volksgenossen unablässig heilige Hände emporheben und ein würzendes Salz für die gährende Masse werden. Mögen sie in ihrer Liebesarbeit, welcher die Ehristenheit mit inniger Theilnahme und Segenswünschen zusieht, nicht ermüden, wenn auch die Früchte für's Erste ihren Augen verborgen bleiben sollten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 7. Juni. № 46.

Nachrichten von den Fortschritten und der endlichen Unterdrückung der Reformation in Spanien, vornehmlich nach Mac Crie's History of the Progress and Suppression of the Reformation in Spain. Edinburgh 1829. 8.

(Fortsetzung.)

Die Vertheidigung, die man dem Beklagten gestattete, sah mehr aus wie ein Spott, den man mit ihm trieb, und die Tortur übertraf an Grausamkeit alles Ähnliche bei weltlichen Gerichten. Und nun der letzte Auftritt, die Hinrichtung selbst! Ein auto de fe (actus fidei) geschah in Spanien stets mit der größten Feierlichkeit, die den Eindruck eines altrömischen Triumphzuges und, wo möglich, des jüngsten Gerichts in sich vereinigte. In allen Kirchen und Klöstern der Nachbarschaft wurde es angesagt, und vierzigtägiger Ablaß jedem Augenzeugen verheißen. In der Mitternacht vor dem verhängnißvollen Tage kündigte der Beichtvater den Gefangenen ihr Schicksal an, und drang in sie, mit der Kirche sich zu versöhnen, in welchem Falle sie die mildere Strafe des Erwürgens vor der Verbrennung traf. Früh am Morgen läuteten alle Glocken; die Diener der Inquisition begaben sich in's Gefängniß, und kleideten die Gefangenen an; die kein todeswürdiges Verbrechen begangen hatten, trugen eine einfache schwarze Kleidung; die anderen den weiten, gelben Mantel, sanbenito genannt, der bei denen, welche zuvor erwürgt werden sollten, mit Flammen, die nach unten brannten, bei den lebendig zu verbrennenden mit Teufeln und nach oben lodernden Flammen bemalt war. Nun begann der Zug; voran eine Truppenabtheilung, dann Priester in Amtskleidung, von Schulknaben begleitet, die in Wechselchören die Liturgie sangen; darauf die Gefangenen, die schuldigsten zuletzt, jeder von zwei Dienern bewacht; dann der Stadtrath, die Richter, die hohen Staatsbeamten, und mehrere vom Adel zu Pferde; nach ihnen die Kloster- und Weltgeistlichen; hierauf, eine Strecke davon, die Glieder der Inquisition, voran der Fiskal mit der Fahne von rothseidenem Damast, auf der die Wappen des Papstes Sixtus IV. und Ferdinand's des Katholischen standen, und darüber ein massivsilbernes mit Gold belegtes Crucifix emporragte. Auf dem Platze der Feierlichkeit hielt einer der beredtesten Prälaten, so wichtig galt dieser Akt, eine Predigt; dann ward den Reuigen ihr Urtheil verlesen, die kniend, die Hände auf das Meßbuch gelegt, ihr Bekenntniß wiederholten. Der präsidirende Inquisitor absolvirte sie darauf, und nahm dann allen Anwesenden einen Eid ab, daß sie in der Römischen Kirche leben und sterben, und das Tribunal der heiligen Inquisition gegen alle seine Widersacher vertheidigen wollten. Nun wurden die Priester unter den Verbrechern auf's Schimpflichste ihrer Würde beraubt, und dann alle zum Tode Verurtheilte dem weltlichen Arm übergeben, wobei der Inquisitionsrichter das heuchlerische Spiel trieb, was aber in seiner Gräßlichkeit noch an die besseren Zeiten der Kirche erinnerte, daß er den Richter um Gnade und Milde für die Verbrecher bat; es war aber schon von der Inquisition fünf Tage zuvor die nöthige Anzahl von Scheiterhaufen in Verbindung mit dem ordentlichen Richter verabredet und herbeigeschafft worden, daher keine Änderung mehr denkbar. Und nun wurden dann, jedoch ohne Feierlichkeit, die Verbrecher auf einen Platz vor den Stadtmauern geführt, wo sie verbrannt wurden.

Die Geschichte der Spanischen Reformation hat gezeigt, daß man, wenn man einmal verfolgen und damit zum Ziele kommen will, so verfolgen muß, wie die Inquisition. Alle andere Beunruhigungen, Quälereien, Neckereien, Pfändungen, Einsperrungen, Rechtsbeschränkungen, dienen nur dazu, dem Geist einer Sekte einen höheren Schwung und ihren Mitgliedern größere Einheit zu geben.

Die ersten Exemplare von Luther's Schriften wurden 1519 durch den Baseler Buchdrucker Froben nach Spanien gesandt, diese Lateinisch; doch schon im folgenden Jahre wurde Luther's Commentar zum Briefe an die Galater in's Spanische übersetzt, und eben so später seine Schriften de libertate Christiana und de servo arbitrio. Die Übersetzungen geschahen zu Antwerpen, dem Haupthandelsplatz von Kaiser Karl's V. Niederlanden. In der merkwürdigen Briefsammlung des Petrus Martyr von Anghiera *) findet sich eine interessante Beschreibung der Deutschen Reformationsbegebenheiten bis zum Jahre 1520, von Alphons Valdes, einem Sekretär Kaiser Karl's V., welche wir unseren Lesern hier mittheilen wollen.

„Alphons Valdes dem Petrus Martyr. Da du von mir zu erfahren wünschest, welches der Ursprung und der Fortgang der neuerlich unter den Deutschen entstandenen Sekte der Lutheraner sey, so will ich es dir, wenn auch ungeschmückt, doch sorgfältig berichten, indem ich treulich wiedererzähle, was ich von glaubwürdigen Zeugen empfangen habe. Du hast, glaub' ich, gehört, daß der Papst Julius II. dem Apostelfürsten in der Stadt Rom eine Kirche mit unglaublichen Kosten und von einer nie zuvor gesehenen Größe zu bauen angefangen. Ihm folgte Leo X., welcher, da es ihm zu solch einem Aufwande

*) Opus Epistolarum Petri Martyris Anglerii . . . Edit. postrema, Amstelodam. typis Elzevir. Parisiis ap. F. Leonard 1670. fol. Ep. 689.

an Gelde fehlte, durch die ganze Christenheit reichlichen Ablaß allen verkündigen ließ, welche zur Erbauung jener Kirche beitrügen, und so eine ungeheure Masse Geldes zusammenzuscharren hoffte, zumal von den Deutschen, welche mit ganz besonderer Andacht die Römische Kirche verehrten. Aber da in menschlichen Dingen nichts so fest und sicher steht, was nicht durch die Zeit oder die Bosheit der Menschen einstürzt, so ist es auch durch diesen Ablaß geschehen, daß Deutschland, welches in der Religion früher alle anderen Länder überragte, nun von allen anderen übertroffen wird. Denn da in Wettemberg, einer Stadt Sachsens, ein Dominikaner predigte, und des Papstes Ablaß, von dem auch er einen nicht zu verachtenden Gewinn zog, dem Volke aufzudringen suchte, sprang ein Augustinermönch hervor, ein Sachse Namens Martin Luther, der Urheber dieses Trauerspiels; und vielleicht durch Neid gegen den Dominikaner getrieben, gab er einige gedruckte Artikel heraus, worin er behauptete, der Dominikaner schreibe seinem Ablaß viel größere Dinge zu, als der Römische Papst gestatte, oder zu gestatten erlaubt sey. Als der Dominikaner diese Artikel las, entbrannte er gegen den Augustiner, und so hitzig wurde der Kampf zwischen den Mönchen, theils mit Schmähungen, theils mit Gründen, daß der Augustiner, wie denn Gottlose immer dreist sind, des Papstes Ablaß fast verspottete, und sagte, er sey nicht zum Besten der Christenheit, sondern zur Befriedigung der Habsucht der Geistlichen erfunden worden; und so fingen dann die Mönche an, über die päpstliche Gewalt zu disputiren. Das war der erste Auftritt des Trauerspiels, den wir dem Haß der Mönche gegen einander verdanken; denn was anders als die größten Streitigkeiten kann man von dem Neid der Augustiner gegen die Dominikaner, und der Dominikaner gegen die Augustiner und beider gegen die Franciskaner erwarten? Nun kommen wir zum zweiten Auftritt. Der Herzog Friedrich von Sachsen hatte gehört, daß dem Kardinal Albrecht, Erzbischof von Maynz, seinem Churfürstlichen Collegen, mit welchem er sich nicht gut stand, ein großer Vortheil aus dem Ablaß zufließe, und indem er nach einer Gelegenheit suchte, ihm jenen zu entreißen, bekommt er diesen frechen und unverschämten Mönch, der schon dem Ablaß den Krieg erklärt hatte, und nimmt den Commissarien die ganze in seinem Gebiete gesammelte Summe ab, indem er erklärt, er wolle einen eigenen Boten nach Rom schicken, welcher das Geld zum Bau der St. Peterskirche überbringen und sehen solle, wozu die von anderen Gegenden zusammenfließenden Gelder in Rom verwendet würden. Der Papst aber, dem es obliegt, die kirchliche Freiheit zu vertheidigen, und nicht zuzulassen, daß profane weltliche Fürsten sich in Dinge mischen, welche bloß den Römischen Papst angehen, erinnerte den Herzog ein Mal über's andere, theils durch liebevolle Briefe, theils durch Botschafter, die er dazu nach Deutschland schickte, er möge sich nicht so gegen den apostolischen Stuhl vergehen, sondern das weggenommene Geld zurückgeben. Indem nun jener hartnäckig sich weigerte und auf seinem Sinn beharrte, that der Papst, auf's Äußerste getrieben, ihn in den Bann. Da erklärte der Augustiner, der um des Herzogs Gunst buhlte, mit großer Frechheit,

solch ein Urtheil binde nicht, weil es ein ungerechtes sey; der Römische Papst könne Niemanden ungerechter Weise excommuniciren; und begann nun viele und starke Dinge gegen den Papst und die Römischen in Druck zu geben, welche bald durch ganz Deutschland flogen. Luther aber ermahnte den Herzog von Sachsen, er möge sich nicht durch solche Schreckniße von dem Entschluß, den er einmal gefaßt, sich abbringen lassen. Schon längst waren die Deutschen unwillig, da sie die mehr als weltlichen Sitten der Römer sahen, und sie fingen heimlich an von der Abschüttelung des päpstlichen Joches zu handeln. Daher kam es, daß, sobald Luther's Schriften erschienen, sie mit erstaunlichem Beifalle von Allen aufgenommen wurden. Da freuten sich nun die Deutschen, schmähten auf die Römer, und verlangten, daß ein allgemeines christliches Concil zusammenberufen würde, wo Luther's Schriften erwogen, und eine andere Ordnung in der Kirche eingeführt würde. Und wäre dies nur geschehen! Aber da der Papst eigensinnig auf seinem Recht besteht, da er ein christliches Concil fürchtet, da er, um es grade heraus zu sagen, mehr auf seinen Vortheil sieht, der durch eine allgemeine Synode vielleicht Schaden leiden könnte, als auf das Heil der Christenheit, da er Luther's Schriften, ohne sie in Erwägung zu ziehen, vertilgen will, so schickt er einen Legaten an Kaiser Maximilian, der unter andern dafür sorgen sollte, daß von Kaisers und Reiches wegen Luther'n Stillschweigen auferlegt werde. Es wurde damals ein Reichstag zu Augsburg gehalten, und Luther erschien auf demselben, um seine Schriften muthig zu vertheidigen, und darob mit dem Legaten, Cajetan, zu kämpfen. Cajetan verlangte, man solle den Mönch nicht hören, der so viel Beleidigungen gegen den Römischen Papst geschrieben habe; die Reichsstände wiederum behaupteten, es sey unbillig, einen Menschen ungehört zu verdammen, und ihn zu zwingen, daß er ohne überwiesen zu seyn die Schriften widerriefe, welche er vertheidigen wollte; könne Cajetan, ein, wie du weißt, in der Theologie sehr gelehrter Mann, Luther'n überzeugen, dann seyen der Kaiser und die Reichsstände bereit, den Mann zu verurtheilen. Da nun Cajetan sah, daß er nichts schaffte, wenn er sich mit Luther nicht auf einen Streit einließe, und da es bei einmaligem Versuche schlecht für ihn ablief, zog er unvollendeter Sache ab; Luther aber verließ den Reichstag mit größerem Ruhme, als er ihn betreten, und stolz auf seinen Sieg und im Vertrauen auf den Schutz des Herzogs von Sachsen, trug er neue, von den apostolischen Einsetzungen abweichende Lehren vor. Da nun der Papst sah, daß er weder durch Zureden noch Ermahnungen es dahin bringen könne, daß jener lästernde Mönch zur gebührenden Bestrafung gezogen würde, gab er, damit das Gift nicht weiter fräße, und orthodoxe Männer erreichte, eine sehr harte Bulle gegen Luther und seine Beschützer heraus. Dadurch wurde aber Luther nicht sowohl erschüttert, als vielmehr toll gemacht, und erklärte den Papst selbst auf's Schaamloseste für einen Ketzer und Schismatiker, und gab ein Buch „„über das Babylonische Gefängniß der Kirche““ heraus, worin er mit allem möglichen Geschütz die Dekrete und Statuten der Concilien und Päpste

angreift, und behauptet, Joh. Huß sey auf dem Constanzer Concil ungerecht verdammt worden, und er wolle alle seine Artikel als rechtgläubige vertheidigen. Auch damit noch nicht zufrieden, verbrennt er öffentlich zu Wettemberg alle Bücher des Papstes, die er bekommen konnte, wobei er erklärt, sie hätten die christliche Religion verkehrt und verunstaltet, und müßten deshalb vernichtet werden. Durch die Kunde davon regte er die Gemüther der Deutschen so sehr gegen den apostolischen Stuhl auf, daß ich fürchte, wenn nicht des Papstes Weisheit und Frömmigkeit oder unseres Kaisers Gewandtheit diesen Übeln mit einer allgemeinen Synode begegnet, wird dies Übel zu weit schleichen, als daß irgend ein Gegengift später noch Kraft dagegen haben dürfte. Lebe wohl. Brüssel, am 31. August 1520."

Einen anderen angesehenen Spanier, Francisco de Angelis, Provincial des Ordens der Angeli in Spanien, sandte Karl V. von Worms aus nach Castilien; auf seiner Durchreise durch Basel hatte er eine lange Unterredung mit Conrad Pellican, worin er diesem bekannte, daß er in den meisten Punkten mit Luther übereinstimme. Indeß hatte die Menge von Schriften des Erasmus und Luther's, die nach Spanien gekommen waren, erst eine strenge Bulle Leo's X., dann ein Verdammungsurtheil der Inquisition veranlaßt, und mehrere Gelehrte sowohl, als auch ein ehrwürdiger, einflußreicher Prediger in Andalusien, Juan de Avila, der in seinen Vorträgen sich einfach an die heilige Schrift hielt, konnten nur mit Mühe, theils durch Verwendung vielvermögender Gönner, theils durch die Flucht, den Verfolgungen entgehen. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 hatte sich die Stimmung der Spanier in des Kaisers Gefolge schon so sehr verändert, daß statt der Verachtung Luther's und der Lutheraner, die sie früher zu Worms bewiesen hatten, Viele, und unter ihnen der Beichtvater des Kaisers selbst, da sie die Augsburgische Confession kennen gelernt hatten, laut bekannten, sie seyen bisher getäuscht worden; einige Große in Karl's Umgebung gaben ihm den sehr unpapistischen Rath, die streitigen Punkte durch fromme, unpartheiische Männer untersuchen zu lassen. Der oben erwähnte Alphons Valdes hatte nun wiederholentlich vertrauliche Gespräche mit Melanchthon, und unterredete sich mit ihm über die Confession vor deren Übergabe.*) Dafür erklärte ihn die Inquisition nach seiner Rückkehr des Lutherthums verdächtig; und seinen Freund Alphonso de Virves konnte nur eine förmliche Abschwörung bei einem feierlichen auto de fe schützen. Schon damals mag es viele Anhänger der Reformation im Verborgenen unter den Spaniern gegeben haben; der erste angesehenere Mann aber, welcher öffentlich zu ihren Lehren sich bekannte, war Juan Valdes, der 1535 mit Karl V. aus Spanien nach Neapel sich begab, um dort Sekretär des Vicekönigs zu werden. Schon vor seiner Abreise war er zu der reineren Erkenntniß gekommen; dies ergab sich später aus einem Aufsatz: „Unterricht für die Ausleger der heiligen Schrift," in Form eines Briefes an seinen Freund Bartholomäus Carranza, späteren Erzbischof von Toledo. In dieser Schrift war vieles aus Tauler's Werken Entlehnte, mit Luther's Hauptlehren verbunden: Man müsse die heilige Schrift aus sich selbst, und nicht nach den Kirchenvätern, erklären; die Rechtfertigung werde uns zu Theil durch einen lebendigen Glauben an das Leiden und den Tod Christi; und durch diesen Glauben könnten wir unserer Seligkeit gewiß werden. In Italien ließ er mehrere Schriften in Spanischer Sprache drucken, welche die Lehren der Reformatoren in seinem Vaterlande bekannt machten: „Commentare zum Briefe an die Römer, und dem ersten an die Corinther; Dialogen; eine Schrift: Art und Weise, die man beim Unterricht und der Predigt von der christlichen Religion beobachten soll" ꝛc.

Doch ein kühnerer Mann ging mit mehr Entschiedenheit, als Valdes, gegen den furchtbaren Widerstand der Gegner an. Rodrigo de Valér (aus Lebrixa, sechs Meilen von Sevilla gelegen), vornehmen Standes und vermögend, hatte nach der gewöhnlichen Weise in Ritterspielen und anderen weltlichen Vergnügungen seine Jugend zugebracht, und lange Zeit für einen der liebenswürdigsten Edelleute gegolten; plötzlich ergriff ihn, ohne daß ein äußerer Glückswechsel ihn betroffen hätte, eine Sehnsucht nach der Gewißheit seines Heils; er zog sich von den Weltfreuden zurück, aber nicht in ein Kloster, was man ihm verziehen hätte, sondern in sein Haus, wo er Tag und Nacht die Bibel in der kirchlichen Übersetzung las. Ihr Inhalt wurde in seinem Herzen lebendig, und lange Stellen wußte er auswendig und konnte sie mit Leichtigkeit erklären. Nun kehrte er in die Gesellschaft zurück, und unterredete sich frei mit Geistlichen und Laien über das, was in ihm vorgegangen war; zeigte ihnen den weit verbreiteten Abfall von der reinen Schriftlehre, die Kennzeichen der wahren Kirche und den einzigen Felsengrund aller Zuversicht des Sünders, die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben. Auf die Fragen, woher er seine Schriftauslegung habe, von wem er gesandt sey? erwiderte er, er sey in Unwissenheit aufgewachsen, alle seine Weisheit stamme nur aus dem Worte Gottes, und dem Geiste, durch dessen Kraft, nach Christi Verheißung, Ströme lebendigen Wassers ausflössen von seinen Gläubigen; einfältige Laien hätten auch zu Anfang der Kirche die Ältesten, die auf Mosis Stuhle saßen, beschämt. Natürlich mußte er bald in die Hände der Inquisition fallen; allein der unbefleckte Adel seiner Abkunft und seine vielen Gönner bewogen dieses sonst unerbittliche Gericht, ihn seines freimüthigen Bekenntnisses ungeachtet bloß mit der Einziehung seiner Güter zu bestrafen. Valer trug sie mit Freuden, und zog sich auf dringendes Bitten seiner Freunde für eine Zeit lang in die Stille zurück, benutzte diese jedoch dazu, einem kleinen Kreise den Brief an die Römer zu erklären. Bald indeß trat er wieder hervor, indem er sich, ungeachtet der gewissen Aussicht auf den Märtyrertod, für verpflichtet hielt, den Bekennern der evangelischen Wahrheit eine Bahn zu brechen. So ward er zum zweiten Mal, im Jahre 1541, von der Inquisition eingezogen; der Einfluß seiner Gönner vermochte aber auch diesmal so viel,

*) Melanchthon Camerario (Ep. IV. 95.): „Nam Valdesius, secretarius Caesaris vidit, antequam exhibuimus, ac plane putavit, πικρότερον esse, quam ut ferre possint adversarii."

daß sein Strafurtheil ihm nur auflegte, beständig einen Sanbenito zu tragen, und als Büßender lebenslänglich eingesperrt zu werden. Doch auch jetzt verließ ihn sein Glaubensmuth nicht; wenn er in seinem Schimpfkleide in die Kirche zu Sevilla zur Anhörung einer Predigt geführt ward, pflegte er nach Vollendung derselben seinen Mitbüßenden eine Anrede zu halten, in welcher er die Irrthümer des Predigers widerlegte und sie vor der Seelengefahr, die ihnen drohte, ernstlich warnte. Die Inquisition ward dieses lästigen Büßenden endlich müde, und schickte ihn in das abgelegene Kloster San Lucar an der Mündung des Guadalquivir, wo er in einem Alter von funfzig Jahren starb. Lange hing sein Sanbenito in der Kathedrale von Sevilla mit der warnenden Inschrift: „Rodrigo Valer aus Lebrixa und Sevilla, ein Abtrünniger und falscher Apostel, der vorgab, von Gott gesandt zu seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Graubündten.) 1. Hier hat sich ein Verein zur Verbreitung christlicher Schriften gebildet, an dessen Spitze angesehene Staatsmänner und Geistliche stehen. Sie erkennen es als ein Bedürfniß in unserer Zeit, durch Verbreitung ächt religiöser, mit den Lehren des Evangelii genau übereinstimmender Schriften zur Anregung und Belebung des christlichen Glaubens und Lebens hinzuwirken. Sie haben beschlossen, in diesem Jahre theils verkaufsweise, theils gratis folgende Schriften zu verbreiten, aus denen Jeder über den Geist dieser Gesellschaft wird urtheilen können: Oberlin's, Kießling's Leben, Geschichte der evangelischen Salzburger, Mittheilungen aus dem Reiche. Die Einnahme bisher belief sich auf 106 Fl. Bündtner Währung. Die Gesellschaft hat erfreuliche Theilnahme gefunden bei der Evangelischen Gesellschaft in Bern, ferner in London, in Basel.

2. Neben der Bündtner Bibelgesellschaft verbreitete noch die Brittische Bibelgesellschaft in diesem Lande etwa in zwei Jahren 1,798 Stück Testamente und Bibeln in verschiedenen Sprachen.

3. Von dem so schönen, nur aus Bibelstellen bestehenden Gebetbuche von Moeller, erster Band, liegt eine Übersetzung in's Oberländer Romanische fertig, aber es fehlt an Geld für den Druck.

4. Schon längere Zeit ist man beschäftigt mit einem christlichen Volkskalender im Oberengadiner-Romanischen Dialekte, der bekanntlich vom Unterengadiner und Oberländer Dialekte abweicht.

5. Die Synode wird in diesem Jahre im Juni in Chur gehalten. Die Kantonsschule, an der zwei Lehrer für Theologie angestellt sind, liefert sechs Candidaten (in Italienischen, in Romanischen und in Deutschen Gemeinden geborne). Seit 1827 wurden etwa siebzehn in ihr gebildete Geistliche angestellt. — Die beiden Professoren der Theologie sind von Herzen der evangelischen Lehre zugethan. — Im Schooße der Synode wird eine sehr wichtige Frage verhandelt werden. Bisher war es jedem Geistlichen in Bünden anheimgestellt, einen Katechismus zu wählen, welchen er wollte. Auch konnte er nach einem geschriebenen oder gedachten Leitfaden den Religionsunterricht vortragen. Gewöhnlich gebrauchte man bisher Gabriel's, Kind's, Walther's Katechismus; aber auch neuere unbekannte. Man fühlt nun aber das Bedürfniß, darauf hinzuwirken, daß nur Katechismen und Leitfaden gebraucht werden sollen, welche der Kirchenrath genehmigen wird — ohne daß dadurch grade Ein bestimmter Landeskatechismus sanktionirt werden soll. Man will dadurch die Einheit des kirchlichen Lebens befördern, die Auflösung des kirchlichen Verbandes und die Verbreitung von Irrlehren verhüten, da ja ohnedies bei uns sich ein Jeder freiwillig eidlich bei seiner Aufnahme in die Synode verpflichtet, das reine lautere Wort Gottes zu lehren nach der Analogie des Glaubens und gemäß der Helvetischen Confession. — Von der Majorität der Stimmen wird es abhängen, ob ein solcher Vorschlag Beifall findet und zum Beschluß erhoben wird — was ein sehr erfreuliches Zeichen für den evangelischen Geist der Mehrheit und für die umsichtige Beurtheilung der Zeitbedürfnisse wäre. —

(Griechische Inseln.) Herr Barker, Agent der Englischen Bibelgesellschaft, schreibt aus Smyrna: Abermals habe ich mit Gottes Hülfe eine Reise nach Tschesme, Scio, Samos, Patmos, Stanchio, Rhodos, Symi und Mytilene vollendet. Ich war im Ganzen 46 Tage abwesend und vertheilte in Schulen und sonst 637 Bände der heiligen Schrift. Das Wort Gottes wurde, mit Ausnahme der Insel Stanchio, überall gern aufgenommen, an einigen Orten mit Freude und Dankbarkeit. Ich habe hiedurch ein neues Feld der Wirksamkeit gewonnen und die Freude gehabt, die Bibel in Neugriechischer Sprache an Orten, wo sie früher nicht vorhanden war, einzuführen. Besonders angelegen ließ ich es mir seyn, sie auf Stanchio zu verbreiten, dessen Bewohner jüngsthin sehr heimgesucht gewesen sind, erst durch eine Überschwemmung, welche viel Menschenleben und Güter kostete, dann durch die Pest und die jetzt von bösartigen Fiebern leiden; aber alle meine Bemühungen, obgleich ich von dem Bischof und dem Konsul der Insel unterstützt wurde, waren vergebens. Ich konnte die Griechen nicht einmal bewegen, eine Schule zu errichten. Der Konsul bot ein Zimmer und einen Beitrag zum Lehrergehalt an, der Bischof verpflichtete sich zu einer jährlichen Beisteuer, ich versprach die Schule mit Bibeln zu versehen — aber Alles blieb ohne Wirkung. Der Epitropis oder Vorsteher des Griechischen Volkes wies die Anerbietungen unter dem sonderbaren Vorwand zurück, daß sie (die Griechen) nicht für solche Dinge seyen!

In Samos besonders fand das Wort des Lebens eine herzliche Aufnahme. Weil ich Bibeln für die Schulen bei mir hatte, durfte ich schon wenige Stunden nach meiner Ankunft landen und entging so einer fünftägigen Pestsperre nicht bloß für Samos, sondern auch für Patmos. Das Volk kaufte meine Bücher bereitwillig und wäre ich dort geblieben, so hätte ich wohl meinen ganzen Vorrath absetzen können. Ich reiste nur deshalb schneller wieder ab, weil ich mir noch Exemplare für einige Inseln sichern wollte, die ich bei meiner Rückkehr nach Smyrna nicht wieder so leicht besuchen konnte. Die Schulen fand ich fast allgemein von Büchern entblößt; indem ich die Schrift in sie einführte, gewann ich für dieselbe auch einen Weg in das Land. Sie wird auf diese Weise bekannter und ich kann hoffen, später mehr Bereitwilligkeit für die Aufnahme derselben zu finden. (Miss. Reg.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 11. Juni. № 47.

Nachrichten von den Fortschritten und der endlichen Unterdrückung der Reformation in Spanien, vornehmlich nach Mac Crie's History of the Progress and Suppression of the Reformation in Spain. Edinburgh 1829. 8.

(Fortsetzung.)

Unter denen, welche Valer für das Evangelium gewonnen hatte, war der Ausgezeichnetste Juan Gil, den man gewöhnlich den Doktor Ägidius nannte. Zu Alcala gebildet, hatte er sich in der scholastischen Wissenschaft hervorgethan, und war Professor der Theologie zu Siguenza geworden. Sein Ruf verschaffte ihm die einstimmige Wahl zum Domherrn und Prediger an der Kathedrale von Sevilla; seiner Gelehrsamkeit ungeachtet fanden aber seine Predigten keinen Eingang. Bekümmert darüber lernte er Valer kennen, der ihm als Grund davon nachwies, daß er Menschenweisheit, nicht das Wort des lebendigen Gottes predigte, und ihn ermahnte, ausschließlich die heilige Schrift zu studiren. Ägidius folgte dem Rath, und nun durchdrang sein Wort wie ein Schwert die Herzen; Viele wurden zur Buße und Bekümmerniß um ihre Seligkeit erweckt. Einer seiner Zuhörer, der die Errettung seiner Seele ihm verdankte, des Montes (Montanus), sagt davon in seinem Werke: Inquisitionis Hispanicae artes detectae, Heidelberg. 1567: „Unter den von Gott diesem heiligen Manne verliehenen Gaben zeichnete sich eine vorzügliche Kunst aus, in den Herzen aller seiner aufmerksamen Zuhörer eine heilige Flamme zu entzünden, welche sie innerlich und äußerlich erwärmte und belebte, und willig machte, das Kreuz auf sich zu nehmen, ja guten Muthes zu bleiben im Angesicht aller Leiden, die stündlich ihnen drohten; woraus man recht deutlich wahrnehmen konnte, daß Christus in ihm wohnte, der durch seinen Geist die Lehre ihm in den Mund legte, welche er vor seinen Zuhörern verkündigte." Zwei seiner Universitätsfreunde, Dr. Vargas und Constantin Ponce de la Fuente, wurden zu seiner Hülfe erweckt; die drei Freunde verbanden sich innig in dem Herrn; der erste derselben hielt für die Gebildeteren Vorlesungen über den Brief an die Römer und die Psalmen, der letztere vertrat den Ägidius öfters in Predigten. Viele wurden allmählig für die Wahrheit gewonnen, und schon sah man Sevilla in zwei Partheien gespalten, die blinden Anhänger der alten Mißbräuche, und die von dem Lichte der Wahrheit Angeschienenen, welche das Wort Gottes eifrig lasen und verbreiteten.

Die Inquisition beobachtete die drei Prediger mit Argwohn; doch ward sie bald von Vargas durch dessen Tod, von Constantin durch dessen Berufung nach den Niederlanden befreit; noch schützte den Ägidius seine große Popularität. Als aber der Kaiser ihn zu dem vacanten Bisthum Tortosa beförderte, da erwachte der Widerstand; Ägidius legte über die Lehre von der Rechtfertigung vor der Inquisition ein offenes Bekenntniß ab; nun konnte selbst eine nachdrückliche Verwendung Karl's V. ihn nicht völlig retten: er wurde zu dreijähriger Gefangenschaft verurtheilt, in welcher die Schrecken der Tortur und des Todes ihm eine Art Widerruf abgenöthigt zu haben scheinen. Als er 1555 wieder frei wurde, begab er sich nach Valladolid; hier fand er eine Anzahl heimlicher Protestanten; er stärkte sich unter ihnen, obgleich er aber fortfuhr, die evangelische Lehre zu bekennen, versank er doch in tiefe Schwermuth über seine Untreue, und da er nicht lange darauf nach Sevilla zurückkehrte, machte die veränderte Lebensweise nach der langen Gefangenschaft seinem Leben durch ein Fieber ein Ende. Er hinterließ einen Commentar über die Genesis, die Psalmen, das Hohelied, den Brief an die Colosser, und eine Schrift über das Aufsichnehmen des Kreuzes, die er im Gefängniß verfaßt hatte; doch soll keines dieser Bücher gedruckt worden seyn. Da die Inquisition nach seinem Tode fand, daß er dennoch im Lutherischen Glauben gestorben sey, so verordnete sie, daß seine Gebeine aus dem Grabe genommen und verbrannt, sein Vermögen eingezogen und sein Gedächtniß für ehrlos erklärt würde.

Inzwischen wurden auch zu Valladolid die bisher nur ganz im Verborgenen glimmenden Funken durch ein merkwürdiges Ereigniß zur Flamme angeschürt. Ein junger Kaufmann, San Roman, aus Burgos, war auf einer Handelsreise in Bremen 1540 lebendig von der evangelischen Wahrheit ergriffen worden; sein kühner feuriger Geist ließ ihn die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln übersehen, öftere Anspielungen in seinen Briefen nach Antwerpen hatten die Aufmerksamkeit seiner dortigen Verbindungen auf ihn gelenkt; als er daher nach den Niederlanden zurückkam, gerieth er in's Gefängniß. Einige Zeit darauf glaubte man ihn geheilt von seinem ketzerischen Wahnsinn, und er ward frei gelassen. Nun begab er sich zum Kaiser nach Regensburg, und ließ sich durch vortheilhafte Gerüchte über dessen Gesinnungen, veranlaßt durch Karl's V. damalige Politik, täuschen, wiederholentlich persönlich bei ihm um Freiheit für seine hartgedrückten Glaubensgenossen zu flehen. Er ward aber sogleich in Ketten geworfen, und nachdem er im Gefolge des Kaisers herumgeschleppt über Italien und Afrika endlich nach Spanien gekommen war, der Inquisition zu Valladolid überliefert. Sein Prozeß war kurz. Kühn und frei bekannte er vor Gericht, daß der Mensch gerecht werde vor Gott ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben, und erklärte

das Meßopfer, das Fegfeuer und die Anrufung der Heiligen für Menschengedichte, welche zum Nachtheil des einigen Mittlerthums Christi erfunden seyn. Ein langes Kerkerleiden ertrug er standhaft; die unter der Bedingung der Beichte an einen Priester und des Kniens vor einem Crucifix ihm angebotene Strafminderung schlug er aus. Da die Flamme ihn zuerst berührte, machte er unwillkührlich eine Bewegung mit dem Haupte, und sogleich riefen die anwesenden Mönche, er gebe Zeichen der Buße, man solle ihn aus dem Feuer nehmen. Sobald er aber wieder zu sich kam, sah er sie ruhig an und sprach: „Beneidetet ihr mir denn meine Seligkeit?" — und sogleich wurde er auf den Scheiterhaufen geworfen, auf dem er augenblicklich erstickte. Noch nie war ein solcher Ketzer zu Valladolid verbrannt worden; daher verordnete die Inquisition schwere Strafen für Jeden, der für ihn beten, oder auch nur vortheilhaft sich über ihn äußern werde. Nichts desto weniger sammelten einige von der Leibwache seine Gebeine als die eines Märtyrers, und der Englische Gesandte, der zufällig anwesend war, bat sie sich als ein heiliges Andenken aus; aber jene Soldaten wurden dafür in's Gefängniß geworfen, und dem Gesandten eine Zeit lang der Hof verboten. Merkwürdig war noch, daß die Predigt bei diesem auto de fe von Carranza gehalten wurde, der später nach siebzehnjähriger Gefangenschaft der Inquisition starb. Dies geschah 1544; San Roman's freudiger Zeugentod erweckte den schlummernden Glaubenseifer der evangelisch Gesinnten zu Valladolid, und einige Jahre darauf bildeten sie sich zu einer kleinen Lutherischen Gemeinde.

Inzwischen kamen theils Reisende, theils Flüchtlinge aus Spanien außerhalb ihres Vaterlandes zu reinerer Erkenntniß. Die merkwürdigsten waren drei Brüder Enzinas, die sich in Deutschland Dryander (enzina, Spanisch: Eiche) nannten. Auf der Universität Löwen kamen sie mit dem bekannten Vermittler Georg Cassander in ein freundschaftliches Verhältniß, doch wurden sie bald entschiedener in ihrer Überzeugung und ihrem Bekenntniß. Der jüngste, ein Mediciner, wurde Professor seiner Wissenschaft zu Marburg; der ältere, ein Theologe, dem sein Vater wegen seiner Talente eine glänzende Laufbahn in der Kirche zugedacht hatte, starb als Ketzer den Feuertod in Rom 1546; der mittlere, Francisco, hatte schon früher sich nach Wittenberg begeben, wurde dort sehr freundlich von Melanchthon aufgenommen, und kehrte dann in die Niederlande zurück, wo er das Neue Testament in's Spanische übersetzte. Dieses wurde im Jahre 1543 zu Antwerpen gedruckt; in der Handschrift hatte es den Titel: „Das Neue Testament, d. i. der Neue Bund unseres einigen Heilandes und Seligmachers Jesu Christi, aus der Griechischen in die Castilische Sprache übersetzt." Die mönchischen Censoren witterten aber hierin Lutherische Ketzerei, und strichen die Worte „d. i. der Neue Bund," und das Wort „einigen" vor „Heilandes." Bei Karl's V. Ankunft in Brüssel überreichte Enzinas ihm seine Übersetzung, welche der Kaiser seinem Beichtvater zur Prüfung gab; diese endete jedoch damit, daß der treue Bekenner der Wahrheit in eine lange Gefangenschaft gerieth. Als er funfzehn Monate eingesperrt gewesen, fand er eines Tages die Thüren seines Kerkers offen, ging hinaus, und reiste, ohne daß ihn Jemand hinderte, nach Wittenberg. Melanchthon erzählt diese Begebenheit dem Camerarius in einem Briefe: *) „Unser Spanier Franciscus ist zu uns zurückgekehrt, nachdem ihn Gott ohne Hülfe eines Menschen, so viel ihm bekannt ist, befreit hat." In einem späteren Schreiben an denselben **) sagt er: „Meinen klugen, redlichen, frommen Spanischen Gast haben die Belgischen Sycophanten abwesend vorgeladen, und aus dem Termin ist zu ersehen, daß das Urtheil schon gefällt ist. Um sich hiernach zu erkundigen, und ob Briefe an ihn vielleicht bei euch angelangt seyn möchten, ist er zu Dir abgereist; diesen Brief gebe ich ihm mit, damit du die Ursach seiner Reise kennest, und weil ich weiß, du nimmst Theil an dem Leiden frommer Leute. Er ist freudigen Muthes genug, obwohl er die Rückkehr in's Vaterland und zu seinen Eltern sich abgeschnitten sieht, und ihm der Schmerz seiner Eltern über ihn sehr nahe geht." Später wollte er, um seine Mutter zu trösten, nach Italien reisen; doch ging er nachher mit Empfehlungsbriefen Melanchthon's an König Eduard VI. und Erzbischof Cranmer nach England, wurde in Oxford angestellt, brachte aber, wahrscheinlich durch die Verfolgungen der Königin Maria vertrieben, den Rest seines Lebens in Straßburg und Basel zu.

Ein anderer Flüchtling war Juan Perez, aus Montilla in Andalusien, 1527 Karl's V. Geschäftsträger in Rom, später Vorsteher des collegii doctrinae in Sevilla, und Doktor der Theologie, ein naher Freund des Ägidius. Da er keinen Weg zur Verbreitung der reinen Lehre in Spanien sah, begab er sich in's Ausland, wo er vorzüglich von Genf aus durch Schriften wirkte; auch er übersetzte, ohne Kunde von seinem Vorgänger, das Neue Testament in's Castilische, später auch die Psalmen, und gab einen Katechismus heraus. Nachdem er in verschiedenen Stellungen als protestantischer Geistlicher die Liebe und Achtung seiner Glaubensgenossen sich erworben, hinterließ er, bei seinem Tode in Paris, sein Vermögen zum Besten der Herausgabe der Bibel in Spanischer Sprache. Im Jahre 1569 erschien die ganze Bibel Spanisch zu Basel, von Neuem durchgesehn 1596 und 1602 durch Cyprian de Valera in Amsterdam; 1571 das Neue Testament in Baskischer Sprache. Da ein Exemplar des merkwürdigen Neuen Testaments von Juan Perez, ein seltenes Buch, das selbst Dr. Mac Crie nicht gesehen, in dem Besitz des Verf. dieses Aufsatzes sich befindet, ***) und es einen eigenthümlichen Reiz haben dürfte, einen Spanier die Sprache des Evangeliums reden zu hören, so theilen wir hier das Wichtigste aus der Einleitung, hie und da etwas abgekürzt, aber in wörtlicher Übersetzung aus dem Spanischen, mit. Vorn

*) Ep. IV. 662., vom 16. März 1545.

**) Ibid. 678., vom 20. August 1545.

***) El Testamento Nuevo de Nuestro Sennor y Salvador Jesu Christo. Nueva y fielmente traduzido del original Griego en romance Castellano. En Venecia en casa de Juan Philadelpho. MDLVI.

an steht eine Epistola dedicatoria mit der Überschrift: „al todo poderoso Rey de cielos y tierra Jesu Christo etc." (Dem allmächtigen Könige Himmels und der Erden, Jesu Christo, wahrem Gott und Menschen, der da gestorben ist für unsere Sünde und auferweckt zu unserer Rechtfertigung; verherrlicht und erhöhet zur Rechten der Majestät in den Himmeln, dem Richter der Lebendigen und der Todten sey Ruhm, Ehre und Preis in Ewigkeit!) Darauf folgt eine Epistola, „in welcher erklärt wird, was das Neue Testament sey, und die Ursachen, warum es in's Romanische übersetzt worden." In dieser heißt es:

„Als die Eltern des menschlichen Geschlechts, welche in Heiligkeit und Gerechtigkeit erschaffen waren, sich entfernt hatten von dem Gehorsam gegen das göttliche Gebot, und sich in einen tiefen Abgrund von Elend gestürzt, aus welchem sie durch ihre eigenen Kräfte sich nicht erretten konnten, trieb Gott seine Barmherzigkeit, ihnen die Verheißung des Lebens und der Versöhnung zu geben, indem er ihnen verkündete, der heilige Saame des Weibes werde der Schlange, die sie verführt hatte, den Kopf zertreten, und Kraft seiner Tugend werde er das Geschäft in seine Hand nehmen, sie zur Freiheit und zum Besitz aller der Güter herzustellen, welche sie durch die Sünde verloren hatten. Nachdem diese Verheißung mehrfach wiederholt und durch die Propheten bestätigt worden, kam die Zeit der Erfüllung, die Gott bestimmt hatte; da sandte er seinen eingeborenen Sohn, welcher Fleisch annahm von der heiligen und immerwährenden Jungfrau Maria, wie Jesaias dies verkündet hatte. Er war die Erfüllung und das Ende des Gesetzes und der so oft wiederholten Verheißung. Da er zu dem vollen Alter von dreißig Jahren gekommen, die Taufe empfangen und den Versucher überwunden hatte, trat er sein Predigtamt an, in welchem er der Welt die Würde seiner Person, wer er sey, wozu er gekommen, und wer ihn gesandt habe, und wie er sich zur Erlösung der Menschen müsse an's Kreuz schlagen lassen, verkündigte. Er nahm zu Gnaden an Alle, welche mit Erkenntniß und Haß ihrer Sünde zu ihm kamen, er machte sie wieder zu Freunden Gottes, und gab ihnen Antheil an seinen Gütern. Während der ganzen Zeit seines Predigtamts verrichtete er bewundernswerthe Thaten, Werke, die seiner göttlichen Person würdig waren, mit solcher Macht, daß selbst seine Feinde und Alle, die sie sahen, oftmals überzeugt wurden von der Macht, in der er wirkte, und bekannten, er sey, der von den Propheten Verheißene, und kein Anderer, als Gott, könne solche Werke thun. Nicht allein die Menschen, sondern auch die Engel und alle andere Kreaturen gaben ihm Zeugniß, und erkannten und bekannten, er sey ihr Gott und Herr. Nachdem er nun das Werk unserer Erlösung vollbracht, seine Feinde überwunden und einen herrlichen Triumph über sie gehalten hatte, erhob er sich gen Himmel, um dort mit seinem Vater zu herrschen. Dieser erhöhte ihn zu seiner Rechten und gab ihm einen Namen über alle Namen, die unumschränkte, allgemeine Herrschaft über die ganze Schöpfung. Wenige Tage nachher sandte er den heiligen Geist über seine Jünger, nach der Verheißung, die er ihnen gegeben hatte, ehe er von ihnen schied; dadurch wurden sie befestigt in der Lehre, die sie von ihm gelernt

hatten, und empfingen klare Erkenntniß der Geheimnisse, die bis dahin ihnen dunkel und schwer verständlich gewesen waren. Denn er (der heilige Geist) ist es, der die Schätze der Erlösung des Herrn den Seinen aufthut. Sie nun, als Augenzeugen, erleuchtet durch diesen Geist vom Himmel, verkündeten der Welt, wer Jesus Christus sey, und was sie von ihm gehört und gesehen hatten, so lange sie bei ihm waren. Und sie predigten, daß er unsere Weisheit, unsere Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung, daß er der ewige Hohepriester nach der Ordnung Melchisedeks sey, der den Himmel uns aufgethan durch die Kraft seines Todes, mit großem Triumph dort eingezogen, und das Reich für uns in Besitz genommen habe; und daß das Opfer, als welches er sich selbst am Kreuze dargebracht, von so unendlicher Kraft und Wirkung und Gott so wohlgefällig gewesen sey, daß er dadurch ihn auf ewig versöhnt, und ein unwiderrufliches, nie aufhörendes Privilegium des Heiles und des Friedens Allen erworben, die an ihn glauben, und auf ihn als ihren einigen Erretter ihre Hoffnung setzen; und daß Gott an dem, was er für die Menschen gethan, ein solches Wohlgefallen gehabt, daß Alle, die ihm sich übergeben, wegen der Liebe des Vaters zu dem Sohne sich versichert halten könnten, kein Böses werde je über sie herrschen, noch sie überwinden; denn sicher würden sie über das stürmische Meer dieser Welt schiffen, bis sie eingelaufen seyen in den Hafen des ewigen Lebens. Alle Jünger, ein jeder an seinem Theil, verkündigten einmüthig diese frohe Botschaft an die Welt; aber einige von ihnen wählte der Herr aus, daß sie seine Geschichtschreiber seyen; diese, in seinem Auftrage, geleitet von dem heiligen Geist, setzten nach der Propheten Vorgang treulich in Schriften die Werke, die Worte und die Wunder des Herrn auf .... Die Geschichte dieser Dinge nun gleicht nicht anderen Geschichten und menschlichen Schriften. Diese sind etwas Todtes, Erzählungen vergangener Ereignisse, die nicht Wesen noch Kraft haben. Dagegen ist jene eine heilige Geschichte von Werken und Thaten, die alle Leben haben, und uns Gott erkennen und ihm gefallen lehren; mit ihnen kommt zugleich der heilige Geist auf uns, und die Kraft des Herrn, der sie gewirkt hat. Denn wir wissen und glauben fest, daß, was Christus damals durch seine Macht an denen that, die zu ihm kamen und ihn aufnahmen, dasselbe thut er auch heute noch wahrhaftig an allen denen, die sein Wort anhören und annehmen. Denn ist er auch leiblich abwesend von uns, so hat er doch in seinem Evangelio verheißen, gegenwärtig zu seyn mit seiner Allmacht, seiner Wahrheit, seiner Gnade, seiner Gerechtigkeit, und mit seinem Geiste, der Alle, die an ihn glauben, heilet, befreiet, umwandelt und erleuchtet. Und weil er nun gen Himmel erhöhet ist zur Rechten des Vaters, und wir ihn nun nicht mehr sehen und hören, wie die ihn sahen und hörten, welche damals lebten, da er auf dieser Welt predigte, so ist es nothwendig, daß wir, wenn wir selig werden wollen, ihn wie in einem lebendigen Spiegel in seinem Testamente sehen; da können wir ihn zu unserem Heil und zu seligem Troste unserer Gewissen Allen predigen hören, den Sündern ihre Sünden vergeben, die Betrübten trösten, die Besessenen befreien, die Aus-

sätzigen reinigen, die Lahmen und Blinden heilen und die Todten erwecken sehen. Und hören und sehen wir ihn also thun, so sollen wir frei und kühn zu ihm hintreten, und alle unsere Noth und Angst ihm bekennen; denn er ist in Ewigkeit derselbe, und hat sein Wesen nicht verändert, und die Liebe und Zuneigung zu uns nicht fahren lassen, die er gegen uns trägt, weil er uns erkauft hat. Und so hat er, nachdem er eine so außerordentliche Wohlthat uns hinterlassen, auch seinen Geist und seine Kraft uns vermacht, welche eben dasselbe und mit nicht geringerer Kraft in allen Hörern und Lesern wirken, was die Dinge damals wirkten an denen, die sie in Demuth ansahen und hörten.

„Zwei Ursachen haben mich bewogen, die nicht leichte Arbeit zu unternehmen, aus der Originalsprache in unsere gewöhnliche Romanische dies Buch zu übersetzen. Die eine ist die: da ich mich verpflichtet hielt zum Dienst meiner Landsleute nach dem Berufe, den der Herr mir gegeben hat, ihnen das Evangelium zu verkündigen, schien mir kein besseres Mittel, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil, diese Pflicht zu erfüllen, als wenn ich dies Buch, in ihre Sprache mit aller Treue übersetzt, ihnen übergäbe; indem ich darin dem Willen des Herrn gehorche, und dem Beispiel seiner Apostel nachfolge. Denn diese Lehre ist allen Völkern der ganzen Erde insgemein gegeben, daß sie in ihre Sprachen übersetzt und dadurch verstanden werde. Es ist eine Lehre für Vornehme und Geringe, Alte und Junge, Reiche und Arme, Freie und Knechte, Gelehrte und Ungelehrte, Sünder und Heilige. Alle haben Theil daran, und Jeder um so mehr, als er sich demüthigen und seine Vernunft ihr unterwerfen lernt. Hier gilt kein Ansehen der Person; wer lebendiger glaubt und inbrünstiger liebt, der versteht auch mehr davon. Denn um Jesu Jünger zu seyn, kommt es mehr auf Liebe und Unterwerfung des Willens, als große Einsicht an. . . . Die heiligen Apostel, welche die Absicht und den Willen ihres Meisters wohl kannten, schrieben, um ihr Amt wohl auszurichten, und zu bestellen, was er ihnen aufgetragen, nicht in Hebräischer Sprache, weil diese nur wenige Schriftgelehrte verstanden, auch nicht Syrisch oder Lateinisch, sondern Griechisch, denn diese Sprache verstand man damals in Asien und Europa, wo die Römer herrschten. Darum wollten sie, als Männer, die vom Geiste Gottes erleuchtet waren, um Alle zu reizen, daß sie Jesum Christum erkennen und lieben möchten, in einer Sprache zu ihnen reden, die sie verständen. Hätten die Apostel es für nöthig gehalten, oder irgend eine Heiligkeit darin gefunden, daß nicht Alle das Evangelium verständen, und namentlich nicht die Unwissenden und Laien, so würden sie ohne weitere Mühe ihre Schriften in einer dunkeln, nur den Gelehrten verständlichen Sprache haben verfassen können. Da sie es aber nicht gethan haben, so haben sie uns auch damit gezeigt, was wir thun sollen, wenn wir in Wahrheit ihre Schüler seyn wollen, und geleitet werden vom heiligen Geist, wie sie es wurden, und ganz zur Ehre dessen leben, der uns mit seinem eigenen, theuren Blute erkauft hat. — Die andere Ursach, die mich bewogen hat zu dieser Arbeit, war, dem Ruhme meiner Nation zu dienen. Denn diese ist überall berühmt als eine muthige und siegreiche; und eben so als eine, die reiner und freier von Irrthümern sey, welche sich gegen die christliche Religion erhoben haben, als alle andere Nationen. Nun gilt Andere besiegen für ruhmvoll bei den Menschen; aber sich selbst besiegen ist größerer Ruhm und größere Ehre bei Gott; denn über seine inneren Feinde zu triumphiren, ist der Weg, sich ihm gänzlich zu unterwerfen, und sie besiegen ist um so ruhmvoller, je gefährlicher der Krieg ist, den sie in unserem eigenen Hause führen, und je dauernder und köstlicher die Güter sind, die als Kampfpreis den Sieger erwarten. Und so ist es auch sicherlich eine rühmliche, ehrenvolle Sache, frei zu seyn von Irrthümern und Allem, was daraus folgt, und Jeder aus unserem Volke sollte daran arbeiten, daß dieser Ruhm uns nicht verloren gehe. Eben darum habe denn auch ich an meinem Theil Schutzwaffen meinem Volke geben wollen in diesem Buch, das da ewig behütet bleibt vor allem Übel, und in das der Irrthum nicht eindringen kann, in dem Neuen Testament, aus dem alle Lehren und Vorschriften, die vom Himmel uns zugekommen sind, herfließen, nach denen wir unfehlbar alle Irrthümer erkennen und sie in Wahrheit fliehen können. . . .

„Das Evangelium ist das Wort der Wahrheit, die Quelle des Lebens, eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben; die Christen wissen und verstehen das, der Unwissende aber wird umkommen in seiner Unwissenheit; der die Finsterniß lieb hat, wird ihr Kind und Erbe werden, und der Blinde, der dem Blinden folgt, wird in die Grube fallen. Es gibt nur Einen Weg zur Seligkeit, der ist, Christum erkennen und ihm nachfolgen, Glauben und Hoffnung auf Gott setzen, und inbrünstige Liebe haben gegen den Nächsten. Weigert ihr euch nun, das Evangelium zu haben, zu hören und zu lesen, welches Mittel habt ihr, jene Güter zu erlangen? Woher schöpft ihr eure Hoffnung? Worauf gründet sich eure Seligkeit? Wer wird euch beistehen in den Tagen der Trübsal? Wie wird euer Ende seyn? Wenn die, welche die Welt lieb haben, so viel Mühseligkeiten erdulden, um ihre eiteln Freuden zu genießen, sollten wir, die wir berufen sind, Gott zu erkennen, zu lieben und mit ihm in Gemeinschaft zu stehen, nicht dahin trachten, Jesu Jünger zu werden? sein Wort zu lesen, zu verstehen und uns damit vertraut zu machen? Wie das Evangelium ein Licht ist, so macht es auch zu Kindern des Lichtes; wie es Wahrheit ist, und ein verzehrendes Feuer, so macht es zu Liebhabern und Nachfolgern der Wahrheit, und zerstört die Irrthümer, und entzündet uns mit göttlicher Liebe, und verzehrt in uns die bösen Begierden. Und dieses Licht verliert nichts von seinem Wesen darum, weil die verloren gehen, welche es nicht aufnehmen wollen. Brot und Wein sind nothwendige Mittel zum Lebensunterhalt, wenn auch Viele sie zur Völlerei mißbrauchen. Es wäre aber doch eine sonderbare Art, dieses Laster an den Schuldigen zu strafen, wenn man die Unschuldigen vor Hunger und Durst sterben ließe.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 14. Juni. № 48.

Nachrichten von den Fortschritten und der endlichen Unterdrückung der Reformation in Spanien, vornehmlich nach Mac Crie's History of the Progress and Suppression of the Reformation in Spain. Edinburgh 1829. 8.

(Fortsetzung.)

„Die Sonne bringt vermöge ein' und derselben Kraft entgegengesetzte Wirkungen hervor, je nach Beschaffenheit der Dinge, die ihren Einfluß erfahren. Das harte Wachs wird weich und flüssig gemacht durch die Kraft ihrer Wärme; und dieselbe Kraft dörret und härtet die Erde. So verhärtet und vertrocknet auch die Sonne der Wahrheit Alle, die sich auflehnen und befestigen in ihrer Sünde; und machet weich und erwärmt diejenigen, welche ihre begangenen Sünden bereuen, und ohne Widerstreben sich ihr unterwerfen, und leitet und erleuchtet sie während dieses Lebens, bis sie zum Genuß des ewigen Lebens gelangen. Gibt es Menschen von so hartem Herzen, daß sie nicht erleuchtet seyn mögen von der Sonne der Wahrheit und aus der Finsterniß errettet werden, so sollen doch darum diejenigen, welche aus derselben herauszukommen wünschen, der Segnungen des evangelischen Lichtes nicht beraubt werden. Zwar ist Gott nicht blind, wie die sterblichen und verderbten Menschen, und es ist ihm nicht unbekannt, welchen Ausgang alle Dinge haben werden; er weiß Alles lange zuvor, ehe es geschieht; da er aber seinem Wesen nach barmherzig ist, so will er, daß Alle selig werden; durch ihn allein können wir dazu gelangen; daher werden die selig, welche seine Gnadenmittel ergreifen, und ihm gehorchen; die Undankbaren und die Lästerer aber haben keine Entschuldigung vor seinem Gericht, denn sie haben die Finsterniß mehr geliebt als das Licht. Dieser Wahrheit folgen und sie annehmen, das ist unser wahrer Ruhm, dadurch besiegen wir uns selbst, und alle Übel, die uns drücken und quälen; und das ist die Erfüllung des Versprechens, das wir, Jeder an seinem Theil, in unserer Taufe gegeben haben, da wir uns ganz Gott weihten, nämlich seinem heiligen Willen in Allem zu gehorchen, und nie in etwas zu willigen, was seinem Gebot zuwiderläuft. Und so viel daher einem jeden Christen daran liegt, in das ewige Leben einzugehen, so wichtig muß es ihm auch seyn, diesen Segen des göttlichen Wortes zu benutzen, da es das einzige Mittel ist, um des ewigen Lebens theilhaftig zu werden."

Wir kehren zu unserer abgebrochenen Erzählung zurück. Kaum war dem Häuflein der Lutherischen zu Sevilla in Ägidius ihr Führer genommen worden, als sie einen reichen Ersatz durch die Zurückkunft seines schon früher erwähnten Freundes Constantin Ponce de la Fuente, erhielten. Er war ein gebildeter, munterer, witziger Mann, verstand Griechisch und Hebräisch, und war während seines Universitätslebens anfangs ganz in die Richtung des Erasmus, Hutten, Crotus Rubianus ꝛc. hineingerathen, seinen Witz auf Kosten der Finsterlinge spielen zu lassen; sein Leben war dabei nicht fleckenlos gewesen. Aber je mehr er mit der heiligen Schrift bekannt wurde, die er, um sie erklären zu können, in den Originalsprachen studirte, desto ernster wurde sein Sinn, und sein Wandel tadellos, obwohl auch nachher das Treffende seiner oft scharfen, beißenden Reden die Bemerkung eines Zeitgenossen veranlaßte, er kenne Niemand, der den Constantin mäßig geliebt oder gehaßt hätte. Als er von dem Domkapitel zu Toledo zum Prediger an der Metropolitankirche gewählt worden war, lehnte er es mit Dank ab, indem er als Grund angab: „Er wolle die Gebeine ihrer Ahnen nicht stören," womit er auf den Streit eines früheren Erzbischofs mit dem Kapitel anspielte, der verlangt hatte, jeder seiner Geistlichen solle die Reinheit seiner Abstammung beweisen. Wahrscheinlich leitete Constantin eine Vorliebe für die evangelische Lehre nach Sevilla, wo er, wie früher schon erzählt wurde, den Dr. Ägidius unterstützte. Kaiser Karl V. hörte ihn dort predigen, und fand solch ein Wohlgefallen daran, daß er ihn sogleich zu einem seiner Kapläne ernannte; bald darauf gab er ihn seinem Sohne Philipp zur Begleitung auf einer Reise nach Flandern, „um," wie er sagte, „den Flamländern zu zeigen, daß es Spanien nicht an Gelehrten und Rednern fehle." Ungern verließ Constantin Sevilla, aber er hielt sich aus Gehorsam dazu verpflichtet. Auf seiner Reise lernte er verschiedene Protestanten kennen, deren Umgang einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint. Als er 1555 in sein Vaterland zurückkehrte, wurde er zum Professor der Theologie am Collegio doctrinae in Sevilla ernannt; zugleich hatte er einen Sonntag um den anderen in der Domkirche zu predigen. So groß war dann der Zulauf, daß schon um 4 Uhr Morgens die Zuhörer zu dem um 8 Uhr beginnenden Gottesdienste sich versammelten. Bald darauf bewarb er sich um die Stelle eines Canonicus magistralis an der Domkirche; er siegte in dem litterärischen Kampf, der der Ernennung voranging, zog sich aber damit vielen Neid zu, und erweckte sich eine mächtige Gegenparthei. In seiner neuen Stellung war Constantin bemüht, durch Schriften in seiner Muttersprache, die auch der gemeinste Mann verstehen konnte, reinere Erkenntniß zu verbreiten; er verfuhr aber dabei sehr vorsichtig, und noch konnten seine argwöhnischen Feinde nicht den Vorwurf der Ketzerei gegen ihn beweisen. Inzwischen mehrte sich die Zahl der heimlichen Protestanten, welche in größter Stille schon zuweilen Versammlungen hielten. Noch ahnte die Inquisition nichts davon, als eine Frau, Maria Gomez, die öfters an den Zusammenkünften Theil genommen, plötzlich in Wahnsinn verfiel, und in

diesem Zustande eine Menge Mittheilnehmer der Inquisition denunciirte. Francisco Zafra, ein Doctor juris, bei dem die Frau wohnte, früher öfters als qualificator S. Officii (Beurtheiler der Anklagen) gebraucht, und selbst zu der evangelischen Lehre hinneigend, ward vor das Tribunal gefordert; aber seinen bisherigen Charakter und den Wahnsinn der Frau wußte er zu benutzen, um der Inquisition ihren Argwohn auszureden. Inzwischen wählten die Protestanten sich förmlich einen Pastor in der Person des Christobal Losada, eines Doktors der Medicin; zum Gehülfen hatte er einen Mönch, Cassiodoro. Die Gemeinde versammelte sich im Hause einer reichen und vornehmen Dame, Isabella de Baena; zu ihr gehörten Don Juan Ponce de Leon, jüngerer Sohn des Grafen von Baylen, und rechter Vetter des Herzogs von Arcos; und Domingo de Guzman, Sohn des Herzogs von Medina Sidonia, ein Dominikaner, der für eine hohe Stelle in der Kirche bestimmt war; er besaß eine große Bibliothek, und darin die wichtigsten Lutherischen Schriften, die er angelegentlich verbreitete. In dem Dominikanerkloster von St. Paulus und dem Franziskaner Nonnenkloster der heiligen Elisabeth hatte die evangelische Lehre ihre Anhänger; die meisten Fortschritte aber machte sie in dem Hieronymitenkloster San Isidro del Campo, eine halbe Meile von Sevilla. Durch einen zaghaften, weltklugen Mann, Garcia de Arias, der aber insgeheim mit den Protestanten von Sevilla in Verbindung stand, war die evangelische Lehre zuerst in dies Kloster gedrungen. Als dieser die Gefahren voraussah, welche das immer auffallender sich ändernde Leben der Mönche ihnen und durch sie auch ihm selbst zuziehen konnte, wollte er sie von dem betretenen Pfade wieder ablenken; aber sie waren seiner Leitung schon entwachsen; besonders seit dem Jahre 1557 wurde die heilige Schrift nebst anderen evangelischen Schriften im Kloster eifrig gelesen; die Betstunden wurden mit Vorlesen und Erklären des göttlichen Wortes zugebracht, die Bilder wurden nicht zerstört, aber ihre Verehrung abgeschafft, und der Ablaßkram in der Umgegend gänzlich eingestellt. Auch noch auf andere Klöster und Personen des Hieronymitenordens erstreckte sich die Veränderung, die von San Isidro ausging. Francisco de Villalba, ein Hieronymit, der auf dem Tridentinischen Concil gewesen, Kaiser Karl V. zum Tode vorbereitet, und eine Leichenrede ihm gehalten hatte, von welcher Ohrenzeugen versicherten, daß ihre Haare dabei zu Berge gestanden, kam später in Verdacht Lutherischer Ketzerei und starb im Inquisitionsgefängniß.

Auch in Valladolid machte indeß die evangelische Lehre Fortschritte, und das Häuflein der Gläubigen erhielt dort an Augustin de Cazalla, dem Sohn eines Staatsbeamten, welcher Domherr zu Salamanca war, und da er Kaiser Karl als Almosenier durch Deutschland begleitete, dort wahrscheinlich mit der reinen Lehre bekannt geworden war, einen ausgezeichneten, talentvollen Vorsteher. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland 1552 lebte er drei Jahre in der Stille zu Salamanca, in brieflicher Verbindung mit den Protestanten zu Sevilla, dann zu Valladolid, im Hause seiner Mutter. Als Kaiserlicher Kaplan predigte er öfters vor Karl V., nach dessen Abdankung, im Kloster San Juste, zwar vorsichtig, doch so, daß unterrichtetere

Personen seine Gesinnungen erkennen konnten. Während der Zeit waren die Versammlungen der evangelisch Gesinnten im Hause seiner Mutter, und er ihr geistlicher Vorsteher. Auch hier verbreitete das Evangelium sich in die Klöster, besonders aber unter der Klasse von Frauen, die in Spanien beatas genannt werden, solche, die, ohne Ordensregel, ganz in Werken der Wohlthätigkeit leben. Ein vornehmer und ausgezeichneter Mann, Don Carlos de Seso, der zur Gemahlin Donna Isabella de Castilla, dem Castilischen Königshause verwandt, hatte, verband sich mit dieser Gemeinde, und verbreitete die evangelische Lehre noch an anderen Orten. In Neu-Castilien, vorzüglich in Toledo, ferner in Granada, Murcia und Valencia griff sie um sich; die meisten Anhänger zählte sie aber in Aragonien, wo es in Saragossa, Huesca und Balbastro Gemeinlein gab, die bei den Verfolgungen meistens jenseits der Pyrenäen in das benachbarte protestantische Bearn flüchteten. Ein katholischer Schriftsteller, Illescas, legt von der großen Verbreitung der evangelischen Lehre folgendes Zeugniß ab: „Alle Gefangene der Inquisition in Valladolid, Sevilla und Toledo waren ausgezeichnete Personen. Ich will ihre Namen hier mit Stillschweigen übergehen, um nicht durch ihren übeln Ruf die Ehre ihrer Ahnen und den Adel der vielen erlauchten Familien zu beflecken, welche von diesem Gifte angesteckt waren. Und wie diese Gefangenen bedeutende Personen waren, so war auch ihre Zahl so groß, daß ganz Spanien, hätte man nur zwei oder drei Monate länger dem Übel seinen Lauf gelassen, in Feuer und Flamme durch sie gerathen wäre."

Die große Anzahl vornehmer und reicher Personen, welche der evangelischen Lehre zugefallen waren, erklärt einigermaßen die merkwürdige Erscheinung, welche aber doch immer höchst auffallend bleibt, daß erst am Ende des Jahres 1557 die Inquisition die Anzeige erhielt, eine große Anzahl ketzerischer Bücher habe ihren Weg nach Spanien gefunden, und die Lutherische Lehre greife mit Macht um sich. Plötzlich aufgeschreckt, setzte sie ihre ganze vielarmige Polizei in Bewegung, und der erste, welcher ergriffen ward, war Julian Hernandez, ein Mann niederen Standes, der ein Neues Testament einem Schmidt hatte geben wollen. So freimüthig dieser Mann nun auch das ihm vorgeworfene Verbrechen, und seine ohne Hülfe menschlicher Bildung aus der heiligen Schrift geschöpfte Überzeugung bekannte, so waren doch weder Drohungen noch Versprechungen, weder ein dreijähriges Gefängniß noch die Tortur im Stande ihn zu bewegen, daß er einen seiner Lehrer oder Glaubensgenossen angab. Doch gelang es endlich in Sevilla durch abergläubische Furcht eines Gliedes der Lutherischen Gemeinde, in Valladolid durch den Beichtvater einer heuchlerischen Frau, welche ihrem Manne das Geheimniß entlockte, die protestantischen Versammlungen zu entdecken; und nun wollte die Inquisition „mit Einem Stoße das Schlangennest zertreten," wie sie sagte. In Sevilla wurden zweihundert Personen an Einem Tage verhaftet, in Valladolid achtzig; alle Gefängnisse wurden überfüllt, und wollten dennoch nicht ausreichen. Schrecken und Entsetzen ergriff viele der schwächeren Bekenner, so daß nur wenige sich durch die Flucht zu retten suchten, viele selbst der Inquisition sich angaben. Die Mönche von San Isidro wollten erst alle bleiben, faßten

aber zuletzt den Beschluß, jeder, so gut er könne, sich zu retten; und zwölf entkamen nach Genf.

Die Kunde von diesen Ereignissen, die sich zu Anfang des Jahres 1558 zutrugen, drang auch in die klösterliche Stille von S. Juste, wohin der lebensmüde Kaiser Karl V. sich zurückgezogen hatte; aber nicht, wie das fälschlich früher in Deutschen und anderen Werken (z. B. Salig) erzählt worden, war er damals milder als früher, oder gar günstig gegen die Reformation gestimmt; er schrieb von seinem Kloster aus an seine Tochter Johanna, Regentin von Spanien, an Juan de Verga, Präsidenten des Rathes von Castilien, und an den General-Inquisitor, und drang in sie, ihre äußerste Sorgfalt anzuwenden, daß sie die ganze Sekte verhafteten, und alle verbrennen ließen, nachdem sie vorher Alles angewandt hätten, sie zu Christen zu machen; denn er sey überzeugt, keiner unter ihnen werde je ein aufrichtiger Katholik wieder werden, so unwiderstehlich sey ihr Hang zum Grübeln. Gegen den Prior und die Mönche des Klosters rühmte er sich damit, daß er vormals allen Aufforderungen der Protestanten in Deutschland, ihre Bücher zu lesen und ihre Theologen vor sich zu lassen, entschieden widerstanden habe. „Wenn sie die Lutheraner," sagte er, „jetzt hier nicht alle verbrennen, so begehen sie einen großen Fehler, wie ich ihn beging, da ich Luther'n leben ließ. Obwohl ich ihm zu der Zeit ein sicheres Geleit versprochen hatte, weil ich damals die Ketzer noch durch andere Mittel zu unterdrücken hoffte, so war ich doch nicht an mein Versprechen gebunden, denn er hatte einen größeren Herrn, als ich war, beleidigt, Gott selbst; damals hätte ich können, ja sollen mein Wort vergessen, und Gottes beleidigte Ehre rächen. Hätte er mich allein gekränkt, so wäre ich schuldig gewesen, ihm mein Wort zu halten; aber weil ich ihm das Leben nicht nahm, griff die Ketzerei um sich, die sein Tod im Keime erstickt hätte." Mit diesen, auf sicheren Aussagen beruhenden Äußerungen ist das Testament des Kaisers in völligem Einklange, worin er seinen Sohn Philipp auf's Nachdrücklichste zur Verfolgung und Bestrafung der Ketzer auffordert.

Um die Zeit, wo die Inquisition ihre Thätigkeit begann, hatte kurz zuvor Philipp II. mit Frankreich Frieden, und mit dem Papste einen Vertrag geschlossen, und in enger Verbindung mit dem letzteren und einem geschickten und grausamen General-Inquisitor, Francisco Valdes, begann nun das blutige Verfolgungswerk mit einer Kraft und Consequenz, wie kein anderes Land etwas Ähnliches je erlebt hat. Durch ein Breve des hochmüthigen Papstes Paul IV. vom Jahre 1558 wurden alle früheren Aufträge an die Inquisition erneuert, und dem Valdes ausdrücklich befohlen, die Schuldigen zu verfolgen und die Strenge der Gesetze gegen sie geltend zu machen, namentlich sie all' ihrer Ämter und Würden zu berauben, „möchten sie nun Bischöfe oder Erzbischöfe, Patriarchen, Kardinäle oder Legaten, Barone, Grafen, Marquis, Herzöge, Könige oder Kaiser seyn." Zugleich erließ Philipp II. das furchtbare Gesetz, das Todesstrafe und Einziehung aller Güter jedem drohte, der ein von dem heiligen Officium verbotenes Buch verkaufen, kaufen, lesen oder besitzen würde. Der General-Inquisitor erhielt noch außerdem vom Papste den ausdrücklichen Auftrag, da die Lutherische und andere Ketzereien in Spanien eingedrungen seyen, und er Grund habe zu vermuthen, daß auch Bischöfe davon angesteckt worden, zwei Jahre lang eine genaue Prüfung aller Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen und Primaten des Königreiches vorzunehmen, sie nöthigenfalls zu verhaften, es sogleich dem Papste anzuzeigen, und sie so schleunig als möglich nach Rom zu senden. Alle diese Schreckensmaaßregeln noch zu verstärken, erließ der Papst 1559 eine Bulle, worin er die Inquisition bevollmächtigte, — gegen die bestehenden Gesetze derselben — auch solche Lutheraner dem weltlichen Arm zu überliefern, die vollständigen Widerruf geleistet und nicht wieder zurückgefallen seyn. Dies war das Äußerste, wohin je die Gewissenstyrannei es hat kommen lassen; so ausgerüstet setzte sich nun die ungeheure Blutmaschine in Bewegung.

Unter den ersten, welche verhaftet wurden, war Constantin Ponce de la Fuente. Als Karl V. dieses sein Schicksal erfuhr, rief er aus: „Ist Constantin ein Ketzer, dann ist er ein großer!" Und als er hörte, er sey schuldig befunden worden, sagte er: „Ihr könnt keinen größeren verurtheilen!" Constantin war seit längerer Zeit in allen seinen Worten und Handlungen sehr vorsichtig gewesen, und, vielleicht in falschem Selbstvertrauen, forderte er die Inquisitoren heraus, ihm etwas Ketzerisches nachzuweisen. Aber durch Verrath einer Frau fand man eine Handschrift von ihm, die das offenste Bekenntniß zur evangelischen Lehre enthielt; und er machte nun keinen weiteren Versuch, sich zu vertheidigen. So lange Kaiser Karl V. lebte, hatte dieser sein ehemaliger Almosenier ein schönes, anständiges Gefängniß; sobald er todt war, und Constantin nicht das Geringste über seine Mitschuldigen aussagen wollte, ward er in ein feuchtes Loch geworfen, worin er nach zweijähriger Einsperrung elend umkam. Als sein Bild, in seinem gewöhnlichen Anzuge, verbrannt werden sollte, erwachten auf einmal alle Erinnerungen an seine mächtigen, erwecklichen Predigten in dem umstehenden Volke; und die allgemeine Theilnahme, die für Constantin sich aussprach, nöthigte die Inquisition, die Feierlichkeit abzukürzen. Außerdem hatte sie aber noch das demüthigende Geschäft, einige seiner Bücher, die mit ihrer Genehmigung früher erschienen waren, verbieten zu müssen; ja, aus einem seiner Werke, das auf Königlichen Befehl in Madrid erschienen war, mußte der Expurgator die Worte über ihn ausmerzen: „der größte Philosoph, der tiefste Theologe und beredteste Prediger, den Spanien seit Jahrhunderten gehabt hat." Das Schicksal Constantin's, auf jämmerliche Weise in den ungesunden Kerkern zu sterben, theilten noch mehrere andere Schlachtopfer; eine beata ward durch die Verzweiflung sogar verleitet, mit einer Scheere sich das Leben zu nehmen; während ihres dreitägigen Todeskampfes versuchten es ein paar Mönche, sie zu bekehren, die sie aber als unmenschliche Ungeheuer von sich stieß. (Schluß folgt.)

Kann ἐστι übersetzt werden: es bedeutet? Von Dr. Olshausen.

In der Ev. K. Z. Jahrg. 1834 Nr. 32. bemerkt ein Ungenannter, er habe sich gewundert, daß auch ich der Meinung sey, ἐστι könne übersetzt werden: es bedeutet. Die von dem Verfasser des Aufsatzes beigebrachten Gründe haben mich nicht

überzeugt, daß ich darin irre; ja sie haben mir im Gegentheil zur Anschaulichkeit gebracht, daß die entgegengesetzte Ansicht ganz unhaltbar ist und ihre Vertheidigung nur auf Mißverständnissen beruhen kann. Um nämlich unseren Differenzpunkt, der nach dem berührten Aufsatz nicht klar erkannt werden kann, rein herauszustellen, so sind wir über die Lehre vom Abendmahl, auch über die Erklärung des τοῦτό ἐστι τὸ σῶμά μου, ganz einig; ich weiche bloß von dem Herrn Verfasser darin ab, daß ich Matth. 26, 26. nicht als die Beweisstelle für die richtige Lehre vom Abendmahl ansehe, weil ich der Überzeugung bin, daß die Worte: „das ist mein Leib," nicht eine Erklärung über das Sakrament enthalten, sondern das Problem sind, welches die Wissenschaft eben lösen soll. Der Verf. dagegen betrachtet die Einsetzungsworte selbst als die Beweisstelle für die richtige Lehre und muß demnach behaupten, die Worte ließen sich nur auf eine Weise erklären. Zwei Fragen wären demnach zu beantworten: 1. welches ist die Beweisstelle für die Lehre vom Abendmahl? 2. wie ist τοῦτό ἐστι zu erklären? Was die erstere betrifft, so hat sie weder der Herr Verf. behandelt, noch ist hier der Ort, sich näher auf dieselbe einzulassen; ich bemerke daher nur kurz, daß nach meiner Ansicht die Einsetzungsworte des Abendmahls eben so wenig eine Beweisstelle für die Lehre vom Abendmahl bilden können, als die Taufformel eine Beweisstelle für die Lehre von der Taufe enthält. Hätten wir nichts über die Taufe als die Formel: „ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," so würde es nicht möglich seyn, die Eigenthümlichkeit des Sakraments der Taufe biblisch zu begründen. So auch bei dem Sakrament des Abendmahls; die Einsetzungsworte bilden das Problem, dessen Lösung aus anderen Stellen zu entnehmen ist. Könnte sich der Herr Verf. nun nur überzeugen, daß die Lehre vom Abendmahl aus anderen Stellen genugsam zu begründen ist, dann würde er auch die Verhandlung über das τοῦτό ἐστι ruhiger führen können. Bei seiner jetzigen Ansicht aber begleitet ihn immer die Furcht, mit zugestandener Möglichkeit einer anderen Auffassung dieser Formel den Beweis für die ihm mit Recht so wichtige Lehre vom Abendmahl zu verlieren. Diese Besorgniß wäre aber selbst dann nichtig, wenn wir keine andere Stellen hätten, die vom Abendmahl handelten, und die Einsetzungworte in der That auch die Beweisstelle bildeten. Denn die Möglichkeit, gewisse Worte an und für sich betrachtet anders zu erklären, kann man ja gerne zugeben, wenn nur aus dem Zusammenhange sich klar darthun läßt, daß dieselbe am vorliegenden Ort nicht statt haben kann.

Es bleibt uns demnach bloß die rein grammatische Frage übrig, welche auch allein den Herrn Verf. beschäftigt. Er scheint nun davon auszugehen, daß man dem Worte εἶναι eine neue Bedeutung obtrudire, wenn ἐστι gefaßt wird „es bedeutet," deshalb bemüht er sich darzuthun, εἶναι hieße überall „seyn." Allein dies ist ja ein offenbares Mißverständniß! Wenn gesagt wird, ἐστι kann heißen „es bedeutet," so soll damit nur behauptet werden, daß es nicht bloß bei eigentlichen Ausdrücken, sondern auch bei tropischen Redeweisen vorkommt. Das Wesen eines Tropus aber liegt weder im Subjekt, noch im Prädikat, noch in der Copula allein, sondern es liegt im ganzen Satz, in der Verbindung des Prädikats mit dem Subjekt durch die Copula. Wenn ich demnach den Tropus: die Sonne ist die Königin des Himmels, betrachte, so kann ich sagen: „ist" steht in demselben für „bedeutet," d. h. der angegebene Satz soll aussagen, daß die Sonne das unter den Gestirnen darstellt, was die Königin in ihrem Reich; keineswegs soll aber dem Worte „seyn" durch jene Behauptung eine zweite Bedeutung zugeschrieben werden. Was wird wohl damit gewonnen, wenn Jemand sagen wollte, nein, das „ist" hat in diesem Tropus seine eigentliche Bedeutung; hier bezeichnet nämlich der Ausdruck „Königin" nicht eine menschliche Fürstin, sondern eine tiefere Idee, das Herrschen überhaupt, diese Idee aber erfüllt die Sonne wirklich, sie bedeutet sie nicht bloß? Ganz ähnlich sind aber die Bemerkungen des Verf., wodurch er die eigentliche Bedeutung des ἐστι festzuhalten sucht; man könnte ihm dieselben gerne zugeben, aber damit wäre er keinen Schritt weiter, er hätte höchstens gewonnen, daß man die Ausdrucksweise „es bedeutet" fallen ließe, aber die Sache bliebe unverändert. Bei der Erklärung der Einsetzungsworte handelt es sich vielmehr darum, ob dieselben tropisch oder nicht zu verstehen sind; aus τοῦτό ἐστι kann aber nichts gegen die tropische Auffassung gefolgert werden, denn εἶναι wird in allen Tropen angewendet. Soll demnach dargethan werden, daß die Worte „dies ist mein Leib" nicht tropisch verstanden werden dürfen, so muß der Beweis dafür anderswoher geführt werden. Die Möglichkeit aber, dieselben (man bemerke wohl, an und für sich betrachtet) tropisch zu verstehen, wird der Verf. nicht läugnen können, und weiter habe ich nichts behaupten wollen. Legt man in der Beweisführung der Lehre vom Abendmahl aus der Schrift Nachdruck auf das τοῦτό ἐστι, so begünstigt man überdies leicht die katholische Ansicht. Sollen nämlich die Worte: das ist mein Leib, als Beweis gebraucht werden, so ist nicht zu läugnen, daß mit Festhaltung des ist in seiner eigentlichen Bedeutung sie die katholische Lehre vom Abendmahl am genauesten bezeichnen, der zufolge das Brodt aufgehört hat Brodt zu seyn und der Leib Christi ist. Dagegen kann die Lutherische Auffassung der Worte: in, mit und unter dem Brodte ist der Leib Christi, aus den Worten, sofern man sie allein betrachtet, unmöglich abgeleitet werden. Es ist daher nicht abzusehen, was uns abhalten soll anzuerkennen, daß in den Worten τοῦτό ἐστι τὸ σῶμά μου, das ἐστι, sofern diese Stelle isolirt betrachtet wird, auch „es bedeutet" übersetzt werden könnte; oder um diesen mißverständlichen Ausdruck zu vermeiden, daß der ganze Satz sich tropisch verstehen ließe, so daß der Sinn wäre: dieses Brodt stellt meinen Leib bildlich dar, ist ein Symbol meines Leibes. Erst aus anderen Stellen, besonders aus Joh. 6., in welchem Capitel ich den Schlüssel zur Abendmahlslehre finde, läßt sich diese Auffassung der Worte widerlegen und darthun, daß die Lutherische Ansicht im wesentlichen die richtige ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 18. Juni. № 49.

Nachrichten von den Fortschritten und der endlichen Unterdrückung der Reformation in Spanien, vornehmlich nach Mac Crie's History of the Progress and Suppression of the Reformation in Spain. Edinburgh 1829. 8.

(Schluß.)

Fast zwei volle Jahre vergingen unter den Vorbereitungen: nd erst am 21. Mai 1559 wurde das erste feierliche auto de e zu Valladolid gehalten. Don Carlos, Prinz von Astu- ien, die verwittwete Königin von Portugal, und Personen ller Stände waren zugegen; die Feier dauerte von 6 Uhr Mor- ens bis 2 Uhr Nachmittags, und alle blieben anwesend. Drei- ig Gefangene wurden vorgeführt, von denen sechzehn mit der irche versöhnt, vierzehn dem weltlichen Arm übergeben wurden; nd aus dieser letzten Zahl wurden zwei lebendig verbrannt, die nderen zuvor erwürgt. Zu der ersten Klasse gehörten Personen er höchsten Stände. Don Pedro Sarmiento de Roxas, Sohn des ersten Marquis von Poza, wurde feierlich seiner hrenzeichen als Ritter von Santiago beraubt, seines Amts ntsetzt, verurtheilt, lebenslänglich gefangen einen Sanbenito zu ragen und für infam erklärt. Sein Neffe, der älteste Sohn es zweiten Marquis von Poza, wurde für unfähig erklärt, ie Titel und Güter seines Vaters zu erben. Und so trafen hren-, Geld- und Gefängnißstrafen noch eine bedeutende An- ahl vornehmer Personen. Augustin de Cazalla verlor unter er Tortur den Muth, bekannte, er habe Lutherische Lehren ehegt, vorgetragen aber nur an Gleichgesinnte. Er wurde zum ode verurtheilt; Furcht überfiel ihn, und er fragte seinen Beicht- ater, ob es noch etwas gebe, wodurch er sein Leben retten önne; dieser sagte, es könne vielleicht geschehen, wenn er alles ekennen wolle, was die Zeugen gegen ihn ausgesagt hätten. un entschloß er sich zwar ruhig zu sterben; auf dem Richtplatz ber erwarb er sich noch durch einige reuevolle Worte die Gunst, or dem Verbrennen erdrosselt zu werden. Mit ihm litten wölf andere angesehene Personen dieselbe Strafe, alles Prote- anten, bis auf einen jüdischen Renegaten. Die beiden Mär- rer bei diesem Auto, welche lebendig auf den Scheiterhaufen eführt wurden, waren des vorgenannten Bruder, Francisco e Vibero Cazalla, Pfarrer zu Hormigos, und Antonio erezuelo, Advokat aus Toro. Da der erstere seinen Bru- er unter den Reuigen sah, selbst aber durch einen Maulkorb erhindert wurde zu reden, gab er seinen Schmerz durch Ringen er Hände kund; dann stieg er muthig in die Flammen. He- ezuelo gab während der Untersuchung nicht das geringste Zei- en von Furcht, oder einen Wunsch zu erkennen, durch Ver- läugnung irgend einer Art seine Strafe zu lindern. Nur ein- mal sah man tiefen Schmerz auf seinem Gesicht, als er seine Frau bei dem Auto im Gewande einer Büßenden erblickte. Die Mönche, die ihn bekehren wollten, ließ er ohne ein Zeichen der Aufmerksamkeit reden; da aber sein ehemaliger Lehrer Cazalla die Schwäche hatte, auf jener Anstiften auch eine Ermahnung an ihn zu richten, warf er einen Blick des Unwillens und der Verach- tung auf ihn, der Cazalla verstummen machte. Illescas, der früher genannte Römische Geschichtschreiber, sagt von ihm: „Der Advokat Herezuelo ließ sich mit nie gesehener Hartnäckigkeit ver- brennen. Ich stand so nahe bei ihm, daß es mir möglich war, alle seine Minen und Bewegungen deutlich zu beobachten. Er konnte nicht sprechen, denn wegen der Lästerungen, die er ausstieß, hatte man ihm einen Maulkorb vorgelegt; seine ganze Haltung aber zeigte ihn als den verstocktesten Menschen, der, ehe er sich entschließen konnte, mit seinen Gefährten gläubig zu werden, viel lieber in den Flammen sterben wollte. Obwohl ich ihn ganz von Nahem sah, bemerkte ich doch nicht das geringste Zeichen von Furcht, keinen Ausdruck des Murrens an ihm; nur eine tiefe Betrübniß war über sein Gesicht verbreitet, tiefer, als ich je etwas gese- hen. Es hatte etwas Entsetzen Erregendes, ihn anzusehen, wenn man daran dachte, daß in einigen Augenblicken er mit seinem Meister Luther in der Hölle seyn werde." Doch sollte dieser ehrwürdige Zeuge jenseits auch über den Schmerz getröstet werden, welcher ihm noch die Todesstunde verbitterte. Seine Frau, Leanor de Cisneros, zwei und zwanzig Jahr alt, war durch die Kerkerleiden und die Tortur, vielleicht auch durch die Lüge, daß ihr Mann sich unter den Büßenden befinde, von den Mönchen dahin gebracht worden, gegen ihre Überzeu- gung sich schuldig zu bekennen; aber der scheidende Blick ihres Mannes stach ihr durch's Herz, sie nahm ihr Bekenntniß zurück, mußte von Neuem acht Jahr im Kerker zubringen, und litt, nach einem feierlichen Auto, zu Valladolid den Feuertod. Auch ihr Ende hat Illescas beschrieben. „Am 26. September 1568 ward die Gerechtigkeit vollstreckt an Leanor de Cisneros, der Wittwe des Advokaten Herezuelo. Sie ließ sich lebendig verbrennen, der Bemühungen ungeachtet, welche angewendet wurden, sie zu einem Geständniß ihrer Schuld zu bewegen. Zuletzt widerstand sie noch, was doch einen Stein hätte erwei- chen müssen, einer bewundernswürdigen Predigt, welche bei dem Auto jenes Tages Se. Excellenz Don Juan Manuel, Bischof von Zamora, hielt, ein eben so gelehrter und beredter, als von dem edelsten Blut abstammender Mann. Nichts konnte aber das verhärtete Herz dieser widerspänstigen Frau bändigen."

Ein zweites auto de fe wurde für die Rückkehr König Philipp's II. aus den Niederlanden aufbehalten; am 8. Ok- tober 1559 erschienen auf demselben neun und zwanzig Perso-

nen, wovon sechzehn Büßende waren, dreizehn aber den Feuertod starben. Unter den letzteren befand sich der oben genannte herrliche Don Carlos de Seso. Im Angesichte des Todes, am Tage vor dem Auto, setzte er noch schriftlich sein Glaubensbekenntniß auf; in der Prozession erschien er mit dem Maulkorbe, der ihm erst auf dem Scheiterhaufen abgenommen wurde. Bis dahin hatten die Mönche unermüdlich ihn zur Umkehr ermahnt; an dem Marterpfahl stehend rief er ihnen endlich mit lauter Stimme entgegen: „Es wäre mir leicht, euch zu zeigen, daß ihr vielmehr eure Seelen in's Verderben stürzet, weil ihr meinem Beispiel nicht folget; doch meine Zeit ist verflossen; Henker, zündet das Feuer an, das mich verzehren soll!" Und ohne Zucken oder Seufzen starb Don Carlos de Seso in den Flammen. — Auf eigenthümliche Weise schauderhaft war ein anderer Fall bei diesem Auto. Eine Nonne des Klosters San Belen, Donna Marina Guevara, bekannte im Gefängnisse, sie habe einige Lutherische Lehren zwar angenommen, aber ohne ihre Bedeutung recht zu kennen, und sie wünsche mit der Kirche sich wieder zu versöhnen; doch wurde ihre Bitte ihr abgeschlagen, weil sie nicht Alles gestehen wollte, was die Zeugen gegen sie ausgesagt hatten, und weil sie läugnete, der Lutherischen Lehre von Herzen beigepflichtet zu haben. Als auf Befehl der Inquisitoren die Zeugenaussagen ihr mitgetheilt wurden, erwiderte sie, es scheine ja fast, als wolle man ihr die Irrthümer durchaus beibringen, die sie doch nicht gehegt, statt sie von denen abzuziehen, die sie unvorsichtig angenommen habe; ihr Eid, den sie vor Gericht geleistet habe, verstatte ihr aber nicht, Dinge zu bekennen, woran sie unschuldig sey. Vornehme Verbindungen, die sie hatte, darunter der Groß-Inquisitor Valdes selbst, versuchten sie zu retten; doch das Gericht verurtheilte sie, erdrosselt und dann verbrannt zu werden, und bestätigte so einen Ausspruch, den Philipp II. dem Sohne des Marquis von Poza that: Es sey Niemand in Spanien seines Lebens sicher, der ein Haar breit von dem Glauben der Römischen Kirche weiche, oder nicht unbedingt den Befehlen der Inquisition sich unterwerfe.

In Sevilla wurde am 24. September 1559 auf dem Platze des heiligen Franciscus das erste feierliche Auto gehalten. Ein und zwanzig Personen litten den Tod, und achtzig wurden zu geringeren Strafen verurtheilt. Zu den ersteren gehörte Don Juan Ponce de Leon, Sohn des Grafen von Baylen; Doktor Juan Gonzalez, von Maurischen Vorfahren abstammend, ein Priester, der mit Eifer die evangelische Lehre verbreitet hatte, und nun mit dem freudigsten Bekenntnisse, seine mit ihm sterbenden Schwestern tröstend, den Tod litt; vier Mönche von San Isidro, unter ihnen der früher schwankende, wetterwendische, im Gefängniß aber muthig gewordene Garcia de Arias; Fernando de San Juan, Vorsteher des Collegii doctrinae; Dr. Christobal Losada, der Prediger der protestantischen Gemeinde; und vier vornehme Frauen, „die keine Erlösung annahmen, auf daß sie die Auferstehung, die besser ist, erlangten." — Bei dem zweiten Auto, dem König Philipp II. beiwohnte, am 22. December 1560, wurden vierzehn hingerichtet, und vier und dreißig zu geringeren Strafen verurtheilt. Hier wurden die Bildnisse der Doktoren Ägidius und Constantin, und des Juan Perez, dessen schöne Vorrede zum Neuen Testament wir mitgetheilt haben, verbrannt. Obenan stand der als zuerst ergriffen vorher genannte Julian Hernandez; am Morgen der Hinrichtung sagte er im Hofe des Gefängnisses zu den Mitgefangenen: „Nun, guten Muthes, meine Gefährten! Jetzt ist es Zeit, daß wir uns als tapfere Streiter Jesu Christi zu beweisen haben. Laßt uns nun ein treues Zeugniß für seine Wahrheit ablegen vor Menschen, dann wird er sich in wenig Stunden vor seinen Engeln zu uns bekennen, und wir werden mit ihm triumphiren im Himmel." Der Maulkorb brachte ihn zum Schweigen, aber mit Blicken und Gebährden fuhr er noch fort, die Anderen aufzumuntern; am Scheiterhaufen kniete er nieder, und küßte den Stein, auf dem er errichtet war; dann stand er auf, und auf dem Wege nach oben steckte er seinen bloßen Kopf selbst in die Flammen, um sie willkommen zu heißen. Als er, am Pfahl angebunden, sich zu beten anschickte, erklärte ein anwesender Priester, Don Fernando Rodriguez, seine Stellung für ein Zeichen der Reue, und hieß ihm den Maulkorb abnehmen. Kaum war es geschehen, als Julian ein kurzes Glaubensbekenntniß ablegte, und danach den Rodriguez beschuldigte, er verläugne heuchlerisch aus Menschenfurcht seine bessere Überzeugung. Wüthend rief der Priester aus: „Wie? soll Spanien, die Siegerin und Königin der Nationen, ihren Frieden stören lassen durch einen winzigen Schuft? Henker, thut eure Pflicht!" Sogleich wurde der Scheiterhaufen angezündet; die Soldaten aber, in Bewunderung seiner Kühnheit, kürzten seine Qualen ab, indem sie ihn mit ihren Piken durchstachen. Zugleich mit ihm wurden acht Frauen lebendig verbrannt, und unter ihnen dieselbe Maria Gomez, welche früher in ihrem Wahnsinn die Angeberin der Protestanten geworden war, mit ihren drei Töchtern und ihrer Schwester. Nachdem das Todesurtheil ihnen vorgelesen worden, ging eine der jungen Frauen zu ihrer Tante, die sie im evangelischen Glauben unterrichtet hatte, dankte ihr auf den Knien für die Lehren, welche sie von ihr empfangen, bat ihr alles ab, womit sie sich gegen sie versündigt haben möchte, und wünschte noch ihren letzten Segen mitzunehmen. Die Tante richtete sie auf, versicherte sie, daß sie nichts als Liebe von ihr erfahren habe, und wies sie auf den außerordentlichen Beistand hin, welchen der Heiland den Seinigen in den heißesten Leidensstunden verheißen habe. Dann umarmten sie sich alle fünf, und riefen sich noch Trostesworte zu. Völlig bewegungslos sah das Inquisitionsgericht und die Menge umher diesen erschütternden Auftritt mit an. — „Und was soll ich mehr sagen? Die Zeit würde mir zu kurz, wenn ich sollte von allen erzählen, welche durch den Glauben des Feuers Kraft ausgelöscht haben, kräftig geworden sind aus der Schwachheit, stark geworden im Streit." Nur noch von einigen höher gestellten Geistlichen und historischen Personen, welche in diese Ereignisse verflochten wurden, ein Paar Worte.

Bartholomäus de Carranza y Miranda, Erzbischof von Toledo, hatte dem Tridentinischen Concil beigewohnt, und nachher König Philipp II. nach England begleitet, wo er thätigen Antheil an der Untersuchung gegen die zum Tode zu verurtheilenden Protestanten nahm; 1558 wurde er Erzbischof Primas

on Spanien; noch war er aber nicht mehr als einige Monate
m Besitze dieser Würde, als er der Inquisition denunciirt, und
n das Gefängniß zu Valladolid geworfen wurde. Er hatte
zwar niemals offen sich zu evangelischen Grundsätzen bekannt; er
scheint zu den Männern gehört zu haben, welche im Allgemeinen
biblischer und freier dachten, ohne doch mit einem entschiedenen
Bekenntniß hervortreten zu mögen, und alles Heil von langsa-
mer, allmähliger Einwirkung erwarteten. Darum mißbilligte er
das Benehmen vieler seiner Schüler und Freunde, die kühner
verfuhren, als er, konnte sich aber doch nicht entschließen, sie der
Inquisition zu denunciiren. Dies war die Hauptbeschuldigung
gegen ihn; eine zweite war, daß sein Katechismus statt der Kir-
chenlehre lauter Bibellehre vortrage. Nach siebenjährigem Ge-
fängniß wurde er nach Rom geschleppt, und erst am 14. April
1576, nachdem noch fast eilf Jahre verflossen waren, sprach
Papst Gregor XIII. über ihn das Urtheil aus, daß Carranza
der Ketzerei dringend verdächtig sey, suspendirte ihn noch auf
fünf Jahre vom erzbischöflichen Amt, bestätigte das Verbot sei-
nes Katechismus, und befahl ihm, sechzehn Lutherische Sätze ab-
zuschwören. Ehe dies aber noch geschehen konnte, erkrankte und
starb Carranza nach siebzehnjährigem Gefängniß. — Nächst die-
sem Primaten wurden noch acht Bischöfe und fünf und zwanzig
Doktoren der Theologie, darunter die gelehrtesten Männer Spa-
niens, von denen viele auf dem Tridentinischen Concil gewesen
waren, der Inquisition denunciirt, und nur wenige entgingen
ihren Händen ohne einen Widerruf. — Am 25. Februar 1560
feierte die Inquisition zu Toledo ein großes Auto zu Ehren der
zweiten jungen Gemahlin Philipp's II.; dort leistete Don
Carlos, der Thronerbe, den feierlichen Eid; und Herzog Hein-
rich X. von Braunschweig und Lüneburg, der zugegen war,
überlieferte einen seiner Lutherischen Bedienten den Flammen.

Das Jahr 1570 kann man als den Zeitpunkt ansehen, wo
die evangelische Religion vollständig in Spanien unterdrückt ward.
Von da an fiel zwar hie und da noch ein Protestant unter der Si-
chel der Verfolgung; aber es war nur wie eine dürftige Nachlese
gegen die frühere reichliche Erndte. Unter 57 Personen, welche
1654 auf einem Auto zu Cuença verurtheilt wurden, befand
sich nur Ein Lutheraner. So war auch nur Einer unter den
118 Verurtheilten, welche 1680 auf einem auto de fe, das der
Verheirathung König Karl's II. zu Ehren gehalten wurde, auf
dem Schaffot vorgeführt wurden, und auch dieser Protestant
wurde nur im Bildniß verbrannt. Unter den 1,600 Personen,
die noch im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Spanien
lebendig verbrannt wurden, finden sich keine Protestanten. Doch
im neunzehnten Jahrhundert hat Spanien noch einen protestanti-
schen Märtyrer aufzuweisen: Don Miguel Solano aus Verdun
in Aragonien, Vikar von Esco im Bisthum Jaca. Er hatte
früher die scholastische Philosophie studirt, allmählig aber sich von
ihren Fesseln losgemacht; durch liebevolles Eingehen auf die äuße-
ren Umstände seiner Pfarrkinder hatte er ihre Herzen gewonnen.
Eine lange, schwere Krankheit machte ihn zum Krüppel; in die-
sem Zustande studirte er fleißig die heilige Schrift, und bildete
sich ein Glaubensbekenntniß, was in der Hauptsache mit dem
evangelischen übereinstimmte, und was er seinem Bischof, und
da er von diesem keine Antwort erhielt, der theologischen Fakul-
tät zu Saragossa vorlegte. Sogleich ward er in's Inquisi-
tionsgefängniß geworfen; es gelang ihm zwar, nach Oleron in
Frankreich zu entkommen, aber seine Flucht ward ihm leid, und
er beschloß, die Wahrheit auch im Angesichte des Todes zu be-
kennen. Da er sich seinen Richtern wieder gestellt hatte, gestand
er die Beschuldigungen ein, erklärte aber zugleich, nach langem
Nachdenken, bei dem aufrichtigsten Bestreben, die Wahrheit zu
finden, und einzig auf das Wort Gottes vertrauend, sey er zu
jenen Überzeugungen gekommen. Der Erzbischof Arce von Sa-
ragossa, ein naher Freund des Friedensfürsten, war damals Groß-
Inquisitor, ein Mann, der des heimlichen Unglaubens verdächtig
war; der Gedanke einer Feuerstrafe unter seiner Verwaltung
widerstand ihm; alle seine Versuche, die Sentenz zu mildern,
oder den Inculpaten als gemüthskrank darzustellen, oder ihn zum
Widerruf zu bewegen, mißlangen ihm; indeß wurde Solano
krank, und starb nach zwanzig Tagen, nachdem er die Hülfe
eines Beichtvaters ausgeschlagen hatte, im Jahre 1895.

So endigten die Versuche zur Einführung der Reforma-
tion in Spanien. Von denjenigen, welche dem Scheiterhaufen
oder dem Kerker entrannen, flohen die meisten nach England
und nach Genf; an letzterem Orte schmolzen sie mit den zahl-
reicheren evangelischen Italienern zu Einer Gemeinde.

Wenn wir als evangelische Christen froh und dankbar die
Segnungen genießen, welche auch noch in unserer verfallenen
Kirche die offene Verkündigung des lauteren Evangeliums, der
freie Zugang zu dem Lebensquell des göttlichen Wortes, und eine
eben so tief eindringende als sorgfältig ausgebildete kirchliche Lehre,
welche ferner die Freiheit der Forschung und die daraus hervor-
gehende reiche Ausbildung des geistigen Lebens uns gewähren,
so fragen wir erstaunt: Wodurch verschuldeten es die muthigen
Bekenner von Sevilla und Valladolid, wodurch verschuldete
es das edle, reich begabte Spanische Volk, daß ihm das Licht
entzogen, daß das Blut der Märtyrer nicht der Saame der
Kirche in ihrem Lande wurde? Als der Heiden Apostel mit
inniger Betrübniß Israels Fall und der Heiden Erhebung ge-
schildert, und mit dem Hinblick auf die dereinstige Wiederannahme
auch des Israelitischen Volks seine Betrachtung geendet mit den
Worten: „Gott hat es Alles beschlossen unter den Unglauben,
auf daß er sich Aller erbarme" — fügt er staunend bei diesem
Blick in die auch ihm noch zum Theil verhüllte Geschichte des
Reiches Gottes die Worte hinzu: „O welch eine Tiefe des Reich-
thums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie gar un-
begreiflich sind seine Gerichte, und wie unerforschlich seine Wege!"
So wollen auch wir ihm nachsprechen; aber erst, nachdem wir,
wie Paulus, einen Blick gewagt haben in diese Reichthümer, die
in der Betrachtung der göttlichen Wege und Gerichte verborgen
liegen. Seit dem Verfalle der christlichen Kirche in der nach-
apostolischen Zeit war immer mehr, anfangs die Lehre, nachher
die Verfassung der Kirche als eine das ganze Leben beherrschende
objektive Macht aufgetreten; die Kirche, die Rechte des Sub-
jekts verkennend, und seine Bedürfnisse nicht befriedigend, mußte
eben darum in eine äußerliche, abstrakte Theokratie ausarten.
Es wurde früher gezeigt, und eine Reihe von Zügen in der obi-

gen Erzählung hat es bestätigt, wie gänzlich in Spanien das Christenthum in jedem Sinne des Wortes naturalisirt worden war. Es ist dies eben jene falsche, trügerische Einheit des Göttlichen und Menschlichen, wo zwar, vor erwachter Verstandesthätigkeit, das Christenthum das natürlich Menschliche veredeln, einen Aufschwung, eine Begeisterung hervorrufen kann, welche das heidnisch Nationale weit überragen; aber weil das Bewußtseyn des Unterschiedes von Natur und Gnade, und damit auch von Staat und Kirche fehlt, die wahre Versöhnung dem menschlichen Herzen, die ächten Segnungen des Evangeliums den Völkern nicht gewähren kann. Denn diese falsche Einheit, die nur dadurch entstehen kann, daß das Christenthum einen Theil seiner Ansprüche, der Mensch einen Theil des Gehorsams gegen das göttliche Wort aufgibt, mußte in der christlichen Kirche nothwendig zerstört werden durch die Reformation, welche keine andere Einheit, von Natürlichem und Göttlichem, von Kirche und Staat als erlaubt darstellt, als die aus dem Bewußtseyn ihrer Verschiedenheit hervorgegangen ist und mit derselben bestehen kann; welche nicht wiederum die Selbstständigkeit des einen oder des anderen zerstörend aufhebt, sondern die Gegensätze versöhnend bewahrt. Als die Reformation nach Spanien kam, war die Nation auf dem höchsten Gipfel des Reichthums und der Macht. Unter Ferdinand und Isabella war die neue Welt der überschwenglich reichen Amerikanischen Tropenländer, unter Karl V. der Glanz der Römischen Kaiserwürde nebst anderen blühenden Erblanden der noch kurz zuvor so zerrissenen Spanischen Nation zugefallen; der edle, stolze Geist des Volkes schwelgte in seinem gewaltigen Selbstgefühl, und sah mit verhältnißmäßig gleichgültigem Blick die alten Freiheiten seiner Stände unter Karl V. zertrümmern. In einer solchen Zeit mußte das Volk nicht eben geneigt seyn, die einfache Lehre des Evangeliums aufzunehmen, welche jene falsche Ruhe zu stören, jene falsche Einheit der Nation zu zerspalten und zu zersplittern kam, und statt des scheinbar schon erklommenen Gipfels einen ganz neuen mühevollen Kampf und ein ganz anderes Kleinod am Ziele vorsteckte. Wie den Juden in der apostolischen Zeit, war daher auch den stolzen Spaniern in dieser Periode des neuen Erwachens das Evangelium von Christo ein Ärgerniß; sie stießen sich an einer Lehre, die in dem Leben ihrer wahren Bekenner sich erst bewähren, an einer Kirche, die unter äußeren und inneren Kämpfen ihre Einheit erst erringen wollte.

Und was sind die Folgen dieser Verstoßung des Evangeliums gewesen? Bis zum Ekel oft wiederholten im sechzehnten Jahrhundert die Päpste und ihr Anhang, daß die kirchliche Einheit allein politische Macht zu geben vermöge, daß die Verachtung der geistlichen Obrigkeit den Umsturz auch der weltlichen Gewalten zur Folge haben werde; aber nirgends sind sie mehr widerlegt worden, als in Spanien. Die politische Macht von Spanien sank schon seit Philipp II., und die Hoffnung, daß die kirchliche Einheit Stärke der weltlichen Macht geben würde, bewies sich als eitler Schein. Im sechzehnten Jahrhunderte erzeugte Spanien noch große Dichter, grade seitdem aber sank die Litteratur dieser hochbegabten Nation so tief herab, daß unter den katholischen Völkern selbst sie eine

der niedrigsten Stufen einnimmt. Der Index der verbotenen Bücher umfaßte von jeher Übersetzungen der Bibel in's Spanische. Mehrere bedeutende Geistliche und Theologen haben Kerkerstrafen gelitten, der eine weil er in der Bibelerklärung von den Kirchenvätern abgewichen, der andere, weil er einzelne Stücke des Alten Testaments mit erklärenden Noten herausgegeben. Eine päpstliche Bulle vom 17. August 1627 entzog den Metropoliten und Patriarchen selbst, überhaupt Allen, außer dem Groß-Inquisitor, das Privilegium, verbotene Bücher zu lesen. Nicolaus Antonio wollte unter dem Titel Bibliotheca Hispanica Nova eine Litterargeschichte Spaniens schreiben; fünf Jahre aber dauerte es, ehe er das Privilegium, verbotene Bücher zu diesem Zwecke zu lesen, von Rom aus erhalten konnte. Illescas durfte sein früher angeführtes Geschichtswerk erst dann herausgeben, als die Inquisition ihm Behauptungen und Relationen hineinkorrigirt hatte, welche seiner Überzeugung gradezu entgegen waren. Doch fürchterlicher als dies Alles ist die convulsivische Reaktion, welche nach dem langen Todesschlummer einer der edelsten Nationen Europas die Zeit der Unterdrückung in unseren Tagen erzeugt hat. Wie in allen der Einwirkung des evangelischen Lichtes versperrten Ländern ist auch jetzt ein Religionshaß unter den liberalen Spaniern verbreitet, der vielleicht nur in Frankreich seines Gleichen haben dürfte. Leser der früheren Jahrgänge unserer Kirchenzeitung erinnern sich vielleicht noch der wahrhaft schaudererregenden Schilderung, welche der ehemalige Spanische Priester, jetzige Protestantische Geistliche in London, Don Juan Calderon, von dem unter den geflüchteten revolutionären Spaniern verbreiteten Abscheu vor Allem, was nur Religion heißt, gemacht hat. *) Wie gegenwärtig Don Pedro in Portugal, so wird in Spanien die liberale Parthei bald in offenem Kampf gegen den Papst und die Katholische Kirche stehen, so sehr die früheren Cortes sich auch den kirchlichen Erörterungen durch ausschließliche Duldung des katholischen Glaubens zu entziehen suchten. Das ist aber überall die Folge des starren Katholicismus, daß bei dem früher oder später nothwendig erfolgenden Erwachen der Verstandesthätigkeit demjenigen, der von einer Kirchensatzung abweicht, von da bis zum Versinken in den Atheismus gar keine Mittelstufe übrig bleibt; während die Evangelische Kirche, fester als jene auf den Glauben allein sich gründend, auch dem sondernden und unterscheidenden Verstande seine Rechte läßt, und darum nie auf lange Zeit eine Beute des Unglaubens werden kann. In derselben Zeit daher, wo das Papstthum und der Unglaube im Süden Europas einen Kampf auf Tod und Leben besteht, in welchem über kurz oder lang der Sieg doch nicht zweifelhaft seyn kann, müssen die ernsteren Katholiken in ganz Europa die unverkennbare Wiedergeburt der Evangelischen Kirche mit Erstaunen ansehen. Das natürliche Leben des großen Leibes, an welchem die Spanische Nation eines der vornehmsten Glieder zu bilden stolz war, hat seine Zeit ausgedauert; und so wenig wir im Kampfe gegen den Unglauben entschieden auf die Seite der gläubigen Katholiken zu treten uns scheuen, so vergeblich erweisen sich doch immer auf's Neue wieder die schwachen Hoffnungen, welche sie aus einer partiellen Genesung für die Wiederaufiebung ihrer Kirche schöpfen, die vielmehr in der Gestalt, welche ihnen mit dem Wesen der Kirche Christi selbst zusammenfällt, auch in neueren Zeiten mit jedem Jahrzehent ihrer Auflösung mehr und mehr entgegengeht. Die Evangelische Kirche kann aber auch unter den Stürmen, welche einzelne ihrer Landeskirchen bedrohen, nie wesentlich gefährdet werden; denn sie ruhet nicht auf der erdichteten Succession des Petrus, sondern auf dem Bekenntnisse des Felsenmannes und seiner gläubigen Nachfolger, daß Jesus sey Christus, des lebendigen Gottes Sohn.

*) Ev. K. Z. 1829. Sp. 736.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 21. Juni. № 50.

Frankreich und England.

Es wird kaum eine Anmaßung der päpstlichen Hierarchie geben, welche den Abscheu der Evangelischen und überhaupt der Gegner der Römischen Kirche mehr erregt hat, als die Behauptung, daß der Papst Eide für unverbindlich erklären könne, weil sie dem Interesse dieser Kirche entgegenlaufen. Und doch sind in der That Eide, die gegen Gottes Willen streiten, der das Haupt der Kirche ist, unverbindlich; nur die Versleischlichung des Begriffs der Kirche, die jener Behauptung zum Grunde liegt, macht sie anstößig. Aber so wie es Götzen gibt, die nicht von Holz oder Stein gemacht sind — Paulus redet von Menschen, deren Bauch ihr Gott ist — so gibt es auch einen Papismus, der nicht in Rom seinen Mittelpunkt hat. Hüten wir uns, daß wir nicht, bei allem Grauen vor dem Pferdefuß, gute Freundschaft mit dem Mephistopheles halten, wenn er im Kostüm des neunzehnten Jahrhunderts in's Zimmer tritt! Lernen wir die Geister recht prüfen, nach dem Worte und durch den Geist unseres Gottes! Auch in unseren Tagen wird, zwar nicht im Namen der Kirche, aber im Namen des „Vaterlandes," des „Staates" von Eiden dispensirt; ja, in dieser neuen Kirche, welche sich auf der Basis der Volkssouveränität gegen Alles erhebt, „was Gott und Gottesdienst heißt," werden die Meineide im Voraus erlaubt, wenn ihr Interesse es erfordert, und diejenigen für Ehrenmänner erklärt, die deshalb den Namen Gottes als Zeugen einer Lüge anrufen, diejenigen aber für Thoren, die dabei Bedenken finden. Und dieser neue Papismus ist furchtbarer als der Römische, weil er die Consequenz vor ihm voraus hat. Der Römische Papst betet den gekreuzigten Christus, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, und vor dessen Richterstuhl Päpste und Laien erscheinen werden, als seinen Gott an; so lange er dies thut, sagt Graf Zinzendorf, kann ich ihn, nach Pauli Beschreibung, nicht für den Antichrist halten. Der politische Papismus aber erklärt den Menschen für souverän; wozu sollte er daher den Namen Gottes noch sonst gebrauchen, als die unwissende Menge damit zu betrügen?

Zu solchen Betrachtungen — Grausen erregend vor der Finsterniß der Zeit, und Dank gegen den gnädigen Herrn, der uns das süße Licht seines Evangeliums in dieser Finsterniß hat aufgehen lassen — hat uns folgende Stelle des Temps, eines der gemäßigten Pariser Journale veranlaßt:

„Es gibt sehr ehrenwerthe Staatsmänner, die nach einander Ludwig XVI. als absoluten und als verfassungsmäßigen König, der Republik, der Schreckensregierung, dem Direktorium, dem Konsulate, dem Kaiserthume, der Restauration, der Regierung der hundert Tage, der zweiten Restauration und endlich der Revolution von 1830 den Eid der Treue geschworen haben, und die eben so gut auch noch Alles, was uns die Zukunft bringen möchte, beschwören würden. Sind sie deshalb meineidig zu nennen? Nein, denn sie haben nichts als einen politischen Eid geschworen, und die Politik empfindet weder Zorn noch Verachtung für solche Männer, die sich einem unfreiwilligen Joche haben unterwerfen müssen; wäre dem anders, so müßte die Gesellschaft sich selbst verachten, denn sie wäre mehr als zwanzigmal meineidig gewesen. Es ist daher wahrhaft läppisch, wenn die ministeriellen Blätter den Legitimisten zurufen: Ihr wünscht eine andere Dynastie, Ihr könnt daher den Wähler-Eid nicht leisten, Euer Gewissen verbietet es Euch! oder wenn sie den Republikanern sagen: Ihr wollt von einem Könige nichts wissen, also könnt Ihr dem Königthume keinen Eid leisten, die Ehre verbietet Euch ein Versprechen abzulegen, das Ihr nicht halten wollt! Wer erblickte in diesen müßigen Deklamationen nicht das offene Geständniß von der Ohnmacht der ministeriellen Parthei? Sieger, so lange ihre Gegner getrennt sind, fühlt sie, daß sie unterliegen muß, sobald letztere gemeinschaftlich die politische Schaubühne betreten, und um sie hieran zu hindern, hält sie ihnen den Wähler-Eid gewissermaßen als Schreckbild vor. Wo es sich um die theuersten Interessen des Landes handelt, da kann und darf der Eid Niemanden zurückhalten. Niemand ist berechtigt, sein Eigenthum, seine Person, seine Familie, sein Land jenen sophistischen Gaukeleien aufzuopfern. Im Gegentheil gebietet die Ehre, daß man sich selbst dieser großen und edlen Sache zum Opfer bringe. Und wie kommen vollends solche Männer dazu, uns mit dem Eide zu drohen, die mehr als irgend einer mit dem Eide gespielt haben? Der einzig wahre Eid ist derjenige, den man freiwillig leistet. Wo aber über das Vermögen der Nation durch ein Budget geschaltet, wo über das Leben der Bürger durch die Erlassung von Strafgesetzen verfügt werden soll, da heißt es in der That, den Unsinn auf's Höchste treiben, wenn man einen Ehrenmann durch die Vorhaltung eines Eides verhindern will, sein eigenes und das Beste des Landes wahrzunehmen."

Man glaube ja nicht, daß dies bloßes Zeitungsgeschwätz ist. Die Praxis stimmt mit dieser Theorie nur zu genau überein. Royalisten und Republikaner — sonst diametral entgegengesetzt, aber darin einig, daß Frankreich — als Königreich Heinrich's V., oder als Republik — auf den Willen der Menge und auf den Meineid reconstruirt werden müsse — verbinden sich in diesem Augenblick, um die von dem Temps empfohlenen Meineide durch ganz Frankreich zu schwören, und so

Zutritt zu den Wahlen und in die Kammer zu erlangen und den Bürgerkönig zu stürzen, und spotten der Diener seines selbst auf Aufruhr und Meineid gegründeten Throns, die ihnen Unterthanentreue und Heiligkeit der Eide einschärfen wollen. Royalisten, Vertheidiger des allerchristlichsten Königs und Glieder der Römisch-Katholischen Kirche, machen durch die öffentlichen Blätter bekannt, sie würden die bei den Wahlen erforderlichen Eide leisten, sähen aber darin nichts als leere Worte. So geht es in dem aus dem Schooße der Römischen Kirche in theoretischen und praktischen Atheismus verfallenen Frankreich zu.

Wohl uns, daß wir noch sonntäglich an unseren Altären die Worte hören: „Lehre sie, wie Christen ihrer Eide gedenken," und sie mitbeten können.

Auch in dem protestantischen England läuft der liberale Unglaube Sturm auf Staat und Kirche. Aber wie verschiedene Eindrücke von jenen Französischen empfangen wir, wenn wir lesen, daß König Wilhelm IV., der Reformer, den Erzbischöfen und Bischöfen, die ihm zu seinem jüngst verflossenen Geburtstage Glück wünschen, Folgendes antwortet:

„Ich weiß, daß Sie ein Recht darauf haben, von Mir zu fordern, daß Ich Mich fest entschlossen zeige, die Kirche zu vertheidigen. Ich bin durch Meine Lebensverhältnisse und Meine Überzeugung dahin gebracht worden, die Toleranz so weit zu unterstützen, als sie nur irgend mit der Gerechtigkeit verträglich seyn mag; aber die Toleranz darf nicht in Zügellosigkeit übergehen; sie hat ihre Gränzen, welche zu erhalten Meine Pflicht und Mein Entschluß ist. Ich bin aus tiefster Überzeugung dem reinen protestantischen Glauben zugethan, welchen diese Kirche, deren weltliches Haupt Ich bin, zu verbreiten und zu erhalten das menschliche Werkzeug ist. Ich kann den Verlauf der Ereignisse nicht vergessen, welche Meine Familie auf den Thron setzten, den ich jetzt einnehme. Diese Ereignisse schlossen eine Revolution, welche nothwendig geworden war und bewirkt wurde, nicht, wie man bisweilen irrthümlich angegeben hat, nur der weltlichen Freiheiten des Volks wegen, sondern zur Erhaltung seiner Religion. Zur Vertheidigung der Landesreligion fand in der Thronfolge diejenige Veränderung statt, welche die Umstände, in denen Ich Mich jetzt befinde, herbeigeführt, und die Kirche von England und Irland, die Prälaten, welche jetzt vor Mir stehen, zu schützen, ist Mein entschiedener Zweck, Wille und Beschluß. Ich bin vollkommen überzeugt, daß die gegenwärtigen Bischöfe und, wie Ich zu Meiner Freude von denselben höre, auch der Klerus im Allgemeinen unter deren Leitung, in keiner Periode der Geschichte unserer Kirche, durch ihre Vorgänger, an Gelehrsamkeit, Frömmigkeit oder Eifer in der Ausübung ihrer hohen Pflicht übertroffen worden sind. Wenn in der kirchlichen Disciplin einige Anordnungen geringerer Art Verbesserung erheischen, was Ich jedoch sehr bezweifle, so setze Ich keinen Zweifel in die Bereitwilligkeit und Fähigkeit der jetzt vor Mir befindlichen Prälaten, solche Dinge zu verbessern, und Ihnen, hoffe Ich, wird man sie zu verbessern überlassen, ohne daß Ihre Autorität beeinträchtigt und erschüttert werde. Ich hoffe, daß nicht geglaubt wird, Ich trage Ihnen eine Rede vor, die Ich auswendig gelernt habe. Nein, Ich erkläre Ihnen Meine wahren und ächten Gesinnungen. Ich darf nicht erwarten, noch sehr lange auf dieser Welt zu bleiben. Und in dieser Überzeugung sage Ich Ihnen, daß, obgleich das Gesetz des Landes es für unmöglich hält, daß Ich Unrecht thun könne, obgleich Ich weiß, daß keine irdische Gewalt Mich zur Rechenschaft ziehen kann, dies Mich die Verantwortlichkeit nur noch mehr fühlen läßt, welche Mir von dem allmächtigen Wesen auferlegt ist, vor dem wir alle eines Tages erscheinen müssen. Wenn dieser Tag kommen wird, dann werden Sie erfahren, ob Ich aufrichtig gewesen bin in der Erklärung, welche Ich jetzt über Meine feste Anhänglichkeit an die Kirche und über Meinen Entschluß, sie zu erhalten, ablege. Ich habe stärker geredet als gewöhnlich, der unglücklichen Umstände wegen, welche sich der Beobachtung Aller aufgedrängt haben. Die Drohungen derer, welche Feinde der Kirche sind, machen es für die, welche ihre Pflicht gegen die Kirche fühlen, noch nöthiger, sich auszusprechen. Die Worte, welche Sie von Mir hören, spricht zwar Mein Mund, aber sie fließen aus Meinem Herzen."

Am Schlusse dieser Rede soll der König bis zu Thränen gerührt gewesen seyn. — Es ist nicht der Beruf dieser Blätter über Wilhelm's IV. Regierungshandlungen, noch weniger über seinen Glauben und sein Herz zu urtheilen. Der Könige Gunst oder Haß nimmt unter den Ursachen, welche christliche Kirchen erhalten oder erschüttern, nur eine untergeordnete Stelle ein; so ist auch für die bevorstehenden Kämpfe der bedrängten Anglikanischen Kirche ihr Verhältniß zu dem Könige Christus, und zu den „Fürsten und Gewaltigen, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen," unendlich wichtiger, als das zu den Großen dieser Welt. Aber der Christ darf sich freuen, wenn der König eines der mächtigsten Reiche der Erde seinen evangelischen Glauben so feierlich bekennt, und im Geiste vor den Richterstuhl des Herrn aller Herren und Königs aller Könige hintritt, um in Beziehung auf die seinem Schutz befohlene Kirche seiner schweren Pflichten, seiner Abhängigkeit von ihm, und der Rechenschaft, die ihm bevorsteht, sich zu erinnern.

„Paroles d'un croyant" (Worte eines Gläubigen). Vom Abbé Lamennais. 1834.

Kräftige Irrthümer sind nur durch die Wahrheit kräftig, deren sie sich bemächtigt haben, und können nur von denen mit Erfolg bekämpft werden, welche eben diese Wahrheit tiefer und fester als die Irrenden begreifen und ergreifen. Es war das Wort der Weissagung selbst, welches Satan gebrauchte, um den Sohn Gottes zu versuchen, und Jesus antwortete dreimal: „Es steht geschrieben." Möchten besonders in unserer Zeit alle Wohlgesinnten, alle Vertheidiger des Rechts, möchten besonders alle Christen dies beherzigen! Mit bloßen Repressiv-Maaßregeln, mit bloßem Bestreiten werden wir des Aufruhrs, des Unglaubens der Zeit, der sich auflehnt gegen alle Majestät im Himmel und auf Erden, nicht Herr werden. Allerdings ist der, der in uns ist, stärker als der in der Welt ist; aber diese Stärke beruht eben darauf, daß er die Wahrheit selbst ist, daß alle Wahr-

heit, also auch die, welche zur Stärkung des Irrthums gemißbraucht wird, zu seinem eigensten Wesen gehört, und von keinem so kräftig als von ihm, und den Seinigen gehandhabt werden kann. Wollen wir daher nicht von ihm den Gebrauch der ganzen Waffenrüstung der Wahrheit lernen, so sind wir auch nicht tauglich und geschickt, als seine guten Streiter recht zu kämpfen, und nicht würdig, gekrönt zu werden.

Es ist schon oft bemerkt worden, daß den von Frankreich ausgegangenen Revolutionen unserer Tage außer den von uns schon so vielfach bekämpften Sünden und Irrlehren große, ja eigenthümlich christliche Wahrheiten zum Grunde liegen. Oder wo anders her als von dem Altare unseres Gottes, aus seinem Worte, aus seiner Kirche haben die revolutionären Schwärmer die erhabenen Begriffe der Freiheit, der Gleichheit, der Menschenrechte genommen? Welches heidnische Volk ist jemals durch solche Worte, die seit einem halben Jahrhundert die Christenheit erschüttern, in Bewegung gesetzt worden? Es ist wahr, unter Marat's und Robespierre's Händen sind diese himmlischen Gestalten in fratzenhafte Karrikaturen verwandelt worden; aber ist es nicht ein Theil des Triumphs der Wahrheit, daß sie selbst in dieser schauderhaften Entstellung noch mächtig genug blieb, einen solchen Fanatismus zu erzeugen und die Christenheit in ihren Grundfesten erbeben zu machen? Und doch waren es nur die dürren, abstrakten Begriffe der Freiheit, der Gleichheit, der Menschenrechte, die in den Händen derer, welche sie mißbrauchten, zu so gewaltigen Waffen wurden.

Gefährlicher wird der Irrthum, wenn er die Wahrheit nicht in dem Maaße, wie es damals geschah, ihrer eigenthümlichen Schönheit entkleidet, wenn er nicht bloß ihren Inhalt, sondern auch ihre Lichtgestalt sich aneignet, wenn er sie in ihrer ganzen Lebensfülle zu besitzen scheint, und dann mißbraucht. Das Ende des Kampfs, der vor nun bald funfzig Jahren anfing, ist noch nicht gekommen, — feiner und dadurch schwieriger werden die Versuchungen, die wir noch zu bestehen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Briefe über Frankreich.)

Der New York Observer enthält eine Reihe Briefe über religiöse und sittliche Zustände Frankreichs von G. de Félice, welche unsere Nachrichten über dieses Land ergänzen, weshalb wir diejenigen, welche Neues enthalten, mittheilen.

1. Bildung neuer christlicher Vereine.

Bolbec (Nieder-Seine) den 26. Juni 1833.

Sehr wichtige Begebenheiten ereignen sich jetzt in der Reformirten Kirche Frankreichs. Die zwei großen religiösen Partheien, die rechtgläubige und die latitudinarische, nehmen eine offnere und erklärtere Stellung gegen einander an. Die Trennungslinie zwischen beiden wird täglich deutlicher und Jeder hat Aufforderung zu zeigen, was er ist, ein Jünger Christi oder ein Universalist.

Es ist unmöglich, daß zwei so verschiedene, einander so entgegengesetzte Überzeugungen, wie die orthodoxe und latitudinarische, friedlich mit einander gehen. Die Eintracht kann und soll bei Punkten von untergeordneter Bedeutung, für welche die wahren Glieder der Kirche

achtzehn Jahrhunderte hindurch gekämpft haben, aufrecht erhalten werden, aber wenn es die Grundlehren der Offenbarung, die Basis des Christenthums angeht, wie den Fall des Menschen, die Erlösung durch Christum, die Gottheit des Heilands, die Wiedergeburt durch den heiligen Geist, so ist jedes Bündniß eine Verrätherei am Glauben. Es kann da kein gegenseitiges Einverständniß stattfinden, kein gemeinschaftliches Handeln bei Gegenständen, wo diese Lehren in Berührung kommen. Auf der einen Seite ist Wahrheit, auf der anderen Lüge, auf der einen Liebe zu Christus, auf der anderen Liebe zur Welt. „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen," sagt Paulus. „Denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß?" 2 Cor. 6, 14. Die christliche Liebe erfordert, daß wir alle Menschen lieben und ihnen Gutes thun; aber sie befiehlt uns nicht, Lebenswahrheiten zu opfern, um einen Bund mit dem Irrthum zu schließen.

Ungeachtet dieses wesentlichen Unterschiedes zwischen den Orthodoxen und Latitudinariern der Reformirten Kirche Frankreichs bestand bis vor Kurzem eine scheinbare Vereinigung, vorzüglich in der Bibelgesellschaft zu Paris, wo die beiden großen religiösen Ansichten hauptsächlich vertreten waren. In den letzten zwei bis drei Monaten sind indessen wichtige Verhandlungen vorgefallen, die eine vollständige Trennung zwischen den Committémitgliedern hervorbrachten. Die Latitudinarier begannen mit einem Angriff, indem sie, hauptsächlich wegen ihrer religiösen Gesinnung, zwei durch ihre Frömmigkeit und ihren Eifer für das Evangelium Christi ausgezeichnete Männer vom Geschäft ausschlossen. Andere Mitglieder des Committés haben hierauf ihre Stellen aufgegeben, und eine neue Gesellschaft hat sich unter dem Namen der Französischen und auswärtigen Bibelgesellschaft gebildet. Dieser neue Verein unterscheidet sich von der alten protestantischen Bibelgesellschaft in mehreren Stücken. Erstlich beschränkt er seine Vertheilung nicht auf Protestanten allein, die bloß die kleine Minderzahl der Bevölkerung Frankreichs ausmachen, sondern will die Bibel auch unter den Katholiken verbreiten; er sucht sogar die heilige Schrift in andere Europäische Länder zu bringen und benutzt dazu die Wege und Mittel, welche die Lage des Landes, unsere weitverbreitete Sprache und unsere zahlreichen Verhältnisse zu diesem Theil der alten Welt darbieten. Ein Land wie Frankreich, welches einen so bedeutenden Einfluß auf den Fortschritt der Menschheit übt, scheint von der Vorsehung berufen, das Licht des göttlichen Wortes weit zu verbreiten. Zweitens verwirft die neue Bibelgesellschaft durch ihre Statuten die Vertheilung der Apokryphen, sie sucht nur die vom Geiste Gottes eingegebenen Schriften zu verbreiten. Diese Maaßregel war schon seit langem von etlichen Gliedern der protestantischen Bibelgesellschaft vergebens vorgeschlagen worden; die Folge war, daß unsere schöne Verbindung mit der Brittischen Bibelgesellschaft aufgehoben blieb. Jetzt dagegen, da wir, wie unsere Englischen und Amerikanischen Freunde, den Entschluß gefaßt haben, die Apokryphen nicht mehr zu vertheilen, können wir hoffen, daß unsere brüderlichen Beziehungen zu London und Neu-York erneuert werden. Drittens wird die neue Bibelgesellschaft wahrscheinlich Colporteurs oder Höker zur Vertheilung der Schrift anwenden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß in der Bibelsache die Höker sehr gute Dienste thun. Durch sie werden Tausende von Bibeln verkauft, welche sonst auf dem Lager bleiben würden. Die Bibelgesellschaft für Frankreich und das Ausland hat keinen Grund eingesehen, sich dieses Mittels zu entschlagen. Unter der Regierung Karl's X. mögen politische Einwendungen vorhanden gewesen seyn, weil die Römischen Priester sich mit aller Macht der Bibelvertheilung widersetzt haben würden; aber jetzt, da die Regierung nicht mehr unter dem Einfluß der Geistlichkeit steht, ist der Weg vor unseren Hökern offen und sie können ohne Gefahr die Schrift von Dorf zu

Dorf, von Haus zu Haus anbieten. Endlich ist die neue Gesellschaft im Ganzen aus wahrhaft frommen Männern zusammengesetzt, welche sich von ganzem Herzen der Bibelverbreitung widmen. Dies ist eine Gewährleistung für den Erfolg ihrer künftigen Wirksamkeit. Diese Jünger Christi werden nicht aus politischen Ansichten und weltlichem Interesse handeln; sie werden im Geist des Gebets und mit dem Gefühl demüthiger Abhängigkeit von Gott arbeiten; sie werden sich kein Ziel stecken, als die Ehre Gottes; sie werden im Glauben das große Werk, welches vor ihnen liegt, treiben. Alles berechtigt uns zu der Erwartung, daß ihre Bemühungen und Arbeiten reichlich von ihm, der die Quelle aller guten und vollkommenen Gaben ist, werden gesegnet werden.

Es war vorauszusehen, daß diese neue Bibelgesellschaft gleich bei ihrem Auftreten von den Französischen Latitudinariern mit Heftigkeit würde angegriffen werden. So ist es denn auch geschehen. Eine zu Paris erscheinende protestantische Zeitschrift hat alle Kraft aufgeboten, um die Französische und auswärtige Bibelgesellschaft als die Frucht des Methodismus, als das Werk einer Parthei darzustellen; sie hat sich bemüht, den Nationalstolz gegen einen Verein, der unter dem Einfluß Fremder stehen soll, zu erregen. Das Committé der alten protestantischen Bibelgesellschaft hat sodann ein Rundschreiben ausgehen lassen, worin es die Beweggründe zur Beibehaltung aller Artikel ihrer Verfassung darlegt. Diese mehr oder minder direkten Angriffe dienen nur dazu, die neue Bibelgesellschaft bekannter und besser geschätzt zu machen. Es steht nicht in der Gewalt der Universalisten, dem Evangelium Einhalt zu thun; weit entfernt; ihr Geschrei, ihre Verläumdungen, ihr Zorn helfen unter der Leitung Gottes dazu, das Werk, dem sie sich widersetzen, zu stärken.

Eine zweite Gesellschaft hat sich zu Paris gebildet: sie trägt den Namen der Französischen evangelischen Gesellschaft. Ihr Zweck im Allgemeinen ist, in unserem Lande die Wahrheiten des Evangeliums durch jedes Mittel, welches Gott ihr zuweist, auszubreiten. Es ist nicht ein protestantischer Verein im gewöhnlichen Sinne des Wortes, noch ein katholischer; es ist ein christlicher Verein, der sich an keine Abtheilung besonders hält, sondern die Wahrheiten, auf welche die allgemeine Kirche von ihrem Stifter gebaut worden ist, zur Grundlage nimmt. Wir bemerken hier im Vorbeigehen, daß das Wort protestantisch, mit welchem man den Gedanken eines Gegensatzes gegen die Römisch-Katholischen verbindet, in Frankreich immer weniger gebraucht wird und der Ausdruck christlich oder evangelisch an die Stelle desselben tritt. Auf diese Weise wird schon von vorn herein eine Schranke für Glieder der Römischen Kirche hinweggeräumt. Sie haben gegen den Protestantismus Vorurtheile; wollte man in sie dringen, Protestanten zu werden, so würden sie das für einen sektirischen Rath halten. Es ist in jeder Hinsicht besser, einfach vom Christenthum zu sprechen und kein anderes Panier als das des Evangeliums aufzurichten. Die wichtige Aufgabe in Frankreich ist nicht, Seelen von Rom nach Genf zu führen, sondern vom Unglauben zum Christenthum. Die Leute, mit welchen wir verkehren, sind gewöhnlich nicht eifrige Papisten, welchen wir die Irrthümer des Katholicismus darzulegen hätten, sondern es sind fast immer erklärte Zweifler, Materialisten, welche wir mit den Beweisen für die geoffenbarte Religion bekannt machen müssen.

Die evangelische Gesellschaft für Frankreich will das Christenthum durch jedes Mittel, welches in ihrer Gewalt steht, ausbreiten. Zu diesem Zwecke wird sie christliche Schulen an Orten, wo es noch keine gibt, gründen, Evangelisten und Prediger, wo sie Erfolg hoffen kann, hinsenden, fromme Männer zur Vertheilung der Bibel und religiöser Schriften anwenden, später vielleicht ein Seminar für Erziehung christlicher Prediger stiften: mit einem Wort, der Plan der Gesellschaft hat eine große Ausdehnung und läßt Alles zu, was unter den gegenwärtigen Umständen für die Erweiterung des Reiches Gottes unter uns förderlich ist. Die Namen der Committéglieder sind eine gute Gewähr für Erfolg; wir finden darunter die meisten Männer, die sich durch ihre thätige Mitwirkung bei anderen christlichen Gesellschaften auszeichnen. Wir nennen nur die Herren Juillerat-Chasseur und Friedrich Monod, Prediger der Reformirten Kirche zu Paris; Marous Wilks, Prediger der Amerikanischen Kapelle, der unter dem Segen Gottes so viel zur Belebung der Religion in Frankreich beigetragen hat; Stapfer, der ehrwürdige Pastor und Professor, einer der gelehrtesten und frömmsten Männer unseres Landes; Lutteroth, der mit dem größten Eifer die Missions- und Traktatsache gefördert hat; Heinrich Hollard, einer der Herausgeber des Semeur u. s. w. Bei solcher Hülfe hat die Französische evangelische Gesellschaft eine weite, schöne Aussicht von Arbeit und Erfolg vor sich. Unsere Brüder auf dem Festlande, in England und Amerika werden uns gewiß durch ihr Gebet, ihre Gaben und brüderlichen Briefwechsel unterstützen. Der Zeitpunkt für eine solche Anstalt scheint wohl gewählt. Aller Orten empfindet man die Leere des Unglaubens, man wünscht einen Glauben zu haben, ein Jenseits, ein Erbtheil, das dauernder ist als das Gut dieser Welt, die alte, geistlose Philosophie Voltaire's stürzt in den Staub. Denkende Männer erkennen, daß nichts erbärmlicher ist, als die Angriffe der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts gegen das Christenthum. Selbst in den Reihen der Römischen Kirche erheben gebildete, ernste, jüngere Männer von Neuem das Panier des Evangeliums. Es scheint durch ganz Frankreich das Gefühl zu gehen, daß eine große Umwandlung im religiösen Zustande des Landes bevorsteht. Die Gemüther stehen hierüber in ängstlicher Erwartung. Jedermann fühlt die Nothwendigkeit einer Änderung. Welcher Moment also konnte für die Bildung einer evangelischen Gesellschaft günstiger seyn? Wann gab es eine bessere Gelegenheit, die Lehre vom Heil zu predigen und zu pflanzen? — Ja wir Französischen Christen haben jetzt große Pflichten zu erfüllen. Der Herr zeigt uns Felder, welche weiß zur Erndte sind und auf die Sichel des Schnitters warten. Jesus Christus eröffnet neue Pfade, auf welchen wir für die Ausbreitung seines Reiches arbeiten können. Schaam und Weh uns Französischen Christen, wenn wir nicht sprechen, wenn wir nicht predigen, wenn wir nicht handeln. Verwirrung des Angesichts über uns, wenn wir gleichgültige, müßige Zuschauer in einer solchen Lage blieben! Unser Eifer muß wachsen, unser Glaube sich durch größere Anstrengungen beweisen; wir müssen ernstlich nach der Erweiterung des Reiches Gottes trachten. Wir müssen die heilige Schrift denen, die sie nicht haben, geben; wir müssen Traktate zu Tausenden ausstreuen; wir müssen christliche Schulen stiften; wir müssen mit einem Worte von einem Ende Frankreichs bis zum anderen den Namen, den heiligen Namen Jesu Christi wiederhallen lassen. Dies ist unsere Aufgabe, dies unser Auftrag! in der That unermeßlich; er geht über menschliche Kräfte, über unsere besonders; aber wenn Gott mit uns ist, wer wird wider uns seyn? wenn wir mit Gott arbeiten, wie kann unsere Arbeit vergeblich seyn?

Selig, dreimal selig der Tag, wenn wir euch die fröhliche Nachricht geben können, daß Frankreich seine Augen dem Lichte des Evangeliums öffnet und daß Christus hier Tausende von neuen Anbetern zählt. Dieser Tag ist vielleicht nicht fern; unerwartete Ereignisse und vor Allem der Segen des Herrn kann schneller als wir denken, diese wunderbare Veränderung hervorbringen. Wir wollen also wachen und beten, arbeiten, uns demüthigen und jedes Opfer bringen, um Mitarbeiter Gottes zu seyn!

G. de F.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 25. Juni. № 51.

„Paroles d'un croyant" (Worte eines Gläubigen). Vom Abbé Lamennais. 1834.

(Fortsetzung.)

Ein Symptom dieser Wendung des großen Krankheitsprozesses der Zeit finden wir in den so eben erschienenen „Worten eines Gläubigen," vom Abbé Lamennais, dem bekannten Streiter gegen den Liberalismus und für die Römische Kirche, der die Sache derselben nach der Juli-Revolution in seinem Journal „l'Avenir" von der Vergangenheit und dem Königthum zu trennen, und mit der Zukunft und dem Liberalismus zu verbinden suchte, aber als der Papst diese Tendenz mißbilligte, dieselbe fallen und jenes Journal eingehen ließ. Die politischen Zeitungen erzählen, daß, während der Papst die Widerlegung dieser Schrift durch einen Jesuiten und vielleicht die Excommunikation ihres Verfassers, vorbereitet, der eines geistlichen Amts, das er bekleidet, deshalb schon entsetzt worden, die republikanische Parthei diese „Worte eines Gläubigen" in Hunderttausenden von äußerst wohlfeilen Exemplaren abdrucken und verbreiten läßt; aber nicht minder auffallend als diese Verbindung so entgegengesetzter Partheien ist in der kleinen Schrift selbst die Verbindung fanatischen Königshasses und revolutionärer Irrlehren mit tief empfundener und mit Einfalt und Innigkeit ausgesprochener christlicher Wahrheit, beides vorgetragen in einer Sprache, die an die Propheten des Alten Testaments oder die Offenbarung Johannis erinnert.

„Im Namen des Vaters," — so beginnt das Büchlein (I.) — „des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer Augen hat, der thue sie auf und sehe, denn die Zeit rückt nahe. Der Vater hat den Sohn, sein ewiges Wort gezeugt, und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt; es ist in die Welt gekommen, und die Welt hat es nicht erkannt. Der Sohn hat den Geist, den Tröster zu senden versprochen, den Geist, der vom Vater und vom Sohne ausgeht, und der die Liebe des Vaters zum Sohne und des Sohnes zum Vater ist; er wird kommen und die Gestalt der Erde erneuern, und diese Erneuerung wird gleichsam eine neue Schöpfung seyn. Vor achtzehn Jahrhunderten streute das Wort den göttlichen Saamen aus, und der heilige Geist machte ihn fruchtbar. Die Menschen haben ihn blühen sehn, und seine Früchte gekostet, die Früchte des Lebensbaums, der in ihre arme Heimath gepflanzt ist. Ich sage euch, es war große Freude unter ihnen, als sie das Licht erscheinen sahen, und fühlten, wie ein himmlisches Feuer durch ihr Innerstes drang. — Jetzt ist die Erde wieder finster und kalt geworden. Unsere Väter haben die Sonne sich neigen sehen. Als sie unterging, da bebte das Menschengeschlecht. Dann war etwas in dieser Nacht, was keinen Namen hat. Kinder der Nacht, im Westen ist es schwarz, aber der Osten fängt an helle zu werden."

Wer erwartet, nach diesem Eingange, folgende Nachricht von der Entstehung des Königthums (III.):

„Und ich wurde im Geist in die alten Zeiten versetzt, und die Erde war schön und reich und fruchtbar, und ihre Einwohner lebten glücklich, denn sie lebten als Brüder. Und ich sah, wie die Schlange sich unter sie schlich, und mehrere scharf anblickte; da wurde ihre Seele unruhig, und sie traten näher und die Schlange sagte ihnen etwas in das Ohr. Und nachdem sie das Wort der Schlange gehört hatten, erhoben sie sich, und sagten: „„Wir sind Könige."" Und die Sonne erbleichte, und die Erde nahm die Farbe des Tuchs an, in das man die Leichen einhüllt. Und man hörte ein dumpfes Murren und eine lange Klage, und jedes Menschen Herz erbebte. Wahrlich, ich sage euch, es war wie an dem Tage, wo die Schleusen des Abgrundes sich aufthaten und die Sündfluth der großen Wasser sich ergoß. Die Furcht ging von Hütte zu Hütte, denn Pallästе gab es noch nicht, und sagte Jedem geheime Worte, die ihn schaudern machten. Und die, welche gesagt hatten: „„Wir sind Könige,"" folgten der Furcht von Hütte zu Hütte. Da geschahen wunderliche Geheimnisse; es waren da Ketten, und Thränen und Blut. Die Menschen schrien in ihrer Angst: „„Der Mord ist wieder erschienen auf Erden!""*) Mehr konnten sie nicht sagen, denn die Furcht war in ihre Seele gedrungen, und hatte ihre Arme gelähmt. Und sie ließen sich fesseln mit schweren Ketten, sich und ihre Weiber und Kinder. Und die, welche gesagt hatten: „„Wir sind Könige,"" gruben eine große Höhle, und sperrten das ganze menschliche Geschlecht darin ein, wie man Vieh in einen Stall sperrt. Und der Sturm jagte die Wolken und der Donner rollte, und ich hörte eine Stimme, welche sagte: „„Die Schlange hat zum zweiten Male gesiegt, aber nicht für immer."" Darnach hörte ich nur noch verwirrte Stimmen, Lachen, Schluchzen und Lästerungen. Und ich erkannte, daß Satans Reich vorangehen müsse dem Reiche Gottes. [Satan war doch schon der Fürst dieser Welt.] Und ich weinte und hoffte. Und das Gesicht, welches ich sah war wahr, denn Satans Reich ist gekommen, und Gottes Reich wird auch kommen, und die, welche gesagt haben: „„Wir sind Könige,"" werden eingesperrt werden in die Höhle mit der Schlange, und das Menschengeschlecht

*) Ist er denn, seitdem das Blut Abel's zum Himmel schrie, je von ihr verschwunden gewesen? möchten wir den Seher fragen.

wird hervorkommen aus der Höhle, und gleichsam neu geboren werden, und vom Tode zum Leben gelangen. Amen!"

Die Gräuel und der Fall des Königthums werden ferner in folgenden Visionen geschildert (XII., XIII.):

„Es war eine finstere Nacht, ein Himmel ohne Stern lastete auf der Erde, wie ein schwarzer Marmordeckel auf einem Grabe. Und nichts unterbrach die Stille dieser Nacht als nur ein seltsames Geräusch, wie von einem leichten Flügelschlage, das dann und wann über die Gefilde und Städte hinweg zog; dann wurde die Finsterniß dicker, und Jeder fühlte sein Herz beengt, und Schauder durch seine Adern laufen. Und in einem schwarz ausgeschlagenen Saale, den eine röthliche Lampe erhellte, saßen sieben Männer in Purpur, Kronen auf den Häuptern, auf sieben Stühlen von Eisen. Und mitten im Saal stand ein Thron von Knochen, und zu den Füßen des Throns war ein umgestürztes Crucifix, wie ein Fußschemmel gelegt; und vor dem Throne stand ein Tisch von Ebenholz, und auf dem Tisch ein Gefäß voll rothen schäumenden Bluts, und ein menschlicher Hirnschädel. Und die sieben gekrönten Männer schienen nachdenkend und traurig, und aus ihren tiefen Augenhöhlen kamen von Zeit zu Zeit Funken eines bleifarbenen Feuers hervor. Und einer von ihnen stand auf, näherte sich wankend dem Throne und setzte seinen Fuß auf das Crucifix. Da erbebten seine Glieder und er schien einer Ohnmacht nahe zu seyn. Die anderen sahen ihn unbeweglich an, aber es zog sich etwas über ihre Stirnen hin, und ein Lächeln, nicht wie ein Mensch lächelt, spannte ihre Lippen. Und der, welcher der Ohnmacht nahe geschienen hatte, streckte seine Hand aus, nahm das Gefäß voll Blut, füllte daraus den Schädel und trank. Und dies Getränk schien ihn zu stärken. Und er richtete sein Haupt auf, und aus seiner Brust ertönten, wie ein dumpfes Gekrächze, diese Worte: „„Verflucht sey Christus, der die Freiheit wieder auf die Erde gebracht hat!"" Und die sechs anderen gekrönten Männer erhoben sich ebenfalls und stießen dieselben Worte aus. Dann setzten sie sich wieder auf ihre eisernen Stühle, und der erste sagte: „„Meine Brüder, was sollen wir thun, um die Freiheit zu ersticken? Denn unser Reich ist zu Ende, wo das ihrige anfängt. Hört meinen Rath. Ehe Christus kam, wer konnte sich gegen uns halten? Seine Religion hat uns in's Verderben gestürzt. Laßt uns die Religion Christi abschaffen."" Und Alle antworteten: „„Ja, laßt uns die Religion Christi abschaffen.""

Unter denselben Ceremonien schlagen nun die fünf folgenden, einer nach dem anderen unter dem Beifall der übrigen vor: auch die Wissenschaft und das Denken abzuschaffen, die Völker von einander abzusondern, jeder Provinz, jeder Stadt, jedem Dorfe ein besonderes dem der anderen entgegengesetztes Interesse zu geben, damit sie sich unter einander hassen,*) die Menschen durch grausame Strafen einzuschüchtern und sie durch Wollust und Laster zu verweichlichen und zu verderben. Endlich trinkt der siebente aus dem Schädel, und sagt, das Crucifix mit Füßen tretend:

*) Dies deutet darauf hin, daß der Verf. die den Französischen Republikanern so werthe Centralisation begünstigt.

„Kein Christus mehr! Es ist ewiger Krieg, Krieg auf Tod und Leben zwischen ihm und uns! Aber wie sollen wir die Völker von ihm losmachen. Es ist ein vergebliches Beginnen. Was ist also zu thun? Hört! Wir müssen die Priester Christi durch Reichthum, Ehre und Macht gewinnen. Sie sollen dem Volke im Namen Christi befehlen, uns unterthan zu seyn in allen Dingen, was wir auch thun, was wir auch befehlen; und das Volk wird ihnen glauben und um des Gewissens willen gehorchen, und unsere Macht besser befestigt werden, als sie vorher war. Und Alle antworteten: „„Ja, laßt uns die Priester Christi gewinnen!"" Da verlöschte plötzlich die Lampe, und die Männer trennten sich im Dunkeln. Und ein Gerechter, der in demselben Augenblick vor dem Kreuz wachte und betete, hörte eine Stimme: „„Mein Tag ist nahe. Bete an und fürchte dich nicht!"" —

„Und durch einen grauen dicken Nebel sahe ich, wie man auf Erden zur Stunde der Dämmerung sieht, eine Ebene, nackt, öde und kalt. In der Mitte derselben erhob sich ein Felsen, von dem ein schwärzliches Wasser herabtröpfelte, und der matte und dumpfe Ton der Tropfen war das einzige Geräusch, welches man hörte. Und sieben Fußstege schlängelten sich durch die Ebene auf den Felsen zu, und am Ende jedes Fußstegs, nahe bei dem Felsen, war ein Stein, bedeckt mit einer grünlichen Feuchtigkeit, ähnlich dem Geifer einer Kröte. Und siehe! auf einem dieser Fußstege sah ich einen Schatten, der sich langsam näherte, bis ich, nicht einen Menschen, aber doch die Gestalt eines Menschen erkannte. Und an der Stelle des Herzens hatte diese Gestalt einen Blutfleck. Und sie setzte sich auf den nassen grünlichen Stein, und ihre Glieder klapperten vor Frost, und sie neigte das Haupt, schlang die Arme um sich und schüttelte sich, als wollte sie den letzten Rest von Wärme, den sie hatte, festhalten. Und auf den sechs anderen Fußstegen kamen nach einander sechs andere Schatten, und thaten gleich also. Und sie saßen da, schweigend und niedergedrückt von dem Gewichte einer unbeschreiblichen Angst. Und ihr Stillschweigen dauerte lange; ich weiß nicht, wie lange; denn die Sonne geht niemals auf über dieser Ebene; es gibt für sie weder Abend noch Morgen. Bloß die schwärzlichen Wassertropfen theilen durch ihren langsamen Fall die Zeit, die eintönig, finster, schwer und ohne Ende auf ihr lastet. Und dies war so schrecklich anzusehen, daß ich es nicht hätte ertragen können, wenn mich Gott nicht gestärkt hätte. Und eine der Gestalten erhob, nach einem krampfhaften Schauer, das Haupt, und gab einen heiseren Ton von sich, wie der rasselnde Ton des Windes, der in einem Gerippe klappert. Und vom Felsen traf der Wiederhall dieser Worte mein Ohr: „„Christus hat gesiegt! Fluch ihm!"" Und die sechs anderen erbebten, und erhoben ihre Häupter, und stießen dieselbe Lästerung aus: „„Christus hat gesiegt! Fluch ihm!"" Und sie zitterten heftiger, und der Nebel wurde dicker, und das schwärzliche Wasser hörte eine Zeit lang auf zu fließen. Und die sieben Gestalten beugten sich wieder unter der Last ihrer geheimen Angst, und schwiegen wieder still, länger als das erste Mal. Dann sprach eine von ihnen, ohne von ihrem Steine

ufzustehen, unbeweglich und gebückt, zu den anderen: „„Es ist uch also gegangen wie mir. Was haben unsere Rathschläge ms geholfen?““ Und eine andere erwiederte: „„Der Glaube nd der Gedanke haben die Ketten der Völker zerbrochen, haben ie Erde frei gemacht.“ Und eine andere sagte: „„Wir wollen die Menschen von einander trennen, und unsere Tyrannei at sie gegen uns verbunden.““ Und eine andere: „„Wir haben Blut vergossen und dies Blut ist auf unsere Häupter zurückgefallen.““ Und eine andere: „„Wir haben Laster ausgesät, und ie sind aufgegangen und haben unsere Gebeine verzehrt.““ Und ine andere: „„Wir haben die Freiheit ersticken wollen, und ihr Odem hat unsere Macht dürre gemacht bis auf die Wurzel.““ Da sprach die siebente Gestalt: „„Christus hat gesiegt! Fluch hm!““ Und alle riefen mit einer Stimme: „„Christus hat gesiegt! Fluch ihm!““ Und ich sah eine Hand, die den Finger in das schwärzliche Wasser tauchte, dessen Tropfen die ewige Zeit messen, und damit Zeichen machte an den Stirnen der ieben Schatten, und es geschah für immer.“

An anderen Stellen wird die politische Theorie, die diesen gräßlichen Visionen zum Grunde liegt, ohne Bild auseinandergesetzt; sie unterscheidet sich nicht von den seichten Lehren, die eit Rousseau bis auf den heutigen Tag im Ganzen ihre Herrschaft behaupten, nur daß die großen christlichen Wahrheiten on der Gleichheit der Menschen vor Gott, und ihrer Brüderschaft in Christo überall durchblicken, und in ihrer lebendigen christlichen Farbe und Gestalt an die Stelle der abstrakten Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft treten, die vor vierzig Jahren mittelst der Guillotine von Paris aus verbreitet wurde. Z. E. XVIII., VI., VII.

„Ihr habt nur einen Vater, nämlich Gott, und nur einen Meister, nämlich Christum. Wenn man euch daher von den Gewaltigen auf Erden sagen wird: „„Sehet da eure Herren!““ so glaubt es nicht. Wenn sie gerecht sind, so sind sie eure Diener, wenn sie es nicht sind, eure Tyrannen. Alle Menschen werden mit gleichen Rechten, keiner mit dem Recht zu herrschen geboren. Ich habe ein Kind in einer Wiege gesehen, welches schrie und sich mit seinem Speichel verunreinigte, und umher knieten Greise, die es: „„Gnädiger Herr!““ nannten und es anbeteten. Da erkannte ich das ganze Elend des Menschen. Aus der Sünde sind die Fürsten entstanden; denn statt sich als Brüder zu lieben und zu helfen, haben die Menschen angefangen, einander Schaden zu thun. Da wählten sie einen oder mehrere unter sich, die sie für die Gerechtesten hielten, um die Guten gegen die Bösen zu schützen und den Schwachen Frieden zu verschaffen. Und ihre Macht war eine rechtmäßige Macht, denn sie war die Macht Gottes, welcher will, daß die Gerechtigkeit regiere, und die Macht des Volkes, welches sie gewählt hatte. Deshalb war Jeder in seinem Gewissen verbunden ihnen zu gehorchen. Aber es fanden sich Andere, die aus eigener Macht regieren wollten, als ob sie von einer höheren Natur als ihre Brüder gewesen wären. Und deren Macht ist nicht rechtmäßig, denn es ist Satans Macht, und ihre Herrschaft ist die des Stolzes und der Habsucht. Deshalb darf man ihnen widerstehen, ja man soll es zuweilen thun, wenn kein größeres Übel daraus entsteht. In der Wagschaale des ewigen Rechts wiegt euer Wille mehr als der Wille der Könige; denn die Völker machen die Könige, und die Könige sind für die Völker gemacht und nicht die Völker für die Könige. — Wenn in einem Bienenstocke eine Biene sagte: „„Aller dieser Honig ist mein,““ — was würde aus den übrigen Bienen werden? Die Erde ist ein großer Bienenstock *) und die Menschen sind die Bienen. Jede Biene hat ein Recht auf so viel Honig als sie bedarf, und wenn unter den Menschen einige nicht finden, wessen sie bedürfen, so kommt dies daher, weil die Gerechtigkeit und die Liebe aus ihrer Mitte verschwunden sind. — Gott hat weder Kleine noch Große gemacht, weder Herren noch Knechte, weder Könige noch Unterthanen; er hat alle Menschen gleich gemacht.“

Diese letzten Worte erinnern an die bei vielen auch eifrigen Gliedern der Römischen Kirche herrschende Unbekanntschaft mit der heiligen Schrift; gewiß hätte der Abbé Lamennais vermieden, ihr so direkt und wörtlich zu widersprechen, wenn er an Salomo's Wort gedacht hätte, Sprüchw. 22, 2.:

„Reiche und Arme müssen unter einander seyn; der Herr hat sie alle gemacht.“

Auf diese Gleichheit und Brüderschaft aller Menschen werden nun die nachdrücklichsten Ermahnungen, bald in der Form von Visionen und Parabeln, bald ohne Bild an alle Menschen gerichtet, sich zu verbinden und mit vereinter Kraft das Joch der Tyrannei abzuschütteln, wobei immer wieder der Name Christi als des einigen Meisters und Mittelpunkts der Liebe, der Brüderschaft und Einheit, und des Quells aller Freiheit gebraucht wird. Den Unrechtleidenden wird folgendes Gebet an die Hand gegeben, nachdem sie vorher alle Gefühle des Hasses aus ihrem Herzen verbannt haben würden (XI.):

„„O Vater, du bist der Beschützer des Unschuldigen und Unterdrückten; denn deine Liebe hat die Welt erschaffen, und deine Gerechtigkeit regiert sie. Du willst, daß das Recht auf Erden herrsche, aber der Böse stellt seinen gottlosen Willen dem Rechte entgegen. Deshalb haben wir beschlossen den Bösen zu bekämpfen. O Vater, gib Weisheit unserem Geiste und Kraft unserem Arme!““ — Wenn ihr so gebetet habt aus dem Grunde eurer Seele, so kämpfet und fürchtet euch nicht. Wenn der Sieg zuerst sich von euch entfernt, so ist dies nur eine Prüfung; er kommt wieder; denn euer Blut wird seyn wie Abel's Blut und euer Tod wie der Tod der Märtyrer.“

Auf einen Zusammenhang mit den Arbeitervereinen, die jetzt Frankreich und England beunruhigen, deutet nachstehende Parabel, welche auf eine andere folgt, in welcher ein Tyrann dargestellt worden, der seine Brüder zwingt, für ihn zu arbeiten (VIII.):

„Lange Zeit nachher lebte ein anderer Mensch noch böser als der erste und noch mehr verflucht vom Himmel. Dieser sprach, als die Menge der Menschen unzählig geworden war,

*) Bekanntlich aber gibt es in jedem Bienenstock, außer den Arbeitsbienen, eine Königin, und Drohnen.

zu sich selbst: „„Ich könnte wohl einige von ihnen in Ketten legen und zwingen, für mich zu arbeiten, aber dann würde ich sie ernähren müssen, und dies würde meinen Gewinn vermindern. Besser ist es, wenn sie mir umsonst arbeiten. Sie werden freilich sterben; aber es sind ihrer sehr viele; ich werde reich werden, ehe sie allzusehr sich vermindert haben und es werden immer noch genug übrig bleiben.““ Er sprach daher zu einigen von ihnen: „„Ihr arbeitet sechs Stunden, und man gibt euch ein Stück Geld für eure Arbeit; arbeitet lieber zwölf Stunden, so werdet ihr zwei Stücke Geld verdienen, und mit euern Weibern und Kindern besser leben können.““ Und sie glaubten ihm. Darauf sagte er ihnen: „„Ihr arbeitet nur die Hälfte der Tage des Jahrs; arbeitet alle Tage, so wird euer Verdienst sich verdoppeln.““ Und sie glaubten ihm wieder. Da nun aber die Arbeit sich so vermehrt hatte, ohne daß die Nachfrage nach Arbeit sich auch vermehrt hätte, so fanden die Meisten von denen, die vorher von ihrer Arbeit gelebt hatten, Niemand mehr, der ihnen Arbeit gab. Da sagte der böse Mensch zu ihnen: „„Ich will euch Allen Arbeit geben, aber ihr müßt mir dieselbe Zeit hindurch für den halben Lohn arbeiten; denn ich will euch wohl helfen, mich selbst aber nicht zu Grunde richten.““ Und da sie, ihre Weiber und Kinder hungerte, so nahmen sie den Vorschlag des bösen Menschen an, und segneten ihn, „„denn,““ sagten sie, „„er gibt uns zu leben.““ So fuhr er fort sie zu betrügen, und, während er ihre Arbeit vermehrte, ihren Lohn zu vermindern. Da starben sie aus Noth, aber Andere drängten sich an ihre Stellen; denn die Armuth hatte so überhand genommen im Lande, daß ganze Familien sich für ein Stück Brodt verkauften. Und der böse Mensch, der seine Brüder belogen hatte, wurde reicher als der böse Mensch, der sie in Ketten gelegt hatte. Dieser führt den Namen Tyrann; der Name des anderen ist nur in der Hölle bekannt.“

So schief und verkehrt diese Darstellung auch ist, und so wenig staatswirthschaftliche Einsicht sie verräth, da grade die Vogelfreiheit der Arbeiter, wodurch sie von ihren Meistern abgerissen und dem Hinunterdrücken des Arbeitslohnes durch die sogenannte Concurrenz preisgegeben sind, ihre jetzige Noth verursacht, so ist doch auch darin ein in seiner Tendenz christliches Geltendmachen der Rechte der menschlichen Natur gegen die Richtung nicht zu verkennen, welche den Menschen als Produktionsmaschine gewerblichen Zwecken materialistisch unterordnet, eine Richtung, welche der Unglaube und das Fabrikwesen unserer Zeit in ihrer Wechselwirkung auf den höchsten Punkt, wo nur solche Reaktionen entstehen, getrieben haben.

Religiöse Toleranz wird mit den gewöhnlichen, den Gegenstand nicht erschöpfenden, negativen Gründen nachdrücklich gepredigt (XXVII.), die stehenden Heere, — dieser Dorn im Auge der Revolutionärs — mit ihren beiden Götzen: Ehre und Treue, und ihrem Gesetze des passiven Gehorsams als eine Erfindung, die Satan seinen Kindern, den Königen, an die Hand gegeben, dargestellt (XXXIV.), und das sogenannte „Volk“ auf eine Weise gepriesen, die an die erste Periode unseres Turnwesens erinnert; aber auch der Wahrheit nicht ermangelt, die unter uns so viele junge Gemüther damals auf Wege zog, wo sie das Heil suchten, was sie später in Christo wirklich fanden; z. E. (XXVI.):

„Wer drängte sich um Christum, um sein Wort zu hören? Das Volk. Wer folgte ihm auf den Berg und in die Wüste, um sein Wort zu hören? Das Volk. Wer wollte ihn zum Könige machen? Das Volk. Wer breitete seine Kleider und streute Palmen auf den Weg und rief: Hosiannah! als er in Jerusalem einzog? Das Volk. Wer ärgerte sich, daß er die Kranken am Sabbath heilte? Die Schriftgelehrten und die Pharisäer; u. s. w. Wer behandelte ihn als einen Aufrührer und Lästerer? Wer verbündete sich, um ihn zum Tode zu bringen? Wer kreuzigte ihn auf Golgatha zwischen zwei Übelthätern? Die Schriftgelehrten und Pharisäer, die Obersten der Schulen, der König Herodes und seine Hofleute, der Römische Landpfleger und die Hohenpriester.“

Mehrere Visionen stellen das schreckliche Elend der unterdrückten Völker, ihren vereinten Kampf, nachdem sie mit Liebe, Licht und Kraft aus Gott ausgerüstet sind, gegen ihre Unterdrücker, deren schauderhaften Fall, wobei die Gewissensangst der Tyrannen mit den schwärzesten Farben gemalt wird, und den endlichen Sieg der Freiheit dar (X., XXIII., XXX., XXXII.).

In den Visionen, welche die Tyrannen von gräßlichen Träumen, die vor den Augen des Sehers Wirklichkeit werden, gequält, und von Gespenstern erdrückt auf ihren Betten in ihren Pallästen liegend darstellen, sind mehrere Fürsten unserer Tage zu erkennen, z. E. König Ferdinand VII. von Spanien, der seiner Tochter in der Wiege seine Krone zu hinterlassen begehrt, bis ein Mann kommt, dem Könige ähnlich von Angesicht, der das Kind an der Wand zerschmettert, — Don Pedro und Don Miguel, die den Dolch gegen einander ergreifen, — Louis Philipp, dem die Menge vorwirft, er habe ihr fälschlich Freiheit, Herrschaft der Gesetze, mäßige Steuern und Ruhm versprochen, und dessen Goldsäcke platzen, als er flieht, und das Gold verschütten, — bis endlich der Seher

„durch mehrere öde Säle geht, und in einer kleinen Kammer auf einem Bette, welches schwach von einer erbleichenden Lampe erhellt wird, einen Mann sieht, den die Last der Jahre niederdrückt.“

Hier bricht die Vision ab, und auf eine mit Punkten bezeichnete Lücke, eine Seite lang, folgen die Worte:

„Und dies war die letzte Vision.“

Man kann nicht anders als dies auf den Papst beziehen, vor dessen Inneres der sonst gehorsame Sohn, obgleich schon im Aufruhr gegen ihn begriffen, noch einen Schleier zieht.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 28. Juni. № 52.

„Paroles d'un croyant" (Worte eines Gläubigen). Vom Abbé Lamennais. 1834.

(Schluß.)

Die goldene Zeit, die auf den gewissen Sieg der Freiheit olgen wird, wird so beschrieben (XXX.):

„Wenn nach einer langen Dürre ein sanfter Regen auf ie Erde fällt, so trinkt sie begierig das Wasser vom Himmel, elches sie erfrischt und fruchtbar macht. So werden die dur-igen Nationen begierig das Wort Gottes trinken, wenn es ie ein milder Thau sich auf sie herabläßt. Und Gerechtigkeit nd Liebe, Friede und Freiheit werden unter ihnen grünen. Und es wird seyn wie zu der Zeit, wo Alle Brüder waren, nd man wird nicht mehr hören die Stimme des Herrn und ie Stimme des Knechts, das Seufzen des Armen und das Ächzen des Unterdrückten, sondern Freuden- und Danklieder. Die Väter werden zu ihren Söhnen sagen: „„Die Zeit unserer Jugend war unruhig und voll von Thränen und Angst. Jetzt geht ie Sonne auf und unter über unserer Freude. Gelobt sey Gott, der uns so viel Gutes gezeigt hat, ehe wir sterben."" Und die Mütter werden zu ihren Töchtern sagen: „„Seht unsere Stirnen, die jetzt so heiter sind; Gram, Schmerz und Unruhe haben vormals tiefe Furchen darein gegraben. Die eurigen sind gleich der Oberfläche eines See's im Frühlinge, den kein Lüft-hen bewegt. Gelobt sey Gott, der uns so viel Gutes gezeigt hat, ehe wir sterben."" Und die Jünglinge werden zu den Jungfrauen sagen: „„Ihr seyd schön, wie die Blumen der Fel-er, rein, wie der Thau, der sie erfrischt, wie das Licht, das sie emalt. Süß ist es, unsere Väter zu sehen, süß, bei unseren Müttern zu seyn, aber wenn wir euch sehen, und bei euch sind, o regt sich etwas in unseren Seelen, was nur im Himmel einen Namen hat. Gelobt sey Gott, der uns so viel Gutes gezeigt hat, ehe wir sterben."" Und die Jungfrauen werden antworten: „„Die Blumen erbleichen und verwelken; es kommt ein Tag, wo weder der Thau sie erfrischt, noch das Licht sie emalt. Nur die Tugend erbleicht und verwelkt nicht. Unsere Väter sind wie die Ähren, die voll Körner werden gegen die Erndte, und unsere Mütter wie die Weinstöcke, die voll Früchte werden. Süß ist es, unsere Väter zu sehen, süß, bei unseren Müttern zu seyn, und die Söhne unserer Väter und unserer Mütter sind uns auch süß. Gelobt sey Gott, der uns so viel Gutes gezeigt hat, ehe wir sterben.""

Der Christ, der von den Ausbrüchen fanatischen Königs-hasses sich voll Abscheu abwendete, wird auch diesem irdischen Paradiese, bei aller Pracht und Zartheit seines Colorits, nicht trauen; es gränzt zu nahe an das Reich des in seine Rechte wieder eingesetzten Fleisches, das die Saint-Simonisten verkün-digten und ist zu unähnlich dem Kreuzreiche Jesu Christi und der Herrlichkeit, die vor dem Throne des Lammes denen, die ihre Kleider helle gemacht haben in seinem Blute verheißen ist.

Aber was sollen wir zu den Worten des neuen Propheten sagen, die uns das reine Gold der Wahrheit bieten? Nicht allein, daß das Übel, namentlich Armuth und Knechtschaft, schrift-mäßig aus der Sünde, aus dem Abfalle von Gott, hergeleitet wird (VIII.), daß er die Freiheit nur in der Rückkehr zu ihm, in seiner Herrschaft findet (XXXVI.):

„Die Freiheit besteht nicht darin, daß dieser herrsche statt jenes; sondern darin, daß keiner herrsche. Wo aber Gott nicht herrscht, da muß immer ein Mensch herrschen,"

wobei er freilich, unchristlich und revolutionär, die Herrschaft nicht anerkennt, die Menschen im Namen und in der Vollmacht Gottes ausüben, — er predigt Glauben, Liebe, Hoffnung, Ge-bet, aus dem Innersten seines Herzens, und trifft daher auch das innerste Herz seiner Leser. Z. E. (XV.):

„Wer da sagt: „„ich glaube nicht"" — der täuscht sich oft nur. Tief in der Seele ist eine Wurzel des Glaubens, die nicht vertrocknet. Das Wort, welches Gott läugnet, verbrennt die Lippen, über welche es geht, und der Mund, der sich auf-thut, um zu lästern, ist ein Dunstloch der Hölle. Der Ungläu-bige ist allein in der Welt. Alle Kreaturen loben Gott, Alles was lebt benedeiet ihn, Alles was denkt betet ihn an; Sonne, Mond und Sterne besingen ihn in ihrer geheimnißvollen Sprache. Er hat seinen dreimal heiligen Namen an das Firmament ge-schrieben. Ehre sey Gott in der Höhe! Er hat ihn auch in das Herz des Menschen geschrieben, und der gute Mensch be-wahrt ihn in Liebe daselbst auf, — aber andere Menschen suchen ihn auszulöschen. Friede auf Erden den Menschen, deren Wille gut ist. *) Ihr Schlaf ist süß, und ihr Tod noch süßer; denn sie wissen, daß sie wieder zu ihrem Vater gehn. Wie der arme Tagelöhner, wenn der Tag sich neigt, vom Felde zu seiner Hütte zurückkehrt, sich vor die Thüre setzt, den Himmel ansieht, und seine Mühe und Arbeit vergißt; so kehrt der Mensch der Hoffnung, wenn es Abend wird, in seines Vaters Haus zurück, sitzt auf der Schwelle, und vergißt die Noth seiner Verbannung im Anschauen der Ewigkeit."

---

*) Hominibus bonae voluntatis übersetzt die Vulgata Luc. 2, 14.

Ferner (XIV.):

„Du hast nur einen Tag auf Erden zu leben; mache, daß du ihn in Frieden verlebst. Der Friede ist die Frucht der Liebe; denn um im Frieden zu leben, muß man viel tragen können. Keiner ist vollkommen, Jeder hat seine Fehler; Jeder ist dem Anderen beschwerlich, und nur die Liebe macht diese Last leicht. Wenn du deinen Bruder nicht tragen kannst, wie soll er dich tragen? Von Maria's Sohne steht geschrieben: „„Wie er hat geliebt die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis an's Ende,"" liebe daher deine Brüder, die in der Welt sind, und liebe sie bis an's Ende. Die Liebe wird niemals müde; sie ist unerschöpflich; sie lebt und wächst aus sich selbst, und je mehr sie sich ergießt, desto mehr Überfluß hat sie. Wer sich selbst mehr liebt als seine Brüder, der ist Christi nicht werth, der das Leben gelassen hat für seine Brüder. Hast du dein Gut schon hingegeben, so gib auch dein Leben hin; die Liebe wird dir Alles wieder geben. Wahrlich, ich sage dir, wer liebt, dessen Herz ist ein Paradies auf Erden. Er hat Gott in sich; denn Gott ist die Liebe. Der sündige Mensch liebt nicht; er begehrt; er hungert und dürstet nach Allem; sein Auge, wie das der Schlange, bezaubert und zieht an, aber um zu verschlingen. Die Liebe ruht im Grunde der reinen Seelen, wie der Thautropfen im Kelche der Blume. O, wenn du wüßtest, was Liebe ist! Du sagst, daß du liebst, und viele deiner Brüder haben kein Brodt zu ihrem Lebensunterhalt, keine Kleider, ihre Blöße zu bedecken, kein Dach, um sich gegen das Wetter zu schützen, keine Hand voll Stroh, um darauf zu schlafen, während du Alles im Überflusse hast. Du sagst, du liebst, und es gibt so viele Kranke, die ohne Hülfe auf ihrem ärmlichen Lager schmachten, so viele Unglückliche, die weinen, ohne daß Jemand mit ihnen weint, so viele kleine Kinder, die frierend von Thüre zu Thüre gehn, und ein Brosämlein von der Reichen Tische begehren und es nicht erhalten. Du sagst: du liebst deine Brüder; was würdest du denn thun, wenn du sie hassest? Ich sage dir, wer seinem leidenden Bruder helfen kann und ihm nicht hilft, ist sein Feind, und wer seinen hungernden Bruder speisen kann und ihn nicht speist, ist sein Mörder."

Endlich (XVII.):

„Wenn du gebetet hast, fühlst du nicht dein Herz leichter und deine Seele zufriedener? Das Gebet macht das Leiden minder schmerzlich und die Freude reiner, es legt in jenes etwas Stärkendes und Süßes, und theilt dieser einen himmlischen Wohlgeruch mit. Hast du denn nichts zu erbitten von dem, der dich auf diese Erde gesetzt hat? Du bist ein Wanderer nach der Heimath; geh' nicht mit gebücktem Haupte; du mußt die Augen aufheben, um den Weg nicht zu verfehlen. Deine Heimath ist der Himmel! regt sich nichts in dir, wenn du den Himmel ansiehst? Wacht kein Wunsch in dir auf? Oder ist dieser Wunsch stumm? Einige sagen: „„Wozu beten? Gott ist zu hoch erhaben über uns, als daß er so elende Geschöpfe hören könnte."" Wer hat denn aber diese elenden Geschöpfe gemacht, wer hat ihnen Gefühl, Gedanken, Wort gegeben, als

Gott? Und ist er darum gut gegen sie gewesen, um sie nachher zu verlassen und von sich zu stoßen? Wahrlich, ich sage dir, wer in seinem Herzen sagt, daß Gott seine Werke verachtet, der lästert Gott. Andere sagen: „„Wozu beten? Gott weiß ja besser als ich, wessen ich bedarf."" Allerdings weiß er besser als du, wessen du bedarfst; aber eben deshalb will er, daß du ihn darum bittest; denn du bedarfst seiner vor allen Dingen, und wenn du betest, so fängst du an ihn zu haben. — Manchmal geht ein Wind über die Felder, der die Pflanzen ausdörrt, dann lassen sie ihre welken Blätter herabhängen; aber wenn der Thau sie anfeuchtet, so werden sie wieder frisch und richten sich auf. Über die Seele des Menschen wehen fortwährend brennende Winde, und trocknen sie aus. Das Gebet ist der Thau, der sie wieder frisch macht."

Aber auch von der endlichen Bestimmung des Menschen finden sich andere Darstellungen, als daß es ein Paradies auf Erden sey; Darstellungen, die hoffen lassen, daß der große Gegensatz von Diesseits und Jenseits dem Verfasser nicht wie den St. Simonisten und so vielen philosophirenden Deutschen entschwunden ist, daß er die Kräfte der zukünftigen Welt in der That geschmeckt, daß er den Rauch hat aufsteigen sehen von den Dächern des himmlischen Ithaka, und daß das dadurch in ihm entzündete Heimweh durch alle Herrlichkeiten des Landes der Phäaken nicht wird gestillt werden. Z. E. (XXV.):

„Was deine Augen sehen, was deine Hände betasten, das sind nur Schatten, und der Ton, der dein Ohr trifft, ist nur der grobe Wiederhall der innerlichen und geheimnißvollen Stimme, die im Herzen der Kreatur anbetet, fleht und seufzt. Denn die ganze Kreatur ängstet sich, und ist in Kindesnöthen, und arbeitet geboren zu werden zu dem wahrhaftigen Leben, hindurchzudringen von der Finsterniß zum Licht, aus dem Lande des Scheins in das der Wirklichkeit. Diese schöne strahlende Sonne ist nur das Kleid, das dunkle Vorbild der wahren Sonne, welche die Seelen erleuchtet und erwärmt. Diese reiche grünende Erde ist nur das bleiche Schweißtuch der Natur; denn auch die Natur ist gefallen und, wie der Mensch, in das Grab gestiegen, aber, wie er, wird sie wieder auferstehen. Unter dieser dicken Decke deines Leibes gleichst du einem Wanderer, der Nachts in seinem Zelt Gespenster vorbeigehen sieht oder zu sehen glaubt. Die wahre Welt ist dir verschleiert. Wer in den Grund seiner selbst sich zurückzieht, der sieht sie von da aus wie von weitem. Geheime Mächte, die in ihm schlummern, erwachen für einen Augenblick, heben einen Zipfel des Schleiers auf, den die Zeit mit ihrer runzlichten Hand festhält, und das inwendige Auge wird entzückt durch die Wunder, die es anschaut. Du sitzest am Ufer des Oceans der Wesen, aber in seine Tiefen dringst du nicht ein. Du wandelst Abends am Meere hin, und siehest nichts als etwas Schaum, den die Wellen an das Ufer werfen. Womit soll ich dich noch vergleichen? Du bist wie das Kind im Schooße seiner Mutter, das auf seine Geburtsstunde wartet, wie der Schmetterling, der in der kriechenden Raupe steckt; du

rebst auszugehen aus diesem irdischen Gefängnisse, um dich gen Himmel aufzuschwingen."

Und der Schluß (XLI.):

„Und mein Vaterland wurde mir gezeigt. Ich wurde entzückt über das Land der Schatten, und ich sah, wie die Zeit sie mit unsäglicher Schnelligkeit wegtrieb durch den leeren Raum, so wie der Südwind die leichten Dünste wegtreibt, die in weiter Ferne über die Ebene gleiten. Und ich stieg höher und höher, und die wahren Wesen, unsichtbar dem fleischlichen Auge, erschienen mir, und ich hörte Töne, welche in dieser Welt der Schatten keinen Wiederhall haben. Und was ich hörte, was ich sah, war so lebendig, meine Seele ergriff es mit solcher Macht, daß es mir schien, Alles, was ich vorher zu sehen und zu hören geglaubt hatte, wäre nur ein unbestimmter nächtlicher Traum gewesen. Was soll ich daher sagen zu den Kindern der Nacht, und was können sie fassen? Und bin ich nicht selbst von den Höhen des ewigen Tages mit ihnen zurückgefallen in den Schooß der Nacht, in das Land der Zeit und der Schatten? Ich sah gleichsam einen unbeweglichen, unermeßlichen, unendlichen Ocean, und in diesem Ocean drei Oceane, einen Ocean von Kraft, einen Ocean von Licht, einen Ocean von Leben; und diese drei Oceane, die sich durchdrangen ohne sich zu vermischen, bildeten nur einen Ocean, eine untheilbare vollkommene ewige Einheit. Und diese Einheit war der, welcher ist, und im Grunde seines Wesens verband ein unaussprechliches Band drei Personen, die mir genannt wurden; und ihre Namen waren: Vater, Sohn und Geist; und es war da eine geheimnißvolle Zeugung, ein geheimnißvoller lebendiger fruchtbarer Odem; und der Vater, der Sohn, der Geist waren der, welcher ist. Und der Vater erschien mir wie eine Macht, die, in dem unendlichen Wesen und eins mit ihm, nur eine einzige, ewige, vollkommene, unbegrenzte That thut, die das unendliche Wesen selbst ist. Und der Sohn erschien mir wie ein ewiges, vollkommenes, unbegrenztes Wort, welches ausspricht, was die Macht des Vaters wirkt, was er ist, was das unendliche Wesen ist. Und der Geist erschien mir wie die Liebe, die gegenseitige Ergießung und Anhauchung des Vaters und des Sohnes, sie belebend mit einem gemeinschaftlichen, ewigen, vollkommenen, unbegrenzten Leben, dem unendlichen Wesen selbst. Und diese drei waren eins, und diese drei waren Gott, und sie umarmten und vereinigten sich in dem unzugänglichen Allerheiligsten des einen Wesens; und diese Vereinigung, diese Umarmung war im Schooße der Unendlichkeit die ewige Freude und Lust dessen, der da ist. Und in den Tiefen dieses unendlichen Oceans des Seyns schwamm und wuchs die Kreatur, wie eine Insel, die unaufhörlich ihre Ufer erweitert in einem Meere ohne Gränzen. Sie blühte auf wie eine Blume, deren Wurzeln im Wasser sind, und die ihre Blätter und Staubfäden auf der Oberfläche spielend ausstreckt. Und ich sah, wie sich Wesen an Wesen knüpften, sich erzeugten und entwickelten in unendlicher Mannichfaltigkeit, und alle tranken und sich nährten von einem Saft, der sich nie erschöpft, von der Kraft und dem Licht und dem Leben dessen, der da ist. Und Alles, was mir bis dahin verborgen gewesen war, enthüllte sich meinen Blicken, die nicht mehr von der groben äußeren Hülle der Wesen aufgehalten wurden. Frei von allen irdischen Hindernissen ging ich von Welt zu Welt, wie hier unten der Geist von Gedanken zu Gedanken fortschreitet; und nachdem ich mich versenkt, verloren hatte in die Wunder der Macht, der Weisheit und der Liebe, versenkte, verlor ich mich in die Quelle der Liebe, der Weisheit und der Macht selbst. Und ich fühlte, was das Vaterland ist, und ich wurde trunken von Licht, und meine Seele, getragen von Wellen der Harmonie, schlief ein auf den himmlischen Fluthen in einer unaussprechlichen Verzückung. Und dann sah ich Christum zur Rechten seines Vaters, strahlend von unsterblicher Herrlichkeit. Und ich sah ihn auch als ein Lamm, geopfert auf einem Altar; und tausendmal tausend Engel und die durch sein Blut erkauften Menschen umgaben ihn, sangen sein Lob und dankten ihm in der Sprache der Himmel. Und ein Tropfen des Bluts des Lammes fiel auf die schmachtende und kranke Schöpfung, und sie verklärte sich, und alle Kreaturen regten sich mit einem neuen Leben, und alle erhoben ihre Stimme, und diese Stimme rief: „„Heilig, heilig, heilig ist der, der das Böse zerstört und den Tod besiegt hat!"" Und der Sohn neigte sich auf des Vaters Schooß und der Geist bedeckte sie mit seinem Schatten, und es war ein göttliches Geheimniß unter ihnen, und die Himmel schwiegen und erbebten."

Wir hoffen, durch diese Auszüge unseren Lesern ein Bild von dem Charakter dieses Buchs, oder vielmehr der verschiedenen Bestandtheile desselben, gegeben zu haben. Nur das fügen wir noch hinzu, daß von der Römischen Kirche, von ihrer Autorität und Rechten, von ihrem Verhältnisse zum Staate und zu der jetzigen Zeit u. s. w., mithin grade von den Gegenständen, deren Behandlung man von dem Verf., nach seinen früheren Schriften und seinem bisherigen Leben, am meisten erwartet hätte, darin gar nicht die Rede ist; es müßten denn in den Visionen und Parabeln Anspielungen darauf verborgen liegen, so wie z. B. folgende Stelle in einem Gesichte, welches sich auf den Zustand unserer Zeit bezieht, eine Hindeutung auf den jetzigen Verfall oder die Ohnmacht dieser Kirche zu enthalten scheint (II.):

„Ich sehe auf einem ungeheuern Gebäude hoch in der Luft ein Kreuz, welches ich kaum erkennen kann, weil es mit einem schwarzen Schleier verhüllt ist."

Ja, wenn nicht einigemal der Anbetung der Jungfrau Maria anerkennend gedacht würde, so brauchte man dasselbe gar nicht für das Werk eines Römischen Katholiken zu halten; die Richtung gegen das Königthum, und das Streben auf dessen Umsturz im Namen Christi ein Reich der Gerechtigkeit und Liebe auf Erden zu begründen, möchte man eher den Englischen Schwärmern während der bürgerlichen Kriege, die mit Karl's I. Hinrichtung endigten, zutrauen.

Wie ist es nun aber zu erklären, daß einem eifrig Katho-

lischen Abbé, der noch vor ganz kurzer Zeit dem Papste gehorchte und unterwürfig schwieg, als dieser die ganze Richtung verwarf, der er seine Kräfte gewidmet hatte, daß dem Verfasser des Buchs: Sur l'indifférence en matière de religion, der ganze christliche Begriff der Autorität, die ganze christliche Lehre von dem Ursprunge der Obrigkeit aus Gott, und von dem Wesen derselben als einer göttlichen Ordnung, von dem Schwerdte, das er selbst ihr anvertraut, damit sie seine Dienerin und sein Abbild sey, von dem Gehorsam um Gottes willen, der ihr gebührt, — daß alles dies ihm so völlig abhanden kommen konnte, — wie zu erklären, daß er, was Petrus und Paulus so reichlich und deutlich predigen von dem Gebete auch für heidnische Kaiser und Könige, auch für Verfolger, von Herren und Knechten, wie jene im Aufblick auf ihren Herrn befehlen, diese auch den „wunderlichen" Herren dienen sollen, als dieneten sie Christo, so ganz vergessen, daß er aus diesen tiefsinnigen Wahrheiten, welche die größesten Erscheinungen des Mittelalters, das Kaiserthum und Papstthum und ihren Kampf mit einander beseelen, und welche man in der Römischen Kirche, ja welche Lamennais selbst nach der anderen Seite hin, bis zum Verkennen der individuellen Freiheit zu übertreiben stets geneigt war, — aus diesem ihm gewiß lieb und werth, ja ehrwürdig gewesenen erhabenen System von Erinnerungen, Gefühlen und Gedanken heraus- und in die flachsten Irrlehren der Zeit ohne allen Vorbehalt hineinfallen konnte? Wie hat er verkennen können, daß die von ihm selbst gepredigte Sündhaftigkeit der menschlichen Natur seine Ideale von einer Herrschaft der Gerechtigkeit und der Liebe ohne Autorität, ohne Obrigkeit von Gott, zu Chimären macht? Und wie soll man es sich anschaulich machen, daß er, auf dem abschüssigen Wege dieser scheußlichen Irrthümer in einen schaudererregenden Fanatismus versunken, dabei doch so viel christliche Erkenntniß, christliches Gefühl, christliche Begeisterung bewahren, und diese mit so lieblicher Zartheit, mit so kräftiger Inbrunst aussprechen kann, wie er doch wirklich thut?

Wir wagen es nicht, diese Fragen zu beantworten. Lebhaftes Gefühl, glühende Phantasie, von keiner scharfen und tiefen Einsicht gezügelt und in Schranken gehalten, daneben flaches trocknes Denken, das mit jenem Gefühl nicht eins geworden, — ausgezeichnetes Talent der Rede, — brennende verzehrende Sehnsucht auf das, seit der Juli-Revolution dem revolutionären Liberalismus anscheinend ohne Rettung verfallene Vaterland einzuwirken, ihm das Einzige zu bringen, wodurch es auf den Weg des Heils zurückgeführt werden kann, nämlich das Christenthum, — eine dem unruhigen Französischen Geiste inwohnende Ungeduld, die es nicht erträgt, nicht mehr auf der

Höhe des Tages zu seyn, in der Fülle der Kraft als veraltet, als der beseitigten Vergangenheit angehörig, bei Seite geschoben zu werden, und, je näher diese Gefahr lag, mit um so heftigerer Leidenschaft der Zukunft (wohin der „Avenir" deutete) sich in die Arme wirft und in die Extreme der Bewegungsparthei sich hineinstürzt — endlich, nach allem diesen vielleicht einige Hoffnung, daß der besser zu unterrichtende Papst selbst sich an die Spitze dieser Parthei zu stellen, das Straßenpflaster aufzureißen, und Barrikaden zu errichten bewogen werden könnte, — denn angegriffen wird die Römische Kirche nirgends, nur mit Stillschweigen übergangen, und in des Papstes Herz wird wenigstens dem Leser kein Blick erlaubt, — solche Faktoren dürften vielleicht zu dem so höchst sonderbaren Resultate, das an den, auch Entgegengesetztes vereinigenden, Cromwell erinnert, mitgewirkt haben. An Heuchelei, die bewußter Weise das Heilige, ohne daran zu glauben, zu politischen Zwecken mißbraucht, dürfte am wenigsten zu denken seyn. Des Verfassers früherer Charakter sowohl als der dieser Schrift spricht zu laut dagegen.

Von der anderen Seite würde man wohl vergeblich versuchen, ein consequentes System aus seinen im Feuer der Schwärmerei sich ergießenden Reden und Visionen zu abstrahiren.

Aber mit welchen Gefühlen sollen wir seine Schrift aus der Hand legen? Soll der Abscheu gegen seine gräßlichen Irrlehren vorwalten, und durch die herrlichen christlichen Wahrheiten, die jenen den Weg auch zu den Herzen der Gläubigen bahnen können, nur noch vermehrt werden? Oder sollen wir der Kraft der Wahrheit vertrauen, daß sie alles ihr Fremdartige überwinden und ausstoßen wird? Die eine Betrachtungsweise schließt die andere nicht aus, — es kann seyn, daß seine Schrift Gläubige zu Revolutionärs, es kann seyn, daß sie Revolutionärs gläubig macht. Hoffentlich wird sie jedenfalls dazu beitragen, die Gegensätze, die das Jahrhundert bewegen, ihrer Entwickelung, ihrer Reife entgegen zu treiben, und aus dem langweiligen Sumpfe des juste milieu, in dem die Zeit, weder kalt noch warm, sondern lau — stecken zu bleiben droht, aufzuschrecken: der Irrthum ist ja der Wahrheit oft näher als der Zweifel oder die Halbheit. Sollte sie aber auch unter dem Lärm der Tagesbegebenheiten und der Tageslitteratur, wie der St. Simonismus, spurlos vorübergehen, so bleibt sie jedenfalls, wie dieser, ein wichtiges Zeichen der Zeit, eine Warnungsstimme, eine Andeutung, welche Versuchungen, welche Krisen uns noch bevorstehen.

Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!

Redaktrur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

Funfzehnter Band.

Juli bis December 1834.

Berlin,

bei Ludwig Oehmigke.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 2. Juli. № 53.

Litterarische Anzeige.

Abendstunden. Herausgegeben von Dr. Franz Theremin. Berlin 1833. Verlag von Dunker u. Humblot. (194 S.)

Unter diesem gemeinschaftlichen Titel bietet uns eine wohlbekannte werthe Hand eine Sammlung mannichfaltiger geistlicher Gaben dar, die nach der Form, in welche sie gefaßt sind, in drei Abtheilungen zerfallen. Die erste Abtheilung, überschrieben der Kirchhof, enthält lyrische Gedichte, die theils als Stimmen der Lebenden, theils als Stimmen der Todten sich vernehmen lassen: voran die Inschrift des Kirchhofs:

Der Christen irdisch Theil, in Hoffnung ausgesäet,
Erwartet hier den Tag, wo alles Fleisch erstehet.
Den heilgen Ort entweih nie eines Frevlers Spur;
Wer selbst der Sünde starb, komm zu den Todten nur.

Die zweite Abtheilung (S. 31—102.) enthält drei Dialogen unter den Aufschriften: das Erwachen, die geistliche Beredsamkeit, der Ritter von der traurigen Gestalt; diese Dialogen stehen unter einander nicht in Zusammenhang, sondern bilden jeder ein Ganzes für sich. Die dritte Abtheilung besteht aus einer Abhandlung von dem Wesen der mystischen Theologie (S. 103—194.). Das ganze Büchlein ist eine vertrauensvolle Eröffnung des inneren Lebens des Verfassers und schon insofern eine überaus schätzbare Gabe. Denn was den Menschen am meisten interessirt, ist doch zuletzt der Mensch und ist es mit Recht besonders dann, wenn durch viel Schmerz und Arbeit Christus in ihm eine Gestalt gewonnen und wenn der also Wiedergeborene mit Klarheit sich und den Weg, den Gott ihn geführt hat, erkennt und in gebildeter Rede davon Rechenschaft zu geben weiß. Wer solche Selbstbekenntnisse recht zu lesen und zu gebrauchen weiß, dem entspringt daraus gewiß viel Lehre und Erbauung. Dies gilt in reichem Maaße von diesen Abendstunden; wir wollen versuchen, den Leser, der sie noch nicht kennt, in dieselben einzuführen.

Der Tod, der allen Seelen so gewaltig predigt: Thut Buße und glaubet an das Evangelium! ist auch dem, der in diesem Büchlein sein Herz uns aufschließt, der Wecker zum neuen Leben geworden. Es war ihm das nächste und liebste Wesen gestorben, das er auf dieser Welt hatte. Oft geschieht es in solchem Falle, daß die Todten dem Trauernden Todte bleiben und seine Seele sich von der Lust am Geschöpfe ganz abwendet zu dem Schöpfer und Erlöser, der allein für allen Verlust entschädigen kann; nicht selten aber auch erfahren wir, daß das Bild der Abgeschiedenen das Gefäß wird, in welchem die göttlichen Gnadengaben und Tröstungen sich am häufigsten zu den Hinterlassenen herabsenken. Dies gibt dem geistlichen Leben eine sehr bestimmte eigenthümliche Gestalt, die zum Theil der dichtenden Phantasie angehört und insofern uns nicht allgemeine göttliche Wahrheit, sondern die Geistesgeschichte des Individuums in seinem Ringen nach Verklärung des Endlichen darstellt. Dergleichen finden wir öfters bei frommen Dichtern, am vollendetsten wohl bei Dante, der unter dem Namen der früh verblichenen Beatrice die göttliche Gnade selbst wie unter einem durchsichtigen Schleier erblickte. Selten aber findet man diese ideale Verknüpfung da, wo die Abgeschiedenen längere Zeit durch das eheliche Band mit den Hinterlassenen verbunden waren; denn leider erhält sich nur selten in dem steten Austausch des Irdischen jener feste Glaube an eine himmlische Kraft, die in der geliebten Seele ruht, und jenes inbrünstige Verlangen, mit diesem Geheimniß des Innern in Gemeinschaft zu bleiben, wie es nöthig ist, um mit den Todten als Lebenden fortzuleben. Diese Hoheit und Treue der durch die Ehe befestigten Seelenfreundschaft ist es besonders, was uns in den lyrischen Mittheilungen der Abendstunden Ehrfurcht einflößt und den Wunsch erweckt: Möchten doch zusammenlebende Ehegatten lernen einander so zu erkennen und zu lieben, wie hier der Hinterbliebene die Abgeschiedene liebt. Hören wir, was der Treue zu der Todten spricht, die ihm lebt:

O du, die einging zu des Himmels Thoren,
Und selig schauet Gottes Angesicht,
Mit deinem Tod starb meine Liebe nicht,
Sie ward in deinem Tode neugeboren.

Zum neuen Bunde hab ich dich erkoren
Da unsers ersten Bundes Kette bricht,
Auf's Neue schwur ich dir der Treue Pflicht
Am dunkeln Tage, da ich dich verloren.

Du gehst mit mir, wie sonst, auf meinem Pfade;
Aus deinem Mund vernehm ich, wenn ich leide,
Den süßen Ton, den meine Seele kennet.

Und wenn ich einst durch meines Heilands Gnade
Dich wiederseh im Schooß der ewgen Freude,
Sprech ich zu dir: Wir waren nie getrennet.

Und die Liebe des Herrn ist in dem Herzen, aus dem diese Ergüsse kommen, so stark, daß wir mit ihm die Zuversicht hegen dürfen, die verklärte Gestalt, die sich seinem Geiste auf dem Wege zu Christo vorstellt, wird ihn nie von ihm scheiden, sondern stets zu ihm führen.

Dies letztere ist wenigstens der Grundgedanke, der in dem ersten Dialoge ausgesprochen wird, welcher die Aufschrift führt: das Erwachen, und ohne alle Ekstase eine Vision des

Jenseits vergegenwärtigt. Im Tode war die Seele des Hinterbliebenen eingeschlummert: in der Stunde aber, wo seine Kinder mit Thränen seinen Leichnam an der Seite der Vorangegangenen einsenken, erwacht die Seele ihm aus dem Todesschlummer und wird von ihr, die drüben längst einheimisch ist, begrüßt. Ihm ist, als wäre er nie von ihr getrennt gewesen und lange währt es, ehe er inne wird, daß er in einem ganz neuen Leben wandelt. Endlich erkennt er, daß er mit der verklärten Freundin an dem Orte vereinigt ist, an den Jesus einst dem sterbenden Schächer zu kommen verheißen, und es währt nicht lange, so sieht er den Gärtner des Himmelsgarten in milder, demüthiger Gestalt, aber voll der innigsten Anziehungskraft für die Seinigen. Engelchöre preisen ihn ringsum aus unendlichen Fernen; er aber, der Selige, darf und soll ihm nahen mit ihr und wird vom Herrn zu ewiger Vereinigung mit der Verklärten eingesegnet, um bald mit allen Himmlischen den zu preisen, der die Auferstehung und das Leben ist. Himmlische Dinge hast du hier in irdischen Bildern, durch die aber ein Hauch des höheren Lebens geht und die sich durchaus an biblische Vorbilder anschließen. Nicht zum Urtheilen, aber wohl zum lehrreichen Sinnen wird der Leser durch diese Dichtung aufgefordert, wie wenn man einem geistvollen Kinde in seinen phantasiereichen Spielen zuhört.

Der zweite Dialog von der geistlichen Beredsamkeit zeigt uns dagegen den Mann, der einem kecken, vorlauten Jünglinge unserer Tage den Weg zeigt, auf welchem Gottes Diener zur geistlichen Beredsamkeit tüchtig werden. Dies Gespräch erinnert, trotz seiner großen Verschiedenheit in Form und Inhalt, doch in seiner pikanten Darstellung und durch seinen kräftigen Kern an des trefflichen Johann Valentin Andreä Lehrgedicht unter dem Titel: „das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes," das am Schlusse von Herder's Briefen, das Studium der Theologie betreffend, abgedruckt ist. Daselbst wird gegen das Ende den Predigern gesagt:

„Weh euch, so man euch zu viel lobt!
Wohl euch, wenn die Welt heftig tobt!
Weh euch, so euch der Dienst wird süß!
Wohl euch, so ihr find't viel Verdrieß!
Weh euch, so euch die Welt gefällt!
Wohl euch, so sie euch Fallen stellt!
Weh euch, so ihr auf Titel schaut!
Wohl euch, so Wenigs euch vertraut!
So könnt ihr Gottes Haushalter seyn,
Der Welt ein Dorn, ein' Ruth und Pein."

So Andreä. In unserem Dialog aber lautet der Schluß so:

Jüngling. — — Ich soll erbauen, nicht wahr? Wie kann ich erbauen, ohne zu gefallen; wie kann ich gefallen, ohne daß man mich rühmt?

Mann. — — Und ich behaupte, daß es ganz und gar nicht nöthig ist, den Zuhörern zu gefallen; ja daß es zuweilen gut seyn kann, ihnen recht derb zu mißfallen.

Jüngling. Aber man predigt doch einmal für Menschen.

Mann. Das läugne ich eben.

Jüngling. Nicht für Menschen?

Mann. Man predigt für Gott; und die Predigt ist die beste, die Gott am besten gefällt.

Gewißlich ist das wahr und besonders gern hört man das von einem Prediger, der dennoch den Menschen sehr gefällt.

Der dritte Dialog behandelt die zwischen den Frommen oft streitige Frage, ob es recht und wohlgethan sey, weltliche Bücher, Romane, Schauspiele und allerlei belletristische Schriften zu lesen, oder ob sich der ernste Christ derselben enthalten muß. Am Don Quixote wird kurz und anschaulich gezeigt, daß es weit weniger darauf ankommt, was, als wie man liest, und daß weltliche Bücher, wenn sie auch nur treue Abbilder der menschlichen Sünde und Thorheit sind, dem geistlich gesinnten Leser sehr lehrreich und erbaulich werden können. Wir stimmen diesem Satze vollkommen bei und, so sehr vor der Alles verschlingenden Lesewuth unserer Zeit zu warnen ist, so sehr man sich hüten muß, mit Büchern, die nur unterhalten sollen, die Zeit zu vergeuden und den Geist zu zerstreuen, der auf das Eine, das noth ist, gerichtet seyn soll, so gewiß ist es doch andererseits, daß unter den im Tone der Welt für die Weltmenschen geschriebenen Büchern viele sind, die das geistliche Auge, wenn es einmal geöffnet ist, in hohem Maaße schärfen und üben. Der Seelsorger insbesondere muß die Bücher kennen, welche in dem Kreise, dem er zu dienen berufen ist, die Denkweise der Menschen bestimmen, um dadurch schneller die, auf die er wirken soll, kennen und verstehen zu lernen und leichter Eingang bei ihnen zu finden. Besonders sind die großen hochbegabten Dichter der Vorzeit und der Gegenwart nicht zu verschmähen: denn wenn sie auch mit ihrem Pfunde nicht immer treu und rein gewuchert haben, so ist doch in ihren Werken Vieles, was, zum Theil ihnen selbst unbewußt, der Geist Gottes in ihren Geist und in ihre Worte gelegt hat, wo es nur darauf ankommt, daß der Leser als ein geistlicher Markscheider das Gold aus dem Erze herauszuschmelzen wisse, und diese Arbeit selbst ist übend und lehrreich. Hat doch auch die heilige Schrift die Wahrheit, die uns erbaut, oft in's Verborgene gelegt, daß wir sie erst suchen und ausscheiden müssen, wie dies besonders in den Salomonischen Schriften der Fall ist. Und warum thut der Herr seinen Mund so oft zu Räthseln und Gleichnissen auf, als eben weil es den Menschen gut und nöthig ist, die Wahrheit unter der Hülle einer fremden Gestalt erst suchen zu müssen, ehe er sie findet.

Den Schluß der Abendstunden macht die Abhandlung über die mystische Theologie. Es wird hier zuerst dargethan, was die ausgezeichneten mystischen Theologen des Mittelalters unter der mystischen Theologie verstanden haben, und wird dies mit Stellen aus Bernhard von Clairveaux, aus Hugo und Richard von St. Victor und aus Gerson belegt. Es wird gezeigt, daß die mystische Theologie in dem Sinne jener Männer allerdings in der inneren Natur des Menschen ihren Grund hat, daß sie in der heiligen Schrift ihre Bestätigung findet, daß sie, mit der historischen und philosophischen (dogmatischen) Theologie verbunden, die Aneignung der göttlichen Wahrheit für den einzelnen Menschen vollendet und insofern nicht nur

s vollkommen gerechtfertigt, sondern als unentbehrlich erscheint r den, der wahrhaft ein Kind Gottes geworden ist.

„Durch die Erleuchtung (sagt der Verf. S. 107.), welche von der Glaube voraussetzt, muß der Geist eine solche Empänglichkeit für die Wahrheit erhalten haben, daß diese, auch enn er sich nicht in jedem Augenblicke aller Beweise für dielbe bewußt seyn sollte, durch ihre eigene Kraft auf ihn wirken nne. Nehmen wir dies an, so werden wir nicht umhin kön-n, der Seele auch ein Vermögen zuzuschreiben, der anerkannn und vornehmlich der sich ihr ohne Vermittelung darbietenden Wahrheit sich zu freuen, und sich ihrer Betrachtung mit Wohlfallen hinzugeben. Eine Darstellung der göttlichen Wahrheit, bei welcher die Seele gegen dieselbe sich n einer solchen mit Liebe verbundenen Anschauung rhält, ist die mystische Theologie."

Sehr anziehend sind die Beispiele aus der heiligen Schrift, oran nachgewiesen wird, wie einzelne Lehren in derselben bald uf historische, bald auf philosophische, bald auf mystische Weise usgesprochen und dargestellt werden. Und nach dem Begriffe, er hier aufgestellt worden, ist gewiß die Behauptung ganz unveringlich, daß die mystische Theologie, als die Frucht des Übernngs der göttlichen Wahrheit in das eigene Leben des Menhen, der Gipfel der theologischen Bildung ist. Man kann noch nen Schritt weiter gehen und nachweisen, daß die historische nd philosophische Darstellung der göttlichen Wahrheit nur dann ollkommen gelingen kann, wenn derjenige, der sich ihr widmet, en Gehalt dieser Wahrheit erst mit seinem Geiste innerlich ereinigt hat. Denn ohne diese Weihe wird er nichts gründlich erstehen und Alles nur äußerlich formal behandeln. Das Geistche aber will geistlich gerichtet seyn.

Ein ausgezeichneter Kanzelredner hat einst lehrreiche „Geändnisse" über seine Bildung zur Kanzelberedsamkeit herausegeben; die Abendstunden, die hier vor uns liegen, sind als hnliche Bekenntnisse eines evangelischen Predigers anzusehen. Denn er zeigt uns durch diese Schrift, wie er dazu geführt orden ist, der Welt abzusterben und Christo zu leben; welchen Begriff von dem Wesen und Nerv der geistlichen Beredsamkeit r sich gebildet hat; wie er allerhand Schriften für seinen Preigerberuf zu benutzen pflegt; und wie er sich der geschichtlichen Offenbarung, der Schlüsse und Beweise, endlich der inneren Erahrungen des geistlichen Lebens gemeinschaftlich und wechselseise bedient, um seine Zuhörer unter Mitwirkung des heiligen Geistes durch das Wort seines Mundes als Knecht Christi desselen Heiles theilhaftig zu machen, das ihm selbst widerfahren ist. Bereits im Jahre 1814 war von demselben Verfasser eine Schrift usgegangen, die schon ganz von der Überzeugung eingegeben ar, daß der Prediger in der Wahrheit und Gerechtigkeit leben nuß, zu der er Andere leiten will. (Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik von Franz Theremin. Berlin 1814.) Dies ist die Knospe, deren Blüthe ich später entfaltete und deren Früchte wir jetzt genießen, und venn wir das, was der Verf. damals forderte, mit dem verleichen, was er jetzt zu geben hat, so finden alle redlich Strebenden darin einen schönen aufmunternden Beleg zu den Worten: „Suchet, so werdet ihr finden."

Nachrichten.

(Briefe über Frankreich.)

(Fortsetzung.)

2. Zustand der Handarbeiter.

Volbec den 19. Juli 1833.

Die Französischen Handwerksleute haben in den letzten drei Jahren mit der politischen Lage des Landes viel zu schaffen gehabt. In Paris haben sie der Regierung ernstliche Besorgniß erregt; zu Lyon erlangten sie vor zwei Jahren einen beklagenswerthen Sieg über die gesetzliche Ordnung, und in anderen Städten bildeten sie gefährliche Verbindungen. Einsichtsvolle erkennen jetzt, daß unsere zukünftige Lage gar sehr von dem Betragen unserer arbeitenden Klassen abhängt und die wichtigen, unter ihnen abgehandelten Fragen bilden einen stehenden Artikel in den Zeitungen. Es wird ihren Lesern daher nicht unangenehm seyn, etwas über den Zustand der Arbeiterklassen in Frankreich zu vernehmen. Sie werden sich dann desto eher ein Urtheil über die Lage dieses Landes bilden können.

Das Aufkommen der Industrie in Frankreich schreibt sich erst von der Revolution von 1789 her. Vor dieser Zeit gab es zwar Fabrikanten, aber sie leisteten wenig mehr als zur Befriedigung des einheimischen Bedürfnisses nöthig war. Nach dem unglücklichen Widerrufe des Edikts von Nantes hatten viele reiche und geschickte Fabrikanten das Land verlassen und ihre Kunst nach Deutschland, England und Holland verpflanzt, und während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts war Frankreich vorzugsweise ein ackerbauendes Land. Die Revolution von 89 änderte dies. Wir waren anfangs genöthigt, eine ungeheure Menge Waffen und Kriegsvorräthe aller Art zu schaffen, um uns gegen das übrige Europa, welches sich zu unserem Angriff verbunden hatte, zu vertheidigen. Die Nation hatte keine Zeit an den Luxus zu denken, so lange der Heerd ihrer Mitbürger bedroht war. Damals glich Frankreich einem ungeheuern Schlachtfeld und Jedermann dachte nur an den Schutz seines Vaterlandes. Die Herrschaft Napoleon's war die Ära großartiger Unternehmungen. Dieser große Feldherr ermunterte auf alle Weise Fabrikanten jeder Art, aber seine langwierigen Kriege hinderten das Aufkommen des Gewerbfleißes. Die meisten Arbeitsleute mußten die Werkstatt verlassen für das Schlachtfeld, und das friedliche Geräusch des Webstuhls und der Mühle verhallte unter dem Donner der Kanonen und dem Klirren der Waffen. Als zuletzt nach fünf und zwanzigjährigem Kämpfen der Friede in Europa wiederhergestellt war, richtete das ganze Französische Volk alle seine Thätigkeit, all sein Vermögen, alle seine Hoffnungen auf Handel und Gewerbe. Zahlreiche, blühende Werkhäuser erhoben sich in den verschiedenen Provinzen und die Erfindungen eines halben Jahrhunderts, Dampfmaschinen und ökonomische Einrichtungen jeder Art wurden aus England eingeführt. Eisen, Seide, Baumwolle, Zucker verschafften Tausenden fleißiger Hände Arbeit und die Arbeiter, nicht mehr vom Kriege verschlungen, wuchsen so schnell an, daß ihre Zahl in wenigen Jahren mehr als das Doppelte derjenigen, die unter Napoleon vorhanden war, betrug. Zugleich stand bei dem günstigen Markt der Arbeitslohn hoch. In Folge dieses Gedeihens trat sehr schnell Üppigkeit, Ausschweifung und Laster ein. Die abscheuliche Gewohnheit des Trunkes machte in allen unseren Fabrikstädten beunruhigende Fortschritte. Eitelkeit (ein Charakterzug der Franzosen) verleitete die Arbeiter zu allen möglichen thörichten

Ausgaben und überall zeigte sich eine zügellose Begierde nach weltlicher Lust und sinnlichen Vergnügungen. Die Sittenlosigkeit wuchs von Tag zu Tage, die Bande der Bescheidenheit und Sittsamkeit wurden zerbrochen, in welchem Maaße — das mögen Sie nach dem einzigen Faktum beurtheilen, daß es im Jahre 1829 hundert und zwanzig tausend Findlinge in Frankreich gab, während man 1788 nur 40,000 zählte. Es hatte sich also die Zahl der unehelichen Geburten verdreifacht, obgleich die Bevölkerung nur um ein Drittel gewachsen war. Dieser Unterschied ist hauptsächlich dem Anwachsen der Unsittlichkeit in den Gewerkgegenden zuzuschreiben, denn die Französischen Landleute, besonders in den westlichen und südlichen Departementen, haben sich in den letzten vierzig Jahren wenig verändert.

Hätten unsere Arbeitsleute Religiosität besessen, so hätten sie aus dem blühenden Stand der Gewerbe unter Ludwig XVIII. und Karl X. dauernden Nutzen gezogen. Statt ihren Lohn in Unmäßigkeit und Liederlichkeit zu vergeuden, würden sie ihre Kinder erzogen und einen Nothpfennig für ihre alten Tage zurückgelegt haben. Wenn eine Geschäftsstockung eingetreten wäre, so hätten sie doch noch genug zu leben gehabt. Aber leider sind unsere Werkleute fast durchgehends irreligiös, viel irreligiöser als unsere Landleute. Gottlosigkeit herrscht souverän in unseren Werkstätten und Gewerbhäusern, man hört dort beständig die schändlichsten Spöttereien — die furchtbarsten Gotteslästerungen. Dahin werden nun die Kinder, sobald sie die Hände rühren können, geschickt, und so die armen Kleinen in ihrer frühesten Jugend verdorben, indem sie das Gift des Unglaubens in langen Zügen trinken. Ich habe oft die traurige Gelegenheit gehabt, dieses zu sehen. Die Kinder, welche meinen Unterricht besuchen, arbeiten meistens in Fabriken, nur wenige sind vom Lande um Bolbec. Die Kinder der Arbeiter haben fast ohne Ausnahme ein tiefgewurzeltes Vorurtheil gegen das Christenthum. Sie kommen bloß so weit es nothwendig ist, um zum Tisch des Herrn zu gelangen, nach dem Gebrauch der reformirten Gemeinden Frankreichs; sobald sie die Communion empfangen haben, hören sie ganz auf, sich mit den christlichen Wahrheiten bekannt zu machen, und die meisten lassen sich nie wieder in der Kirche sehen. So wachsen die Kinder unserer Werkleute auf. Sittenlosigkeit ist die unvermeidliche Folge des Unglaubens. Die Mäßigkeitsgesellschaften, welche Sie in den Vereinigten Staaten mit so viel Erfolg gestiftet haben, hält man in Frankreich für unausführbar. Ich habe hierüber oft mit den Werkmeistern gesprochen; aber alle antworten mir: „Mäßigkeitsgesellschaften mögen in Amerika viel Gutes gethan haben, aber sie können bei uns nicht eingeführt werden. Unsere Arbeiter würden über einen solchen Versuch lachen. Wenn wir es vorschlügen, würden sie uns mit Spott überschütten.“ In den Vereinigten Staaten hat man den mächtigen Hebel religiöser Beweggründe; euer Christenthum befähigt euch, dem Laster der Trunkenheit erfolgreich entgegenzutreten. Aber hier, wo die Masse der Bevölkerung dem christlichen Glauben durchaus entfremdet ist und diejenigen Jesuiten heißen, welche ihnen vom Evangelium sagen wollen; was können wir thun? welche Waffen haben wir zur Bekämpfung dieses erniedrigenden Lasters? Dies wird euch deutlich machen, warum die Christen Gesellschaften dieser Art in Frankreich noch nicht haben stiften können. Der rechte Zeitpunkt ist noch nicht gekommen. Wenn die christliche Religion von dem einsichtsvolleren Theil unseres Volkes wie bei euch in ihrem Werthe wird erkannt seyn, dann können wir auch der Stiftung von Mäßigkeitsgesellschaften entgegensehen.

Die Erziehung der arbeitenden Klassen Frankreichs ist höchst vernachlässigt. Die Kinder gehen nicht mehr zur Schule (wofern sie überhaupt dahin gehen), sobald sie das siebente oder achte Jahr erreicht haben. Dann kommen sie in Fabriken und lernen nichts mehr, nichts als Böses. Man findet indessen unter den Werkleuten Manche, welche von ihren Kameraden Gelehrte genannt werden. Aber was heißt dieses prächtige Wort in ihrem Munde? Die Gelehrten unter unseren Werkleuten heißen alle diejenigen, welche lesen können und ein paar schlechte Bücher besitzen, wie z. B. die Werke Voltaire's und J. J. Rousseau's und einige armselige politische Zeitungen. Mit Hülfe dieser Bibliothek wissen sie bei Gelegenheit über jeden religiösen oder politischen Gegenstand zu räsonniren oder vielmehr Unsinn zu schwatzen; und ihre mit zuversichtlicher Miene ausgesprochenen Meinungen gelten wie Orakel. Das sind die Gelehrten unter unseren Arbeitsleuten. In anderer Rücksicht sind sie noch irreligiöser, verdorbener, stolzer als diejenigen, die keinen Unterricht erhalten haben, und wenn es sich fragt, wer unter ihnen die ausschweifendsten Forderungen macht, die gröbsten Laster hat, welche die schlechtesten Väter, Ehemänner und Nachbarn sind, so ist die Antwort: diejenigen, welche lesen gelernt und schlechte Bücher gelesen haben.

Dies war der sittliche und intellektuelle Zustand der arbeitenden Klassen zur Zeit der Juli-Revolution 1830. Da diese Revolution vorzüglich durch die Pariser Arbeitsleute bewirkt worden ist, so erwarteten alle unsere Handwerker und Fabrikarbeiter, daß nun ihre Lage sich plötzlich und mächtig bessern werde. Unwissende sind geneigt sich einzubilden, daß jede gesellschaftliche Umwälzung eine Goldmine, die sie frei ausbeuten können, für sie seyn werde und daß ihr Glück sich festsetzen müsse, während sie die Grundpfeiler des öffentlichen Wohlstandes erschüttern; — ein thörichter Irrthum, welcher Tausende vernünftiger Wesen in's tiefste Elend gestürzt hat. Die Folgen zeigten bald, daß die Hoffnungen der Arbeitsleute chimärisch waren. Die erste Wirkung der Juli-Revolution war die Lähmung des Handels. Man hatte kein Vertrauen auf die Zukunft und das Geld verschwand fast gänzlich aus dem Umlauf und blieb in den Kassen der Kapitalisten verschlossen. Luxusartikel fanden spärlichen Absatz, weil Jedermann sein Geld für die Tage der Noth aufheben wollte. Die Fabrikanten, die keinen Markt für ihre Waaren fanden, schlossen ihre Laden und es geschah nach der Revolution der drei Tage wie es immer nach großen bürgerlichen Bewegungen geschieht: die Thätigkeit der Nation in allen Zweigen des Gewerbes stand still, weil man für die Beständigkeit der neuen Ordnung fürchtete. Es ist leichter die Empfindungen der Arbeitsleute sich vorzustellen als zu schildern, wie sie ihre Hoffnungen so grausam betrogen sahen. „Wie,“ sagten sie, „wir erwarteten, daß unsere Lage sich um Vieles bessern werde, und befinden uns übler als je zuvor! Statt etwas zu gewinnen, haben wir Alles verloren. Wir haben unser Blut nicht gespart und haben jetzt nicht einmal Brodt zur Ernährung unserer Weiber und Kinder!“ Wenn Arbeitsleute solchen Gedanken nachhängen, dann ist der Aufruhr nicht fern. Es entstanden daher in allen Fabrikstädten Unruhen, welche die Regierung zur Anwendung militärischer Gewalt nöthigten. Die Bürger und die Arbeitsleute, welche vor wenigen Wochen neben einander gefochten hatten, traten sich nun feindlich gegenüber, und abermal wurde Französisches Blut von Französischen Händen vergossen. Die Dampfmaschinen wurden wüthend angegriffen, als ob sie am Stocken der Industrie schuld wären! Maschinen, ohne welche das Volk den Wettkampf mit fremden Fabrikanten nicht aushalten konnte, und welche die Zahl der arbeitenden Hände vermehren, statt sie zu vermindern! Aber unsere Werkleute handelten wie Kinder und begingen viel beklagenswerthe Gewaltthätigkeiten gegen Fabriken.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 5. Juli. № 54.

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Dritter Artikel: Größere Briefe Pauli.)

Commentar zu den Briefen des Paulus an die Corinther. Von Gustav Billroth, Dr. und Privatdocent der Philosophie zu Leipzig. (Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung, 1833.) XXXVI und 386 S.

Der Verfasser ist den Lesern der Ev. K. Z. bereits durch die Anzeigen einer früheren Schrift bekannt (Jahrg. 1831, S. 625. 649.). Er hat sich seither noch bestimmter der sogenannten neueren und letzten Philosophie zugewendet, und es ist nun hier der Ort, da er sie ausführlicher bekennt, auf dieselbe einzugehen, der doch auf die aus ihr abfließenden hermeneutischen Grundsätze. Wir thun dies um so lieber, als wir das Wahre derselben zu erkennen, ihren Standpunkt zu würdigen, und so theils einer wiederauflebenden Meinung der vergangenen Zeit, wovon inzwischen gleich bei dem nächsten Werke die Rede seyn muß, sie entgegenzustellen, theils mit und in ihr die gegenwärtige Zeit in einem großen Theile nach zu richten haben und hoffen. Jene Meinung ist vor nicht gar lange von Rückert (zum Römerbriefe) wieder ausführlich aufgestellt und, wie er meinte, auch praktisch durchgeführt worden. Wir können darüber unsererseits auf die scharfe Entgegnung in Tholuck's Litt. Anz. verweisen, müssen aber unseren Verf. darüber vernehmen. Er erklärt die Forderung, daß der Exeget rein partheilos, ohne System, ja ohne Frömmigkeit, Sittlichkeit und dergl. — als Exeget — sey zu verfahre, für unstatthaft. Die Unmöglichkeit, diesen abstrakten Standpunkt einzunehmen, oder gar zu behaupten, ergebe sich aus der Theorie des Erkennens, und zeige sich auch nicht minder in der Erfahrung. „Es ist noch kein Exeget dagewesen, der nicht irgend ein System, wäre es auch das einfachste und abstrakteste, seiner Exegese, wenn er anders in derselben auf Erörterungen über die dogmatischen Ansichten seines Schriftstellers einging, zum Grunde gelegt hätte. So wie er über die letzteren richten will, muß er doch wenigstens locos communes haben, unter die er sie ordnet; er kann ferner doch nicht bloß die Ausdrücke, die der Schriftsteller gebraucht hat, wörtlich wiederholen, sondern muß sie in seine eigenen und die den Lesern geläufigen umsetzen: dies setzt aber schon Ansichten, Principien voraus, die erst selbst wieder einer weiteren Begründung bedürfen, und so nothwendig auf das Gebiet der Philosophie verweisen. Es kommt also nicht darauf an, daß der Exeget keine Ansichten, kein System hat, sondern darauf, daß seine Ansichten und sein System keine subjektiven, sondern objektiv wahre und begründete sind; nicht darauf, daß er nicht Parthei nehme, sondern darauf, daß er einzig und allein die Parthei der Wahrheit nehme."

Wir finden in dieser allgemeinen Thatsache die ausreichende Widerlegung der Rückertschen Behauptung, die im Einzelnen überdies an seinem eigenen Commentar empirisch widerlegt worden. Es kommt nun aber auf die nähere Bestimmung des Allgemeinen an, ehe es zur Zustimmung kommt. Und da sind wir denn bereit, der Philosophie, so weit sie wünscht, prüfend zu folgen, mit dem einzigen Wunsche, daß man auch uns folgen möge, wo wir sie gegen sie selbst oder doch ihre gegenwärtige Form wenden.

„Es müßte (nach dem Begriff des Erkennens zu urtheilen) vor Allen darauf aufmerksam gemacht werden, daß sich der erkennende Geist zu dem Gegenstande seiner Erkenntniß nicht wie ein Äußerliches verhält, sondern daß das Erkennen eben in der Aufhebung der Schranke zwischen Subjekt und Objekt besteht, — daß es also ein Widerspruch ist, zu verlangen, Jemand solle einen fremden Gedanken, oder gar ein System von Gedanken, einen zusammenhängenden Lehrbegriff selbst begreifen und Anderen darlegen, ohne seine eigenen Ansichten (um diesen Ausdruck hier zu gebrauchen) an denselben heranzubringen." (S. V.)

Hiemit sind wir zwar noch im Allgemeinen, aber die äußere Thatsache ist als innere gefaßt. Somit treten denn auch plötzlich die ungeheuern Schwierigkeiten hervor, welche die Sache selbst, das Erkennen, hat. Wir finden es natürlich, daß man wieder davor zurückbebt und sich in die Prätention der Unbefangenheit hinein, die Schuld der Schwierigkeit aber auf die Philosophie wirft, welche doch wahrlich jene Thatsache bloß ausspricht. Ein Anderes aber ist die Frage, ob die Philosophie die Schwierigkeit überwindet, oder nur anerkennt, und wieder ein Anderes die specielle kritische Frage, ob eine gewisse Philosophie sie nicht bloß so überwindet, daß sie in veränderter Gestalt wiederkehrt.

Der allgemeinen Frage genügt eine allgemeine Antwort, wenn diese nur speciell im Speciellen ausgeführt wird. Der Grund unserer Antwort an sich liegt aber im ganzen Verhältniß der Theologie zur Philosophie. Es kann nicht zwei Wahrheiten geben, nicht zwei unabhängige Wege zu ihrer Erkenntniß. Unsere speciellen Gegner behaupten es selbst und reißen die Behauptung auf ihre Seite. So darf und wird denn auch die Theologie dasselbe thun, denn sie muß es thun, so lange sie existirt und zu existiren gedenkt, ja ihr letzter Athem noch würde das mächtigste Veto seyn. Wer der Philosophie die eigene Kraft

zutraut, sich zur Wahrheit hindurchzuarbeiten, und dabei Theologe bleiben will, ist sehr zu bedauern ob des Miß- oder Halbverstandes. Die Philosophie aber ist zu loben, welche die Theologie aufzuheben behauptet, — wie das Krokodil etwa den Ichneumon.

Wir wollen nun sehen, wie die Hegelsche Philosophie über den Gegensatz und Widerspruch der Reflexion hinausführt. Denn auf diesem Standpunkt hat uns der Verf. in obigen Worten festsitzen lassen. Das Subjekt soll zum Objekt etwas hinanbringen, der Exeget den gegebenen Lehrsatz in seine eigenen Ausdrücke umsetzen. So wird die Schranke zwischen beiden gehoben oder durchbrochen. Tritt aber damit das Objekt in's Gebiet der Wahrheit hinüber, oder vielleicht nur der eigenen Meinung? Damit keineswegs; deshalb wird noch gefordert, und zwar vor Allem gefordert, daß die Ansichten und das System des Subjekts objektiv wahre und begründete seyen — vor dem Verständniß des Objektes, also von Hause aus. — So weit war man aber im Allgemeinen von jeher, und es war selbst, wie bemerkt, einzig das Gefühl dieser Schwierigkeit, was Manche sie beiseits schieben hieß. Hätte ich die Wahrheit, so wollte ich auch das Gegebene richtig, so wie es ist, verstehen. Habe ich sie nicht, wie verstehe ich das, was außer mir vorliegt, von dem ich nicht einmal weiß, ob es Wahrheit enthält oder Irrthum, geschweige denn, was für Wahrheit und Irrthum, kurz das für mich noch ganz Unbestimmte? — Aber ist dies unser Verhältniß zum Christenthum, zur heiligen Schrift? . . .

„Die Dogmatik will das wahrhaft Vernünftige, den Geist, der sich im Christenthum geoffenbart hat, erkennen." (S. VII.).

Und woher weiß denn eure Dogmatik, was sich im Christenthum offenbarte? Sagt sie es sich selbst, oder was eins ist, sagt es sich die Religionsphilosophie, so hat sie ja schon erkannt, und erkennt fernerhin durch sich selber; so offenbart sich in ihr der Geist, und es ist schlechte Verzweiflung an ihr und der Wahrheit, erst im Christenthum ihn erkennen zu wollen. Doch ihr unterscheidet unmittelbares und vermitteltes Bewußtseyn. Im Glauben wißt ihr, daß das Christenthum Wahrheit ist; in dem, was ihr Glauben heißt, der unmittelbaren, regungs- und bewegungslosen Vorstellung. Daher erkenne sich der Geist im Christenthum wieder. Doch hier eben liegt Irrthum auf Täuschung gehäuft, Zweifel auf Meinung. *)

Im Wissen hat sich der Geist vollendet, Meinung und Zweifel (sagt ihr) in sich aufgehoben. Wie kann er sich nun zurückwenden zum Unmittelbaren, sich selbst wieder suchen wollen

*) Der Kundige wird selbst bemerken, daß unsere Erörterung sich nicht auf die wenigen obigen Sätze der Schüler stützt, sondern die Religionsphilosophie Hegel's selbst zur Basis hat (namentlich den zweiten Theil, Werke Bd. 12.). Auch dürften unsere stärksten Behauptungen über das Verhältniß dieser Philosophie zu der christlichen Theologie grade bei denjenigen am wenigsten Widerspruch finden, die den philosophischen Geist derselben sich am meisten zu eigen gemacht.

im Positiven, ohne mit ihm auf's Neue den Zweifel und Gegensatz aus sich zu entlassen? ja, im vollen Sinne des Wortes, ohne sich selbst, als Begriff, wieder verloren zu haben? also ohne von sich etwas zu behalten als etwa die Erinnerung, was doch — nach Plato wenigstens — der Mensch schon von Natur hat? — Dürfte man euch rathen, so wäre es, daß ihr, die ihr den Knäuel so glücklich zusammengewickelt, nicht wieder ihn öffnetet, um in's Labyrinth zurückzukehren. — Vielleicht aber übernimmt's die Philosophie diesen Rückweg zu machen, um Anderen mitleidig hinauszuhelfen, und die Dogmatik ist eben nichts Anderes als die Methode, die Exegese u. s. w. nichts als die Vollziehung dieser Befreiung? — eine Art christlicher Mythologie und Symbolik. Wir müssen auch diese Nachhülfe von der Hand weisen; hat sich die Auflösung aller und jeder christlichen Vorstellungen, ihre Befreiung und Aufhebung zur Wahrheit nicht in der Spekulation selbst ergeben, so ist die Spekulation weder von ihnen aus, noch durch sie hindurchgegangen und hat also gar nichts damit zu schaffen; that sie aber solches, so ist uns an ihrem glücklichen Vorgange genug geschehen, und es könnte an nichts mehr fehlen, als daß dieser oder jener etwa nicht mitgehen will.

Im Verhältnisse selbst stellt sich der Widerspruch, in den sich die vollendete Philosophie hineinbegibt, wenn sie theologisch werden will, folgendermaßen dar. Der absolute Begriff, der in sich zurückgekehrte Geist tritt vor die Bibel hin, die als unmittelbare Wahrheit dasteht, um an ihr sein Werk zu beginnen. Damit geräth er selbst in den Gegensatz hinein, schon ehe er die Arbeit der Vermittelung ausführt. Er steht um gar nichts besser da, als wie jedes armselige a priori einem — vielleicht eben so armseligen — a posteriori gegenüber, und sein Verhalten gegen die Offenbarung kann sich in nichts unterscheiden von dem eines sogenannten unmittelbaren Gottesbewußtseyns. Denn in dem Augenblicke, da der philosophische Geist sich neben die Schrift stellt, tritt er aus der absoluten Wahrheit heraus und somit von dem eigenen, kaum vollendeten Vermittelungsprozeß hinweg, um die Vermittelung auf's Neue zu beginnen, was ihn dann eben zu etwas so Unmittelbarem herabsetzt, wie das Objekt selbst für ihn ist, und somit mit demselben nothwendig in Widerspruch. Dieser äußerliche Standpunkt ist ausdrücklich in den obigen Worten des Verf. fixirt und der Th nach in seinem Werke mehr als einmal festgehalten.

Ist dieses Ende nichts, so ist auch der Anfang ein andere als man ihn sich denkt. Wir reden von dem Anfang dieser Philosophie als Theologie. Ihrem absoluten Anfange ist es v Anderen gesagt worden, wie willkührlich, wir möchten sagen, w gemacht er sey, wie so selbst nur ein Produkt des abstrahirende und abstrakten Denkens. In dem Fortgang aber und En bewährt sich jene Philosophie als „absoluten Idealismus." I erster Schritt kommt nur durch ein Eingreifen, ihr Ende n durch ein Übergreifen des subjektiven Geistes, d. h. mit ei Worte des schlechten Denkens zu Stande. Und so ist sie denn nichts als der Culminationspunkt, in welchem angela die

derne Subjektivität sich endlich und zum Ende noch einmal
Wirbel um sich herumdreht, und wie Göthe mit großem
cht der Dichter des vorigen Jahrhunderts (letzter Hälfte)
nannt ward, kann Hegel förderhin der Philosoph des ver-
ssenen Theils unseres Jahrhunderts heißen. Uns kommt es
dies in Betreff der Theologie und zunächst der theologischen
egese zu erhärten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Briefe über Frankreich.)

(Fortsetzung.)

Zu gleicher Zeit trat eine Sekte auf, lächerlich zwar, aber für die
gebildeten Stände gefährlich, die St. Simonisten. Diese wahnsinni-
Wirthschaftslehrer, anstatt die Gemüther der Arbeitsleute zu beruhi-
, reizten sie noch mehr durch ihre Deklamationen; sie erbitterten die
beiter gegen ihre Fabrikherren, welche sie Müssiggänger nannten; sie
en vor, daß die Handwerker mit den Fabrikarbeitern associirt seyn
ßten und suchten auf alle mögliche Weise die Leiden der Armen zu
rtreiben und sie gegen die Reichen aufzubringen. Die Wirkung dieser
inigen Philippiken auf die Gemüther der unwissenden Arbeiter war
wie man sie erwarten konnte, und grade während der St. Simonis-
s in der Mode war, brach der furchtbare Aufruhr der Arbeitsleute
Lyon im November 1831 aus. — In Paris hatte die Regierung
ße Anstrengungen gemacht, um die arbeitenden Klassen ruhig zu erhal-
. Sie hatte, aus Furcht, daß ein Aufruhr der Vorstädte auf einmal
ganzen Bau der gesellschaftlichen Ordnung über den Haufen stürzen
chte, mit freigebiger Hand Geld ausgestreut; aber zu Lyon, wo man
n den Arbeitsleuten wenig fürchtete, wurde solche Vorsicht nicht
raucht und die Manufakturisten und andere Bürger wurden ange-
ffen, geschlagen und aus ihrer Heimath vertrieben durch Wahnsinnige,
che selbst nicht wußten, was sie wollten. Der Regierung gelang es
ar, mit Gewalt der Waffen die Empörer zur Unterwerfung unter das
setz zurückzuführen, aber dieser blutige Kampf wird noch immer als
schreckliches Übel gefühlt, weil die Kaufleute alles Vertrauen in die
aft der Gesetze ohne Anwendung militärischer Gewalt verloren haben.

Es ist bemerkenswerth, daß bei den verschiedenen Unruhen der Ar-
sleute, welche in Frankreich während der drei letzten Jahre sich ereig-
en, die Hauptanstifter der Unzufriedenheit nicht diejenigen gewesen
d, welche den niedrigsten Lohn empfingen, sondern die, welche am
chsten bezahlt waren. Die armen Arbeiter, welche nur 30 oder 40 Cent.
Tag gewannen, ertrugen ihren Mangel geduldig, während diejenigen
ndwerker, welche täglich 5 bis 6 Franken gewannen, unruhig und
rührisch waren. Die Ursach ist, daß die, welche den höchsten Lohn
pfingen, sich auch die kostspieligsten Gewohnheiten eines lasterhaften
ens angeeignet hatten, und also, wenn sie durch Geschäftsstockung
r Einnahme beraubt waren, am meisten gereizt wurden. Der Mangel
ger Vorsicht und Wirthschaftlichkeit von Seiten der unteren Stände
t den Aufständen, welche jüngst Frankreich beunruhigt haben, zu
unde; und dieser Mangel an Sparsamkeit entspringt aus dem Mangel
Religion. Eine Nation ohne Gottesfurcht ist hiemit eine Nation
ne gesunde sittliche Grundsätze, und wo sittliche Grundsätze fehlen, da
en an deren Stelle ungezähmte Leidenschaft, Trunkenheit, Eitelkeit

oder ein Geschmack an thörichten Ausgaben; da ist keine Haushaltung,
keine Sorge für Zeiten der Noth, und wenn durch irgend einen Unfall
die Industrie einer solchen Nation gehemmt wird, so fühlt man dies
sogleich als ein Unglück von durchgreifender und höchst bedrohlicher Art.
O wie wünschenswerth erscheint die Religion in ihrer Verknüpfung mit
unserem Wohl im gegenwärtigen Leben, wenn wir die schrecklichen Übel
gewahr werden, die jeden Augenblick über einem irreligiösen Volke schwe-
ben. Werdet ihr es mir glauben, wenn ich sage, daß es vor der Juli-
Revolution in ganz Frankreich, für ein Volk von 32 Millionen Seelen,
nur sieben Sparbanken gab? Ja, sieben Sparbanken und nicht mehr!
Und warum? Weil unsere Arbeiter, fast alle ohne christliche Gesinnung,
nichts von Ordnung wissen und von der Voraussicht, welche das Chri-
stenthum einflößt, weil sie ihren Lohn, so wie sie ihn erhalten, ver-
prassen, zur Befriedigung ihrer niedrigen Leidenschaften und Begierden.
Dies Faktum allein spricht Folianten.

In den letzten anderthalb Jahren sind unsere Fabriken wieder auf-
gelebt. Gott hat nach seiner Gnade im vergangenen Jahre unserem
Lande die reichsten und überflüssigsten Erndten geschenkt, in deren Folge
das Brodt wohlfeiler ist als seit langer Zeit, und das Volk vermag sich
mancherlei Fabrikerzeugnisse anzuschaffen. Die Regierung hat ferner seit
Unterwerfung der Karlisten und Republikaner Kraft gewonnen, und da
es jetzt deutlich ist, daß Europa unsere Gränzen nicht angreift, so gewin-
nen die Geldleute wieder Muth zur Anlegung ihrer Kapitale. Alle diese
Ursachen vereint haben einen glücklichen Einfluß auf unsere Fabriken
geübt. Der Arbeitslohn ist gestiegen und gute Arbeiter finden überall
Beschäftigung. — Aber der Sturm ist noch nicht vorüber; das Miß-
vergnügen ist in der Brust der Arbeiter tief gewurzelt. Zu Mühlhausen,
zu Chalons, zu Anzin, bei Valenciennes, zu Lyon besonders besteht noch
offene Zwietracht zwischen den Fabrikherren und den Arbeitern. Die
Zeitungen verkündigen uns fast täglich Zwistigkeiten zwischen beiden und
gehen mit Plänen einer neuen gesellschaftlichen Organisation schwanger,
wodurch das Mißgeschick, welches das Land in Ruinen zu stürzen droht,
wofern die arbeitenden Klassen in Masse gegen die Wohlhabenden auf-
stünden, abgewandt werden könnte. Dies ist jetzt die große Frage, welche
unsere Staatsmänner beschäftigt. Die Arbeiter und Bürger haben den
Adel geschlagen; werden jetzt die Arbeiter den Bürgern dasselbe thun?
In den öffentlichen Blättern wird zwischen diesen beiden Theilen des
Französischen Volkes Krieg geführt. Der Zustand des Landes begünstigt
jetzt neue Bewegungen nicht; aber ein unvorhergesehener Umstand, ein
unbedeutendes Ereigniß kann die heftigen Leidenschaften, welche jetzt
schlummern, mit neuer Wuth zum Ausbruch bringen, und wenn es zwi-
schen den Reichen und Armen, zwischen den Fabrikherren und den Ar-
beitern zum allgemeinen Kampfe käme, so weiß Gott allein, was aus
uns werden würde. Die Phantasie bebt vor jedem Bilde eines solchen
Kampfes zurück. Frankreich würde vielleicht mit seiner ganzen Civilisa-
tion untergehen, wie das Römische Reich unter den Einfällen der Bar-
baren zu Grunde ging.

Das ist eine von den Aussichten unserer gegenwärtigen Lage. Alle
ernsten Männer denken hierüber gleich; sie zittern, und wagen nicht ihre
Furcht laut werden zu lassen. Das einzige Heilmittel liegt in der Wie-
dererweckung des christlichen Glaubens unter dem Französischen Volke,
denn der christliche Glaube wird Einigkeit erzeugen, wo jetzt Zwietracht
herrscht, und wird aus dem Herzen der Armen und Reichen allen Haß
und alle Rachsucht ausrotten und Empfindungen gegenseitiger Liebe an
deren Stelle setzen. Der Gott der Gnade schenke uns dies Heilmittel,
so lang es noch Zeit ist Frankreich zu retten!

G. de F.

3. Jahresfeier der drei Julitage.

Bolbec den 5. August 1833.

— — — Am 27. Juli, dem ersten der drei Tage, wurde in allen Kirchen, Katholischen und Protestantischen, selbst in den Jüdischen Synagogen, eine Todtenfeier für die im Kampf gefallenen Franzosen gehalten. Die Priester sangen ihre gewöhnliche Messe pro defunctis; die protestantischen Prediger beschränkten sich im Allgemeinen darauf, Gebete zu sprechen und den Segen Gottes auf ihr Land zu erflehen. Die Regierung befand sich bei dieser Gelegenheit in einer schwierigen Lage. Die einflußreichsten Glieder des Kabinets, die Herren de Broglie und Guizot, waren zu erleuchtet und erfahren, daß sie nicht einsehen sollten, wie wichtig für unsere bürgerliche Wohlfahrt die Verbindung mit der Religion ist, sie wissen gar wohl, daß ein Staat ohne Religion nur eine schwankende und ephemere Existenz hat. Es geschah also durch ihren Einfluß, daß der erste der drei Tage religiösen Feiern in den Kirchen gewidmet wurde. Aber von der anderen Seite ließen es minder erfahrene Leute, besonders die jüngeren Männer, welche durch und durch ungläubig sind und einen Abscheu vor allem Religiösen haben, nicht an Geschrei über Heuchelei, Jesuitismus ꝛc. fehlen, weil die Geistlichen zur Theilnahme an diesen politischen Festen aufgefordert worden waren. Manche untergeordnete Beamte weigerten sich sogar zur Kirche zu gehen, obgleich die Regierung es verlangt hatte; wir können z. B. den Königl. Anwalt zu Rouen anführen, der seines Amtes entsetzt worden ist, weil er nicht, wie er sagte, „zur Messe gehen“ wollte.

Bei den religiösen Ceremonien fand noch Auffallenderes statt. Das Volk bemerkte, daß die Römische Geistlichkeit im Ganzen der Juli-Revolution nicht gewogen ist und daß die Messe mit Widerwillen gelesen wurde. Es wurde dadurch gereizt und beging an vielen Orten Excesse, indem es politische Abzeichen und Gesänge mit religiösen Gebräuchen vermischte. Man forderte, daß die Priester dreifarbige Fahnen auf die in den Kirchen errichteten Katafalken stecken sollten. Die Nationalgarden erhoben, nachdem die Messe gesungen war, unter den Gewölben des Heiligthums ihre Stimme, um die Marseillaise und die Parisienne zu singen. — Man muß gestehen, daß viele Franzosen eine sonderbare Vorstellung von religiöser Freiheit haben. Sie erlauben den katholischen Priestern nicht, ihre Prozessionen auf den Straßen anzustellen, und das möchten sie immerhin thun. Aber warum sollte das Volk nicht die Priester nach derselben Regel behandeln, welche es selbst ihnen auferlegt hat? Warum sollte das Volk, während die Priester mit ihren religiösen Ceremonien von den Straßen und öffentlichen Plätzen ausgeschlossen sind, in die Kirchen gehen, um politische Lieder zu singen? Heißt das nicht doppeltes Gewicht und doppeltes Maaß gebrauchen? Verletzt man damit nicht den eben festgestellten Grundsatz? Sollte Karl X. morgen nach Frankreich zurückkehren, was könnte man den Priestern erwiedern, wenn sie sagten: „Ihr habt die Politik in unsere Kirchen gebracht, jetzt wollen wir die Religion auf eure öffentlichen Plätze bringen! Ihr habt die Marseiller Hymne am Fuß unserer Altäre gesungen. Nun wollen wir auf euren Märkten unsere Prozessionen halten und unsere Litaneien singen. Par pari refertur.“

Den folgenden Tag, den 28. Juli, war Musterung der Nationalgarde in ganz Frankreich. Bemerkenswerth ist, daß dies der Sabbath war, und man sich kein Gewissen daraus machte, alle Bürger von den religiösen Pflichten abzuhalten und sie dafür Paraden und kriegeris Übungen halten zu lassen. Das Volk, ganz bewaffnet, war am Samst auf Befehl in der Kirche, und am Sonntag war es wieder auf Befehl davon zurückgehalten. Gewiß solche Dinge können einem wahrhaft christlichen Lande nicht geschehen.

(Wir übergehen die Beschreibung der beiden anderen Tage, die Er hüllung des Bildes Napoleon's, des Vernichters der Republik, i die Republikaner sich am begeistertsten zeigten. Das Vorbeiziehen d Nationalgarde, welche durch die schnell verbreitete Nachricht, daß d Minister den Plan zur Erbauung der Forts um Paris aufgegeben hätte vor aufrührerischem Geschrei bewahrt wurden, wobei die Gefahr ein Regierung, die vom bewaffneten Volk abhängt, und die Inconsequ der Republikaner, welche, stets von freien Einrichtungen deklamirend, d Nationalgarde zur Gewalt reizen wollten, gut gezeigt wird; ferner d öffentlichen Vergnügungen, welche an einem Tage anderthalb Million Franken kosteten, während jedes Jahr neue Staatsanleihen gemacht w den müssen, — und begnügen uns, den Schluß des Briefes noch m zutheilen.)

Die Festlichkeiten sind vorüber, die öffentlichen Lustbarkeiten geende und schon nehmen Partheifehden und Spaltungen ihre gewohnte Kra wieder an. Ein trauriges Schauspiel hat sich jüngst in Frankrei gezeigt, ich meine die politischen Zweikämpfe. Die Schriftsteller begn gen sich, wie es scheint, nun nicht mehr mit Federkämpfen in den Z tungen; sie fordern sich wie Thiere heraus und entscheiden die Fra über Recht und Unrecht mit der Spitze des Schwerdtes. Wahrlich n scheinen in die Zeiten der Barbarei zurückzukehren, wo man den Au gang eines Zweikampfs als ein Gottesgericht betrachtete. Und soll man es glauben, es gibt Journalisten, welche diese politischen Duelle a einen Fortschritt in der Civilisation preisen! Und Staatsmänner, welc in öffentlichen Versammlungen behaupten, daß ein Duell bisweilen gerec und gesetzmäßig ist! Und Tausende gibt es, die sich für aufgeklärt ha ten, und diese Berufungen auf die blinde Gewalt, diese Auftritte Röm scher Gladiatoren und Venetianischer Bravos im neunzehnten Jahrhunder beklatschen. Männer, welche Schulgenossen und Freunde von Jugen auf waren, sah man jüngst in Paris einander kunstmäßig nach dem Leb trachten, nicht aus persönlichem Hasse, sondern allein weil der eine e Republikaner, der andere ein Ministerieller war. Welcher Angriff a alle Sittlichkeit, welche Verletzung der einfachsten Vorschriften de Gewissens!

Wenn ein Volk sich dem Unglauben ergibt, so wird seine Erkenntn verfinstert, sein sittliches Gefühl verhärtet, das Volk stürzt blind in jed Laster; und wenn auch eine feine Bildung erlogenen Schimmer über d Äußere der Gesellschaft wirft, so ist doch unter all dem schönen Sche ein Abgrund von Ungerechtigkeit, eine bodenlose Tiefe von Schlechtigke und Verderbniß. Wenig kann durch bloße Gesetze gegen Duelle und de gleichen geschehen. Gute Gesetze schaffen nicht gute Sitten, aber wo machen gute Sitten gute Gesetze. In mir wird die Überzeugung täglic tiefer und inniger, daß unser vorgeblicher Fortschritt zum Bessern nich Anderes seyn wird und kann als ein Zurückkommen, bis das Evang lium über die Mehrzahl des Volkes seinen Einfluß gewinnt.

G. de F.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 9. Juli. № 55.

ersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Fortsetzung.)

Was ist diesen Philosophen der Anfang des Christenthums, Offenbarung, das Wort? Meint man etwa, derselbe stehe em spekulativen Denken höher, als der gewöhnlichen Reflexion : Dialektik, oder sey tiefer von ihm erfaßt, als vom ordinären tischen Verstande, wie er in jeder dogmatistischen Krambude haben ist? Die theologische Welt soll urtheilen, und sich selber bei im Spiegel besehen; sie kennt die Repräsentanten des Ta- s, ihren Wegscheider und ihren Schleiermacher; den chsten und den scharfsinnigsten Verstand. Und nun höre sie spekulative Vernunft, Herrn Billroth zuerst — es thut s leid, ihn so citiren zu müssen — und Herrn Vatke.

„Da aber dieser Geist (des Christenthums, das „„wahr- ft Vernünftige"") eben in der Offenbarung in eine zeitliche rscheinung eingetreten ist, so wurde er auch von Menschen ner durch eine bestimmte Zeit bedingten Bildung erfaßt. Diese enschen waren zunächst die Apostel und ihre Bildung die des dischen Glaubensbewußtseyns. Wenn daher auch der in Christo enisch gewordene λόγος das neue, das christliche Glaubensbe- ußtseyn hervorrief, dessen Ausdruck die Wahrheit in ihrer unmit- baren Gestalt ist, so faßten sie doch oft die christliche Wahr- it nur im jüdischen Glaubensbewußtseyn auf" (S. VII.).

Welche Masse Irrthümer in den wenigen Worten! Gleich rne an und selbst noch vor die unmittelbare Existenz der christ- hen Wahrheit hin wird der dem endlichen Denken eignende d fröhnende Gegensatz des Geistes und der zeitlichen Form, so wieder das a priori und a posteriori gestellt; — zwei- ns aber beides in dem concreten Geist der Apostel zusammen d durcheinandergeworfen, ohne Durchdringung und Überwin- ng, ohne inneren Prozeß, als wären wahrhaft jene Männer it und in ihrem jüdischen Glaubensbewußtseyn Apostel gewor- n! Und drittens sprachen sie dann auch die christliche Wahr- it ohne Weiteres so aus, wie sie sie hatten, d. h. in demselben dischen Glaubensbewußtseyn: wahrer Inhalt und irrthümliche orm; so daß nun offenbar als Complement nur die wahre orm noch hinzuzutreten braucht, also die ganze Geschichte dem citischen Verstande anheimgestellt wird. — Hier ist zugleich n Punkt, auf dem es leicht klar werden kann, ob wir oben icht mit Recht behaupteten, diese Philosophie könne um ihrer lbst willen nach ihrer Vollendung nicht wieder Theologie wer- n und zur Bibel sich wenden. Oder müßte sie so sich's nicht gefallen lassen, zu dem Inhalt, der in der Bibel in der Form der Vorstellung gegeben ist, die Form des Begriffes herzugeben (S. IX.)? sie, deren Stolz es ist, nach der höchst getriebenen Erweiterung des subjektiven Geistes, zu welcher der Kirchen- und Bibelglaube bloß Mittel ist, der Unglaube aber der Weg, den Inhalt selbstständig aus diesem Geiste zu produciren? sie, die nur mit dem Inhalt zugleich zur Form des Begriffs gelangt, und mit der Trennung beider sich rettungslos zerstören würde?

Es möge unsere Leser nicht verdrießen, noch Herrn Vatke zu hören, wie ihn der Verf. beifällig anführt:

„Das Leben der Religion bewegt sich in Vorstellungen und Bildern, worin die Begriffe von mannichfaltigem Stoffe umwunden sind: allein der innere Puls (?) und das bewegende Princip der Vorstellungen sind Begriffe und Ideen (!), und dadurch erweist sich die Vorstellung als die wahre, daß sie die Idee zu ihrer Seele hat ꝛc. ꝛc. Für das unmittelbare fromme Verständniß [wenn es ein solches gäbe!], woran sich das religiöse Leben der Gemeinde nährt, und für welches die heiligen Schriftsteller ursprünglich [nur ursprünglich? oder wie?] ihre Werke verfaßten, wird die theologische Auslegung keineswegs erfordert; aber der Theologe, der ja selbst in Begriffen sich bewegen soll, kann nur dann den Inhalt der heiligen Schrift als einen durchsichtigen begreifen, wenn er die Bewegung der Idee durch Schrift und Kirche verfolgen und als die stets gegenwärtige produciren kann. Die Furcht, auf diese Weise den heiligen Schriftstellern einen ganz fremdartigen Sinn unterzulegen, verschwindet für denjenigen, der es weiß, daß die Idee nichts Subjektives ist, sondern das Bewegende aller Religion und Geschichte. Fragt man freilich, ob der Apostel Paulus z. B., wenn er vom Sitzen Christi zur Rechten Gottes redet, auch daran gedacht habe, daß Gott über alle Zeit und allen Raum erhaben sey [denkt Herr Vatke so abstrakt?], so möchte dies sehr zu bezweifeln seyn; der Apostel wollte ja aber auch kein Philosoph seyn [und auch keine machen oder zu Interpreten haben], sondern der Verkündiger einer beseligenden Religion für alle Menschen, die nun einmal in Bildern sich bewegt" ꝛc. ꝛc. (S. VIII.).

Eben so auffallende Beispiele gibt der Verf. selbst an die Hand. „Es ist z. B. für eine unbefangene Auslegung keine Frage, daß die Apostel, und namentlich Paulus, sich eine leibliche Wiederkunft Christi in den Wolken u. s. w., und zwar innerhalb eines Menschenlebens bevorstehend dachten. Was ist nun mit dieser nicht engetroffenen Hoffnung für einen dogmatischen Zweck anzufangen? — Es ist, um ein anderes Beispiel zu

geben, keine Frage, daß sowohl Christus als die Apostel, und namentlich wieder Paulus, sich oft der jüdischen Vorstellung bewußt accommodirt haben (!!). Daß z. B. Christus bei der Geschichte mit dem Zinsgroschen wohl gewußt hat, daß eine solche Argumentation eigentlich gar keine sey (?!), können wir ihm wohl zutrauen [uns selbst aber sollten wir vielleicht etwas mehr mißtrauen] u. s. w." (S. VII.).

Die Resultate liegen hier in zureichenden Proben vor. Die christliche Theologie mag weiter urtheilen, ob sie eigenthümlich, und ob sie ehrenhaft sind, ob sie von besonderer Reife und Durchbildung des Denkens zeugen, und ob sie sich eignen zur Versöhnung der Religion mit der Vernunft. Der Kirche liegt ob, in welcher Form es ihr geboten werde, mit unerbittlicher Strenge und tiefer Indignation dergleichen zurückzuweisen; aber verwundern darf sie sich nicht, daß eine Philosophie solche Früchte trägt, welche in gottvergessenem Übermuthe sich bereits für vollendet, den gegenwärtigen Noth- und Jammerstand für das Himmelreich erklärt und die Endgeschichte abgeschafft hat; die in der Menschwerdung, in dem Leiden und Sterben des Erlösers die anschauliche Vollstreckung nur ihres eigenen elenden Denkprozesses zu erblicken wähnt, und nun also auch mit Recht daran gehen würde, wie die Wiederkunft in den Wolken, so die Ankunft in dem Leibe der Jungfrau und die Rückkehr in der Himmelfahrt, kurz die ganze christliche Urgeschichte als symbolische Vorstellung zu nullificiren. Wie sie's denn ja auch noch weiter zurück mit der Urgeschichte der Menschheit nicht besser gemacht, — aber auch hierin bloß den breiten Weg noch hohler ausgetreten hat. —

Der Verf. des vorliegenden Commentares ist absichtlich auf diese, wie er sagt, theologische Seite der Exegese eingegangen, und wir sind ihm nicht ungern nachgefolgt, obgleich er selbst, und glücklicher Weise mit Recht, bemerkt, daß sie in seiner Schrift grade nicht vorherrschend sey. Zwar finden wir darin allerdings hin und wieder eingestreute „spekulative" Behauptungen, und zwar zu C. 1, 18. z. B. grade eine von jenen, die (so man anders weiß, was sie im Systeme bedeuten) unmittelbar das Evangelium entleeren und entchristlichen. Sie lassen sich jedoch theils ohne Mühe ablösen, — so wenig sind sie mit dem apostolischen Worte verwachsen; — theils gehen sie nicht immer so weit, und der Verf. hängt aus älterer, und wohl schönerer Zeit her bisweilen noch so sehr am Historisch-Lebendigen, am wahrhaft und nicht bloß gedacht Concreten, daß er seinem freundlichen Censor in den Jahrbüchern f. w. K. nicht durchaus Genüge gethan hat, wie namentlich in der (schon in unserem ersten Artikel lobend erwähnten) Abhandlung über die Sprachengabe.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Briefe über Frankreich.)

(Schluß.)

4. Gegenwärtiger Zustand der protestantischen Geistlichkeit in Frankreich.

Volbec den 10. Oktober 1833.

Wenn wir die Geschichte der Reformirten Kirche bis auf diesen Tag überschauen, so sehen wir den Protestantismus trotz Feuer und Schwerdt in Frankreich eingeführt, sich dann mit Waffengewalt gegen die politische Macht vertheidigen, Siege unter Heinrich von Bearn gewinnen und endlich Gewissensfreiheit mit der Schärfe des Schwerdts erringen. Hierauf sehen wir unter der Regierung Ludwig's XIV. Tage der Prüfung und der Noth für die Französische Protestantische Kirche, die Kämpfe der Kamisarden in den Cevennen, die Verbannung von 600,000 Christen, welche lieber im fremden Lande leben, als die Lehren der Reformation aufgeben wollten. Sodann folgt ein Zeitraum der Finsterniß und der Verfolgung, während dessen die Protestanten in die Wälder und Höhlen sich verbargen, wo sie nur von Zeit zu Zeit das Wort Gottes hörten. Nach einer langen unduldsamen Zeit kam die Französische Revolution, welche zuerst als eine Beschützerin sich zeigte und allen Sekten Religionsfreiheit gewährte, aber bald sich in blutigen Despotismus verwandelte, der mit Schwerdt und Beil seine furchtbaren ruchlosen Grundsätze einschärfte. Die Herrschaft Napoleon's gab den Französischen Protestantismus seine Kirchen wieder, seine Pastoren, sein äußere Gestalt, aber nicht sein Leben, das fast ganz verloschen war, und das ununterbrochene Schlachtgetöse unterdrückte die sanfte, milde Stimme des Evangeliums. Die Wiedereinsetzung des älteren Zweiges der Bourbons brachte den Frieden zurück und mit ihm die Bestrebungen der Künste und Wissenschaften, und erneuerte unsere Verbindungen mit England und Amerika. Hiedurch diente sie der Sache des Christenthums und wenn wir gleich dafür dem bigotten Karl X. nicht danken konnten, so ist doch die Thatsache unläugbar, daß viele unserer Gemeinden während der funfzehn Jahre vor der Juli-Revolution zu neuem Leben erweckt wurden. Dies letzte merkwürdige Ereigniß hat uns in Beziehung auf unsere politischen Rechte als Protestanten vollkommene Sicherheit gegeben und wir können jetzt furchtlos für die Erweiterung des Reiches Gottes in unserem Lande arbeiten.

Dies ist kürzlich die Geschichte des Französischen Protestantismus. Aber es ist nicht genug zu sehen, was wir gewesen sind, wir müssen uns auch fragen, was wir jetzt sind. Es ist wichtig, den gegenwärtigen Zustand unserer Kirche zu kennen, sowohl in Beziehung auf den religiösen Geist, der sie beseelt, als in Beziehung auf die politische Gewalt. In dieser Absicht will ich einige Beobachtungen über die Geistlichkeit unserer reformirten Gemeinden vorlegen. Wenn wir die Pastoren, ihre Lehre, ihre Gesinnung, ihre Handlungsweise kennen, so können wir im Ganzen auf den Zustand ihrer Heerden schließen. Die Hirten sind in den meisten Gemeinden nur einen einzigen Schritt ihren Heerden voran, und es gilt als eine allgemeine Regel, daß, wenn man den Glauben und das Leben der Diener Christi kennt, zugleich der Glaube und der Wandel der ihrer Sorge anvertrauten Seelen bekannt ist.

Leider gibt es kein Mittel, zu einer befriedigenden Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes unserer protestantischen Geistlichkeit zu gelangen. Seit hundert und siebzig Jahren ist keine einzige Synode mehr gehalten worden; bei solchen Versammlungen aber zeigt sich vorzugsweise der in einer Kirchengemeinschaft herrschende Geist. Dahin bringt jeder Pastor

ne Principien mit und seine Neigungen, und die Verhandlung bringt
an's Licht. In Ihrem Lande ist es leicht, aus den jährlichen Zu-
mmenkünften mit ziemlicher Genauigkeit die Ansichten aller Prediger
er Benennung über Lehre und Zucht zu erkennen. Aber in Frank-
ich sind wir dieses einfachen Mittels zur Erkenntniß des Charakters
r protestantischen Geistlichkeit beraubt, seitdem durch die Eifersucht der
egierung Ludwig's XIV. die Synoden unterdrückt worden sind. —
n Ermangelung der Synoden gibt es einen anderen Weg zur Beur-
eilung der religiösen Meinungen der Geistlichkeit, minder leicht zwar,
er doch hinreichend, nämlich die Gewohnheit der Prediger in manchen
indern, frank und frei ihre Gesinnung bekannt zu machen. In Deutsch-
nd schreiben viele Geistliche Bücher oder Flugschriften über religiöse
auptpunkte und fürchten sich nicht, vor allem Volk zu zeigen, welche
hren sie annehmen und welche sie verwerfen. Darnach können wir
re religiöse Gesinnung beurtheilen. In Frankreich dagegen lassen nur
hr wenige Prediger ihre Schriften drucken und unter diesen wenigen
rbergen noch viele ihre Gesinnung, sprechen in unbestimmten Allge-
einheiten, scheinen es sich zum Gesetz zu machen, die Grundlehren des
vangeliums nicht zu berühren, und lassen uns ihren dogmatischen Stand-
unkt nur ahnen, statt ihn offen Jedermann darzulegen. Ich muß hin-
fügen, daß unsere Gemeinden bei Berufung der Pastoren fast nie ein
ekenntniß des Glaubens, den sie zu predigen beabsichtigen, verlangen.
n unseren meisten Consistorien darf ein junger Mann einen Ruf anneh-
en, wenn er seine Fakultätsstudien beendigt, ein Diplom und einen Er-
ubnißschein erlangt hat und mit ziemlicher Beredsamkeit predigen kann.
Wir haben daher kein Mittel, bei solchen Gelegenheiten die christliche
esinnung unserer Geistlichen kennen zu lernen. Weil also jede direkte
nd gewöhnliche Art, sich hierüber zu unterrichten, fehlt, so bleibt mir
chts übrig, als annäherungsweise und ohne bestimmte Versicherung den
ünn der jetzigen Pastoren unserer Kirche zu schätzen. Ich bitte Gott,
ich vor allem übereilten Urtheil und aller gewagten Voraussetzung zu
ewahren. Besser ist es, Gutes als Übles zu glauben und auf der Seite
r Ehre als der Schande zu irren, wenn wir nicht gewiß wissen, daß
ir uns in den Schranken der reinen Wahrheit halten.

Wenn wir in Frankreich nach rationalistischen Predigern suchen,
werden wir wahrscheinlich nur eine sehr geringe Anzahl finden. Der
ationalismus ist eine in Deutschland aufgesproßte Pflanze, welche nur
uf ihrem mütterlichen Boden fortkommt. Dies philosophische System,
nn es verdient nicht den Namen eines christlichen, welches alle Ge-
immnisse wegerklärt und alle Wunder des göttlichen Wortes, diese selt-
me Theologie, welche mühsame Hypothesen für geschichtliche Fakta
nterschiebt und in den positiven Erzählungen der heiligen Schrift nichts
s Fabeln und Allegorien sieht; — ein solches System findet niemals
ünstige Aufnahme bei einem Volke, das scholastische Spitzfindigkeiten
rabscheut und über den Einfall lacht, gelehrte Hypothesen zur Verhehl-
ng eines tiefen Unglaubens aufbauen zu wollen. Doch gibt es aller-
ngs einige Rationalisten unter der protestantischen Geistlichkeit Frank-
ichs, besonders im Elsaß und unter den Predigern Lutherischer Confession.
ch habe selbst, als ich zu Straßburg studirte, Professoren dieser Aka-
emie den keckſten Rationalismus vortragen hören. Sie standen nicht
n, alle Erzählungen des Moses in Ägyptische oder Orientalische Fabeln
u verwandeln; sie betrachteten Jesum Christum als einen bloßen Men-
chen, erleuchtet wie Sokrates oder Konfucius, nur mit einem höheren
Grad der Erleuchtung als diese beiden Philosophen, und so mit allen
brigen Lehren der Offenbarung. Dieser krasse Rationalismus wurde von
anchen Studenten dieser Akademie eingesogen, und darum gibt es im
lsaß und anderen Gegenden Ostfrankreichs eine Anzahl Pastoren, welche

von diesen beſammernswerthen Lehren angesteckt sind. Jedoch findet zwi-
schen dem Elsaß und Deutschland der Unterschied statt, daß in Deutsch-
land die Prediger sich nicht scheuen, ihre antichristliche Gesinnung auf
die Kanzel und vor das Volk, welches geistliche Nahrung bei ihnen
sucht, zu bringen, während im Elsaß und in der Gegend von Mont-
beliard die rationalistischen Prediger ihre Auslegungen und Hypothesen
für sich selbst behalten, oder sie für die erwachsenen Glieder ihrer Fa-
milien und für einige Amtsgenossen aufbewahren; öffentlich begnügen sie
sich damit, eine kühle Moral zu predigen und die Lehren der natürlichen
Religion ohne direkten Angriff auf die Offenbarung vorzutragen.

An die Rationalisten reihen sich Socinianer und Arianer,
welche wenigstens etwas Übernatürliches im Evangelium zulassen.
Socinianische und Arianische Prediger sind in Frankreich weit zahlrei-
cher als die rationalistischen. Viele Studenten der Akademie zu Genf
haben die Irrthümer des Arius, Pelagius und Socinus aufge-
nommen. Sie verwerfen die Gottheit Christi und thun dies offen: zwar
nicht in ihren Predigten, aber im Gespräch und in Zeitschriften. Es
ist dies vielleicht die einzige Lehre, worüber sie sich ganz frei heraus-
lassen; über andere Lehrpunkte sind sie zurückhaltender, aber die Gottheit
Christi ist aus ihrem Glaubensbekenntniß kühnlich ausgestrichen. Kaum
ist es nothwendig zu bemerken, daß diese Lehre nicht die einzige ist, welche
sie aus dem Evangelium ausmerzen. Die Kirchengeschichte zeigt überall,
daß, wo eine biblische Lehre und besonders die Gottheit Christi geläugnet
wird, andere Lehren bald mit hineingezogen werden. Man macht den
ersten Schritt auf dem abhängigen Wege des Unglaubens, und muß
wider Willen tiefer hinabsteigen. Manche Schüler des Arius meinten
wohl, inne halten zu können, nachdem sie Jesum Christum zum bloßen
Geschöpfe gemacht hatten, aber diese Hoffnung hat sich stets als nichtig
erwiesen. Eine dringende Stimme, die Stimme einer schon mißleiteten
Vernunft ruft ihnen zu: „Fahre fort! fahre fort! du hast eine Lehre
verworfen und mußt auch andere verwerfen! du hast den Pfad des Irr-
thums eingeschlagen und mußt weiter gehen! fahre fort! fahre fort!“
und die Arianer, — gleich den Unglücklichen, welche uns Dante in
seiner Hölle malt, die auf Spirallinien sitzen und unmerklich aber unab-
lässig weiter hinabrutschen — die Arianer steigen Stufe für Stufe
hinab, bis sie sich auf dem Boden des Abgrundes des Unglaubens befin-
den. — Unsere Französischen Arianer haben denn auch die meisten bibli-
schen Lehren verstümmelt. Nachdem sie aus Christo eine bloße Kreatur
gemacht haben, haben sie die Lehre von der Versöhnung verwässert, indem
sie den Tod Jesu nicht als Sühnopfer, sondern als den Tod eines Mär-
tyrers darstellen. Sie geben ferner die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht
zu, sie glauben nur eine vorübergehende Bestrafung, eine Art protestan-
tisches Fegfeuer, aus welchem die verdammten Seelen einmal wieder
befreit werden und an der Seligkeit der Auserwählten Theil nehmen
sollen. Sie verstehen die Wiedergeburt durch den heiligen Geist bloß
als eine Ausbesserung des Lebenswandels, als die natürliche Wirkung
menschlicher Kräfte. Die übrigen geoffenbarten Lehren werden von unse-
ren Arianern und Socinianern eben so verstümmelt, und wenn man ihr
theologisches System aufmerksam prüft, so ist es bloß ein leerer Schatten
der evangelischen Wahrheit.

Ich habe oben gesagt, daß die Pelagianisch und Arianisch gesinnten
Pastoren in Frankreich zahlreich sind. Diese Thatsache ist leider nur zu
sicher. Wir wünschen, es wäre anders, aber können wir die Augen
zudrücken? Können wir läugnen, was Jedermann kund ist? Diese Pa-
storen sind bei Ungläubigen gewöhnlich wohl gelitten; denn der Unglaube
schließt bald ein enges Bündniß mit dem Socinianismus. Nicht als
ob unsere Weltleute gewöhnlich Socinianer wären; sie lieben nur Soci-

nianische Prediger, weil diese ihnen mehr als die orthodoxen gleichen, weil diese ihnen Lehren predigen, welche ihren herrschenden Sitten angepaßt sind, und außer der Kirche nichts von Religion sprechen. Zwischen Evangelium und Welt ist ein beständiger, tiefer, unveränderlicher, unauslöschlicher Haß; aber zwischen Welt und Socinianismus gibt es viele Anschließungspunkte zu Friedenstraktaten. Diese beiden Verbündeten vereinigen ihre Kraft zum Angriff auf die Orthodoxie; sie ergötzen sich beide daran, Vorwürfe, Verläumdungen und Spöttereien über die gläubigen Diener des Herrn auszugießen, und den Socinianern muß dies zugestanden werden, daß sie in diesem Kriege gegen das Evangelium vom Heil noch hartnäckiger und heftiger als die Ungläubigen sind. — Manche Socinianische Pastoren unterlassen nicht, dem Geschmack und den Neigungen der Zeit zu schmeicheln. Sie sagen laut von der Kanzel, daß sie mit dem Fortschritt des Zeitalters vorwärts gehen wollen, daß sie ein verbessertes, durch den Einfluß der Wissenschaften und Bildung gereinigtes Evangelium predigen wollen, daß sie die Religion nicht zum Werkzeug von Familienspaltungen machen wollen, daß sie kein Anathem gegen irgend Jemand aussprechen wollen, daß sie Geistliche sind nur um zu segnen, zu trösten u. s. w. Es ist deutlich genug, wem sie mit solcher Sprache schmeicheln und wen sie angreifen wollen. Diese Prediger sind sehr freundlich und beweisen erstaunliche Güte gegen die Gottlosen, die Spötter, die Ungläubigen und die Leute, deren Religion nur einmal wöchentlich und dann höchstens eine Stunde lang kommt; aber sie fassen all ihre Strenge zusammen und schleudern alle Donnerkeile ihrer Beredsamkeit gegen die Methodisten. Wenn sie auf den Methodismus kommen, dann ist ihre Milde weg, und ihn zu brandmarken ist keine Sprache zu hart.

Mit dem Namen Latitudinarier belegt man eine Klasse Französischer Pastoren, weil sie sich einer gewissen Breite ihrer dogmatischen Ansichten rühmen. Die beiden Grundsätze unserer Latitudinarier sind: 1. Wer die Bibel für inspirirt hält, ist ein Christ; 2. Aufrichtigkeit gilt an Statt der Wahrheit als Bedingung der Seligkeit. Die Gränzen eines Briefes erlauben mir nicht, die Falschheit dieser zwei Principien nachzuweisen. Es ist klar, daß dann, wenn der schon ein Christ ist, der die Bibel für inspirirt hält, die ganze Offenbarung nur ein schwankendes, unsicheres, sich widersprechendes System darstellt. Denn vom Beginn des Christenthums an glauben alle Sekten, die Deutschen Rationalisten ausgenommen, die göttliche Eingebung der Bibel. Aber unter diesen Sekten gibt es solche, welche die meisten biblischen Lehren verwerfen, welche die Lehren von der Erbsünde, von der Erlösung und von der Wiedergeburt läugnen; es gibt Sektirer, welche in der Schrift den Dualismus, die Schöpfung der Welt durch Engel, Pantheismus und die Pythagoreische Lehre von der Seelenwanderung zu finden behaupten; so daß man das erste Princip der Latitudinarier umschreiben könnte: „Glaube von den Lehren der natürlichen Religion was du willst; sey ein Dualist, Pantheist oder ein Verfechter der Metempsychose; glaube ferner was dir gefällt von den christlichen Lehren; sage, daß Christus Gott, oder ein Prophet, oder ein bloßer Sittenlehrer war; behaupte, daß der Mensch gut oder bös geboren werde, oder keins von beidem; bekenne mit einem Wort welche Meinung du immer willst, wir betrachten dich als einen Christen, vorausgesetzt, daß du die Eingebung der Schrift annimmst. Kein Christenthum ohne diese Bedingung; aber unter dieser Bedingung

schließen wir keinen aus!" Was sollen wir zu einem solchen Grundsatz sagen, oder vielmehr, was sollen wir nicht sagen?

Das andere Princip der Latitudinarier, es kommt nicht darauf an was Jemand glaubt, wenn er nur aufrichtig ist, ist nicht minder sonderbar. Die verwegensten Ungläubigen also, Menschen, welche jede Religion verwerfen, Materialisten, Atheisten sogar, werden selig, wenn sie nur sagen können: Ich bin aufrichtig! Dies ist in der That für Weltmenschen eine sehr angenehme Lehre. Beschäftige dich mit deinen irdischen Angelegenheiten; trachte nach Reichthum und Ehre; denke nicht an die Ewigkeit, es nützt nichts; du bist aufrichtig und das ist genug. Warum kam denn aber Jesus Christus hernieder auf die Erde? warum starb er am Kreuze? Es reicht ja hin, aufrichtig zu seyn, wenn man selig werden will; Götzendiener, die aufrichtig sind, haben von dem Gerichte Gottes nichts zu fürchten und die Völker, die noch in der Finsterniß des Heidenthums sich befinden, haben nicht nöthig, daß ihnen das Evangelium gepredigt wird; da sie in ihren Irrthümern aufrichtig sind, wird Gott nichts weiter von ihnen fordern! Ein solcher Grundsatz verdient keine ernste Prüfung, auf seine offenbaren Folgerungen nur hinzudeuten, ist Widerlegung genug. Diese beiden Grundsätze des Latitudinarianismus werden indessen jetzt mit großer Beharrlichkeit von einem Theil der protestantischen Geistlichkeit verfochten. Eine zu Paris erscheinende Zeitschrift ist das Organ ihrer Meinungen; so wahr ist es, daß derjenige, der in religiösen Lehren von der Wahrheit weicht, Gefahr läuft, in die größten und gefährlichsten Irrthümer zu fallen.

Jedoch sage ich mit Vergnügen, daß die Pastoren, welche man Latitudinarier nennt, im Allgemeinen besser als ihre Grundsätze sind; sie sind glücklicherweise inconsequent. Sie besitzen mehr Eifer für die Wahrheit, mehr Wärme beim Predigen, als man nach den von ihnen bekannten Grundsätzen vermuthen sollte. Einige sind durch große Gelehrsamkeit und gründliche theologische Kenntnisse ausgezeichnet; sie nähern sich mehr als die offenen Socinianer den großen Lehren des göttlichen Wortes; sie verdienen in vieler Hinsicht die Achtung und Verehrung ihrer Gemeinden wegen ihres edlen Charakters und ihres Wohlwollens. Manche zeichnen sich auch durch eine mächtige Beredsamkeit aus. Ach warum gehen sie nicht völlig auf den Weg der Wahrheit? warum haben sie die schlaffen und falschen Grundsätze des Latitudinarianismus angenommen? Sie könnten der Schmuck und die Kraft der Reformirten Kirche Frankreichs werden! Sie könnten durch ihre edlen Talente der Sache des Protestantismus, der jetzt gelehrter und ergebener Männer so sehr bedarf, außerordentliche Dienste leisten! Aber der Herr, dessen Arm allmächtig ist, dessen Geist kräftig ist, Seelen zu bekehren, wird sicherlich Manchen zur Erkenntniß des allein wahren Evangeliums führen. Unter den Pastoren, welche die beklagenswerthen Irrthümer des Latitudinarianismus angenommen haben, befinden sich viele, die noch jung und in voller Lebenskraft sind; sie werden durch Erfahrung lernen, und entdecken, wie ungeeignet latitudinarische Grundsätze sind, um schlafende Gemeinden aufzuwecken; sie werden ihre Augen öffnen und erkennen, daß es allein die Wahrheit ist, die Predigt der Wahrheit, die Anwendung der Wahrheit, welche heilsame Früchte im Herzen hervorbringt. Gott gebe, daß unsere Hoffnungen nicht zu Schanden werden! Und möge der Vater aller Gnaden uns die Freude schenken, daß wir bald Männer in unsere Arme schließen und Brüder nennen können, welche wir jetzt mit Schmerzen so fern von uns sehen.

G. de F.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 12. Juli. № 56.

bersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Fortsetzung.)

Es würde uns sehr leid thun, wenn diese Flecken Manchem n Gebrauch dieses verdienstlichen Werkes verleiden sollten. Wir sitzen über diese beiden wichtigen Briefe Pauli grade so wenig nigermaßen Befriedigendes, und der Verf. zeigt sich durch tüchge, vielseitige (wenn auch weniger theologische) Bildung und einen n Ganzen unbefangenen und gesunden Sinn zur Erklärung des . T. so geeignet, daß wir seine Arbeit mit der Beschränkung, e sich nun von selbst versteht, wohl empfehlen dürfen. Das hilologische ist mit selbstständigem Urtheil behandelt, das Geichtliche gut ausgewählt und zweckmäßig zusammengestellt, das anze mit Geschmack, klar und bündig, obwohl oft zu kurz und ocken, geschrieben. Dabei suchte er vorzüglich „in den Geist wohl der Kirchenväter als der großen Commentatoren des sechhnten und siebzehnten Jahrhunderts einzudringen, wohl wissend, elche Schätze dort zu heben sind;" *) und sagt mit gleichem echte: „Irgendwo findet man, wenn man sich die Mühe nicht rdrießen läßt, auch die minder wichtigen und weniger gländ dastehenden Commentatoren zu durchforschen, fast jedesmal s Richtige." —

Nichts desto weniger kommt es uns zu, noch etwas mehr f die Mängel seiner Arbeit einzugehen, doch, um den Aufsatz cht noch zu sehr auszudehnen, so viel als möglich, nur im Allmeinen. Wir bedauern also zuerst den Mangel an sichtbarem ebrauch der anderen Exegeten in dem Sinne, als wir öfter den, daß der Verf. nicht die richtige Meinung getroffen, und s wir glauben, daß dieser Unvollkommenheit (die nie, weder iem Rec. noch einem Verf. unerwartet kommen sollte) durch llständigere Angabe der verschiedenartigen Ansichten am besten tgegengearbeitet wird, indem man so die Leser selbst theils zur eurtheilung des eigenen Versuchs, theils zur Ergänzung und rvollkommnung desselben in Stand setzt. Doch ist hiebei auf die ßerordentliche Kürze billige Rücksicht zu tragen. Eine zweite negative Unvollkommenheit fließt aus der philosophischen Ansicht des Verf., die ihn natürlich an zahlreichen Stellen unfähig machte, den dogmatischen Gehalt derselben anzugeben oder vielleicht auch selbst nur zu ahnen. Dies führt uns drittens auf etwas zurück, das wir oben mit Freude bemerkten, hier aber, in anderer Rücksicht, rügen müssen, die lose Verknüpfung der Exegese und Dogmatik. Es ist diese nämlich, wenn auch für uns Andere bequem, für die spekulative Philosophie selbst nichts als ein Resultat und Symptom ihrer theologischen Impotenz. In unfruchtbarer Geschiedenheit stehen die Produkte der historisch-grammatischen Interpretation, als einer für sich selbst vollgenügenden Wissenschaft — ganz in der Art, wie sie auch von Anderen betrieben wird — neben den sogenannten spekulativen Erörterungen, die aber somit als bloße kritische Reflexionen erscheinen, — ganz in der Art, wie wir sie bei Pott, Kuinöl, Fritzsche finden können. Und so sehr diese Erscheinung der Erwägung werth ist, so wenig darf sie befremden. Es kann sich die Hegelsche Philosophie zur Schrift, grade wie zur Natur, nicht anders verhalten; sie ist der allgemeine Extrakt; die Besonderheit des concreten, individuellen Lebens aber, mit Allem, was zu seiner Signatur gehört, wird als Form (hier der Vorstellung) zurück- und mit phlegmatischer Ruhe der rohen Empirie überlassen, als — wie sich der große Denker im Selbstgefühl des Begriffes ausdrückte — das Zufällige. Es kann sich hier gar nicht mehr um den Sinn des Einzelnen (als integrirenden Theiles) handeln. Es wäre so ungereimt als überflüssig, die respektive theologische Bedeutsamkeit und Wahrheit jedes Satzes und jeder Partikel im Satze aufsuchen und nachweisen zu wollen. Und wer, vom Hegelschen Standpunkte aus, mit lebendigerem Anschauungstriebe, mit mehr Durst nach specieller Wahrheit und Zusammenhang, als dieser Standpunkt verträgt, dergleichen bisher unternahm, hat nothwendig nur seinen Scharfsinn und Combinationsgabe an eine schlechte Sache verschwendet, und somit allerdings, aber auf ganz andere Weise, als es gewöhnlich gefaßt und gesagt wird, jene Philosophie compromittirt. *) An der Naturphilosophie konnte man solches ertragen und entschuldigen, weil begreifen. Die sogenannte Philosophie des Geistes hat nur die Wahl zwischen gänzlicher Verzichtleistung auf eine eindringende Erklärung der Schrift (um nicht auch von Natur und Geschichte zu sprechen) oder Anschließung an die vulgäre Methode abstrakt allgemeiner Symbolisirung. In letzterem Falle aber dürfte ihr eine Theologie, wie z. B. de Wette's, ohne Mühe den Rang ablaufen.

*) Hiezu führt er die Worte Winer's aus der Leipz. Litt. Z. 1833, c. 44. an, die auch wir hier gern wiederholen: „Der Streit unter u Exegeten hat gewöhnlich wieder auf das Verständß, welches die Protestantische Kirche früher festgehalten, s auf das richtige hingeführt." Also hatte der Verf. auch cht so volles Recht, S. III. von den „schweren Fesseln" zu reden, lche die Orthodoxie der Exegese angelegt, und dies gar mit der Inspitionstheorie in Verbindung zu bringen. Wann wird sich doch die eologie und namentlich die (wissenschaftliche, nicht bloß experimentirende) egese wieder bewußt werden, was sie an der Inspirationslehre hat!

*) Es erinnert sich Jedermann von selbst an das politische Vaterunser von Prof. Sietze.

Als denkwürdigen Beleg des Gesagten führen wir aus vorliegendem Werke nur eine Hauptstelle und Hauptlehre dieser Briefe an, 1 Cor. 15. Hier tritt Faktum und apostolisches Wort einerseits und philosophisches Dünken und Dünkel andererseits in den glänzendsten Widerstreit. Man sagt also, der Apostel habe sich nicht begriffsmäßig ausdrücken können über das Werden der Unendlichkeit des Geistes, diese wahrhafte Auferstehung (S. 233 u. a.); er habe daher diese Wahrheit in der Vorstellung einer künftigen Auferstehung ausgedrückt. Dabei vergißt man aber, was man doch selbst einräumen muß, daß der Apostel diese seine Behauptung grade solchen Begriffsmenschen entgegenstellt, welche die Auferstehung in die gegenwärtige Wiedergeburt verlegten (S. 210 f.), und keineswegs absolut läugneten, sondern nur als geschehen behaupteten (2 Tim. 2, 18.), womit sie dieselbe im Sinne Pauli allerdings läugneten (1 Cor. 15, 12. 13.); man vergißt, sage ich, daß also Paulus die höchst unvollkommene Vorstellung einer künftigen, chiliastischen Auferstehung mit eben so großer Verblendung als Unwahrheit jener Vorstellung einer bereits geschehenen Auferstehung entgegengestellt hätte, mit welcher trotz ihrer Unvollkommenheit die Gegner doch einen richtigen, geistigen Begriff verbunden haben würden, von dem Paulus noch himmelweit entfernt war.*) Man entblödet sich nicht, die bestimmtesten Erklärungen des Apostels, V. 13—16., — unsere Gleichstellung mit Christo (vgl. 1 Thess. 4, 14.) — wie V. 23 u. a., in ihrer Totalität aus der Unvollkommenheit seiner Vorstellung abzuleiten, und man sollte consequenterweise bei V. 30 ff., vgl. V. 19., die Schwachsinnigkeit des Fanatikers bemitleiden, der das elendeste, gefahrvollste Leben führte in der festen Überzeugung, er habe deß keinen Gewinn, wenn die Todten nicht dereinst wieder auferstehen, ja der es ohne Bedenken ausspricht, daß man ohne diesen Glauben kein Bedenken zu tragen brauchte, ein epikuräisches Leben zu führen (V. 32.), dem also Christenthum und Sittlichkeit mit dieser Erwartung standen oder fielen. Auch wir bestehen also mit Recht auf dieser Differenz zwischen dem christlichen Glauben und der Philosophie. Wir wissen es, daß ihm seit Anfang „in keinem Stücke so heftig, so hartnäckig, so angestrengt, so aus allen Kräften widersprochen worden, als rücksichtlich der Wiederauferstehung des Fleisches" (Augustin, zu Psalm 88.). Wir wissen aber auch, daß von Anfang an die ganze heilige Kirche nicht nur den Heiden, sondern auch den allegorisirenden Gnostikern gegenüber das Gefühl des Apostels theilte, daß Theodoret (z. d. St.) erklärt: Wenn die Auferstehung des Leibes nicht geglaubt werde, sey die Predigt des Evangeliums unnütz; daß Cyrill von Jerusalem behauptet, die Hoffnung der Auferstehung sey die Wurzel des sittlichen Lebens (Catech. 18.); daß Tertullian sagt: Das, worauf die Christen trauen, ist die Auferstehung der Todten (De resurr. carnis, c. 1.); Niemand lebt so fleischlich als wer die Auferstehung des Fleisches läugnet (ib. c. 11.); und daß also Melanchthon mit vollem Rechte schließt, dieser Artikel vorzüglich bilde einen glänzenden Unterschied zwischen den Heiden und der wahren Kirche Christi, liege außerhalb des Gesichtskreises der Vernunft und sey ein eigenthümliches Bekenntniß der Kirche (vgl. Gerhard, loci t. 18., p. 285 sq. Jo. Ge. Walch De Hymenaeo et Phileto; Miscell. s. p. 96. al.). Waren doch zur Reformationszeit nur die „Libertiner" so frech, diesem Glauben ihre Weisheit entgegenzustellen: „Sie verlachen (sagt Calvin) alle unsere Hoffnung, und sagen, das sey schon eingetroffen, was wir erst noch erwarten, und auf die Frage, wie sie das verstehen, antworten sie: so nämlich, daß der Mensch wissen soll, seine Seele sey ein unsterblicher Geist, der beständig im Himmel lebt, und Christus habe durch seinen Tod die Meinung abgeschafft, und uns das Leben, das in ihm ist, nur auf die Art mitgetheilt, daß wir erkennen sollen, wir sterben gar nicht." „Daher schließen sie (aus Pred. 12, 7.), der Geist kehre zum Wesen Gottes zurück und werde mit ihm vereinigt, so daß ein einziger Geist bleibe." (Instr. adv. Libert. c. 22.)

(Schluß folgt.)

*) Herr Vatke und Herr Billroth behaupten (S. 209.), die Idee, daß Christi als zukünftig vorgestelltes Reich „ein absolut gegenwärtiges, geistiges [i. e. abstrakt geistiges] ist," sey der Fassungskraft der bei weitem Meisten noch zu hoch gewesen. Wir bezweifeln, schon aus obigem Grunde, noch mehr aber wegen dessen, was wir sonst von den Tendenzen jener Zeit wissen, die historische Wahrheit dieser Behauptung rücksichtlich der Fassungskraft, ja wir meinen, daß, wenn auch wirklich nur Wenige sie besessen hätten, es Christo und den Aposteln schlecht gestanden haben würde, diese wenigen Erwählten zu bestreiten und zu verwirren. Das aber glauben wir allerdings, daß Wenige oder Keine die Gutmüthigkeit gehabt hätten oder noch haben, um eines solchen, bereits in aller Vollkommenheit präsenten Reiches willen zu Märtyrern zu werden. — Doch hier ist und bleibt eben ewig eine doppelte Scheidewand des Christenthums von aller bloßen Philosophie.

Gedanke und Wunsch rücksichtlich der Bibel mit Bildern.

Der Aufsatz im Januarheft der Ev. K. Z. Nr. 3. hat bei einem der Leser einen Gedanken und Wunsch wieder lebhaft aufgeregt, der ihm schon früher mehrere Mal gekommen war. Den ersten Impuls und zugleich die ersten Beweise der Möglichkeit gaben die Pfennig- und Heller-Magazine, die durch die Verbindung von Bildern mit lehrreichem Texte so starken Absatz und so großen Einfluß auf die Volksbildung erhalten. Inwiefern dies von Traktatgesellschaften nachzuahmen sey, lasse ich dahingestellt. Mir fiel besonders ein, wie leicht sich wohl ein solches Unternehmen für christlich-religiösen Zweck großartiger systematisiren ließe. Daß man, tüchtiger Arbeiter versichert, nicht befürchten dürfte, hinter dem hohen Gegenstande zurückzubleiben, oder von dem gewählteren Publikum im Stich gelassen zu werden, scheinen mir z. B. die recht gelungenen Französischen Holzstiche der biblischen Gemälde Raphael's (im Magazin pittoresque) zu zeigen, vorzüglich aber die Sammlungen feiner Stahlstiche, wodurch man in Deutschland angefangen hat, ganze Gemäldegallerien heftweise zu versenden. Für uns aber würde

der Zweck hiebei eben so wenig in abwechselnder Unterhaltung bestehen, als die Ausführung durch Eleganz irgendwie das Werk zum Luxusartikel machen dürfte. Das System, das Schema des Planes wäre gleich in der Bibel gegeben. Und hierin schließt sich mein Gedanke an den des Herrn Dr. K. an. Ich möchte aber mehr und wesentlich Anderes als bloß Bilder. Doch Dr. K. denkt selbst an verschiedene Ausgaben zu mehrfachen Zwecken und Preisen. Die Bilderbibel also, die ich wünschte, wäre namentlich eine Bibel, ein biblischer Atlas von Kupfern und Karten für Prediger, Studirende, und unterrichtete Laien.

Der Stoff liegt in Massen vor. Grade das Beste aber möchte oft am wenigsten zugänglich seyn. Wie selten ist es, daß selbst akademische Theologen, wenn sie wenig bemittelt sind, die kostbaren, zerstreuten Hülfsmittel dieser Art besitzen. An Stoff, an höchst lehrreichem und mannichfaltigem Stoff könnte es nicht fehlen, und an Käufern eben so wenig. Man hätte nur vor Allem für eine gute Redaktion und kritische Auswahl zu sorgen. Die theuern Originalwerke würden wohl von freundlichen Gelehrten oder Bibliothekbesitzern geliehen, müßten aber nöthigenfalls auch sogleich angeschafft werden. Denn auf Vollständigkeit käme es sehr an: Geographie, Trachten, Sitten, Geräthschaften, Gebäude, Ruinen, Gegenden, Thiere, Pflanzen ꝛc. kurz das biblische Universum sollte hier erläutert, eine exegetisch-historische Bilderencyclopädie müßte gegeben werden.

Nachrichten.

(Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Zürich.)

Sie wissen, wie ich las, von unserer letzten Herbstsynode und ihrem nothgedrungenen Beschluß, an das Werk eines neuen Katechismus zu gehen, wenn man nicht gefahren wolle, daß der Große Rath dem kirchlichen Religionsunterricht seine Anerkennung versage. Auch hatte die damals von der Synode niedergesetzte Commission den Auftrag, ihr Gutachten über die Verhältnisse eines neuen Katechismus zu bringen. Dies that sie nun in der Synode vom 26. und 27. Mai, welche sich versammelte, um den Entwurf der katechetischen Commission zu prüfen und des Weitern zu berathen. Der gedruckte Entwurf enthält sieben Paragraphen. — §. 1. Es soll der zu verfassende Katechismus nicht eine Revision des alten, sondern ein neu zu bearbeitender seyn. — Ward in der Synode einmüthig genehmigt; man will kein Flickwerk, keine Verschlimmbesserung oder dergleichen. Der bisherige ist geb. 1609, eine Compilation aus dem reformatorischen unsers Leo Juda von 1534 und aus dem Heidelbergischen. §. 2. Begriff des Katechismus. Er soll die aus der heiligen Schrift geschöpfte einfache und kräftige Darstellung der christlichen Lehre enthalten, um die Jugend zu würdigen Gliedern der Evangelischen Kirche zu bilden. — Hier wollte der Herausgeber der Züricher Evang. Zeitung auch der reformirten Bekenntnißschriften gedacht wissen, ward aber mit „Berlinerfetze," Kinderglauben und dergl. bezahlt, und nicht ganz ohne Grund wurde ihm vorgeworfen, daß er die Commissionalarbeit nicht so von oben herab hätte behandeln und bitter tadeln sollen. §. 3. Princip des Katechismus. Gott will alle Menschen durch Christum zur Heiligung und Seligkeit führen. Andere wollten: Es ist erschienen die Gnade Gottes, die allen Menschen heilsam, al. Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit ꝛc., al. Alle Menschen können von Gott durch Christum heilig und selig gemacht werden (damit die Seligkeit der Vorwelt und Heiden nicht abgeschnitten sey), al. gar kein Princip vorangestellt. Aber das zuerst Angetragene gewann als Idee des Reiches Gottes und als klarer Eintheilungsgrund für fünf Katechismusabschnitte den Sieg. — Merkwürdig ist, daß auch die schroffsten Rationalisten jene mittleren Principien (Bibelstellen also) gewollt hatten; aber nicht mit Ungrund ward bemerkt, daß, weil Christus und die Apostel keine Compendien herausgegeben hätten, auch nicht zu verwundern sey, wenn keine Bibelstelle allein das Princip geben könne. §. 4. Stoff und Anordnung. Hier wollten viele Synodalen, daß diese gar nicht vorgeschrieben werden, es sey sonst zu schwer, zu arbeiten (bloßer Vorwand, denn der eigentliche Grund war, es möchte sonst der 1819 herausgegebene Katechismus des Pfarrer Gutmann in Meilen, Kanton Zürich, welcher aber damals schon Herrn Antist. Heß sel. und auch seither allen Nichtrationalisten als ein doppelsinniges Werk mißfiel, nicht aufkommen können, so sehr sich auch Herr Vf. und sein Anhang dafür alle ersinnliche Mühe geben). Jedoch ward ermahnt: Der Katechismus gehe aus der Synode hervor, darum müsse diese Plan und Stoff bezeichnen. Kleine Abweichungen in der Anordnung werde man natürlich billig zu behandeln wissen. Einleitung. Religion nach ihrem Wesen, ihrer Unentbehrlichkeit und ihren Quellen (erklärtes menschliches Bedürfniß, Wort Gottes, Verständniß und Aufnahme). Die christliche Religion und ihr Erkenntnißgrund. Hauptinhalt der christlichen Religion. (Hier wollte Tapolet den Verfall der Frömmigkeit vor Christi Zeiten, die Begriffe von Wunder und Weissagung auch mitaufgenommen wissen, blieb aber in der Minderheit, da die Bibelgeschichte nicht in den Katechismus komme, Wunder und Weissagungen aber in die folgenden Abschnitte bei Christi Namen u. s. f. zur Sprache kommen müssen; eben so blieb der Kirchenrath in Minderheit, welcher nach dem Muster des neuen Waltherschen Bündter-Katechismus die Anführung des Dekalogs und Symbolums in die Einleitung hatte aufnehmen wollen.) Abschn. I. Von Gott, seinem Wesen und seinen Eigenschaften, seinem Verhältniß zur Welt und zu den Menschen als Schöpfer, Erhalter, Regierer, Gesetzgeber, Anführung des Dekalogs, aber nicht artikelweise Erklärung desselben. Minderheitsanträge: 1. Lehre von Vater, Sohn und Geist schon hier, — ist wenigstens der Bearbeitung überlassen. 2. Gott als Vater im engeren Sinne des Wortes — kann erst in Abschn. III. folgen. 3. Gott als Richter — schon enthalten und auch in Abschn. V. 4. Dekalog solle wegfallen. — Nein! auch sogar Nöhr lobe die Popularität und zugleich den werthvollen Lapidarstyl desselben, überhaupt aber ist er durch das N. T. vollkommen sanktionirt. 5. Abschn. I. solle II. werden, sey pädagogischer. — O nein! Ein neunjähriges Kind, das an den Katechismus kömmt, kennt doch hoffentlich den lieben Gott von Schule und Haus! — Abschn. II. Der Mensch. Commiss.: „Vorzüge und Bestimmung des Menschen, Verhältniß zum göttlichen Gesetz, die Sünde nach ihrem Wesen und ihren Quellen." Synode corrig.: Der Mensch als Sünder vor Gott, die Sünde nach ihrem Wesen und ihren Arten, Begehungs-, Unterlassungs- ꝛc. Beide schließen: Das Elend der Sünde in Zeit und Ewigkeit, die Sehnsucht nach Erlösung. Abschn. III. Jesus Christus oder von der Erlösung. Sendung Jesu Christi (Leben?), Person und Würde; Jesus als Erlöser durch Lehre und Vorbild, durch Tod und Verherrlichung; Jesus als Herr und Haupt der Gemeinde (Richter später Abschn. V.). Ausgießung des heiligen Geistes zur Stiftung und Erhaltung der christlichen Kirche; Bedingungen der Theilnahme an der Erlösung: Wiedergeburt durch Buße und Glauben. Anführung des apostolischen Symbolums. — Hier der Hauptkampf der Synode: Eine Parthei, die jedoch bei der Abstimmung auf 7 gegen mindestens 120 sich reducirte, wollte

gänzliche Weglassung desselben, es sey späte Menschensatzung, enthalte bedenkliche Dogmen, sey vielen Gesellschaften ein Gegenstand des Spottes und dergl. — Ward erwiedert: Höllenfahrt und Art. XI. sey biblisch und philosophisch zu begründen, die Akten über die Abfassungszeit seyen noch nicht geschlossen, und nebenbei diene es Kranken, Sterbenden und Abendmahlsfeierern zur Selbstprüfung Glaubens halben, und selbst ein Hottinger verlache die, welche 1 Petr. 3 und 4. verdrehen wollen; ob Herr Präopinant die nennen wolle, welche über das Symbol, wie über alles Heilige, spotten? Nein! Zudem wäre Weglassung politisch unklug, was freilich ein Nebengrund sey. Abschn. IV. Des Christen Heiligung. Liebe gegen Gott, den Nächsten und uns selbst. Mittel: Beistand des heiligen Geistes, die Kirche und ihre heiligen Tage, die häusliche Andacht, Taufe und Abendmahl, — Wachsamkeit und Gebet (U. V. zu erklären), Andenken an den Tod. — Abschn. V. Commission gibt den Titel: Seligkeit, Frucht der Heiligung; die Synode verbessert ihn: des Christen Seligkeit, hienieden als seliges Leben in Gott, durch Frieden der Seele, heiteren Muth in allen Lagen des Lebens und Freudigkeit im Tode — jenseits nach erfolgter Auferstehung als ewiges Leben in vollkommener Gemeinschaft mit Gott, mit Christus und allen Frommen in der Vollendung des Reiches Gottes; Jesus Christus als Richter der Welt und Beseliger der Seinen. — Satan, Engel und Höllenfahrt standen auch im alten Katechismus theils nur beiläufig, theils gar nicht, außer im Kinderlehrgebet, „daß verhindert und zerstört werde das Reich des Satans, Unwissenheit, Ungerechtigkeit und Sünde." §. 5. Die Sätze des Katechismus sind in erotematischer Form, Erläuterungen beigefügt, die Beweisstellen ausgesetzt, Gleichnisse u. s. f. und passende Lieder nur citirt, das Ganze in acht und vierzig Sonntagen. Anhang: Citate für Festkatechisationen, Neujahr, Reformationstag u. s. w. §. 6. Weg zur Abfassung. Freie Concurrenz unter den Synodalen. Termin bis Ende 1834? Zur Prüfung der eingehenden Arbeiten und Hinterbringung eines Antrags an die Synode ist die bisherige Commission auf's Neue bestellt (Kirchenrath Sal. Vögeli, Präsident; Herr Antist. Geßner; Pfr. Füßli; Diak. Fäsi; Pfr. Breitinger in Ellikon, Aktuar; jener Pfr. Gutmann; und Prof. und Diak. Heß). (Diese Commission repräsentirt zwar alle theologischen Denkarten, jedoch vorherrschend die nicht rationalistische.) §. 7. Der Kirchenrath wird ersucht, wofern es ihm dienlich scheint, an die Stillstände (Gemeindskirchenvorsteher) zu Handen des Volkes eine Zuschrift zu erlassen (in belehrendem, nicht gebietendem Sinne). — Die Berathungen leitete wegen Gehörsabnahme und Alter des Herrn Antistes Herr Pfarrer und Vice-Präsident Füßli; Referent und Antragsteller war Herr Diak. Fäsi, welchen beiden Herr Antist. und die Synode Dank zollten für ihre geschickte und würdige Geschäftsführung. Es durfte reden und Anträge stellen, wer da wollte, ohne Rang- oder Altersunterschied, nur mußte er gewärtig seyn, wenn er unbedacht oder unnöthig redete, oder die Commissionalanträge auf plumpe Weise angriff, aus Voten oder Abstimmungen seine Zurechtweisung zu erhalten; auf manierliche Reden hingegen gab die Commission und Synode willig Gehör und änderte oftmals. — Am Schlusse trugen Gutmann und seine Freunde auf Verwerfung des ganzen Beschlusses an (reglementarisch erlaubt), blieben aber in auffallender Minderheit. Von den weltlichen Assessoren ergriff einzig Herr Bürgermeister Heß und auch dieser erst am Schlusse das Wort, sagte, der neue Katechismus werde jedenfalls nicht gebieterisch eingeführt werden (wie hingegen die Schul-Lehrmittel), was freilich auch statt zur Glaubensfreiheit zu Unordnung oder Einschwärzungen führen könnte. —

(Schweiz. Aus der Eröffnungsrede der evangelischen Synode von Graubündten.)

Bei der diesjährigen Eröffnung der Synode der Bündnerischen evangelischen Geistlichkeit, welche den 19. Junius stattfand und der 83 Mitglieder beiwohnten, hielt der weltliche Präsident, Herr Bundesstatthalter T. v. Mohr eine, seither im Druck erschienene Rede, aus der folgende Stelle auch in der Ev. K. Z. mitgetheilt zu werden verdient, als ein erfreuliches Zeichen, wie sich die Wahrheit Gottes überall noch Zeugen erhalten hat und erweckt:

„Die politischen Umwälzungen, welche in der jüngsten Zeit, abermals von Frankreich, dem Vaterlande des politischen und religiösen Unglaubens, ausgehend, mehrere Europäische Staaten, und unter diesen auch unser Schweizerisches Vaterland betroffen haben, mögen ihren Principien und ihren Resultaten nach Beifall oder Mißbilligung finden, so wird und muß jeder Unbefangene anerkennen, daß die ersteren jeder christlich-religiösen Grundlage entbehren und daß die letzteren eben so wenig auf eine solche hindeuten. Denn wer seiner Obrigkeit den Gehorsam aufkündet, so lange sie nicht befiehlt, was dem Worte Gottes zuwiderläuft, wer ihr seine Eide bricht, findet hiefür in diesem Worte keine Rechtfertigung. Ihm bleibt nichts übrig, als die im Christenthum durch Wandel und Wort des Heilandes und seiner Apostel festbegründete Lehre zu läugnen, daß die Obrigkeit von Gott sey. Fortan aber ist jede menschliche Leidenschaft entfesselt und statt der weggeläugneten christlichen Lehre waltet, wie eben jenes Frankreich warnend zeigt, nur noch das Gesetz der Gewalt, um der in ihren Grundfesten erschütterten öffentlichen Ordnung noch etwelchen unsicheren Halt zu geben.

So darf es wohl nicht befremden, wenn, wie besonders seit wenigen Jahren geschah, durch Wort und Schrift, mit einer Zuversicht, die den allgemeiner gewordenen Abfall vom christlichen Glauben beurkundet, verkündigt wird: es bedürfe das Christenthum einer zeitgemäßen Umgestaltung; — in seinem Ursprunge zwar vortrefflich, und für die Bedürfnisse der vergangenen Jahrhunderte zureichend, könne dasselbe dagegen denjenigen unserer Zeit, dem Kulturgrade der heutigen Generation fernerhin nicht mehr genügen; — wenn mehr und mehr alle jenen in der Offenbarung enthaltenen Lehren und Thatsachen, die entweder der regellosen Begierde im Wege stehen oder der vergötterten menschlichen Vernunft unbegreiflich erscheinen, theils durch Interpretation verunstaltet, theils gradezu geläugnet werden.

Diesem Abfalle von dem christlichen Glauben, dieser einzigen Quelle alles Unheils, welches die Menschheit und die bürgerliche Gesellschaft seit unserer Zeitrechnung betroffen hat, entgegenzuwirken, ist Ihre Aufgabe in der gegenwärtigen bewegten Zeit; — unser Volk zu bewahren vor denjenigen, welche zur Empörung und zum Ungehorsam gegen Obrigkeiten und Gewalten aufmuntern, welche „„suchen, das Evangelium Christi zu verkehren,"" — welche „„einen anderen Grund legen als den gelegten, welcher ist Jesus Christus,"" — welche einen anderen Weg des Heils, eine andere Gerechtigkeit uns lehren wollen, als die, welche Christus uns darbietet, durch die Gnade, die wir bei Gott finden, im werkthätigen Glauben an seinen Versöhnungstod, ist Ihr Beruf und Ihre heilige Pflicht." (Bündner Zeitung.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 16. Juli. № 57.

Eine Stimme aus Norwegen.

(An den Herausgeber der Ev. K. Z.)

Gewiß mit Recht hat man von Alters her die Kirche Jesu Christi auf Erden die streitende genannt, und in welchem Sinne sie eine solche sey, das scheint sich durch die Begegnisse in unserem Jahrhundert mit größerer Klarheit als irgend sonst zu offenbaren, zumal da das 2 Petr. 2, 10—22. gezeichnete Bild an den Widersachern des im Fleisch geoffenbarten Gottes nun so unverkennbar hervortritt. War in früheren Zeitaltern von der streitenden Kirche die Rede, so lag wohl bis in das siebzehnte Jahrhundert hinab ein durch die tägliche Betglocke (die auch Türkenglocke hieß) unterhaltener Gedanke an das Türkenschwerdt der größeren Menge der Christen nicht so gar fern; nun aber hat jeder in der Sache Betheiligte Gelegenheit zu der Kunde, daß die Waffen der Kirche nicht fleischlich, sondern geistlich sind, auch will es unserem Jahrhundert nicht recht ein, unter geistlichen Waffen Römische Bannbullen zu verstehen. Die Kenntniß des Kriegszustandes der Kirche war früher nur gewissen Klassen zugänglich, nur wer Latein las, konnte sich einigermaßen darin orientiren; nun aber will diese Kenntniß ein Gemeingut werden aller derer, sie mögen nun Christen oder Unchristen seyn, deren Seelenkräfte nicht ganz in Anspruch genommen werden durch die wirklichen oder eingebildeten Bedürfnisse dieses zeitlichen Lebens. Obschon die Christen mit herzlicher Sehnsucht der Zeit harren, da Gott aller Fehde ein Ende machen wird, so sollten sie doch bei dem jetzigen Kriegszustande mit Luther lustig und guter Dinge seyn; denn daß sie von den Widersachern so gewaltig in die Bibel getrieben werden (wie auch Luther von Eck rühmt, derselbe habe ihn gewaltig in die heilige Schrift getrieben), das verheißet einen herrlichen Sieg. Wären sie nicht der Gefahr ausgesetzt, daß sie selbst, durch ihren eigenen Unverstand, durch Mangel an Vorsicht, durch Verwechselung dessen, was aus ihnen selbst hervorquillt mit dem, was ihnen vom Herrn dargereicht wird, dem Feinde dann und wann wider ihre Absicht Vortheile einräumen können — wären sie dieser Gefahr nicht ausgesetzt, so wäre es fast an der Zeit zu jubeln, daß die Verschanzungen des Feindes, wie es täglich mehr sich zeigt, aus lauter dürrem Sande aufgeführt sind. Bedenkt man aber jene ernsthafte Gefahr, so muß einem wohl das Jubeln noch zur Zeit vergehen, und es will sich besser schicken, nüchtern und bescheiden zu sprechen: „Führe uns nicht in Versuchung!"

Wer die Wahrheit thut, kommt gern an das Licht. Es muß daher die wahren Glieder der Kirche nur freuen, daß die Kriegsmanifeste ihrerseits an Anzahl und an Deutlichkeit zunehmen, und daß der Zeitschriften stets mehr werden, in denen ein mehr oder weniger zweckgemäßes (das heißt mehr oder weniger ächt biblisches) Streben herrscht, den statum quaestionis, so viel es die Natur desselben in der Zeit zuläßt, klar darzustellen, während es das Interesse der Feinde seyn muß, diesen statum zu verdunkeln, zu verrücken und zu verwirren, worin sie zwar nach Röm. 8, 6., 1 Cor. 2, 14. große Kriegsvortheile auf ihrer Seite haben, die aber doch wegen ihrer Endlichkeit nicht ausreichend sind. Gott gebe nur allen redlichen Theilnehmern an jenem ohne Zweifel zeitgemäßen Streben die Weisheit, daß sie erkennen mögen, wie dasselbe ihrem Christenberufe nach keine offensive Vertheidigung seyn kann noch soll, sondern eine defensive, ja ich möchte wohl sagen, bloß eine zeugende. Es handelt sich ja nicht darum: Siege zu erringen, die in der Zeit eklatant sind. Daß wir solche Siege gerne sehen möchten, wer fühlt das nicht? Das wollten die lieben Apostel vor jenem Pfingsttage auch; es möchte aber an dem Begehren solcher Siege unser alter Mensch oft etwas Theil haben. Dieser sollte jedoch hier billig schweigen, als der von diesem Rath und Handel nichts versteht, und wir sollten uns gedulden, bis es mit den glänzenden Siegen der Wahrheit an der Zeit wäre, und, wie die Apostel nach dem Pfingsttage, sollten wir getrost erwarten, daß unser lieber Herr Christus alsdann zu den glänzenden Siegen schon Rath schaffen werde. Je glänzender diese einmal werden, desto deutlicher werden sie ohne Zweifel seine eigene Dazwischenkunft beurkunden müssen, sonst möchten seine Waffenträger sich gar Feldherren dünken, und da müßte er sie aus seinen Diensten entlassen. Darum handelt es sich, wie gesagt, nicht, glänzende, ruhmbegleitete Siege zu erlangen, sondern darum handelt es sich, die unbefangenen und befangenen Zuschauer durch stetes, treues und demüthiges Hinweisen auf das Zeugniß der heiligen Schrift, so viel an uns ist, zu orientiren, damit dem Feinde das unehrliche Geschäft erschwert werde, durch täuschenden Schein Eroberungen zu machen, und damit er sich mehr einschränken müsse auf den Vortheil, welchen ihm das „mundus vult decipi" gewährt.

Während so viele Zeitschriften den Zweck haben, dem Reich Christi zu dienen, müssen sich dieselben gleichwohl jetziger Zeit ansehen als dem Feinde gegenüber in erklärtem Kriegszustande aufgestellt, und die Redlichkeit gestattet jetzt nicht mehr einer bestimmten Antwort auf die Frage: „Gehöreſt du uns an, oder unseren Feinden?" höflich auszuweichen. So wie nun in Kriegszeiten und im Felde jeder militärische Dienstfehler aus guten Gründen strenger geahndet wird als in der Garnison und zur Zeit des Friedens, so haben auch christliche Zeitschriften, so dem Feinde gegenüber aufgestellt, desto genauer darauf zu achten, daß sie nicht etwa durch eine inkorrekte Darstellungsweise in ihren

Mittheilungen oder durch Mangel an hinlänglicher Prüfung ihrer Quellen, der Sache, für welche sie in's Feld gerückt sind, im Angesichte des Feindes einen Nachtheil bringen, oder dem Feinde Schwächen zeigen, die eigentlich nicht der Sache, sondern ihnen selbst angehören, und die durch ein mehr besonnenes Verfahren vielleicht hätten vermieden werden können. Es ist in dieser Zeit der Vielseitigkeit (durch welche leider, wie Tholuck sagt, die Eine Seite so leicht verloren geht) gar viel daran gelegen, daß wir nicht, wenn auch noch so unvorsätzlich, etwa durch den Schein einseitiger Darstellung dem Feinde zum Höhnen Gelegenheit geben. Ja würden bloß wir gehöhnt, was hätte das weiter zu sagen? nehmen wir doch von der Seite her gerne damit vorlieb, und es kann gar Fälle geben, da solches ganz gebührend geschehen könnte; daß aber die Sache, der wir zu dienen wünschen, mit einigem Schein von Grund gehöhnt werden sollte, dazu ist sie zu gut, wenn gleich nicht alle Leute das wissen; und wenn ein Fehler oder eine Unvorsichtigkeit von unserer Seite zu solchem Höhnen Gelegenheit geben sollte, das muß uns, der uns so theuren und werthen Sache wegen, doch so tief schmerzen, daß die Überzeugung, wir hätten es gut gemeint, uns als Trost nimmer ausreichen könnte. Wir haben es nämlich mit einem listigen Feinde zu thun, der zwar unsere Sache gar nicht kennt (denn sonst wäre er ja ihr Feind nicht, sondern würde in ihre Dienste treten, oder vielmehr sich ihrer zu seiner Rettung bedienen), derselben aber gerne Beschuldigungen anhängt, die er selbst nicht glaubt. Daß es ihm um die buchstäbliche Wahrheit so sehr nicht zu thun sey, wie er sich das Ansehn geben will, davon hat er uns ja von mehreren Seiten her thatsächliche Beweise, wahrlich mehr als zur Genüge, geliefert. Die buchstäbliche Wahrheit interessirt ihn ja nur insofern, als sie es grade ist, die ihm seine Netze zu zerreißen droht, und ihm daher Angst einjagt. Während er für sie zu eifern scheint, ist es ihm doch eigentlich um das Höhnen zu thun. Damit wird er nun freilich der Sache, welcher wir zu dienen wünschen, keinen Schaden zufügen, dafür ist gesorgt; aber es könnte doch manchen arglosen Zuschauer für einige Zeit irre machen, und das wäre allerdings schade.

Es ist daher unter andern sehr zu beklagen, wenn sich, auch noch so unvorsätzlich, in christliche Zeitschriften Nachrichten einschleichen, deren faktische Richtigkeit einigem Einspruch unterworfen zu seyn scheint, oder wirklich ist. Es ist hier davon die Rede nicht, daß christliche Zeitschriften vorzüglich Thaten Gottes zu berichten haben, hoffend auf den Geist, welcher bewirken kann, daß diese Thaten Gottes sogar Cretern und Arabern heimisch klingen. Es ist ja eine Selbstfolge, daß diese Thaten Gottes nicht nur bezweifelt, sondern gradezu geläugnet werden müssen von dem Geschlecht, das keinen thätigen Gott haben will. Wegen dieser Leute können und sollen wir uns auf keine Weise geniren; wollen sie es nicht besser haben, so mögen sie bis weiter ihren „Gott weit weg" behalten, und sehen, wie sie am Ende dabei fahren. Freilich wollten wir ihnen unseren „Gott, der da nahe ist," so herzlich gerne gönnen, wissen auch von guter Hand, sie würden sich bei demselben besser befinden, ja würden nicht von ihm lassen können, wären sie ihm vor Thoresschluß erst einmal nahe gekommen; derselbe kann aber keinem Menschen aufgedrungen werden. Hievon ist, wie gesagt, nun die Rede nicht, sondern nur von der zu wünschenden unantastbaren Korrektheit der Darstellung. (Daß hier nicht von absoluter, sondern nur von relativer Korrektheit die Rede seyn könne, bedarf kaum einer Erwähnung.) Mit dieser Korrektheit hat es schon durch die ohne Zweifel oft gar zu eilfertigen Übersetzungen einige, wiewohl weniger wesentliche, Schwierigkeiten. Es gehe z. B. ein ursprünglich Holländischer Bericht erst durch eine Französische, darauf Englische, oder umgekehrt, in eine Deutsche Übersetzung über, so mag diese von einer guten Verdeutschung direkt aus dem Holländischen Original Abweichungen enthalten, die bei dem der Schwierigkeit und relativen Unvollkommenheit alles Übersetzungswerkes unkundigen Leser (und deren sind die meisten) Anstoß erregen können. Selbst bei direkten Übersetzungen kann manchmal das Wörterbuch irre führen.

Mit Unvollkommenheiten, die bloß der Übersetzung angehören, nehmen allenfalls die leichten Truppen des Feindes, deren Zahl ja Legion ist, in Ermangelung einer bequemeren Veranlassung zu einem Angriff, vorlieb. Dieses schadet nun wohl auch eigentlich nichts, aber es könnte doch unter den arglosen Zuschauern Jemand meinen, es gelte mit der Neckerei Ernst, die Wahrheit müsse wohl da zu suchen seyn, wo ihr Schild ausgehängt sey u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Schluß.)

Es wäre also immerhin der spekulativen Philosophie zu rathen, wenn sie sich doch darauf setzt, an etwas Positives sich anzuschließen, und eine Vorstellung zum Begriff zu erheben, sich an die Vorstellungen ihrer wirklichen Vorgänger zu halten, statt an die direkt entgegengesetzte, und so der heiligen Schrift und der Kirche dadurch wenigstens Ehrfurcht zu beweisen, daß sie ihre Protestationen gegen sie respektirt. — Außerhalb der Kirche dagegen kann die Philosophie sicher seyn, ihre legitimen Voreltern anzutreffen und nur bedauern, daß Christus und Paulus nicht fähig genug waren, den Philosophen eine geistige Auferstehungslehre vorzutragen, statt sie mit der verkehrten und hartnäckigen sinnlichen Vorstellung zurückzuschrecken. Nur die subjektive Eitelkeit kann träumen, so etwas wäre über ihrer Fassungskraft gewesen. Die heidnischen Philosophen wenigstens hätten sich so etwas schon gefallen lassen: suscepissent enim vernaculae suae philosophiae praesumtionem. (Tertull., de resurr. carnis, c. 39.)

Es ist aber auch merkwürdig, zu sehen, welchen Einfluß solche philosophische Vorurtheile über den Standpunkt des Apostels auf die Auslegung seiner Worte üben können. Vor Allem wird hier im Allgemeinen und ohne Weiteres behauptet, Paulus

sey selbst „überzeugt" gewesen, „daß die Wiederkunft Christi innerhalb eines Menschenalters bevorstehe," und wolle den Corinthern seine damit zusammenhängenden — gleich irrigen — Überzeugungen „einschärfen" (S. 211.). Dann wird dieser Satz in der Erklärung zu Grunde gelegt, wo er nicht ermangeln kann, seine Wirkung hervorzubringen, wie z. B. namentlich in der, allerdings schwierigen Stelle 1 Cor. 5, 1 ff.; wo der Verf. schon den ersten Vers auf den Auferstehungsleib bezieht und den Zwischenzustand gleich nach dem Tode gänzlich vernachlässigt,*) ja sogar meint, Paulus habe der Aushülfen der späteren Dogmatik nicht bedurft, weil er nicht wie die Supernaturalisten die Auferstehung in eine „unendlich ferne Zeit" (sic) oder in eine „unabsehbare, der schlechten Unendlichkeit anheimfallende (!!) Zeit" verlegt habe (S. 298. 212.). **)

*) Wozu vielleicht auch Fritzsche's Vorgang beigetragen hat, den er jedoch hier nicht nennt, und von dem er in anderer Hinsicht abweicht. De nonnullis poster. ad Corinth. epist. locis, dissert. I., p. 55—57.) Dieser Gelehrte stimmt in jener Hauptansicht über Pauli Meinung von der unverzüglichen Rückkehr Christi mit Billroth überein, und begnügt sich 1 Cor. 10, 11. als Beweis dafür anzuführen (p. 48.), geht aber auch nicht an zu behaupten, der Apostel habe gehofft und ihr gewünscht, nicht vorher zu sterben, sondern lebend verwandelt zu werden, ohne Zweifel (haud dubie), damit er so der Bitterkeit des Todes entfliehen und sogleich zu Christo kommen könne, ohne erst lange im Scheol gefangen bleiben zu müssen (nec iustius *apud inferos detentus* Christi consuetudine careret, P. 49.)

**) Abgesehen von der Unwahrheit der Vorstellung, welche hier der schlichen Dogmatik aufgebürdet wird, wohl nur durch eine rhetorische atachrese stereotyp gewordener Schulphrasen, — hätte doch ein wissenschaftlicher Ausleger bedenken sollen, ob für Paulus, wenn er die Auferstehung auch binnen einem Menschenalter erwartete, die dogmatische Schwierigkeit nicht wesentlich gleich groß war (menschlich zu reden), wie für den Supernaturalisten, der sie auf Jahrhunderte oder Tausende hinausschiebt, die Schwierigkeit nämlich: wo und wie die Seelen derjenigen Christen, die erfahrungsmäßig vorher sterben, in der Zwischenzeit, und dauerte sie auch nur ein Menschenalter, ja nur ein Jahr, eine Stunde, einen Augenblick, sich befinden? Damit hätte man auch erkannt, daß auch Paulus einer sogenannten Aushülfe bedurfte, und wäre vielleicht vor dem Mißverstehen seiner Worte sichergestellt worden.

Damit wir dagegen auch etwas Positives geben, wollen wir im Gegensatze zu den obigen Behauptungen folgende Sätze hier aufstellen:

1. Nicht die Vorstellung einer (nicht eingetroffenen) Wiederkunft Christi binnen einem Menschenalter und noch vor seinem Tode, sondern die Gewißheit der Auferstehung seines Leibes mit den andern nicht Paulus als Gegenstand seines Glaubensbewußtseyns und als wichtiges Motiv seiner Selbstaufopferung aus: 2 Cor. 4, 14. (εἰδότες . . . ἡμᾶς . . . ἐγερεῖ . . . σὺν ὑμῖν) cf. 1 Cor. 6, 14.

2. Eben so bestimmt wußte er und eben so unverkennbar drückte er aus, daß der Gläubige, wenn er sterbe, — vor dem Weltende, — den Himmel eine von Gott bereitete Wohnung finde. 1 Cor. 5, 1. cf. 8.

3. Diese Wohnung ist so herrlich, daß der Christ schon während des Lebens im irdischen Leibe sich darnach sehnet; den Tod aber scheut er aus einem natürlichen Gefühle, und es ist daher sein subjektiver Wunsch (keineswegs ein objektives Dogma), den auch Paulus theilte und deutlich als solchen ausspricht, nicht vor dem Weltende zu sterben, sondern lebendig verwandelt zu werden. V. 2 und 4.

Wir wiederholen schließlich die Frage, wie und worin diese Theologie und Exegese sich theologisch und exegetisch von derjenigen unterscheide, die wir bei Henke, Eckermann, Ammon, Wegscheider, de Wette treffen, als etwa dadurch, daß sie die Wahrheit der Bibellehre noch enger zusammenzieht, und noch mehr davon, als der Vorstellung und dem Bild angehörig, fallen läßt? — Dem Verf. aber wünschten wir von Herzen, daß er, die Hand auf's Gewissen gelegt, das Christenthum so wie es selbst ist, als eine in sich schon lebendige Wahrheit, in die entsetzliche Leerheit unseres Daseyns wie unseres Bewußtseyns aufnehmen könne, statt es mit der Subjektivität zu meistern und in die hohle und doch so enge Form des selbstgemachten Begriffs hineinzwängen zu wollen. Der Wunsch wird auch erfüllt werden, falls ihm gegeben ist, die Ehre vor Gott zu lieben. — (Fortsetzung folgt später.)

Nachrichten.

(Reformirte General-Synode zu Bern.)

Den 10., 11. und 12. Juni fanden hier die ordnungsgemäß auf diese Zeit fallenden Sitzungen der reformirten General-Synode statt, welche aus vier und funfzig von den sieben Synodalklassen (oder Kapiteln) dazu abgeordneten Geistlichen besteht. Unter dem ausgezeichneten Präsidium des Herrn Dekan Stierlin wurden die sämmtlichen vorliegenden Gegenstände ernst und gründlich berathen, und es zeigte sich in der ganzen Verhandlung eben so viel Gefühl für die Wichtigkeit derselben als entschieden vorherrschende, sehr erfreuliche Einheit der An-

In Bezug auf das Ganze verweisen wir auf unsere Auseinandersetzung, Ev. K. Z. 1832, Nr. 55 f. Zu dem, was daselbst über den schwierigen V. 3. kürzlich gesagt wurde (S. 435.), fügen wir noch Folgendes hinzu. Von den beiden Lesarten ἐνδυσάμενοι und ἐκδυσάμενοι ziehen wir jetzt noch entschiedener als damals die erstere vor, auch aus dem Grunde, weil die andere durch das scheinbar eine Opposition bildende καὶ (obgleich, wenn auch) herbeigeführt werden konnte. Die alte Lesart εἴ περ (die Fritzsche ganz übersieht, so sehr er seine Auslegung auf εἴγε stützt) gibt einen guten Sinn, nämlich denselben wie εἴγε, nur in subjektiver Fassung. Bei beiden kommt es darauf an, daß die Bedingung richtig bezogen wird, nämlich auf das sehnliche Begehren, dessen Grund sie angibt. Das καὶ aber (das bei der Lesart ἐκδ. zu dem Particip gezogen werden müßte) bezieht sich auf den ganzen Satz und bezeichnet ihn entweder (ähnlich wie öfter καὶ γὰρ) als einen nachträglich angehängten, oder es drückt, fast pleonastisch, aus, daß die Bedingung übereinstimmend, gleichförmig sey (wie sonst im N. T. besonders bei Vergleichungen; s. Winer, Gr., S. 487 f.). Es ergibt sich also derselbe Sinn bei vier verschiedenen Übersetzungen; zuerst bei den zwei mit εἴγε: (Wir begehren dies sehnlich) „da es ja auch gewiß ist, daß wir vermittelst des Bekleidens der Gefahr entnommen werden, nackt zu erscheinen." Oder: „da es eben gewiß ist u. s. w."

Und bei den zwei mit εἴπερ:

— „Wenn anders auch das wahr ist (was Niemand bezweifeln wird), daß u. s. w." Oder: „wenn es überhaupt (auf entsprechende Weise) wahr ist, daß u. s. w." (Vgl. Plato, Phaedo p. 53. ed. Stallb.: εἴπερ τις καὶ ἄλλος.)

Dieser ganze Vers dient also nur zur Erklärung des στενάζομεν — ἐπικυδοῦντες im vorigen Verse, das der Apostel sogleich in dem folgenden mit demselben καὶ γὰρ wiederaufnimmt.

sichten.*) — Zwei vor einem Jahr niedergesetzte Commissionen für ein Gesangbuch und eine Revision der Liturgie statteten durch ihre Präsidenten ... Bericht über ihre bisherigen Arbeiten ab, und es ergab sich daraus, in Bezug auf letztere, die so viel als einstimmige Meinung, daß die Liturgie gar keiner wesentlichen Veränderungen, sondern nur einiger Ergänzung und stellenweiser Verbesserungen bedürfe.**) — Über die neue Art der Aufnahme unter die Candidaten des Predigtamtes***) wurde eine ehrerbietige Vorstellung an die Regierung, und überdies noch den Wunsch an dieselbe gelangen zu lassen, erkannt, daß sie der Synode das Zutrauen schenken möchte, ihr die nöthigen Veränderungen in den bestehenden, die Kirche betreffenden Gesetzen und Anordnungen, in dem Sinne des §. 11. der Verfassung, immer zur Vorberathung zuzuweisen. †) — Über die Frage, ob nicht der Verbreitung von Irrlehren, Schwärmereien und Spaltungen in sogenannten frommen Versammlungen auf irgend eine Weise Einhalt gethan werden könnte, fand eine sehr ernste, rein den Geist der evangelischen Freiheit athmende Berathung statt, in Folge welcher ganz von dem Wunsche nach schützenden Gesetzen und äußeren Maaßregeln abstrahirt und dafür alles der Kraft der Wahrheit und dem Eifer des Predigtamtes anheimgestellt wurde. — Mit Schmerzen hörte die Versammlung mehrere mit Thatsachen belegte Schilderungen der entsetzlich traurigen Folgen des so stark überhandnehmenden, durch die täglich sich mehrende Zahl der Wirths- und Pintenhäuser nur zu sehr aufgemunterten Branntweintrinkens an, und es wurde für die Synode Gewissenssache, auch ihrerseits die Regierung auf dieses so tief in das sittliche Wohl des Volkes eingreifende Übel aufmerksam zu machen. ††)

Der neue Professor der Theologie, der an unsere Akademie berufen wurde, um Herrn Professor Hünerwadel zu ersetzen, Herr Matthias Schneckenburger, Dr. der Philosophie und gewesener Repetent in Tübingen, zuletzt Diakon zu Herrenberg im Würtembergischen, ist nun endlich in Bern angekommen. (Allg. Schweiz. Zeit.)

*) Derselbe gute Geist soll auch bei der besonderen Versammlung aller Geistlichen des Kapitels Bern, die kurz vorher stattfand, gewaltet haben. Anmerk. des Einf.

**) Was von den Vertheidigern der trefflichen, altevangelischen Liturgie nie in Abrede gestellt worden war. — Im vorigen Jahre war ein gleicher schöner Beschluß für Beibehaltung des Heidelbergischen Katechismus gefaßt worden. Ders.

***) Dies bezieht sich auf eine neue Verordnung der neuen Regierung, vermittelst deren sie plötzlich und unvorbereitet dieses Recht an sich riß. Ders.

†) Die Regierung hatte gleichzeitig die bisherige höchste kirchliche Behörde (welche übrigens unter der Regierung stand) eingezogen, so daß alle kirchliche Vorberathung wegzufallen scheint. Ders.

††) Die Wahrnehmung, wie sehr die Zahl der Schenken und der Verbrauch der starken Getränke überhaupt, namentlich aber der schreckliche Gebrauch des Branntweins, seit 1830 überhandnimmt, wird fast in der ganzen Schweiz gemacht. Die Berner Staatsmänner hatten jedoch nützlich befunden, diese Klage bereits einmal von der Hand zu weisen. Ders.

Miscelle.

(Zur Charakteristik der Süddeutschen Revolutionsprediger.)

In Bern ist kürzlich eine Schrift erschienen, betitelt: „Ideen zu einer Grundreform der Erziehungsanstalten, von Siebenpfeiffer.“ Da nun die Ev. K. Z. noch nichts enthalten hat für religiöse, moralische und intellektuelle Charakteristik der nur zu berüchtigten Revolutionäre, die im südlichen Deutschland ihre Rolle gespielt haben, so möchte folgendes Urtheil eines politischen Schweizerblattes (Herr Siebenpfeiffer ist jetzt in Bern) auch hier an seiner Stelle seyn.

„Wenn eine Schrift schaden soll, so muß sie gelesen werden, und wo sollen sich Leser finden für dieses Machwerk? Unter den Gebildeten? für diese ist es zu albern; unter den Ungebildeten? für diese ist es zu hochtrabend. — Ein oder zwei längst anerkannte, aber hier langweilig verwässerte Gedanken von Pestalozzi; renommistische Deutschthümlerei, jene Hefe der erhabenen Begeisterung von 1813; einem Voltaire und anderen seichten Franzosen plump nachgeäffte Blasphemien; Injurien gegen alle Stände der Gesellschaft, ausgenommen „„die nackten Heldenséhne von 1789, die allein Tüchtigkeit und bildsamen Stoff bewahrt haben,““ — dieses alles mit einer barbarischen Unwissenheit und heilloser Verschrobenheit des Geistes durcheinander geknetet, das ist das Gericht, das uns hier mit der naivsten Selbstgefälligkeit aufgetischt wird. Wenn unter allen Gelehrten die Deutschen bei weitem den Vorrang haben, so sind denn auch die Deutschen Tölpel bei weitem die tölpelhaftesten.

Dieser Mensch schreibt über Erziehung und Unterricht, aber was er sich unter dem Einen und Anderen vorstellt, läßt er den Leser rathen. .... Er verspricht uns zu Römern zu machen, schimpft auf die, welche die Lateinische Sprache erlernen, und rühmt den hohen Genuß beim Lesen der Lateinischen Schriftsteller! Er will die Menschen zur Humanität führen; dieses Ideal sey in Rom und Griechenland erreicht worden, welche Staaten, nach seiner eigenen Bemerkung, auf Sklaverei gegründet waren. Neben diesem Kosmopolitismus schwatzt er dennoch immer von „„Nationalerziehung;““ aber alle seine Vorschläge berücksichtigen entweder nur das Individuum, oder passen auf Neuholland und China grade so gut wie auf Würtemberg und Baden. Er will nichts weniger als die ganze Welt verbessern, und gesteht, daß der Grund des Verderbens außerhalb des Bereichs seiner Einsicht liege. Und was für Vorschläge macht er? Jeder Staatsbürger z. B. soll die innere und äußere Politik seines Landes zu beurtheilen wissen; wer nicht auf seine (Siebenpfeiffer's) Weise zu erziehen verstehe, dem soll das Kinderzeugen verboten werden, u. s. w. Von solchen Ungereimtheiten wimmelt's im ganzen Buch. — —

So erbärmlich aber die Sache ist, so hat sie auch ihre ernste Seite. Wie tief muß nicht das südliche Deutschland, jener klassische Boden für wissenschaftlichen Sinn und gesunden Menschenverstand, gesunken seyn, wenn solche Schwätzer Aufsehen erregen, wohl gar gefährlich werden können? Ja, Siebenpfeiffer hat dennoch Recht: Erziehung und Unterricht scheinen dort einer tiefen Verbesserung zu bedürfen; nicht weil es Querköpfe gibt, wie er, — wen Gott mit Albernheit schlägt, den kann der Mensch nicht heilen; — aber, daß es dort Tausende von Gebildeten gibt, welche auf einen solchen horchen, das beweist, daß der eigentliche Bürgerstand durchaus muß vernachlässigt seyn, namentlich in religiöser Beziehung. Das Verwerfenste nämlich in dem Schriftlein haben wir noch nicht berührt. Er ist schaamlos und heuchlerisch genug, den Namen Gottes zu gebrauchen, von göttlicher Abkunft des Menschengeschlechts, von religiös sittlicher Erziehung und einem dem Menschen angeborenen Bedürfniß der Religion zu sprechen, während er mit nackten Worten schreibt: „„Er erkenne keine andere Gottheit an, als das Vaterland; das Christenthum sey Verfolgungsgeist gegen Andersgläubige; es ruhe auf haltlosen Erdichtungen; eine Grundreform in der Religion müsse vorgenommen werden, und dazu müsse man die Volkskraft in Anspruch nehmen und den Knoten zerhauen.““

Aber wie will man solche Kraft- oder Wuthäußerungen einem überspannten oder geistesverwirrten Flüchtling verübeln, während in aller Ruhe Hof- und Ober-Hofprediger, Consistorialräthe und General-Superintendenten .... wenigstens über das Christenthum Ähnliches schreiben?

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 19. Juli. № 58.

Eine Stimme aus Norwegen.

(An den Herausgeber der Ev. K. Z.)

(Fortsetzung.)

Merkwürdig ist es, daß in christlichen Zeitschriften der Charakter der Unantastbarkeit fast nur in denjenigen Aufsätzen, die man Siegsbülletins nennen könnte, gefährdet zu seyn scheint. Nun so ist es auch mit den weltlichen Kriegen: ihr Geschichtschreiber wird schwerlich die zuverlässigsten Dokumente unter den während des Krieges ausgegebenen Siegsbülletins suchen. Doch ganz so arg ist es wohl mit der hier besprochenen Sache nicht, sondern oft ist die Unzuverlässigkeit nur Schein, aus der Entfernung des Schauplatzes herrührend, oft aber ist sie auch aus Mangel an Genauigkeit und hinlänglicher Prüfung entstanden.

Besonders mißlich ist es, wenn Siegsnachrichten in einer mündlichen, zum Druck nicht bestimmten, vielleicht unvorbereiteten Rede vorkommen, und Mittheilungen daraus durch irgend einen Zuhörer, ohne auf der Stelle abgeschrieben zu seyn, dem Druck, folglich der Öffentlichkeit übergeben werden. Zu geschweigen, daß sich dem Redner bei einer solchen Gelegenheit heut zu Tage eine zahllose Menge von Dingen darstellen, die ihm einer Erwähnung werth scheinen, daß ihm der Versuch zur Verdeutlichung einer ihm undeutlich zugekommenen Nachricht mißlingen kann, daß sein Gedächtniß einiger Verwechselung der Namen, Orte, Zeiten und Zahlen unterworfen ist, daß er im Fluß der Rede, besonders wenn er sanguinischen Temperaments ist, nicht bloß Thatsachen mittheilt, sondern seine Ansicht derselben in der Entwickelung und Anwendung mit vorwaltet — aller dieser zufälligen Inconvenienzen zu geschweigen, so ist es kaum wahrscheinlich, daß derjenige seiner Zuhörer, der sich zu schriftlichen Mittheilungen aufgeregt fühlt, grade der am meisten Geeignete seyn sollte, um erstens pragmatisch richtig aufzufassen und zu behalten, zweitens um zu unterscheiden, wo der Redner bloß referirt, oder wo er zugleich, wie es in einer mit Wärme gehaltenen Rede fast unvermeidlich ist, zugleich commentirt hat. Auf diese Weise kann es ohne direkte Schuld auf Seiten irgend eines Betheiligten geschehen, daß nach einer mündlichen Rede Dinge als Thatsachen gedruckt werden, welche der Redner nur als Wünsche und Hoffnungen, höchstens als Vermuthungen aussprach.

Bisher haben wir die Wichtigkeit einer sorgfältigen Prüfung der in christliche Zeitschriften aufzunehmenden Mittheilungen bloß mit Rücksicht auf die Stellung den Feinden gegenüber betrachtet. Wir sind hierin vielleicht etwas zu weitläuftig gewesen, man würde uns aber gänzlich mißverstehen, falls man aus dieser Ausführlichkeit den Schluß ziehen wollte, wir hielten die hier so ausführlich beleuchtete Seite unserer Bedenken für die wichtigste. Nein, nein, wir erkennen einen weit stärkerer Grund für den Wunsch, daß alle zum Dienste des Reichs der Wahrheit gemeinten Mittheilungen mit nüchterner Genauigkeit geschrieben seyn möchten.

Die Rücksicht auf die Feinde muß wahrlich hier gänzlich in den Schatten treten gegen die ernste und wichtige Rücksicht auf die Freunde. So sehr wir indessen überzeugt sind, diese letztere Rücksicht sey bei weitem die wichtigere, so können wir uns doch in derselben kurz fassen, da dasjenige, was wir davon zu sagen haben, wohl nur den älteren und erfahrneren Lesern völlig verständlich, und zwar von diesen in den meisten Fällen ohne Zweifel gründlicher anticipirt seyn wird, als wir es darzustellen vermögen. Neutrale Leser christlicher Zeitschriften gibt es heut zu Tage kaum, sie müßten denn unter gelehrten Sonderlingen in kleiner Anzahl sich vorfinden. Unter den Lesern mögen die Freunde, unter den Hineinschauern die Feinde die Mehrzahl ausmachen. Unter den Freunden haben wir nun hier eine äußerst zahlreiche, im steten progressiven Wachsen begriffene Klasse in's Auge zu fassen; derer nämlich, die man noch Unbefestigte nennen könnte. (Diesen dem Erzhirten gewiß theuren Seelen sammt und sonders sey hiemit unbekannter Weise der Gruß 1 Petr. 5, 10. herzlich zugerufen.) Ihrem Gemüthe nach sind sie häufig entschieden für die evangelische Wahrheit, und noch häufiger sind sie es einem dunkel gefühlten Bedürfnisse nach; ihrem Verstande nach sind sie aber nur halb entschieden, und halb sind sie umnebelt von einem oder dem anderen Modewahn des Zeitalters, den sie zwar in den Stunden, da ihr nach Wahrheit dürstendes Herz sein Recht behaupten will, von sich stoßen, der sich aber doch ihres Gedankenganges so bemächtigt hat, daß ihre Gefangenschaft fortdauern muß, bis der Befreier ohne Gleichen (Joh. 8, 36.) freie Hand erhält. Der Fehler liegt nicht, wie sie gewöhnlich selbst meinen, bloß an einer natürlichen Zweifelsucht, sondern häufig liegt er auch an ihrem nachtheiligen Beobachtungskreise, und wohl häufiger noch an einer weltgesinnten Umgebung ihrer Kinderjahre. Diese lieben Leute pflegen Mittheilungen aus dem derzeitigen Reiche Gottes gern, oft mit besonderer Theilnahme zu lesen, und wer wollte behaupten, daß der Geist Gottes sich nicht manchmal solcher Nachrichten zu ihrem wahren Nutzen bedienen könnte? Die rechte gedeihliche Speise für ihre Seelen ist indessen solche Lektüre im Ganzen genommen gewiß nicht, den einen Fall ausgenommen, wenn dieselbe geeignet ist zur gründlichen Bekanntschaft mit der heiligen Schrift zu führen, und auch dazu angewendet wird. Bei der aus solcher Lektüre vermeintlich zu schöpfenden Erbauung ist ein ausschließlich biblischer Grund im Gemüthe vorauszusetzen, sonst ist die sogenannte Erbauung von sehr zweideutiger Art.

Die zur Genesung der Seele dienliche Speise ist, insofern sie durch Lesen genossen wird, die heilige Schrift, und zwar die heilige Schrift allein. Während die lieben Seelen, die wir hier im Auge haben, oft wenige, dazu noch den Unterbrechungen ausgesetzte Zeit zum Lesen haben, mögen sie oft nicht wissen, wo sie in dem großen, ihnen leider in der Kindheit entweder gar nicht, oder nur durch Verstümmelungen bekannt gewordenen theuren Gottesbuche anfangen sollen. Um ihnen hierin zu Hülfe zu kommen, sollte jeder gläubige Geistliche, der irgend an einer Traktatgesellschaft Theil nähme, seine Feder in Bewegung setzen, und sein Scherflein beitragen. Man sage nur nicht, es möchten alsdenn solcher Traktate zu viele werden: damit hat es nicht Noth, denn es ist den Seelen, denen zu Dienst solches geschehen sollte, nicht grade allen mit einerlei Anweisung geholfen, wie etwa der Schuljugend mit einer wirklich guten. Laß seyn, daß kein einziger solcher Traktat einem Ideal der Vollkommenheit nahe käme, und einer geriethe immer noch schlechter als der andere, so würde doch selbst der schlechteste, wäre er sonst mit treuem Sinne und unter gläubigem Gebet geschrieben, seinen Mann finden, dem grade diese Anweisung zum Bibellesen gedeihlich würde durch den Segen Gottes, der treugemeinte Arbeiten begleitet. Ja gesetzt auch, ein solcher Traktat richtete auf dem beabsichtigten Wege nichts aus, so hätte doch der Verfasser den Gewinn davon, daß er durch diese Abfassung geschickter würde, in seinen Katechisationen dem Ziele fruchtbar nachzustreben, das er sich bei seiner vergeblich scheinenden schriftlichen Arbeit gesetzt hatte, und auch hievon würde der Herr sagen: „Ei du frommer und getreuer Knecht!“ und dieses Zeugniß wäre ja doch dem Herrn Pastor mehr werth als der größte Schriftstellerruhm. Da wir einmal durch diese nicht beabsichtigte Digression auf die Hülfe gekommen sind, der manche Seelen (vermittelst eines Grundübels der Jugendschulen) so sehr benöthigt sind, so stehe auch hier für solche liebe Seelen ein simpler Rath, den Gott segnen wolle, wie er denselben schon oft so vielfältig gesegnet hat. Der Rath heißt: „Mache dich erst gründlich mit den fünf historischen Büchern des Neuen Testaments bekannt, und mit den Psalmen David's, und versuche etwa bei der zweiten Lesung die Parallelstellen zu benutzen. Nach diesem Anfang wirst du, falls du wirklich Stärkung für dein Herz suchst, dich selbst wundern, welch einen Genuß dir z. B. der erste Brief Petri, und der Prophet Esaias gewähren, und wenn du in letzterem Manches nicht verstehst, so laß nur das bis weiter gut seyn, und thue dir gütlich mit den Worten des Propheten, über welche dir der heilige Geist so herzstärkende Predigten von Jesu Christo hält. Wenn du auf diese Weise dein Bibellesen treibst, so wirst du es nicht lassen können, darnach auch mit der heiligen Schrift weitere Bekanntschaft zu machen, und das wird zu deiner Genesung dienen, denn die heilige Schrift ist es, die von Jesu Christo zeuget.“ Die Unbekanntschaft der Schuljugend mit dem Buch Gottes ist das wahre Grundübel unserer Zeit, und so lange diesem Übel nicht gründlich abgeholfen wird, erwartet man vergebens bessere Zeiten für Person, Familie, Dorf, Stadt, Staat und Kirche, und nur insofern die Traktate auf diese Hervorbringung besserer Zeiten hinwirken, haben sie einen wirklichen Werth.

Doch, wieder zur Sache zu kommen. Besagte Freunde, die nämlich, denen noch ein hinlänglicher biblischer Grund mangelt, kennen entweder diesen Mangel nicht, oder sie meinen irrig denselben durch Benutzung der periodischen christlichen Mittheilungen einigermaßen ersetzen zu können. Die aus denselben vermeintlich geschöpfte Erbauung ist ihnen talis qualis ein Wanderstab, auf den sie sich stützen. Wie nun, wenn ihnen dieser Stab (den sie, ohne in der Bibel gegründet zu seyn, sehr schlecht zu handhaben wissen) zerbricht, oder ihnen sonst auf irgend eine Art verleidet wird, welches durch einen maskirten Feind des Reichs der Wahrheit bei solchen Leuten wunderleicht geschieht? Deutlicher: wie, wenn diese theuren Seelen, für die doch Christus gestorben ist, an dem geliebten Blatt, aus dem sie sich sonst erbauten, Anstoß nehmen? Wie, wenn die Nachrichten desselben frohe Erwartungen in ihnen erregen, denen der Erfolg nicht entspricht? Daß ein solcher Fall oft eintreten muß, daß in die Sinne fallende Ergebnisse oft mit Recht erwartet werden zu können scheinen, die entweder gar nicht handgreiflich erfolgen, oder doch ganz anders als man sie erwartete, das versteht sich von selbst, das kann bei einem Reiche nicht von dieser Welt, das nicht mit äußerlichen Gepränge kommt, der Natur der Sache nach, gar nicht anders seyn, so haben es die lieben Propheten und Apostel auch erfahren, ja Moses, Elias und Jeremias scheinen gar zuweilen unseren lieben Herrn wegen solcher Erscheinungen zur Rede stellen zu wollen. Was die Sache selbst mit sich bringt, davon ist hier die Rede nicht, da mag sich der liebe Gott selbst rechtfertigen, wird es ohne Zweifel auch thun. Wenn aber durch Übereilung oder Nachlässigkeit irgend eines Berichterstatters oder Übersetzers, ein solcher Anstoß wie der oben angedeutete verursacht wird, so ist das ein ernsthafteres Übel als alles Lästern und Höhnen der gesammten Feinde.

Daß wir uns mit diesen unseren Bemerkungen grade an die Ev. K. Z. wenden, geschieht, weil wir durch dieses weitverbreitete Blatt gern mehrere Redaktionen zu warnen wünschen. Wir protestiren im Voraus gegen den Schluß, als hätten wir namentlich oder gar vorzüglich die Ev. K. Z. desjenigen Mangels an Vorsicht, den wir hier kenntlich zu machen streben, zu zeihen, ja wir bezeugen unseren Wunsch, daß das in dieser Zeitschrift bemerkbare Streben, jenem Fehler auszuweichen, in anderen Blättern christlicher Tendenz glückliche Nachahmung finden möge, namentlich auch in den Französischen. Die Forderung, daß irgend eine periodische Schrift in dem hier besprochenen Fall nie anstoßen sollte, wäre in dieser Zeit des geschäftigen Vielschreibens die größte Unbilligkeit. Die beste allgemeine Regel für christliche Berichterstatter wäre ohne Zweifel, den Arzt Lucas zum Muster zu nehmen, aber bei dem jetzigen Zustande der Publicität hat die Anwendung dieser Regel Schwierigkeiten ohne Zahl, gegen welche demüthiges, gläubiges Gebet gewiß das erste und nothwendigste Mittel ist.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Nordamerika. Lutherische Kirche in den Vereinigten Staaten.)

Diese Kirche nimmt unsere Theilnahme um so mehr in Anspruch, da ihre Mitglieder größtentheils aus unseren Landsleuten, ausgewanderten Deutschen, bestehen, welche die angestammte Sprache und das Bekenntniß der Väter unter dem nordamerikanischen Völkergemisch und Sektengeist bis heute bewahrt haben. Sie sind ziemlich zahlreich und hauptsächlich in sieben nordöstlichen Staaten verbreitet. Wir entnehmen eine Tafel ihrer Synoden, Gemeinden, Geistlichen, Taufen, Confirmationen und Communikanten einer authentischen Quelle, dem Bericht der siebenten General-Synode, welche im Oktober v. J. zu Baltimore in Maryland gehalten wurde:

Synoden.	Gemeind.	Prediger.	Taufen.	Confirmand.	Comm.
New-York	25	22	797	222	3,398
Hartwick	36	15	613	1,051	3,537
Oft-Pennsylvanien . .	191	51	4,563	2,442	23,242
West-Pennsylvanien .	121	31	2,077	1,377	9,872
Maryland u. Virginien	48	17	1,345	552	4,756
Virginien	24	6	468	184	1,976
Nord-Karolina	33	12	411	144	2,000
Süd-Karolina	27	7	736	490	1,752
Ohio	130	30	2,172	720	9,000
	635	191	13,182	7,182	59,533.

Die Zahl der Communikanten wurde ein Jahr zuvor (unter 400,000 Lutheranern) auf 44,000 angegeben, es ergibt sich also schon hieraus eine bedeutende Zunahme des kirchlichen Interesses, indem in Nordamerika das Gehen zum Abendmahl nicht auf Rechnung der Gewohnheit geschrieben werden darf, sondern eine ernste Gesinnung voraussetzt. Die Lutherische Kirche hat dort auch die Ordnung und Zucht der Schwesterkirchen angenommen und läßt demnach nur diejenigen zum Tisch des Herrn, welche der engeren Gemeinde, die dort vorzugsweise Kirche heißt, durch Bekenntniß und Wandel angehören. Diesen Wachsthum des religiösen Lebens bezeugt ausdrücklich die General-Synode in ihrem Pastoralschreiben, welchem wir die betreffende Stelle entheben:

Die General-Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten an die Prediger und Kirchen ihres Verbandes.

Vielgeliebte Brüder in dem Herrn!

„Aus den Berichten unserer Distrikts-Synoden und andern Quellen vermögen wir euch jetzt Nachrichten über verschiedene Theile der Kirche zu geben, über welche sich alle, die den Herrn Jesus aufrichtig und wahrhaftig lieben, von ganzem Herzen freuen werden. Wir beginnen mit einem Punkte, welcher in der Lutherischen Kirche täglich mehr Aufmerksamkeit erweckt und immer als ein vorzüglicher und wesentlicher Segen unter uns betrachtet werden muß, mit dem religiösen Leben der Kirche.

Seit unserer letzten Zusammenkunft hat der Gott unserer Väter unsere Gestade fortwährend mit reichlichen Ausgießungen seines heiligen Geistes heimgesucht. Es hat ihm in Gnaden gefallen, durch die Predigt des Wortes Sünder zu erwecken und sein Werk in den Herzen seines Volkes zu erneuern. Obgleich dies Werk nicht so durchgehend in der Kirche ist, als es wünschenswerth wäre, so hat es doch viele wichtige Veränderungen hervorgebracht, welche für das Reich Gottes dauernd und weithin segensreich seyn werden. Einzelne Kirchen sind aufgestanden zu lebendiger Wirksamkeit, und ganze Synoden sind zu neuem Leben und neuer Kraftäußerung gestärkt worden. Die eingelaufenen Berichte geben eine höchst interessante Darstellung des religiösen Zustandes unserer Kirche. Der Herr wirkt augenscheinlich ein großes Werk unter uns. Während einige unserer Kirchen mit der besonderen Einwirkung des Geistes der Gnade gesegnet gewesen sind, hat sich in anderen wieder eine ausgezeichnete Theilnahme an allen religiösen Gegenständen geoffenbart. An vielen Orten, wo keine besondere Erweckung ist, macht das geistliche Leben schöne Fortschritte und zeigt sich der Einfluß desselben in einem bisher noch nicht bekannten Geiste der Hingebung und des Eifers für die Sache. Sünder wurden durch die ordentlichen Gnadenmittel erweckt und zu Gott bekehrt, und wenn auch der Gnadenregen nicht so reichlich und mächtig gefallen ist als an manchen Orten, so war uns doch das Wirken des heiligen Geistes nicht entzogen und seine Wirkungen zeigen sich in dem stillen und allmähligen Fortschreiten eines wahrhaft göttlichen Sinnes. — Durch die ganze Kirche geht im Allgemeinen eine größere Aufmerksamkeit auf die Gnadenmittel. Das Wort Gottes wird werther gehalten, und Gottesdienst und kirchliche Anstalten scheinen dem Volk mehr am Herzen zu liegen als zu irgend einer früheren Zeit. Die Distrikts-Conferenzen, welche von den Synoden in der Absicht, durch die Predigt des Evangeliums und andere Gnadenmittel Sünder zu erwecken und Gläubige zu stärken, angeordnet wurden, sind im Ganzen gut besucht. Die Betversammlungen wachsen an Zahl und Wirksamkeit; ihre Wichtigkeit wird jetzt von Vielen, die früher dieser Einrichtung fremd waren, tief empfunden. — Wir erwähnen diese Umstände, nicht um uns derselben zu rühmen. Gott verhüte, daß wir je so hochmüthig werden sollten, uns nicht über unsere Sünden und die Übertretungen unseres Volkes zu betrüben. Wir sprechen hievon mit demüthigem Danke gegen das große Haupt der Kirche für seine unverdiente Gnade und theilen es euch mit, damit ihr euch mit uns zur Darbringung des Opfers dankbarer Herzen gegen den Gott aller Gnade vereinigt und euch in der Zuversicht auf seine gnadenreichen Verheißungen für die Kirche gestärkt fühlet."

Die Lutherische Kirche in den Vereinigten Staaten besitzt zur Bildung ihrer Prediger vier Seminare. Vielen wird noch der erweckliche Besuch des Predigers Kurtz, welcher für das Seminar zu Gettysburg in Pennsylvanien mit Erfolg unter uns sammelte, in angenehmer Erinnerung seyn. Diese Anstalt, gegründet im Jahre 1825, steht unter der besonderen Aufsicht der General-Synode, und gedeiht fortwährend, obgleich sie unter vielen ungünstigen Umständen errichtet wurde. Es war nämlich kein Geld für dieselbe vorhanden, es war ferner ein ganz neuer Versuch in der Kirche, und das Volk nahm keinen Antheil daran, weil es die Wichtigkeit einer solchen Anstalt nicht einsah. Indessen wurde sie in dem festen Glauben gegründet, daß Gott die Unternehmung segnen, und die Kirche sie unterstützen werde. Diese Hoffnung der General-Synode wurde nicht betrogen. Gott half über alle Schwierigkeiten hinweg und die Anstalt ruht jetzt auf fester Grundlage. Der Segen frommer und erleuchteter Prediger hat sich von ihr schon über die Kirche ausgebreitet. In den beiden letzten Jahren verließen funfzehn Candidaten das Seminar, und fast alle haben schon wichtige Posten in der Kirche eingenommen. In einem Jahre wurden 6,000 Dollars für das Seminar gesammelt. Die nöthigen Gebäude sind beinahe fertig. Die Gemeinden beweisen hiedurch, daß sie den Werth einer wohl ausgebildeten Geistlichkeit zu schätzen beginnen. Ein geborener Deutscher steht als zweiter Professor an diesem Institute, Dr. Ernst Ludwig Hazelius, geboren zu Neusalz in Schlesien.

Das Prediger-Seminar zu Hartwig bei Cooperstown in New-York steht ebenfalls in gutem Gedeihen unter der Aufsicht der beiden Distrikts-Synoden des Staates New-York. Dies war das erste Lutherische Seminar, welches in Nordamerika gegründet wurde (im Jahre 1815). Es ist reich ausgestattet und dient den benachbarten Gemeinden zu großem Nutzen und Segen, welche von ihrer Seite ihre lebendige Theilnahme

für die Anstalt auf alle Weise bezeigen. Sie steht unter Leitung der Prediger Georg B. Müller und H. Thümmel.

Das Seminar der Synode von Süd-Karolina hatte mit vielem Mißgeschick zu kämpfen. Kaum war es, im Jahre 1829, gestiftet, so gerieth es durch den Tod seines Vorstehers gleich wieder in's Stocken und konnte erst vor Kurzem wieder in's Leben treten, als sich ein neuer Lehrer fand, von dessen geschickter Führung die Kirche viel Segen erwartet.

Das Seminar der Synode von Ohio ist ebenfalls erst vor Kurzem (1830 zu Canton) errichtet. Die Synode nimmt sich des Werkes eifrig an und die Gemeinden zeigen sich willig, die Anstalt freigebig zu unterstützen. Wenn man nach obiger Tabelle beobachtet, daß in diesem Staate für hundert und dreißig Gemeinden nur dreißig Geistliche vorhanden sind, so erhellt es leicht, wie wichtig für den Bestand der ganzen Kirche die Errichtung solcher Anstalten ist, auf welchen fähige junge Leute zum Dienst am Worte gebildet werden können. Der Mangel an Predigern ist überhaupt noch sehr groß, wie sich aus der Vergleichung der Zahl der Gemeinden zur Predigerzahl (636 gegen 191) ergibt. Er ist aber besonders im Staate Ohio gefährlich, weil dort die katholischen Missionen ihre größte Thätigkeit, und, wie man hört, mit großem Erfolge entwickeln, worüber wir bald das Nähere berichten werden.

Wenn aber auch die Zahl der Prediger gering ist, so ist doch kräftig der in ihnen waltende Geist. Der Zustand einer Kirche wird am richtigsten wohl nach dem Geist ihrer Synoden beurtheilt. Hier werden wir daher mit freudigem Erstaunen erfüllt, wenn wir die General-Synode einer ganzen Confession in entschieden christlichem Geiste verhandeln und Entschlüsse fassen sehen. Die Gegenstände der Diskussion lassen keinen Zweifel darüber. Erstlich die Missionssache. Die General-Synode faßte den Beschluß, das Missionswerk der besonderen Aufmerksamkeit der Distrikts-Synoden zu empfehlen und auf fortgesetzte Bemühungen zur Versorgung der verlassenen Gemeinden mit Missionaren zu dringen. So wird theilweise den Übeln des oben berührten Mangels gewehrt. Die Synoden von Nord-Karolina, West-Pennsylvanien, Maryland und Virginien haben in ihren Distrikten Missionsvereine gestiftet, deren Thätigkeit schon viel Gutes gestiftet hat. Die Synoden von New-York, Hartwig und Süd-Karolina haben permanente Missionsausschüsse, welche mit großem Erfolg in ihrem Arbeitskreise beschäftigt sind. Die Synoden von Ost-Pennsylvanien und Ohio bemühen sich ebenfalls eifrig, den schwachen und verlassenen Kirchen durch Missionare zu Hülfe zu kommen. „Trotz aller dieser Anstrengungen," sagt das Pastoralschreiben, „bedarf es noch großer Leistungen, um die wachsenden Bedürfnisse der Kirche zu befriedigen. Es war keine Zeit, wo unsere Kirche in den Vereinigten Staaten ein weiteres Feld für Missionen und stärkere Lockung dazu dargeboten hätte. Kaum ein Synodalbericht gelangt zu uns, der unser christliches Mitgefühl nicht zur Aussendung von mehr Missionaren aufforderte. Hunderte von Kirchen rufen um Hülfe und Tausende unserer Schaafe, hingestreut über die wüsten Plätze unseres Zions, kommen um ohne einen Hirten, der sie zum Weideplatz führt. Das Gemälde ihrer Leiden, wie es in den Berichten unserer Missionare gegeben wird, zu sehen und ihren Macedonischen Ruf zu hören, ohne helfen zu können, geht uns in der That tief zu Herzen. Wir halten es daher für unsere Pflicht, eure Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten, und fordern hiemit jeden Prediger und jedes Glied der Lutherischen Kirche auf, mitzuwirken und zu beten, daß mehr Missionare zur Rettung der

Seelen, welche in Gefahr zu verderben sind, ausgesendet werden. Wir achten es für die Pflicht der Christen, die Gott mit den Mitteln dazu gesegnet hat, das Evangelium denen, die es entbehren, predigen zu lassen, und diese Pflicht legen wir brüderlich und feierlich allen denen an's Herz, welche in unserer Kirche den Herrn Jesum Christum zu lieben bekennen."

Einen zweiten Punkt der Fürsorge bildeten die Sonntagsschulen. So sehr es an Predigern fehlt, so sehr, und mehr noch, fehlt es in den Gemeinden an Schulen und Lehrern. Die General-Synode bildete sich dafür zum Sonntagsschulen-Verein und die Distrikts-Synoden zu Hülfsvereinen, um ein gleichmäßiges System durchzuführen, und durch diese Concentration der Kräfte größeren Erfolg zu bewirken. Die Synode beschloß, sich mit dem großen Amerikanischen Sonntagsschulen-Verein in Verbindung zu setzen, um die Verbreitung Deutscher Schulbücher zu befördern.

Sie setzte ferner einen stehenden Ausschuß fest, welcher von Zeit zu Zeit christliche Schriften, durch welche die Kirche wahrhaft erbaut werden kann, herausgeben soll. Sie beschloß, thätigen Antheil an den Mäßigkeitsvereinen zu nehmen und drückt sich darüber aus, wie folgt: „Das Interesse, welches hiefür erweckt worden ist, wird unter Christen jeder Confession täglich allgemeiner, und es ist zu bedauern, daß in unserer Kirche noch keine größere und ausgedehntere Mitwirkung dabei stattfindet. Wir haben von den Übeln der Trunkenheit genug erfahren, um wie jede andere Confession an einer Umgestaltung des Landes in dieser Hinsicht den lebendigsten Antheil zu nehmen. An manchen Orten hat dieses Ungeheuer fürchterliche Verwüstungen in unseren Kirchen angerichtet. Es breitet sich an unseren Gestaden noch immer weiter aus und führt Elend und den Tod mit sich. Die meisten Disciplinarfälle, welche unter uns vorkamen, hatten ihren Grund in der Unmäßigkeit. Mitglieder der Kirche (der engeren Gemeinde), ja sogar Diener des Evangeliums, welche der Kirche hätten die wichtigsten Dienste leisten können, sind diesem Laster als Opfer gefallen. Dies reicht gewiß hin, um die Kirche zum Bewußtseyn ihrer Verpflichtung in dieser Hinsicht zu bringen."

Das Pastoralschreiben schließt mit folgenden Worten: „Schließlich haben wir alle Ursache, uns vor Gott zu demüthigen, daß wir, während er so gnädig mit uns verfuhr, so wenig für seine Sache gethan haben. Aber indem wir unsere vergangenen Irrthümer und Übertretungen bereuen, wollen wir uns ermuntern, unter dem Beistand seiner Gnade, in Zukunft treuer zu seyn. Mögen sich die Diener des Wortes von Neuem dem Dienst ihres großen Meisters ganz ergeben und durch sorgfältige und weise Pflichterfüllung seinen Ruhm erhöhen. Mögen die Gemeinden ihren Lehrern beistehen und sie in jedem guten Werke treulich unterstützen. Möge die Gesammtheit der Gläubigen in allen unseren Kirchen durch vereinte Gebete und Bemühungen zur Förderung des Werkes des Herrn in ganzer Kraft auftreten. Indem wir Gott für die Erweisungen seiner Wundermacht und Gnade in der Erlösung vieler Seelen, welche zur Gemeinde hinzugethan worden sind, demüthig danken, wollen wir unserer Pflicht gegen diejenigen, welche noch ohne Gott in der Welt leben, nicht vergessen. Und wenn wir so viele Felder weiß zur Erndte sehen, so laßt uns den Herrn bitten, mehr Arbeiter auszusenden, damit die gesegnete Gelegenheit, diese reiche Erndte von Seelen einzusammeln, nicht auf immer verloren gehe. Auf Verordnung der General-Synode Dr. F. Schäffer, Präsident; G. A. Lintner, Sekretär. Baltimore, den 30. Oktober 1833."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 23. Juli. № 59.

Eine Stimme aus Norwegen.

(An den Herausgeber der Ev. K. Z.)

(Fortsetzung.)

Die Veranlassung zu gegenwärtigen Bemerkungen ward uns durch verschiedene über Norwegen ausgegangene Mittheilungen, gegen deren faktische Richtigkeit Norwegische Leser Manches zu erinnern haben möchten. Vergleichen wir einen Artikel der Ev. K. Z. Nr. 20. d. J. mit einem anderen in das homil. litt. Correspondenzblatt Nr. 6. d. J. aus den Archives du christianisme aufgenommenen, so müssen wir (vorausgesetzt beide Artikel seyen, wie es fast scheint, aus derselben Quelle geflossen) allerdings dem ersteren wegen seiner umsichtigeren Abfassung einen bedeutenden Vorzug vor dem letzteren einräumen; halten uns aber verpflichtet zur Berichtigung jener besseren Form Einiges zu sagen, damit nicht solches von einer anderen Seite her auf eine der guten Sache nachtheilige Weise geschehe. Wir halten uns hier lediglich an die bessere Ausgabe der fraglichen Nachrichten, das heißt an den Artikel der Ev. K. Z, und sind durch diese Wahl der unangenehmsten Anmerkungen überhoben.

Die Quelle jener Norwegischen Nachrichten ist eine von unserem sehr geschätzten Freund, Herr Dr. Paterson, 1833 in einer Jahresversammlung der Schottischen Independenten gegebene Nachricht von dem Werke Gottes in Norwegen. Wer dergleichen freien religiösen meetings der Britten beigewohnt hat, der wird, bei aller Anerkennung des vielen eigenthümlich Guten derselben, doch einräumen, daß es dabei oft ein wenig zu „independent" hergeht. Die in mancher Hinsicht wohlthätige Abwesenheit aller Schranken eines Rituals könnte nur alsdann lauter wohlthätige Wirkungen haben, wenn es mit der Voraussetzung wahrer Devotion bei allen Mitgliedern stets seine ganze Richtigkeit hätte. Was Herrn Dr. Paterson betrifft, so sind wir überzeugt, derselbe habe nur reine Wahrheit berichten wollen. Seine vermuthlich sehr zerstreuten Quellen konnten an Unvollständigkeit und Undeutlichkeit leiden, denn er berichtet nicht nach einem mit umsichtlicher Sachkenntniß und ruhiger Besonnenheit geschriebenen Buche, sondern nach hie und da in Norwegen während seiner anderweitigen emsigen Geschäftigkeit gesammelten Notizen. Hiezu nehme man die Gelegenheit, bei welcher er sprach. Wer da fordern wollte, daß die etwas zu sanguinische Stimmung, welche in dergleichen Brittischen Zusammenkünften leicht herrschend wird, gar keinen Einfluß auf Dr. Paterson's mündlichen Vortrag haben dürfte, der müßte weder wissen, was ein lebhaftes Gemüth, noch was warme Theilnahme für eine gute Sache, noch was gemeinsames Interesse ist, oder er müßte sich bis daher hartnäckig geweigert haben, seine eigene Empfänglichkeit für Einwirkung der Umgebung gewahr zu werden. Wer weiß nicht, daß bloß eine postulirende Theorie von einer solchen stoischen Unempfänglichkeit etwas weiß, und daß die Erfahrung von jeher derselben jede Unterstützung versagt hat? Allerdings kommt indeß in dem hier besprochenen Artikel Einiges vor, das wir kaum als von Herrn Dr. Paterson so ausgesprochen ansehen können, sondern glauben müssen, sein Nachschreiber sey etwas zu „independent" gewesen. Von der Zeit vor des sel. Hauge's Auftreten heißt es: „In ganz Norwegen waren nur noch zwei oder drei gläubige Prediger übrig." Herr Dr. Paterson mag diese Äußerung mit Bezug auf den Distrikt seines Erzählers gehört haben, und da er nur unvollkommen unsere Landessprache versteht, und seine etwanigen erkundigenden Fragen noch unvollkommener von unserem Landvolk verstanden werden mochten, so konnte er meinen, es sey von dem ganzen Lande die Rede. Schreiber dieses lebte damals in Deutschland, erinnert sich aber noch deutlich der Korrespondenz verschiedener Norwegischer Prediger (deren er vier mit Namen nennen könnte), in welcher sie sich alljährlich mit treuen evangelischen Zeugen unter ihren Amtsbrüdern im Auslande verbanden zum Festhalten durch die Gnade Gottes an dem treuen Bekenntniß der Lehre der Evangelischen Kirche. Zwar hörte man ihren Briefen an, daß sie in einer Zeit des Abfalls zu leben erkannten, aber über die sie umgebenden Amtsgenossen äußerten sie sich nie ausdrücklich. Dennoch fanden sich in ihren Briefen Spuren, daß ihnen hie und da Einzelne als mit ihnen gleichgesinnt bekannt waren. Daß der gläubigen Prediger im eigentlichen Sinne des Worts damals sehr wenige im Lande waren, hat höchst wahrscheinlich seine traurige Richtigkeit.*) Kaum war indessen irgend eine unter der Geist-

*) „Gospel-ministers" ist vermuthlich der Ausdruck, dessen sich Dr. Paterson bedient hat. Daß die Britten hierunter nicht bloß einen orthodoxen, sondern recht eigentlich einen erwecklichen Prediger verstehen, das ist schon aus dem Gegensatz: „moralists," klar. In diese zwei Hauptklassen pflegen sie die Prediger einzutheilen. Unter moralists versteht man keineswegs Rationalisten, sondern eher todte Orthodoxe. Rationalisten nennt man schlechtweg socinians, und höchstens nur in bürgerlicher Rücksicht werden sie zu den Christen gerechnet. Außer denen als erklärte Socinianer öffentlich von der christlichen Kirche Abgetrennten würde man wohl in England vergebens Prediger suchen, die sich als Rationalisten aussprächen; denn der Rationalismus ist dort durch sein inneres Nichts in eine gar tiefe Verachtung gesunken, welche doch wohl kein Mensch einem leeren Selbstwiderspruch zu Liebe wird auf sich nehmen wollen. Eben dieselben Äußerungen der Geringschätzung der heiligen Schrift, durch welche in anderen Ländern noch Mancher sich als gebil-

lichkeit herrschende bestimmte Irrlehre Hauptursache des jämmerlichen Verfalls, sondern eher war es ein Indifferentismus, den die Geistlichen mit dem Volk theilten, ein dem Irdischen sich hingebender Sinn, dem freilich das damalige sogenannte theologische Studium kein Gegengewicht geben konnte. Die wissenschaftliche Bildung in Copenhagen führte nicht nur zur skeptischen Betrachtung, sondern zur Geringschätzung der heiligen Schrift, und wenn nun die armen so verführten Prediger der unsichtbaren Güter des Glaubens beraubt waren, was war denn natürlicher, als daß sie sich desto eifriger an die sichtbaren Güter dieses Lebens halten mußten? Höchst unbillig gegen die Norwegische Geistlichkeit würde man seyn, wenn man hier nicht auch darauf Rücksicht nähme, daß die meisten Prediger der Lokalität zufolge in ihren Amtsjahren ziemlich abgetrennt von ihren Gemeinden leben müssen. Ein sehr nachtheiliger Umstand! Denn wie mancher auf der Universität verführte Deutsche Prediger wird nicht nach seiner Errettung aus der Trostlosigkeit des Unglaubens den Umgang mit seinen Kirchkindern preisen als das Mittel in Gottes Hand zur Genesung seiner Seele? Bei alten treuen Geistlichen hat Schreiber dieses die Ansicht vorgefunden, daß ungeachtet der ungeheuren Schwierigkeiten, welche Norwegens natürliche Beschaffenheit dem gemeinen Schulwesen in den Weg stellt, dennoch der Confirmandenunterricht in ihren frühesten Amtsjahren, etwa in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts häufig gar segensreich unter dem Volk wirkte, daß sie aber in den letzten drei Decennien des Jahrhunderts diese wichtige Aufmunterung in ihrem hier zu Lande höchst beschwerlichen Beruf allmählig schwinden sahen. Wenn ein treuer in seiner Gemeinde geachteter Seelsorger nach funfzigjähriger Amtsführung an demselben Orte über solche Erfahrungen klagen mußte, so muß doch die Schuld des Verfalles, die nur zu oft ganz bequem auf den Prediger gewälzt wird, gewiß an der Abnahme gottseliger Gesinnung in den Familien liegen. Ach in unzähligen Familien ist das Ableben einer katechismusgläubigen Großmutter der Anfangspunkt zur geistlichen Verwilderung ihrer Enkel gewesen! Wie unbillig es vollends in Norwegen seyn würde, der Geistlichkeit allein die Schuld jenes schrecklichen Verfalls beizumessen, das kann nur der ganz fühlen, der die Eigenthümlichkeiten des Landes kennt, welche die Wirksamkeit des Predigers über alle Vorstellung einschränken. Aber auch die Weltbegebenheiten der letzten sechzig Jahre müssen hier in Betrachtung gezogen werden. Dem größten Theil des Norwegischen Volks war vor dem Nordamerikanischen Kriege, nach dem Zeugniß verständiger Greise, Alles, was Luxus heißt, unbekannt. Die irdischen Vortheile, welche nun durch die Neutralität in das Land flossen, griffen gar tief in das Volksleben ein, und es möchte wohl alle Kräfte menschlicher Beobachtung übersteigen, auszumitteln, welche ökonomische Revolution dem Norwegischen Volkschristenthum mehr geschadet habe, entweder die nun genannte vortheilhafte, oder die

det zu zeigen meint, verrathen in England den Mangel an den nothwendigsten Elementen des Schulunterrichts.

entgegengesetzte, welche im Kriege mit England 1807 — 1814 durch finanzielle Verwirrung, durch stets schwankenden und wechselnden Werth alles Eigenthums, herbeigeführt wurde. Man denke sich den klügeren und thätigeren Theil eines Volks in einem mehrjährigen Hazardspiel begriffen! Die Begierde nach irdischem Vortheil wird bis zur Wuth gesteigert; dem Klugen wird tausendfach Gelegenheit gegeben, sich ungerechte Vortheile zu machen, welche das Gesetz billigen muß, weil es nicht auf die just nun vorhandenen Conjunkturen berechnet war; die ganze Tragödie schließt mit einer häufigen wirklichen Verarmung, oder mit einer noch tausendfach häufigeren eingebildeten. Welche von beiden Revolutionen mehr geschadet hat, wer will das bestimmen? daß aber die letztere durch Gottes Gnade mithelfen soll, besseren Zeiten die Bahn zu brechen, das hofft der Glaube gern.

Ohne Berücksichtigung jener beiden ökonomischen Revolutionen, zwischen welchen in der Mitte der selige Hauge zu wirken anfing, wird eine jede Betrachtung der durch ihn veranlaßten merkwürdigen Aufregung einseitig ausfallen. Daß Hauge, wie es in dem besprochenen Artikel heißt, Tausenden das Evangelium verkündigt habe, können wir gelten lassen, nur möchten wir den Ausdruck lieber so fassen: „Tausende wurden durch sein Zeugniß und seinen damit übereinstimmenden Wandel aus ihrem Sündenleben aufgeschreckt." Allerdings ist das Zeugniß an die Menschen: „Ihr könntet es besser haben, als ihr es habt, eurer Taufe zufolge ist euch ein glücklicheres Loos zugedacht," eine fröhliche Botschaft zu nennen; übrigens ist aber an Hauge's anfänglichem Zeugniß die evangelische Seite grade nicht die hervorstechende. Seine Commission scheint recht eigentlich die gewesen zu seyn, daß er laut und kräftig die Wahrheit ausrufen sollte: „Der Weg, auf dem die Vielen wandeln, führt zur Verdammniß." Ohne Zweifel war diese Lehre als hauptsächlicher Anfangspunkt vor vierzig Jahren in Norwegen eben so nothwendig, wie vor hundert Jahren in England die durch Schulweisheit unter den Scheffel gerathene Lehre: „Durch des Gesetzes Werk wird kein Fleisch gerecht vor Gott." Die Umstände, unter welchen Hauge mit jenem Aufruf so kräftig und eindringend auftrat, scheinen denen ähnlich, welche Joh. Arndt's Buch „vom wahren Christenthum" hervorriefen.

Daß ein vermeintliches Bekennen der Grundlehren des Christenthums, namentlich ein oberflächlicher Beifall zu der Erlösungslehre, im Bunde mit einem Wandel nach dem Fleisch, sich so allgemein verbreiten, daß dabei ein so tiefer Todesschlaf überhand nehmen könnte, das hätte Schreiber dieses (der von Jugend auf gewohnt war, das Widerstreben gegen die Versöhnungslehre als das Hauptsymptom des Unglaubens betrachtet zu sehen, und es noch diese Stunde dafür hält) kaum für möglich gehalten, wenn er nicht aus des sel. Hauge's eigenem Munde gehört hätte, welchen Zustand derselbe vorfand. Wenn nun dem über einen so kläglichen Zustand tief bekümmerten Mann bei seinem Aufruf zur Buße häufig aus unbußfertigem Herzen eine todte Berufung auf die durch Christum geschehene Versöhnung

für unsere Sünden trotzig entgegenkam, war es denn wohl so sehr zu verwundern, wenn der sechs und zwanzigjährige, zum Lehramt nicht vorbereitete Mann durch seinen redlichen Eifer zuweilen in eine Redeweise hinein gerieth, die er in den letzten Jahren seines Lebens nicht ganz billigen konnte? Hier lege man doch nur die Hand auf's Herz und frage sich selbst: Ist mir die Schwachheit nie begegnet, daß ich im Eifer über empörenden Mißbrauch einer mir theuren Wahrheit, für eine Zeit übersehen habe, daß der Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht aufhebe, sondern vielmehr die Möglichkeit desselben voraussetze? Wir fehlen alle mannichfaltig. Wer will hier wagen, den ersten Stein auf Hauge zu werfen? Ich meine, die Ältesten werden die ersten seyn, sich von diesem Geschäft wegzuschleichen. War es wohl zu verwundern, wenn Hauge bei seinem Dringen auf Veränderung des äußeren Wandels zuweilen zu vergessen schien, daß erst ein guter Baum gepflanzt werden müsse, bevor gute Frucht erwartet werden könne, ja wenn es zuweilen das Ansehen hatte, als hielte er „Heiligung" für gleichbedeutend mit der nach menschlicher Willkühr durch ernstes Streben zu erlangenden Unsträflichkeit des Wandels? Ist denn diese Verwechselung etwas so Ungewöhnliches? Liegt nicht eine Tendenz dazu in jedem Menschenherzen? Wäre erst ein Pelagius nöthig gewesen um diese Verwechselung hervorzubringen, so hätte Paulus in seinen Briefen sich viele Mühe ersparen können. Daß der selige Hauge kein Pelagianer war, ist ein Zeugniß, das hier auf vertrauten Umgang mit ihm in den vier letzten Jahren seines Lebens gegründet werden kann. Der hier berührte in seinen Umständen unvermeidliche Fehler lag bloß an Mangel des Ausdrucks. Insofern seine Worte bei Vielen für einige Zeit fast kanonisches Ansehen erhielten, ist allerdings dieser Mangel zu beklagen, und konnte nicht ohne schädliche, wenn gleich vorübergehende Folgen bleiben; der Mann aber ist zu entschuldigen. Entschuldigen heißt indessen nicht, zur Nachahmung anpreisen. Haben nicht Andere, von denen man mehr Präcision des Ausdrucks hätte fordern können, als von Hauge, ähnliche Fehler gemacht, oder dieselben, oder noch größere, und zwar, wie er, in guter Meinung? Ja man könnte die Frage hinzufügen: Hat nicht Gott öfters durch Männer, bei denen sich auffallendere Fehler der Art vorfanden, große Dinge zur Förderung seines Reiches ausgerichtet? Vollends was den hier besprochenen Mißgriff betrifft, möchte wohl die Frage nicht überflüssig seyn, ob selbst unter denjenigen Schülern des Evangelii, die schon graues und weißes Haar tragen, ein einziger sich finden sollte, der nicht noch häufig die beschämende und schmerzliche Entdeckung machen müßte, daß in seinem Herzen ein gewisser praktischer Pelagianismus unter einem anderen Namen Herberge sucht. Wer diesem Übel durch eine antipelagianische Theorie zu steuern meint, wird, der Erfahrung zufolge, grade am meisten von demselben geplagt und hintergangen, vermuthlich aus dem Grunde, daß, wie Claudius sagt, das Rad des Wissens und das Rad des Wollens nicht ineinander greifen, ja aus dem Grunde, daß es allein in den Bereich des Einen Stärkeren gehört, den Starken binden zu können und ihm seinen Harnisch zu nehmen, darauf er sich verließ. Dieser Harnisch des bösen Feindes ist ja doch gewöhnlich der im Menschenherzen tief gewurzelte heimliche Pelagianismus, der viel älter ist als Pelagius.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Notizen eines Amerikaners von einer Reise durch Süddeutschland.)

Die Reise des Herrn Schauffler fiel in die Mitte des Jahres 1832, also in eine Zeit, wo die Gemüther der Süddeutschen Christen auf den Ausgang der Karlshulder Ereignisse gespannt waren. Wir werden sehen, daß unser Reisender nicht ohne Einfluß auf die Hauptpersonen, die in dieser Sache gespielt haben, geblieben ist, und erhalten einen kleinen Beitrag zur Aufhellung bisher noch unklarer Verhältnisse.

Am 14. Mai 1832 erreichte er in Begleitung mehrerer Baseler Missionare Metzingen in Würtemberg. „Dies lag etwas außer unserem Wege; aber da es der Mittelpunkt der Missionsbestrebungen in der ganzen Gegend ist, so hielten es die Baseler Brüder für ihre Pflicht, nicht daran vorüberzugehen. Der Missionsruhm dieses ganz unbedeutenden Städtchens rührt nicht daher, daß gelehrte oder reiche Leute dort wohnen; kein Bischof, kein in Staat oder Kirche einflußreicher Mann, keine Pflanzschule der Gelehrsamkeit oder Wissenschaft; sondern ein schlichter, frommer, thätiger Schulmeister, Herr Volter, der an Jahren schon beträchtlich vorgeschritten ist. Wir wurden liebreich und warm empfangen, so daß ich mich gleich wie zu Haus fühlte. Herr Volter hält wöchentlich eine Stunde zur Mittheilung von Missionsnachrichten, die sehr fleißig und zahlreich besucht wird. Das Volk, obwohl es fast durchgängig arm ist, zeichnet sich durch seine Thätigkeit und seine Hingebung an die Sache aus, und ist stets bereit, nach seinem Vermögen zu geben. Am Abend versammelte sich aus Veranlassung unseres Besuches eine große Menge Menschen, zu welchen wir über das Missionswesen redeten. Ich fand hier einen jungen Mann, welcher durch die Lebensbeschreibung unseres Pliny Fisk bekehrt wurde und nächstens in die Missionen der Brüdergemeinde einzutreten hofft. Am 15. reisten wir frühmorgens ab und waren zu Mittag in Suppingen. Der Wirth, welcher bald ausfindig machte, in welcher Absicht wir reisten, setzte uns ein sehr gutes Mahl vor, bediente uns selbst und setzte uns mit seinem Wein auf's Äußerste zu. Wir machten uns auf eine starke Zeche gefaßt, aber als wir abreisten, war er durchaus nicht zu vermögen, Bezahlung anzunehmen."

Von Ulm aus fuhren sie die Donau hinab, aber als sie zu Neuburg ankamen, wurde der Amerikaner gewahr, daß das Schiff auch Sonntags fahre. Dies ging gegen sein Gewissen. Er ließ lieber das bis Wien bezahlte Schiffgeld fahren und entschloß sich, über München dahin zu reisen. Außer der Stelle Röm. 14, 23. führt er dabei das Wort Cicero's an: bene praecipiunt qui vetant quidquam agere, quod dubites, aequum sit an iniquum. Die Deutschen, welche keinen Anstoß daran nahmen, fuhren ruhig weiter. In Neuburg erfuhr Schauffler zu seiner Überraschung, daß er dem neuerdings so bekannt gewordenen Donaumoose ganz nahe sey. Er begab sich daher nach Marxfeld, um Pf. M. und Lutzen's Familie zu besuchen. Von letzterer erzählt er: Sie schienen gern bei ihrer Erweckungszeit zu verweilen, von der sie mit einer Einfalt sprachen, welche Bekehrten aus der Finsterniß des Papstthums ganz eigenthümlich ist. In Karlshuld besuchte er mehrere Familien. „Ihre Gemüther schienen von der Erinnerung der gro-

ßen Veränderungen, die neulich unter ihnen vorgegangen waren, voll und überfließend zu seyn. Sie priesen die unaussprechliche Gnade des Heilands, der sie in Gnaden heimgesucht hatte, sie, die ein armes gottloses Volk waren, während er so viele Orte ringsum leer gelassen hatte. Wir gingen zu einem alten Manne, den wir in seinem Stalle fanden. Sein Gesicht strahlte von Freude. Da die Protestanten aus der Kirche vertrieben waren, hat er den Neubekehrten seinen Stall zum Betsaal angeboten, wenn es die Regierung erlaube. Um dies zu bewirken, hatte sich Pf. P. nach München begeben. Bald hatte sich eine große Menge eingefunden, Männer und Weiber, mit welchen ich, was ihren Umständen angemessen schien, redete. Nach unserer Rückkehr lernte ich Pfr. M. kennen, einen Mann, dem es mit dem Christenthum Ernst zu seyn scheint."

Am 23. Mai kam er nach München. Er suchte sogleich Herrn Pr. auf, welcher, wie man sich aus der treuen Darstellung der Karlshulder Ereignisse in der Ev. K. Z. 1832 S. 761—796. erinnern wird, sehr viel dabei zu schaffen hatte. „Unser Gespräch drehte sich natürlich um die religiöse Lage Karlshulds, zu dessen Umgestaltung Herr Pr. hauptsächlich mitgewirkt haben soll, vermittelst seines Einflusses auf Lutz und durch andere Mittel. Herr Pr. ist ein frommer Protestant in der Römischen Kirche. Seine Gesinnung ist allbekannt. Er besucht nie den katholischen, sondern nur den protestantischen Gottesdienst, und gibt seinen Kindern eine protestantische Erziehung. Bis jetzt ist er indessen in der Römischen Kirche geblieben, weil er einen bedeutenden Einfluß auf Viele in Baiern hat, welcher größtentheils aufhören würde, sobald er sich öffentlich zum Protestantismus bekennte. Während er es jedoch für seine Pflicht hielt, bis jetzt den Namen eines Katholiken beizubehalten, scheint er sich ebenfalls für verpflichtet zu halten, vor seinem Tode noch seinen Glauben öffentlich zu bekennen und seine Kinder der Protestantischen Kirche zu übergeben. Ich verhehlte ihm nicht meine Gedanken über sein öffentliches Bekenntniß und über seine Pflicht, es abzulegen, wobei er die Folgen Gott überlassen solle. Er erwiederte, daß seine Gesinnung so bekannt als möglich sey und versicherte mir, daß nur Pflichtgefühl ihn in seinen gegenwärtigen Verhältnissen halten könne, da ihn nichts hindere, sobald er wolle, Protestant zu werden. Er ist wider die Vereinigung der Karlshulder mit der Lutherischen Kirche, sein Wunsch ist so wie der ihrige, eine Art Congregationalistische Kirche zu bilden. Ich that was in meinen Kräften stand, ihn in diesem Vorsatze zu bestärken und ihm Beharrlichkeit auf diesem Wege einzuflößen. Denn nach einem Reichsgesetz über die Gewissensfreiheit muß die Bildung einer solchen Kirche gestattet werden, und wenn sie standhaft sind, so wird es geschehen. Da Kirchenregiment und Kirchenzucht in der Lutherischen Confession aufgehört haben, so ist das eigentlich keine Kirche mehr. In der Bildung einer neuen Kirche aus solchen, die sich vom Romanismus trennen, begrüßte ich den Auferstehungstag des gefallenen Heiligthums der Evangelisch-Lutherischen Kirchen. Es sollen noch Tausende von Christen in Baiern seyn, die geistlichen Kinder Fenneberg's, Boos's, Goßner's und Lindl's, die sich mit Freuden für Protestanten erklären würden, wenn sie sich nicht mit einer Confession vereinigen müßten, deren tödtenden Einfluß sie fürchten. Herr v. H. war ebenfalls durchdrungen von der Idee einer Kirche, die frei wäre von den Banden politischen Einflusses und Schutzes."

Im Mai und Juni 1832 nahm nun grade die Lutzische Geschichte ihre bekannte beklagenswerthe Wendung. Am 6. Juni, vierzehn Tage nach dem Besuch des Amerikaners, kam Lutz zu Herrn Pr. nach München, von wo er „sehr verstimmt und fast seinem ganzen Wesen nach verändert" nach Augsburg zurückkehrte. Diese Reise war also der eine Wendepunkt; aus der mitgetheilten Stelle geht unverkennbar der Hauptinhalt der Münchner Verhandlungen hervor, der Rücktritt aus der Evangelischen Kirche, in welche er erst vor einem halben Jahre eingetreten war. Allein bei diesem Schritte war kein Halt. Im Juni geschah die Reise nach Schwaben, wo auch der Rücktritt in die Römische Kirche beschlossen wurde. Am 10. Juli zeigte Lutz dem protestantischen Dekanate zu Augsburg seinen Wiederaustritt aus der Evangelischen Kirche an. Merkwürdig ist und belehrend der verschiedene Weg der beiden Freunde Pr. und Lutz von demselben Punkte aus. Während letzterer den erkannten Irrthümern der Römischen Kirche wieder anheimfiel, wurde ersterer den Inspirirten zur Beute; an beiden ist schuld der Werth, welchen sie auf das subjektive Gefühl legten. Wir können hier nicht umhin, zu bemerken, wie verderblich gewisse Ansichten über Confessionsunterschied gewirkt haben und wirken. Nach ihnen sind die verschiedenen Kirchen nur Uniformen, von denen man die eine ablegen und in die andere hineinschlüpfen kann, ohne daß das innere Wesen davon berührt wird. Es ist leicht zu erkennen, daß man bei einer solchen Gesinnung recht gut in der Römischen Kirche bleiben kann, wenn man auch total verschieden von ihr denkt, und eben so gut in die Evangelische Kirche übertreten, ohne ihr Bekenntniß von Herzen zu theilen, wenn man in ersterer nicht mehr mit Sicherheit verweilen kann. Diese unter den Katholiken in Baiern ziemlich weit verbreitete Ansicht droht der schönen Erweckung, die durch Boos begonnen, das Ende eines schwachen Mysticismus.

Herr Schauffler, dem wir für seine unbesonnene Einmischung in Verhältnisse, die er durchaus nicht zu würdigen vermochte, keinen Dank schuldig sind, eilte mit dem Postwagen nach Wien. Gleich nach seiner Ankunft am 27. Mai ging er zur Kirche. „Ich hörte den besten Prediger der Reformirten Kirche, Herrn H. Es war eine Confirmationsrede, ausgearbeitet, in jeder Hinsicht schön, und angenehm vorgetragen. Plinius würde wieder gesagt haben: nihil peccat, nisi quod nihil peccat. Unbefriedigt und leerer, als ich kam, ging ich weg und bedauerte das arme Volk, die Jugend besonders, die auf solche Weise zum Tisch des Herrn geladen wurde. — Ich fand hier meine Baseler Reisegefährten wieder und besuchte mit ihnen Herrn Adv. R. Er ist jetzt mit einigen anderen Christen in Unannehmlichkeiten verwickelt; alle ihre Papiere und Bücher sind vom Gerichte zur Untersuchung weggenommen worden, weil sie religiöse Zusammenkünfte hatten und Traktate verschenkten. Deswegen wurden sie von der protestantischen Geistlichkeit, in Verein mit der katholischen, als gefährliche Menschen angegeben. Sie waren schon vor der Polizei gewesen, aber die Verhöre sind günstig für sie ausgefallen, und sie hoffen, daß ihnen ihre Sachen bald zurückgegeben werden. Zu Brünn hat sich eine ähnliche Verfolgung erhoben, und dort sind die verdächtigen Personen (lauter fromme Männer) noch im Gefängniß. Wir besuchten mit Herrn R. die anderen Brüder in ihrer Wohnung und am Abend kam eine gute Anzahl zu uns, um sich mit uns an dem Herrn zu erquicken. Sie haben alle die Schlichtheit, die Demuth und den Glauben einer verfolgten „„kleinen Heerde.""

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 26. Juli. № 60.

Eine Stimme aus Norwegen.

(An den Herausgeber der Ev. K. Z.)

(Fortsetzung.)

Daß Hauge, wie es in dem besprochenen Artikel heißt, während seiner langen Haft nicht müssig war, hat eine volle Richtigkeit, daß er aber zu der Zeit kleine christliche Schriften schrieb, und im Lande umherschickte, ist ein Mißverstand, denn solches war ihm nicht verstattet. Woher die angegebene Zahl 122 kommen könne, begreifen wir nicht, denn seine sämmtlichen Schriften könnten vielleicht nur alsdann diese Zahl erreichen, wenn man alle Übersetzungen, die auf seine direkte oder indirekte Veranlassung bis an sein Ende herausgekommen sind, mitzählen wollte. Von seinen Schriften gilt im Allgemeinen, was von seinem Zeugniß überhaupt hier gesagt worden ist. Der Styl ist, wie er häufig selbst erkennt, mangelhaft; aber neben dem eifrigen Streben, einen Wandel nach Gottes Wort unter seinen Mitmenschen zu befördern, findet man zuweilen originelle Gedanken, denen ein gefälligeres Gewand wohl zu wünschen wäre. Die Wahl der Gleichnisse ist ihm zuweilen mißlungen, aber oft sind dieselben treffend und allgemein einleuchtend. Der ermahnende und strafende, überhaupt der praktische Theil, ist ohne Zweifel der beste seiner Schriften; in dem erklärenden Theil hingegen merkt man oft, daß der Mann da nicht an seinem rechten Platz war. Da seine Schriften nie öffentlich angekündigt wurden, so sind ihre großen, zum Theil wiederholten Auflagen desto merkwürdiger; auch deutet schon dieser Umstand auf eine ziemlich enge Verbindung zwischen den Liebhabern dieser Schriften in einem Lande, wo die Communication so unbeschreiblich schwierig ist, und die Menschen so vereinzelt und zerstreut wohnen. Man sehe nur auf der Charte die Ausdehnung des Landes an, und bedenke, daß es weniger Einwohner hat als London.

Hauge's sogenannten Anhängern hat man aus der Zeit vor und während seiner Haft viele theils moralisch schlechte, theils fanatische Handlungen nacherzählt, die zum Theil auch gedruckt worden sind. Größtentheils erregen diese Erzählungen Verdacht wider sich durch vorangeschickte leidenschaftliche Einleitungen, und dazu tragen sie auch fast alle das Gepräge derjenigen Mährlein, die man zu jeder Zeit ersonnen hat wider Leute, die um Gottes willen von der gewöhnlichen Bahn abwichen. Erwiesen ist endlich, daß wenn solche Histörchen über die Haugianer einer ordentlichen Untersuchung begegneten (welches in dergleichen Fällen bekanntlich zu den Seltenheiten gehört), sie entweder in ihr Nichts zurücksanken, oder ihre Gestalt gänzlich veränderten, so daß auch hierin nichts Neues unter der Sonne zu sehen war; denn so ist ja je und je der Gang gewesen mit den Leuten, deren Leben sich nicht reimet mit den anderen, und deren Wesen gar ein anderes ist (Weish. 2, 15.); auch scheint es zum ordentlichen Gang zu gehören, daß wenn es irgendwo recht über diese Leute hergehen soll, sich dann über der Obrigkeit die gute und gnädige Hand dessen zeigt, der sie gesetzt hat zur Ausrichtung seines Willens. Es wäre übrigens wider alle Geschichte, wenn man erwarten wollte, daß bei einer so gewaltigen Gährung wie die Haugische alle Extravaganzen ausbleiben sollten, und wider alle Billigkeit wäre es, wenn man den Bußprediger für das Betragen aller seiner Zuhörer verantwortlich machen wollte. Daß so wenige Unregelmäßigkeiten dabei vorfielen, ist wohl dem im Ganzen ruhigen Charakter des Volks zuzuschreiben.

Aus dem früher hier Gesagten geht schon hervor, daß Alles, was von einer „Haugianischen Lehre," als von einer besonderen, gesagt werden möchte, auf lauter Mißverstand beruht. Zu läugnen ist indessen nicht, daß es unter ihnen Leute gibt, vielleicht früher deren noch mehrere gegeben hat, die, vermuthlich zufolge der erwähnten Redeweise, zu welcher die vorhandenen Umstände den seligen Hauge veranlaßten, sich ziemlich Pelagianisch aussprechen. Theils aber liegt dieses oft mehr an einer gewohnten Redeweise, als an der wirklichen Gesinnung, und läßt man sich z. B. von einem solchen Manne seine Erweckung und geistliche Führung erzählen, so erscheinen oft die deutlichsten Beweise von einem Werke des Geistes Gottes, dessen Spuren man zu vermissen glaubte, so lange der Mann in einem gewissen, seinem Bildungsgrad unangemessenen, dogmatischen Ton seine Überzeugungen darzulegen strebte. Theils kann es, wenn man die Menschennatur kennt, nicht anders erwartet werden, als daß selbst da, wo die reinste, biblische Anweisung nicht nur, sondern auch eine Willigkeit, derselben zu folgen, vorausgesetzt werden könnte, noch bei Vielen eine gewisse, von dem natürlichen Hang zur Selbstgerechtigkeit herrührende Unklarheit eine Zeitlang herrschend seyn werde, eine Unklarheit, eine Pelagianische Gemüthsrichtung, welche der Geist Gottes langmüthiger, göttlicher Weise nur allmählig und vermittelst demüthigender Erfahrungen beseitigt, eine Beseitigung, welche bei Allen, die in seiner Schule sind, und achtgebend auf das feste prophetische Wort in derselben bleiben, nothwendig erfolgen muß, eine Beseitigung, welche der Apostel Hebr. 13, 9. „ein köstlich Ding" nennet, und welche eine Gründlichkeit und Dauerhaftigkeit hat, die der dogmatischen Beseitigung nimmer beiwohnte und der Natur der Sache nach nimmer beiwohnen kann noch wird. Es ist mir mit mehreren Haugianern begegnet, daß ich eine Geistesrichtung bei ihnen zu bemerken glaubte, die mir entschieden Pelagianisch vorkam, und mich zu Äußerungen veranlaßte, die ich gerne zurücknehmen möchte — und wenn ich dieselben Leute nach Jahren wieder sah,

so waren sie durch eine unterdessen erlangte, fröhliche, evangelische Klarheit mir fast unkenntlich geworden, eine Klarheit, die vielleicht Manchen ihrer Genossen noch bedenklich vorkommen mochte. Der Weg, den Gottes Weisheit solche Seelen geführt hatte, schien dazu beigetragen zu haben, ihnen die apostolische Warnung: „Führet euren Wandel, so lange ihr hie wallet, mit Furcht," recht tief einzuprägen. Wenn es nun dem einen wahrheitliebenden Beobachter vorkommt, daß jene wenigstens scheinbar Pelagianische Gemüthsrichtung als „eigentlicher Haugianismus" zu bezeichnen sey, der andere aber vorzieht, diese dem Evangelio gemäße Befreiung von dem Pelagianischen Sauerteig als den rechten ausgegorenen Haugianismus zu betrachten, sollen die zwei hierüber nicht dem Herkommen gemäß streiten, denn sie können ihre kostbare Zeit besser dazu anwenden, dem lieben Herrn Christo sein Gebet, Joh. 17, 21. 23., nachzusprechen, oder allenfalls reumüthig und beschämt nachzuweinen. Ihre Differenz läßt sich, der brüderlichen Einigkeit unbeschadet, sehr wohl unter die heut zu Tage leider oft zu sehr beliebte Rubrik der „verschiedenen Ansichten" bringen. Übrigens habe ich meines Theils die subjektive Überzeugung, daß der letzte der beiden Beobachter dem Sinn des sel. Hauge in seinen letzten Jahren weit näher kommt als der erste. Gewiß ist wenigstens, nicht nur, daß diejenigen, denen durch Gottes Gnade jene ernsthaft fröhliche evangelische Klarheit zu Theil wurde, fortfahren treulich an der Haugianischen Verbindung festzuhalten, wenn sie auch nicht alle die Weisheit haben, allem unfruchtbaren, das Übel ärger machenden Wortstreit mit den Übrigen auszuweichen, und dem langmüthigen Herrn, der so gewisse Arbeit macht, zu derselben Zeit zu lassen; sondern auch das ist gewiß, daß es bisher mit gar Vielen, die sich in der Meinung, mehr evangelische Einsichten erlangt zu haben, *) von den Haugianern schieden, und ihnen widersprachen, eine solche Wendung genommen hat, die auf den Geist, der sie trieb, keinen günstigen Schluß zuläßt.

Hauge berief sich stets auf seine „Kinderlehre," wie er sich ausdrückte. Damit meinte er den kleinen Katechismum Lutheri, und dessen Entwickelung durch Pontoppidan, und alle seine Äußerungen beweisen, daß diese beiden Schriften die Symbole seines Herzens waren. Man kann gerne zugeben, daß er oft zwischen der Autorität Pontoppidan's und derjenigen der heiligen Schrift nicht gehörig unterschied; er zeigte sich aber zu dieser Unterscheidung willig, sobald er unpolemisch darauf aufmerksam gemacht wurde. Auch läßt sich kaum in Abrede stellen, daß seine Auffassung von Luther's und Pontoppidan's Worten wohl oft etwas zu prosaisch war; so sollte sie aber vielleicht seyn, um, bei der großen Gährung, Schwärmereien vorzubeugen, welche in einem so regen Zustande oft bloß aus einer poetischen Auffassung des nüchternsten Ausdrucks theurer Wahrheiten entstehen können.

Wem es anläge, Ketzereien anderwärts als im eigenen Herzen (wo allein von diesem Suchen gute Folgen zu erwarten sind) aufzusuchen, der könnte wohl aus Hauge's Äußerungen den Schluß ziehen, Hauge habe die christlichen Sakramente zwar für gut und förderlich, aber nicht für wesentlich nothwendig gehalten. Hier ist aber zu merken, daß Hauge Gelegenheit hatte, wie vielleicht kaum ein Anderer, die Denkweise des gemeinen Landvolks gründlich kennen zu lernen. Da konnte ihm der große Schade nicht verborgen bleiben, welchen ein vom Papstthum her überlieferter Rest des Aberglaubens an die Kraft der materiellen Elemente (in Ansehung der Sakramente) unter dem Norwegischen Volk anrichtet. Diesem schädlichen Aberglauben entgegen zu arbeiten, hielt Hauge für Pflicht, und hier, wo das Sprüchwort so recht gilt: „Incidit in Scyllam qui vult evitare Charybdim," ja hier, wo unser keiner recht redet, sobald er veranlaßt wird über ipsissima verba der heiligen Schrift, die nicht umsonst so sind, wie sie sind, hinauszugehen, hier konnte doch von Hauge nicht erwartet werden jene Gewandtheit der Sprache, um sich durch die beiderseitigen Anstösse ohne anzustreifen hindurchwinden zu können, eine Gewandtheit, die, wie Calvin's Geschichte beweist, nur scheinbaren, nicht wirklichen Werth hat, sobald sie auf diesen hochheiligen, uns nicht zum Besprechen, sondern zum Genießen überlieferten Gegenstand angewendet wird. In den Sakramenten ist der liebe, nun verklärte Herr Christus, jene zarte, überirdische Gestalt, wie Claudius sagt, die von Menschenhänden so zu sagen nicht berührt werden kann, ohne zu verlieren; und wenn vollends über die Sakramente, die eine nur dem inneren Menschen vernehmbare Glaubenssache sind und bleiben, hin und wieder argumentirt wird, so trifft nur gar zu leicht ein, was derselbe theure Wandsbecker sagt: „Wo der Glaube in die Hand genommen wird, um besehen zu werden, da gebieret er nichts anders denn Streit und Zank."

Hauge's herzliche Willigkeit, sein Urtheil den Aussprüchen seiner „Kinderlehre," wie er sagte, zu unterwerfen, leistete ihm in schwierigen Fällen Dienste, welche Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Elocution nimmer hätten leisten können. Hievon ein Paar Beispiele: Einigen seiner Freunde leuchtete sehr ein, was sie nach seiner Befreiung von den Quäkern hörten, „ein Christ könne als solcher nicht das Schwerdt tragen." Wahrscheinlich merkten die guten Leute selbst nicht, wie sehr ihr eigener Wunsch, dem Militärdienst überhoben zu seyn, an ihrer Billigung dieses Satzes Theil hatte, und ihnen einen biblischen Grund desselben vorspiegelte. Der hierüber befragte Hauge antwortete: „Johannes ermahnte die Soldaten, in ihrem Stande sich Gottes Willen gemäß zu verhalten, nicht aber denselben zu verlassen. Wir lesen nicht, daß Petrus dem Cornelius auferlegt habe, den Kriegsdienst des heidnischen Kaisers zu verlassen. Wir sollen der Obrigkeit unterthan seyn, die Gewalt über uns hat, und wer sich ihr widersetzet, widerstrebet Gottes Ordnung, die aber widerstreben, werden ein Urtheil über sich empfahen. Das Recht der Obrigkeit, Kriegsdienste von uns zu fordern, gründet sich auf die traurige Nothwendigkeit, uns durch das Schwerdt zu beschützen; hier gilt aber das Wort des Apostels: „„Kannst du frei werden (nämlich auf ordnungsmäßigem Wege), so gebrauche dich dessen desto lieber."" Fragt indessen doch die Quäker, ob sie

*) Worin sie theoretisch zuweilen Recht haben konnten, welches aber in einer Sache, wo die rechte Klarheit von dem praktischen Gehorsam so absolut abhängig ist, doch gar wenig sagen will.

auf den Schutz durch das Schwerdt verzichten wollen." Ungefähr in der Mitte des Landes stand ein vermeintlicher Prophet und Wunderthäter auf, der, obgleich sonst ein sehr unwissender Mensch, wohl eben so räthselhaft war wie Swedenborg. Bei solchen Gelegenheiten bebt manches auf Sand stehende Gebäude. Wenn mit unläugbar geistigen Kräften eine etwas nach Gottseligkeit klingende Rede verbunden ist, so finden sich gleich Viele, welche die Wundergaben des Geistes Gottes zu sehen meinen. Der große Zulauf, den der Wundermann erhält, hat wirklich das Ansehen, als erwartete man, durch ihn einen bisher unentdeckten Seitenweg zu entdecken, auf welchem etwas erspart würde (z. B. die Aufgebung der Idee von irgend einem wirklichen, persönlichen Werth); oder ein Weg, auf welchem doch für eine Art verdienstlicher Selbstthätigkeit einiger Raum gelassen würde. Auch ist es wohl zuweilen mit uns armen thörichten Menschen so bestellt, daß uns an dem einigen Meister die „Augen wie Feuerflammen," das „Prüfen der Herzen und Nieren," nicht so recht gemüthlich sind, daher wir denn gern nach einem sichtbaren Propheten gaffen, der sich begnügen muß, das zu sehen, was vor Augen ist. Wenn so ein Wundermann aufsteht, so können nur diejenigen den Ausgang ruhig abwarten, die von Herzen einverstanden sind mit dem in dem festen prophetischen Wort gewiesenen Seligkeitswege durch die Gaben, welche Gott in Christo outer gar umsonst darreichen will, nämlich „Sinnesänderung und Glaube an die fröhliche Botschaft." Daß die mit diesem Wege, auf welchem der Ruhm, wie Paulus sagt, weg ist, herzlich Einverstandenen eine kleinere Zahl ausmachen, als man sonst denken sollte, das zeigt sich, so oft ein Wundermann auftritt. Über gedachte sonderbare Erscheinung wurde Hauge häufig befragt, und Manche befremdete es, daß er sich nicht gleich auf die Reise begab, um Knud, so hieß der Wundermann, zu sehen. Keine Neugierde ward bei ihm rege, sondern er rieth, man sollte ein Urtheil suspendiren, oder wie er sich ausdrückte, „man sollte gar nichts davon denken," und bei dem, was sich aus der gewöhnlichen Erfahrung nicht erklären ließe, nicht gleich auf Gaben des Geistes Gottes schließen; sondern abwarten, ob die Erscheinung nach dem Ausspruch: „Je nach dem Wort und Zeugniß,' Probe hielte. Ich war einmal bei ihm, als ihm ein Brief gebracht wurde, meldend: Knud enthielte sich nun aller leiblichen Arbeit, um sich nicht durch sie zu verunreinigen. Gleich antwortete Hauge: „Da habt ihr die Probe, auf die ich euch verwiesen habe. Ist Knud mehr als Gottes Sohn, von dem man sagte: „„Ist er nicht der Zimmermann?"" *)

So sehr man es auch sonst bedenklich finden möchte, daß Hauge's Äußerungen eine Zeitlang bei Vielen seiner sogenannten Anhänger fast das Ansehen der Untrüglichkeit hatten, so fällt doch an den so eben angeführten Beispielen in die Augen, daß eine große Autorität unter den vorhandenen Umständen, und in

*) Ich erkenne, daß Hauge's schriftliche Äußerungen hier durch Übersetzung etwas verbessert erscheinen; ich sehe aber keinen anderen Ausweg; denn gewiß würde ich seiner Meinung durch den Versuch, sie in ungrammatikalischem Deutsch zu geben, nicht näher kommen, und die sie vielleicht anwendbare Gabe, mit Geschick und Art vorzeitlich zu schreiben, habe ich nicht. Nicht die Sprachfertigkeit meines seligen Freundes, sondern seinen so häufig verkannten treuen Sinn, seine nüchterne biblische Denkweise, darzustellen, ist ja hier die Absicht. Lebte er noch, so würde ich gegen die zufällige oder unvermeidliche Verbesserung etwas einzuwenden haben; nun aber habe ich es nicht. Ist einem doch wohl dabei, wenn man auf des Freundes Grab eine Blume pflanzen kann. Sie kann zwar dem Entschlafenen weder nützen noch schaden; aber manche Leute sehen sie doch gern, und wer sie nicht sehen mag, der hat ja den kurzen Rath, daß er wegsehen kann.

Ermangelung eines Besseren, eine Wohlthat seyn konnte. Ohne diese hätte vielleicht z. B. die plausible Verweigerung des Kriegsdienstes (oft wohl gar unter einem unwahren Vorwand vom Gewissen) in Norwegen große Verwirrung anrichten können. Die Haugianer machten schon damals einen bedeutenden und kräftigen Theil der Nation aus, und zuweilen war es Hauge's Autorität, welche Keimen der Schwärmerei, namentlich des verderblichen Separatismi, den Eingang unter ihnen verschloß. Besonders wollte er nicht leiden, daß von seinem langen Gefängniß als von einem Märtyrerthum gesprochen würde; sein klarer, praktischer Verstand, im Gefängniß geübt und geschärft, sah die Gefahr, die solches haben könnte, nicht nur für sein und seiner Freunde Herzen, sondern auch in rebus publicis. Nach seiner Befreiung standen ohne Zweifel die Sachen dieser guten Leute so, daß ein Einschreiten (nothwendig, oder für nothwendig gehalten) von Seiten der Behörden eine fanatische Flamme hätte entzünden können, falls es einer Verfolgung ähnlich gesehen hätte, und die Welt hätte dann, dem Herkommen gemäß, unserer lieben Bibel die Schuld des Unheils beigemessen, ohne diese Bibel erst als den wichtigsten Zeugen für geziemende und allgebeihliche Ordnung zum Verhör gelangen zu lassen. Die gute und gnädige Hand Gottes über der Norwegischen Regierung ist hier nicht zu verkennen. Zwar fehlte es unter der Menge nicht an Geschrei gegen die Haugianer, als denen angehörig, die den ganzen Weltkreis erregen (Apostelgesch. 17, 6.), und dieses sogar zu einer Zeit, da die gemeine Praxis den vorzüglichen, bürgerlichen Kredit dieser Leute bewies; aber die Obrigkeit ließ sie in Ruhe, ja erkannte sie auch wohl gelegentlich an als durch ihre Pietät dem gemeinen Wesen nützlich. Ein ähnliches Verhalten der Obrigkeit, besonders der höheren, ist in der Geschichte so außerordentlich häufig, daß man (die Welt sonst kennend) vorsätzlich blind seyn müßte, wenn man nicht auch daran erkennen könnte, wie er, der die Obrigkeit eingesetzt hat, auch seine gnädige Hand über ihr hält, daß sie nicht wider ihn sündige. Eine sorgfältige Forschung wird auch ohne Zweifel zu dem Ergebniß führen, daß eine solche Handlungsweise der Obrigkeit von göttlichem Segen über sie und ihr Volk begleitet ist.

Was die Bedrückungen betrifft, welche Hauge's Freunde vor und während seiner Haft erfahren haben, so habe ich davon fast keine Nachrichten; denn sie selbst sprechen wenig, und wie es scheint etwas ungern davon, dabei aber mit der größten Ruhe. Daß diese Bedrückungen indessen nicht so ganz unbedeutend oder einzeln gewesen seyn können, geht aus Folgendem hervor. Unter den zahlreichen obrigkeitlich den hin und her im Lande zerstreuten Beamten abgeforderten Zeugnissen über Hauge und seine Freunde finden sich viele, in denen letztere als halbverrückte, unwissende, aber gutmü-

thige Schwärmer beschrieben werden; darauf wird das Dafürhalten, sie seyen unschädlich, aufgestellt. Der Beweis ihrer Unschädlichkeit ist in allen solchen Zeugnissen fast gleichlautend dieser: „Wer anders, als sie, würde eine solche Behandlung, wie sie so häufig haben erfahren müssen, ohne Widerrede ertragen haben?“ Wahrlich ein schönes Zeugniß aus der Feder ihrer Verächter! Daß die Abneigung gegen die fraglichen Personen jenes Zeugniß nicht unterdrücken konnte, ist übrigens ein ächt Norwegischer Zug, der in der Geschichte dieses Volks ungemein viele Analogien findet, und vielleicht mit ein Grund ist jener, man möchte fast sagen mysteriösen Achtung, die in den Nachbarländern dem Namen „Norweger“ anzukleben scheint.

Wenn Herr Dr. Paterson sagt: „Ich war entzückt über die Einfalt dieser Leute, ihre Liebe zum Herrn und unter einander,“ so kann ich nur sagen: Mir war es bei mehreren Gelegenheiten eben so, wenn ich unter ihnen war. Besonders habe ich unter ihnen einen wahren Herzensfreund gehabt, den nun seligen Küster und Schullehrer Thomas Amble. Wir waren gewöhnlich wöchentlich einige Stunden beisammen, und ich kann sagen, daß jeder Augenblick seines Umgangs für den inneren Menschen stärkend war, und Keinen unter den Menschen habe ich gekannt, auf den mir das Wort: „Solcher Wandel folget nach,“ so anwendbar schien wie auf ihn. In allen Stücken war seine Denkweise durchaus biblisch, und man fand bei ihm jene klare, sichere Auffassung des Bibelworts, welche ohne Zweifel die Schrift selbst unter der „Salbung, die allerlei lehret,“ versteht, jenen praktischen Bibelverstand, der sich nicht erstudiren läßt, der aber eine Frucht und ein Segen des willigen, praktischen Gehorsams ist, und ohne diesen mächtigen Besieger des eigenen Geistes gewiß nirgends gefunden werden mag. Mein Umgang mit diesem theuren Gottesmanne dauerte nur zwei Jahre, so nahm ihn der Herr am 9. Oktober 1822, erst 42 Jahr alt, zu sich heim. Er war und blieb bis an sein Ende ein treuer Haugianer, und verschied mit Jubel über die in seinen letzten Stunden gewonnene Glaubensüberzeugung von einer bevorstehenden Ausgießung des Geistes Gottes über Norwegen.

Von den uns bekannten Männern, welche Herrn Dr. Paterson auf seiner Bootsreise begleiteten, würden wir eine solche Handlungsweise gegen einen Mann, der in Geschäften des Reiches Gottes reist, schon im Voraus erwartet haben.

Folgende Stelle haben wir ungern der Öffentlichkeit übergeben gesehen: „So groß ist der Segen, den Gott auf das Werk des Bauers gelegt hat, daß es jetzt vielleicht nicht weniger als 10,000 gläubige Bekenner des Herrn in Norwegen gibt.“ Das Zählen der „Gläubigen“ ist überhaupt eine mißliche Sache, selbst wenn es durch ein „Vielleicht“ modificirt wird. Allerdings kann der Missionar angeben, wie viele Getaufte sich in dem ihm angewiesenen Kreise befinden; ob er Grund zu der Hoffnung habe: die Mehrheit dieser Getauften lassen sich vom Geiste Gottes regieren, darüber kann er sein Dafürhalten darlegen. Selbst hierin können zwei neben einander arbeitende Collegen in verschiedenem Grade hoffen, sollen es vielleicht auch nach ihren verschiedenen Bedürfnissen der Aufmunterung und der Demüthigung, Bedürfnisse, die der Herr kennt. Ein in christianisirten Ländern reisender Gläubiger kann auch wohl sagen: „In der und der Stadt ward ich mit dreißig, vierzig Personen bekannt, die ich für Jünger Christi hielt, und schon dann kann man ihm zu seiner Entdeckung gratuliren; doch muß er sich nicht gar zu bestimmt erklären, wenn er nicht Gelegenheit gehabt hat, durch längeren Aufenthalt den Wandel dieser dreißig oder vierzig kennen zu lernen, oder etwa durch einen zuverlässigen Altvater vernommen hat, auf welchem

Grunde unter ihnen gebaut wird, und ob nicht etwa unter dem, was gebaut wird, viel Brennbares mit unterlaufe. Auch kann der Reisende, wenn er es weiß, die Zahl derer angeben, die sich nach dem heilsamen Rath Luther's, „weil sie gern mit Ernst Christen seyn wollten,“ an einem solchen Ort zu gemeinschaftlicher Privaterbauung verbunden haben. Die Nachricht von einer solchen Gesellschaft, sey sie auch noch so klein, wird jedem Gliede am Leibe Christi theuer seyn; will aber der Reisende die Zahl der in der besuchten Stadt befindlichen „gläubigen Bekenner des Herrn“ auch nur ungefähr errathen, so geschieht solches am Besten in Briefen an Freunde, von denen er weiß, daß sie das Prädikat „gläubige Bekenner“ eben so verstehen wie er, und seinen Calcul nicht werden drucken lassen. Bei dem Britten zwar, wenn er in seinem Vaterlande spricht, ist eine solche ungefähre Zahlangabe, selbst wenn sie gedruckt wird, nicht weiter zu tadeln; denn ein Publikum, welches mit dem Ausdruck: „faithful (vielleicht auch believing) professors of the Lord“ einen gewissen bestimmten Begriff verbindet, macht dort die Mehrheit wenigstens des lesenden Volks aus, und die Übrigen ignoriren wohl gern selbst das Daseyn solcher Schriften, in denen ihnen jener Ausdruck begegnen könnte, oder fertigen denselben, wenn er ihnen mal à propos aufstößt, allenfalls mit einer schalkhaften Hinweisung auf Cromwell und seine Gesellen ab. Der Deutsche Übersetzer sollte aber einen solchen Brittischen oder Nordamerikanischen Calcul entweder nicht der Öffentlichkeit preisgeben, oder er sollte ihn mit einer erklärenden Anmerkung begleiten, da seine Leser den Ausdruck „gläubige Bekenner“ sehr verschieden verstehen, ja manche schlechterdings nicht verstehen, und wohl gar an ein Formularbekenntniß nach Landesgesetz dabei denken könnten, folglich nach einer Subtraktion der Bekennerzahl von der Volkszahl meinen würden, der Reisende hätte den Rest beschimpft. Zum Entsetzen ist freilich eine solche Unwissenheit, wie hier vorausgesetzt wird, aber wer kann läugnen, daß sie heut zu Tage häufig angetroffen wird, selbst mit vieler sogenannten Bildung vereint? In England wird man eine so grobe Unwissenheit nicht leicht antreffen. Der Ausdruck z. B. „no professor of religion“ zeigt dort Jedermann einen Menschen an, welcher keiner Art von Religion bedürftig zu seyn affektirt, und selbst begehrt, für einen Nichtchristen zu gelten. *) Jedermann weiß, daß dieses zwar seiner Geltung als unterrichteter Mann den Todesstoß gibt, aber seiner bürgerlichen Geltung nicht den mindesten Eintrag thut. Was übrigens die Zahl 10,000 betrifft, so wollten wir gerne hoffen, daß dieselbe, selbst im Brittischen Sinn genommen, zu klein sey, doch dieses weiß allein der Herr. Versteht man aber unter gläubigen Bekennern solche, die durch eine gründliche, bibelmäßige Erkenntniß des jedem Menschen angeborenen inneren Verderbens, dahin gebracht worden sind, durch die persönliche Wahrheit (Joh. 8, 32.) befreit werden zu können von der Herrschaft des lügenhaften Wahns unseres Zeitalters, so können wir wohl wünschen, daß gedachte Zahl nicht zu groß seyn möchte. Doch wir lassen uns nicht gerne auf Errathen ein, denn es gibt etwas Anderes zu thun, nämlich zu wachen und zu beten, daß wir nicht mit verführt werden, und etwa in einzelnen praktischen Stücken einer dem Fleische gefälligen mit biblischem Schmuck verführerisch ausgestatteten, aber in ihrem Grunde antibiblischen Denk- und Handelsweise Raum geben, oder doch geneigt werden, mit diesem Knaben säuberlich zu fahren, und so unseres Zieles verfehlen.

(Schluß folgt.)

*) Eine Ausnahme hievon macht wohl ein solcher Mann dann, wenn er dem dort mit Verläugnung des Christenthums verbundenen Verdacht der schmachvollsten Unwissenheit ausweichen will. Konnte doch die Scheu vor diesem peinlichen Verdacht selbst einen Lord Byron bewegen, wenn auch nicht christliche Bekenntnisse, so doch christliche Gefühle zuweilen zu äußern.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 30. Juli. № 61.

Eine Stimme aus Norwegen.

(An den Herausgeber der Ev. K. Z.)

(Schluß.)

Die Worte: „So groß ist der Segen, den Gott auf das Werk des Bauers gelegt hat," können leicht so verstanden werden, als wenn alle Frucht des Wortes Gottes, die in Norwegen zu spüren ist, ausschließlich aus Hauge's Wirksamkeit herzuleiten wäre. Wenn ich mir den Britten denke, so sehe zwar ich ein, daß in jenen Worten kein Ignoriren unserer Geistlichkeit irgend zu suchen ist, aber mancher Leser könnte doch dasselbe darin zu finden meinen. Daß ich in einer Nachricht über das Werk Gottes in Norwegen die Geistlichkeit gerne mitgenannt sähe, kommt von meiner Überzeugung her, daß die Unsrigen gewiß ein besonderer Gegenstand der Fürbitte der Christen anderer Länder seyn würden, wenn diese sich eine Vorstellung machen könnten, welche ungeheure Hemmungen dem Norwegischen treuen Landprediger sein Amt erschweren, und ihn so leicht dem hoffnungslosen Verzagen, wenigstens dem frühen Ermüden aussetzen. Sind sie zur seligmachenden Erkenntniß Christi durch Gottes Gnade gekommen (durch Studiren kann ja solches nimmer geschehen), so muß es ihnen doch sehr anliegen, für das geistliche Wohl der unerwachsenen Jugend wirksam zu seyn; aber hier stellt ihnen die Landesart Hindernisse entgegen von solchem Umfang, daß einem der Glaubensmuth eines Norwegischen Landpredigers, der nicht zaghaft geworden ist, höchst ehrwürdig vorkommen muß.

Allerdings kann es einem durchreisenden Beobachter so scheinen, als schreibe sich, was nun von praktischem Christenthum in Norwegen erscheint, von Hauge her, denn fast ist es jetzt so, daß ein Jeder, der sich der gemeinen Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit nicht hingeben, nicht bloß für das Sichtbare und Handgreifliche leben kann, schon deswegen für einen Haugianer gehalten wird; ja oft gehört weniger als das dazu, z. B. nur eine Enthaltung des sonst allgemeinen Fluchens und Schwörens, mit allen anderen sündlichen Anführungen des Namens Gottes oder irgend eines heiligen Gegenstandes. Es ist z. B. so schrecklich allgemein, niemals „Ja" oder „Nein" zu sagen, ohne das Wort „Kreuz" hinzuzufügen, daß die Vermeidung dieser sündlichen Praxis beinahe für ein Kennzeichen der Haugianer gelten kann. Auch liegt es häufig in der Natur der Sache, daß geistliche Erweckung zum Anschluß an die Haugianer führt. Wo geistliches Leben ist, da ist nothwendig auch das absolute Bedürfniß der Vereinigung mit Gliedern des Leibes Christi, ein Bedürfniß, das durch christliche, ganze Nationen umfassende Formulare nicht befriedigt werden kann. Wenn nun der zum Leben Erwachte keine andere Ausnahme um sich her gewahr werden kann (denn allsehend ist er ja nicht), von jenem eiteln Wandel nach väterlicher Weise, und er hat die Gnade erlangt, sich selbst von demselben losgekauft glauben zu können durch das theure Blut Christi, er glaubt aber diese Ausnahme bei den Haugianern zu sehen, so sucht er ihre Gemeinschaft, und warum sollte er es nicht thun? Der Anschluß an sie ist vielleicht unter den vorhandenen Umständen das Mittel in Gottes Hand, ihn vor separatistischen Abwegen zu bewahren, einem Übel, das in solchen Fällen oft nahe genug liegt. Wenn in irgend einem Lande zu freiem Zusammenhalten der Erweckten Gelegenheit ist, so ist dieses ein Segen Gottes über das Land, indem es das einzige Mittel ist, dem gefährlichen Separatismus vorzubeugen, welcher durch polizeiliches oder vermeintlich kirchliches Entgegenwirken seiner Natur und aller Erfahrung zufolge epidemisch werden muß. Allerdings mag es einem bei der Frage: „Wie würde es ohne die durch Hauge veranlaßte, geistliche Aufregung jetzt in Norwegen aussehen?" angst und bange werden; aber gilt nicht dasselbe in Absicht auf England auch von Wesley? Doch sollte man wohl nicht alles lebendige Christenthum in England von Wesley herleiten, welches sich unter andern die Schottischen Independenten gar sehr verbitten würden.

Doch mit jenem Satz selbst wollen wir keineswegs rechten; mit Freuden erkennen wir den großen Segen an, den Gott auf das Werk unseres lieben, seligen Hauge gelegt hat, und nur das hätten wir etwa gegen diese Äußerung zu sagen, sie sey nicht so korrekt, daß sie sich zur Öffentlichkeit schicke; denn wenn es gleich in unseren Tagen ein ziemlich allgemeiner Brauch werden will, öffentlich zu schreiben, da man nichts von weiß, so ist es doch ein böser Brauch, dessen bloßen Schein man auch zu vermeiden trachten sollte. Wenn Freunde an einander schreiben, so ist vorauszusetzen, daß sie einander verstehen, oder doch, wenn dieses nicht der Fall seyn sollte, sich nachher verständigen können; es müßte denn auf der einen oder auf beiden Seiten der eigene Geist und nicht Gottes Geist regieren, wovon freilich das leidige „Nichtverstehenwollen" allerdings die unausbleibliche Folge wäre. Mit dem Gedruckten verhält es sich ganz anders als mit den Mittheilungen zwischen Freunden. Gedruckt kann besagter Ausdruck Schaden thun, weil er ein Ignoriren der nach äußerer Ordnung bestellten Diener des Wortes, des Amtes, von Gott aufgerichtet, das die Versöhnung predigen soll, in sich zu schließen scheint, wir sagen nicht: enthält, oder: voraussetzt. Wie natürlich und im Grunde unschuldig dieser Schein ist, wenn ein Britte zu seinen Landsleuten spricht, das wissen die wenigsten Leser, auch möchte es deren genug geben, die es nicht wissen wollen. Es kann z. B. ein Prediger in seinem Amte Christo

treulich dienen wollen, und es macht ihn seufzen, daß er von seiner Arbeit keine Frucht sieht. Er kann in dem kläglichen Wahn befangen seyn, als wäre die Förderung des Reiches Gottes ein Monopol seines Standes, und es fällt ihm vielleicht nicht ein, daß durch diesen seinem Fleisch schmeichelnden Wahn seine Unfruchtbarkeit absolut bedingt ist. Gott kann sich ja aber seiner erbarmen, er, der sich so gern erbarmt, kann den Mann von jenem unseligen Wahn befreien und ihn so zu einem nützlichen Werkzeug bereiten. So lange er in jenem Wahn steckt, ist indessen die Blindheit nicht unnatürlich, daß ihm ein vielleicht mit Schwachheit behaftetes aber doch ehrliches Hinneigen zu dem Separatismus, der 2 Cor. 6, 17. 18. beschrieben ist, verdächtig vorkäme, und daß er diesen, zum Entfliehen des zukünftigen Zornes schlechterdings nothwendigen, in unseren Tagen aber so übel verrufenen Separatismus gar verwechselte mit jenem heillosen, dem Hochmuth zum Grunde liegt, und von dem ein großer Geist sagte, er sey wider den Anstoß an den Gebrechen der äußeren Kirche ein eben so sicheres Mittel wie das Enthaupten wider das Zahnweh. Ein solcher Mann könnte von einer öffentlichen Äußerung, wie die hier besprochene, großen Schaden nehmen; er könnte unter den Leuten, die den hier öffentlich geehrten Namen tragen, einige kennen, an deren Wandel er mit Recht oder Unrecht auszusetzen hätte, und sähe sie nun in Ausdrücken gepriesen, in denen er aus Mißverstand sich selbst zurückgesetzt glaubte, und dadurch könnte seine vielleicht nicht tiefgehende Abneigung gegen sie in entschiedenen Widerwillen übergehen. Auch könnte eine solche scheinbar ausschließliche Anerkennung der sogenannten Haugianer etwa den Neulingen unter ihnen schädlich werden, obgleich man ihnen im Ganzen eine separatistische Tendenz zur Geringschätzung der öffentlichen Kirchenordnung keineswegs schuld geben kann, sondern das grade Gegentheil für sie in neuerer Zeit charakteristisch ist.

Es ist ganz wahr, wie Dr. Paterson sagt, daß die Haugianer jetzt überall geachtet sind, und zwar sind sie es in bürgerlicher Hinsicht. Indessen ist zu bemerken, daß der Name „Haugianer" in hohem Grade erstens uneigentlich und zweitens unbestimmt ist. Uneigentlich, insofern besondere Meinungen oder Gebräuche nicht existiren, die bezeichnend Haugianisch genannt werden könnten. Unbestimmt ist die Benennung aber auch; denn zugegeben, daß eine große Anzahl solcher im Lande sich befindet, deren religiöse Sprache von der Hauge eigenthümlichen Ausdrucksweise Spuren trägt, so finden sich doch nach und nach Viele zu diesen Leuten bloß aus dem Grunde, daß sie sonst keinen für ihren inneren Zustand schicklichen Umgang zu finden wissen.

Da der diese Leute begleitende zeitliche Segen Gottes sehr in die Augen fällt, auch die zwischen ihnen statthabende gegenseitige Handreichung nicht auswärts ganz unbekannt seyn kann, so sind sie allerdings der Gefahr ausgesetzt, daß listige Personen aus eigennützigen Absichten von ihnen als Mitgenossen anerkannt zu werden trachten könnten. Daher mag ihre sonst nicht leicht erklärbare Reservation in Betreff der Art ihres Zusammenhalts ihnen zur Nothwendigkeit geworden seyn. Der Satz: „Was gut ist, kann man Jedermann sehen lassen," ist in der Praxis nicht allemal richtig. Während der Kriege vor etwa vierzig Jahren existirten z. B. unter den Christen der Rheingegenden kleine Vereine, die auf dem Wege geheimer Wohlthätigkeit Gutes wirkten. Wenn nun die Empfänger hochbenöthigter Hülfe nicht erfahren konnten, aus welcher Hand ihnen dieselbe kam, wenn ihnen das Herz überfließen wollte, und sie ihren Dank nicht in sich verschließen konnten, denselben aber doch nicht an den Mann zu bringen wußten, so wurden sie durch diese drückende Verlegenheit wohl oft gezwungen, das volle Herz vor dem Geber aller guten Gaben im Kämmerlein bei verschlossener Thür zu ergießen. Dadurch kam der Dank an die rechte Stelle, und die im Grunde nur verwaltenden Austheiler hatten ihren Lohn noch zu gut, hatten ihn bei einem Hause stehen, das nicht falliren wird — und wer nun vollends weiß, was es mit den stillen Herzensergießungen vor ihm für eine Bewandniß hat, der weiß auch, daß eine allenfalls erste Ergießung der Art nicht die letzte zugleich seyn konnte; denn er hat ja die Leute so lieb, und wo nur mit Wahrheit gefahren wird, benutzt er jede Gelegenheit, um dauernde Freundschaften mit ihnen zu knüpfen. Auch mochte den dankbaren Empfängern bei solchen Gelegenheiten der von den Gebern vielleicht ihnen erflehte Schluß nicht fern liegen: „Der so viel Gutes geben kann, muß auch was Besseres haben." Wenn junge Christen diese Bemerkung lesen, so wird ihnen der Entschluß, auf ähnliche Art wohlthätig zu werden, bald zur Hand seyn; aber mehr Schwierigkeit hat es schon mit dem Vermögen, ja gar mit dem wahren ungefärbten Willen, die linke Hand in Unwissenheit zu erhalten von dem, was die rechte thut. Indessen hat schon die Entdeckung dieser Schwierigkeit ihren Nutzen, und einige Anstrengung, um dieselbe zu überwinden, ist nicht übel angewendet, sollte sie auch nur dazu dienen, den Verräthern innerhalb der Festung auf die Spur zu kommen; denn bekanntlich haben dieselben oft just dadurch güte Ruhe, daß man sie auswärts sucht, wo sie nicht sind, und derweile treiben sie da drinne ihr verderbliches Spiel. Wären jene Vereine, von denen in Köllner's Lebensbeschreibung Spuren vorkommen, auf die Kanne in seinem Isaak Gottlieb Melmert anspielt, nicht geheim gewesen, so ist es höchst ungewiß, ob sie Gutes gewirkt haben würden, aber ganz gewiß ist, daß sie jämmerlich gemißbraucht worden wären. Dieses nur zur Beleuchtung des Satzes, dem Viele nur zu rasch Beifall geben: Daß man Alles, was gut sey, könne öffentlich seyn lassen, oder daß Reservation in allen Fällen ein böses Zeichen seyn müsse. Es hatte wohl seinen guten Grund, daß die ersten Christen das heilige Abendmahl äußerst geheim hielten, ja auch die Katechumenen verpflichteten, daß sie von dem empfangenen, auf ihre Taufe vorbereitenden Unterricht kein Wort mittheilen dürften an die allsonntäglichen Zuhörer der Predigt, die noch nicht bis in die Katechumenenklasse vorgerückt waren. Sie gründeten diese Praxis ohne Zweifel auf das Wort des Herrn Matth. 7, 6. Der große Beifall, den unbedingte Öffentlichkeit heut zu Tage hat, mag häufig in einem gewissen heroischen Wohlwollen seinen Grund haben, weil aber derselbe auf unbiblischen, das heißt unwahren

Voraussetzungen von der Menschennatur sich gründet, so muß es schon oft heißen: „Die besseren Gedanken kommen nach," und Erfahrung fördert einen Zweifel zu Tage an der genereusen Rechnung auf „Edelsinn und Wahrheitsliebe." Ich läugne nicht, daß mir gedachte Reservation zuweilen etwas unangenehm entgegen gekommen ist, aber ich halte es für billig sie so zu erklären, wie hier geschehen ist; auch ist es ja eine gewöhnliche Erfahrung unter den Menschen, daß die Anwendung eines guten Princips in der Praxis mit Unvollkommenheiten behaftet ist, und obschon die Erwartung des Gegentheils dem heroischen Jüngling zu gute zu halten ist, so ziemt sie doch dem nicht, der über die Funfzig hinaus ist.

Gewiß sind die Haugianer, die durch Verfolgung wohl hätten zu Fanatikern gemacht werden können, ein Segen für das Land, besonders durch ihr treues Festhalten, und zwar ohne separatistische Einmischung, an ihren sonntäglichen Privatversammlungen zu gemeinschaftlichen Erbauungen, den sonst sogenannten Conventikeln, welche Ev. K. Z. Jan. 1832 p. 38. so treffend bezeichnet werden in den Worten: „Dieses die christliche Gemeinschaft fördernde, die Kirche belebende Gnadenmittel." Solche geistliche Privatgemeinschaft wird wohl, wie auch Luther dafür hielt, irgends ausbleiben können, wo geistliches Leben vorhanden ist. Die etwanigen, diesem Gnadenmittel anklebenden Unvollkommenheiten heben den Segen desselben nicht auf; noch weniger nun das die Unansehnlichkeiten, aber Erfahrung lehrt, daß hier der kleinste separatistische Sauerteig den ganzen Teig versäuert. Diese Erfahrung mag wohl durch Mißverstand häufig die Veranlassung gegeben haben, daß dieses der Gemeinde Christi unentbehrliche Gnadenmittel so sehr verkannt, ja so unbegreiflich wie unpolitisch angefeindet worden ist. Ein stärkeres göttliches Zeugniß als diese aus Herzensbedürfniß entstehenden Zusammenkünfte zur Erbauung im N. T. von Joh. 20, 19. an überall für sich haben, läßt sich wohl nicht denken, und von diesen ist ohne Zweifel Hebr. 10, 24. 25. die Rede, und die Synagogen können da nicht gemeint seyn. Daß diese rechten und nothwendigen Früchte der öffentlichen fruchtbaren Verkündigung des Wortes Gottes oft so sehr angefeindet worden sind, wäre völlig unerklärbar, wenn nicht geschrieben stünde: „Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden." Durch die gnädige Hand Gottes über Norwegen ist in der späteren Zeit, außer den Invektiven in Blättern (welche in Betracht des Geistes, in dem sie geschrieben sind, Empfehlungen werden), keine Anfeindung jener heiligen Zusammenkünfte vorgefallen. Es wäre ja auch höchst wunderbar, wenn man den anerkannt zuverlässigsten Beobachtern der bürgerlichen Gesetze wehren wollte, sich in einer solchen heilsamen Gesinnung gemeinschaftlich aus Gottes Wort zu stärken, während alle anderen Zusammenkünfte, auch die von entgegengesetztem Erfolg, wo nicht Tendenz, aller Einsprache überhoben sind. Es sagt sich auch von selbst, daß, wofern in der öffentlichen Kirche Gottes Wort verkündigt wird, die aufmerksamsten Zuhörer unter denen gefunden werden müssen, die an diesem Worte Geschmack haben, und aus Liebe zu demselben ein Bedürfniß fühlen, sich von freien Stücken damit zu beschäftigen. Es ist

indessen hier zu bemerken, daß in manchen Gegenden Norwegens, wo zufolge der Landesbeschaffenheit die Kirche in zwei, drei bis vier Wochen nur einmal bedient werden kann, und wo manche Leute wegen des weiten, zu gewissen Jahreszeiten gefährlichen, auch wohl schlechterdings gesperrten Weges, gar selten zur Kirche kommen können, die alte Sitte noch nicht verschwunden ist, daß der Hausvater am Sonntag aus einer gedruckten Postille seiner Familie und seinem Gesinde vorliest. Solche Postillen, die man neologisch nennen könnte, mag der Bauer gewöhnlich nicht, weil er, wie er sich ausdrückt, „die rechten Gründe" nicht darin findet. Mag auch jenes Vorlesen in vielen Fällen wie eine Art schuldigen Frohndienstes behandelt werden, und der Belebung durch Zusammentreten mehrerer Familien höchst bedürftig seyn, so ist es doch für die Jugend nicht immer ohne Nutzen, wie aus unzähligen Selbstbiographien entschlafener Christen erhellet. Man will bemerkt haben, daß der von der Copenhagener Universität früher in's Land gesandte Rationalismus in jenen dünn bewohnten Gegenden ohne positiven Einfluß geblieben ist. In der Sitte des häuslichen Bibellesens mag unser Landvolk dem Schwedischen weit nachstehen, so daß die Haugianer auch durch ihren fleißigen Gebrauch der heiligen Schrift sich auszeichnen; es ist aber Grund vorhanden zu der Hoffnung, daß die treue Bemühung mancher Geistlichen, angeregt und unterstützt durch die großen Aufopferungen der Brittischen Bibelgesellschaft für Norwegen, in dieser Hinsicht segensreich wirken werde. Dieses Bestreben, die Bibel zu verbreiten und ihren Gebrauch zu empfehlen, findet sich nicht bloß bei Predigern, die auf hiesiger Universität (wo von den theologischen Lehrern die göttliche Autorität der heiligen Schrift unbedingt zum Grunde gelegt wird) ihre Bildung erhalten haben, sondern auch bei Manchen der älteren. Diese freiwillige Wirksamkeit ist um so viel mehr an den lieben Männern zu schätzen, da dieselbe mit Schwierigkeiten verbunden ist, von deren Umfang man sich in anderen Ländern kaum eine Vorstellung machen kann. Überhaupt hat sich unter dem Landvolk, fern von Städten, am meisten von dem Sinn und der Weise der Väter erhalten; dieser Rest aber war ohne Zweifel der Belebung durch die Haugianische Aufregung sehr bedürftig, und auf der anderen Seite ist zu zweifeln, ob diese Aufregung ohne das Daseyn jenes Restes bemerkbar geworden wäre, oder überhaupt sich ereignet haben würde. Unter denen, die sich zu den Gebildeten rechnen, findet sich häufig, freilich nicht allgemein, nicht nur große Gleichgültigkeit gegen göttliche Dinge, sondern in manchen Fällen auch eine furchtbare Unwissenheit derselben. Daß der Tod ohne Weiteres der Übergang zu einem höchst glückseligen Daseyn sey, ist so die gemeine Rede; daß indessen die Überzeugung, es habe mit diesem Satze seine volle Richtigkeit, nur Affektation sey, beweiset die nicht weniger gemeine Furcht vor jenem Übergang. So kann und wird es aber nicht bleiben; denn je weiter sich ein getauftes Geschlecht von Christo entfernt hat, desto gewisser muß es zu ihm zurück, indem nur er, und sonst nichts, dem Bedürfniß des Menschen entspricht.

Daß man bei dem Norwegischen Volk, sobald man nicht in der

Nähe einer Stadt ist, einen besonders ansprechenden, dem Fremden unvergeßlichen Ausdruck der Erkenntlichkeit findet, daß dieser hervorzukommen pflegt, wenn man ihnen ein christliches Büchlein schenkt, ist sehr wahr, und in keinem Lande habe ich etwas dieser Herzlichkeit Ähnliches gesehen. Dieselbe muß man aber gesehen haben, um sie empfinden zu können, und wollte man beschreiben, wodurch sie sich äußert, so käme man in Verlegenheit. Was man sonst Ausbrüche der Entzückung nennt, ist dem Norweger durchaus fremd, aber die stumme Sprache seines dankbaren Gefühls greift einem gewaltig an's Herz, und man gewinnt ihn so lieb, daß man sich neben ihm nach einem Muster der äußeren affabilité kaum umsehen würde. Ob die Worte: „Sie wollten vor mir niederfallen, und den Ort, wo ich stand, küssen," dem Dr. Paterson gehören oder nicht, können wir nicht untersuchen. Zu stark sind sie nicht, stellen aber eine nicht Norwegische Form dar. Angenommen, es habe ursprünglich geheißen: „Sie schienen vor mir niederfallen zu wollen" u. s. w., so ist die Schilderung treffend. Ich habe mir schon die Kurzweil gemacht, einen lebhaften Deutschen, der unsere Thäler zum ersten Mal bereist hatte, sich über die Herzlichkeit unseres Landvolks ergießen zu lassen, und darauf, um das wirklich Possirliche seiner Verlegenheit zu sehen, ihn anscheinend trocken gefragt, worin sich denn diese Herzlichkeit zeigte.

Die Länge des gegenwärtigen Aufsatzes wird nun schon zeigen, daß, obgleich die Berichtigung einiger Angaben dessen Veranlassung war, es mir doch nicht bloß um diese Berichtigung zu thun gewesen ist, sondern auch darum, eine thatsächliche Darstellung zu geben von der merkwürdigen religiösen Bewegung, die in den letzten vierzig Jahren in diesem Lande sich zugetragen hat, und von welcher allerhand unreife Nachrichten auch in Deutscher Sprache erschienen sind. Zu einer eigentlichen Geschichte dieser Bewegung würden gewisse Thatsachen zwischen 1790 und 1800 gehören, über welche mir zwar die Materialien in Manuscript zugänglich sind, zu deren Behandlung ich aber jetzt die gehörige Muße nicht habe.

Daß ich den sel. Hauge, sobald ich dazu Gelegenheit hatte, 1820, aufsuchte, war natürlich, denn da er mir allein aus den in den evangelischen Brüdergemeinden mitgetheilten handschriftlichen Berichten bekannt war, so konnte mein Vorurtheil für ihn nicht anders als groß seyn. Ich traf einen dem Äußeren nach weit schlichteren und simpleren Mann als ich erwartet hatte, aber bald merkte ich, daß seine mündliche Sprache, ungeachtet ihrer bäurischen Form, just weil sie mehr naturell war, vor der schriftlichen an Klarheit den Vorzug hatte. Was mir besonders an ihm gefiel, war sein redliches, und ich kann wohl sagen, für seinen Bildungsgrad höchst umsichtiges Streben, Extravaganzen unter seinen Freunden vorzubeugen. An der Weise dieses Strebens einiges zu tadeln, möchte wohl so schwierig nicht seyn, aber es unter seinen Umständen besser zu treffen, das würde ich für eine äußerst schwierige Aufgabe halten. Doch selbst von dieser Seite lernte ich ihn nicht vorzüglich durch direkten Umgang kennen, sondern mehr durch seinen treuen Gehülfen, den vorhin erwähnten mir so theuren Küster Amble, der mir über den sogenannten Haugianismus den ersten deutlichen Aufschluß gab, nicht zu Hauge's, sondern zu Gottes Preise. Ich glaube nicht, daß ich hier als ein durch die Freundschaft bestochener Zeuge geschrieben habe, aber angesehen, daß in dergleichen Beurtheilungen Billigkeit grade nicht das Gewöhnlichste ist, habe ich geglaubt, es könne nicht schaden, daß ich mich derselben befleißigte. Ob es meinem nun seligen Freunde immer vergönnt war, dieselbe Billigkeit gegen mich zu beweisen, das konnte hier nicht in Betrachtung kommen. Ich habe ihn so gekannt, daß ich an seiner Absicht, immer Billigkeit zu beweisen, nie habe zweifeln können, auch hat er mir dieselbe in mehreren Fällen bewiesen, aber eben so wenig wie ich vermochte er sich jedem Mißverstande unzugänglich zu machen, und dies wird der geneigte Leser mit uns beiden gemein haben.

Ein sehr geschätzter Freund hat mir die Bemerkung gemacht, daß gegenwärtigem Aufsatz die Schattenseiten des behandelten Gegenstandes, seiner Meinung nach, mangelten. Sein Einwurf war: „Es gibt doch noch unter den sogenannten Haugianern Manche, deren Erklärungen ziemlich Pelagianisch klingen." Das Daseyn dieses Scheins kann ich nun nicht verneinen, eben so wenig wie mein Freund in Abrede stellt, daß wir beide Mehrere unter ihnen kennen, bei denen sich vor Jahren etwas Ähnliches fand, wo aber ein allmähliges Werk der göttlichen Gnade eine demüthige evangelische Gesinnung in aller Stille bereitet hat. Ich weiß mich über jenen Einwurf nicht besser zu erklären als durch folgendes Gleichniß: „Wenn ich in eine Schule komme, wo viele Kinder noch buchstabiren, einige aber fertig lesen können, so setze ich doch voraus, daß die noch buchstabirenden, falls sie fortwährend die Schule besuchen, und in derselben fein aufmerksam sind, mit der Zeit fertig lesen werden. Wenigstens weiß ich, daß solches die Absicht des Lehrers ist, und kenne ich vollends diesen als einen in dem Geschäft geübten, und besonders als einen recht sehr geduldigen Mann, so habe ich gute Hoffnung, seine Absicht werde ihm gelingen, wenn auch mit manchem Kinde weit später, als er gewünscht, und bei seinem Fleiß hätte erwarten können. Auch weiß ich, daß man einem treuen und erfahrenen Lehrer nichts drein reden muß, wenn er sagt: „„Dieses Kind muß noch einige Zeit in der Buchstabirklasse bleiben, sonst würde es sein Lebtage nur unsicher lesen.““ Laßt uns nun dieses anwenden auf den Lehrer ohne Gleichen, der so sanftmüthig und von Herzen demüthig ist, dessen Schüler wir ja gerne seyn möchten, wozu er uns auch so herzlich einladet und spricht: „Lernet von mir." Gesetzt nun, wir fänden unter seiner Leitung Schüler, die noch (um im Gleichniß zu bleiben) an Röm. 3, 24 — 28. buchstabirten, so daß man aus ihrem Munde den Inhalt nicht erfahren könnte, so sollte uns das nicht irren. Wenn sie nur in dieses lieben Meisters Schule sind, so hat es gute Wege; denn besinnen wir uns nur, welche erstaunliche Proben seiner unaussprechlichen Langmuth wir selbst erhalten haben, so müssen wir doch einräumen, daß von seiner Geduld die besten Resultate für die Schüler erwartet werden können. Laßt uns Alle zu seiner Schule uns fleißig halten. Unser keiner ist zwar werth, in derselben zu seyn, er hat uns aber dazu so freundlich eingeladen, und außer seiner Schule lernen wir ja nicht nur nichts, das da taugt, sondern lernen gar lauter verkehrte Dinge, die schwer zu verlernen sind. Wollten wir mit unseren Mitschülern darüber rechten, daß uns ihre Fortschritte etwa zu langsam vorkommen, so könnte es seyn, daß der Meister just an diesen Schülern mehr Wohlgefallen hätte als zur Zeit an uns, weil sie es uns, wenn nicht an Einsicht, so doch an Willigkeit des Gehorchens, bei ihrer geringeren Einsicht, vielleicht zuvor thäten. Dieses Rechten würde auch dem Meister nicht an uns gefallen, und daß wir ihm ein Mißvergnügen machen sollten, das hat er nicht an uns verdient. Tadeln wir die Langsamkeit unserer Mitschüler, so tadeln wir ja im Grunde seine große Langmuth, und ist doch nicht ein Einziger unter uns, welcher derselben, groß wie sie ist, nicht ganz bedürftig wäre, darum laßt uns mit dem alten Petro des Herrn Geduld für unsere Seligkeit achten, und das Herz soll uns vor Freuden hüpfen, wenn wir einen Mitschüler auch nur von ferne sehen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 2. August. № 62.

Mittheilungen über Frankreich in Briefen an den Herausgeber.

Dritter Brief: Römische Kirche.

Der Pariser Figaro ist wohl vor einigen Jahren in Deutschland mehr gelesen worden als jetzt. Er trug wenigstens damals redlich das Seinige bei zur Verbreitung nicht minder als zur Anstiftung der Revolution. Keiner aber, der ihn sah, hat gewiß die Titelvignette vergessen, den langen, hagern Jesuiten Basile, dem Figaro den Weg weist. Ich weiß nicht, wie viele in dieser Figur getroffen waren; die Mehrzahl der Französischen Geistlichkeit war es gewiß nicht. Nur das fliegende schwarze Kleid, die soutane, und den dreieckigen Hut sieht man hier überall und allezeit nach wie vor, zu Fuß, zu Wagen und selbst auf Husarenpferden, oft mit einem tüchtigen Stocke daneben. Man glaubt es kaum, die Leute thun sich auf den Aufzug recht viel zu gute. Dagegen sehen sie höchst robust aus, roth blühend, dick oder elegant, in der Regel aber etwas dumm und dreist. Der Römische Klerus hat ein ächt demokratisches Element, im übelsten Sinne des Worts demokratisch. Die Masse desselben ist unmittelbar aus der untersten und — in Frankreich darf man wohl sagen — rohsten Klasse geschöpft, dann aber sorgsam filtrirt und hierarchisch zubereitet. So künstlich diese Zubereitung scheint, so einfach ist sie im Grunde. Das Hauptingrediens bildet die dem Papismus inwohnende Unwahrheit, ich meine die innere, gegen Gott und sich selbst. Die braucht man nun aber dem natürlichen Menschen nicht mühsam einzuflößen, nur zu begünstigen. Heuchelei — weniger gegen das Volk, als gegen oben, in jedem Sinne dieses Worts; ein irdischer Sinn, — schlauer, lang berechnender, ausharrender Ehrgeiz oder faule Freude an einer wenn auch dürftigen, doch honorablen, für's ganze Leben sicheren Pfründe; — eine unbändige Einbildung auf ihren Priesterstand, und dabei das Gefühl der Unfähigkeit, sich irgend auf eine andere Art geltend zu machen, das Gefühl der absoluten Nothwendigkeit, sich zu behaupten, wie man ist, und dafür, wenigstens scheinbar, fest zusammenzuhalten, — das sind so etwa unter den Untugenden des Französischen Klerus die hervorstechendsten, aber auch, so hart es klingen mag, die wesentlichsten, die nothwendigsten in seinem Verhältniß zum Volke, und rücksichtlich der inneren Verhältnisse der Hierarchie.

Ein Bauernsohn wird vom Dorfe weggenommen. Daselbst war er vielleicht in die Schule gegangen, wenn es eine gab; auf jeden Fall aber nur in die, welche der curé (katholische Pfarrer) leitet, oder die frères ignorantins errichteten. Durch eine Anstrengung von drei, vier oder mehr Jahren hat er lesen gelernt. Denn die Ignorantiner, die sich so viel mit ihren Bestrebungen für Volksunterricht wissen, greifen die Sache recht geschickt an, um zu verhindern, daß Jemand etwas bei ihnen lerne, der nicht eine eiserne Geduld mitbringt und einen festen Willen, etwas zu lernen, wenn er es auch zu nichts brauchen könne. Die Kinder müssen stundenlang knien und Lateinische Gebete buchstabiren. Bemerkt man dann an einem Jungen Begier, es wohin zu bringen, ein heftiges Bestreben, seinen Oberen zu gefallen; große Ehrfurcht vor dem Pfarrer; wohnt er allen Festen fleißig bei, sind seine Eltern bigott, und wollen sie gar ihr Vermögen dran setzen, ihren Sohn einmal in der soutane zu sehen, so muß er die Lateinische Grammatik auswendig lernen, und erhält auch wohl Unterricht in der Muttersprache und dergl. Er kommt also zu einem Pfarrer, oder in ein Collège, stolzirt im Kirchengewand, lernt den Virgil, wenn er Genie zeigt, und gibt den Kindern der Fabrikherren und Propriétaires, um sein Brodt zu verdienen, nothdürftigen Unterricht; ist Madame bigott oder gefällt er ihr sonst, so bleibt sein Ehrgeiz nicht ganz unbefriedigt; er kann in Gesellschaft kommen, und muß nun nothgedrungen lernen, da er die Dorfmanieren schwerlich verlernen wird, die bäurischen Sitten auf eine eigenthümliche Art zugleich durch Unterthänigkeit zu mildern und mit Arroganz zu versetzen, was den Priesteranstand bewirkt; die Unwissenheit aber muß er, je nachdem es weltliche oder geistliche Dinge betrifft, bald mit kalter Geringschätzung eingestehen, bald unter ironischem Lächeln verbergen, namentlich wenn er mit „Philosophen" zusammentrifft. In diesem Falle ist es auch sehr gut, wenn er eine Blöße entdeckt, was bei diesen Philosophen wohl eintreffen kann, und ihm nun grade ein schlagendes Argument oder ein Brocken Gelehrsamkeit, von seinem Pfarrer her, glücklicherweise einfällt, damit plötzlich und triumphirend hervorzubrechen; andere Male ist es gerathen, nur seinen Eifer oder Abscheu derb auszudrücken, wäre es auch auf etwas plumpe Weise, z. B. durch Ausspeien. Einem künftigen Seminaristen nimmt man so etwas nicht leicht übel, und es kann eine gute Empfehlung für die Aufnahme seyn. Denn die Hauptsache, das Ziel der bisherigen, und der Übungsplatz, die eigentliche Dressiranstalt für die künftige Laufbahn ist das Seminar.

Das Seminar! ich wollte, Sie könnten so einen Seminaristen eine halbe Stunde sehen und sprechen, ich brauchte keine Beschreibung von der Anstalt zu machen. Leiblicher und geistlicher Schmutz, — anders kann man den Eindruck kaum ausdrücken. Hier ist nun die Übungsschule für die unterthänige Heuchelei gegen die Obern und gegen die Mitschüler, für den

Ehrgeiz und die Kunst der Intriguen, ja für die Trägheit bei anscheinender Thätigkeit und Selbstentsagung. Der Haß und die Verachtung der Welt — d. h. der Laien, insofern sie sich nicht den Priestern anschließen, — wird um so sicherer gehegt und vermehrt, je mehr der Seminarist durch seine ganze Bildung, ja durch die Art seiner Studien selbst, unfähig wird, jemals in ihr, auf andere Art als in der soutane, aufzutreten und irgend eine Rolle zu spielen. Die Priesterrolle dagegen wird tüchtig eingelernt. Selbst in der Kunst, den Rücken zu beugen, die Augen niederzuschlagen, wird ein vollständiger Unterricht gegeben. Dabei greifen die, zum Theil unsichtbaren, Hände von oben ordentlich ein, sondern ab, ziehen herauf, setzen zurück, schließen aus, theilen Preise und Noten aus. Faktionengeist und persönliches Interesse, Vorliebe und Ungunst, sind wie in ganz Frankreich, so hier besonders zu Hause. Jetzt hat die Parthei des Direktors, jetzt die eines anderen Beichtvaters, jetzt die des Stadtpfarrers die Oberhand; jetzt die erzbischöfliche Parthei, jetzt die der Congregation. Gallikanismus und Romanismus mischen sich in die Lektionen und Andachtsübungen, ringen um den Sieg in der Verwaltung des Seminars, kämpfen um den Geist jedes Schülers, streiten um den Preis im Examen, um das Vorrücken oder Sitzenbleiben der Günstlinge, um die Ehre, bei der Messe zu dienen, oder die Strafe, den Nachtgottesdienst verrichten zu müssen. Besonders auch wird das Disputiren einexercirt; der Opponent, der den Ketzer oder Ungläubigen macht, darf mit dem größten Eifer die frechsten Sophismen und Impietäten vortragen (wobei es denn natürlich der Defendent an ersteren auch nicht fehlen läßt); er kann sich in dem Maaße, als man ihm bereits Vertrauen schenkt, in den Controverseschriften seinen Kriegsvorrath sammeln. Aber wehe dem Seminaristen, dessen altscholastisch gesinnte Vorsteher bemerken, daß er sich die Schriften katholischer Theologen der neuen Schule zu verschaffen gewußt; bei dem ein jesuitischer Professor Spuren von Jansenismus wittert, oder ein ultramontaner Beichtvater und geheimer Aufseher eine Vorliebe für die Beredsamkeit Bossuet's.

Doch die letztere Parthei, die streng papistische, hat jetzt wohl in den Seminarien meistentheils weichen müssen, nicht dem doktrinären Katholicismus der gegenwärtigen Regierung, dem man keinen Zoll breit ungezwungen oder unentgeltlich weicht, sondern dem System der Bischöfe oder Erzbischöfe, welche jetzt die Congregation wenigstens auf ihrem eigenen Grund und Boden nicht so sehr zu fürchten und zu bekämpfen haben werden, seit dieselbe sich nicht mehr auf den Hof und die weltlichen Behörden stützen kann. Andererseits haben die beiden Fraktionen der Französisch-Römischen Kirche ein gemeinschaftliches Interesse zum Vereinigungsbande erhalten in den politischen Bestrebungen. In diesem zeitlichen Zwecke laufen die beiden Tendenzen einstweilen nothwendig zusammen, die, ich möchte sagen, conservative Tendenz des nationalen Episcopates, und die eroberungssüchtige des consequenten Romanismus. Beide vereint, kämpfen jetzt gegen die Tendenz der Regierung, alles dem Staate, d. h. der neuen Dynastie und ihren Ministern, dienstbar zu machen, gegen die Glaubenslosigkeit des Volkes, und gegen noch näher stehende, aber schwächere Feinde.

Die Stufenleiter der Intelligenz in der Hierarchie ist nicht minder groß als die äußere. Es darf also die Distanz zwischen der Masse des bäurischen Klerus, wie ich sie oben beschrieb, und den höchstgestellten Geistlichen keineswegs auffallen. Aus denselben Seminarien, deren klug berechnete Routine die Meisten unfähig macht, weiter zu dringen als sie dürfen und auch — in ihrer äußerlichen Stellung — bedürfen, gehen zum Theil die tüchtigsten und glänzendsten Talente hervor. Dieselben Vorsteher, die oft mit großer, ihres Grundes wohl bewußter Herablassung die groben Rekruten einexerciren, verstehen es, einzelne fähige Subjekte in die Höhe zu treiben. Man bedarf, — und dies fühlt man jetzt mehr wie ehedem, — für die großen Städte namentlich, ausgezeichnete Kanzelredner; überall aber — das weiß man seit lange, — eifrige, geschickte Geschäftsführer, Leiter, Unterhändler. Einen äußerlichen hohen Rang, der die Eifersucht der vornehmen Geistlichkeit erregen würde, braucht man dabei den Leuten nicht nothwendig zu geben, um sie doch gut brauchen zu können. Dazu kommt, daß in Frankreich mehr als irgendwo, so seltsam es scheinen mag, die Sitten und gesellschaftlichen Verhältnisse aristokratisch (d. h. äußerlich und schlecht aristokratisch) gestaltet, und die Klassen der Gesellschaft und Bildungsstufen geschieden sind. Wie Sie äußerlich neben dem empörendsten Luxus das ekelhafteste Elend finden, so treffen Sie neben der größten Rohheit und Unwissenheit die übertriebenste Civilisation, die glänzendste Geisteskultur. Und so auch gewiß neben dem ordinärsten Klerus ausgezeichnete, fein gebildete, wohlbelesene, daher auch bisweilen recht gemäßigte, gut lebende Bischöfe und Vikare, brillante Schriftsteller und Prediger, welterfahrene, fest consequente, wahrhaft regierungsfähige Männer. Der Erzbischof von Paris z. B. dürfte die meisten dieser Eigenschaften in einer Person vereinigen. Auch hat er letztes Frühjahr in der Festzeit den Takt gehabt, die trefflichsten Redner, zum Theil aus der jüngeren Geistlichkeit, in den Kirchen der Hauptstadt theils predigen, theils in den sogenannten Conferenzen öffentlich disputiren zu lassen, und so wieder eine Menge aus allen Ständen, selbst aus dem Militär, den Studenten, und der neuen Generation überhaupt, in die verlassenen Tempel zu locken gewußt. Der von Bordeaux soll sich selbst als wirklich frommer Kanzelredner auszeichnen.

Ein Beispiel mag zeigen, wie beinahe die gesammte Geistlichkeit der Regierung kirchlich entgegensteht. Bekanntlich werden in Frankreich alle höheren Unterrichtsanstalten als Glieder eines Körpers betrachtet, dessen Haupt die Universität in Paris ist. Diese Universität hat in verschiedenen großen Städten des Reiches verschiedene abgesonderte Akademien; so z. B. die berühmte Fakultät der Medicin in Marseille, eine theologisch-katholische Fakultät in Toulouse ꝛc. ꝛc. Selbst die protestantischen Fakultäten, beiläufig zu bemerken, sind in diese ungethümliche Organisation einbegriffen, und zwar auf folgende Weise. Ein Diplom der reformirten Fakultät trägt die dreifache Überschrift:

Universität von Frankreich.

Königliche Akademie von Toulouse.

Fakultät der protestantischen Theologie zu Montauban.

Fähigkeitszeugniß zur Consecration als evangelischer Geistlicher.

So kommt Alles unter die Oberaufsicht und zum Theil sehr unmittelbare Leitung des Ministers des Kultus und Unterrichts zu stehen. Und die Regierung hat natürlich, vorzüglich unter den jetzigen Umständen, kein Interesse, in Bezug auf diese wichtigen Anstalten den Artikel der Constitution zu erfüllen, der Freiheit des Unterrichts verhieß. Andererseits ist es gleich sehr natürlich, wenn nicht nur eifrige Protestanten, so viel es ihnen bei ihrer Ohnmacht erlaubt ist, gegen dieses Unwesen reklamiren, sondern auch und vorzüglich die entschiedenen Katholiken demselben entgegenarbeiten; wenn also z. B. jetzt die Legitimisten ihren Candidaten für die Deputirtenkammer oft das Mandat geben, auf völlige Freiheit des Kultus und des Unterrichts zu dringen, ähnlich wie in Belgien dieselbe religiöse Parthei eine eigene unabhängige Universität zu gründen beabsichtigt. Das Beispiel, zu dessen Erklärung ich dies vorausschicken mußte, ist kürzlich folgendes. Die Regierung, bemüht, immer tiefer auf die Römische Geistlichkeit einzuwirken, und deswegen so weit als möglich in ihren Unterricht selbst einzugreifen, hatte eine Verordnung über die Fakultätsgrade, bacchelierès-lettres, bacchelier en théologie u. s. w. erlassen, worin bestimmt wurde, daß jeder katholische Theologe sich einen gewissen Grad erwerben müsse, und zwar den einen Grad um zu einer solchen, den anderen um zu einer höheren Anstellung gelangen zu können u. s. f. Damit waren die Studien, welche in den bischöflichen Seminarien gemacht werden, für unzureichend oder doch unzuverlässig erklärt, und die letzte Entscheidung über Anstellungsfähigkeit den Regierungsmännern übertragen, die natürlich auch hier, wie bei Allem, zuerst und fast ausschließlich auf die politische Gesinnung sehen würden. Sollte man nun glauben, daß seit Erscheinung dieses Edikts höchst wenige Seminaristen sich dazu verstanden haben, die Examina zu machen, weniger als auf den zwei wenig besuchten protestantischen Fakultäten jährlich Examina gemacht werden? Sie müssen doch wohl versichert seyn, ihre Anstellung dennoch zu erhalten, und vielleicht sicherer, als wenn sie den Weg der Regierung einschlügen.

Ein Beispiel niedrigeren Ranges, und dessen Ursachen vielleicht mannichfaltigerer Art sind! Der Minister des Unterrichts, in seinem Eifer für Verbesserung der Volksschulen, hatte gedacht, theils mit den Schullehrern selbst anzufangen, theils auch wohl, sein Terrain etwas zu studiren. Er erließ selbst und direkt ein Cirkular in viel tausend Exemplaren an die verschiedenen Primarschullehrer mit mehreren bestimmten Fragen, über den Zustand, die Art, die Benutzung des Unterrichts; zu Ende des Jahrs mußte er gestehen, daß eine bedeutende Zahl der Schullehrer (ich glaube mich zu erinnern, daß sie zwischen $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{3}$ war) ihm gar nicht geantwortet habe.

Daraus mag klar werden, wie stark einestheils die Opposition, anderentheils auch die Unempfänglichkeit ist. Nichts desto weniger scheint die Regierung nicht ganz den Muth zu verlieren. Cousin selbst hat einen religiösen Katechismus geschrieben, den man, um nicht zu großen Anstoß zu erregen (weil ihn ein Laie schrieb, und ohne Approbation), als „moralischen Katechismus" einführen will. Er mag schön seyn, aber häßlich ist es, wenn es wahr ist, daß der reichbesoldete Verfasser funfzigtausend Exemplare desselben von dem Ministerium, in dem er selbst arbeitet, kaufen, und mit fünfundzwanzigtausend Franken bezahlen ließ. Doch das ist Französisch. — Ein schöneres und vielleicht wirksameres Mittel zur Bekämpfung des Unglaubens sowohl als des Römischen Aberglaubens ist gewiß die Verbreitung der Bibel unter den Katholiken. In Paris hat sich dafür eine Gesellschaft von Nichtkatholiken gebildet, und deswegen sogar von der alten protestantischen Bibelgesellschaft getrennt, die sich damit nicht befassen wollte, was denn allerlei Streit setzte. Aber in einigen Orten bieten die Präfekten und bürgerlichen Behörden unverhohlen die Hand zur Austheilung der heiligen Schrift und zur Einführung sogar in die Schulen. Und rücksichtlich des berühmten Gesetzes gegen die Crieurs und Colporteurs ist jetzt ausdrücklich Fürsorge getroffen, daß dasselbe nicht von den niedrigeren Polizeibehörden auf die Hausirer mit Bibeln und rein religiösen Schriften hemmend angewandt werde.

Als Gegenwirkung kann man es vielleicht betrachten, wenn jetzt in Paris unter erzbischöflicher Aufsicht die Bibel in Französischer Sprache neugedruckt und feilgeboten wird. Ich will nicht hoffen, daß dieselbe so aussieht wie das, was bisweilen in den Provinzen dem armen, blinden Volke unter dem Namen „die heilige Bibel" höchst wohlfeil verkauft wird, aber nichts als ein verstümmelter und verfälschter Auszug aus derselben ist, und doch immer noch besser als die sogenannten „Psalter," welche von Anfang bis zu Ende bloß eine die Davidischen Psalmen parodirende Anrufung der Jungfrau Maria als Erlöserin und Seligmacherin enthalten. Ich will gerne mit der Hoffnung schließen, daß es in der Katholischen Kirche Frankreichs jetzt noch manche redliche Seelen und Diener Christi, noch viel mehr aber gebe, die mit der Zeit nach dem Evangelium hungern und suchen werden. Und doch werde ich Sie in einem nächsten Briefe gleich wieder von einer betrübenden Erscheinung unterhalten müssen, von einer Travestie des Evangeliums, die noch viel abscheulicher ist als jener Marianische Psalter, aber eben auch nur aus dem Schooße des Papismus hervorgehen konnte.

††

N. S. So eben habe ich nachgesehen und gefunden, daß beinahe zwei Drittel der Schullehrer dem Herrn Minister ihre Antwort schuldig geblieben sind; nicht 14,000 haben geantwortet von den 39,000. Die Zahl der katholischen Geistlichkeit ist größer als die der Schullehrer, nämlich 48,000.

Nachrichten.

(Von der Böhmischen Gränze.) Einer von den Punkten, auf welche wir die Blicke der Gläubigen und ihre Fürbitte recht drin-

gend hinzuwenden wünschten, ist das benachbarte Böhmen, das einst die Wiege des Glaubens (wir erinnern nur an Huß und die Böhmischen Brüder), jetzt so lange versinstert gewesen ist, indem theils die von den Katholiken in den Weg gelegten Hindernisse, Bibeln und gute Erbauungsbücher hinüber zu bringen, theils der die meisten Prediger durchdringende feine Racionalismus, wobei sie ihren Gemeinden die Schale lassen, und den Kern stehlen, dem Lichte des Evangelii den Weg versperrt haben. Doch dem Herrn, der wider alles menschliche Vermuthen thun kann über Wissen und Verstehen, hat es gefallen, nun auch hier ein Licht anzuzünden, indem er einzelne Prediger der Augsburgischen Confession sowohl als der Helvetischen mit seiner Gnade ergriffen hat, die nun frei zeugen von der Erlösung durch Christi Blut. In Böhmen sind gegenwärtig einige vierzig Reformirte und mit der in Fleißen bei Eger in diesem Jahre entstandenen Kirche dreizehn Lutherische Mutterkirchen, und wahrscheinlich wird in Deutsch-Gablonz im Laufe des künftigen Jahres die vierzehnte errichtet werden. Diese letztere Gemeinde besonders hat Unterstützung sehr nöthig, indem sie ein Punkt werden könnte, von wo das Evangelium sich weit verbreitet. Die Glieder desselben meistens aus Fabrikanten, die bis jetzt fast ganz in der Irre gelebt haben, denn vier Predigten des Jahres, so oft kam der Krischlitzer Pastor, zu dessen Gemeinde sie bis jetzt gehörten, dahin, konnten nicht viel Eindruck hinterlassen, und an specielle Seelsorge war gar nicht zu denken; die Evangelischen in der Umgegend bis Friedland und an der Lausitzischen Gränze sind bis jetzt ganz verlassen, und außer daß Einzelne von ihnen in den Lausitzischen Gränzkirchen von Zeit zu Zeit das heilige Abendmahl genießen, sind sie ganz losgerissen von den Gnadenmitteln; sobald aber in Gablonz eine Kirche errichtet ist, werden diese alle dieser neuen Gemeinde einverleibt. Nun würde das zwar wenig helfen, wenn auch eine Gemeinde dort entstände, wenn nicht das reine Evangelium gepredigt und die Seelen mit dem lebendigen Wasser getränkt würden, aber der Herr scheint Gedanken des Friedens über diese Gemeinde zu haben, denn zur Zeit gibt es nur einen Lutherischen Candidaten, der jetzt Vikar in Krischlitz ist, und bereits an dieser Gemeinde arbeitet, in ganz Böhmen, und dieser eine hat die Gnade und Kraft des Blutes Christi an seiner Seele erfahren. Sollte das nicht ein Sporn seyn für Alle, denen die Ausbreitung und Gründung des Reiches Gottes am Herzen liegt, nun eilig beizutragen, daß diese Gemeinde gegründet werde. Nur andeuten wollen wir, wie dann durch die ab- und zureisenden Fabrikanten ein Saame in ganz Böhmen verstreut werden könnte. — Wie sehr übrigens auch in Böhmen von Seiten derer, die als kirchliche Behörden das Evangelium fördern helfen sollten, dasselbe unterdrückt und gehindert wird, davon ein Beispiel: Der reformirte Pastor N. in L. hat ein Religionslehrbuch gemäß der Helvetischen Confession zum Unterricht der Jugend geschrieben, und sendete es Behufs der Censur an das Consistorium nach Wien. Dieses verweigert das Imprimatur, weil darin noch manches Vernunftwidrige, z. B. die Lehre vom Teufel u. s. w. enthaltrn wäre; Pastor N. sendete darauf eine Widerlegung dieser rationalistischen Recension seines Buches ein, und hat seitdem keine Antwort weiter erhalten, so daß er nicht weiß, woran er ist. — Das Böhmische Landvolk hat noch etwas von dem alten, guten Saamen in sich, und ist größtentheils begierig nach der lauteren Milch des Evangelii; wenn sie die herzliche Liebe gewahren, die man zu ihnen trägt, so sind sie leicht zugänglich; nach guten Erbauungsschriften haben sie großes Verlangen, und wenn sich nur Gelegenheit findet, welche hineinzubringen, so finden sie sehr viele Abnehmer. Ähnlich ist es mit Bibeln, die begierig gekauft werden, aber schwer hineinzubringen sind.

(Belgien.) Der ehrwürdige Prediger Cordes, unermüdet thätig für die Verbeitung des göttlichen Worts, begnügte sich nicht damit, an dem Hauptorte Belgiens eine Bibelgesellschaft gegründet zu haben; er reiste auch im Lande umher, und wußte durch seine überzeugenden Gründe und durch seinen alle Hindernisse überwindenden Glauben viele Seelen für dieses Werk des Herru zu gewinnen. Wir vernehmen, daß es ihm gelungen, in Antwerpen und in Gent Bibelgesellschaften zu gründen, an beiden Orten durch Vermittelung der protestantischen Prediger und ihres Consistoriums, die nicht, wie in Brüssel, meinten, daß es jetzt noch nicht die rechte Zeit sey. Man hat sogar die Hoffnung, auch in Brügge, wo zwar keine protestantische Gemeinde ist, aber mehrere Protestanten wohnen, eine Zweigbibelgesellschaft, die sich an die Brüsseler anschließen wird, zu Stande kommen zu sehen. Der protestantische Prediger in Tournay ist bemüht, Beiträge unter seinen Gemeindegliedern für die Brüsseler Bibelgesellschaft zu sammeln, und in Dour und Pâturage, — wo der würdige Pfarrer Dewismes unter den Arbeitern in den Steinkohlengruben schon seit Jahren großen Segen stiftet, so daß namentlich in Pâturage, wo vor wenigen Jahren nur eine protestantische Familie lebte, in deren Hause er wöchentlich einen Gottesdienst von Dour aus hielt, jetzt mehr als vierhundert frühere Katholiken den evangelischen Gottesdienst besuchen, die gerne eine größere Kirche baueten, wenn es ihnen ihre Armuth verstattete, oder die Regierung sie unterstützen wollte, — hat sich auch eine Zweiggesellschaft gebildet, die mit der Brüsseler sich verbinden will. Wie wir vernehmen, arbeitet der junge kräftige Prediger in Lüttich an der Bildung eines ähnlichen Vereins in Verbindung mit mehreren benachbarten protestantischen Pfarreien.

Herr Cordes hinterließ bei seinem Scheiden aus Belgien ein Geschenk der Brittischen Bibelgesellschaft von 500 Neuen Testamenten für die Belgischen Zuchthäuser, die von wohlgesinnten Direktoren der Zucht- und Besserungsanstalten mit Dank angenommen wurden und mit dem Versprechen, sie unter die Bewohner dieser Anstalten, welche katholischer Confession sind, zu vertheilen. Schon hat man auch Versuche gemacht, in jedes Zimmer der Gasthöfe Neue Testamente, mit der Inschrift: Eigenthum des Hotels, niederzulegen, wo die Wirthe dazu die Einwilligung gaben. So kann es denn mit der Zeit etwas Licht bei uns werden. Denn zur Bibelverbreitung trägt auch Abbé Helsen in seiner „Apostolisch-Katholischen" Kirche mit bei, indem er fast in jedem Vortrag, den er an seine zahlreichen, unter Verfolgungen sich nur mehrenden Zuhörer hält, die Bibel dringend empfiehlt. Es kommen jetzt schon viele Zuhörer Helsen's, die dort nur Antikatholicismus hörten, in die neuerrichtete Evangelische Kapelle, um tiefer in die Wahrheit des evangelischen Christenthums einzudringen. Wohl zu beachten ist es aber auch, daß diese neue Kapelle nicht eine von der früher in Brüssel gewesenen Evangelischen Kirche separirte ist, sondern mit ihr für den gleichen Zweck, evangelisches Leben und evangelisches Christenthum zu verbreiten, ohne Partei- und Sektennamen, wirkt. —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 6. August. № 63.

Über christliche Einwirkung auf Strafgefangene.

Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanstalten. Von Dr. J. N. Müller, Dompräbendar an der Metropolitankirche zu Freyburg. Erster Theil, Erzählungen aus dem Leben verirrter, unglücklicher Menschen. (X u. 344 S.) Zweiter Theil, Betrachtungen und Gebete. (296 S.) Freyburg im Breisgau, 1833.

Der Verf. dieses Werkes, ein Römischkatholischer Geistlicher, wurde zu demselben dadurch veranlaßt, daß er sich als Mitglied des im Badischen bestehenden Vereines zur Besserung der Strafgefangenen verpflichtet hielt, das Seinige zur Verwirklichung dieses edlen Zweckes beizutragen, und daß frühere Schriften dieser Art, die ihm bekannt wurden, kein vollständiges Erbauungsbuch für Gefangene darboten, sondern nur für beschränkte, einzelne Zwecke bestimmt waren. Dabei scheint die Verlagshandlung ihm noch die Bedingungen auferlegt zu haben, daß sein Werk „kein eigentliches Religionshandbuch seyn, daher die katechetische Eintheilung wegfallen, und daß es die wichtigsten Religionswahrheiten für beide christliche Confessionen enthalten solle."

Es ist in neueren Zeiten in Europa und Amerika viel zur Verbesserung der Strafanstalten geschehen, grade die Seite jedoch, auf welche der Verf. sein Augenmerk gerichtet hat, ist vorzugsweise wenig unter uns berücksichtigt worden. Und doch hat sich in dieser Hinsicht Vieles geändert, was die Aufmerksamkeit ernster Christen auf diesen Gegenstand richten sollte. Die Zahl der Verbrecher und der Strafanstalten hat bedeutend zugenommen; die Vermehrung der geistlichen Hülfe hat aber keineswegs gleichen Schritt gehalten. Es können jetzt von den Strafgefangenen nicht nur viel mehr lesen, als vor einigen Generationen, sondern die Lesesucht ist bei Vielen, ehe sie eingesperrt wurden, Leidenschaft gewesen; verderbte Lektüre hat oft zuerst sie vergiftet, und gesunde Speise in dieser Gestalt findet daher auch vorzugsweise Eingang. Von mehreren Strafanstalten aus hört man daher den Wunsch aussprechen, theils eine fortlaufende Lektüre in Form einer Zeitschrift, theils größere Bücher den Gefangenen in die Hände geben zu können.

In Bezug nun auf die Vermehrung der geistlichen Hülfe möchten wir den Wunsch aussprechen, daß doch dieser Zweck da, wo es nicht leicht möglich ist, neue Stellen zu fundiren, durch Anstellung jüngerer Gehülfen, gewissermaßen als Missionare, erreicht werden möchte. Auf den ersten Anblick scheint es freilich, als ob jüngere Männer, Candidaten, welche noch nie in der Seelsorge sich versucht haben, grade am wenigsten für die Wirksamkeit an Zuchthäusern geeignet wären. Verbrecher, welche in Sünden ergraut sind, welche Tiefen des Lasters durchmessen haben, auf die junge Männer kaum je aufmerksam geworden sind, treten ihnen hier entgegen, und zwar, ohne daß die besonderen Ereignisse oder Verhältnisse des Lebens das Schneidende, Grelle dieses Anblicks milderten. Es sind Menschen, bei denen der einzige Punkt, an welchem sich noch eine offene Stelle zeigt, mit treffendem Scharfblick aufgefunden, und das Heilmittel mit Sicherheit und Gewandtheit angebracht seyn will; Menschen, denen wenigstens das reife Mannesalter Achtung einflößen muß, wenn sie auf die Worte des Zuspruchs auch nur hinhören sollen. Diese Gründe gegen eine solche Anstellung jüngerer Leute haben aber nur einen Schein von Wahrheit. Denken wir uns einen Mann, der in seiner Gemeinde nicht bloß predigen und katechisiren, oder hie und da einen geistlichen Rath ertheilen, der ihr Seelsorger im vollen Umfange seyn, und zu den Herzen aller ihm anvertrauten Pfarrkinder den Weg sich bahnen will: so ist für einen solchen die Seelsorge in einer Pfarrgemeinde ungleich schwieriger, als in einer Strafanstalt. Bei den Bewohnern der letzteren liegt wenigstens Eine Thatsünde nackt und offen da; durch die Akten der Untersuchung erfährt der Seelsorger meistens eine Reihe von Umständen aus der Lebensgeschichte des Verbrechers, aus denen oft nicht bloß hervorgeht, wie er in dies einzelne Verbrechen hineingerathen, sondern welche eigenthümliche Sündenwege er von Jugend auf gewandelt ist; bei einigen wenigstens ist die traurige Lage, in der sie sich befinden, ein Mittel, das steinerne Herz, wenn auch nur eine Zeit lang, zu erweichen; andere macht die Langeweile, die öde Gleichförmigkeit ihres Lebens, auf jede Unterbrechung aufmerksam — lauter Vortheile, welche der gewöhnliche Seelsorger immer nur ausnahmsweise in seiner Gemeinde hat, besonders wenn er als junger Mann seinen Beruf eben erst antritt. Dagegen haben junge Leute voll heiligen Geistes, voll Feuer der Liebe zu ihren Miterlösten einen großen Vortheil vor älteren in der Seelsorge unter Gefangenen voraus: sie haben in der Regel mehr Muth, mehr Frische, wodurch grade in diesem Verhältniß der Mangel an Erfahrung mehr als ersetzt wird. Denn gesetzt auch, daß sie aus Unkenntniß des Herzens den Fleck einmal verfehlen, den sie hätten angreifen sollen, oder „ihre Jugend verachtet" worden wäre: nirgends schadet ein solches Versehen weniger, weil sich grade dort ernsten, aufmerksamen Dienern des Herrn vielfache Gelegenheiten darbieten, es wieder gut zu machen, und der Geist in den Leuten es ist, wie Elihu sagt, „der Odem des Allmächtigen, welcher sie verständig macht," nicht das Alter. Wollten ernste Jünger des Herrn daher, welche ihre Universitätszeit vollendet haben, gern in einen Wirkungskreis eintreten, der sie gründlich vorbereitete auf die Seelsorge in einer Gemeinde: so

sollten sie mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, einige Jahre lang an einer Strafanstalt zu arbeiten. Und schön wäre es, wenn unsere Kirche ihre Starrheit überwinden, und einen so lebendigen Missionsberuf in ihrer eigenen Mitte den jungen Geistlichen eröffnen könnte! —

Was aber den zweiten Gegenstand, worauf die vorliegende Schrift uns hingeführt hat, die Einwirkung auf die Gefangenen durch zweckmäßige Bücher betrifft, so muß uns hiebei vor allen Dingen der Grund aller Lehre überhaupt, sodann aber auch der Zweck solcher Anstalten klar seyn. Es ist aber in neueren Zeiten wohl kaum eine biblische Lehre so verdunkelt worden, zu großem Schaden auch der Praxis in Kirche und Staat, als die hier so wichtige Lehre von der Strafe. Der Evidenz zum Trotz behauptete Michaelis,*) Moses gebe ausdrücklich als Endzweck der Strafe die Abschreckung Anderer an, und suchte weitläuftig die Ansicht zu widerlegen, als geschehe die Strafe zur Wiedervergeltung; während schon das erste Buch Mosis, noch mehr das Gesetz selbst voll ist von Aussprüchen, welche die Vergeltung ganz eigentlich als Zweck der Strafe darstellen; ja in der Regel: „Auge um Auge, Zahn um Zahn," sogar noch die sinnlich-kindliche Form des Gedankens sich uns darstellt, wonach auch äußerlich dasselbe von Seiten des Richters an dem Verbrecher geübt wird, was er an Anderen gethan hat. Durch den Verbrecher hat sich die Selbstsucht in einer That verwirklichen wollen, indem sie spricht: „Was ich gegen dich thue, das thu du nicht gegen mich;" an die Stelle aber, wo die Sünde als Herrscherin erscheinen möchte, tritt Gott als der Rechtschaffende (Rächer) und spricht: „Was du gegen mich thust, das thust du gegen dich; worin du schadest, schadest du dir;" und zwar zunächst ohne Rücksicht auf die Besserung des Verbrechers oder die Abschreckung Anderer. Und dieses Gesetz der Wiedervergeltung ist nicht bloß Alttestamentisch; es kann nicht stärker ausgesprochen werden als in Christi Worten Matth. 7, 1., und nach Paulus ist die Bestimmung der Obrigkeit ausdrücklich die der Vergeltung, Ekdikesis, Röm. 13, 4.; obgleich es freilich wahr ist, daß aus jeder solcher Vergeltung, eben weil sie die Macht Gottes und seines Rechts auf Erden zeigt; die Abschreckung Anderer folgt: „auf daß es die Anderen hören, sich fürchten, und nicht mehr solche böse Stücke vornehmen zu thun unter dir," 5 Mos. 19, 20. Diese Strafe wird aber vollzogen von Seiten Gottes und der Menschen, nicht ungeachtet der Liebe, sondern sie ist selbst der für den Augenblick allein mögliche Beweis der Liebe; die Strafe ehrt in dem Verbrecher das vernünftige, Gottes Ebenbild tragende Geschöpf — denn Thiere kann man nicht strafen, nur abrichten; — sie behandelt ihn als zurechnungsfähig, als Glied der großen Familie Gottes auf Erden. Diese Ansicht von der strafenden Gerechtigkeit, die ihre Einheit mit der Liebe uns darthut, ohne sie selbst ihrem Wesen nach aufzulösen, muß uns dann aber auch den Weg bahnen, was dem Gesetz unmöglich ist, den heilenden Balsam der sündenvergebenden Gnade in die Wunden zu flößen. O wie schön wäre es daher, wenn ein Erbauungsbuch für Gefangene geschrieben würde, in welchem jene biblische Lehre von der Strafe populär und ergreifend und besonders mit biblischen Beispielen, oder auch anderen Erzählungen belegt, dargestellt würde! Wie würde dadurch dann der Weg gebahnt werden zu der Lehre von dem Werke dessen, auf dem die Strafe lag, auf daß wir Friede hätten, und durch dessen Wunden wir geheilet sind! Wie würde es da möglich seyn, die ganze Macht des Trostes, welche in der Lehre von der Versöhnung und der Rechtfertigung liegt, den Herzen nahe zu bringen, ohne sie zur Sicherheit zu verleiten, oder menschliche Stützen der Rechtfertigungslehre unterzuschieben, welche nachhelfen sollen da, wo sie angeblich nicht ausreicht!

*) Mosaisches Recht V. §. 230. Vgl. die Vorrede zu Bd. VI.

Das vorliegende Werk hat uns in dieser Hinsicht keineswegs befriedigt. In der Vorrede, welche schon deshalb hier nicht an ihrer Stelle steht, weil sie den Gefangenen mit in die Hände gegeben werden muß, stellt der Verf. einige Reflexionen über das Schädliche der einseitig aufgefaßten Vergeltungs- und Besserungstheorie an, und kommt zu dem Resultat: Liebe mit Ernst verbunden müsse den Sträfling auf bessere Wege führen. Aber beides, die Liebe sowohl als der Ernst, sind ohne die richtige Grundansicht von der Strafe etwas sehr Abstraktes; in Christo, seinem Leben und seinem Werk, müssen wir Ernst und Liebe Gottes schauen, dann wirkt sie auf unser Herz mit göttlich überwältigender Macht. Der Verf. ist zwar kein Rationalist, er hält an den Haupt- und Grundlehren des Christenthums fest, zu denen er schon in der Vorrede sich bekennt. Aber er schickt seiner kurzen Darstellung der Hauptwahrheiten des Christenthums in der Einleitung erst eine Art Vortrag der Naturreligion voraus, und er verdunkelt dann auch die Grundlehren des Christenthums durch zu viel darüber ausgegossene Sentimentalität, welche unter den Umständen grade, für welche sein Buch bestimmt ist, Thränen genug hervorlocken dürfte, ob aber eine göttliche Traurigkeit, die zur Seligkeit eine Reue wirket, die Niemand gereuet, das möchten wir bezweifeln. Der Schreiber dieses wurde bei seiner ersten Bekanntschaft mit Strafgefangenen durch eine furchtbare Verirrung, die er vor sich sah, auf das Gefährliche jenes Abweges aufmerksam. Ein Todtschläger hatte sich in seiner Einsamkeit alle die Stellen aus der Bibel und dem Gesangbuch herausgelesen, welche die Strafwürdigkeit und unfehlbare Verdammniß der Mörder aussagen; und diese dienten ihm nun dazu, indem er schauerlich düster sich das Schaffott und den Augenblick, wo sein Haupt unter dem Henkerbeile fallen würde, ausmalte, in diesen ästhetischen Vorempfindungen einer selbstgeschaffenen Bluttaufe alle ächte Bußgefühle untergehen zu lassen, daß für Ernst wie für Liebe sein Herz gleich unzugänglich ward — eine Folge der kläglichen Schauspiel- und Romanlektüre unter den niederen Ständen! Könnte es immerhin erlaubt seyn, durch eine Betrachtung des Waltens und Schaffens Gottes in der Natur den Weg sich zu bahnen zu den Lehren des Christenthums, wie es der Verf. thut, wahrscheinlich weil er meint, daß dem rohen Sünder jene Gegenstände noch näher liegen, da es seyn könnte, daß er, wild und ohne Religionsunterricht aufgewachsen, von Christo kaum je

gehört hätte: dennoch müßten auch diese Betrachtungen sich mehr an die Offenbarung anschließen, mehr direkte Beziehung auf das Herz haben, auch bei weitem nicht so in's Einzelne, sentimental ausmalend, eingehen. Ganz ungebildete, rohe Menschen haben ja überhaupt für Naturschönheiten nur selten Sinn; sie werden darauf erst aufmerksam, wenn sie den Schöpfer selbst lieb gewinnen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Gegenwärtige Stellung des Muhamedanismus zur Ausbreitung des Evangeliums.)

Bei der Aufmerksamkeit, welche der Osten jetzt in politischer Hinsicht erregt, wird es unseren Lesern angenehm seyn, die religiöse Seite hervorgehoben zu sehen. Wir folgen darin dem Prediger Elias Smith aus Nordamerika, welcher mehrere Jahre in den Ländern des Mittelmeeres zugebracht und seine Beobachtungen einer Versammlung von Missionsfreunden vorgetragen hat.

Der Muhamedanismus hat bisher in der Türkei eine hochmüthige Miene gegen das Christenthum angenommen. Seine Gesetze haben „den Ungläubigen" stets Tribut oder den Verlust des Lebens auferlegt und Abtrünnigen unvermeidlichen Tod bestimmt. Seine Bekenner haben lange große Schaaren unterjochter Christen am Zügel ihrer Willkühr gehalten; sie triumphirten einst über das Ritterthum und ihre Herrscher saßen Jahrhunderte lang auf dem umgestürzten Thron der Cäsarn. Seine Lehre und seine Geschichte mit einem Worte haben lange den Muhamedanismus in eine erhabene verachtende Stellung gegen das Evangelium und zum Gegner gegen die Verbreitung desselben unter Muhamedanern und Namenchristen gesetzt.

Der Widerstand gegen die Ausbreitung des Christenthums unter den Muhamedanern hat die Form des Gesetzes, des streng ausgeführten Gesetzes getragen. Dieses Gesetz beschränkte sich nicht auf die Bestrafung abtrünniger Muhamedaner, es bestrafte Christen, welche Muhamedaner zu verunehren wagten. Bei der Ausbreitung des Evangeliums unter den Namenchristen der Türkei hat der Widerstand des Muhamedanismus nicht sowohl die Form des Staatsgesetzes, als willkührlicher Unterdrückung gehabt. Wenn ein Christ seine Steuern bezahlt hatte, so kümmerte sich die Regierung nichts um seine Glaubensmeinungen oder den kirchlichen Verband, in welchen er trat. Aus Staatsrücksichten machte sie jedoch das Oberhaupt jeder Kirche gewissermaßen für seine ganze Gemeinschaft verantwortlich, und war daher durch äußere Gewalt dessen Ansehen zu stützen bereit. Es blieb aber diesen Kirchenhäuptern überlassen, die erste Klage gegen Handlungen, die zum Zwiespalt oder zur Reformation führen konnten, zu erheben. Blieben sie ruhig, so konnten fremde Heilsboten die Bibel in jedes christliche Haus bringen und unter dem Beistand von oben den Saamen der Gnade in jedes christliche Herz der Türkei pflanzen, ohne durch ein muhamedanisches Gesetz gehindert zu seyn; aber in der Türkei ist das Gesetz etwas, und die von den Machthabern ergriffenen Maaßregeln oft etwas ganz Anderes. Die den Türken durch ihre Religion und Geschichte eingeflößte hochmüthige Stellung gegen das Christenthum hat sie oft verleitet, die Rechte selbst der Europäer willkührlich mit Füßen zu treten. Die Missionare, die Beauftragten der verachteten Religion, waren solcher Willkühr nicht am wenigsten unterworfen.

Wenn ich nun von der gegenwärtigen Stellung des Muhamedanismus spreche, kann ich freilich nichts von der Aufhebung der dem Christenthum feindlichen Gesetze erzählen. Der Änderungen, die in seiner allgemeinen Richtung stattgefunden haben, sind zwei, nämlich die Verfeinerung und dann die Demüthigung seiner Bekenner. Das erstemal, so lang er besteht, sind Neuerungen von christlichen Völkern als anerkannte Fortschritte förmlich eingeführt worden; früher hat ein Wall von Anmaßung, der ihnen die Aussicht auf fremdes Übergewicht verdeckte, die Muselmänner auf die Beschauung ihrer vermeinten Höhe beschränkt. Mögen auch die Neuerungen kriegerischer Art und an sich von keinem moralischen Werthe seyn, sie machen doch eine Bresche in diesen Wall und haben in ihrem Gefolge noch ganz andere; sie sind eine Anerkennung, daß manches Gute von den Christen geborgt werden kann, und führen dazu, die Gemüther der Muselmänner für die Zulassung anderer wichtigerer Dinge geneigt zu machen. — Gedemüthigt wurden die Moslemin durch die Erfahrung ihrer Schwäche nach Innen und nach Außen. Das Ansehen des Sultans über seine Unterthanen ruhte vormals auf einem doppelten Grunde, seiner geistlichen Würde als Haupt des Muhamedanismus, und seiner bürgerlichen als Haupt des Türkischen Reiches. Seine geistliche Würde verschaffte ihm die größte Verehrung und den willigsten Gehorsam; seine Befehle, wenn sie auch den Kopf eines ungehorsamen Pascha verlangten, brauchten am Hofe des Schlachtopfers nur entfaltet zu werden, so beförderten selbst die Diener dieses Hofes die Ausführung. Durch seine neuerliche Annahme christlicher Fortschritte hat er diesen Anhalt für die Verehrung seiner Unterthanen zerbrochen; manche stehen sogar nicht an, ihn einen Ungläubigen zu nennen. An jenen religiösen Fanatismus, der stets das stärkste Band des Gehorsams bei dem Türkischen Bürger und der Tapferkeit bei dem Türkischen Soldaten gewesen ist, kann er sich nun nicht mehr wenden. Wie mißlang ihm sein Versuch, als er während des Russischen Krieges das heilige Sandschak el Scherif entfaltete. Einst brauchte er nur auf den berüchtigten Ali Pascha von Janniña, dessen Hof doch während des Revolutionskrieges in der Europäischen Diplomatie eine Rolle spielte, den Reichsbann zu legen, so ehrte bald der Kopf des Aufrührers die Pforten des Serails: jetzt wird derselbe Bann gegen Mehemed Ali von Ägypten geschleudert, und sein siegreiches Heer eilt nur desto kühner gegen die Wälle der Hauptstadt. Über ihre Schwäche gegen Außen haben die Türken neuerlich mehr als eine gebieterische Lehre empfangen; die Schlacht von Navarino, die ihre Seemacht vernichtete und Griechenlands Trennung von ihrem Reiche zur Folge hatte, war eine; eine andere der Russische Krieg, der in seinem Lauf die Hauptstadt der Gnade des siegenden Feindes übergab und bei seinem Ende die Quellen des Schatzes ausschöpfte. Ich habe den Türkischen Charakter studirt; wenn er einen hervorstechenden Zug hat, so ist es der, sich unter die Ruthe zu demüthigen. Jene Erfahrung der Schwäche nach Innen und Außen mußte daher kräftig gegen den Übermuth wirken, der auf den Widerstand des Muhamedanismus gegen das Christenthum so wesentlichen Einfluß gehabt hat.

Aber welche Veränderungen hat dieser Umschwung der allgemeinen Richtung des Muhamedanismus insbesondere hervorgebracht in seiner Stellung gegen die Ausbreitung des Evangeliums? Der Widerstand dagegen selbst unter Muhamedanern ist weit schwächer geworden. Daß Muselmänner in ihrer eigenen Meinung anderen Sekten so nahe gekommen wären, daß sie Angriffe eingeborener Christen auf ihren Glauben geduldig anhören würden, das kann man nicht sagen; aber Europäer haben in muselmännischer Achtung einen Standpunkt gewonnen, welcher für Missionare den Kampf gegen den Muhamedanismus zulässig zu machen beginnt!

Diese Veränderungen sind groß — sie sind erstaunlich! Wie ausgedehnt und tiefgreifend sie seyn mögen, muß die Zeit erweisen. Muhamedaner dahin zu bringen, daß sie Untersuchungen über den Werth

ihres Glaubens ertragen, ist das erste; daß sie den Abfall von ihm ertragen, das andere. Obgleich des Muselmanns Geist gedemüthigt ist, daß er seine Religion von einem Missionar in Frage ziehen lassen kann, so möchte man doch, wenn der Missionar einen Muhamedanischen Bekehrten taufen wollte, finden, daß das Gesetz wider den Abfall jetzt noch nicht wirklich zurückgerufen ist; diese Veränderung läßt sich von dem Bildungsgang, welchen der Muhamedanische Charakter genommen hat, erwarten. Oder sollten wir nicht schließen, daß eine öffentliche Meinung sich aus den Neuerungen bilden wird, welche jetzt auf die Türkischen Vorurtheile eindringen, daß sie das unduldsame Gesetz des Koran zum todten Buchstaben machen und den Menschen von jeder anderen Rechenschaft wegen Religionstausch als von der vor Gott und dem Gewissen befreien werden? Ein solcher Zustand der öffentlichen Meinung fängt an, wie man glauben darf, sich zu bilden. Die Ursachen, die ihn hervorbringen können, haben in Ägypten am längsten gewirkt und ihnen ist ohne Zweifel theilweise die Duldung religiöser Erörterungen, die unter der dortigen Regierung stattfindet, zuzuschreiben. Die Ausdehnung der Ägyptischen Herrschaft über Syrien hat die Missionsthätigkeit daselbst erleichtert. Auch in Konstantinopel, der Hauptstadt des Muhamedanismus, kann man ähnliche Erscheinungen beobachten. Man wird dort allgemein unter den Türken die Richtung gewahr, daß es ihnen, neben der Nachahmung Europäischer Kleidung und Kriegskunst, etwas mehr von Europäischem Wesen anzunehmen gefällt.

Zur Bekehrung von Muhamedanern sind zwei Schritte erforderlich gewesen. Es mußte der Zugang zu ihnen geöffnet, und dieser Weg wirklich von Evangelisten betreten werden. Den Zugang zu öffnen lag außerhalb dem Bereiche religiöser Mittel in der obersten Leitung der Vorsehung. Ich habe die Führungen zu zeichnen gesucht, durch welche die Vorsehung, indem sie die Stellung des Muhamedanismus zur Verbreitung des Christenthums minder hochmüthig und abstoßend machte, den ersten Schritt gethan hat. Gott hat wunderbar gehandelt, und wir haben bisher zugesehen; wir dürfen nicht länger zusehen; es ist nun an uns, zu wirken. Es mag zwar die Zeit zu direkten Missionen an die Muhamedaner noch nicht gekommen seyn; aber wir sollten Missionare genug unter den Namenchristen der Türkei haben, damit immer einige zur Hand sind, um das Licht der göttlichen Wahrheit in das erwachende Gemüth jedes Muhamedanischen Forschers fallen zu lassen, und auf alle geeignete Weise die Zahl solcher Forscher zu vermehren.

Ergreifen wir nicht solche Maaßregeln, so wird diese ganze göttliche Vorbereitung nichts Gutes hervorbringen. So sehr auch alle politischen Ursachen in der Welt den Charakter der Muhamedaner freisinniger machen und demüthigen möchten, so werden sie dieselben doch nie zu Christen machen. In dieser ausnehmend wichtigen Lage, in diesem Übergangszustand, in welchen der moslemische Sinn jetzt gebracht ist, bedarf es des Eingreifens einer bestimmten christlichen Thätigkeit, oder es bleibt auch so nicht wo es ist: es wird schlimmer werden. Ich habe kein Vertrauen auf Reformationen, die solchen Händen, in welchen sie jetzt sind, überlassen bleiben. Die Diener Christi halten sich fern; aber die Diener des Teufels nicht, die sind stets zur Hand. Viele bemühen sich jetzt in der Türkei, die Muselmänner an Bälle, Maskeraden und Weintrinken zu gewöhnen — Dinge, welche man früher aufs Äußerste verabscheute. Und das gelingt ihnen gar wohl; denn den Europäern nachzuahmen wird jetzt allgemein. Die Europäischen Muster aber, die bisher den Moslemin gegeben wurden, sind, wie ich besorge, von der Art, daß in schlechte Sitten zu verfallen nach ihrer Meinung heißen wird, ein Franke seyn. Können Christen ihre Hände zusammenlegen und dulden, daß eine solche goldene Erndte gänzlich vom Feind eingeholt wird?

Der Widerstand des Muhamedanismus gegen die Verbreitung des Evangeliums unter den morgenländischen Namenchristen hat, wie man hoffen darf, ganz aufgehört. Der willkührliche Druck, worin der moslemische Widerstand sonst hauptsächlich bestand, kann für völlig verschwunden gehalten werden. Ein Umsturz der öffentlichen Ordnung, der zur Anarchie führte, könnte allein ihn zurückbringen. Die Türkische Regierung hat in neuerer Zeit zu viele heilsame Lehren der Civilisation empfangen, um ferner die Rechte Fremder mit Füßen zu treten. Europäisches und Amerikanisches Bürgerthum hat jetzt sich hinlängliche Achtung erworben, um auch dem Missionar Leben, Freiheit und den Genuß der bürgerlichen Rechte zu sichern; er kann überall hin gehen, wo das Gesetz geachtet wird, und das Evangelium den zahlreichen christlichen Sekten der Türkei predigen, ohne daß ein Türkischer Machthaber ihn hindern oder in Furcht setzen wird.

Indem ich diese Veränderung anderen als religiösen Ursachen zuschreibe, wird man mich beschuldigen, daß ich mit Vorliebe bei politischen Ereignissen mich aufhalte? Beschränkt man dies auf die wirklich angeführten Ereignisse, so lasse ich diese Beschuldigung gern über mich ergehen. Hätten die sechs ereignißschweren Jahre, die ich am Mittelmeere verlebte, wo jene Ereignisse so rasch einander folgten, mir diese Vorliebe nicht beigebracht, so müßte ich mich selbst anklagen, die Empfänglichkeit weder eines Christen noch eines Menschen zu haben. Ring um mich war der Schauplatz der großen Begebenheiten, die seit den grauesten Zeiten das Schicksal der Welt entschieden haben. Dort auch sollten sich die wundervollen Erscheinungen der noch unerfüllten Weissagung zeigen; und die täglichen Ereignisse schienen auf sichtbare Weise das Geschick der Völker zu bestimmen. Welcher Christ, welcher Mensch sollte nicht seine Augen dem vor ihm ausgebreiteten Buche der Vorsehung geöffnet haben? Ist ein Christ, der mich hört und nicht sein Antlitz über das atlantische Meer richtet, um den Fortschritt der Russischen Waffen zu beobachten, und dessen christlicher Sinn grade sein Sehkraft nicht schärft?

Doch wie wahr ist es, daß Gottes Wege nicht unsere Wege sind! Waret ihr nicht alle verdrüßlich, als das Russische Heer vor der Hauptstadt Halt machte und die Herrschaft der Nachfolger Muhamed's nicht mit Gewalt vernichtete? Wäre dies geschehen, so hätte die Ausdehnung des Russischen Gesetzes über die Türkei für die dortigen namenchristlichen Sekten gewirkt, wie das Erstarren der Lava über Pompeji und Herkulanum, sie in ihrem gegenwärtigen Zustande eingepflockt — unbeweglich in sich selbst und unberührbar von Missionshänden. Sogar Missionaren für die Muhamedaner würden durch die Ansprüche der Griechischen Staatskirche auf die Neubekehrten die Hände gebunden gewesen seyn. Gott scheint in besonderer Absicht die Muhamedanische Macht erhalten zu haben, grade stark genug, um noch ihre ausgleichenden Gesetze über christliche Sekten zu erstrecken und das aufsteigende Bewußtseyn ihrer eigenen Kraft, welches sie unduldsam machen würde, zu hindern; und grade schwach genug, um ruhig die Missionsarbeiten und ihnen zu gestatten, und ihre eigenen Bekenner einigem evangelischen Einflusse auszusetzen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 9. August. № 64.

Das Nordamerikanische Christenthum vom Standpunkte eines Deutschen Rationalisten betrachtet.

Wir liefen in unserem letzten Aprilhefte einen Nordame-kaner über die Evangelische Kirche von Deutschland sich ssprechen; hören wir jetzt einen Deutschen Rationalisten ber Amerikanisches Christenthum, — einen Doktor der Rechte, örke, der aber mehr der Landwirthschaft als der Rechtswissen-haft obgelegen und einen Sohn und mehrere Enkel in den Vereinigten Staaten hat, auch selbst deren Bürger ist, und ieselben aus langem Aufenthalte daselbst kennt. Er hat in amburg bei Perthes und Besser 1833 einen „Nord-merikanischen Rathgeber" drucken lassen, der einerseits ine Bewunderung des dortigen Liberalismus, andererseits sei-en Rationalismus nur zu sehr beurkundet. Sein Zeugniß wird iedurch, als ein von einem Gegner abgelegtes, besonders glaub-aft; er war gewiß nicht geneigt, seinem angestaunten Lande er Freiheit und Aufklärung mehr Christenthum, — in seinen ugen finsteren Pietismus — zuzuschreiben, als er daselbst fand, der diesem Pietismus mehr praktischen Werth zuzugestehen, als : mußte.

„Der Amerikaner" — sagt er — „hat sehr viel reli-iösen Sinn vor dem Deutschen voraus; der Sonntag ist ganz em Gottesdienste gewidmet; man geht zwei, drei und vier Mal, lbst noch in der Nacht, in die Kirche, wenn Gelegenheit dazu , und widmet sich am Sonntage ganz der Zurückgezogenheit sich selbst und der Selbstbetrachtung. Der Sonntag ist wört-h eine Feier der stillen Wehmuth, der Selbstbeschauung, und benbei der ärgsten langen Weile."

Wie könnten Ungläubige und Weltlichgesinnte wohl anders, s diesen Einfluß von der christlichen Landessitte, — denn mehr ihnen die Heilighaltung des Sonntags nicht — erfahren! an denke nur an die Stimmung, in der sie auch bei uns am ottesdienste Theil nehmen, wo sie sich dessen noch nicht ganz tschlagen haben.

„Alle Geschäfte ruhen, alle Läden sind geschlossen, und jedes schuldige Spiel, — Dame, Schach, Karten, — versteht sich, ne Geld gespielt, denn Geldspiele sind an sich fast in der gan-n Union verpönt — sind besonders an diesem Tage ehren-hrig, ja es war im Congreß selbst im Antrage, daß am Sonn-ge die Posten liegen bleiben sollten; — eine corrupte unselige ee, welche den nachtheiligsten Einfluß auf die gesammte In-strie gehabt haben würde, die aber zum Glück am besseren inn der Mehrheit scheiterte. — Es ist zwar eine Thatsache, ß das weibliche Geschlecht mehr noch als das männliche der ligiosität und der Sontagsfeier ergeben ist, aber es läßt sich auch nicht ganz abläugnen, daß die Befreiung vom Küchendienste*) und die Ausfüllung der peinigendsten langen Weile am dritten Kirchenbesuch — oft mitten in der Nacht und oft bei einer von der ihrigen verschiedenen Sekte — einen großen Antheil hat. Wie dem auch seyn mag, so liegt es klar am Tage, daß der Amerikaner von Jedem, dem er trauen soll, einen religiösen Sinn verlangt. Welcher Religion er anhängt, ist ihm ganz gleichgültig, da Duldsamkeit durch die Constitution zur Volkserziehung und durch ihre milden Folgen zur allgemeinen Volkssitte geworden ist. **) Unduldsamkeit trifft nur freisinnige und freihandelnde Christen — vom Schuhflicker bis zum anerkannten Gelehrten — die sich über religiöse Gegenstände frei zu äußern, oder die Kirche unregelmäßig zu besuchen wagen. Diese dürfen auf eine Unterstützung im Berufe nie rechnen. Anhänger der Unitarischen Kirche (Rationalisten) sieht man sehr bedächtig an — obgleich diese bei weitem nicht so absprechend ist als ihre Schwesterkirche in England — und wer den Thomas Payne — den Deutschen Horus der Amerikaner — Voltaire und Rousseau fleißig liest, kommt unfehlbar als Antichrist in Geruch. Die Ursache ist zur Ehre der Nation nicht Bigotism, wie mich Mehrere versichert haben — sondern der Glaube, daß ein Freidenker nicht mit Zuverlässigkeit die Bibel küssen, d. i. den Amerikanischen Eid leisten könne; und, da bei einer Menge

*) „Für die Bedürfnisse des Hauses, worunter selbst die Einkäufe für die Küche begriffen sind, sorgt der Mann. Die Hausfrau bekümmert sich um diese nicht, und erkennt willig die Verfügungen ihres Gatten an." S. 129. Bd. 1. der Schrift von Sidons „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika," — er ist selbst ein Bürger derselben.

**) „Der Prediger, der über einen Übertritt zu einer anderen Kirchenparthei im geringsten eiferte, würde sicher als ein Mann, der der Gewissensfreiheit Zwang anlegt, alle Popularität verlieren. Ja, so weit geht diese Liberalität, daß man es seinem eigenen Prediger übel deuten würde, wenn er seine Religion als die vorzüglichste vertheidigte. „In jeder christlichen Confession kann man fromm seyn, und wir sind alle Christen," — hört man gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten sagen, und benimmt sich auch danach. Das Kind wählt im elterlichen Hause seine Religion selbst, ohne daß die Eltern das Mindeste darein sprechen. Ich kenne Familien, wo der Vater der Anglikanischen, die Mutter der Englisch-Reformirten Kirche angehört, einer der Söhne Wiedertäufer ist, und die Töchter Methodistinnen, und alle in Friede und Einigkeit leben. Wird etwa eines Abends über Religionsgegenstände gesprochen, so geschieht dies in dem kalten, ruhigen Tone, den man sonst führt. Man geräth nie in Hitze, und Jeder bleibt bei seiner Meinung, ohne sich um die des Anderen sehr viel zu bekümmern." Sidons a. a. O. p. 128. 129.

Geschäfte dieser heilige Schritt nothwendig sey, so müsse man auch, wie sie richtig dafür halten, darauf bauen können, daß der Beeidigte keine anderweite Deutungen und Vorbehalte im Gemüthe führe."

Auf diese Stelle möchten wir die Aufmerksamkeit aller derer richten, die meinen, daß ein Staat ohne Religion, in völliger Trennung von der Kirche, bestehen könne, und Nordamerika als Beispiel eines solchen Staates anführen. Nicht allein, daß dieser Staat einen christlichen Eid hat, — die dort so mächtige öffentliche Meinung traut sogar keinem, der diesen Eid ohne Glauben schwört; alle Unitarier sind in dieser Hinsicht verdächtig. Hieraus erhellet, wie in Nordamerika die christliche Kirche — wenn auch nicht eine bestimmte Parthei oder Abtheilung derselben im Gegensatz gegen die übrigen — mit dem Staate in dieser wesentlichen Beziehung, an die, der Natur der Sache nach, so vieles andere sich anschließt, in einer innigeren und reelleren Verbindung steht, als in irgend einem Europäischen Lande. Die Constitution hat freilich, unter dem Einflusse der Freigeisterei, die zur Zeit ihrer Entstehung, in den 1780ger Jahren, in der Blüthe stand, eine völlige Neutralität gegen das Christenthum als Staatsgrundgesetz ausgesprochen; aber als die Constitution gemacht wurde, bestand der politisch und religiös wichtigste und einflußreichste Theil der jetzigen Vereinigten Staaten schon seit anderthalb Jahrhunderten; ernste Christen, Puritaner, um des Glaubens und Gewissens willen aus ihrem Vaterlande gewichen, hatten den Kern ausgesät, der zur Zeit des Abfalls von England schon ein mächtiger Baum geworden war, und der jetzt zu einer Riesengröße heranwächst. Das ernste praktische Christenthum, mit welchem jene ersten Gründer die jungen Kolonien salzten, ist nie, selbst in der Zeit nicht, welche die Amerikanischen Christen als die der tiefsten Ebbe bezeichnen, in der, welche unmittelbar auf den Abfall folgte, ganz von diesen Ländern gewichen, und in den letzten Jahrzehenden mit erneuter Kraft, mit verjüngtem Leben hervorgebrochen. Wie sehr müssen also diejenigen Nordamerika verkennen, die keinen Unterschied machen zwischen der politisch religiösen Freigeisterei, die sich in der Constitution ausspricht, und dem Geiste, der wirklich in den Vereinigten Staaten herrscht! Allerdings ist jene Freigeisterei ein Element dieses Geistes, aber nur eins; das andere ist lebendiges, praktisches, sittlich-ernstes Christenthum; und erst das Produkt dieser gährenden, streitenden Elemente bildet den Charakter der Vereinigten Staaten. Wie viel lehrreicher wird die Geschichte, wird die Betrachtung der Gegenwart der Staaten, wenn wir nicht bei dem Buchstaben ihrer Gesetze und Constitutionen stehen bleiben, sondern die reellen Faktoren ihres Lebens aufsuchen, in den Geist, in das Wesen der in concreter Fülle vor uns stehenden Erscheinungen eindringen! Es scheint zwar bei uns die Kirche mit dem Staate in viel engerer Verbindung zu stehen als in Nordamerika, — ja diese engere Verbindung findet in vielen Hauptbeziehungen auch wirklich statt; — die Kirche umfaßt unser Leben von der Wiege bis zum Grabe, — die Obrigkeit, jetzt noch getragen von der allgemeinen Landessitte, leiht der Kirche die Macht ihres Arms, daß kein Säugling ihrer Taufe, kein Kind ihrem Unterrichte, kein Jüngling oder Jungfrau ihrer Confirmation, kein Ehepaar ihrer Trauung, kein Todter ihren Kirchhöfen sich entziehen kann; — Landesherren schützen, dotiren, regieren die Kirche; von der Ernennung der Bischöfe bis zur Bestimmung der Liturgie steht alles unter ihrem mittelbaren oder unmittelbaren Einflusse; — dafür drückt die Kirche das Siegel ihrer Anerkennung und Weihe auf die wichtigsten und feierlichsten Handlungen des politischen und bürgerlichen Lebens, von der Salbung der Könige, und den Siegesfesten und Friedensschlüssen der Weltmächte bis auf die Proklamirung und Buchung der Geburten, Heirathen und Todesfälle der ärmsten Unterthanen herab; — von allem diesen findet in Amerika das Gegentheil statt. Aber man denke sich, daß bei uns Jemand die Zuverlässigkeit des Zeugeneides oder des im Handel und Wandel gegebenen Wortes eines Rationalisten seines Unglaubens halber in Zweifel ziehen wollte, — welche Ausdrücke würden wohl stark genug seyn, um dem Unwillen, dem Ingrimm der bei uns herrschenden öffentlichen Meinung Luft zu machen über ein solches Extrem pietistischer und obscurantischer Anmaßung, über einen solchen Rückfall in die finstersten Zeiten der Inquisition und der Glaubenstyrannei! Und doch, wie ernst und ehrerbietig behandeln die Amerikanischen Unitarier die heilige Schrift und die Person unseres Heilandes, wie fest suchen sie den sittlichen Inhalt seiner Lehre zu halten, im Vergleich mit der frechen Frivolität, die auf so manchen privilegirten Lehrstühlen unserer Universitäten mit den heiligen Gegenständen unseres Glaubens ihr Spiel treibt! Es ist also dort wie bei uns Verbindung von Kirche und Staat vorhanden; nur daß dort der Sauerteig in frischer Kraft gährt, zuerst die individuelle Gesinnung und das Privatleben kräftig ergreift, und auf diesem Wege zu dem scheinbar noch unberührten Staatsleben, das in Amerika ein Kind ist,*) das aber mit der individuellen Gesinnung und dem Privatleben in der engsten Wechselwirkung steht, hindurchdringt, während bei uns die ganzen drei Scheffel Mehl seit vielen Jahrhunderten durchsäuert sind, aber der Sauerteig an vielen Stellen unkräftig geworden und der Fäulniß gewichen ist, so daß, obschon die alte Färbung des Ganzen geblieben, eine neue Säuerung von demselben Anfangspunkte aus wie in Amerika Aufgabe der Kirche ist.

Aber noch eine andere Wahrnehmung unseres Berichterstatters ist näherer Erwägung werth, daß es nämlich den Amerikanern ganz gleichgültig seyn soll, welcher Religion Jemand anhange, wenn er nur irgend eine habe. Er schränkt dies gleich dahin ein, daß „freisinnige und freihandelnde Christen," namentlich „Unitarier" von dieser allgemeinen Duldung ausgeschlossen seyen. Mit dieser Beschränkung hat die Bemerkung viel Wahres und ist charakteristisch für Nordamerika. Der praktische Charakter des Volks, das lange friedliche Nebeneinanderbestehen so vieler zum Theil nur durch ihre Kirchenverfassung, aber doch scharf, gesonderten Partheien, die großartigen Verbindungen die-

*) Es ist erst zweihundert, — oder nach ihrer eigenen Rechnung, erst funfzig Jahr alt, mithin schon dieser Zeitdauer nach noch im Kindesalter.

ser Partheien zu Bibel-, Traktat- Missions- und anderen christlichen Gesellschaften, und, zu diesem allen, die Richtung des Zeitgeistes auf negative indifferente Toleranz haben nicht bloß unter der Masse des Volks, sondern auch unter den Christen eine gewisse Gleichgültigkeit gegen alle diejenigen Lehrstreitigkeiten in Religionssachen hervorgebracht, von denen man, oft allzuleicht, annimmt, daß sie das Wesentliche des Christenthums nicht berühren. So hat sich der immer praktischer werdende Begriff: „rechtgläubige Kirchenpartheien" — (orthodox denominations) — ausgebildet, der alle die einschließt, welche die wesentlichen Grundlehren des Christenthums: den Fall des Menschen, die Erbsünde, die Gottheit Jesu Christi, die Versöhnung, die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes, die Dreieinigkeit, ewige Strafen und ewige Belohnungen — bekennen, die aber ausschließt, welche diese Lehren verwerfen. Andere Lehrdifferenzen, z. B. die, welche die Calvinisten, Arminianer und Lutheraner trennen, die Fragen von der Kindertaufe, von der Kirchenverfassung u. s. w. werden dabei als unwesentlich betrachtet, und innerhalb der Gränzen der „Rechtgläubigkeit" geduldet. Sollte dieser Begriff, welcher jetzt besonders im Privatleben der einzelnen Christen, in den christlichen Zeitschriften und in den christlichen Gesellschaften praktisch ist, sich mehr und mehr den Weg in die Theologie und in die Kirchen als solche bahnen, so würden die „rechtgläubigen Kirchenpartheien" endlich als eine große Kirche, mit vielen gliedlich verbundenen Unterabtheilungen dastehen, woraus die wichtigsten und heilsamsten Resultate für die Kirche des Herrn in Nordamerika und ihr Verhältniß zum Staate hervorgehen müßten. Nur würde der Begriff der „Rechtgläubigkeit," der jetzt wohl mehr in dunkelm Gefühl als in klarem Bewußtseyn dieser Gemeinschaft zum Grunde gelegt wird, selbst erst einer tieferen Ergründung und festeren Bestimmung bedürfen.

(Schluß folgt.)

Über christliche Einwirkung auf Strafgefangene.

(Schluß.)

Noch bedenklicher aber ist es, wenn der Verf. von der Betrachtung der Natur auf den Menschen übergeht, und, so wenig er es auch ausspricht, doch seine Darstellung darauf hinführen muß, daß er ihn als gut von Natur ansieht; er ist nach ihm frei und unsterblich, und „wenn er in stetem Bewußtseyn dieser seiner hohen Würde und Bestimmung lebte, dann würde es ihm unmöglich seyn, so tief zu sinken, und ungerecht, unvernünftig, unmenschlich zu denken und zu handeln." Eine eigentliche Lehre von dem Grundverderben des Menschen finden wir nicht; sondern es sieht so aus, als stehe der Mensch, wie Pelagius meinte, zwischen gut und böse anfangs indifferent da, und wähle frei, und das durch diese Wahl erst in ihm entstehende Böse wachse immer mehr und mehr zu einer furchterregenden Größe an. Eine solche flache Darstellung von dem menschlichen Verderben dürfte ganz vorzüglich unter Menschen die Wirkung verfehlen, die demselben tiefer und schärfer in's Angesicht gesehen haben, als der ehrbare, von der Welt geachtete sogenannte Biedermann. Mancher oberflächlich Nachdenkende bildet sich thörichter Weise ein, die Lehre von dem Grundverderben aller Menschen habe etwas den Verbrecher zur Sicherheit Verleitendes, weil er sich dann für keinen schlimmeren Sünder halte, als alle Anderen um sich her; aber grade an diesem Beispiel läßt sich recht klar zeigen, wie die elenden Menschenhülfen, wodurch man die biblischen Lehren kräftiger zu machen denkt, ihre Wirkung gänzlich verfehlen. Man sehe sich nur einmal ein wenig unter Strafgefangenen um, und frage sich dann, ob wohl irgend eine andere gleiche Menschenzahl mehr in der Selbstgerechtigkeit steckt, als grade diese! Die Allermeisten sehen sich als völlig unschuldig an; und das, den Rationalisten gegenüber, mit Recht, denn eine Menge Leute, die von diesen für Tugendmuster gehalten werden, unterscheiden sich von ihnen nur dadurch, daß die Gelegenheit zu ähnlichen Handlungen ihnen fehlte, oder es ihnen besser gelang, ihre Thatsünden selbst zu verbergen, oder ihr Temperament sie nach einer anderen Seite hin führte, wo sie ehrbarer, aber nicht besser, als sie, geworden sind. Der Schreiber dieses lernte vor vielen Jahren im Gefängniß einen jungen Verbrecher, aus einer liederlichen Schauspielerbande, kennen, den sein Vater, ein Prediger, im Gefängnisse besuchte; der junge Mensch rechtfertigte sich aber, wenn man sein Vagabundenleben unter den Schauspielern ihm vorstellte, damit: sein Vater sey viel mehr ein Schauspieler, als er. Dergleichen sieht Niemand so scharf, als wen die Strafe ereilt, und wider Willen zur Selbstbeobachtung gedrängt hat, der Stolz aber zugleich treibt, zunächst vor sich selbst Entschuldigungen für seine entehrenden Sünden aufzusuchen, um in dem Selbstgefühl Kraft, sich gegen die Schande zu behaupten, gewinnen zu können. Diejenige Lehre allein, welche den Menschen als „ein Kind des Zornes von Natur," und „all sein Dichten und Trachten als nur böse von Jugend auf" darstellt, die keinen Reinen unter denen sucht, wo keiner rein ist, schneidet alle Entschuldigungen ab, und stellt jeden Ausbruch der Sünde darum um so schrecklicher dar, weil er aus der unergründlichen Quelle eines durch und durch vergifteten Herzens hervorgegangen ist.

Und eben so ist es mit der Lehre von der erbarmenden Gnade Gottes in Christo. Ach sie ist schlechterdings das Einzige, was den Zugang uns zu allen Sünderherzen, insbesondere aber grade zu solchen bahnen kann. Jesus ist zwar dem Verf. der eingeborene Sohn Gottes, der die Herrlichkeit Gottes verließ und auf die Welt kam, und für die Sünder litt, starb und auferstand; aber worin das Heil, das er uns erworben, worin die Hülfe, die er uns zu Theil werden läßt, eigentlich bestehe, das tritt in des Verf. Darstellung nirgends klar hervor. Da wird Lehre und Beispiel Jesu seinen anderen Wohlthaten vorangestellt, daß es aussieht, man könne wählen, was man am liebsten zu seiner Besserung und Errettung anwenden möge. Es ist, besonders in den angeführten Bibelsprüchen, von Bekehrung des Sünders öfters die Rede; aber wie der erste Funke einer zu Gott auflodernden Flamme der Liebe nichts als Gnade sey, und wie er ohne all' unser Verdienst in uns entzündet werde durch den Glauben an das Opfer Jesu Christi, wie das gänzliche Vertrauen auf dieses allgenugsame Verdienst, dessen hei-

lende Kraft sich nicht nach den Graden unserer Heiligung richtet, auch da, wo das Herz lauter nein! spricht, uns aufrichten und mit immer neuer Stärke und Freudigkeit zum Kampfe erfüllen solle, diese Lehren, die Todte lebendig machen können, werden nirgends in ihrer ganzen vollen Kraft vorgetragen.

Ein besonderer Vorzug des uns vorliegenden Werkes ist indeß in dem ersten Theile die Sammlung von Erzählungen, die nach gewissen Überschriften zusammengeordnet sind. Unter ihnen sind viele recht zweckmäßig gewählt, die meisten sind anziehend vorgetragen, und viele werden eines tiefen Eindrucks nicht verfehlen. Eine Sammlung der Art sollte in keinem Erbauungsbuch für Strafgefangene fehlen. Aus älterer Zeit haben wir von dem bekannten Liederdichter Woltersdorf eine Zeitschrift solchen Inhalts, betitelt: „Der Schächer am Kreuz," welche nichts als Bekehrungsgeschichten von Verbrechern enthält, die recht schön zugleich benutzt, und immer zugleich mit eindringlichen Warnungen verbunden sind, die Buße ja nicht darum aufzuschieben, weil die Bekehrung noch möglich sey. Recht tief gehen die Betrachtungen unseres Verf. selten ein; hie und da sind wohl passende Bibelstellen eingewebt, aber es fehlt zu sehr der ächte Grund der Lehre, als daß diese recht verwunden und recht heilen könnten. Die Rubriken, unter welche der Verf. die Erzählungen geordnet hat, sind folgende: 1. Leichtsinn und böse Gesellschaft führen zum Verderben; 2. es ist kein Segen bei ungerechtem Gut und Verbrechen; 3. der allmächtige Gott vereitelt die Anschläge der Gottlosen; 4. die weise göttliche Vorsehung entdeckt begangene Verbrechen, oder nichts bleibt verborgen (ist auch mit Vorsicht und nicht so entschieden aufzustellen, da es notorisch ist, daß selbst in unseren Tagen Mordthaten vorfallen, welche nie herauskommen, wie z. B. ein 1804 zwischen Glogau und Bunzlau vorgefallener Mord wiederholter Nachforschungen ungeachtet nicht entdeckt worden ist); *) 5. das Gewissen, der mächtige innere Richter; 6. Gott ist der gerechte Bestrafer des Bösen; 7. ohne Bekenntniß der Vergehen und Gutmachen des zugefügten Bösen ist keine Vergebung vor Gott; 8. der Sünder, welcher sich bekehrt und Buße thut, findet Gnade vor Gott und Verzeihung bei den Menschen. Der letzte Abschnitt zeigt besonders die Flachheit, mit der der Verf. diesen großen Gegenstand behandelt; eine leere, triviale Geschichte von einem Mädchen aus Berlin, und eine so gar sehr bedenkliche von einem Herrn, der einen Vatermörder, statt ihn der Obrigkeit zu überliefern, in seine Dienste nimmt und mit ihm auf Reisen geht, wo der Bediente dann durch eine etwas theatralische edle That seine Besserung beweist, und eine andere ganz ähnliche von einem Geistlichen, der einen Raubmörder, bloß auf dessen Versicherung der Bekehrung von der Todesstrafe losbittet, worauf denn auch eine sentimentale Dankbarkeitsscene im Walde später folgt, alle diese Sachen sind grade nicht geeignet, den heilsamsten Eindruck auf die Strafgefangenen zu machen.

Der zweite Theil des Werkes enthält Betrachtungen und Gebete, jedes in drei Abschnitten. Die Betrachtungen zeigen den Verf. als einen weichherzigen, mitfühlenden Mann, der sich oft recht lebendig in die Lage eines gefangenen Verbrechers zu versetzen weiß; aber seine Oberflächlichkeit, mit der er die tiefen Lehren des Christenthums auffaßt, hindert ihn überall, wahrhaft zu erbauen. Nur hie und da, wie in dem Abschnitte: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?" spricht der Verf. mit einer gewissen Innigkeit von Jesu, unserem Heilande, welche etwas Rührendes hat, und zeigt, daß er selbst ihm vielleicht nicht so fern steht, als man nach dem größeren Theile seines Buches vermuthen könnte. Den Gebeten ist noch ein Anhang von Gebeten für katholische Gefangene hinzugefügt.

Nicht wegen dieser letzteren, wohl aber wegen der sehr selten, selbst gläubigen Katholiken eigenen klareren und tieferen Erkenntniß der großen Schriftwahrheiten von der Rechtfertigung und Heiligung, die auch diesem Verf. sehr mangelt; ferner wegen der Bibelcitate nach einer schlechteren, wässerigen Übersetzung, und wegen der sehr schlechten Liederverse, welche Katholiken, in Ermangelung der kräftigen evangelischen Kirchenlieder, allein zu Gebote stehen, halten wir dergleichen Erbauungsbücher für beide christliche Confessionen für unstatthaft. Wenn nicht Bedürfnisse einer Verlagshandlung in Anschlag kommen, was kann es denn Bedenkliches haben, daß den katholischen Strafgefangenen besondere Erbauungsbücher in die Hände gegeben werden? Möchten ernste Katholiken dann nur diejenigen Lehren der heiligen Schrift, in denen sie mit uns übereinstimmen, nicht verwässern, sondern ihren ganzen, vollen Inhalt aus dem Worte Gottes sich aneignen!

Zur Einführung in evangelische Strafanstalten halten wir nun aber dieses vorliegende Buch durchaus nicht geeignet. Die besseren unter unseren guten alten Erbauungsbüchern, z. B. Arndt's wahres Christenthum ꝛc. würden hier, auch ohne die individuellen Anwendungen, in Ermangelung eines noch Zweckmäßigeren, gute Dienste thun. Noch besser aber wäre es, wenn ein erfahrener Geistlicher mitten aus seinem Amte an einer solchen Anstalt heraus ein Buch dieser Art lieferte, wozu in guten christlichen Zeitschriften älterer und neuerer Zeit, auch in solchen Journalen, wie in Hitzig's kriminalistischer Zeitschrift, sodann in Englischen Blättern Stoff in großer Menge sich finden würde; immer würde es aber gut seyn, wenn der Bearbeiter dieses Gegenstandes auch die so eben beurtheilte Schrift zur Hand nähme, um an ihren Fehlern sich warnen zu lassen und manches Gute daraus an- und aufzunehmen!

*) Nam si nunc omne peccatum manifesta Deus plecteret poena, nihil ultimo judicio servari putaretur; rursus si nullum peccatum nunc puniret aperte Divinitas, nulla esse providentia divina crederetur. Similiter in rebus secundis, si non eas Deus quibusdam petentibus evidentissima largitate concederet, non ad eum ista pertinere diceremus; itemque si omnibus eas petentibus daret, non nisi propter talia praemia serviendum illi esse arbitraremur, nec pios nos faceret talis servitus, sed cupidos et avaros. Augustin. de Civit. D. 1, 8.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 13. August. № 65.

Das Nordamerikanische Christenthum vom Standpunkte eines Deutschen Rationalisten betrachtet.

(Schluß.)

Zum Theil ist es gewiß dem geringeren Ernste unserer Zeit zuzuschreiben, daß wir so viele Lehrdifferenzen als relativ unwesentlich ansehen, die unsere christlichen Vorfahren nicht so ansahen; — wenn man aber, wie die Amerikaner thun, selbst Baptisten, welche die Kindertaufe verwerfen, zu den Rechtgläubigen zählt, und sogar Quäker nicht ausschließt, die die Sakramente nicht haben, so würde die Frage entstehen, wie man den Römisch-Katholischen die Rechtgläubigkeit, in diesem weitschichtigen Sinne, streitig machen kann.

Wir kehren zu unserem Erzähler zurück, dessen fernere Äußerungen über den Religionszustand von Nordamerika nicht bloß für ihn, sondern auch für dieses Land höchst charakteristisch sind:

„Alles, was man hiebei (bei dem allgemeinen Mißtrauen der Amerikaner gegen Ungläubige und Rationalisten) thun kann, ist, daß man sich zur Kirche halte, und zwar zu derjenigen, die uns unter den nahe liegenden am meisten zusagt. Aller Kirchendienst in der Union ist feierlich — für den Kirchengesang ist ein wahrer Wetteifer unter den verschiedenen singenden Sekten — und keinem Prädikanten — selbst nicht meinem Freunde Ballart, einem Farmer und Grobschmiede bei Edwardsville (in dem Staate Illinois am Missisippi, wo des Verfassers Sohn etablirt ist), der 24 Meilen (5—6 Deutsche) zu der Gemeinde hat, der er als Prediger vorsteht — fehlt es an Pathos, und man kehrt immer mit guten Vorsätzen zu seinem Hause zurück, wenn man auch bei jedem dritten Worte den Kopf schütteln und sich bei vielen Vorkommenheiten auf die Zunge beißen muß. Da aber der Einfluß der Prediger auf das Gemüth der Frauen so mächtig einwirkt, und diesen die Erziehung der Kinder allein obliegt, so wirke man dem Unfuge der gar zu groben Ansichten dadurch entgegen, daß man seiner Frau solche Bücher in die Hände spielt, die ihr eine würdigere Vorstellung von Gott beibringen, als die, welche sie von den Priestern hören und in den Unterrichtsbüchern lesen muß; die Kinder aber schicke man in solche Schulen, wo sie nützliche Kenntnisse einsammeln können, und lasse sie lieber aus den Religionsstunden lange weg, bis sie selbst denken und urtheilen können."

Welche Lehren er für „gar zu verderblich" hält, geht aus folgender Probe hervor, durch welche er die Sonntagsschulen als höchst gefährlich, besonders für das Knabenalter, wo solche Ansichten „gar zu bleibend" sind, darstellen will:

„Aus einem Sonntagsschul-Katechismus der Gesellschaft für die Sonntagsschulen, Philadelphia 1829: „„Wer ist der Teufel? wie ist sein Charakter? Joh. 8, 44. Warum wurde Jesus vom Teufel versucht? Hebr. 2, 18. Wer ist unter dem Versucher zu verstehen? Wohin nahm der Teufel Jesum? Wohin stellte er ihn? Was sagte er zu ihm? u. s. w.""

Seine eigenen Religionsmeinungen aber erhellen aus seiner Schilderung der Unitarier:

„Die Unitarier glauben nicht an den heiligen Geist und an Christum nur als begeisterten Mustermenschen, als vollkommen ausgebildeten Essäer. Sie glauben nicht an die Ewigkeit der Strafen nach dem Tode, und an die Offenbarung des Alten Testaments. Ihr Gottesdienst ist, wie er sich für gebildete Menschen geziemt, die ihren Gott verehren und sich der Tugend weihen."

Besonders merkwürdig und erfreulich aber ist dieses ungläubigen, exaltirten Bewunderers und Lobredners von Nordamerika ganz unverdächtiges Zeugniß von dem Umfange der Einwirkung der Sonntagsschulen auf das Land im Großen und Ganzen, und von den Besorgnissen, welche diese Einwirkung bei den Gegnern des Christenthums erregt; sie bestätigen unsere obigen Bemerkungen über das Verhältniß des Amerikanischen Christenthums zum Amerikanischen Staatsleben:

„Die Nation geht dadurch in ihrer Civilisation rückwärts; sie wird dumm, abergläubig und irrgläubig, und da jeder Amerikaner zur Gesetzgebung wählt und wahlfähig ist, so kommen einst, wenn das so fortgeht, lauter abergläubische Menschen an die Stelle, wo jetzt hochherzige denkende Repräsentanten der Nation sitzen, und da wird es dann zu spät heißen: „„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!"" Wenn der Wähler und der Gewählte von Wahnbegriffen voll sind, so können die letzteren nichts Erfreuliches zu Tage bringen; die Gesetzgeber werden vielmehr am Ende das Organ der Priester werden, und wenn sie auch über den Grundsatz einer herrschenden Religion nicht abstimmen können, weil es gegen das Grundgesetz ist, so werden sie sich doch zu mancherlei verleitet fühlen, was der Nation mit der Zeit nachtheilig wird, wenn es auch in der ersten Anlage nicht nachtheilig scheint."

Welcher Christ möchte hiebei nicht sehnlichst wünschen und bitten, daß es den Kindern Gottes in Amerika wirklich recht bald gelingen möchte, die ganze große Masse, die „Repräsentanten der Nation" nicht ausgeschlossen, mit dem Evangelium kräftig zu durchdringen, und so des Verfassers Befürchtungen wahr zu machen, zugleich aber seine und seiner Gleichgesinnten

Unwissenheit „durch Wohlthun zu verstopfen, daß sie Gott preisen, wenn es nun an den Tag kommen wird."

Wir schließen mit des Verfassers in der That klüglich ersonnenem Rath, der Kirche die Schule entgegenzusetzen, und jene durch diese zu untergraben:

„Es ist höchst erfreulich, daß der Congreß sein Augenmerk auf die Schulen wendet. Er kann mehr thun als irgend ein Land in der Welt, da die Union ohne Schulden ist und ihre Hülfsquellen so bedeutend sind. Durch die wissenschaftliche Ausbildung der Nation wird der Nebel verschwinden, womit die geistliche Unwissenheit und der böse Wille derer, die jetzt mit einer Menge Dampfpressen ihre Traktätchen bei Hunderttausenden über die Nation herstreuen, die Nation zu beglücken bemüht sind. Alle Dampfböte liegen von diesen dutzendweise voll, und ihre Grundsätze sind immer pietistisch und jedenfalls irre leitend, z. B. „„Die Pflichten der Glieder der Kirchen gegen einander,"" ganz gegen das Staatsprincip *) und die richtige Thesis; „„Der Weg der Gnade, in drei Briefen an einen Freund,"" — „„Der Sünder zu seinem Heilande hingewiesen"" u. s. w. Durch die wissenschaftliche Schulerziehung entsteht eine heilsame Opposition in der Kirche, die der Volksveredelung und der Gottesverehrung gleich günstig ist, und jedenfalls die Verfinsterung und das Bemaulkorben der Nation hintertreibt. Freigesinnte Menschen werden die Blößen der Priester aufdecken, wo diese es zu arg machen, und auf eine Staatsreligion hinarbeiten. Die freie Presse wird es auch überall hell erhalten u. s. w."

Bisher sah die Christenheit christliche Schulen als etwas der christlichen Kirche Angehöriges, als Theile der Kirche an, — in diesem Sinne sind fast alle unsere Schulen, von den berühmtesten Universitäten bis zu den geringsten Dorfschulen herab, gegründet und erhalten worden; sie sollten nicht Wissen, Bildung im Allgemeinen, sondern Erkenntniß Gottes und des, den er gesandt hat, Jesu Christi, mittheilen, der triumphirenden und streitenden Kirche, und dem Staate, dessen höchster Beruf wiederum war, dem Reiche Gottes zu dienen, Glieder und Werkzeuge erziehen; darauf, als auf sein letztes Ziel, war alles Streben der Schule in Wissenschaften und Künsten gerichtet; dadurch erhielt die Schule ihre Würde, ihre Haltung und ihre Weihe. Jetzt aber will man, wie die Wissenschaft von Gott, so die Schule von der Kirche losreißen. Man erinnere sich, wie 1830 die Rationalisten selbst die theologische Fakultät in Halle mit ihren kirchlichen Lehr- und Prüfungsprivilegien, dem klaren Inhalt der Universitäts-Statuten zum Trotz, der Evangelischen Kirche, deren Dienerin sie ist, entziehen, und für die abstrakte „Wissenschaft" in Anspruch nehmen wollten, obgleich dadurch nicht bloß jene Fakultät vogelfrei werden, sondern auch, vermöge der Privilegien derselben, die Evangelische Kirche in eine knechtische Abhängigkeit von ihr gerathen würde. Aber nicht genug, daß man die Kirche ihrer Schulen berauben will, der Staat soll sich auch, mit allen seinen Macht- und Geldmitteln der Erziehung bemeistern, und Schulen gründen, die sich gegen Judenthum und Christenthum, Katholicismus und Protestantismus, indifferent verhalten, und auf Bildung, auf Wissenschaft in abstracto hinarbeiten; nach der Richtung dieser Bildung und Wissenschaft, ob sie ein blähendes Wissen, oder eine seligmachende Erkenntniß ist, ob sie die Kirche baut, oder untergräbt, — danach soll der auf einer eingebildeten Höhe über der göttlichen Wahrheit neutral dastehende Staat nicht fragen. Wahrlich, unser Verf. hat Recht, wenn er hierin ein kräftiges Mittel sieht, der christlichen Kirche eines der gesegnetsten Felder ihrer Thätigkeit, den Jugendunterricht, ganz zu entziehen, und ein Land zu entchristlichen. Es würde jedoch bei dieser negativen Wirkung nicht bleiben. Eine Staatsreligion ist, wie wir oft gezeigt haben, unter allen Umständen in jedem Staate nothwendig vorhanden, denn, wie alle menschlichen Handlungen, so haben auch die der Obrigkeit in gewissen, bewußterweise oder im dunkeln Gefühl angenommenen Lehren und Meinungen von Gott und göttlichen Dingen ihren letzten Grund und ihre oberste Quelle; es würden daher diese unkirchlichen Staatsschulen bald positive Werkzeuge der jedesmaligen in der That herrschenden Staatsreligion werden, — zunächst eines gemäßigten Rationalismus, auf den aber bald Deismus, Pantheismus, Atheismus in buntem und raschem Wechsel folgen könnten, und, wenn erst die in ihren Fundamenten untergrabene Kirche gefallen wäre, folgen müßten; die Herrschaft der allgemeinen christlichen Kirche, welche Wahrheit und Freiheit verbreitet, dieses ewig frische und fruchtbare Princip auch der politischen Freiheit, würde weichen müssen, und jeder Staat, der kleinste wie der größeste, jede jedesmal am Staatsruder befindliche Parthei würde neben aller weltlichen Macht auch noch die durch keine anerkannte und geltende Religion beschränkte ausschließliche Disposition über die Lehre haben, und vorschreiben, was und wie gelehrt werden sollte, womit dann das ganze Land vorlieb nehmen müßte. Hieraus müßte aber, wie die menschliche Natur beschaffen ist, wenn erst die Bande Christi ganz abgeschüttelt wären, eine Tyrannei sich entwickeln, die Alles, was die Christenheit je gesehen, hinter sich ließe, und wozu man die Vorbilder nur in den auf Volksreligionen gegründeten Heidenstaaten zu suchen hätte. Und doch sind es überall die sogenannten Freunde des Lichts und der Freiheit, die den unkirchlichen Staats- (wohl gar als Zwangs- und Bann-) Schulen das Wort reden.

*) Nach welchem kein Unterschied seyn soll zwischen Christen und Ungläubigen, mithin, meint der Verf., auch keine Verbrüderung der Christen als solcher unter einander, die das zu Wege bringen würde, was unsere liberalen Staatsmänner und Juristen als „Staat im Staate" so sehr verabscheuen.

Nachrichten.

(Brüssel.) Vor der September-Revolution im Jahre 1830 hatte unter der Leitung des würdigen Pfarrers und Präsidenten der evangelischen

Synode Belgiens, Merle d'Aubigné, das religiöse Leben sich schön entwickelt; die Gläubigen seiner Gemeinde hatten ihre Privatversammlungen, Bibeln wurden zu verbreiten gesucht, und sogar eine förmliche Missionsgesellschaft kurz vor dem Ausbruch der Revolution gebildet. Diese hingegen zertrümmerte das Bestehende. Die Meisten der Gläubigen waren Engländer und Holländer und verließen Brüssel, kurz nachher ging auch Herr Merle von hier ab; die kräftigste Stütze der Protestantischen Kirche in Brüssel, ein frommer Christ, der seine Reichthümer freudig zum Ausbau des Reiches Gottes anwendete, Herr Mertens, war schon zu der ewigen Heimath hinübergegangen.

Nur Wenige, die an den ehemaligen Versammlungen Theil genommen hatten, blieben zurück, und sahen sich selten; Jeder trauerte für sich über das verfallene Sion. Der an die Stelle des abgegangenen Predigers Erwählte schien keine Neigung zu haben, neben der Kirche Privaterbauungsstunden zu halten. Bibel- und Missionssache waren ihm gleichgültig und die Protestantische Kirche konnte sich nicht mehr rühmen, ein Licht auf einem Scheffel zu seyn, was mitten in einem Lande, wie Belgien, wohl doppelt nöthig ist. —

Nun kam ein Mann hieher, der nach manchen über ihn ergangenen schweren Prüfungen anfangs nur ganz leise auftreten konnte, und nur erst im Oktober 1832 in seinem Hause alle Monate, am ersten Montage oder auch den Sonntag vorher, eine Missionsversammlung hielt. Die wenigen hier gebliebenen oder wieder zurückgekehrten Gläubigen schlossen sich an ihn an, und obgleich diese Versammlungen oft nur aus sechs, zuweilen aus zwölf Personen bestanden, so war doch in ihnen ein neuer Anfangspunkt vorhanden. In der Woche vor Ostern (1834) kam ein aus Paris zum protestantischen Glauben gelangter junger Mann, der in Lille und in der Umgegend als Prediger des reinen Evangeliums große Erweckungen hervorgebracht, und im Verein mit dem dortigen Prediger Narzial mehreren Hunderten von Katholiken Liebe zum Evangelio und zu Christo eingeflößt hatte, auf seiner Hochzeitreise durch Brüssel, wo er vor drei Jahre früher schon einige Versammlungen gehalten und für den protestantischen Prediger in der Kirche gepredigt hatte. In dem Hause des Mannes, wo bisher monatliche Missionsbetstunden gehalten wurden, hielt dieser Mann, Boucher ist sein Name, am Palmsonntag Abends und am nächsten Dienstag und Donnerstag Ansprachen, die tief zu Herzen gingen, und wozu sich zwischen vierzig und funfzig Personen einfanden, selbst manche Katholiken. Dies brachte denn in den lebendigen Liedern dieser Versammlung den Wunsch hervor, ihn öfter hören zu können, zumal es in einem Lande Französischer Zunge wünschenswerther war, einen geborenen Franzosen predigen zu hören, als einen Deutschen, der das Französische selten wie seine Muttersprache sprechen kann, und da die Regierung früher zwei Prediger zu besolden verweigert hatte, kam man auf den Gedanken, diesen Prediger bisweilen von Lille hieher kommen zu lassen, und ihm die Reisekosten zu vergüten. Am Charfreitage brach man sich in einem Kreis von nicht mehr als sechs Personen, nachdem man auf den Knien den gekreuzigten aber auch erhöheten Herrn um seinen Beistand, um seine Weisheit angefleht hatte, dahin aus, die Hand an's Werk zur Erweiterung des Reiches Gottes unter uns zu legen, ein Lokal zu miethen, und diesen Prediger aus Lille (Frankreich) wo möglich alle vierzehn Tage hieher kommen zu lassen. Es wurden von diesen wenigen Personen zu diesem Zwecke monatliche Beiträge von mehr als zehn Franken unterzeichnet. Boucher reiste ab, und da ein regeres Leben sich zeigte, wurden nun schon sonntägliche Abendversammlungen gehalten anstatt der monatlichen, die der Pfarrer Scheler anfangs in Französischer Sprache, bald aber, da sich mehrere Deutsche zeigten, die des Französischen nicht mächtig waren, auch in Deutscher Sprache, letztere um 5, erstere um 7 Uhr Abends, jeden Sonntag hielt.

Unterdessen wurde ein größeres Lokal, das zu einer Kirche eingerichtet werden konnte, gefunden. Ein sehr geräumiges Magazin, das wohl 500 Personen fassen konnte, wurde bald in eine Kirche umgewandelt, die freilich nicht das Erhabene und Imponirende anderer Kirchen, namentlich nur vier gewöhnliche Fenster hat, und ein wenig zu niedrig ist. Aber wer gern die lautere Predigt des Evangeliums hört, dem ist jeder Platz, wo diese Stimme erschallt, ein herrlicher Tempel.

Am 29. Juni wurde diese Kapelle eröffnet. Um $11\frac{1}{2}$ Uhr predigte Pfr. Scheler über Röm. 10, 13. 14. 15. von der hohen Verpflichtung, wahre Gottes- und Christus-Erkenntniß bei uns und Anderen zu befördern, vor einer aus Deutschen Protestanten und Katholiken bestehenden Versammlung. Da die Zahl der hier lebenden Deutschen kaum den achtzigsten Theil der Bevölkerung ausmacht, so konnte auch die Zahl von etwa 50 — 60 schon groß genannt werden. Um 2 Uhr predigte Pfr. Boucher vor einer wohl aus 400 Zuhörern bestehenden Versammlung, darunter der größere Theil Katholiken waren, über 1 Cor. 1, 30. Abends um 4 Uhr war wieder Deutsche Bibelerklärung und um 6 Uhr Französische Erbauungsstunde, beide verhältnißmäßig zahlreich besucht. So gering nun auch immer die Kapelle seyn mag, so dient sie zu einem großen Segen. Denn nicht nur wird jetzt sonntäglich vier bis fünfmal darin gepredigt, zweimal in Deutscher, zweimal in Französischer und bisweilen noch einmal in Englischer Sprache, sondern es wird auch sonntäglich am Morgen eine Sonntagsschule darin gehalten und in der Woche zweimal Erbauungsstunde. Die Zahl der Sonntagsschüler ist schon auf vier und zwanzig gestiegen, die von christlich gesinnten Männern und Frauen gruppenweise unterrichtet werden. Wir haben alle Hoffnung, dieses Werk wachsen zu sehen, und durch die Kinder manche Eltern zum Herrn zu führen. Schon hat sich ein Frauenverein gebildet, der wöchentlich einen Abend zusammenkommt, um für die armen Sonntagsschüler Kleider und Wäsche zu verfertigen und für dieselben kollektirt.

Während man in voller Arbeit für diese Einrichtungen war, kam ein Agent der Londoner Bibelgesellschaft, Herr Cordes aus Genf, hier an, um für die Bildung einer Bibelgesellschaft zu wirken. Da seine Vorschläge bei dem Prediger der bisher bestandenen Evangelischen Kirche und deren Vorstehern (dem Consistorium) keinen Anklang fanden, so wandte er sich auch zu dem kleinen Häuflein derer, die schon für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf andere Art bemüht waren, und legte ihnen auch noch das sanfte Joch einer Bibelgesellschaft auf. Wiewohl diese fast alle zu den Minderbegüterten gehören, so sind doch schon nahe an 400 Fr. für die Bibelverbreitung eingegangen und der Beschluß gefaßt, einen Colporteur auszusenden. So wirkt Alles zusammen, um dem Worte da Bahn zu machen, wo es bisher keinen Eingang hatte.

(Zustand der morgenländischen Christenheit.)

Der Prediger Eli Smith schilderte in einer Versammlung den Zustand der Orientalischen Kirchen: Während meiner sechsjährigen Wanderungen und Arbeiten hatte ich es hauptsächlich mit solchen zu thun, welche den Christennamen tragen. Es sind Überbleibsel der Kirchen, welche der Apostel Hände gepflanzt haben; aber vergeblich hab ich, als ich den Fußstapfen der Apostel und Märtyrer folgte, nach einer einzigen Seele gesucht, die den Geist Jesu athme, ohne ihn durch eine fremde Quelle überkommen zu haben. Die Geschichte ihrer Entartung ist kürzlich diese: Da es ihnen von Anfang an einem Mittel fehlte, die heili-

gen Schriften auf leichte Weise zu vervielfältigen, so wurden diese für die Anschaffung Einzelner allmählig zu theuer und zu selten, und das Volk blieb hinsichtlich seiner Schriftkenntniß vom Unterricht der Geistlichkeit und der öffentlichen Vorlesung des Wortes in der Kirche abhängig. Die erstere Quelle trübte sich bald und vertrocknete mit der Zeit; denn die Geistlichkeit wurde weltlich gesinnt und lehrte statt des göttlichen Wortes die Spekulationen und Überlieferungen der Menschen. Allmählig hörte die Predigt ganz auf und machte Ceremonien und Äußerlichkeiten Platz. Durch das ganze Griechische Volk hört man jetzt selten eine Predigt, außer zur Fastenzeit; in Armenien hörten wir nur eine einzige, und eine Kanzel fanden wir in keiner Kirche. Das Vorlesen des Wortes verlor auch bald seine Bedeutung, denn es entstanden neue Sprachformen, die älteren Dialekte veralteten und die Schrift wurde daher in eine todte Sprache eingesargt. Dasselbe war mit ihren Gebeten der Fall. Jahrhunderte lang haben sie in einer unverstandenen Sprache nicht nur Gottes Lehre vernommen, sondern ihn auch angebetet. Die einzige Ausnahme hievon machen die wenigen, welche die Arabische Sprache gebrauchen. Sie sind mit einem Wort ein Volk ohne Bibel geworden! Und was will das sagen! In diesem Lande kann man es nicht fühlen. Wolltet ihr es wissen, so müßtet ihr selbst hingehen und sehen. Ihr müßtet die erleuchtete Predigt und das andächtige Gebet eurer Sabbathe nebst den erhebenden Hoffnungen des Himmels, die sie einflößen, verlassen. Ihr müßtet die heilsame Luft einer allgemeinen christlichen Gesinnung, die ihr athmet, und die Ehre und Würde des Verkehres um euch her, die Beschäftigung mit eurem unternehmenden Handel und gedeihlichen Ackerbau, worin jenes die Seele ist, verlassen. Eure mannichfaltigen Schulen und Unterrichtsanstalten und die gerühmte Freiheit eurer Staatseinrichtungen müßtet ihr verlassen und zu diesem verfinsterten Volke gehen, auf welches die Bibel ihr Licht zu strahlen aufgehört hat. Sehet da, wie sie, nachdem der Geist des Christenthums aus ihrem Herzen entschwunden war, zur Beruhigung ihres Gewissens und zur Beschwichtigung ihrer Furcht das Gepräng der Ceremonien um sich geworfen haben, bis alle nun unter der schweren Last äußerlicher Gebräuche darniedergedrückt sind. Abergläubische Erfindungen sollen ihre Sünden bedecken, sehet wie dadurch ihr Gewissen verkehrt und jede Grundlage der Sittlichkeit und Gradheit zerbrochen wird! Daraus entspringt dann der lähmende Einfluß allgemeiner Unredlichkeit auf jeden Zweig ehrsamer Thätigkeit, und auch die Quellen der Einsicht, die man aus demselben Grunde nicht mehr aufsucht, sind verstopft und versiegen. Sehet ferner, wie der Türkische Despotismus auf dieser dreifachen Grundlage ihrer Unredlichkeit, Trägheit und Unwissenheit steht und sein wundreibendes Joch an ihre Nacken schmiedet. Und endlich nach einem elenden Leben, bedenket, wie sie schaarenweise in eine freud- und hoffnungslose Ewigkeit übergehen. Kurz es sind dort für unsere christliche Liebe Millionen Menschen zugänglich, welche denselben heiligen Namen mit euch tragen, und Orte, die durch der Apostel Füße geheiligt sind, bewohnen, jedoch so entartet, daß der Name Gottes unter den Heiden durch sie geschändet ist, und die Muselmänner in den Irrthümern des Lügenpropheten bestärkt werden.

Es war eine Zeit, als ein Ruf aus jenem Lande von der erwachenden Christenheit gehört ward. Die Botschaft kam, daß das heilige Land von den Füßen der Ungläubigen zertreten werde, seine Heiligthümer entweiht, seine Andächtigen mißhandelt, und Europa goß Hunderttausende von Streitern aus, spendete Millionen und vergoß Ströme von Blut! Brennend vor Verlangen, daß der Ruf, den ich euch bringe, gehört werden möchte, wünschte ich mir fast, Peter der Einsiedler zu seyn und auf einem öffentlichen Platze Frankreichs oder Italiens zu stehen, und diese Versammlung als eine jener ritterlichen Schaaren, die ihm horchten, anzureden. Wahrlich, würden wir dies Schauspiel dunkler Zeiten vorhalten, jedes Ohr, das mich hört, würde mit verschlingender Aufmerksamkeit auf mich merken, und jedes Herz hier würde schwellen von dem erhabenen Entschluß zu augenblicklicher That, und unser Land würde bald seine Flotten, seine Heere zur Eroberung Palästinas aussenden. Aber ich bin kein pilgernder Mönch, welcher die Entweihung der heiligen Orte berichtet, und ihr seyd keine Versammlung von Rittern, die unter dem Einfluß päpstischen Aberglaubens stehen. Ich bin ein christlicher Evangelist, gekommen um euch die Kunde zu bringen, daß im Thale Ägyptens, unter den Ruinen Palästinas, auf den Ebenen Griechenlands, in den Gebirgen Armeniens und wohin der Fuß mich getragen, Menschenseelen, eure Brüder dem Blut und dem Namen nach, verloren gehen. Ihr seyd eine Gemeinde von Gläubigen an Christum, und bekennt, die Liebe zu den Seelen erfahren zu haben, welche ihn vom Thron der Herrlichkeit zum Kreuz auf Golgatha gebracht hat. Und wird die Botschaft minder thätigen Eifer hervorrufen als bei den irregeführten Kreuzfahrern? Ist eine Handvoll Boten des Heiles Alles, was erleuchtete Christenliebe senden kann, wo der Aberglaube finsterer Zeiten Heere sandte?

Indem ich meine Botschaft erfülle, erhebt sich vor mir das Bild der Vorfahren derer, für welche ich spreche, der von den Aposteln und Stiftern der Kirche Bekehrten. Ich sehe ihre geheiligten Geister mit liebevoller Besorgtheit für ihre Nachkommen, die durch die Erkenntniß und Heiligkeit des Himmels erhöht ist, über dieser Versammlung schweben. Sie sprechen zu euch: „Brüder! einst gaben wir, wie ihr, unseren Kindern Lehren über Lehren, unsere täglichen Gebete stiegen für sie zum Himmel empor, und wir hinterließen ihnen das theure Vermächtniß, Gottes Wort, indem wir hofften, daß ihre spätesten Enkel bis zum Ende der Zeit in ununterbrochener Reihe zu den himmlischen Wohnungen uns folgen würden. Einstmals kann sich auf das schöne Antlitz eures geliebten Amerika, wie jetzt auf den Ruhm aller Länder, der einst unser Land war, eine Nacht des Abfalls niedersenken und Horden unbenannter Barbaren können den Gifthauch eines neuen Muhamedanismus darüber führen. Würdet dann nicht auch ihr von euren himmlischen Sitzen euch aufmachen, um eine Versammlung an einem entfernten Orte zu segnen, die sich zusammen gefunden hätte, um euern verfinsterten und unterdrückten Nachkommen die Leuchte des ewigen Lebens wieder anzuzünden? Hört jetzt, wir bitten euch, das Wort für die unsrigen! Bringt ihnen wieder das so lang erloschene Licht, und empfanget den Segen einer Wolke von Propheten, Aposteln und Märtyrern."

Die vereinigte Nordamerikanische Missionsgesellschaft hat beschlossen, in diesem Jahre vier und sechzig Missionare auszusenden und dabei die Länder des Mittelmeeres vorzüglich im Auge zu behalten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 16. August. № 66.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

Zweiter Artikel.

Hugo Grotius.

Ohne uns nach dem im vorigen Abschnitt Gegebenen auf ine weitere Auseinandersetzung einzulassen, stellen wir die voll-ständige Versöhnungstheorie Anselm's in gedrängtester Kürze o zusammen:

„Ohne Sündenvergebung ist für den Menschen keine Se-igkeit möglich, und die Sündenvergebung ist nicht möglich ohne Genugthuung und Strafe (Nothwendigkeit der Genugthuung). Diese Genugthuung ist der Mensch, das endliche, sündige Wesen, u leisten nicht im Stande; Gott aber will und kann nach sei-ner Liebe den Menschen nicht zu Grunde gehen lassen. So ist nichts übrig, als daß Gott selbst in seinem Sohne als Mensch die Genugthuung leiste, und so die Menschen mit sich versöhne Nothwendigkeit der Stellvertretung). Die nähere Bestimmung, daß der Versöhnende Gott und Mensch in einer Person sey, ist darin von selbst gegeben."

Keiner dieser Sätze ist, wie schon bemerkt, neu; sondern s ist die alte Kirchenlehre durch Anselm nur systematisch aus-esprochen, und, so zu sagen, im Bewußtseyn wissenschaftlich ver-nittelt. Nach Anselm blieb zwar im Allgemeinen diese Lehre ls geltende Kirchenlehre; nur über die Art und Weise, wie ie von Christo geleistete Genugthuung vor Gott gelte, entstand in Zwiespalt, indem ein Theil sie reell, der andere nur nomi-ell gelten ließ. *) Wir werden auf diesen Unterschied der homisten und Scotisten (Dominikaner und Franziskaner) päter zurückkommen.

Luther hatte zwar keine polemische Veranlassung, seine Ansicht über diese Lehre besonders zu entwickeln; **) allein schon sein ganzes übriges Lehrgebäude ließe keinen Zweifel übrig, welches seine Ansicht war, wenn er sich auch nicht hie und da bestimmt genug ausgesprochen hätte. Wir führen eine einzige Stelle an aus einer Predigt am Osterdienstage in seiner Kirchenpostille (Leipziger Ausg. t. XIII. S. 519. Erlanger Ausg. 11. Band S. 289 f.): „Also, daß wir müssen bekennen, daß weder ich, noch ein einziger Mensch, Christum ausgenommen, solches (nämlich Vergebung der Sünden) zu Weg gebracht oder verdient habe, noch ewiglich verdienen kann. Denn wie sollte ich's verdienen mögen, weil schon ich und alle mein Leben, und was ich thun kann, vor Gott verdammt sind? So aber Gottes Zorn von mir genommen werden, und ich Gnade und Vergebung erlangen soll, so muß es durch Jemanden ihm abverdient werden; denn Gott kann der Sünde nicht hold noch gnädig seyn noch die Strafe und Zorn aufheben, es sey denn dafür bezahlt und genuggeschehen. Nun hat für den ewigen und unwiederbringlichen Schaden und ewigen Zorn Gottes, den wir mit unseren Sünden verdient, Niemand können Abtrag thun, auch kein Engel im Himmel, denn die ewige Person, Gottes Sohn selbst, und also, daß er an unsere Stelle trete, unsere Sünde auf sich nehme, und als selbst schuldig darauf antworte ꝛc. Das hat gethan unser lieber Herr und einiger Heiland und Mittler vor Gott, Jesus Christus mit seinem Blut und Sterben, da er für uns ein Opfer worden, und durch seine Reinigkeit, Unschuld und Gerechtigkeit, welche göttlich und ewig war, alle Sünde und Zorn, so er von unsertwegen hat müssen tragen, überwogen, ja ganz ersäufet und verschlungen hat, und so hoch verdienet, daß Gott nun zufrieden ist, und spricht, wem er damit helfe, dem soll geholfen seyn" ꝛc. Wir führen diese Stelle Luther's an, um darzuthun, was der Wiederhersteller der christlichen Kirche als die reine Lehre der Kirche in diesem Punkte angesehen habe. *) Durch die Concordienformel

*) Bekanntlich theilten sich die Scholastiker als Philosophen in Realisten und Nominalisten. Wenn nun auch dieser Unterschied von einem ganz anderen Gebiete ausging, und unsere Materie gar nicht zu berühren scheint, so zeigte sich doch später, seitdem mit Occam dieser enige Zeit hindurch ganz verschwundene Unterschied wieder geschichtlich auftrat, daß die Nominalisten sich ganz auf die Seite der Scotistischen Theorie schlugen. S. Cotta hist. doctr. de red. zu Gerard loc. t. IV. — Wenn daher Schröckh (Kirchengesch. Bd. 29. S. 256.) den Scotus als Realisten und den Thomas als Nominalisten bezeichnet, so ist das wenigstens in Beziehung auf unsere Lehre nicht anzuwenden.

**) In der vom verstorbenen Dr. Zimmermann ꝛc. besorgten Handconcordanz über Luther (auch Geist aus Luther's Schriften betitelt) Darmst. 1828, 4 Bände, fehlt daher der Artikel Genugthuung. Allein nicht bloß dieser, sondern auch der Artikel: Versöhnung, Erlösung, Rechtfertigung, Heiligung; kurz Alles, wozu uns nach 1 Cor. 1, 30. Christus gemacht ist — fehlt in diesem Geist aus Luther's Schriften!

*) Diese einzige Stelle (einige andere s. bei Cotta l. c. und die folg. Anm.) mag auch beweisen, wie wenig Ziegler in seiner hist. dogm. de redemt. Luther verstanden hat, wenn er meint, Luther's Ansicht, und insbesondere Art. IV. der Augsb. Conf. sey nicht in Anselm's Sinn zu fassen, vielmehr könne man mit Wahrscheinlichkeit darthun, daß Luther „si lis ei dirimenda fuisset, vel sola invidia propter doctrinam meriti de congruo, quae Thomae erat, ductum in Scoti sententiam fuisse pronunciaturum." — Der kennt übrigens in der That Luther'n schlecht, der da meint, Luther verwerfe eine

wurde sie entschieden und genau als evangelische Kirchenlehre hingestellt. *) Je entschiedener aber in dieser Zeit die reine Lehre hervortrat, desto entschiedener trat auch der Gegensatz in der Bekämpfung derselben durch Socinus auf. **) Den Socin

Wahrheit, weil ein Anderer einmal einen Irrthum damit in Verbindung brachte.

*) Gewöhnlich behauptet man, die Concordienformel habe ein neues Moment zur Genugthuungslehre hinzugethan, die obedientia Christi activa meritoria. Allein davon ist nur so viel richtig, daß Anselm dieses Moment nicht anzuerkennen scheint. Dagegen ist es sowohl bei den Kirchenvätern, als bei den übrigen Scholastikern ganz gewöhnlich. So sagt Irenäus adv. haeres. V, 16.: „Bezahlend (dissolvens, also genugthuend für) den vom Anfang am Holze begangenen Ungehorsam wurde Christus gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz, indem er dadurch diesen Ungehorsam gut machte. . . . Denn im ersten Adam fielen wir in Ungehorsam gegen Gottes Gebot; im zweiten Adam wurden wir versöhnt in Gehorsam bis zum Tod." Und III, 18: „Er kämpfte und hat gesiegt, denn er stritt pro patribus, und bezahlte durch Gehorsam den Ungehorsam." Theodoret zu Röm. 8, 4.: „Unsere Schuld bezahlte er, und erfüllte des Gesetzes Absicht, nämlich gerecht zu machen die, welche das Gesetz empfangen haben." Bei den Scholastikern Lomb., Scot., Thom. war das Verdienst Christi ein ganz gewöhnlicher locus disputandi (vgl. Cramer Bossuet's Forts. VII. 595 ff., Schröckh XXIV. 251. 151.) „Das Verdienst Christi fing schon mit dem Augenblick seiner Empfängniß an, und er konnte in seinem Leben auf der Erde nichts thun noch leiden, was nicht verdienstlich gewesen wäre. Seine Liebe, sein Thun und sein Leiden waren verdienstlich." Thom. Aq. s. Cramer l. c. 574. — Luther's Ansicht hierüber ergibt sich schon aus obiger Stelle. Wir führen noch folgende an: „Siehe dazu dienet nun Christus, durch welchen dir solche Gnade und Seligkeit gegeben wird, als durch den, der an deiner Statt und für dich allem göttlichen Gebot und seiner Gerechtigkeit genug gethan hat überflüssig." Leipz. Ausg. tom. XIII. S. 125. — „Ob nun wohl wird uns lauter aus Gnaden unsere Sünde nicht zugerechnet von Gott, so hat er doch dies nicht thun wollen, seinem Gesetz und seiner Gerechtigkeit geschehe denn zuvor aller Dinge und überflüssig genug. Es mußte seiner Gerechtigkeit solches gnädiges Zurechnen zuvor abgekauft und erlangt werden für uns. Darum, dieweil uns das unmöglich war, hat er einen für uns an unsere Stelle verordnet, der alle Strafe, die wir verdient hatten, auf sich nähme, und für uns das Gesetz erfüllete, und also göttliches Gericht von uns wendete, und seinen Zorn versöhnete. Also wird uns wohl umsonst Gnade gegeben, daß sie uns nichts kostet, aber sie hat dennoch einem Anderen für uns viel gekostet, und ist mit unzähligem Schatz erworben, nämlich durch Gottes Sohn selber." Ebendas. S. 234. — Das richtige Verhältniß beider, der ob. activa und passiva, zu und in einander ist schön ausgedrückt in dem bekannten Ausspruch des Bernhardus: „In vita passivam habuit actionem, et in morte passionem activam sustinuit." Sermo in fer. IV. hebd. poen. Ejus opp. Venet. t. I. pag. 60.

**) Das Socinische Geschlecht war im Florentinischen, und namentlich zu Siena im funfzehnten und sechzehnten Sec. sehr angesehen. In der Theologie haben sich zwei dieses Geschlechts, nämlich Lälius und Faustus Socinus einen Ruf erworben. Ersterer (geb. 1525) hielt sich lange in Wittenberg auf, und genoß des freundschaftlichen Umgangs Melanchthon's, Butlinger's ꝛc. Mit seinen Irrthümern wagte er nur fragweise hervorzutreten, indem ihn theils das Ansehen genannter Männer, theils das Schicksal Servet's im Zaum

kann man als den Gründer einer systematischen rationalistischen Dogmatik ansehen. Und so viel auch nach ihm noch gegen die reine Lehre, und namentlich gegen die Versöhnungslehre geschrieben worden ist, so hat doch Seiler Recht, daß seit Socin wenig Neues dagegen aufgebracht worden (Seiler, über den Versöhnungstod Christi, 1782, S. 12.); und man könnte noch gar oft das seltsame Schauspiel aufführen sehen, daß ein Bahrdt seine neuen und neuesten Offenbarungen ankündigte, während ein Schwarz eine Stunde vorher sie aus dem alten Socin bereits seinen Zuhörern vorgelesen. *) Dabei bleibt immer dem Socin der Vorzug einer gewissen natürlichen Tiefe, Consequenz und Ehrlichkeit vor allen neueren Rationalisten.

Eine genauere Angabe der Socinischen Lehre übergehen wir, da sich einerseits im Verlauf ohnehin Einzelnes vorfinden wird, andererseits aber sie nicht leicht Jemandem ganz fremd ist, da sie in der That nichts ist, als die Theologie des natürlichen, ungläubigen und unwiedergeborenen Herzens, davon Jeglicher die Quelle in sich selber hat; und wir können nicht umhin, uns selbst und unseren Lesern hier vor Allem ein goldenes Wort des alten J. J. Rambach **) vor die Seele zu rufen: „Man muß in dem Elencho gegen den äußerlichen Socinianismum den Elenchum gegen den innerlichen Socinianismum, welchen wir in unserem Busen tragen, zu führen niemals vergessen. Sofern die Vermessenheit der Vernunft die Quelle der meisten Socinianischen Irrthümer ist, sofern ist auch der Socinianismus in uns allen. Wir sind alle von Natur geneigt, das für unglaublich zu halten, was wir nicht deutlich begreifen können; wir sind alle geneigt, das Verderben der Natur klein, und die gute Beschaffenheit derselben groß zu machen; wir sind alle geneigt, aus eigenen Kräften das Werk unserer Bekehrung zu treiben, aus eigener Vernunft und Kraft an Jesum Christum zu glauben; wir wollen uns alle gern selbst helfen, ohne einen Erlöser und Mittler zu haben, und demselben unser Heil zu danken. Wir

hielt. Dagegen trat Faustus, seines Bruders Sohn (geb. 1539 zu Siena), dessen Vater, ein berühmter Rechtsgelehrter, den scholastischen Beinamen Princeps substilitatum erlangte, desto entschiedener und kühner auf, nachdem er mit dem ganzen Nachlaß seines Vetters Lälius alle dessen Irrthümer erbte und sich aneignete. Auffallenderweise bezog sich sein erster Streit auf die Lehre von der Genugthuung Christi, und wurde veranlaßt durch ein Tischgebet eines reformirten Predigers, Jakob Covet zu Basel, bei dem er zu Gaste war. Aus den hiebei angeknüpften Streitigkeiten ging dann später sein wichtigstes dogmatisches Werk de Christo servatore 1594 hervor. — Dieser Faustus Socinus ist daher der eigentliche Begründer des Socinianism. Er starb zu Krakau 1604. — Seine berühmtesten Schüler sind: J. Crell, Chrph. Ostorod, Mart. Ruar, Schlichting, Schmalz, Volkel ꝛc. Treffend ist das Urtheil des Amos Comenius: Socinian sunt vita Pharisaei, spe Sadducaei, fide Athei.

*) S. Litter. Anzeiger von Dr. Tholuck Nr. 41 ff. 1833 die Bahrdtschen Bewegungen in den Jahren 1771—1775 enthaltend, von Herrn Kirchenr. Dr. Schwarz in Heidelberg.

**) J. J. Rambach, hist. und theol. Einleitung in die Relig.-Streitigkeiten der Ev. Luth. Kirche mit den Socinianern, herausgegeben von Chr. Hecht 1745. I. Th. S. 405.

wünschen auch wohl, daß gar keine Hölle wäre, oder zum wenigsten keine Ewigkeit der Höllenstrafen zu befürchten stünde. Gegen diese innerlichen Herzensketzereien müssen wir demnach den Elenchum recht führen lernen, ja den heiligen Geist anrufen, daß er selber solches thue, uns in alle Wahrheit leite, und in derselbigen bewahre."

Genug, der Socinismus, da er weder das natürliche Verderben und die tiefe Sündenschuld der Menschen, noch die Gottheit Jesu Christi anerkennt, läßt weder die Nothwendigkeit, noch die Möglichkeit, noch die Wirklichkeit der Versöhnung der Menschen mit Gott durch die stellvertretende Genugthuung Christi gelten. Nach obiger Bemerkung Rambach's wird sich wohl Niemand über das schnelle Umsichgreifen der Socinischen Häresie wundern,*) welches wohl nicht mit Grotius dem bloßen Kitzel der Neuheit zuzuschreiben ist.**) Indeß schon aus diesem Grunde hielt es Grotius für nöthig, demselben entgegen zu treten, und sich als Vertheidiger der reinen Lehre aufzuwerfen. Er that dies in der Schrift, mit der wir uns in diesem Abschnitt, seiner Aufschrift gemäß, besonders beschäftigen wollen: Defensio fidei catholicae de satisfactione Christi advers. Socinum. 1617.***) Die letzte Ausgabe hat Joach. Lange 1730. 4. besorgt.) — Eine Stimme, wie die des Hugo Grotius, war allerdings gewichtig genug, dem Ansehn der Rechtgläubigkeit eine bedeutende Stütze zu geben, um so mehr, da er einerseits selbst nichts weniger als im Rufe einer todten Buchstabenorthodoxie stand, andererseits seine Stimme nicht als ex professo †) (wie bei den eigentlichen Theologen) galt, sondern als wirkliches Herzensinteresse an der Sache selber. Indessen scheint diese Schrift doch nicht den Erfolg gehabt zu haben, den man besonders nach ihrer speciellen Tendenz, den „consensus antiquitatis" nachzuweisen, und somit die eigentliche rechtgläubige Kirchenlehre aller Jahrhunderte zu vertreten, vermuthen sollte. Die orthodoxen Lehrer jener Zeit witterten bald den Arminianismus derselben; und die Socinianer fanden, daß ihnen durch solchen Feind der geringste Abbruch geschehe. Ja Grotius entging selbst dem Verdacht des Socinianismus nicht.*) Mit welchem Recht, wird sich uns im Verlaufe unserer Untersuchung ergeben. Es fehlte auch nicht an offenem Widerspruch gegen Grotius, von Seiten der strengen Lutheraner. Allein die Orthodoxen jener Zeit scheinen zu sehr in ihren Systemen, und besonders in ihren polemischen Einzelheiten befangen gewesen zu seyn, als daß ihnen eine unbefangene Prüfung der ganzen Lehre möglich gewesen. Erst in neuerer Zeit wird das Verdienst des Grotius hervorgehoben. Hahn sagt in seiner Dogmatik p. 491.: „Hugo Grotius, welcher die evangelische Lehre von Christi Genugthuung, um sie gegen die Socinianer zu vertheidigen,**) von den anstößigen Anthropomorphismen reinigen wollte, und sie nicht auf die Vorstellung des durch die Sünde unendlich beleidigten und Rache fordernden Gottes, sondern auf die Idee der unverbrüchlichen Gerechtigkeit Gottes***) (justitia Dei rectoria) gründete, wurde von unseren Theologen erst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert (namentlich von J. D. Michaelis, Ernesti, Morus, Storr, Seiler, Reinhard, Tholuck) recht verstanden." — Tholuck sieht in Grotius den Wiederhersteller und Verfechter des „altchristlichen Versöhnungsbegriffs." †)

*) In kurzer Zeit breitete sich die Socinianische Irrlehre, nachdem sie sich zuerst in Polen, unter König Siegmund August, und besonders unter Stephan Battori, festgesetzt, über England, Holland, Frankreich und Deutschland aus.

**) Als Grotius den ersten Gedanken zur Widerlegung Socin's faßte, schrieb er an Vossius: „Ego non inutile arbitrarer edi aliquid tum super isthoc argumento (Erbsünde), tum super altero satisfactionis; ne sola novitatis prurigo ratiocinatiunculis titillantibus suffulta verae catholicaeque sententiae fidem apud aliquos detrahat. Tanto sane majoris faciendus est consensus antiquitatis, quanto turpius quotidie labi eos videmus, qui jus novandi sine ullo ac modo sibi vindicant." H. Grot. Epist. ed. Amstelod. 1687. fol. ep. 72. — Hätte Grotius über die novitatis prurigo seines etwas tiefer geschaut, so würde ihm mit der tieferen Einsicht in die Irrlehre auch eine tiefere und festere Begründung der Vertheidigung der Wahrheit als nöthig erschienen seyn.

***) Kurz vor Grotius war schon Smiglecius, ein Jesuit, gegen Socin aufgetreten, von dessen Schrift Grotius selbst sagt (epist 85.): „Metuo ne ei quaedam sublegisse videamur."

†) Grotius (de Grot) war bekanntlich Jurist. Sein Leben war gleich ein erfahrungsreiches und geprüftes. Er wurde in die Arminianischen Streitigkeiten verwickelt, und 1618 demzufolge zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt; woraus ihn seine Gattin nach fast zwei Jahren in einem Bücherkasten rettete. In Frankreich eine Zeitlang am Hofe günstig aufgenommen, aber endlich durch seine Feinde und Neider auch dort vertrieben, kehrte er nach zehnjährigem Exil nach den Niederlanden zurück. Er mußte aber bald wieder aus seinem Vaterlande weichen, und wurde von der Königin Christine von Schweden als Königl. Rath und Gesandter am Hofe Ludwig's XIII. angestellt, welchen Posten er zehn Jahre bekleidete. Hierauf in sein Vaterland zurückkehrend starb er zu Rostock 1645.

*) Er vertheidigt sich dagegen in einem Briefe an seinen Bruder, und in einem anderen an einen gewissen Senator Reigersberg, indem er sich insbesondere auf seine Erklärung des 53sten Cap. des Jesaias beruft. Epist. Grot. p. 387 u. 873.

**) Bretschneider gibt an: „um dadurch den Einwendungen gegen Anselm's Theorie zu entgehen." Dogm. §. 163.

***) Diese falsche Ansicht Hahn's von der orthodoxen Lehre ist bereits im ersten Aufsatz gerügt worden. Wir gestehen aber auch mit dieser Angabe des Grotius'schen Princips nicht recht zu wissen, wie wir dran sind. Die Idee der unverbrüchlichen Gerechtigkeit Gottes ist ja auch bei Anselm, wie bei den Vätern, die Grundlage der Genugthuungslehre. Die besondere Seite, die Grotius auffaßt, justitia *rectoria*, ist gleichwie die just. *vindicativa* der Orthodoxen, eben nur eine besondere Seite der wesentlichen Gerechtigkeit Gottes an sich, und eine solche Begründung daher immer einseitig.

†) Sünde und Versöhnung, erste Ausg. S. 139. Tholuck versteht unter diesem altchristlichen Versöhnungsbegriff die Scotistische Acceptilationstheorie, welchen Begriff dagegen Hahn dem Grotius nicht zuschreibt, sondern ihn eine unangemessene „Darstellung der Arminianer" nennt, a. a. O. — Wer von diesen beiden Gelehrten im Grunde Recht hat, wird sich aus unserer Untersuchung ergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Palästina.) Die Losreißung Syriens von der Türkischen Herrschaft hat auch Palästina wieder einmal unter Ägyptische Gewalt gebracht. Nicht zum Schaden der Pilgrime und Reisenden. Denn Ibrahim Pascha hat allen über die Pilger ergangenen Erpressungen ein Ende gemacht und das Land von Räubern gesäubert. Der berüchtigte Räuber Ibrahim Abu Gusch, welcher von Jerusalem und den Reisenden unablässig schwere Summen erpreßte, wurde von dem Ägyptischen Feldherrn in Ketten nach Akre zur Festungsarbeit geschickt. Von dem eben so berüchtigten Bruder desselben, Abd Er Rahman, hört man nichts mehr. Das Land steht demnach den Fremden, besonders wenn sie unter Begleitung einiger Ägyptischer Soldaten reisen, offen. Doch kommen aus dem Abendlande nur wenig Pilger. Ein Engländer fand (nach einem Brief in der Allg. Zeitung) im April d. J. nur vierzig Fränkische Pilgrime, während zur Feier der Osterzeit schon mehr als 10,000 Griechische und Armenische anwesend waren und noch viele erwartet wurden. Die Geistlichen der Konvente, großer Gebäude, in welchen die Pilgrime beherbergt werden, verlangen von jedem ein seinem Vermögen angemessenes Almosen, eh er Aufnahme findet und die Beglaubigung eines Pilgers oder Hadschi ausgefertigt erhält. Ihre Einkünfte sind daher beträchtlich und die Ursache häufiger Zänkereien. Die Lateinischen Mönche, welche 15 bis 16 solcher Konvente in verschiedenen Gegenden des Morgenlandes besitzen, sind jetzt wegen der Lage der Westeuropäischen Länder um ihren Unterhalt, wozu jährlich 100,000 Thlr. erforderlich sind, sehr besorgt. Tief betrübend ist der Unfug, der fortwährend an heiliger Stätte getrieben wird und von frühern Reisenden genugsam geschildert ist. Aber ein besonders auffallendes Schauspiel sah der erwähnte Engländer: „Ich kam in Jerusalem am Lateinischen Gründonnerstag Morgens noch zeitig genug an, um die Feierlichkeiten des Tages mit ansehen zu können. Bei meinem Eintritt in die Kirche des heiligen Grabes, welches zugleich die Stelle einschließt, wo man glaubt, daß Christus gekreuzigt worden sey, war ich erstaunt, den Lateinischen Bischof, der inmitten eines Chors von Franziskanermönchen Gottesdienst hielt, von Soldaten Ibrahim Paschas beschützt zu finden. Auf Erkundigung vernahm ich, am vorausgehenden Samstag Abends sey es zwischen den Griechen und Armeniern in der Kirche zu Schlägen gekommen, wobei sie von Stöcken, Steinen und Messern einen so wirksamen Gebrauch gemacht hätten, daß im Verlaufe der Woche mehrere Personen an den erhaltenen Wunden gestorben seyen. Die erschreckten Mönche hatten die Behörden der Stadt um eine Wache von Soldaten ersucht, deren Benehmen in der Kirche bei weitem musterhafter war als das der Christen. Die Kirche wurde, wie gewöhnlich, Abends geschlossen, um der Erneuerung jener schändlichen Auftritte vorzubeugen."

Prediger Nicolayson schildert den sittlichen Zustand der Christen in Jerusalem überhaupt mit den düstersten Farben: „Wir können nicht um uns her blicken ohne stete Verletzung und Beschwerung des Herzens. Wenn wir durch die Straßen der heiligen Stadt gehen, stoßen wir allenthalben auf läppische Verehrung und Trunkenheit; gehen wir zur Kirche, so ist da lauter Abgötterei; kehren wir in unsere Wohnung im Konvent zurück, so quält uns der Gesang und das Jubeln betrunkener Pilger. Man kann sich keine Vorstellung von dem anstößigen Benehmen der Hunderte und Tausende von vorgeblichen Christen machen, welche als Pilgrime hieherkommen, und von denen Viele mehrere Monate in Müssiggang und Trunkenheit hier zubringen; welchen Eindruck muß es auf die Juden und Moslemin machen, deren Vorstellungen von der Christenheit sich an diesen Mustern bilden. Wenn wir diese Pilger wegen ihrer Unmäßigkeit tadeln, so sagen sie: „„Was! seyd ihr Muselmänner? Wir sind Christen!"" So weit ist es also gekommen, daß Unmäßigkeit und Nüchternheit die unterscheidenden Merkmale zwischen Christen und Muhamedanern ausmachen! Wenn doch nur einige wahre Christen hier wären, die als Kirche, wenn auch noch so klein, ein bestimmtes, fortwährendes und klares Zeugniß für das Christenthum in Wort und That ablegten, daß es nämlich sey eine Lehre zur Gottseligkeit, gegenüber allen diesen Bemühungen, es als eine Ausgeburt der Hölle, als den graden Weg zum Verderben darzustellen."

Die Juden fand er dort viel besser als die Christen. Er besuchte Spanische und Deutsche Juden in ihrer Schule, und wurde gegen frühere Jahre unerwartet gut von ihnen aufgenommen. Merkwürdig war ihm besonders das Benehmen der Schüler bei den Gesprächen. Sie hörten jetzt aufmerksam zu, während sie vormals sich auf's Tollste zu gebärden pflegten, wenn die Rede auf Jesus von Nazareth, den Messias, kam. Nur einer wollte diesmal auch sich anders betragen als der gelehrte Rabbi Aryeh Hallavi und die übrigen Rabbiner, wohl zwanzig an der Zahl; aber er wurde vom erstgenannten ernstlich zurechtgewiesen. „Nichts kann ergreifender seyn," sagt Nicolayson, „als der Abstand, den der jämmerliche Anblick etlicher Polnischer Rabbiner, die am Sabbathabend in einem dunkeln, kalten [Januar 1833], elenden, kleinen Zimmer versammelt sind, gegen den vormaligen glänzenden Gottesdienst der ausschließend jüdischen Einwohner in ihrem prächtigen Tempel bildet, — wenn es nicht der noch stärkere Kontrast zwischen dem Licht und der Gesinnung der alten und zwischen der Finsterniß und Trübseligkeit der heutigen Juden ist. Ach, wann wird die Decke weggenommen, wann die Herzens Härtigkeit geschmolzen, wann die verlorene Herrlichkeit Israels, die Erkenntniß und Liebe Gottes ihres Heilands wiederhergestellt werden?" Das veränderte Benehmen der Jerusalemischen Juden hat veranlaßt, den Plan zu einer Mission in Jerusalem, von wo das Wort des Lebens über den Erdkreis ausging, zu fassen. Ein sehr geeigneter und gebildeter Judenchrist, Herr Calman, ist für diesen interessanten Posten bestimmt, und der Gouverneur von Jerusalem hat die Versicherung gegeben, daß er ihn auf's Bereitwilligste unterstützen werde.

Wir haben vor kurzem die jetzige Duldsamkeit der Muhamedanischen Machthaber berührt, und das eben Angeführte gibt einen neuen Beweis davon. Auch Ibrahim Pascha sucht sich den Ruhm der Freisinnigkeit bei den Europäern zu erwerben. Er besuchte in Nazareth die Klosterkirche, wo in einer Grotte mit doppeltem Ausgange unter dem Hochaltare die Mönche den sogenannten Ort der Menschwerdung zeigen. Er untersuchte die ganze Kirche mit anständiger Aufmerksamkeit und schien sehr erstaunt über die kostbaren Gewande, Gaben Europäischer Fürsten, die, sagte er, alles von Muselmännern Getragene weit überträfen. Dieser Besuch einer christlichen Kirche, ehe er sich in die Moschee des Städtchens begab, soll einigen strenggläubigen Muhamedanern mißfallen haben, aber Ibrahim schien ihrer Vorurtheile nicht zu achten. Er reiste in der Absicht durch Palästina, um die Ceremonien der Griechischen Ostern mit anzusehen, welche in diesem Jahre zu Anfang des Mai fielen. Es ist zu fürchten, daß seine Achtung vor den Christen dadurch wenig befördert, dagegen aber seine Neigung zum Deismus bestärkt worden sey.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 20. August. № 67.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Fortsetzung.)

Wir versuchen nun, zur Ermöglichung einer richtigen Beurtheilung des Grotiusschen Systems, zunächst eine gedrängte Inhaltsübersicht und Darlegung des Ideenzusammenhangs zu geben.

Grotius gibt zuerst, um den status controversiae festzustellen, Cap. I. die allgemeine Kirchenlehre (sententia catholica) von der Genugthuung so an: „Indem Gott nach seiner Güte uns eine ausgezeichnete Wohlthat erzeigen wollte, ihm aber die Sünden mit ihren Strafen im Wege standen, so beschloß er, daß Christus freiwillig nach seiner Liebe gegen die Menschen die schwersten Leiden und einen blutigen und schmachvollen Tod erlitte, um dadurch die Strafe für unsere Sünde zu bezahlen, damit wir, mit Beweisung der göttlichen Gerechtigkeit, vermittelst wahren Glaubens von der Strafe des ewigen Todes frei würden, *) §. 1. Die bewirkende Ursache hiebei (causa efficiens) ist nun einerseits Gott, §. 2. (Joh. 3, 16., Röm. 8, 32., Jes. 53, 6., 2 Cor. 5, 21.), andererseits Christus, §. 8. (Joh. 10, 18., Gal. 2, 20., Ephes. 5, 2. 25.). Die bewegende Ursache (c. movens, impulsiva) ist einerseits die Barmherzigkeit Gottes und Jesu Christi, §. 2 u. 8., andererseits sind es die Sünden der Menschen, §. 3. Und zwar ist diese letzte bewegende Ursache eine meritoria, d. h. die Sünden der Menschen haben die Strafen nicht etwa bloß *occasionaliter* verursacht, sondern im eigentlichen Sinn verdient, §. 4—7. Beides wurde von Socin geläugnet, der behauptete, daß die Präpositionen διὰ und ὑπὲρ immer nur causam *finalem* bezeichnen (widerlegt durch Röm. 4, 25., Ephes. 5, 6., Levit. 26, 28., Deut. 18, 12., 1 Cor. 15, 3., 1 Petr. 3, 18., Gal. 1, 4., Hebr. 10, 12), und daß außer dem Willen Gottes und Christi keine vorangehende Ursache gefunden werden könne (widerlegt durch Gal. 2, 21.). — Der Stoff und Inhalt (materia) dieser Handlung Gottes und Christi ist das Leiden des letzteren und ein blutiger und schmachvoller Tod am Kreuz, welchem die heilige Schrift ein besonderes Gewicht und eine besondere Wirkung zuschreibt, was bei einem durch Christum zu gebenden bloßen Beispiel der Heiligkeit gar nicht stattfinden könnte, §. 9—12. Formell ist diese Handlung die Erlegung der Strafen für unsere Sünden (poenarum pro pecc. nost. persolutio), bewiesen aus 1 Petr. 2, 24., Jes. 53., Levit. 16, 21. 22., Gal. 3, 13., §. 13—18., *) und daraus, daß der Tod überhaupt eine Strafbeziehung hat, §. 19—21. — Der Zweck ist a) der Erweis der göttlichen Gerechtigkeit (bes. Röm. 3, 25. 26.), welche die Sünde nicht ungestraft lassen kann, §. 22—24.; b) unsere Befreiung von der Strafe, d. h. Vergebung der Sünde, §. 25. 26." — Von §. 27—31. widerlegt Grotius die Lehre Socin's, welcher die Beziehung und Verbindung des Todes Christi mit der Vergebung unserer Sünde läugnet, und als Grund und Zweck des Todes Christi aufstellt: a) seine Predigt von der Vergebung zu bezeugen, b) sich das Recht zur Vergebung der Sünde zu erwerben, c) ein Beispiel der Geduld und des Gehorsams zu geben, und d) hauptsächlich die Hoffnung des ewigen Lebens zu befestigen.

Da dieses Capitel mehr allgemeiner Natur ist, und besonders die Darstellung der Kirchenlehre so allgemein gehalten ist, daß sie erst durch die weitere specielle Entwickelung der folgenden Capitel einen bestimmten Charakter erhält, so läßt sich zunächst nichts urtheilen, bis wir einen weiteren Auszug über die Nachweisung, Begründung und Vertheidigung der ausgesprochenen Wahrheiten gegen die Einwürfe der Gegner gegeben haben. Diese beginnt Grotius von Cap. II. an. Vor Allem, sagt Grotius, kommt es nun bei der Widerlegung der Gegner darauf an, das richtige Verhältniß Gottes, seine eigentliche Stellung im Erlösungs- und Genugthuungswerk zu ermitteln und festzustellen. **) — Dem Socin nämlich, der zwar die Nothwendigkeit der Vergebung der Sünde zur Seligkeit erkannte, aber durchaus die Abhängigkeit dieser von einer vorangehenden Genugthuung widerstritt, war natürlich Alles an dem Beweise gelegen, daß Gott ohne alle Genugthuung, nach bloßem Willen, die Sünden erlassen könne. Deshalb behauptete er, Gott könne hier „nicht als ein Richter betrachtet werden, der ein fremdes Recht handhabt, und dem es nicht erlaubt wäre, von der Vorschrift des Gesetzes abzugehen, sondern als Herr und Fürst, dessen bloßer Wille, da es sich nur um sein eigenes Recht handelt, aller Dinge Gesetz und vollkommenste Norm ist;" de Servatore l. III. c. 1. — Socin sieht also Gott als beleidigten

*) Wörtlich: „Deus motus sua bonitate, ut nobis insigniter beneficaceret, sed obstantibus peccatis, quae poenam merebantur, constituit, ut Christus, volens ex sua erga homines charitate, cruciatus gravissimos et mortem cruentam atque ignominiosam ferendo, poenas penderet pro peccatis nostris, ut, salva divinae justitiae demonstratione, nos, intercedente vera fide, a poena mortis aeternae liberaremur."

*) Wir machen vorläufig darauf aufmerksam, daß Grotius an allen diesen und den übrigen Stellen das *peccatum* immer nur als *poena* peccati nimmt.

**) „Inprimis opus est, intelligi, quae partes, sive quod officium sit Dei in hac re." Cap. II. §. 1.

Theil, und gleichsam als Gläubiger (creditor) an. „Jeder Mensch aber," sagt er weiter, „kann das ihm zugefügte Unrecht, und die dadurch begründete Schuld mit vollem Rechte schenken und erlassen, ohne alle wirkliche Genugthuung. Will man nun Gott nicht ein geringeres Recht einräumen als den Menschen, so muß man zugestehen, daß auch er, ohne ein Unrecht zu begehen (jure), uns unsere Sünden habe erlassen können ohne alle Genugthuung." Praelect. theoll. c. 16. „Es ist daher," fährt er (de Servat. l. III.) fort, „eben so unnöthig, als ungerecht und unwahr, daß Christus unsere Sünden an unserer Statt gebüßet habe." — Es handelt sich hier nun also recht eigentlich um die Nothwendigkeit der Genugthuung. Denn steht diese nicht fest, so ist der Streit über die Möglichkeit und Gerechtigkeit der That nicht viel besser als ein Don Quixotesches Windmühlengefecht. Wollte man sich aber mit der faktischen Wirklichkeit hinaushelfen, und sagen, daß, wenn diese notorisch und gewiß sey, die Frage über die Nothwendigkeit und Möglichkeit von selbst erledigt sey, so ist damit zwar der Knoten zerhauen, aber nicht gelöst. Und es bleibt immer der Einwand in Kraft, den sich Anselm zur Begründung seiner Untersuchung über die Nothwendigkeit der geschehenen Genugthuung selbst gemacht hat. Im achten Capitel seines ersten Buchs von Cur Deus homo? sagt er nämlich: „Wenn Gott etwas thut, so soll uns der Wille Gottes hinreichender Grund seyn, wenn wir auch nicht sehen, warum er so wolle; denn nie ist der Wille Gottes ohne vernünftigen Grund." Er läßt aber sogleich seinen Gegner dagegen einwenden: „Das ist wahr, sobald es ausgemacht ist, daß Gott das wolle, wovon man redet; allein eben daß Gott es wolle, wenn es der Vernunft zu widerstreiten scheint, das wird bestritten." Und nachdem Anselm bewiesen, daß hier keine Ungerechtigkeit stattfinde, da Jesus freiwillig leide und sterbe mit Willen und Zulassung Gottes; und daß „nichts weniger anstößig seyn könne, als daß ein solcher Vater mit solchem Sohne übereinstimmt, wenn dieser zur Ehre Gottes auf löbliche und heilsame Weise zum Heil der Menschen etwas thun will, was auf andere Weise nicht hat geschehen können," — bemerkt der Gegner ganz richtig, daß mit der Abweisung des Vorwurfs der Ungerechtigkeit der Handlung immer noch nichts gethan sey, denn „darum handelt es sich eben noch," sagt er, „wie jener Tod als vernunftgemäß und nothwendig erwiesen werden könne? widrigenfalls ihn weder der Sohn selbst wollen, noch der Vater verlangen oder zulassen dürfte." —

Wie erweist nun Grotius diese Nothwendigkeit? Auf sonderbare Weise. Für's Erste stimmt er dem Socin darin bei, daß und warum Gott hier nicht als judex *) zu betrachten

*) In einem Brief an Vossius (Epist. 101.) verwahrt sich zwar Grotius gegen den Vorwurf, als ob er Gott überhaupt im Erlösungsgeschäft das Richteramt absprächte. „Im Gegentheil," schreibt er, „hab ich mit klaren Worten gesagt, daß Gott als Richter zu betrachten sey, wie die Worte beweisen „„*Deum non esse hic spectandum ut judicem sub lege constitutum; nam talis qui sit judex*"" etc. (cap. II. §. 1.). Est ergo hic judex Deus, sed non talis" etc. —

sey, sondern als princeps und rector. Aber auch nicht als pars laesa und nicht als creditor kann Gott, sagt er, betrachtet werden, weil keinem von beiden als solchen weder Strafe noch Straferlaß zukommt, um das es sich hier handelt. Cap. II. §. 1 — 12. — Aus demselben Grunde kann auch von einer acceptilatio Gottes nicht die Rede seyn; sondern es hat hier formell bloß ein actus jurisdictionis statt, und materiell handelt es sich in specie darum, „daß die Verbindlichkeit gegen ein bestehendes Gesetz rücksichts gewisser Personen oder Dinge aufgehoben werde, d. h. daß ein Nachlaß (relaxatio), eine dispensatio legis eintrete, und zwar in der Art, daß, um die Straflosigkeit des Einen zu erzielen, ein Anderer gestraft wird." Cap. III. Daß letzteres nicht ungerecht sey, wie Socin dafür hält, beweist die Schrift durch viele Stellen und Beispiele, und ergibt sich aus dem Wesen der Strafe, „welche nur verlangt, daß gestraft werde, nicht aber daß grade der gestraft werde, der gesündigt hat," so wie es auch durch die Geschichte aller Völker bestätigt wird. Cap. IV. §. 1 — 17. (Im 18ten Paragraph wird die Streitfrage so festgestellt: „ob ein Akt, der in der Gewalt eines Höheren ist, auch ohne Rücksichtnahme [citra considerationem] des fremden Vergehens, als Strafe dieses fremden Vergehens angeordnet werden könne?" —)

Aber, sagt Socin, Gott kann nicht gewollt haben, daß Christus für uns gestraft werde, weil kein Grund vorhanden ist, warum Gott so wollte! — Von seiner Voraussetzung aus, daß Gott als bloßer Creditor zu betrachten sey, der von seinem Rechte nachlassen könne, was und wie er wolle, ist dieser Einwand Socin's vollkommen gegründet. Anselmus konnte nach seinem System diesen Einwand vollkommen zurückschlagen. *) Aber des Grotius System (bei der dispensatio legis) trifft

Allein diese Verwahrung reicht nicht sehr weit. Denn ein solcher Richter ist Gott nie, sondern das ist eben auch hier der Unterschied zwischen irdischen Verhältnissen und göttlichen, daß Gott als Richter kein anderer ist, denn als Gesetzgeber, und steht so über'm Gesetz, daß sein bloßer Wille aller Dinge Gesetz und vollkommenste Norm ist (wie auch selbst Socin sich ausdrückt), und sein Gericht nichts anders ist als die Realisirung seines ewigen und heiligen Willens. — Wenn aber Grotius (l. c.) weiter sagt, daß er Gott „als Richter gelten lasse in Beziehung auf die Strafe, nachdem Christus bereits für uns eingetreten, nicht aber in Beziehung auf diese Substitution und Übertragung, um die es sich hier handle;" so ist es eben der Fehler seines Systems, daß er nicht erkennt, daß man bei unserem Gegenstande zurückgehen muß bis auf die Nothwendigkeit der Strafe überhaupt. Denn auf diese basirt sich die Nothwendigkeit der stellvertretenden Genugthuung. — Überhaupt aber ist die Bemerkung Vitringa's sehr gegründet, daß Grotius nimis anxie trenne, was recht gut beisammen bestehen kann. (Vitringa obss. l. IV. c. 3.)

*) Die orthodoxen Lehrer heben hier treffend den wesentlichen Unterschied der menschlichen und göttlichen Verhältnisse hervor. So führt Rambach l. c. eine Stelle aus Wernsdorf diss. de ἐκλειψεια evangelica an: „Jus, quod homines habent, extra eorum essentiam fundatum est; hac proin salva manente de illo aliquid remittere possunt. Jus vero Dei oritur ex essentia ejus immutabili, adeoque illo sublato et hanc periclitari necesse est."

er mit doppelter Stärke. Grotius befindet sich auch in sichtbarer Verlegenheit. Zwar, sagt er, könnte man sich der juristischen Ausflucht bedienen, daß von dem, was von den Höheren beschlossen ist, nicht immer ein Grund angegeben werden könne, was natürlich bei Rathschlüssen Gottes noch mehr der Fall ist. Auch könnte man den Willen Gottes selbst schon als Grund hinstellen. Doch sey das nicht nöthig, da Gott selbst die Ursachen seines Rathschlusses uns geoffenbaret habe. Nur das müsse er bevorworten, daß Socin ganz mit Unrecht einen Grund verlange, welcher darthue, warum Gott nicht anders habe handeln können. Solcher Grund sey da, wo Gott frei handle, nicht nöthig. Ja das Verlangen Socin's sey um so unbilliger, als er selbst bei seiner Läugnung der Satisfaktion keinen Grund des Leidens und Sterbens Christi anführen könne. Wenn ihm nun selbst genügt, keine zwingenden Gründe, sondern nur veranlassende und räthliche beizubringen, so ist's unbillig, daß er dem Gegner ein schwereres Gesetz auferlegt. Indeß ist's nicht schwer, aus der Schrift einen hinlänglichen Grund beizubringen, warum Gott nur unter der Bedingung, daß Christus die Strafe trage, uns die ewigen Strafen erlassen wollte, nämlich a) um durch einen Strafakt und durch ein auffallendes Beispiel zu bezeugen, wie sehr ihm die Sünden mißfallen. Das ist's, was die Schrift in Ermangelung eines bezeichnenderen Ausdrucks Zorn nennt; welcher Gott nach seinem eigenen Zeugniß hindert, den Menschen wohlzuthun; b) um durch solches Beispiel Furcht vor der Strafe und hiedurch vor der Sünde selbst einzuflößen; c) um dem einmal gegebenen Strafgesetz doch einigermaßen das Ansehen zu erhalten. Daß dieses aber an Christo, durch dessen Leiden und Sterben geschah, davon kann nicht der bloße Wille Gottes und Christi nur als Grund angegeben werden, wie Socin meint, sondern dieser Wille muß selbst wieder einen Grund haben, welcher aber nicht etwa darin liegt, daß Christus die Strafe verdient habe, sondern darin, daß Christus einerseits um seiner Verwandtschaft mit uns, andererseits um der unvergleichlichen Würde seiner Person willen so trefflichst zur Aufstellung eines ausgezeichneten Beispiels paßte. Auf diese Weise bezeugte Gott am besten zugleich seine Güte und seinen Ernst. Und das ist auch juristisch die beste Art der Relaxation der Gesetze, wenn eine Vertauschung (commutatio) oder Ersatzleistung (compensatio) stattfindet, weil nämlich solchergestalt sowohl das Ansehen des Gesetzes am wenigsten verliert, als auch der Absicht des Gesetzes etlichermaßen entsprochen wird, wie z. B. wenn Jemand statt eine Sache auszuliefern, den Werth derselben bezahlt. Denn Ebendasselbe und Ebensoviel sind einander ganz nahe. (Proxima enim sunt idem et tantundem.) Cap. V.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Ostindien.) Zu den gerechtesten Beschwerden gegen die Ostindische Regierung gehörte bisher die von ihr erhobene Tempelsteuer (Idolatry Tax); wir haben die Freude, die unter dem 26. Februar 1833 verfügte Abschaffung dieser unchristlichen Einrichtung anzukündigen. Doch

möchte es nöthig seyn, unsere Leser erst mit dem Gegenstande etwas näher bekannt zu machen, damit die Wichtigkeit dieser Maaßregel und ihre Beziehung auf die Missionsbestrebungen in Ostindien in helleres Licht tritt.

Die Hindus besitzen an vielen Orten ihres ausgedehnten Landes Götzentempel, welche an Berühmtheit die anderen übertreffen und zu welchen zu wallfahrten für ein besonders verdienstliches Werk angesehen wird. So ist der unter uns bekannteste Tempel des Dschaganath *) (Juggernaut) bei Pooree dadurch berühmt, daß von vielen über einander gesetzten Kesseln voll Reis, der für die Priester gekocht wird, der unterste, zunächst über dem Feuer befindliche Kessel noch kalt seyn soll, während der oberste schon siedet. Jeder Wallfahrtsort hat seine eigenen Wunder dieser Art, und den Priestern liegt nicht wenig daran, den Ruhm des Tempels, den sie besitzen, über das ganze Land hin auszubreiten, und dem Volke Begierde zu Pilgerfahrten einzuflößen. Ihre Nahrung hängt fast ganz davon ab; denn wie sollten die Schaaren müssiger Brahminen bestehen können, wenn das Volk nicht durch Betrug im Fanatismus erhalten würde. Zu Juggernaut gehören zum Tempel 3,900 Familien Brahminen und Anhang, zu deren Unterhalt eine bedeutende Summe erforderlich ist. Sie schicken daher Abgeordnete, die sogenannten Pilgerjäger, durch das ganze Land, um durch prahlerische Erzählungen Pilger zu gewinnen. Bisher hat nun die Ostindische Regierung in übertriebenem Eifer, ihre Unpartheilichkeit zu beweisen und die Hindus in der Ausübung ihrer Religion zu schützen, nebenbei in der Absicht, auf eine weniger gehässige Weise eine gute Einnahme zu gewinnen, für die Tempel und ihre Priester Sorge getragen. Um dies zu bewerkstelligen, erhob die christliche Regierung von jedem Pilger durch von ihr angestellte Einnehmer eine gewisse Steuer, die berüchtigte Pilgertaxe, und bestritt damit die Erhaltung der heidnischen Tempelgebäude und den Unterhalt der Priester und ihrer Diener. Diese Brittische Begünstigung Indischer Abgötterei fand statt zu Juggernaut, Gya, Allahabad, Kasheepore, Surkura, Sumbul, Jtawa, Tripetty bei Madras, Ramisseram, Dwaraca, Tanjore, Seringham, Serinagur und an mehreren anderen Orten. So anstößig eine solche Befassung der Regierung mit dem Heidenthume ist, das sie billig sich selbst hätte überlassen können, so waren die Folgen derselben doch noch trauriger. Es könnte dargestellt werden, als hätte die Erhebung der Pilgertaxe das Wallfahrten, statt es zu befördern, vermindern müssen; allein die Steuer war nicht so hoch, daß Jemand dadurch abgehalten wurde, und doch kann bei der ungeheuern Zahl der Pilger und den häufigen Festen (in Juggernaut jährlich zwölf) eine große Summe heraus. Im Gegentheil diente sie zur direkten Aufmunterung des Götzendienstes und seiner Gräuel, die uns zum Theil aus der lebendigen Schilderung Buchanan's bekannt sind, zum Theil sich gar nicht erzählen lassen. Denn erstlich würden ohne die Pilgertaxe bei der heutigen Lage Indiens die Tempel und die dazu gehörigen Gebäude allmählig in Verfall gerathen seyn. Zweitens hätten die Brahminen sich zerstreuen müssen und wären nicht durch das Verlangen, ihr einträgliches Geschäft aufrecht zu erhalten, zum entschiedensten Widerstande gegen das Christenthum angefeuert worden. Drittens erschien die Theilnahme der Regierung und ihre sorgfältige Verwaltung der Tempelanstalten als eine Sanktion des Götzendienstes. Diese sittliche Einwir-

*) Dschaganath, d. i. Herr der Welt, ist Krischna oder die achte Einfleischung (Avatar) des Gottes Wischnu. Der Gott wurde zufällig von einem Jäger mit einem Pfeile getödtet und sein Leib vermoderte unter dem Baume, wo das Unglück geschehen war; aber fromme Leute sammelten seine Gebeine und verschafften ihnen ausgebreitete Verehrung. Wischnu befahl einem berühmten Künstler, das Bild Krischna's zu verfertigen, aber, unterbrochen, vollendete dieser das Werk nicht, und das soll die Ursache seyn, weshalb Dschaganath ohne Arme und Beine abgebildet wird.

kung auf die Gemüther war die beklagenswertheste Folge. Dem Missionar, welcher das Evangelium verkündigte, wurde stets erwiedert, die Regierung wolle gar nicht, daß die Hindus Christen würden, denn sie sey es, welche der Tempel und der Priester pflege; der Brahmanismus müsse also eine wahre und gute Religion seyn, wenn man auch gar nicht läugnen wolle, daß für die Engländer das Christenthum gut sey. Vergeblich war alle Widerlegung dieses Räsonnements bei der größeren Masse. Es wurde ja gar sehr durch die Gleichgültigkeit derselben Regierung gegen die Hinduchristen bestärkt, denen keine Kirche gebaut, kein Lehrer gesetzt wurde.

Mit der Zunahme der Missionsbestrebungen wurde dieses Übel immer deutlicher, und die Freunde der Missionen erhoben bald Klagen darüber. Diese hatten keinen Erfolg, bis vor mehreren Jahren ein mit Indien vertrauter Mann, Herr Peggs, sein Werk „Indiens Anforderungen an Brittische Humanität“ (India's Cries to British Humanity) herausgab, welches auch vorzüglich zur Abschaffung der Satti's oder Wittwenverbrennungen mitgewirkt hat. Im Jahr 1830 trug Hr. Poynder im Ostindischen Hause auf Abschaffung dieser unsittlichen Steuer an. Der Vorsitzer der Versammlung erwiederte, das Haus sey einstimmig über die Verwerflichkeit der den Götzendienst befördernden Einrichtungen und die Regierung habe diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit schon zugewandt; aber Lord William Bentink habe, nachdem er bei Einnehmern von neun Distrikten Bericht gefordert, nur zwei derselben für augenblickliche Abschaffung geneigt gefunden. Die Ostindische Compagnie habe durch Traktate, welche die Religion der Hindus anerkennten, die Tempel in Besitz bekommen; die Steuererhebung habe den Götzendienst grade niedergedrückt, statt ihn zu befördern; die Pilgerschaften könnten nicht als eine Art Handel, aus welchem die Compagnie Nutzen ziehe, betrachtet werden, indem sie als Beherrscherin Indiens nicht bloß zum Besten der Tempel besteure, sondern auch zur Unterstützung der Familien der Tempelbesucher. Dagegen bewies Herr Poynder, daß nach Bestreitung aller Kosten folgender reine Gewinn in die Kasse der Compagnie geflossen war: von Juggernaut in siebzehn Jahren 694,435 Thlr., von Gya in sechzehn Jahren 1,191,860 Thlr., von Allahabad in sechzehn Jahren 1,116,000 Thlr., von Tripetty in zehn Jahren 846,587 Thlr. und in sieben Jahren ungefähr 592,600 Thlr., so daß die von den elenden Pilgern erhobene Taxe nur bei vier Haupttempeln in siebzehn Jahren einen Gewinn von fast 7 Millionen Thalern eingebracht hat. — Als ein Jahr nach diesem Antrag angefragt wurde, ob in dem beregten Gegenstande eine Verfügung getroffen worden sey und dies verneint wurde, äußerten mehrere Eigenthümer Ostindischer Stocks ihre Mißbilligung und ein Herr Rigby sagte unter Anderem: Er wolle lieber seine Dividenden im Meere untergehen sehen, als sie aus einer so häßlichen oder vielmehr gottlosen Quelle empfangen. Am 26. Februar 1833 erfolgte sodann der Erlaß über Aufhebung der Pilgertaxe, welcher nun bekannt geworden ist und aus welchem wir einige Stellen mitteilen:

„Anordnungen, welche die Regierung mehr oder minder in unmittelbare Mitwirkung zum Aberglauben der Eingeborenen verwickeln, können, auch ohne Bezug auf ihre wirklichen oder wahrscheinlichen Folgen, von Seiten der Gesinnung mit Recht bestritten werden, aber daß sie auch zu Folgerungen schimpflicher Art leiten, ist offenbar, insofern sie die Brittische Herrschaft in so enger Verbindung mit dem fraglichen unglückseligen und herabwürdigenden Aberglauben darstellen, daß das Volk fast nothwendig die Meinung fassen muß, entweder daß wir den göttlichen Ursprung dieser abergläubischen Gebräuche zugeben oder ihnen wenigstens ein besonderes und ehrwürdiges Ansehen beilegen. Wir erkennen, daß die Erhebung eines Einkommens oder wenigstens eines Überschusses vermittelst einer Pilgertaxe zur Beförderung und Aufmunterung des Aberglaubens, von welchem die Taxe entnommen wird, führen muß. Sie gibt der Regierung ein naheliegendes Interesse an dem Fortgang und der Ausdehnung solcher abergläubischen Gewohnheiten. Sie bietet der Regierung und denjenigen ihrer Beamten, welche bei der Taxerhebung interessirt sind (vorausgesetzt, daß sie mit ihrer Obrigkeit harmoniren), eine beständige Versuchung zur Vermehrung der Tempeleinkünfte und daher zur Herbeilockung einer möglichst großen Anzahl von Pilgrimen. Wir erkennen, daß die Grundsätze der Duldung nicht erfordern, das Wachsthum und die Beliebtheit eines Aberglaubens zu fördern, dessen Bestand jedes vernünftige und religiöse Gemüth beklagen muß, und wir sind deshalb der Meinung, daß jedes Verfahren, welches die besonderen Staatsinteressen mit solchen abergläubischen Gebräuchen verflicht, eben darum verwerflich ist und aufhören sollte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Bemühungen der Pilgerjäger und ihrer Patrone erhöht und belebt werden durch die Zuversicht, welche die anerkannte Redlichkeit und Pünktlichkeit der Brittischen Regierung ihnen gewährt, daß nämlich ihr Sold mit der größten Gewissenhaftigkeit erhoben und bezahlt wird; auf diese Weise aber wird der Kredit und das Ansehen der Regierung zur Unterstützung eines offenbaren und empörenden Mißbrauches verwendet. Es ist also im Ganzen unsere Ansicht, daß die Pilgertaxe völlig aufgehoben und den Priestern überlassen werden soll, unter beliebigen Bedingungen Pilgrime zuzulassen.“

Die Art und Zeit der Ausführung wird indessen dem General-Gouverneur überlassen, weil die Direktoren einsehen: „daß dies einer von den Gegenständen ist, über welchen von England aus mehr als allgemeine Instruktionen zu geben, ganz besondere Schwierigkeiten hat.“ Sie begnügen sich damit, die aus obiger Erwägung hervorgehenden Beschlüsse kurz anzuführen. Es sind folgende:

1. Daß die Befassung Brittischer Beamten mit der innern Leitung der Hindutempel, mit den Sitten, Gewohnheiten und religiösen Handlungen der Priester und ihrer Zugehörigen, mit der Anordnung ihrer Ceremonien, Gebräuche und Feste, und überhaupt mit der inneren Verwaltung aufhören soll.

2. Daß die Pilgertaxe allenthalben abgeschafft werden soll.

3. Daß Taxen und Opfer von der Brittischen Regierung fernerhin nicht mehr als Quellen des Einkommens betrachtet werden, und dergleichen demnach nicht länger von den Dienern der Ostindischen Handelsgesellschaft gesammelt oder angenommen werden sollen.

4. Daß kein Diener der Ostindischen Compagnie gebraucht werden soll zur Sammlung, Verwaltung oder Bewahrung von Geld, welches als Taxe oder Opfer irgendwie erlangt, oder baar oder in Natura gereicht worden ist.

5. Daß kein Diener der Ostindischen Compagnie fernerhin irgend eine Einnahme aus den erwähnten oder ähnlichen Quellen ziehen darf.

6. Daß unsere Indischen Unterthanen bei allen auf ihre Tempel, ihren Gottesdienst, ihre Feste, religiöse Gebräuche, ceremonielle Gewohnheiten bezüglichen Anordnungen sich gänzlich selbst überlassen bleiben sollen.

7. Daß in jedem Fall, wo es nöthig befunden wurde, eine Polizeimacht aufzustellen, besonders mit Rücksicht auf die Ruhe und Sicherheit der Pilger und Anbeter, diese Macht von nun an aus den allgemeinen Landeseinkünften unterhalten und bewirkt werden soll.

Über den Erfolg der Ausführung dieser Maaßregel werden wir künftig berichten. Die Vertheidigung der Götzensteuer und die Anfeindung der Ostindischen Missionen von Seiten des Einnehmers zu Juggernaut, welche Rheinwald's kritisches Blatt für Theologie aufgenommen hat, wird durch diese Verordnung des Ostindischen Hauses am besten widerlegt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 23. August. № 68.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Fortsetzung.)

Nachdem auf diese Weise Grotius den Vorwurf der Ungerechtigkeit und der Überflüssigkeit der Genugthuung durch Christum nach seiner Meinung beseitigt, kommt er Cap. VI. auf die Wirklichkeit und auf das eigentliche Wesen der Satisfaktion. Die erstere erweist er a) thetisch und antithetisch aus der heiligen Schrift §. 1—5., welche die Erlassung der Sünde überall durch die auf Christum gelegte und von ihm getragene Strafe bedingt; b) durch die Widerlegung der Behauptung Socin's, daß der Begriff des Erlassens jedes vorangehende Bezahlen ausschließe. Das führt auf den Begriff der Satisfaktion. „Schulderlassung," sagt Grotius, „ist derjenige Akt eines Gläubigers oder Regenten (rectoris), wodurch ein Schuldiger von der Verbindlichkeit der Strafe oder der Schuld frei wird. Solche Freisprechung kann geschehen mit irgend einer vorangehenden Schuldleistung, bisweilen aber auch ohne alle Leistung. Bei eintretender Leistung finden zwei Fälle statt; entweder es wird der Schuldgegenstand wirklich und realiter erlegt, so ist die Schuld auch ipso facto erledigt (z. B. wenn Jemand die Strafe leidet, die er schuldig ist), und findet keine Schulderlassung (remissio) statt; diese Freisprechung heißt im streng juristischen Sprachgebrauch apocha (Quittung). Oder es wird nur irgend etwelcher Ersatz geleistet, dann ist die Befreiung nicht ipso facto vorhanden, sondern es ist hiezu ein besonderer Akt des Gläubigers nöthig, und das ist die eigentliche Schulderlassung. Wird nun eine solche Ersatzleistung angenommen, so hat sie den Namen Satisfaktion. Darin der Grund, warum ein Stellvertreter der körperlichen Strafe den Schuldigen nicht ipso facto befreit, weil nämlich darin die Schuldverbindlichkeit nicht realiter, so wie sie eigentlich ist, abgetragen wird, indem ja das Gesetz nicht überhaupt bloß Strafe, sondern die Strafe des Schuldigen verlangt. Daher muß hier noch derjenige Akt hinzukommen, der hinsichtlich des Gesetzes relaxatio oder dispensatio, hinsichtlich des Schuldners remissio heißt. — Bei einer Freisprechung aber ohne alle Schuldersatzleistung kann entweder eine andere Verbindlichkeit dafür eintreten (novatio und delegatio genannt), oder es wird die Schuld schlechthin aufgehoben; und in diesem Falle heißt diese Freisprechung im Civilrecht *acceptilatio*. Eine Acceptilation kann also in Bezug auf Strafe gar nicht stattfinden, und ist also dieser Begriff aus eben diesem Grunde, und weil er jedwelche Schuldersatzleistung ausschließt, in dem Satisfaktionswerke Christi gar nicht anwendbar; sondern es ist hier *remissio* antecedente *satisfactione;* welche beide demnach so wenig einander widerstreiten, daß vielmehr eben deswegen eine Satisfaktion zugelassen wird, damit eine Remission stattfinden könne. Wenn daher Socin behauptet, daß durch eine Genugthuung eo ipso die Schuld aufgehoben sey, so nimmt er den Begriff der Satisfaktion gegen allen juristischen Brauch. Eine solche sogleiche Aufhebung der Schuld wäre höchstens durch eine specielle Übereinkunft zwischen dem, der für einen Anderen genugthut, und zwischen dem, der die Leistung annimmt, möglich. Zwischen Gott und Christus aber ist vielmehr der Vertrag beschlossen, daß die Erlassung der Strafe erst dann eintreten solle, wenn der Mensch im wahren Glauben an Christus sich zu Gott bekehrt und um Gnade fleht, unter der Fürbitte Christi. Somit hindert die Satisfaktion nicht, daß die Vergebung erst folge; denn die Genugthuung hatte noch nicht die Schuld aufgehoben, sondern nur bewirkt, daß sie um ihretwillen einst aufgehoben werde. §. 6—8. Daß aber die Güte Gottes damit nicht bestehen könne, ist so wenig wahr, daß grade hierin ein doppelter Beweis dieser Güte zu finden ist, indem Gott a) um unserer zu schonen, eine Genugthuung annahm, die er nicht schuldig war anzunehmen, ja diese selbst erfand; und b) seinen liebsten Sohn, sein (so zu sagen) zweites Ich dem Tode hingab, um diese Genugthuung zu bewirken. §. 14. 15. Wenn bisher nur die Strafe Christi als Gott genugthuend genannt worden, so soll damit nicht dem Thun Christi alle genugthuende Kraft abgesprochen werden. Denn es pflegt nicht selten eine verdienstliche (grata) Handlung gleichsam zur Aufwiegung der Strafe angenommen zu werden." §. 16.

Damit es nun nicht scheine, als ob es bloß um das Wort Satisfaktion zu thun sey, sondern um die damit bezeichnete Sache, so gehet nun Grotius die biblischen Begriffe und Bezeichnungen, welche von Socin mit dem Worte Satisfaktion ausdrücklich verworfen werden, in den folgenden vier Capiteln durch, und beweist insbesondere folgende Grundbegriffe der biblischen Versöhnungslehre: 1. daß durch Christus der Zorn Gottes gestillt worden (wobei besonders die Widerlegung des Einwandes, als ob nach der Schrift wir zwar mit Gott, aber nicht Gott mit uns versöhnt worden sey, sehr treffend und auch für unsere Zeit wichtig ist), Cap. VII.; 2. daß eine Befreiung durch Erkaufung oder durch gegebenes Lösegeld stattgefunden (redemtio), Cap. VIII.; 3. daß eine Stellvertretung (subrogatio) statt gehabt, Cap. IX.; und 4. daß der Tod Christi ein Sühnopfer sey und versöhnende Kraft habe. Cap. X. — Hieran schließt sich eine Sammlung von Aussprüchen der orthodoxen Kirche aus den ersten Jahrhunderten über die Versöhnung ꝛc. womit das ganze Werk schließt.

Wir haben nun im getreuen Auszuge das System des Grotius wiedergegeben. So viel glauben wir nach dieser Darstellung vorläufig ohne Weiteres behaupten zu dürfen, daß wer nach Grotius noch sagen kann, Anselmus habe die Versöhnungslehre in das juridische Gebiet gezogen, entweder den Anselm oder den Grotius nicht gelesen zu haben scheint. Das einzige Wort, das Anselm aus der Jurisprudenz entnommen haben soll, ist Satisfaktion (— denn das Wort Gerechtigkeit wird man doch nicht für einen juristischen Terminus ansehen? —); allein grade durch seine streng juristische Darstellung dieses Begriffs hat Grotius den Beweis gegeben, daß Anselm's Begriff, der vom Grotiusschen ganz verschieden ist, nicht sowohl dem jus als dem gemeinen Leben entnommen ist. Die ganz juristische Auffassungsweise des Grotius ist noch dazu bloß formell, wie auch der tiefe Jurist Göschel bemerkt (s. die schon im vorigen Aufsatz erwähnte Abhandlung im Tholuckschen Anzeiger), d. h. es werden die im positiven Rechte entstandenen Formen und Begriffe auf die göttlichen Verhältnisse unmittelbar übergetragen, oder vielmehr diese jenen unterworfen und danach geregelt und festgestellt; ein Verfahren, welches die eigene Erscheinung erzeugt, daß die von Grotius thetisch dargestellte (im ersten Capitel), und die von ihm vertheidigte Lehre der Schrift und Kirche als zwei ganz verschiedene erscheinen, oder daß sein System in der That eine ganz andere Lehre erzeugt, als die ist, die er durch das System vertheidigen will, und zu vertheidigen glaubt. Falls man daher auch mit dem eigentlichen System des Grotius nicht übereinstimmen kann, so bleibt seine Schrift dennoch von großer Wichtigkeit, sowohl für sich, als auch sofern sie außerhalb des Systems den Gegnern gegenüber die rechtgläubige Lehre nicht verläugnet. Zwar läßt schon die an die Spitze gestellte, kurz zusammengefaßte sententia catholica das Unsichere und Schiefe der Ansicht nicht ganz verkennen. „Um uns," heißt es, „eine große Wohlthat zu erzeigen, welcher die Sünden mit ihrer Strafe im Wege standen, beschloß Gott nach seiner Güte, daß Christus" ꝛc. Für's Erste sollte doch bestimmt angegeben seyn, welche Wohlthat? Denn so allgemein gesprochen ist es falsch, daß die Sünde dem Wohlthun Gottes im Wege steht. Ist nicht die Sendung Christi selbst die größte Wohlthat, die durch die Sünde und ihre Strafe nicht gehindert ist? — Es kann aber bloß die einzige Wohlthat der ewigen Seligkeit verstanden werden. Allein ist es streng genommen richtig, daß die Sünde die Ertheilung der Seligkeit von Seiten Gottes hindert? Ist nicht die Sünde bloß in uns das Hinderniß der Seligkeit, sofern sie uns den Besitz derselben unmöglich macht? Zwar könnte man dagegen sagen, daß demnach Gott wohl die Seligkeit schenken könnte, und nur wir sie nicht ergreifen können, aber eben, weil wir sie nicht ergreifen können, so könne sie Gott nicht schenken; mithin könne mit Recht die Sünde das Hinderniß der Ertheilung genannt werden. Allein diese in der Sünde gegebene Unmöglichkeit des Seligkeitsbesitzes kann nicht anders aufgefaßt werden, denn als Folge, und zwar als Strafe der Sünde. Strafe aber geht nicht von uns (von der Sünde), sondern von Gott aus. Diejenige Eigenschaft Gottes, die sich zunächst in Bezug auf Sünde und Strafe bethätigt, ist die Gerechtigkeit Gottes, welche der Sünde die Strafe folgen lassen muß. Mithin kann Gott in sich selbst, um sein selbst und um seiner Gerechtigkeit willen nicht selig machen, so lange die Sünde und Sündenschuld über den Menschen besteht. Daß dieser Unterschied, ob ich das Hinderniß bloß in den Menschen, oder auch zugleich in Gott finde, nicht gleichgültig sey, ergibt sich Jedem sogleich, sobald er sich die Frage über die Nothwendigkeit der Erlösung nahe legt. Es ist dies der Differenz-Endpunkt auch vieler neuerer Ansichten gegen die orthodoxe Kirchenlehre, wie wir in einem späteren Aufsatze sehen werden. Grotius selbst kommt am Schlusse seines Satzes darauf zurück, daß wir nur auf diese Weise (nämlich durch Christum) selig werden konnten, wenn der göttlichen Gerechtigkeit nicht Eintrag geschehen sollte. Allein abgesehen davon, daß er sich auch hier des unbestimmteren salva divinae justitiae *demonstratione* bedient, statt gradeweg des salva divina *justitia*, so wird im Verlauf seiner Abhandlung und in der weiteren Entwickelung seines Systems diese justitia divina ganz fallen gelassen, und es tritt dafür etwas an die Stelle, was man gewiß am allerwenigsten erwartet, nämlich die *ira* Dei. Im fünften Capitel nämlich, wo Grotius seine „sufficientem caussam" des Todes Christi, und warum Gott so viele und so große Sünden, ohne ein auffallendes Exempel zu statuiren, nicht vergeben wollte, angibt, nämlich „um sein Mißfallen an der Sünde zu bezeugen, wozu die entsprechendste Handlung die Strafe sey," fährt er §. 4. also fort: „Hier liegt nun das in Gott zu Grunde, was die Schrift in Ermangelung eines treffenderen Ausdrucks den Zorn Gottes nennt. *Hac ira Deus se impediri testatur*, quominus bene hominibus faciat." *) Wir haben bereits in unserem ersten Aufsatze (über Anselm) auf diese ὡς ἐν παρόδῳ hingeworfene, aber in das ganze System des Grotius tief eingreifende, recht eigentlich die indirekte Grundlage bildende Bemerkung aufmerksam gemacht. So viel sah Grotius, daß mit der Grundlage der nackten Gerechtigkeit in Gott die (Anselmische) Nothwendigkeit der Genugthuung nothwendig gesetzt ist. Das wäre nun aber seinem Systeme ganz entgegen gewesen. Da setzte er an ihre Stelle den Zorn, und damit hat er mit einem Mal so viel gewonnen, als er brauchte. Denn das Fahrenlassen des Zorns ist ein willkührlicher Akt Gottes, der keine Genugthuung im eigentlichen Sinne braucht. Nur die *justitia* kann Genugthuung fordern. — Grade so haben sich auch die Socinianer gegen die justitia vindicativa der heiligen Schrift geholfen, indem sie behaupteten, „die Gerechtigkeit Gottes strafe überhaupt die Sünden nicht, sondern nur sein Zorn; daß er

*) Wie Grotius hiezu Genes. 6, 7., Jerem. 5, 25., Jes. 59, 2. anführen kann, ist schwer einzusehen. Man vergleiche nur z. B. bei der letzten Stelle die darauf folgenden Verse 17. 18. — Aber so viel wird durch die Anführung dieser Stellen gewiß, daß er den Zorn wirklich an die Stelle der Gerechtigkeit gesetzt wissen will.

strafe sey also keine seiner wesentlichen Eigenschaften, sondern Sache seiner Willkühr." *)

(Fortsetzung und Schluß im nächsten Monat.)

Litterarische Anzeige.

Der Seelenfreund. Zum Andenken für Confirmirte. Von H. E. Schmieder, geistl. Inspektor zu Pforte. Naumburg, 1834. (44 S.)

Es gehört dieses zarte Pflänzchen so ganz dem heimathlichen Boden an, dem es entwachsen, daß wir anstehen würden, es durch eine Anzeige in diesen Blättern der öffentlichen Beschauung auszusetzen, wenn wir überhaupt erwarten könnten, daß es verborgen bleiben würde, und wenn es nicht bereits von rohen, ungläubigen Händen aus seiner anspruchslosen Verborgenheit herausgerissen und der Verhöhnung aller derer preisgegeben worden wäre, welche von gewissen Stimmführern über alle Erzeugnisse des christlichen Geistes getäuscht werden, weil sie getäuscht seyn wollen. Auch nicht allen denen, welche mit dem Verfasser Eines Glaubens leben, kann es derselbe in seinen Schriften recht machen, denn seine Weise ist nicht Jedermanns Weise, weil Jedermanns Weise nicht die seinige ist; aber der Geist, der bei der Gaben Mannichfaltigkeit der eine bleibt, ist auch sein Geist, es ist der Geist der Väter unserer Kirche, ruhend auf dem prophetischen und apostolischen Worte. Dieses Wort hält unser Verf., wenn wir seine Bestrebungen recht verstehen, nicht für ein zweites Gesetz, in steinerne Tafeln geschrieben, sondern für eine fortwirkende, neues Leben erzeugende und seine Form sich überall selbst schaffende Gotteskraft. Wenn andere Glaubensgenossen des Verf. es mehr für ihren Beruf erkennen, über einer gegebenen Form der Wahrheit zu wachen, und mit ihm, der dies weniger für seine Aufgabe hält, rechten: so mögen sie ihn doch deshalb ja nicht etwa für weniger bibelgläubig als sich selbst halten, denn es fragt sich, welches Bestreben mehr Glauben an das Wort Gottes, das heißt, Vertrauen auf seine Kraft, voraussetzt.

Aber wir wissen auch durch Erfahrung, daß es nicht Wenige gibt, welche die Gabe des Geistes, die unserem Verf. zum gemeinen Nutzen gegeben ist, als eine Gottesgabe an ihren eigenen Seelen erprobt haben, und diesen wollen wir über das vorliegende Büchlein mit Wenigem Bescheid geben.

Es ist bestimmt zum Andenken für Confirmirte, und stellt sich durch seine gedrängte Form (man messe jedoch den Gehalt nicht nach der Seitenzahl!) nicht als eine Ergänzung, sondern als eine Zusammenfassung des mündlichen Wortes und Unterrichtes dar. Dieses mündliche Wort müßte man nun eigentlich kennen, um die Angemessenheit des Büchleins vollständig beurtheilen zu können, denn offenbar hat es der Verf. für seine Confirmirten geschrieben; aber es wird auch anderwärts der Bestimmung, welche der Titel ausspricht, angemessen seyn, wenn auch der Eine hier, der Andere da ein Mehr wünschen sollte.

*) Vgl. den Aufsatz in diesem Blatte „Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum" ꝛc. Nr. 39. 1831. S. 305.

In einzelnen, in wohlbedachter Ordnung aneinandergereihten Abschnitten handelt der Verf. das ab, was er als eine Bundesakte den jungen Christen auf den Lebensweg mitgibt: die Führung der Seele, wie sie beginnt, fortgesetzt und vollendet wird, ist das ordnende Princip, wobei zugleich auf eine sinnvolle Weise das Bekenntniß des Glaubens, welches die Kirche durch ihre Feste und Festzeiten ausspricht, mit eingewoben wird. Da die Anordnung auch sonst noch zu mancher Betrachtung, der wir nicht vorgreifen wollen, Anlaß gibt, so geben wir um derer willen, welche das Büchlein selbst nicht zu Gesicht bekommen sollten, die Inhaltsübersicht: „Die Seele. Das Wort Gottes. Die beiden Testamente. A) Das Gesetz meines Gottes. Die Sünde. Die Wiedergeburt. B) Unser Glaube an das theure Evangelium. I. Von Gott dem Vater. II. Von Jesu unserem Erlöser. 1. Erinnerungen für die Advents- und Weihnachtszeit. 2. Erinnerungen für die Passions- und Osterzeit. 3. Die verborgene Herrlichkeit und die künftige Offenbarung unseres verklärten Erlösers. III. Vom heiligen Geiste und seinen Früchten. 1. Erinnerungen für die Pfingstzeit. 2. Von der christlichen Kirche und der Gemeinschaft der Heiligen. (Missionsfest. Reformationsfest. Kirchweihfest.) 3. Von der Vergebung der Sünden. 4. Von der Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben. C) Das Gebet. D) Die Gnadenzeichen." *)

Auffallend muß es dabei erscheinen, daß der Abschnitt von den Gnadenzeichen auf 1½ Seite abgehandelt und des heiligen Abendmahls nur mit wenigen Worten gedacht wird. Wir würden glauben, der Verf. sey hier mit dem Wort so gar sparsam gewesen in der Meinung, daß die heilige Handlung selbst am lebendigsten reden müsse; es entsteht aber, wenn wir den organischen Bau des geistlichen Gewächses, das wir vor uns haben, genau betrachten, noch ein anderer Gedanke in uns, der zugleich ein Wunsch ist. Sollte nicht etwa nach des Verf. Absicht die Lehre vom heiligen Abendmahl als die reife Frucht des ganzen Büchleins erscheinen, welche in dem letzten Abschnitte wie in einer Samenkapsel verschlossen auf eine andere Zeit wartet, wo der Boden zugerichtet seyn wird, daß sie dann in denselben falle und als ein besonderes Gewächs zu Tage komme; so daß wir also hoffen dürften, der Seelenfreund werde sich vielleicht bei anderer Gelegenheit in einem Communionbüchlein vollenden? Das heilige Mahl ist es ja, wo die innigste und höchste Verbindung der Seele mit ihrem Freunde stattfindet.

Der Titel Seelenfreund ist aber nicht bloß durch den Inhalt, sondern auch durch die Form gerechtfertigt. Es redet fast durchweg entweder die Seele mit sich selbst von ihrem Freunde oder sie wendet sich an ihren Freund selbst, oder der Freund ist es, der ihr antwortet und zu ihr spricht. So bekommt das Ganze, ohne daß man es merkt und ohne daß es der Verf.

*) Wir finden zuletzt also doch die uns längst befreundete Katechismusordnung, nur in einer neuen, ihre Bedeutung eröffnenden Form. Auch außerdem gibt das Büchlein noch manchen Wink für die Behandlung des Katechismus; besondere Beachtung verdient die Erklärung der zwei Tafeln des Gesetzes.

beabsichtigt zu haben scheint, eine gewisse dramatische Gestalt, an welcher aber nur Der einen Anstoß nehmen kann, welchem überhaupt eine lebendige Gemeinschaft des Menschen mit Christus ein Ärgerniß ist. — Außerdem werden diejenigen, welche den Verf. und seine Weise kennen, sie auch hier wieder finden. Nur noch ein Wort nebst ein paar Proben über die zwiefache Art, wie der Verf. (je nachdem er sich die Seele bald als eine noch suchende, bald als eine, die schon völlig gefunden hat, denkt) das Bibelwort benutzt; im ersteren Falle von Außen hineindringt, im anderen, im Centrum desselben stehend, die einzelnen Offenbarungsstrahlen zu einer lebendigen lichten Anschauung sammelt. Im ersteren Falle steht die Seele nachdenkend, sinnend still, fragt, sieht sich die Sache von allen Seiten an, fragt wieder, nimmt das Erfahrene auf und kommt so unvermerkt dem Bibelworte näher, bis sie es endlich erfaßt, und nun scheint sie sich mit aller Gewalt daran anzuklammern, es nicht loszulassen, bis sie es ganz in sich aufgenommen hat. So wenigstens deuten wir es uns, wenn viele Abschnitte untersuchend anfangen, und zuletzt in einem Bibelwort endigen und culminiren. Als Probe gleich der Anfang: „Wach auf, meine Seele, du unsichtbare Bewohnerin dieses Leibes! sieh um dich her! erkenne dich selbst! Wunderbares Wesen, Seele, die durch die Augen blickt, die im Verborgenen denkt, die zu sich selber spricht: Ich bin! obgleich sie sich selbst nicht siehet. Die Seele lernt und vergißt, liebt und haßt, lacht und weinet, belebt den Leib und versetzt sich in Gedanken auch dahin, wohin ihr Leib nicht kommt. Die Seele rechnet, denket, thut Gutes oder Böses, und empfängt ihr Zeugniß und Gericht in dem Gewissen, das in ihr ist. Selig ist die gute Seele, unselig eine böse Seele! selig der fromme Johannes, unselig der böse Judas! Matth. 16, 26.: Was hülf's dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele." — Von dem anderen Falle, wo sich mehr eine Überschauung und centrale Zusammenstellung der bereits gefundenen biblischen Wahrheit findet, siehe als Probe um ihrer Kürze willen die Erklärung des zweiten Gebots. „Du kannst dir kein Bildniß Gottes machen, das ihn nicht entstellt. Jes. 40, 18—26. Darum sollst du das Unmögliche nicht versuchen. Aber du sollst selbst Gottes Bild und Gleichniß werden, 1 Mos. 1, 27., darum gab für dich der Vater sein Ebenbild, seinen Sohn. Hebr. 1, 3. Sein Bildniß soll sich in mir spiegeln, 2 Cor. 3, 18. Mein Lohn ist, Christo gleich zu seyn, Röm. 8, 28. 29., 1 Joh. 3, 2. 3., durch's Anschaun seiner Herrlichkeit."

So möge denn dieser geschriebene Seelenfreund manche Seele mit dem lebendigen näher befreunden! Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh!

W. In sp. e. s.

Nachrichten.

(Karlshuld.) Der zweite Rechenschaftsbericht über die zum Besten der Karlshulder evangelischen Gemeinde bisher eingegangenen Beiträge, zugleich der erste über die Verwendung derselben, liegt vor uns. Er ist

ein erfreulicher Beweis von der thätigen Liebe Deutscher und Englischer Christen, welche auch nach dem Rückfall eines Theils der Gemeinde nicht müde wurden, das übrig gebliebene schwache Häuflein nach seinen leiblichen und geistlichen Bedürfnissen am Herzen zu tragen. Bis zum 1. November 1832 beliefen sich die Beiträge für Karlshuld, die von dem Verein in Augsburg verrechnet wurden, auf 3,914 Fl. 52 Xr., sie erhöhten sich bis zum 1. August 1833 nach vorliegender Rechnung auf 8,414 Fl. 26½ Xr., darunter 2,192 Fl. 34 Xr. aus England. Unter den Ausgaben fällt es auf, eine Summe von 800 Fl. mit der Bemerkung zu lesen: Zum Ankauf eines Schulhauses an die Kirchenältesten von Karlshuld laut Quittung den 20. Juni 1832 abgegeben und von Herrn Lutz nach seinem Rücktritt zu eigenen Zwecken verwendet. Das Vorwort gibt darüber folgende Aufklärung: „In die Freude, mit welcher wir unseren lieben Lesern diesen Bericht vorlegen, mischt sich jedoch auch ein schmerzlicher Kummer — über den schmählichen Verlust eines sehr bedeutenden Theiles ihrer milden Beiträge, und über die dadurch verursachte Nothwendigkeit, von einem Manne, der ohnehin schon allen wahrhaft Gläubigen in der Evangelischen und in der Katholischen Kirche ein Gegenstand des Mitleids geworden ist, und von dem wir, wenn es möglich wäre, so gerne gänzlich schweigen würden, noch einmal in einer höchst unangenehmen Beziehung reden zu müssen. Unsere eigene Rechtfertigung macht es unumgänglich nöthig. Es findet sich nämlich in unserem Ausgabebericht ein Posten von 800 Fl. Diese wurden zu der Zeit, als Niemand von einem Rücktritt des Herrn Lutz sich etwas träumen ließ, und die meisten Beiträge ohnehin unmittelbar an Herrn Lutz eingingen, diesem zum Ankaufe eines Schulhauses, welches zugleich zur Vikarswohnung dienen sollte, für die neue Gemeinde übergeben, von ihm aber, als er kurz darauf zur Katholischen Kirche zurücktrat, behalten und zur Bezahlung seiner Schulden verwendet. Er behauptete, als wir ihn deswegen schriftlich zur Rede setzten, hiezu berechtigt gewesen zu seyn, indem dieses Geld ja doch meistens für seine „„Geschichtlichen Notizen über die Verhältnisse der ꝛc."" eingehen würde. Da indessen diese Notizen die Bestimmung: „„Zum Besten der neuen evangelischen Gemeinde zu Karlshuld"" auf dem Titel angeben, und nicht nach dem Preis im Buchladen, sondern meistens nach den Eingebungen großmüthiger Menschenliebe bezahlt worden sind, so können wir uns aller ferneren Erörterungen über die Nichtigkeit jener Behauptung für überhoben halten." Der Verein in Augsburg, bestehend aus den Herren Pf. Bomhard und Krauß, Herrn Oberlehrer Butters, und Herrn Fabrikanten Volk (jetzt in Nürnberg wohnhaft), ist hier ohne alle Schuld, also auch außer aller Verantwortung. Aber in welchem Lichte erscheint Herr Lutz? Wird ihn das Verlangen, die Subsistenzmittel der neuen Gemeinde möglichst zu beschränken, rechtfertigen können? Wie wird man seine Handlungsweise vor dem Richterstuhle der Redlichkeit nennen müssen? Wenn ihn diese Zeilen in seinem traurigen Aufenthalte zu Unterroth erreichen, so fragen wir ihn, ob es ihn beruhigen kann, daß die redlichen Männer, die er so getäuscht hat, verschmähen, ihn vor den weltlichen Richter zu ziehen? Möchte er doch diesen argen Flecken nicht an sich haften lassen!

Über die jetzige Lage der Gemeinde in Karlshuld sagt der Verein, „er könne den Freunden der guten Sache die willkommene Versicherung geben, daß sich in dem Stande der Dinge zu Karlshuld seit den letzten Berichten nichts in's Schlimmere, vielmehr manches in's Bessere verändert hat, daß der standhaft gebliebene Theil der Gemeinde unter der treuen Seelsorge des Herrn Vikar P. allen billigen Forderungen entspricht und daher mit dem besten Rechte den ferneren Liebesbeweisen der Glaubensgenossen empfohlen werden kann."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 27. August. № 69.

Das Hegelsche System; ein Bruchstück aus einer anderen Arbeit herausgenommen.

. . . . . Hiemit wäre denn allerdings der Unterschied zwischen dem Kantischen Systeme und dem Christenthume hinreichend dargethan, aber was hilft uns das? Ist damit das Kantische System falsch, daß es vom Christenthum abweicht? Es gilt hier zu beweisen, welches wahr ist und welches zu verwerfen.

Hier muß ich aber gestehen, daß auf solche Weise das Kantische System gar nicht widerlegt werden kann; es ist so bündig, so klar, so genau zusammenhängend, so fest ineinandergreifend, daß man nirgend eine Öffnung machen kann, das Gewebe zu trennen. Wenn man der Vernunft folgen will, und was kann vernünftiger seyn? so muß man zu Allem Ja und Amen sagen; bloß daß man ihm einige Dinge nachweisen kann, wo er noch über die Vernunft hinausgegangen ist. Es sind in seinem Systeme noch einige Sätze, die nicht genugsam in der Vernunft begründet sind, die er noch aus dem Christenthume mit herübergenommen hat, worin er noch allzusehr befangen war. Die Vernunft geht nicht weiter, als was sie sieht, und darin besteht grade alle Philosophie, daß sie nicht weiter gehen will, als was dem Menschen gewiß ist, und vor den Füßen liegt; alle Gedichte und Gedanken aber, die darüber hinausgehen, als Fabeln und Mährchen der Phantasie oder schlechte Abstraktionen und unentwickelte Vorstellungen zurückweiset, und ihren Ursprung, wie es doch gekommen seyn mag, daß die Menschen sich so lange damit umhergetrieben haben, gelegentlich, oder auch ungelegentlich, zu ihrer eigenen Sicherheit nachweiset. Kant ist aber viel weiter gegangen als was er sah, er hat sich offenbar noch nicht gleich vom Christenthume ganz frei machen können. Es gehört auch etwas dazu, von einem so langjährigen Irrthume sich auf einmal zu befreien.

Wir wollen uns jetzt daran machen, dies Übervernünftige was eben deshalb unvernünftig ist, wie das Überkluge unklug ist, nun auszustreichen und abzuthun.

Kant nahm dreierlei Ding an sich an (drei verschiedene νοούμενα), das eine was der Natur zum Grunde liegt, das andere was dem Menschen zum Grunde liegt, und ein drittes ein höchstes Wesen, das entweder beide geschaffen oder doch über beide Gewalt hatte, beide mit einander in diese Harmonie und Übereinstimmung gesetzt hatte, worin wir sie finden.

Wir bemerken nun freilich überall in der Natur Gesetze; am Himmel und auf Erden geht Alles nach Gesetzen vor, welche die Astronomen, die Naturforscher, die Chemiker, die Mechaniker mit großer Sorgfalt studiren und zum Theil auch finden. Wenn wir dies gesetzmäßige Leben und Treiben ansehen, worin allerdings Geist und Kunst steckt, so können wir uns ein solches Ding an sich, wie es der Natur zum Grunde liegt, gefallen lassen. Es geht nicht über unsere Vernunft. Es ist bisher freilich ein wenig zu groß gewesen für unsere Vernunft, aber so viel bemerken wir doch: es ist da.

Ferner daß auch der Menschenwelt ein solches Ding an sich zum Grunde liegt, ist nicht zu bezweifeln. Wir finden uns als denkende Wesen. Ich bin ein denkender Mensch; wer wollte sich selbst zum Schimpf das bestreiten? Diese beiderlei Art Ding an sich müssen wir also wohl fest halten. Nun aber das dritte, das beide soll geschaffen haben, woher nehmen wir das? Hier ist offenbar Kant zu weit gegangen. Die Natur sehen wir, die Gesetze darin bemerken wir, der Mensch und die Menschenwelt ist da und ein denkendes Wesen darin, aber weiter sehen und hören wir nichts. Es muß also durchaus der Kantische Gott gestrichen werden. Man war damals nur allzusehr daran gewöhnt, noch vom Christenthum her, sich unter Gott ein Wesen vorzustellen, das von der Natur und dem Menschenleben verschieden wäre. Von einer solchen Vorstellung konnte sich Kant noch nicht losmachen. Er war freilich auf einem guten Wege, es hat ihm auch erstaunend viel Mühe gekostet, wie er dies Wesen in die Vernunft hineinbringen und wo er ihm einen Platz anweisen sollte, bis er denn zuletzt in der Moralphilosophie ein Plätzchen gefunden hat, wo der Kantische Gott als eine Hypothese stehen konnte. Nur der Name Hypothese, Gott ist eine Hypothese, schien ihm etwas verdächtig; er setzte also für dies Griechische Wort ein Lateinisches, das noch weniger abgenutzt war, und nannte ihn ein Postulat. *)

Diesen Überfluß haben wir also für's Erste weg. Es ist in der Natur, besonders wenn man Sonne, Mond und Sterne hinzunimmt, und in der Menschenwelt auf allen Gestirnen noch Geist genug, und wir einzelnen Punkte verlieren uns in diesem großen Geiste so sehr, daß wenn die alberne Menschheit den Namen Gott nicht fahren lassen mag, dies immer noch unser Gott seyn kann. Gott ist ein Geist.

Weiter trennt Kant das Ding an sich, das der Menschen-

*) Für die, welche näher Bescheid wissen, bemerke ich noch, daß in dem Worte Postulat allerdings etwas Tieferes liegen kann, nämlich jene Bedürftigkeit, von welcher der Herr sagt: Selig sind, die geistlich arm sind. Aber so gebraucht Kant das Wort nicht, sondern als eine hypothetische Nothwendigkeit, um den Widerstreit zwischen der Pflicht und dem Verlangen nach Glück aufzulösen. Es soll Jemand gesagt haben, der Kantische Gott verstehe die Kunst, die Schätze im Himmel und die Schätze auf Erden wieder zusammenzubringen, die Christus geschieden habe.

welt zum Grunde liegt, und das Ding, welches der Natur zum Grunde liegt, und läßt sie erst durch das dritte wieder zusammenbringen. Da nun dies dritte nicht Statt hat, so können wir dies Mittel nicht gebrauchen; aber wie wäre es, wenn wir diese beiderlei Art Ding an sich, die uns übrig bleiben, einen Geist seyn ließen, der nur in der Natur noch nicht zum Bewußtseyn gekommen ist, im Menschen aber zum Bewußtseyn kommt. Das ist allerdings ein viel vernünftigerer Gedanke, der uns vor den Füßen liegt, und den wir in jedem Kinde und seiner Entwickelung anschauen können. Das Kind ist offenbar Geist an sich, aber unentwickelter, noch nicht zum Bewußtseyn gekommener. Mit den Jahren gibt es sich von selbst; das Kind kommt zum Bewußtseyn, ist nun entwickelter Geist. Sehen wir auf den ganzen Inbegriff der Natur, wie es hier fortgeht von Steinen zu Pflanzen, von Pflanzen zu Thieren, vom Gewürme zu den Insekten bis zum Affen und Menschen, so können wir die ganze Natur nicht anders ansehen als einen Geist, der in den Menschen sein Bewußtseyn hat. Der Mensch weiß ja nicht allein von sich selbst, sondern auch von den Gesetzen in der Natur; er ist also auch das Bewußtseyn der Natur. Nun hat unser Gott doch auch ein Bewußtseyn, nämlich im Menschen. Wir sind freilich bisher gewohnt gewesen uns vorzustellen, der Geist, der das Ohr gepflanzt und das Auge gemacht hat, müsse ein weit feineres Gehör und schärferes Gesicht haben, aber das ist nichts was vor Augen ist, darüber gibt es keine Gewißheit, es kann nicht in seiner Nothwendigkeit aufgezeigt werden. Daß aber der Mensch allein das Auge und Ohr alles dessen ist, was es gibt im Himmel und auf Erden, daß die Menschen die Fühlhörner des großen Geistes sind, ist allein gewiß und nothwendig. Wo ist ein anderes Auge? wo ein anderes Ohr? Die Philosophie, die allein Gewißheit hat, wenn sie diesen Ruhm behalten will, darf nicht weiter gehen, als sie sieht. *)

Das Zweite, was Kant offenbar Überflüssiges hat, was er willkührlich in sein System aufgenommen, worauf die Vernunft uns nicht führt, auch ein Überrest aus dem Christenthume, ist die Unsterblichkeit, die zweite Hypothese, Lateinisch Postulat. Schon daß sie eine Hypothese oder Postulat ist, muß sie uns verdächtig machen. Kant konnte sich einestheils von den gewohnten Vorstellungen des Zeitgeistes nicht so eilig losmachen, anderentheils hatte er von der Erziehung seiner frommen Mutter und seines rechtlichen Vaters her noch ein zu scharfes Gerechtigkeitsgefühl. Er erkannte eine hohe Anforderung eines göttlichen unnachlaßlichen Gesetzes. Dies schrie ihm in die Ohren: „Kein Tüttel von mir darf unerfüllt bleiben!" Da er sich indeß nicht getraute, in dieser Spanne Zeit sich so weit zum vollkommenen Gehorsam überwinden zu können, alle fremde Hülfe aber als ein Mann ausschlug, so bedang er sich deshalb in seiner Moral eine unendliche Zeit aus. Wenn er nur Zeit genug habe, hoffte er es noch so weit zu bringen. So entstand jener

*) Hier ist leicht einzusehen, warum Kant die Beweise vom Daseyn Gottes antiquirt, Hegel aber sie wieder zu Ehren gebracht hat.

Ausbund von Witz, eine Vervollkommnung in's Unendliche, und auf solchen schwachen Stützen beruht diese Hypothese. Aber wo ist Unsterblichkeit? wo sehen wir etwas davon? Wir sehen ja, wo der Mensch bleibt, im Grabe. Die Vernunft, wenn sie nicht in's Blinde und Blaue hinausschweifen will, muß bei dem bleiben, was sie sieht. Die Unsterblichkeit muß also ebenfalls weg, so lieb uns dies Herzblatt seyn mag. Nein, lieben Freunde, das ist grade das freie Spiel des Geistes, seine lebendige Beweglichkeit, daß er sich beständig umwandelt, erst in Menschen, dann in Erde, dann wieder in Gras, Thiere und Menschen. Seht die Natur nur an, die ganze Natur ist Geist, und das Wesen dieses Geistes ist, zu erscheinen (das φαινόμενον zu dem Kantischen νοούμενον). Alles was wir sehen, ist bloß die Erscheinung des Geistes. Ihr begreift deshalb auch, wie genau das, was man Materie zu nennen pflegt, mit dem Geist zusammenhängt. So viel Materie, so viel Geist. Die Materie ist die Erscheinung des Geistes. Nun denkt euch, wenn die Seelen, was man so Seelen nennt, alle blieben und immer neue hinzukämen, so müßte ja auch immer mehr Materie kommen. Da würde uns ja zuletzt die Luft und der Himmel selbst verdickt werden. Wenn die Materie nicht mehr wird, so kann auch der Geist nicht mehr werden. Die Materie ist bloß Erscheinung des Geistes.

Sollte Jemand dies nicht verstehen, der gräme sich nicht. Das ist grade die Kunst der Philosophie, mit schwierigen verschlungenen Worten, zurückgreifend, vorwärtsgreifend, eingreifend, übergreifend zu sagen, was Jedermann kürzer wissen kann: es ist wie es ist. Die Philosophie hilft uns nur zu der Einsicht zu kommen, daß es nicht anders ist, als es ist. Der Sinn also von dem obigen Kauderwelsch ist dieser: der einzelne Mensch nimmt sein Ende, wie jedes einzelne Thier und jede einzelne Pflanze und jeder einzelne Stein und Stock, aber das Geschlecht bleibt. Die ächte Philosophie, die dem Grunde aller Philosophie treu bleibt, hält sich an die Wirklichkeit. Wie kann es auch vernünftig seyn, etwas zu glauben, das nicht wirklich ist. In der Wirklichkeit aber finden wir keine unsterbliche Menschen. So muß also die Unsterblichkeit aus dem Kantischen System heraus. Es mag unser Trost seyn, daß wir gelebt haben und einen Augenblick Pulsschläge des großen Geistes gewesen sind.

Nun müssen wir auch noch das Dritte herunterreißen, als ebenfalls nicht in der Vernunft begründet, und das ist die Tugend. Das ist auch so ein Ammenmährchen, das Kant aus der Kinderstube mitgebracht hat. Diese Tugend hängt so genau mit dem Gott und der Unsterblichkeit zusammen, die wir bereits weggeworfen haben, daß sie uns schon allein dadurch verdächtig werden muß. Überdies hat Kant bereits vernünftig eingesehen, daß in diesem Leben die Tugend nicht zu Stande gebracht werden kann und sich dazu eine willkührliche, unwahre Ewigkeit bedungen; weiter hat er gestanden, daß die Tugend auf Erden nicht belohnt wird, und träumte sich einen Himmel und Gott dazu. Aber es waren freilich nur Hypothesen, ja wohl Träume waren es. Gott und Unsterblichkeit sind nicht

wirklich, denn sie fallen nicht in die Wirklichkeit. Sträube dich nicht, Tugend, du bist ja ebenfalls in der Wirklichkeit nicht zu finden, wie kannst du wirklich seyn? Weg! weg mit ihr!

Die Vernunft hält sich an die Wirklichkeit, an das was vor Augen ist. Kant hat auch hier sein Gebiet überschritten, die Gränze der Philosophie, welche er selbst absteckte. Wir finden freilich Menschen, die sich Tugendgedanken machen, aber wir sehen, daß die Natur überall ihr Recht behält. Also nicht Tugend, sondern Natur. Es ist das so die Natur des Menschen, es ist die Natur des Geistes. Die Natur kann sich nirgend verläugnen, die Natur kann nicht ausgetrieben werden. Willst du einen Mohren waschen? Wir haben hier zwei vortreffliche Worte, die uns trefflich aushelfen können, unmittelbar und vermittelt, oder auch unentwickelt und entwickelt. Wir erinnern uns noch, daß Alles Geist ist. Dieser Geist zeigt sich in der Natur unbewußt. Die Natur ist Geist, regt und bewegt sich nach Gesetzen, aber sie selbst weiß es nicht. Im Menschenleben kommt nun dieser selbe Geist zum Bewußtseyn, aber das geht nicht auf einmal. Der Geist muß sich erst durcharbeiten, erst aus dem alten Chaos heraus, wo er noch seiner sich unbewußt, wie ein Kind in der Wiege, eingeschlossen ist, durch alle Steine und Pflanzen hindurch, bis zum Thier und Menschen. Aber auch im Menschen selbst wieder muß er sich ebenfalls erst durcharbeiten, erst durch das kindliche Geschlecht, dann durch das Knaben- und Jünglingsalter bis zum Manne hin. Was wir wohl Begierden und Leidenschaften, Laster und Rohheiten zu nennen pflegen, das ist nichts weiter als die Arbeit des Geistes an sich selbst, um zum Bewußtseyn seiner selbst zu kommen, worin er sich von der Bewußtlosigkeit zum Bewußtseyn erhebt. Die innere Triebkraft dieses Geistes ist unrückhaltbar. Der Geist läßt sich nicht dämpfen, laßt ihn nur gewähren, er wird sich von selbst durch diese Begierden und Rohheiten durcharbeiten, er muß am Ende doch zu sich selbst kommen, das ist zum Bewußtseyn. Ist die Frucht vom Baume der Erkenntniß einmal gegessen, so ist hier kein Rückhalt mehr bis er Gott ist. Wie viel gesitteter sind wir hier in Deutschland als vor tausend, ja noch vor dreihundert oder dreißig Jahren! Das macht sich aber alles von selbst. Der Geist hat sich nur in dem einen Menschen weiter durchgearbeitet als in dem anderen; es kann das gar nicht anders kommen als wie es ist; das ist die freie Bewegung des Geistes, die dem Geiste nothwendig ist, das ist seine Lebendigkeit, weshalb er der lebendige Gott heißt, dieser große Geist. Solche Gedanken, als: du wirst jetzt edler, reiner, alle Antriebe, die wir dazu vernehmen, die Aufforderungen und wechselseitigen Anreizungen, die das verschlungene Menschenleben mit sich bringt, das ist Alles die Arbeit des großen Geistes an sich selbst.

Was endlich den Lohn der Tugend betrifft, so hat Kant auch darin Unrecht, daß er ihn in einem Jenseits erst recht suchte; denn das Jenseits fällt nicht in die Wirklichkeit, in der Wirklichkeit ist bloß das Diesseits, die Wirklichkeit selbst. Aber was Kant den vorläufigen Lohn der Tugend nannte, die Zufriedenheit mit sich selbst, da der Mensch an sich selbst Gefallen hat, das hat er beinahe getroffen. Zufriedenheit mit sich selbst ist freilich ein unschicklicher Name. Es ist vielmehr die Freude am Leben und Daseyn. Das ist die Freude des Geistes, die wir überall sehen, wo nur Geist ist. Alles freut sich seines Lebens, jedes auf der Stufe, wie weit der Geist in ihm entwickelt ist. Daher die fröhliche Pracht der Blumen, die lebendige Freude des löckenden Thieres und des singenden Vogels. Das Kind freuet sich in seiner Unbefangenheit, der wilde Knabe in seiner unbändigen Lust, der Jüngling in seiner zarten Empfindung. Jede Thätigkeit, jede Erscheinung des Geistes bringt ihren eigenen Genuß mit sich. So hat auch das Denken seinen Genuß; wir geben uns diesen Genuß, die Wahrheit einzusehen; wir betrachten oder lesen ein Kunstwerk, wir geben uns diesen Genuß der gefälligen Form; ja selbst wenn wir in die Kirche gehen, geben wir uns diesen Genuß, an allgemeinen Wahrheiten uns zu erfreuen. Doch was sage ich, wenn wir in die Kirche gehen, sogar in der Vermoderung ist Genuß und Freude; erst dies lebendige Gewühl der Würmerwelt, die in dem Moder auflebt, dann das lustige Wachsen des Schimmels und endlich wenn Alles Dünger und Mist geworden, das heitere Grün, das darüber aufwächst, um auf's Neue zu Futter zu dienen und zu neuen Formen überzugehen. Es ist freilich wahr, daß das einzelne Individuum über den Reichthum seines Genusses etwas leidet, wenn es verstümmelt wird, siechet und krankt, aber der große Geist ist in beständiger Arbeit, in beständiger Frische, Lust und Genuß.

So bleibt also, wenn wir die Sache auf die Vernunft stellen, das ist auf das was wir sehen und hören, von dem ganzen Kantischen System nichts übrig, als diese lebendige Selbstbewegung des Geistes.

Und das ist in der That das vernünftigste System, das ich kenne, das ist, das beschränkteste, wo wir allein bei der Wirklichkeit, wie sie unter den Füßen liegt, stehen bleiben, worin wir uns des letzten Überrestes vom Christenthum rein entledigt haben, das Hegelsche, das in das Wesen dieser Welt und des Fürsten dieser Welt einen sehr richtigen Blick hat, in den Dingen der heiligen Schrift aber die allergrößte Blindheit vor sich trägt, wohin wir denn endlich durch Kant, Fichte und Schelling hindurch uns durchgearbeitet haben.

Der Hegelsche Gott.

Da die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen alle die daran glauben. Die Philosophie kann Gott nie erkennen, weil sie im Grunde nie über die Welt hinausgeht. In dem Folgenden habe ich nur Hegel vor Augen. Hegel lehrt, daß alle Thätigkeit des Denkens von Außen geweckt werden muß; es müssen Anschauungen, Vorstellungen, Lehre, Unterricht seyn, die den Menschen zum Denken veranlassen. Allein es könnte nichts von Außen in den Menschen hineingebracht werden, wenn es nicht vorher schon innen drin

wäre. Es wird nur durch die von Außen vorgehaltenen Gegenstände geweckt, was ursprünglich darin ist, doch so, daß beides zusammenkommen muß. Dies ist schon an und für sich ein sehr streitiger Punkt, der nicht leicht auf's Reine gebracht werden kann, ob zum Beispiel die Begriffe: Baum, Tisch, Thier, Huhn, Mensch, Dampf, Dampfmaschinen, Cäsar, die bestimmte Entfernung der Sonne vom Sirius und alles Andere ursprünglich im Menschen liegt, aber es ist diese Behauptung so genau mit dem ganzen Hegelschen Systeme verwebt, daß wenn sie fiele, das ganze System mitfällt. Man sieht aber schon hieraus, daß Hegel den Gott der Bibel nicht erkennen kann, weil er ein verborgener Gott ist, und die Belehrung, die Hegel darüber haben könnte, von ihm verworfen wird. Die Welt dagegen steht uns vor Augen, nämlich die natürlichen Dinge und der endliche Geist. Diese beiden sind es, die täglich auf uns einwirken, sie sind die äußeren Veranlassungen, die das, was in uns ist, hervorrufen. Von dieser Welt weiß der Philosoph auch etwas, und da doch einmal eine Kunde von einem Gott zu seinen Ohren gekommen ist, so scheint ihm die Welt groß genug und gut genug, sein Gott zu seyn. Wir wollen aber die Sache genauer besehen.

Das Denken ist die Thätigkeit des Allgemeinen, allgemeine Gesetze der Natur, des Menschengeistes zu finden, zu haben, zu fassen; das Allgemeine in den Dingen als ihren Begriff festzuhalten, also die Thätigkeit des Allgemeinen. Diese Thätigkeit des Allgemeinen würde aber nicht thätig werden, wenn nicht die umgebende Welt, Natur und endlicher Geist sie weckte. Indem nun der Geist, der vernünftige Geist die ganze Welt, Alles was darauf und darin webt und sich regt, mit den Gesetzen, wonach es sich regiert, denkend umfaßt, ist das Höchste, was er denken kann, das Allgemeine des Ganzen. Dies Allgemeine alles empirischen Erscheinens, eben weil es das Höchste ist, was die Thätigkeit des Allgemeinen fassen kann, muß denn Gott seyn, das Surrogat für unseren Gott.

Man muß aber wohl unterscheiden zwischen dem All des empirisch Erscheinenden und dem Allgemeinen dieses Alls. Wenn sie das All des empirisch Erscheinenden Gott nennen wollten, so würden sie nach ihrem eigenen Geständnisse etwas Gemeines sagen, sich zu einem schlechten Pantheismus bekennen, das Allgemeine im All ist aber etwas Anderes.

Wir gehen weiter. Die heilige Schrift redet von einer Schöpfung. Gott hat die Welt geschaffen. Dies darf ja auch in ihrer Philosophie nicht fehlen. Die Welt kann sich nicht selbst erschaffen haben, das würde allzu sehr verstoßen. Also auch sie bekennen, Gott hat die Welt erschaffen. Weil indeß dieser Ausdruck doch einen Sinn enthält, der sich in ihre Philosophie nicht recht hineinschicken will, so muß das ein schlechter oberflächlicher Ausdruck seyn. Sie bringen hier einen Unterschied an, der zwischen Vorstellungen und Gedanken besteht. Gott hat die Welt erschaffen, ist eine Vorstellung, ein Ausdruck, der für die Vorstellung geeignet ist, ihr Geschäft ist es aber, den reinen Gedanken aus dieser Vorstellung herauszunehmen. Der reine Gedanke soll daher seyn: das Allgemeine hat sich selbst als Endliches bestimmt. Es ist das die Thätigkeit des Allgemeinen, sich zu manifestiren, sich selbst gegenständlich zu machen. Indem das Allgemeine sich selbst als Endliches bestimmt, macht es sich sich selbst gegenständlich.

Woher diese Erklärung der Schöpfung komme, wie grade dieser Gedanke entstanden sey, und was man sich überhaupt darunter zu denken habe, ist vielleicht so zu erklären. Jenes Allgemeine ist angegebener Maßen das Höchste und wird auch leicht als das Höchste, was die Philosophie haben kann, erkannt; wiederum ist aber auch der Geist das Allerhöchste; was gibt es Höheres als Geist, Geistreich? Selbst in der Natur ist der Geist der Natur, oder die Gesetze derselben, das Höchste. Also das Allgemeine ist grade Geist. Der Geist in den Dingen ist grade das Allgemeine darin. Ferner finden wir auch, daß das Denken das Höchste ist, der Geist denkt, und das Denken ist selbst der Geist. Also das Allgemeine ist der Geist, und Geist ist das Denken.

Wir haben jetzt die Thätigkeit des Denkens zu beobachten. Wenn man denkt, so wird man bemerken, daß man sich etwas deutlich machen will in seinen Gedanken. Bei genauerer Aufmerksamkeit, was hier aber auszuführen nicht nöthig ist, wird man immer finden, daß es ein Begriff ist, der uns gleichsam gegeben erscheint, und den wir uns deutlich machen wollen. Wir haben etwa den Begriff Versöhnung, Recht, Sittlichkeit, Schöpfung, oder anderer Art, Mensch, Thier, Lebendiges. Wir haben den Begriff, aber er ist uns nicht deutlich. Was ist das eigentlich? fragen wir, wir möchten das gern genau erkennen. Zu diesem Zweck zerlegen wir den Begriff in seine Theile, z. B. Mensch zerlegt sich in Leib und Seele; wir suchen die Theile des Begriffes auf, und bemühen uns einzusehen, wie diese Theile zusammenkommen, wo ihr Vereinigungspunkt ist; wie können diese beiden, Leib und Seele, zusammengefaßt werden, um den Begriff Mensch auszumachen? Dies ist ja das Verfahren, welches man beim Denken beobachtet.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 30. August. № 70.

Der Hegelsche Gott.

(Schluß.)

Man drückt sich nun gewöhnlich so aus: wir machen uns den Begriff deutlich, ich mache mir den Begriff deutlich; aber genauer angesehen müssen wir uns anders ausdrücken. Das Denken ist ja grade das Begreifen, das Denken führt zum Begreifen. Freilich ist es nicht das Begreifen allein, sondern auch das Auseinanderlegen und dann die auseinander gelegten Theile zusammengreifen. Der Begriff selbst ist gleichsam die Ruhe des Denkens. Wir müßten also vielmehr sagen: der Begriff selbst legt sich in seine Theile auseinander, indem der Begriff sich zu bewegen anfängt, anfängt thätig zu werden, indem der Gedanke sich zu denken anfängt, zerlegt er sich selbst in seine Theile, und nachdem er sich auseinander gelegt hat, begreift er sich wieder. Nun ist der Begriff sich selbst klar geworden, neumodisch ausgedrückt: zu sich selbst gekommen. Dies ist offenbar richtiger, als wenn man sagt: ich zerlege den Begriff, begreife den Begriff. Der Begriff ist grade dieses Ich, er ist der Anfangs- und Ausgangspunkt dieser Thätigkeit des Denkens. Man muß auch noch hinzusetzen, daß dies Verfahren allein zu dem richtigen Resultat führen kann. Wenn ich und der Begriff verschieden sind, wenn ich den Begriff beobachte, so ist ein Irrthum möglich, ich kann falsch beobachten. Wenn aber der Begriff sich selbst zerlegt und wieder zusammengreift, so kann er sich nicht irren, er muß ja sich selbst treu und gleich bleiben.

Dies ist also die Thätigkeit des Begriffs, des Denkens, des Geistes, des Allgemeinen. Das Allgemeine ist eben der Begriff, der sich selbst zerlegt und dann wieder begreift, er ist erst unmittelbarer Begriff und hernach, wenn er seinen Prozeß durchgemacht hat, vermittelter Begriff. Es ist dies die Selbstbewegung des Begriffs, des Allgemeinen, des Denkens, der Thätigkeit des Allgemeinen, des Geistes, Gottes, denn alle diese Dinge sind ein und dasselbe. Man wird es jetzt verstehen, wenn es heißt: Gott hat die Welt erschaffen, ist nur ein oberflächlicher Ausdruck, er ist bloß für die Vorstellung; das Wahre an der Sache ist, daß das Allgemeine sich selbst als Endliches bestimmt, um sich dann wieder als Allgemeines zusammenzufassen. Man denke sich das alte Chaos, so jedoch, daß das, was wir uns unter dem Chaos vorzustellen pflegen, nur die äußere Erscheinung war, das wahre Wesen dieses Chaos war, daß es Geist war, der Alles in sich fassende Begriff, aber ein unmittelbarer Begriff, der sich selbst nicht kannte, nicht einmal wußte, daß er war. Dieses Chaos also, das Geist war, fing an auseinanderzugehn und sich nach und nach in diese bunte Mannichfaltigkeit und die Fülle des Reichthums auseinanderzulegen, die jetzt Welt ist, wie der Keim eines Eichkerns sich in die Pracht des Eichbaums entwickelt. Der Eichbaum ist nichts anderes als der Keim, der auseinander gelegte Keim, so ist auch die Welt nichts anderes als das auseinander gegangene Chaos, jedoch nicht als Chaos, sondern als Geist, aber doch so, daß Chaos Erscheinung des unvermittelten Geistes ist. Nachdem es sich so weit entwickelt hatte, daß auch Menschen aus ihm herauskamen, die aber vorher in ihm waren, denn sonst wären sie nicht herausgekommen, so war das nun der erste Anfang, daß es zu irgend einem Bewußtseyn seiner selbst kam, aber noch kannte es sich nicht, indeß war doch der erste Anfang des Begreifens oder wieder Zusammengreifens damit gemacht, und jetzt in unseren Tagen ist es endlich seinem Ziele schon ziemlich nahe gekommen, und zwar durch das Christenthum und durch die Hegelsche Philosophie, die dies Chaos, welches Geist ist, beide aus sich herausgetrieben hat, und welche in demselben Verhältnisse zu einander stehen, wie das Chaos und der Geist, der dies Chaos seinem Wesen nach war, wie die äußere Erscheinung und das innere Wesen.

Indem Gott sich auf diese Weise selbst auseinanderlegt und wieder begreift, indem sich Gott so gleichsam selbst construirt, haben wir auch den Übelstand aufgehoben, den man der Philosophie gewöhnlich zum Vorwurf zu machen pflegt, daß sie einen construirten, von einem Menschen construirten Gott hat, denn hier hat ja nicht der Mensch den Gott construirt, sondern er sich selbst, und Gott ist nicht etwa Resultat eines fremden Nachdenkens, sondern seines eigenen, und zwar ein solches Resultat, das selbst der Anfang war, denn er ist jetzt derselbe vermittelte Begriff, der er zuerst als unmittelbarer oder unvermittelter war.

Wir sind indeß auch hier noch nicht zu Ende. Das so bestimmte Allgemeine, oder der Gott der Hegelschen Philosophie, hat noch, wie es der Gang dieser Sache erfordert, das Eigenthümliche, daß es seine allgemeine Natur nie verlieren kann. Es kommt eigentlich nie zum Endlichen, auch dann, wenn es sich als Endliches bestimmt hat, bleibt es doch Allgemeines. Die Beschaffenheit des endlichen Geistes, eines Menschengeistes, wird uns dies deutlich machen. Der Mensch fühlt sich endlich, er fühlt, daß er beschränkt ist, er fühlt seine Schranke. Das ist ja nichts Anderes, als daß es ihm zu eng darin ist. Wie jener Liedervers sagt: Zu groß bin ich für diese Zeit, mein Schicksal ist Unsterblichkeit. Die Unsterblichkeit leiten die Hegelianer nicht daraus ab, sie läugnen sie vielmehr entschieden, aber Jedermann muß es zugeben, daß der Geist des Menschen größer ist, als die einengende endliche Schranke. Es ist also offenbar dies Allgemeine im Menschen das Wahrere, das Endliche ist nur das

Niedere, etwas, das kommt und geht, es hat keine bleibende Stätte, es kann sich nicht halten, es ist gar nicht recht. Wie es aber im Menschen ist, so ist es in jedem Individuum in allen Reichen der Natur, Pflanzen, Thieren. Weil das Allgemeine in einem Pferde oder in einer Rose größer ist als die Schranke, welche dies einzelne Pferd oder Rose ihm setzt, so sprengt, tödtet es dies Einzelwesen. So sehen wir, daß dies Allgemeine, indem es sich als viele Endlichkeiten bestimmt, doch immer das Allgemeine bleibt, und es besteht also nach diesem System die Unendlichkeit Gottes oder des Allgemeinen in der Endlichkeit des Einzelnen, oder nach dem philosophischen Ausdrucke: das Endliche hat seine Wahrheit am Unendlichen.

Jemehr das Gefühl der Unendlichkeit in der Zahl der Menschen zunimmt, desto mehr begreift sich der Geist wieder als Geist. So lange der Mensch nicht zum Bewußtseyn dieser seiner Natur kommt, so lange ist das Allgemeine noch in dem Geschäfte des sich Zerlegens begriffen. Es hat hier das Ansehn, als ob dieses einzelne Individuum, das sich nicht als Allgemeines weiß, wirklich ein Anderes sey, als das Allgemeine selbst, und dieser Zustand, wo der Mensch seine Geschäfte betreibt, als wäre er eine einzelne Person für sich, ist das Böse, der Zustand der Sünde, worin die Versöhnung noch nicht eingetreten ist, d. h. wo der Mensch noch nicht weiß, daß er das Allgemeine ist, wo er sich für ein solches einzelnes endliches Wesen hält, das sein liebes Ich erhalten müßte. Er lebt dann in der Selbstsucht, lebt nicht als Allgemeines nach allgemeinen Gesetzen, und hat dafür den Fluch und die Strafe, daß diese Endlichkeit, die er gern behalten wollte, doch nicht bleiben kann. Ein solches Ansehn hat es, wenn wir die Sache von dem Standpunkt der einzelnen Person aus betrachten; das Wahrere aber ist, daß das Allgemeine, näher der Begriff, Gott, das Denken mit seinem Geschäfte, zu sich selbst zu kommen, noch nicht fertig ist.

Weil das Christenthum am meisten dazu beigetragen hat, die Menschen frei zu machen, sie zum Bewußtseyn einer Freiheit von allen endlichen, irdischen Rücksichten und Schranken zu bringen, also auf Hegelsche Weise zum Bewußtseyn des Allgemeinen; symbolisch ausgedrückt, weil das Christenthum den heiligen Geist ausgegossen hat, so wird ihm die Ehre gelassen, daß in ihm das Allgemeine sich mit sich selbst vermittelt hat, jedoch mit der schon oben angeführten Einschränkung, daß das Chaos, welches Geist ist, nachdem es so weit gekommen, zuerst das Christenthum aus sich heraustrieb, ohne selbst zu wissen was es that, nun aber allmählig das, was es gethan hat, was also seine innerste Natur war, das ist, sich selbst zu begreifen anfängt durch die Hegelsche Philosophie. So könnte man etwa das Christenthum die letzte Blüthe nennen, welche dieser Chaos-Geist getrieben hat, die Hegelsche Philosophie aber das Samenkorn, welches die Frucht dieser Blüthe ist. Es war indeß nothwendig, daß jener unvermittelte Begriff, der in dem Chaos steckt, zuerst das Christenthum hervorbrachte, denn sonst wäre keine äußere Anschauung, keine Veranlassung gewesen, die ihn selbst zum Nachdenken gereizt hätte, durch seine unbewußten Produktionen muß der Geist erst erregt werden, das was in ihm selbst ist, zum Gegenstand des Erkennens zu machen und so sein eigenes Denken zu wecken, wie wir im Anfang sagten.

Meine Absicht würde erreicht seyn, wenn durch diese Auseinandersetzung deutlich geworden ist, daß die Hegelsche Philosophie nicht über die Welt hinauskommt, wie keine Philosophie es bisher vermocht hat.

Litterarische Anzeige.

Psalter und Harfe. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung von **Carl Johann Philipp Spitta.** Pirna 1833.

Auf, Psalter und Harfe! singt der Dichter an der Pforte dieser Sammlung, und freut sich, daß die lange an den Weiden gehangenen Harfen jetzt wieder zum Lobe des Herrn gerührt werden. Und wer wollte sich darüber nicht mit freuen? Dennoch meinen wir, David's Psalter und die aus dem Herzen der Kirche heraustönende Gesangsgabe ist aus der Gefangenschaft nicht wieder zurückgebracht worden, wohl aber will man Chaldäische Mundart und des fremden Landes und Druckes unvermeidliche Einwirkung auch in den ausgezeichnetsten christlichen Dichtungen, welche die neueste Zeit hervorgebracht hat, wahrnehmen. Wenn wir aber auch eine Wiedergeburt der Deutschen christlichen Sangkunst erst mit einer Wiedergeburt der Deutschen Christenheit erwarten dürfen; so wollen wir uns doch auch dessen, was die Gegenwart bietet, dankbar freuen, mögen wir diese Spenden nun als Spätlinge einer schönen Vergangenheit oder als Erstlinge und Vorboten einer schöneren Zukunft, also entweder mit wehmüthiger Erinnerung oder mit sehnsüchtiger Hoffnung ansehen. Den einzelnen Gebern, wie dem Geber jeder guten Gabe überhaupt, gebührt jedenfalls unser Dank.

Von diesem Gesichtspunkte wird den Lesern dieser Blätter vorliegende Sammlung anempfohlen und ihr in manchem häuslichen Kreise eine freundliche Aufnahme und ein gesegneter Gebrauch mit Wahrscheinlichkeit vorausgesagt. In häuslichen Kreisen, sagen wir, und dies ist ja Alles, was der Dichter, der seine Gabe und deren Umfang so richtig erkannt und durch die Worte „zur häuslichen Erbauung" ausgedrückt hat, will. Denn das ist zuzugeben, den großartigen Charakter, welchen außer den Psalmen so manche der älteren Gesänge unserer Kirche an sich tragen, daß nämlich in ihnen, eben weil sie der Ausdruck des allgemeinen kirchlichen Gefühls sind, jedes einzelne Glied den Ausdruck seines eigenen Gefühls finde, diesen großartigen Charakter haben auch diese Lieder nicht, und es sind dergleichen überhaupt in dieser Zeit der Zersplitterung nicht zu erwarten.

Haben wir den Grundton dieser Lieder nicht völlig mißverstanden, so möchten wir ihn als innerlich bezeichnen: betend zu ihrem Gott oder mit sich selbst redend singt die Seele von der Seligkeit, die in der Gemeinschaft mit Gott durch Christum in allen Lagen des Lebens zu finden ist und wiederum

von der Unseligkeit eines von Gott entfremdeten Zustandes; sie preist die Hirtentreue ihres Heilandes und beklagt ihr Widerstreben, ihre Verirrung, ihren Unglauben; sie freut sich Gottes, ihres Heilandes, und sie dürstet nach dem lebendigen Gott. Daher sind es nicht grade die großen Geschichten, die Erfahrungen, Leiden und Hoffnungen der Kirche des Herrn, welche den Sänger dieser Lieder begeistern, und wo er z. B. einmal bei irgend einem Momente der Erscheinung des Herrn verweilt, da tritt doch bald wieder die Beziehung zu der einzelnen gläubigen Seele hervor; es sind ferner nicht einzelne Begegnisse und Bilder des irdischen Lebens, wie wir sonst wohl sehen, daß sie ein christliches Dichtergemüth in den Kreis seiner poetischen Anschauungen zu ziehen, und so das Irdische weihend und emporhebend mit dem Himmlischen zu vereinigen pflegt; es sind endlich auch nicht außerordentliche Erfahrungen des geistlichen Lebens, die eben darum, weil sie nicht von Jedermann gemacht werden, dem Dichter angehören, dem Dichter, der es verstehen muß, in lebendiger und liebender Vergegenwärtigung das Fremde zum Eigenen zu machen: sondern wir finden hier dargestellt die Zustände und Erfahrungen einer gläubigen Seele auf dem gewöhnlichen und verordneten Heilswege, und wir sehen, wie diese Seele, in dem eifrigen Bestreben, alles Ernstes ihre Seligkeit zu schaffen, wenig Zeit hat, sich außer sich umzusehen und das, was scheinbar mehr neben dem Wege liegt, in sich aufzunehmen. Aus diesem Grunde hegen wir die Hoffnung, daß diese Lieder in einfachen häuslichen Kreisen und unter Erbauung suchenden Seelen eine willkommene Aufnahme finden werden, wenn sie auch den hohen Forderungen solcher, die neben dem christlichen Gehalt eine tiefe dichterische Anschauung suchen, nicht genügen sollten. Jedenfalls ist ihnen erfahrungsmäßig das nachzurühmen, daß sie in ihrer Anspruchslosigkeit dem flüchtigen Leser sich verschließen und bei ihrer vorherrschenden Innerlichkeit nur dem innerlich gesammelten Gemüthe als werthvoll bewähren. — Da es hier nur auf eine Anzeige, nicht eine Beurtheilung abgesehen ist, so schweigen wir über Sprache und Ausführung. In einigen Liedern ist viel Klang und Wohllaut, und so würde es eine dankenswerthe und manchem Familienkreise gewiß willkommene Zugabe gewesen seyn, wenn solchen singbaren Liedern einige Melodien beigefügt worden wären.

Nun, was unsere Leser längst gefordert haben werden, einige Lieder zur Probe und zwar ohne weitere Bemerkung.

Der Herr ist mein Hirt.

1. Ich höre deine Stimme,
Mein Hirt, und allgemach,
Wenn auch in Schwachheit, klimme
Ich deinen Schritten nach.
O laß zu allen Zeiten
Mich deine Wege gehn,
Und deinem sanften Leiten
Mich niemals widerstehn.

2. Dein Stab und Stecken trösten
Mich, wenn Gefahr mir droht,
Du zeigest dich am größten
Mir in der größten Noth.
Will nun die Kraft entschwinden
Und aller Muth entfliehn,
Weißt du doch Rath zu finden,
Mich aus der Angst zu ziehn!

3. Oft denk' ich: wie wird's weiter
In dieser Leidensnacht?
Da wird's auf einmal heiter,
Daß mir das Herze lacht.
Oft bin ich, wie gebunden,
Und weiß nicht aus noch ein;
Und doch wird bald gefunden
Ein Ausgang aus der Pein.

4. Oft fühl' ich mich so traurig
In dieser argen Welt,
Die Zukunft sich so schaurig
Mir vor die Seele stellt.
Dein Wort, zum Heil beschieden,
Spricht dann mir tröstend zu,
Da geb' ich mich zufrieden
Und finde in dir Ruh.

5. Oft machen mir der Sünden
Verborgne Wunden Gram,
Da weißt du zu verbinden,
Zu heilen wundersam.
Oft sink' ich müde nieder,
Ermatt' in meinem Lauf,
Da weckest du mich wieder
Und richtest sanft mich auf.

6. Mein Hirt, mein Gnadenspender,
Zieh' mich dir kräftig nach,
Ich folgte gern behender,
Allein ich bin so schwach.
O komm mir beizuspringen,
Wenn ich nicht weiter kann,
Es wird mir wohl gelingen,
Nimmst du dich meiner an.

7. Vielleicht ist's nur ein Kleines,
So ist die Mühe aus,
Du führst mich dann in deines
Und meines Vaters Haus;
Dann wird dein treues Leiten
Durch so viel Angst und Pein
Für alle Ewigkeiten
Mein Dank- und Loblied seyn.

Erscheinung Christi.

1. Der du in der Nacht des Todes,
Christ, erschienst ein helles Licht,
Ach, im Pallast des Herodes
Sucht' ich dich und fand dich nicht.
Fand nur Glanz und eitles Prangen,
Augenlust und Fleischeslust,
Doch nach dir blieb mein Verlangen
Ungestillt und leer die Brust.

2. Weiter zu den Schriftgelehrten
Ging ich, suchend meinen Herrn,
Doch den Klugen und Verkehrten
War verborgen Jakob's Stern.
Zwar sie sprachen gleich den Blinden
Von dem aufgegangnen Licht,
Aber unter ihnen finden
Komnt' ich den Erlöser nicht.

3. Aus dem Tempel sah' ich scheinen
Opferfeu'r und Pracht und Licht,
Ahnen konnt' ich hier den Einen,
Doch ihn selber fand ich nicht.
Und als ich den Herrn des Lebens
So in dir, Jerusalem,
Hin und her gesucht vergebens,
Zog ich fort nach Bethlehem.

4. Ging die Straße einsam weiter,
Denn sie war so still, so leer,
Keinen Wanderer zum Leiter
Fand ich weit und breit umher.
Aber über meinem Haupte
Sah ich eines Sternes Schein;
Weil ich suchte, weil ich glaubte,
Ward zuletzt der Heiland mein.

5. Suche nur, so wirst du finden,
Werde nur nicht müd' und matt,
Laß durch nichts die Sehnsucht binden,
Welche Gott erwecket hat.
Folg' nur ohne Widerstreiten
Glaubensvoll dem Wort des Herrn;
Licht von oben wird dich leiten,
Licht von oben gibt der Stern.

Aus dem Liede: Das Wort des Lebens.

Wort des Lebens, du erleuchtest,
Doch erwärmst du auch zugleich;
Eine Hölle offenbarst du,
Aber auch ein Himmelreich.
Furchtbar schreckest du den Sünder
Aus der dumpfen trägen Ruh;
Doch mit Liebe deckst du wieder
Jedes Büßers Fehle zu.

Einen Richter lehrst du fürchten,
Der mit rechter Wage wägt;
Doch auch einen Vater lieben,
Der mit Langmuth alle trägt,
Einen Gott, der den geliebten
Ein'gen Sohn zum Opfer gibt,
Der an ihm die Sünde richtet,
Und in ihm die Sünder liebt.

Wort des Lebens, wer dich höret,
Dem versprichst du ew'ges Heil;
Doch nur dem, der dich bewahret,
Wird das Kleinod einst zu Theil.
Nun so will ich dich bewahren,
Schwert des Geistes, Gottes Wort,
Hilf mir hier auf Erden streiten,
Und die Kron' erwerben dort!

Schon nach diesen einzelnen losgerissenen Tönen werden die Leser mit uns in den Wunsch einstimmen, daß noch mehr solche Harfenklänge aus dem stillen Gebetskämmerlein in die Kirche zur Erbauung der Gemeinde hinübertönen mögen.

Nachrichten.

(Südafrika.) Was von den Freunden der Missionssache so oft nachdrücklich hervorgehoben worden ist, daß der Gehorsam gegen den Auftrag dessen, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden übergeben ist, auch für die Christen selbst reiche Früchte tragen müßte, hat sich im Capgebiet durch ein auffallendes Beispiel von Neuem bewährt. Die Holländischen Buren oder Meier haben von jeher die Missionen unter den Hottentotten scheel angesehen, und den Heilsboten alle möglichen Hindernisse bei ihrer Liebesarbeit in den Weg gelegt, weil sie fürchteten, wohlfeile Knechte zu verlieren. Bis auf den heutigen Tag sind manche Gegenden wegen der Feindschaft der Meier verrufen; man lese nur Philip's Researches in South Africa. Mit welchen Mühseligkeiten hatte die erste Mission der Brüdergemeinde, Gnadenthal, 26 Meilen östlich von der Kapstadt, zu kämpfen! Und eben dieser Missionsplatz, an welchem jetzt 1,327 Hottentotten unter dem segensvollen Einfluß des Christenthums und in stets fortschreitender Bildung leben, ist es, der wieder zuerst den umherwohnenden Meiern zum Salz geworden ist. Aber wie beschämend für diese Christen! Hundert Jahre sind seit der Anlage Gnadenthals verflossen, seit der Erneuerung der Kolonie im Jahre 1796 sind Hunderte von verachteten Hottentotten im Glauben an den Heiland der Welt selig entschlafen, und jetzt erst erwachen die, welche sich für reich und gar satt gehalten hatten. Gegen das Ende des Jahres 1832 bemerkten die Missionare in Gnadenthal eine gewaltige Bewegung unter ihren Nachbarn. Diese kamen von Sonntag zu Sonntag in größerer Zahl zur Kirche des Missionsfleckens. Entfernter Wohnende begaben sich schon den Abend zuvor in mehreren Wagengesellschaften an Ort und Stelle. Sie schämten sich nicht mehr, neben ihren Knechten und Mägden, neben den armen Hottentotten des Ortes zu sitzen, eine gespannte Aufmerksamkeit beim Gottesdienst ging durch die Versammlung, die Nachfragen nach Liederbüchern und anderen Erbauungsschriften nahmen immer zu. Es entstand eine große Erweckung, die sich weit und breit durch den ganzen Distrikt ausdehnte. Niemand wußte recht, wie es geschah. Zwei Personen, welche die Kirche zu Gnadenthal regelmäßig zu besuchen pflegten, waren zuerst ergriffen und scheinen das Feuer weiter getragen zu haben. Die Hauptschrift, die sie neben der Bibel gebrauchten, war das Liederbuch der Brüdergemeinde. Im Januar 1833 schrieb Missionar Hallbeck: „Der Rückblick auf das Werk des verflossenen Jahres muß uns zuversichtliche Hoffnung für die Zukunft einflößen. In Gnadenthal war noch kein Jahreswechsel, an dem wir mit heißerem Dank unsere Stimmen hätten erheben können. Der Herr hat wahrlich große Dinge an uns gethan, deß sind wir froh! Unsere Kirche war mit aufmerksamen Zuhörern gefüllt; unsere Schulen mit größeren Schaaren von Kindern als je zuvor: und sowohl Kirchen als Schulen haben den heiligenden Einfluß des Geistes Gottes, der eine wunderbare Veränderung an den Herzen Vieler, Alter und Junger, gewirkt hat, erfahren. Wunderbar in der That ist die Erweckung in unserer Nachbarschaft gewesen. Durch sie ist der gesellschaftliche Ton in unserem ganzen Distrikt durchaus verändert und uns eine weite Thür des Zugangs, die uns vorher ganz und gar verschlossen schien, aufgethan. Die Meier, welche in früheren Zeiten nicht mit Unrecht als Gegner des Missionswerkes angesehen wurden, sind jetzt unsere Brüder und Mitarbeiter in Christo, theilen unsere Sorgen, freuen sich über den guten Erfolg unseres Werkes und beten um denselben. Von dieser Gesinnung sind jetzt in der That unsere meisten Nachbarn beseelt. Eine Folge davon ist gewesen, daß einige uns dringend gebeten haben, eine Schule für ihre Kinder zu eröffnen. Gnadenthal ist jetzt mehr als je wie eine köstliche Quelle in einer dürren Wüste. Wer da dürstet, ohne Unterschied der Abkunft und des Standes, eilt zur erfrischenden Quelle. An jedem wiederkehrenden Sabbath werden wir an dieses Gleichniß angenehm erinnert." Diese Erweckung unter den angesehenen Meiereibesitzern mußte auf die Hottentottengemeinde segensreich zurückwirken. Sie kann auch die Missionare auf manchen Westindischen Inseln, wo die Abneigung gegen den Unterricht der Sklaven noch sehr groß ist, mit neuem Muthe erfüllen.

Anzeige.

Auf Verlangen ist der in dem Maiheft der Ev. K. Z. enthaltene Aufsatz über das Leben des Erzbischofs Leightoun besonders abgedruckt worden, und bei G. Eichler, Charlottenstraße Nr. 29. hieselbst, erschienen, unter dem Titel:

Robert Leightoun, Erzbischof von Glasgow, ein apostolischer Mann in einer stürmisch bewegten Zeit. Preis 5 Sgr.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 3. September. № 71.

Über die Russische Kirche.

Zu den merkwürdigsten Ländern in kirchlicher Hinsicht gehört unstreitig das Russische Reich. Es ist auf der ganzen Erde das einzige, welches alle christlichen Religionspartheien, Juden, Muhamedaner, Heiden aller Art, zu seinen Unterthanen zählt, und die Russischen Fürsten, namentlich die letzten, waren so weit von aller Verfolgungssucht, daß sie, mit indifferenter Toleranz nicht zufrieden, für das Beste ihrer so verschiedenen Unterthanen auf's Thätigste sorgten. Sodann aber ist der Kaiser von Rußland das absolute Oberhaupt der orthodoxen (d. h. Griechischen) Kirche seines Reiches, und dadurch natürlich vom größten Einfluß auf die gesammte Orientalische Kirche. Es wäre daher auf's Höchste interessant, ein Bild von der Griechischen Kirche Rußlands zu erhalten, woraus sich sowohl ihre gegenwärtige Lage als ihre Aussichten für die Zukunft erkennen ließen. Leider aber fehlt es dazu sehr an Material; die Reisenden haben lange diesen Punkt gänzlich unbeachtet gelassen. Erst in neuerer Zeit haben sich zwei Männer der Sache angenommen, die allerdings vermöge ihres Berufes am häufigsten und genauesten mit der Griechischen Geistlichkeit in Berührung kamen, Henderson und Pinkerton, die beide als Agenten der Bibelgesellschaft das Reich durchreisten. Der erstere*) hatte dabei jedoch mehr litterarische Zwecke im Auge, und beschäftigt sich meist mit den verschiedenen Bibelübersetzungen, so daß wir bei ihm nur beiläufige Notizen über die Russische Kirche überhaupt finden. Dagegen ist Pinkerton**) reich an interessanten Notizen über dieselbe, so wie auch über ihre Sekten und über die Juden nebst den Karaïten. Ihm folgend wollen wir nun versuchen, die interessantesten seiner Nachrichten zu einem Gesammtbilde zu ordnen, wobei wir uns rücksichtlich des Faktischen ganz auf jenen Gewährsmann stützen, und nur zuweilen Notizen aus Henderson beifügen. In der Ansicht von der Sache müssen wir freilich von dem Englischen Beobachter oft bedeutend abgehen; wir werden aber dann stets genau andeuten, was uns und was ihm angehört.

Der leichteren Übersicht wegen theilen wir das Ganze in mehrere Artikel, und beginnen, wie natürlich, mit der orthodoxen Kirche.

Erster Artikel. Die orthodoxe Kirche.

Da Griechische Missionare im neunten Jahrhundert das Christenthum in das Russische Reich brachten, und da die öffentliche Anerkennung der christlichen Kirche durch eine Byzantinische Prinzessin, die Gemahlin Wladimir's des Großen, bewirkt wurde, so war es natürlich, daß die Russische Kirche in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu dem Patriarchen von Konstantinopel trat. Weil aber die Hauptstädte Rußlands, Kiew, Novgorod und Pleskoff so sehr weit von Konstantinopel entfernt sind, erschien es am zweckmäßigsten, einen Vice-Patriarchen zu ernennen, der, im Lande wohnend, unter dem Titel eines Metropoliten aller Reußen die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche leitete. Außerdem waren die Bischöfe in der Verwaltung ihrer Diöcesen durchaus unabhängig. Die Weise ihrer Wahl erinnert an die ältesten Verfassungsformen der Kirche; die Geistlichkeit und die Gemeinde erwählten gemeinschaftlich drei Candidaten, aus denen durch's Loos der Bischof genommen wurde. Zum Unterhalte hatte ihnen schon Wladimir der Große den Zehnten angewiesen.

Schon unter Wladimir's Regierung gelang es den Bischöfen, außerordentlichen Einfluß zu gewinnen, und namentlich erlangte Leontius, der zweite Metropolit, eine Reihe von Concessionen, durch welche die Macht der Tzaren gewaltig beschränkt wurde. Zuerst erhielten die Bischöfe den Zehnten von allen Arten von Getreide, Vieh, Fischen, Wild, vom Handel, von den Einkünften der Gerichtshöfe, u. s. w.; die Tzaren aber wie alle Laien wurden von jeder Einmischung in die Angelegenheiten der Kirche vollständig ausgeschlossen. Darauf bekam die bischöfliche Gerichtsbarkeit eine bedeutende Ausdehnung; Alles, was die Ehe betrifft, Ehekontrakte, Einsegnung, Scheidung, Beilegung von Streitigkeiten unter den Gatten, Untersuchung der Ehehindernisse, namentlich der Verwandtschaftsgrade, Ehebruch, ferner alle Übertretung der Kirchengesetze, Bruch der Fasten, Ketzerei, Kirchenraub, die verschiedenen Arten von Zauberei, namentlich der sogenannte schlimme Blick*) u. dergl., gehörte in ihren Bereich; ihr wurden nicht nur die verschiedenen Abstufun-

*) Seine Reise, unter dem Titel: Biblical researches and travels in Russia, erschien 1826.

**) Russia, or miscellaneous observations on the past and present state of that country and its inhabitants. 1833.

*) Vor welchem die Russen noch jetzt große Angst haben. Eine Russische Mutter oder Amme wird wüthend, wenn man das Kind, was sie trägt oder führt, lobt, oder nach seinem Geschlecht fragt. Die Gefahr ist geringer, wenn man das Geschlecht nicht erräth, und antworten sie auf eine Frage dieser Art, so sagen sie sicherlich eine Unwahrheit. In jedem Falle speien sie mehrmals aus, und wiederholen die Gebete gegen die Wirkung des schlimmen Blicks. Wird das Kind dennoch unruhig, so ist die gewöhnlichste Weise, den Zauber zu lösen, die, daß man etwas Holzkohle in Wasser schabt, und damit das Kind über der Thürschwelle wäscht.

gen des Klerus, nebst dessen Frauen und Kindern, sondern auch Hebammen, Wittwen, Fremde, Arme, die Klöster, die klösterlichen Bäder, Hospitäle, Ärzte und Wucherer unterworfen; ja die Bischöfe erhielten die Aufsicht über Maaß und Gewicht im ganzen Reiche. Die hierauf bezüglichen Akten Wladimir's schließen mit der Drohung: „Wer eine dieser Anordnungen verletzt, dem werde es zur Sünde gerechnet; und sie soll ihm von Gott, dem Herrn, nicht vergeben werden, sondern Zorn und Wehe soll er erben; meinen Richtern und Gerichtshöfen befehle ich, vor Christo, dem Herrn, und all seinen Heiligen, und vor dem ganzen Volke, daß sie die Bischöfe in ihren heiligen Einkünften und kirchlichen Rechten nicht beschränken, und daß sie neun Theile des Einkommens dem Tzar und den zehnten der heiligen Kirche geben. Und wer immer diese Gesetze bricht, die ich nach den Vorschriften der heiligen Apostel und Väter und ersten orthodoxen Kaiser gebe, seyen es meine Kinder, oder Kindeskinder, oder Fürsten und Edle, oder Städte oder Gerichtshöfe, der sey in dieser und jener Welt verflucht von den Aposteln und von den sieben allgemeinen Concilien der heiligen Väter; denn zu solchen sagt der Herr in seinem Evangelium: Geht von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!" u. dgl. m.

Wladimir's Sohn, Jaroslaff, vermehrte diese Vorrechte noch, indem er den Klerus von allen Auflagen, Zöllen und Zinsen befreite. Er droht den Übertretern gleichfalls mit dem Fluche der dreihundert und achtzehn heiligen Väter von Nicäa und aller Heiligen. Und auch die Tatarische Herrschaft änderte dies nicht; bei jedem Regierungsantritte eines Chans erschien der Metropolit, und erhielt durch reiche Geschenke leicht die Bestätigung jener Privilegien. Daß unter solchen Umständen auch die Freigebigkeit der Privatleute nicht zurückblieb, ist natürlich; und vergebens suchten die Tzaren den Reichthum der Kirche dadurch zu beschränken, daß sie verboten, ohne Erlaubniß der Krone Landgüter an die Bischöfe zu verkaufen; ja Ivan Wasiljewitsch hob 1581 selbst seine früheren Verordnungen in dieser Hinsicht auf, um die Erlaubniß der Kirche zu seiner sechsten Heirath zu bekommen. Am Ende des funfzehnten Jahrhunderts besaßen die Russischen Klöster zusammen über eine Million Leibeigene und eine verhältnißmäßige Menge Land. *)

Daran mußte sich denn auch politischer Einfluß knüpfen; die alte Form der Staatsgesetze ist: „in Folge des Segens unseres Vaters, des Metropoliten (später: Patriarchen) von Moskau und ganz Rußland;" und die Tzaren mußten sich denselben Demüthigungen unterwerfen, wie die abendländischen Fürsten im Verhältnisse zum Papste. Wenn der Tzar in der Kathedralkirche das heilige Abendmahl empfing, trug er die Kleidung eines Diakons; bei der feierlichen Procession am Palmsonntage ritt der Metropolit auf einem Pferde oder Esel, und der Tzar ging, den Zügel haltend, neben her. Ja, am Feste Aller Heiligen speiste der Metropolit bei dem Tzar, während dieser, am Tische stehend, ihn bediente.

*) Im Jahre 1677 hatte das Kloster Tschudoff 3,026 Familien Bauern, und das Kloster Troitza bei Moskau gar 20,131 Familien mit etwa 60,000 Männern.

Besonders aber mußte sich die Macht der Kirche heben, seitdem der Metropolit zum Patriarchen geworden war. Das Band, was den Metropoliten an den Stuhl zu Konstantinopel knüpfte, mußte in eben dem Maaße loser werden, als die Macht der Russischen Bischöfe stieg, und die der Griechischen, durch die Eroberungen der Türken, abnahm. Was den letzten, entscheidenden Bruch herbeiführte, ist nicht sicher zu bestimmen; aber als Jeremias, Patriarch von Konstantinopel, 1589 nach Moskau kam, ordinirte er den Metropoliten Hiob zum Patriarchen. Eine gewisse, rein formale Abhängigkeit dauerte jedoch noch fort, und selbst Peter der Große ließ seine kirchlichen Einrichtungen in Konstantinopel bestätigen.

Zehn Patriarchen hatten successive regiert, und die Russische Kirche stand auf dem Gipfel ihrer Macht und ihres Reichthums, als Peter der Große zur Regierung kam; er kehrte das Verhältniß um, indem er der Kirche ihr Eigenthum nahm, und sie selbst dem Willen des Tzars unterwarf.

Nachdem Peter der Große zuerst das Patriarchat abgeschafft, und die Regierung der Kirche der heiligen Synode übergeben hatte, worüber wir später reden werden, fügte er der Synode ein zweites Departement, das Kammer-Collegium, bei, welchem die Verwaltung des Grundbesitzes der Kirche übertragen wurde, angeblich weil die Einkünfte davon oft nicht für die Zwecke der Kirche, sondern zur Bereicherung der Familien des höheren Klerus verbraucht worden seyen. Dies Collegium sollte nun erst die Kopfsteuer für die Bauern bezahlen, und den übrigen Theil der Einkünfte für den Unterhalt der Bischöfe, Klöster u. s. w., so wie für Unterstützung der Diener, Kranken, Armen, Waisen verwenden. Den letzten entscheidenden Schritt aber that Katharina II., indem sie das gesammte unbewegliche Kirchengut der Krone als Eigenthum zusprach, und dafür der Geistlichkeit Gehalte aussetzte. Diese aber sind so unbedeutend, daß die Russische Geistlichkeit dadurch der größten Armuth ausgesetzt ist. Besonders trifft dies die Säkulargeistlichkeit. Nur etwa sechs und zwanzig Kirchen in Moskau und zwanzig in Petersburg gewähren ein genügendes Einkommen; die übrige Geistlichkeit ist auf die freiwilligen Gaben der Gemeinden angewiesen, und da sie bekanntlich meist verheirathet ist, so muß sie alle Zeit, die ihr der Gottesdienst übrig läßt, dem Ackerbau widmen. Wie dies auf ihren Geist wirken muß, werden wir weiterhin betrachten. Nicht ganz so übel ist die Lage der regulären Geistlichkeit, da sie wenigstens nicht für Familien zu sorgen haben. Doch beträgt das Einkommen der Archimandriten der ersten Klöster, die im Range den Bischöfen zunächst stehen, nicht über 1,000 Rubel (etwa 250 Thlr.). Die Gesammtzahl der Geistlichen schlägt man auf etwa 215,000 an, und zu ihrem Unterhalte hat die Regierung nur 2 Millionen Rubel (etwa 500,000 Thlr.) bestimmt. Seraphim, der Metropolit von Petersburg und Novgorod, der Senior der Russischen Kirche,

hat ein Einkommen von etwa 4,000 Thlrn., wobei er einen bedeutenden Haushalt, und für seinen Wagen mindestens sechs Pferde halten muß.

Die Regierung der Kirche nun übergab Peter der Große der heiligen dirigirenden Synode, aus zwölf Geistlichen bestehend. Insofern ein Collegium leichter widerstehen kann, als ein Einzelner, hätte die Synode vielleicht die Freiheit der Kirche wahren können; allein Peter sicherte sich seinen Einfluß gleich dadurch, daß er ihr einen Ober-Prokurator beigab; und wenn auch Philaret, der Metropolit von Moskau, in einem Briefe, worin er mehrere Irrthümer in Pinkerton's früherem Buche „über die gegenwärtige Lage der Griechischen Kirche" widerlegen will, behauptet: „der Ober-Prokurator sey nicht nur nicht das Haupt der Synode, sondern als Laie sogar weniger als jeder andere Beisitzer," so läßt sich doch leicht einsehen, welchen Einfluß der Mann haben muß, der, nach Philaret's eigenen Angaben, „die auf den Geschäftskreis der Synode bezüglichen Gesetze bewahren, den Verhandlungen im Namen der Krone beiwohnen, und die einzige Mittelsperson zwischen der Synode und dem Kaiser seyn soll." Dazu kommt, daß der Kaiser alle Bischöfe des Reichs ernennt, wozu ihm von der Synode zwei Candidaten präsentirt werden. Das Faktum kann auch Philaret nicht läugnen, wenn er gleich behauptet, in der Theorie sey dies nur die alte Kirchensitte, daß Klerus und Gemeinde zusammen den Bischof erwählten; weil aber die Diöcesen zu groß seyen, als daß sich auch nur die Geistlichkeit, geschweige denn die ganze Gemeinde, versammeln könnte, sey die Einrichtung getroffen worden, daß die Gemeinde vom Kaiser, die Geistlichkeit von der Synode vertreten werde. Daß diese Theorie das Faktum, daß der Kaiser unumschränkter Beherrscher der Kirche ist, nicht aufhebt, ist klar. Außerdem sind noch die Ordensverleihungen ein mächtiges Werkzeug in der Hand der Krone geworden; Peter der Große war der erste, welcher dem Erzbischof Theodosius von Novgorod den St. Andreas-Orden verlieh. Die Sitte kam später ab, wurde aber 1797 vom Kaiser Paul erneuert. Da die Ordenszeichen bei allen kirchlichen Funktionen über den Amtskleidern getragen werden, so erhöhen sie in den Augen des Volkes die Würde des Trägers bedeutend, und ein Bischof ohne Stern und Ordensband würde wenig geachtet seyn.

So ist in der Griechischen Kirche die Person des Fürsten von mehr Einfluß auf den Gesammtgeist, als irgend anderswo, ja mehr als in der Römischen Kirche der Papst. Soll daher vom Geiste der Kirche, und von ihren Aussichten in die Zukunft die Rede seyn, so ist es vor Allem nöthig, einen Blick auf die Gesinnungen der Kaiser zu werfen. Obgleich nun der ausgezeichnete Charakter Kaiser Alexander's in dieser Beziehung jetzt wohl ziemlich allgemein anerkannt ist, halten wir es doch nicht für überflüssig, einige minder bekannte Details hier anzuführen. Der Verf. verdankt sie hauptsächlich den Mittheilungen der trefflichen Fürstin Sophia Mestchersky,*) der genauesten

*) Diese ausgezeichnete Dame wird nicht unpassend mit Mrs. Fry verglichen, wobei nur der Unterschied zwischen einer Londoner Kaufmannsfrau und einer Russischen Fürstin zu bedenken ist. Sie faßte 1811 den ersten Gedanken zur Gründung einer Bibelgesellschaft in Moskau, und begleitete 1813 Pinkerton dahin, um durch ihren persönlichen Einfluß den zurückkehrenden Adel zu gewinnen. Sie wurde bald das thätigste Mitglied der Petersburger Gefängnißgesellschaft, und besuchte mehrmals in der Woche die Gefängnisse, um den Gefangenen die Bibel vorzulesen und zu erklären. In ähnlicher Weise nahm sie sich der Armen- und Krankenhäuser an. Besonders aber war sie für die Traktatengesellschaft thätig, indem sie seit dem Jahre 1813 nicht weniger als drei und neunzig kleinere Schriften theils selbst verfaßte, theils aus dem Deutschen und Englischen übersetzte, und meist auf eigene Kosten drucken und unentgeltlich vertheilen ließ. Später wurde sie hiebei vom Kaiser Alexander bedeutend unterstützt, so daß sie nach und nach gegen 400,000 Exemplare in Umlauf setzte. Die Wirkung dieser Schriften war um so größer, als sie das Erste dieser Art in Russischer Sprache waren; denn bisher hatte man auch für Erbauungsbücher stets die Kirchensprache, das Slavonische, gewählt, und jene ersten Russischen Erbauungsbücher bahnten gewissermaßen dem Neuen Testamente den Weg, als es später auch den dicken Schleier der Slavonischen Sprache des zehnten Jahrhunderts abwarf, und die Russen in ihrer jetzigen Sprache anredete.

Freundin des Kaisers. Hier erwähnen wir jedoch nur, was seine Person betrifft; was er für die Bildungsanstalten der Kirche, namentlich für die Bibelgesellschaft gethan, ist später zu betrachten.

Die erste Anregung erhielt Alexander durch folgenden Vorfall: es war um die Mitte des Jahres 1812, wo er, im Begriff, Petersburg zu verlassen, nachdem er von seiner Familie schon Abschied genommen, sich in sein Kabinet zurückzog, um noch einige Geschäfte zu ordnen; da trat plötzlich eine Dame in das Kabinet, die er anfangs im Halbdunkel nicht erkannte. Erstaunt über die Erscheinung — da sonst keine Frau, selbst nicht die von der Familie, das Kabinet unangemeldet betreten durfte — trat er näher, und erkannte die Gräfin Tolstoi, die sich mit der Sehnsucht, ihm noch Lebewohl zu sagen, entschuldigte, und ihm endlich ein Papier überreichte. Der Kaiser, der jeden Beweis von Anhänglichkeit sehr tief empfand, dankte ihr, und entließ sie, indem er das Papier, in der Meinung, es sey eine Bittschrift, ruhig einsteckte. Im ersten Nachtquartier suchte er, von Sorgen aller Art bewegt, eine Zerstreuung; da kam ihm jenes Papier in die Hand, und er fand, zu seinem größten Erstaunen, den 91sten Psalm. Er las ihn mit Vergnügen und sein Gemüth wurde ruhiger; „wären doch diese Worte an mich gerichtet," dachte er. Später aber, in Moskau, in einer der kritischsten Lagen seines Lebens, war er zufällig beschäftigt, einige Bücher auf seinem Tische zu ordnen; dadurch wurde ein Band der Bibel (die Übersetzung von de Sacy, in 4.) herabgeworfen; der Kaiser blickte auf die aufgeschlagene Seite, und es war derselbe Psalm, der ihn einst getröstet hatte. Da erkannte er die Stimme, die ihn rief, und antwortete: „Hier bin ich, Herr! rede zu deinem Knechte!" Nun fand er jedes Wort des Psalms auf seine Verhältnisse passend; er lernte ihn auswendig, und wiederholte

thematik, Physik, Geschichte, endlich die eigentlich theologischen Disciplinen. Die Lehrer, welche die Vorlesungen an diesen Seminarien haben, und jetzt den Titel: Professoren, führen, mußten früher alle Mönche und Priester seyn; jetzt aber ist dies nicht mehr erforderlich, und es gibt viele Laien unter ihnen. Doch betrachtet die Klostergeistlichkeit den Unterricht an den geistlichen Schulen als ihr Hauptgeschäft.

Über diesen Seminarien endlich stehen die vier Akademien zu Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan, auf denen die Lehrer für jene gebildet werden; ihnen steht am Range das Seminar zu Troitza (etwa 70 Meilen nördlich von Moskau) gleich, was besonders durch Platon sehr gehoben wurde, so daß bei seinem Tode, 1812, vierzehn Bischöfe und Erzbischöfe, worunter zwei Metropoliten, ihm ihre Bildung verdankten. Die Professoren, welche von der Newskoi-Akademie in Petersburg kommen, und von Philaret gebildet sind, sind besonders in der biblischen Kritik ausgezeichnet, und auch mit dem Umschwung, den diese in Deutschland erhalten, wohl bekannt. Die Akademien haben auch das Recht, Magister der freien Künste und Doktoren der Theologie zu kreiren.

Gegen diese zahlreichen Anstalten für die Bildung der Geistlichkeit sticht die geringe Sorgfalt, die auf den Unterricht der Laien gewendet wird, gewaltig ab; doch wird es auch hiemit von Jahr zu Jahr besser. Für das ganze Reich gibt es etwa 2,500 Gymnasien und niedere Schulen mit 125,000 Schülern; sie stehen unter der Aufsicht der sechs Universitäten Moskau, Petersburg, Dorpat, Wilna, Kasan, Charkow, an deren jeder etwa hundert Studenten auf Kosten der Regierung für die Lehrerstellen an den Gymnasien und Schulen ausgebildet werden. Von den Kindern des Adels werden diese Anstalten selten besucht; sie werden von ausländischen Hauslehrern oder in Privatpensionen, die gleichfalls von Ausländern gehalten werden, erzogen; nur wenige öffentliche Anstalten existiren für sie, unter denen sich die in Moskau und Tzarskoi-Selo auszeichnen. Da der junge Adel fast durchgängig für den Militärdienst bestimmt ist, so ist auch die Bildung, die er erhält, mehr elegant als klassisch. Nimmt man aber den Adel, die Geistlichkeit, und die zwei ersten Gilden der Kaufmannschaft aus, so kann auf 500 geborene Russen kaum einer lesen.

Nachdem wir nun die Verfassung und die Unterrichtsanstalten in's Auge gefaßt haben, blicken wir auf das, was uns hier zumeist angeht, auf den Geist der Kirche; und zwar berücksichtigen wir zunächst die höhere Geistlichkeit.

Unter den Bischöfen und Metropoliten, deren Bekanntschaft wir bei Pinkerton machen, finden wir eine Reihe höchst ausgezeichneter Gestalten. Wie überhaupt die Griechische Kirche sehr viel von den alten Formen der Orientalischen Kirche behalten hat, so ist auch in dem ganzen Leben der höheren Würdenträger etwas Patriarchalisches; sie leben in ihren Diöcesen, ganz mit deren Verwaltung beschäftigt, und predigen nicht nur an den Festtagen, sondern auch häufig an anderen Tagen; sonst werden sie durch den Archimandriten vertreten. An den hohen Festtagen versammeln die Archimandriten ihre sämmtliche Klostergeistlichkeit und bewirthen sie mit einem Mahle; auf einem Tische stehen Speisen, besonders Fische aller Art, Wein und Branntwein; Jeder, der eintritt, grüßt erst den Archimandriten, wird dann zum Essen eingeladen, und empfängt, wie er gegessen, den Segen, worauf er abgeht. Auf diese Weise sah Pinkerton bei dem Archimandriten Antonius in Kiew über 200 Gäste bewirthen. Bei den Bischöfen pflegen sich bei diesen Gelegenheiten auch die vornehmsten Civil- und Militärbehörden zu versammeln. Ein anderer höchst charakteristischer Zug ist folgender: Bei einer Versammlung der Bibelgesellschaft in Orel zog ein alter Archimandrit Pinkerton bei Seite, und übergab ihm ein versiegeltes Papier. Zu Hause angekommen fand Pinkerton darin zwei Banknoten von 25 Rbl., mit den Worten: „An den eifrigen Verbreiter des göttlichen Wortes. Haben Sie die Güte, diesen Beitrag zu Ihren Reisekosten anzunehmen von Ihrem wahren Bruder Peter, Archimandriten des Klosters zu St. Nikolaus." Alle Bischöfe, die Pinkerton und Henderson kennen lernten, werden von diesen als höchst ehrwürdige Männer geschildert, und alle voll Eifer, auch namentlich für die Bibelgesellschaft; indeß es ist doch auch wohl zu bedenken, daß beide Männer als Agenten jener Gesellschaft, von den höchsten Behörden auf's Dringendste empfohlen, reisten, und für eine Sache wirkten, für die Kaiser Alexander so entschieden Parthei nahm, und es verräth sich wohl hierin die Befangenheit Englischer Beobachter, daß Pinkerton die barmherzigen Schwestern in Wilna in Verdacht hat, weil sie seinen Besuch erwarteten, ihm nur die glänzendste Seite ihrer Anstalt gezeigt zu haben, aber gar nicht daran denkt, daß ein solches Motiv noch viel entschiedener auf die Russischen Bischöfe wirken mußte.

Wie sehr sich die höhere Geistlichkeit nach den Griechischen Kirchenvätern, namentlich nach Chrysostomus, bildet, zeigen einige Predigten von Metropoliten, die uns Pinkerton mittheilt. Sie sind zum Theil in jenem oratorischen Pompe gearbeitet, der uns die Reden der alten Homileten zuweilen etwas ungenießbar macht; und wenn Pinkerton die Reden der Bischöfe größtentheils der Fassungskraft der langbärtigen Bauern, mit Schaafpelzen und Sandalen von Lindenholz bekleidet, ganz angemessen fand, so dürfte sich dies bei einigen der mitgetheilten in Zweifel ziehen lassen.

Eine Predigt des jetzigen Erzbischofs von Kasan, Ambrosius, am Tage der Himmelfahrt der unbefleckten Jungfrau, über Apok. 14, 13. gehalten, schildert in den glänzendsten Farben den Unterschied im Tode des Gottlosen und des Frommen. „Der Tod des Gerechten auf Erden ist der Anfang seiner Ruhe in der Ewigkeit; sein Todtenbette gleicht einem Nachtlager, auf dem er ruhen soll bis zum ewigen Morgen der Unsterblichkeit, wo ihm die Sonne der Gerechtigkeit nie mehr untergeht. — Ja, geliebte Brüder: Selig sind die Todten, die im Herrn sterben von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhn von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach! Das gegenwärtige Leben ist nur die Dämmerung des großen Tages der Ewigkeit,

und unser Seyn auf Erden ist nur der erste Schritt zu unserem ewigen Seyn. Das Sterbliche, womit wir bekleidet sind, soll das Unsterbliche anziehen, und dies Verwesliche, womit wir beladen sind, soll Unverweslichkeit anziehen. Ja, Mensch, du bist unsterblich. Hebe deine Augen zum Himmel; da ist deine Heimath. . . . . Die Dornen des Lebens, mit denen dein Weg besetzt ist, sollen dich nicht bloß in deinem Laufe verwunden, sondern es dir auch stets in's Gedächtniß zurückrufen, daß der Ort deiner Ruhe nicht in dieser Welt ist. — O Mensch, du bist unsterblich; die Zeit flieht, und entführt dich auf ihren Schwingen, auch gegen deinen Willen, zum Orte deiner Bestimmung, zur Ewigkeit." Diese Ewigkeit wird nun geschildert als unbegränztes Meer, als bodenloser Abgrund, Anfang ohne Ende, Ausdehnung ohne Schranke, Zeit ohne Zeit, Leben ohne Tod. Da sind tausend Jahre wie ein Tag, und ein Tag wie tausend Jahre, die Ewigkeit wie ein Augenblick, und ein Augenblick wie eine Ewigkeit. „Und in dies Land treten wir alle durch die Pforte des Todes. O Pforte des Triumphs für die Kinder der Herrlichkeit, durch welche sie eingehen, um die Krone endloser Seligkeit zu empfangen. O Thor, schrecklich für die Kinder des Verderbens, durch welches sie gehen werden, um bis auf den letzten Tropfen den Becher des Zornes zu leeren. Jene ziehen ein wie siegreiche Krieger, triumphirend über das Fleisch, welches gelüstet wider den Geist; die Sünder aber gehen hindurch wie zum Tode verurtheilte Verbrecher, wie Opfer, die zum Schlächter geleitet werden, oder wie der Knecht, der zur Rechenschaft gefordert, unfähig ist, ein Wort über seine Haushalterschaft zu sagen." — Hieran knüpft sich eine sehr beredte Schilderung des ruhigen Todes der Frommen; die einzige Unruhe, die sie noch zuletzt fühlen, ist der Schmerz über den Fall; „aber Seele, du bist auch versiegelt mit dem Siegel heiliger Buße, erlöst durch das Blut Christi, und das Licht des Glaubens leitet dich durch das finstere Thal des Todes. — Mit wie süßen Gefühlen durchdringt die Hoffnung der Ewigkeit die Seele des Frommen, wenn, nach menschlichem Ansehn, alle Hoffnung verloren ist. Neue Kraft erhält sein Glaube, neues Feuer seine Liebe. Öffnet euch mir, ihr ewigen Pforten, singt er; Sonne der Gerechtigkeit, die nie untergeht, wirf auf mich den ersten Strahl ewigen Lichtes, daß die Finsterniß des Lebens aufhöre, wo ich doch nur dunkel schaute, wie durch einen Spiegel; dann werde ich dich von Angesicht zu Angesicht sehen. Herr Jesu, wie du mich lehrtest, auf Erden dir zu vertrauen, so nimm meinen Geist auf, daß ich in Frieden dahin fahren und zur Ruhe eingehen möge. Jetzt, Herr, lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor all deinem Volke, das auf Erden lebt, und in Friede und Geduld auf die Erfüllung deiner unwandelbaren Verheißungen harrt. Siehe, so stirbt der Gerechte." Und in ähnlicher Weise wird dann der Tod des Sünders beschrieben. Erst wird der Abschied von der Welt überhaupt ausgemalt, dann folgen Klagen über die Nichtigkeit des Reichthums, die Eitelkeit weltlicher Ehre und irdischer Titel, wenn darüber der höchste, der eines Kindes Gottes versäumt wird; die Hinfälligkeit des Leibes, endlich die Aussicht auf die Schrecken der Ewigkeit. Nachdem nun bisher das zukünftige Leben aus dem Gesichtspunkte der Sterbenden geschildert wurde, beginnt der Redner selbst, das Loos, das ihrer harrt, auszumalen, und zum Schluß stellt er die Seele des Verdammten dar, wie sie in den Qualen der Hölle ihre Sünden, und die vielen Gnadenerweisungen, die sie unbenutzt gelassen, bejammert.

Eine zweite Predigt desselben Prälaten, am Charfreitage gehalten, hat 1 Cor. 1, 23. zum Texte. Sie beginnt: „So also wird die Unschuld in den Tod hingegeben, und das Werk der Versöhnung des schuldigen Menschen mit Gott vollbracht. Das Lamm, das der Welt Sünde trägt, wird am Altar des Kreuzes geschlachtet, und der Gerechtigkeit des Himmels das Opfer dargebracht, welches die Sünde tilgt. Die Gerechtigkeit eines erzürnten Vaters durchbohrt mit Pfeilen seinen einigen Sohn, und die Kinder des Zornes werden wieder unter die Kinder Gottes gerechnet. Er, der von keiner Sünde wußte, wird für die Übertreter zur Sünde gemacht, und die Übertreter werden vom Fluche der Sünde erlöst. Ein ewiges Licht geht über dem Grabe auf, und die in Finsterniß saßen, sehen ein großes Licht. Jesus leidet und stirbt; er trägt unsere Missethat, ist zerschlagen um unserer Sünde willen, und durch seine Wunden sind wir geheilet. Allgnädiger! Allbarmherziger! Wie unbegreiflich sind deine Gerichte, deine Wege und Rathschlüsse! Ja, gläubige Seele, dieser Tod Jesu ist deine Gerechtigkeit und Heiligung und Erlösung. Wenn dein Gewissen, durch Sünden gestachelt, dich mit der strafenden Gerechtigkeit bedroht, blicke auf das Opfer, welches das zerschlagene Herz von todten Werken reinigt, blicke auf Jesum, der die Handschrift deiner Sünden getilgt hat, da er sie an's Kreuz nagelte! Will die sündige Welt dich noch in ihre Netze verstricken, wird das Licht deiner Vernunft trübe in der Finsterniß dieser Welt, ist deine Seele, wenn auch gegen ihren Willen, noch der Eitelkeit unterworfen, wirkt die Sünde noch in deinem sterblichen Leibe — siehe, welch treuen, himmlischen Lehrer! Seine Lippen, obgleich durch den Kreuzestod verschlossen, predigen doch in der Kirche seinen Brüdern den Willen seines himmlischen Vaters. Sein Gesetz ist vollkommen; seine Gebote sind rein, und erleuchten die Augen; sein Zeugniß ist sicher, und macht klug den Einfältigen; er ist das wahre Licht, welches jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt, und die ihm folgen, wandeln nicht in Finsterniß, sondern haben das Licht des Lebens. Wenn deine Begierden, durch sinnliche Gegenstände verlockt, an der Erde kleben, und der Strahl der Unsterblichkeit in dir erloschen scheint, blicke auf die Auferstehung und das Leben! Mit Ihm wirst du auf deinem Todbette über Tod und Verwesung triumphiren. So ist uns Jesus von Gott gemacht zu „göttlicher Kraft und göttlicher Weisheit!" — Dem Sünder dagegen ist Christus ein Stein des Anstoßes; er stimmt ein in das „Kreuzige! Kreuzige!" Und diese Verfolgung Christi dauert noch fort; denn der Geist Gottes ist dem Geiste der Welt zuwider, und Jesu Lehre ist der Lehre der Welt

zuwider." Dies Thema wird nun weiter ausgeführt. 1. Der Geist der Welt ist ein Geist des Irrthums und der Finsterniß; der Geist Gottes ein Geist der Wahrheit und des Lichts; daher ist stets Krieg zwischen beiden; daher aller Mord von Abel bis auf Zacharias, den Sohn des Barachias, und von diesem bis auf Johannes, den Engel in der Wüste; daher die Leiden derer, deren die Welt nicht werth war. Und auch das Licht, was von Golgatha ausging, änderte die Welt nicht. Sie schätzt nur äußerliche Vorzüge, diese aber verschmäht der Christ, und wenn ihn die Welt aus Gnaden nicht verfolgt, so hält sie ihn ihrer Aufmerksamkeit für unwürdig. Den Ruhm der Welt erlangt man nur durch Kriegesthaten, d. h. Mord, Zerstörung blühender Städte, Verwüstung üppiger Saaten. Die Cäsars und Alexanders sind Unglücksgestirne, Würgengel; aber die Welt drückt ihren Thaten den Stempel der Größe auf, einer Größe jedoch, die den Glauben verfolgt, und vor der das Herz erbebt. — Aber hat die Welt nicht auch Tugenden? Diese Tugenden sind theils schwach, wie Rohr im Winde, theils ist ihr einziges Motiv die Selbstsucht, und sie scheut keine Sünde, wenn sie den guten Schein retten kann. Die Kinder der Welt sind stolz auf ihre Weisheit, da doch ihr Weisester, dem Fleische nach, erklärte, er wisse nichts! *) Ihre Ehre ist ein leerer Name, ihre Auszeichnung sind müßige Titel, keine gute Handlungen; ihre Tugenden sind Feuer, die nur bei Nacht leuchten, bei Tage bloßer Rauch sind; in ihrem Munde ist das Gebet: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute; in ihrem Herzen ist der Stolz: ich bin reich, und habe gar satt, und bedarf nichts. Stets beten sie sich selbst an. Der Glaube aber sagt zu ihnen: Du weißt nicht, daß du jämmerlich und arm und elend und blind und bloß bist. — Das Thörichte dieses weltlichen Hochmuths wird nun durch eine Reihe von Bibelstellen bewiesen, und dann zum zweiten Motive der Welt, der Lust, übergegangen. „Die Welt will kein anderes Glück, als das zeitliche Vergnügen." „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink, und sey vergnügt!" das ist die Regel der Welt, wenn das Glück ihr günstig ist. Ist aber der Himmel weniger gütig, schließt er seine freigebige Hand zu, dann hat sie andere Gesetze: stiehl, betrüge, drücke, verkauf dein Gewissen, und mache dich lustig, so lange du lebst! Das Kind unserer Zeit denkt: Mögen doch Alle leiden, wenn ich nur vergnügt bin; mag der Unterdrückte sein Brodt mit Thränen netzen; mir ist es gleich, wenn mir nur der Becher des Vergnügens voll bleibt! Mögen die Unterdrückten in Lumpen gekleidet seyn, wenn nur mein Kleid zierlich ist. Mag fleißige Armuth mit blutigem Schweiße einen undankbaren Boden bearbeiten und vor Hunger verschmachten, wenn nur mein Tisch mit Leckereien besetzt ist! Mag die Unschuld im dunkeln Kerker schmachten, er hat nicht Zeit daran zu denken. Er muß Schauspiel, Feste, Gesellschaften, Spiele, Parthien mitmachen. O, welche Menge wichtiger Geschäfte! — Vergißt du ganz, Thor, daß ein Richter auf Erden ist? Wenn dir auch der unerwartete, schreckliche Fall anderer, dir gleicher Sünder, von den Höhen des Glücks zum tiefsten Elende keine Gefahr drohte, wenn auch die ganze Welt sich vor dir beugte, und dir diente, wenn auch alle Umstände sich vereinigten, deine Unterdrückungen zu begünstigen, wenn auch deine Obern, blind genug, deine Verbrechen nicht sähen, oder, noch schlimmer, deine Ungerechtigkeit theilten, *) soll der, der das Auge gemacht hat, deine Sünden nicht sehen? der das Ohr gemacht hat die Seufzer nicht hören, die um Gerechtigkeit gegen dich schreien? .... „Gott hat einen Tag bestimmt, die Welt zu richten" und Jeden nach seinem Thun zu vergelten. Und was wird dann aus dir werden? — 2. Der zweite Theil beginnt mit der apostolischen Ermahnung: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist!" u. s. w., woran sich verwandte Stellen über Tödtung des Fleisches, den schmalen und breiten Weg, anschließen. Überhaupt werden sich hier die Forderungen Christi und der Welt gegenübergestellt. „Und diese Verschiedenheit der Principien ist es, die die Welt gegen Jesum aufbringt. Sie verachtet und schmäht ihn, weil er das Verächtliche, Nichtige ihrer Grundsätze zeigte. — Und zwischen diesen beiden Partheien haben wir nun zu wählen. Sollen wir Jesum verlassen und die Welt anbeten? Nein, wir umarmen die Wunden, aus denen uns Leben strömt." — Und nach einer Reihe ähnlicher Antithesen schließt der Redner: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Nur du hast Worte des ewigen Lebens. Öffne du unsere Augen, daß wir die Wunder deines Gesetzes schauen. Ach Heiland! Wenn wir die Seligkeit schauen, die du uns bestimmt hast, sind wir bereit, mit deinem Apostel zu sagen: Und wenn wir mit dir sterben müßten, so wollen wir dich doch nicht verlassen. Aber unser trügerisches Herz verleitet uns, und von den Sorgen des Lebens umgeben, versinken wir in Eitelkeit. Strecke du deinen allmächtigen Arm aus dem Grabe, und wie du deinen Petrus auf den Wogen von Genezareth hieltest, so halte uns in der stürmischen Welt und ziehe uns zum Vater, auf daß wir, nachdem wir eine kleine Weile auf Erden mit dir gelitten haben, im Himmel auf ewig mit dir in Herrlichkeit seyen. Amen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie viele Zuhörer haben wohl diese Anspielung des Erzbischofs verstanden?

*) Nach Pinkerton's Anmerkung ist der damalige Civil-Gouverneur von Tula damit gemeint.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 10. September. № 73.

Über die Russische Kirche.

(Fortsetzung.)

Wenn wir jedoch an diesen zwei Reden nur die rhetorische Überladung tadeln konnten, in der Gesinnung dagegen mit Freuden ein ächtes, rein evangelisches Christenthum anerkennen, so müssen wir eine Predigt von Innokentius, ehemaligem Bischof von Perm, durchaus verwerfen. Sie ist am 12. März 1814, dem Jahrestage der Thronbesteigung Kaiser Alexander's, gehalten, über Ps. 89, 27.: „Ich will ihn zu meinem Erstgeborenen machen, höher als die Könige auf Erden!" Es wird zuvörderst bemerkt, daß Gottes Verheißungen sich in Ewigkeit erfüllen, und die vorliegende namentlich an Kaiser Alexander. Natürlich wird sogleich der damals noch dauernde Krieg angeführt, und nicht bloß die Gnade Gottes gepriesen, die so unverhoffte Erfolge gewährt hatte; sondern diese Gnade wird in unmittelbare Beziehung zu dem frommen Eifer des Kaisers, der Heerführer „die da wußten, daß jeder vergossene Blutstropfen von ihnen gefordert werden würde" und des ganzen Volkes gebracht. Es wird dann allerdings recht gut nachgewiesen, wie bloß irdische Mittel, äußerliche Bildung, Eroberungsgeist, irdische Reichthümer, ein Volk nicht zu heben vermögen, wie Helden, die nur von Ehrgeiz getrieben sind, sich gegen ihr eigen Vaterland kehren, wenn ihr Stolz verwundet wird. Und wenn endlich rohe Nationen zuweilen eine gewisse Höhe erreichten, so waren sie da nur bewußtlose Werkzeuge in des Herrn Hand. Nur Einheit des Sinnes, auf Frömmigkeit gegründet, kann ein Volk wirklich heben. Sie gibt jedem Stande das Gefühl seiner Würde und bestimmt alle zum Gehorsam „um des Gewissens willen." Und Einige in einem solchen Volke werden so gereinigt, daß sie wie auf Erden wandelnde Sterne erscheinen, die weniger am Tage, als in der Nacht des Unglücks scheinen; und wenn auch Niemand ihre Thaten für's allgemeine Wohl bemerkt, so wird doch oft, wegen Zehn unter ihnen, eine ganze Nation verschont. Dann aber wird dies sogleich auf die Russen und vorzüglich auf den Kaiser angewandt, und der Segen, der von einem frommen Fürsten auf das Land niederströmt, geschildert, und zuletzt immer von Neuem die ausgezeichnete Frömmigkeit des Kaisers gepriesen. Lobeserhebungen dieser Art gehören sicher nicht auf die Kanzel, besonders wenn sie nicht nur dem, in diesem Falle wenigstens, abwesenden Fürsten, sondern auch dem versammelten Volke gespendet werden.

Wahrhaft erbaulich ist eine Rede von Ambrosius, früherem Metropoliten von Petersburg und Novgorod, über Matth. 19, 16. Zuvörderst wird auf die Bedeutung der Frage für jeden Menschen hingewiesen, und die allgemeine Schwäche unserer Natur mit Pauli Worten ausgesprochen: „Was ich will, das thue ich nicht, und Vollbringen das Gute finde ich nicht!" Wenn wir aber auch, minder glücklich als der Jüngling unseres Textes, den Heiland nicht selbst fragen können, so weist er uns selbst die Quelle in den Worten an: Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darin! — Zu dieser Frage müssen wir aber nicht, wie der Jüngling, glaubenslos gehen; er hielt Jesum ja nur für einen „guten Meister," nicht für den Heiland. Auch prahlt er mit seiner vollkommenen Gesetzeserfüllung. Der Herr, der Herzenskündiger, statt ihn durch Aufdeckung aller seiner Mängel zu beschämen, zeigt ihm nur seine Sünde gegen das Hauptgebot, die Nächstenliebe, da er den Reichthum übermäßig liebte. Das einzige Wort: „Verkaufe, was du hast," genügte, den verblendeten Jüngling zu beschämen. Er ging traurig fort. Wir also wollen den Weg des Heils nicht mit solcher Abhängigkeit von irdischem Reichthum, noch mit solchem Stolze auf unsere guten Werke suchen. Christus schließt zwar die guten Werke nicht aus: „Halte die Gebote, wenn du das Leben erlangen willst." Und ursprünglich waren ja auch Engel und Menschen zu guten Werken geschaffen, und im Stande der Unschuld erlangten und bewahrten sie Gottes Wohlgefallen durch gute Werke. Aber durch den Fall wurde die Wurzel verdorben, und aus der schlechten Wurzel entsprangen noch schlechtere Zweige. „Die Erde war verderbt vor Gott, und die Erde war voll Frevels. Und Gott sah auf die Erde, und siehe, sie war verderbt; denn alles Fleisch hatte seinen Weg auf Erden verderbt." Je größer aber die Sünde wurde, desto mehr Schranken setzte Gott aus Gnade, um die Menschen davor zu bewahren. Wie jedoch in einem verdorbenen Magen auch die gesundeste Nahrung Krankheit verursacht, so kehrte die menschliche Verdorbenheit die heilsamen Gebote zu noch größerer Verdammniß; wofür die bekannten Paulinischen Stellen angeführt werden. Überdies erfordert das Gesetz, als Bund betrachtet, die vollständigste Erfüllung. Selbst aber den unmöglichen Fall gesetzt, daß wir diese leisten könnten, wären wir unnütze Knechte, und haben ja auch alle Fähigkeit dazu von Gott empfangen. — In unserem Texte aber gibt Christus dem Jünglinge für den Fall, daß er alle Gebote, auch das, die Güter zu verkaufen, erfüllt hätte, noch eins: „Dann komm und folge mir nach." — „Ich bin die Thür," sagt der Heiland, u. s. w. Also unsere besten Werke können unsere Seligkeit nur befördern, wenn sie in der Nachfolge Christi gethan, durch seine Gnade vervollständigt sind. „Frei aus Gnaden werden wir gerechtfertigt." Dadurch aber sind wir nicht der Verbindlichkeit, gute Werke zu üben, enthoben. Christus ist uns auch im Leben ein Vorbild; und wenn wir unseres Berufes

unwürdig wandeln, so erschweren Christi Verdienste das Gewicht unserer Verdammniß. „Das Land, was den Regen einsaugt und Kraut hervorbringt zur Speise für den, der es baut, empfängt Segen von Gott; das aber, was Dornen und Disteln trägt, wird verworfen, und ist dem Fluche nah; dessen Ende ist, in's Feuer geworfen zu werden." Vor solch unglücklichem Ende bewahre uns der Heiland in Gnaden. Amen!

Eine andere Predigt desselben Metropoliten behandelt die Parabel vom verlorenen Sohne. „Wie der Erscheinung Christi der Vorläufer mit seinem Rufe zur Buße vorherging, so gibt uns unsere Mutter, die Kirche, beim Beginn der Fastenzeit statt des Rufes das lebendige Beispiel der aufrichtigen Buße des verlorenen Sohnes. Diesem gleichen wir Alle, wir wollen Alle, undankbar gegen unseren Vater, frei von ihm seyn und unsere Güter verschwenden, aber seine Buße wollen wir nicht nachahmen, ja wir verstehen sie kaum. Wir wollen daher, dem Willen der Kirche gehorsam, diese jetzt betrachten. — Zweierlei treibt zur Sünde, irregeleitete Einbildungskraft, und der Sinnenreiz, beides am kräftigsten in der Jugend, wo die meisten Gegenstände durch ihre Neuheit doppelt wirken. Unglücklich der Jüngling, der dann ohne Führer ist; aber auch, wer einen hat, verläßt ihn häufig, wie hier der Sohn seinen Vater. Gut war es für ihn nur, daß seine Reichthümer nicht lange dauerten, und ihn der Mangel bald zur Buße zwang. Aber mögen wir nun früh oder spät dazu kommen, einen anderen Weg der Buße gibt es nicht, als den, welchen er einschlug. Die nächste Veranlassung ist gewöhnlich die Betrachtung, wie thöricht es war, den Herrn der Welt zu verlassen. So entsteht Zerknirschung und der Entschluß: ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater gehen. Aber diese Zerknirschung muß nicht Folge des Schmerzes über die verlorene Unschuld seyn, auch nicht aus Furcht vor Gottes Strafe, sondern aus reiner kindlicher Liebe zu ihm entspringen. Dies fehlte einem Esau, einem Judas, der verlorene Sohn aber will lieber als Knecht bei seinem Vater leben, als in der Ferne in der größten Freiheit. Ferner muß diese Umkehr nicht bloß augenblicklich, sondern beständig seyn. In Noth thun die Meisten Buße, wie besonders das Beispiel des jüdischen Volkes zeigt. Aber „„der Hund frißt wieder, was er gespeit hat."" Der verlorene Sohn dagegen verließ nie wieder seines Vaters Haus. Ohne Sünde zu seyn, erlaubt uns freilich unsere Schwachheit nicht, aber: „„der Gerechte fällt siebenmal des Tags, und steht wieder auf."" Und wenn uns Gott gebietet, unserem Nächsten siebenmal siebzigmal zu verzeihen, wird er dem aufrichtig Bußfertigen nicht tausendmal verzeihen? Doch wird uns auch ein festes Vertrauen auf Christi Gnade vor vielen Sünden bewahren. Denn: „„Wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht."" Sündigen wir also noch häufig, so sind wir noch nicht wiedergeboren, und es fehlt uns demnach an lebendigem Glauben. Dann aber kann auch unsere Buße nicht wirksam seyn." — Den Schluß machen Ermahnungen, die Fasten besonders zu diesem Werke der Buße zu benutzen: „Eilen wir in Zerknirschung und Buße zu seinen gnädigen Armen! Die heilige Kirche ist das Haus, wo er unser Kommen erwartet. Die Diener und Haushalter der Sakramente sind die Thürhüter, die euch den Eintritt zu seinem Feste öffnen. Das Sakrament der Absolution ist das Feierkleid, Siegelring und Schuhe, mit denen der verlorene Sohn im Hause seines Vaters als geliebter Sohn bewillkommnet wurde. Das heilige Abendmahl ist das gemästete Kalb, was für das Freudenmahl bei der Rückkehr des reuigen Sünders geschlachtet wird. Laßt uns darum wie der verlorene Sohn zu unserem gnädigen Vater zurückkehren, und sagen: „„Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir!"" Amen!

Eine Predigt von Michael, weiland Metropoliten von St. Petersburg und Novgorod, über Eph. 4, 5. beginnt mit der Bemerkung, daß, wie das natürliche Licht erst jedem Dinge seine eigenthümliche Farbe gibt, so auch das göttliche Licht des heiligen Geistes jedem Worte der Schrift seine eigene Bedeutung und Kraft; denn jedes einzelne Wort ist nur ein Glied in der Kette der gesammten Offenbarung, was die wichtigsten Folgen nach sich zieht. So auch unser Text. Zuvörderst kommen einige allgemeine Ausführungen der Worte „Ein Gott und Vater, Ein Herr, Ein Geist." Ein Glaube, an Gott den Vater, als Schöpfer, an Gott den Sohn, als Erlöser, an Gott den heiligen Geist, den Erleuchter und Heiliger, durch den unsere Erlösung vollendet wird. Ein Glaube, das Mittel der Erlösung, wodurch wir gerechtfertigt werden, wodurch auch allein die Rechtfertigung durch Christum uns zum Heil angeeignet wird, eine lebendige Überzeugung von der Wahrheit sowohl der unsichtbaren, von Gott offenbarten Dinge, als der verheißenen Segnungen, woraus Früchte der Gerechtigkeit entspringen. „Ein Leib," aus verschiedenen Gliedern bestehend, zu dem alle Wiedergeborene gehören, deß Haupt Christus ist. Es ist eine Kirche, von Allen, die an Christum glauben unter allen Völkern, die wahre Kirche, auf das Evangelium gebaut, u. s. w. In ähnlicher Weise wird endlich noch die Eine Taufe unter mancherlei Bildern beschrieben. Nun aber die Folgen. Aus der Einheit Gottes folgt zunächst, daß auch unter uns keine Spaltung seyn soll, keine Trennung nach verschiedenen Bildern, dem Bilde des Teufels, der Thiere, d. h. keine thierischen oder höllischen Leidenschaften. Da wir Ein Leib sind, muß uns auch nur Ein Geist, der Geist Christi, beseelen. Der reine Leib Christi muß aus reinen Gliedern bestehen. Unter den Gliedern muß Eintracht herrschen. Da nur Eine Kirche zu allen Zeiten und an allen Orten besteht, dürfen wir sie nicht an besonderen Plätzen, in Klöstern oder Einsiedeleien suchen. „Die wahren Anbeter beten weder auf diesem Berge noch in Jerusalem an, sondern überall. Sie beten in Friede und Liebe an, und brechen den Frieden nicht wegen äußerlicher Zeichen und Gebräuche, die an sich todt sind. Wir müssen ferner Einen gläubigen Geist, ohne Aberglauben und Unglauben haben, Alles, was die Schrift offenbart, glauben, ohne ungegründete Meinungen oder Erklärungen beizumischen. Alle müssen ihr Heil im Glauben, nicht in äußerlichen Werken suchen. Unsere Werke müssen nur geistlich, aus Christi Geist entsprungen seyn; zu solchen Früchten des Glaubens verpflichtet uns die Taufe. Auch die Engel,

obgleich nach Rang und äußerlichen Ämtern verschieden, haben in Beziehung auf Gott ein und dasselbe Geschäft, ihm immer ähnlicher zu werden. Und das muß auch unser Aller Thun seyn." Den Schluß der durchgängig sehr einfach gehaltenen Predigt machen wiederholte Ermahnungen zur Einheit, an Johanneische Stellen sich anknüpfend.

Von demselben Prälaten finden wir eine Predigt über Eph. 2, 8. 9., welche die Frage beantwortet: Wenn das Heil aus dem Glauben kommt, welche Stelle haben gute Werke? Der Zweck der Schöpfung war die Seligkeit der Geschöpfe, und nachdem sie durch den Sündenfall verscherzt worden, wurde sie durch Christi Leiden wiederhergestellt, und wir aus reiner Gnade wieder zum Heile angenommen, wofür mehrere Aussprüche Pauli zeugen. Was nun der Mensch thut, ehe er wiedergeboren wird, entspringt aus Augenlust, Fleischeslust, Hoffarth, ist also Sünde, wie sehr es auch den Schein des Guten an sich trage. So kann durch seine Werke Niemand das Heil verdienen, denn er kann das Gute nicht einmal wollen. Christus aber ruft auch jeden Einzelnen zum Heile, gibt ihm den Glauben (denn dieser ist auch eine Gnadengabe Gottes) und macht ihn dadurch fähig, das Heil zu ergreifen. Dieser Glaube ist nun die Hauptsache, und Michael charakterisirt ihn auf das Vollständigste und Schönste. Durch den Glauben leben, weben und sind wir in Gott, und so sind denn alle guten Werke die natürliche Frucht des Glaubens. Insofern sind sie allerdings für die Rechtfertigung nöthig, nämlich als Zeichen, daß der Glaube da ist, und dies ist es auch, was Jakobus verlangt. Wo Leben ist, da ist auch Thun. Leben kann sich Niemand geben; das irdische empfängt er von seinen Eltern, das geistliche von Christo; hat er es aber, so muß es auch Frucht bringen. So war unter dem Alten Bunde die Beschneidung ein äußerliches Zeichen für die Rechtfertigung durch den Glauben an den Messias; das Zeichen selbst rechtfertigte nicht, war aber nöthig als Zeichen. So sind gute Werke erstens ein Zeichen des Glaubens. Dann sind sie auch Beweis der Dankbarkeit für die Gaben, die uns Gott verliehen. Und so ist denn das Verhältniß des Glaubens zu den guten Werken erkannt."

Wir haben die Auszüge aus den Predigten etwas ausführlich gegeben, um den Leser in den Stand zu setzen, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Gegen die Gesinnungen ist durchaus nichts zu sagen; die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein wird mit einer Entschiedenheit vorgetragen, die um so überraschender ist, da ja selbst über die Lehre von der Gnade die ältern Griechischen Kirchenväter viel laxere Begriffe hatten, und die durch Augustin im Abendlande verursachten Bewegungen den Orient kaum berührten. Und dieselben Ansichten finden wir auch bei anderen Prälaten, z. B. bei dem bekannten Philaret, in einem später zu berührenden Aufsatze; und sein Einfluß auf die Bildung der Russischen Geistlichkeit war so groß, daß wir wohl berechtigt sind, in seinen Behauptungen das Glaubensbekenntniß der Kirche zu finden. Pinkerton hat sich offenbar dadurch bestechen lassen, die Russische Kirche viel zu hoch zu stellen. Wir möchten grade in diesem Umstande einen Beleg für die Erschlaffung des Lebens in ihr finden. Das Dogma von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein hat sich für die Evangelische Kirche als das fruchtbarste Lebensprincip erwiesen. Als Luther es aussprach, glaubte Jeder nur zu hören, was er längst geahnet, und die Reformation war geschehn. Wie kömmt es nun, daß dasselbe Dogma, von den ersten Würdenträgern der Russischen Kirche auf das Eindringlichste gepredigt, ganz wirkungslos bleibt? Der Grund davon liegt wohl eben in der Weise, wie es gepredigt wird. Obgleich Pinkerton nichts darüber sagt, scheint es doch aus seinen Nachrichten hervorzugehen, daß die Predigt in Rußland noch weniger Bedeutung für den Kultus hat, und noch viel seltener ist, als in der Römischen Kirche. So ist die Aufmerksamkeit der Gemeinde auf ganz andere Dinge gerichtet, und die Predigt des Bischofs oder Archimandriten gilt größtentheils der Geistlichkeit; ohnehin muß, wie wir oben bemerkten, schon die große rhetorische Ausschmückung der Wirkung sehr hinderlich seyn. Daß aber die Bischöfe sich nicht mehr bemühen, auf das Volk zu wirken, hat seinen Grund wohl daran, daß sie sämmtlich aus den Klöstern kommen, somit den Bedürfnissen des Volkes entfremdet sind. Und überhaupt ist die Griechische Klostergeistlichkeit auch gar nicht so vorbereitet, die Kraft der Rechtfertigungslehre zu fühlen; sie ist nicht durch die Schule des Gesetzes hindurchgegangen. Die strenge Ascetik des Occidents ist dem Orient fremd, der sich mehr zur Mystik hinneigt. Die Deutschen Mystiker, namentlich Jung-Stilling haben viel Eingang in Rußland gefunden; der ehrwürdige Bischof Anatolius von Minsk liebt ihn sehr. In der Laura zu Kiew besuchte Pinkerton einen alten Mönch, Vasan, der wegen seiner Frömmigkeit und Weisheit berühmt war, und fand unter den wenigen Bänden seiner Bibliothek Russische Übersetzungen von Stillingschen Werken. Da der alte Mann seit siebzehn Jahren ganz blind war, mußten ihm die jüngeren Mönche oder andere Freunde, die ihn besuchten, jene Sachen vorlesen. Und diese Neigung zum Mysticismus ist auch von Einfluß auf die Darstellung der Rechtfertigung. Selten ist, wie in der oben angezogenen Predigt über den verlorenen Sohn, von eigentlicher Heilsordnung die Rede; der Glaube erscheint mehr als der Zustand des Besitzes, in welchem man sich vorfindet, und so kann von diesem Punkte aus schwerlich Leben in die Gemeinde kommen.

(Fortsetzung folgt später.)

Nachrichten.

(Ostindien. Abschaffung der Kastenunterschiede bei den Hinduchristen.)

Die Missionare Ostindiens waren ungewiß darüber, ob sie die uralte Kasteneintheilung des Volkes für verträglich oder unverträglich mit dem Christenthume halten sollten. Betrachtete man sie als eine bloß äußerliche politische Einrichtung, so schien kein Grund vorhanden zu seyn, sie anders als jede andere äußerliche Einrichtung zu beurtheilen. Dafür entschieden sich denn viele Missionare und hielten für hinreichend, wenn ein Hindu die Fesseln derselben in so weit zerbrach, daß er zum Christenthume übertrat. Allein die Erfahrung hat gelehrt, daß die Beibehal-

tung der alten Einrichtung einen sehr verderblichen Einfluß auf die neuen Christengemeinden übt. Es wird dadurch nicht nur der Geist der Lieblosigkeit und des Hochmuthes genährt, sondern auch Veranlassung zu vielen abergläubischen Gebräuchen gegeben. Die politischen Anstalten, die Wissenschaft, die Sitten und Gebräuche sind in Ostindien so innig mit dem Brahmanismus verflochten, daß überall eine völlige Umgestaltung durch das Christenthum nothwendig wird. Die vier Hauptkasten der Brahminen (Priester), Kschatryas (Krieger), Waisyas (Gewerbleute) und Sudras (Diener) theilen sich wieder in zahlreiche Unterkasten, von welchen keine mit der anderen Gemeinschaft pflegen will. Die Geburt bildet hier eine unübersteigliche, unausgleichbare Scheidewand. Die Berührung eines Menschen von untergeordneter Kaste verunreinigt den höheren. Sie essen nicht mit einander, sie sitzen nicht auf einer Bank, sie weichen einander, wenn sie sich begegnen, aus, oder vielmehr der Niedere muß dem Höheren ausweichen. An der Südspitze Ostindiens, in den blühendsten Missionen, ist unter den Hinduchristen der Kastenunterschied durchgängig aufgehoben. An anderen Orten ließ man ihn bisher bestehen. Hauptsächlich herrscht er in den alten Hallischen Missionen um Tranquebar. Der neue Bischof von Kalkutta, Wilson, hat sich nun bewogen gefühlt, diesen schwierigen Gegenstand einer genauen Prüfung zu unterwerfen, und in Folge dessen nachstehenden wichtigen Hirtenbrief erlassen, welcher für die hinduchristlichen Gemeinden und die Ausbreitung des Reiches Gottes in jenen Ländern Epoche machen wird.

Bischöflicher Palast in Kalkutta den 5. Juli 1833.

Ehrwürdige, liebe Brüder!

Da ich vernommen habe, daß manche Gebräuche ungünstiger Art in gewissen Hindugemeinden und besonders in den südlichen Gegenden der Halbinsel herrschen, so fühle ich mich durch die Pflichten meines heiligen Amtes verbunden, Euch diese meine seelsorgerliche Meinung und meinen Rath zu eröffnen. Meine Vorgänger im Bisthum bemühten sich schon, die berührten Mißlichkeiten wegzuräumen, und erleichterten mir die Erfüllung dieser Pflicht durch ihre Denkschriften, die ich zu Rath gezogen habe. Ihre Enthaltung von jeder amtlichen Einschreitung sollte ihren Rath Eurer freundlichen Beachtung empfohlen und mich der Nothwendigkeit, weiter auf diese Sache einzugehen, überhoben haben. Da jedoch ihre Nachsicht und Milde den gewünschten Erfolg nicht gehabt hat, so werdet Ihr Euch nicht wundern, wenn ich mich getrieben fühle, als Hirte und Bischof der Seelen in dieser Diöcese unter Christus unserem Herrn, Euch vorzuschreiben, was mir zur Erhaltung der Reinheit des christlichen Glaubens unter Euch wesentlich scheint.

Die ungünstigen Gewohnheiten, die ich meine, entspringen nämlich aus dem Kastenunterschiede. Diese Kasten sind noch beibehalten — es entstehen daraus Gebräuche bei der öffentlichen Verehrung des allmächtigen Gottes und selbst beim Hinzutreten zum Altar des Herrn — oft ist eine Verweigerung von Werken allgemeiner Menschenliebe damit verbunden — Umzüge bei Hochzeiten und andere heidnische Überbleibsel werden bisweilen beibehalten — Zeichen an der Stirne getragen — Neid, Haß, Stolz, Herzensentfremdung nur zu sehr unterhalten — die Zucht und Hingebung der Heerde an ihre Hirten häufig verletzt — Verbindungen gegen die rechtmäßigen und frommen Anweisungen der Missionare gebildet — kurz unter dem Namen des Christenthums die halben Übel des Heidenthums geduldet. Die Beweise von den übeln Wirkungen dieses einzigen falschen Grundsatzes, der Bewahrung der Kaste, könnten leicht vervielfacht werden. Sie sind wahrscheinlich in verschiedenen Gegenden verschieden, an manchen Orten unbedeutend und wenig, an anderen zahlreich und gefährlich. Viele, viele Hindugemeinden sind meines Wissens ganz frei davon; viele haben sie beinahe abgethan. Ich spreche daher nur im Allgemeinen, so wie die Berichte zu mir gelangt sind, und will keinen Vorwurf auf Personen, weder Geistliche, noch Gemeinden, werfen. Den Gebrauch selbst betreffen diese meine Bemerkungen, und in Liebe gehe ich daran, meine Entscheidung zu geben.

Der Kastenunterschied soll demnach aufgegeben werden entschieden, alsobald und völlig (decidedly, immediately, finally), und die sich zu Christo bekennen, müssen den Beweis geben, daß sie den alten Menschen nach seinem vorigen Wandel wirklich abgelegt und den neuen in Christo angezogen haben. Das Evangelium erkennt keinen Unterschied wie den der Kasten an, der durch heidnische Sitte auferlegt ist, in manchen Stücken eine religiöse Verpflichtung in sich schließt, die niedriger Stehenden zu immerwährender Erniedrigung verdammt, eine unbewegliche Schranke gegen den allgemeinen Fortschritt der Gesellschaft aufrichtet, die Bande menschlicher Gemeinschaft auf der einen Seite zerreißt und die der christlichen Liebe auf der anderen nicht schließen läßt — solche Unterscheidungen, ich wiederhole es, erkennt das Evangelium nicht an. Es lehrt uns im Gegentheil, daß Gott aller Menschen Geschlecht von Einem Blute gemacht hat; es lehrt uns, daß zwar die weltlichen Fürsten herrschen und die Großen Gewalt haben, es aber unter den Nachfolgern Christi nicht so seyn soll; sondern so Jemand unter ihnen will groß seyn, daß der ihr Diener seyn soll, und daß wer unter ihnen will der Vornehmste seyn, ihr Knecht seyn soll; gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele. (Apostelgesch. 17., Matth. 20.)

Die Entscheidung des Apostels ist dem gemäß ganz ausdrücklich: Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seyd allzumal Einer in Christo Jesu (Gal. 3.). Denn wenn die strenge Scheidung zwischen dem heiligen Volke und den Heiden, die von Gott selbst geboten war, und seit der Sendung des Moses bestanden hatte, vernichtet, der Zaun der Zwischenwand abgebrochen, und die ganze Welt auf gleichen Fuß unter dem Evangelium gesetzt wurde, wie viel mehr müssen heidnische Unterabtheilungen, die aus der Finsterniß eines unbekehrten und götzendienerischen Zustandes entspringen und auf so vielfältige Weise mit dem Andenken der Vielgötterei verknüpft sind, aufgehoben werden! Noch entscheidender wo möglich ist des heiligen Apostels Sprache in einem anderen Briefe (Col. 3.): Ziehet den alten Menschen mit seinen Werken aus, und ziehet den neuen an, der da verneuert wird zur Erkenntniß nach dem Ebenbilde dessen, der ihn geschaffen hat; da nicht ist Grieche, Jude, Beschneidung, Vorhaut, Ungrieche, Scythe, Knecht, Freier; sondern alles und in allen Christus. So überschwenglich ist die Fluth, wodurch alle kleinlichen Unterschiede des Volkes, der Kaste, des Vorrechts, Ranges, Himmelsstriches, der Bildungsstufe verwischt werden und ein großer Unterschied an deren Stelle tritt, der Unterschied zwischen denen, welche nach dem Bilde Gottes erneuert sind, und zwischen denen, die im Zustande der gefallenen Natur bleiben!

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 13. September. № 74.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Fortsetzung.)

Doch es wird gut seyn, um unserer Beurtheilung des Grotiusschen Systems eine festere Basis zu geben, wenn wir die Hauptpunkte der Genugthuungslehre in gedrängtem Zusammenhang voranstellen.

Der Mittelpunkt des Streites über die Genugthuungslehre ist immer die Frage, in welcher Verbindung und in welchem Verhältnisse das, was von Christus geschehen ist, mit dem Erfolg, der ihm zugeschrieben wird, stehe; und insbesondere ob und warum dieser Erfolg nur durch Christum und auf diese Weise möglich gewesen. Und da es sich um ein zwischen Gott und Menschen stattfindendes Verhältniß handelt, das durch Christum eine Veränderung erlitten, so fragt es sich, ob Gott ohne das, was von Christo geschehen ist, nicht in dies neue Verhältniß treten (nicht: wollte, sondern) konnte, so daß es also erst durch Christum bei Gott bewirkt worden.*) Es handelt sich also zunächst und zuerst nicht um den bloßen Willen Gottes, sondern um die Verhältnisse, die, oder vielmehr überhaupt um das, was diesen seinen Willen bestimmt. Um nun jenes Verhältniß namentlich anzugeben, so ist es das Verhältniß Gottes zur Sünde und der Sünde zu Gott, mit specieller Anwendung auf den Menschen. Die Frage nach diesem Verhältniß ist daher eine der ersten, und so zu sagen die eigentliche Vorfrage in der Lehre von der Versöhnung und Genugthuung.

Grotius stellt zu Anfang seines assertorischen und elenktischen Theils (Cap. II.) das als den vornehmsten Fragepunkt hin, welche Stellung, welches Amt gleichsam Gott im Erlösungsgeschäft habe, ob eines Richters, oder eines Gläubigers, oder eines Rektors? Allein es wird diese Frage von ihm nach dem schon als wirklich gedachten Akt bestimmt, während vielmehr die eigentliche Natur und Bestimmtheit des Akts erst aus der Beantwortung der aufgestellten Frage hervorgeht; welche Beantwortung mithin nothwendig auf ein vorhergehendes Verhältniß zurückgeführt werden muß. Es ist in der That nichts als eine petitio principii, wenn Grotius auf obige Frage kurzweg antwortet: Es handelt sich hier um Strafe und Straferlaß, folglich ist hier Gott als Rektor zu betrachten! — Wir werden darauf wieder zurückkommen. — Grotius sieht Gott, Sünde, Strafe als drei außer- und nebeneinanderstehende Faktoren an, die sich wesentlich nicht berühren, zu deren Vermittelung und Beziehung zu einander er erst ein Viertes, wiederum außer den drei Faktoren stehendes sucht, nämlich ein (positives) Gesetz, und das aus ihm resultirende Rechtsverhältniß. In dieser Abgerissenheit ist aber weder die Natur der Sünde, noch das Wesen der Strafe, noch der Zusammenhang beider im Menschen mit Gott zu erkennen; sondern es bleiben nichts als juristische Definitionen übrig, mit denen man für und wider eine Sache streitet, die so unmittelbar göttlicher Natur ist, daß vielmehr aus ihren entwickelten Verhältnissen erst eine richtige Erkenntniß der Rechtsverhältnisse möglich ist.*) Und am Ende glaubt man mit solchem juristischen Prozeß die Wahrheit festgestellt zu haben! Eine wissenschaftliche gründliche Untersuchung über die christliche Versöhnungs- und Genugthuungslehre muß daher wesentlich von der Bestimmung des Verhältnisses ausgehen, in welchem Gott zur Sünde und zum Menschen in der Sünde stehe.**) Die Sünde ist ἀνομια (1 Joh. 3, 4.), Gesetzlosigkeit, und als Akt Gesetzwidrigkeit; in ihrem tiefsten Grunde aber ist, so wie Gott das höchste Gesetz in sich selbst ist, so die Sünde die Gottlosigkeit, Gottwidrigkeit, Feindschaft gegen Gott, Negation Gottes selbst (S. Röm. 8, 7., Jakobi 4, 4.). Durch den Sündenfall ist die Sünde zwar in die Welt gekommen, aber sie ist nicht erst an sich geworden; vielmehr ist der Mensch mit seiner Sünde in die Sünde (Reich der Sünde) gefallen. Das Verhältniß Gottes zur Sünde ist ein absolutes, es ist das Verhältniß Gottes zur Negation seiner selbst. In diesem Verhältniß ist der Begriff der Strafe mitgesetzt. Sie ist nicht außer der Sünde. So wie Gott die Summe alles Heils und Lebens, so ist die Negation Gottes, oder vielmehr das Negative wesentlich Verderben und Tod. Und das eben ist grade die Macht Gottes, daß Alles, was ihm entgegensteht, Verderben ist, und was sich ihm entgegensetzt, dem Verderben heimfällt. Diese Macht aber ist eine lebendige, persönliche, und als solche ist sie der Wille Gottes selbst. Durch diesen Willen wird das Verderben und der Tod zur Strafe. Mit dem, daß der Mensch der Sünde heimfällt, fällt er also nothwendig dem Verderben und Tod heim,

*) Episcopius, dem Grotius das Manuscript seiner Schrift zugeschickt, machte ihn wohl auf das eigentliche κρινομενον zwischen ihm und seinem Gegner Socin aufmerksam; daß es sich nämlich hauptsächlich darum handle: „an Christus morte sua *circa Deum* aliquid effecerit?" Episcopius schien damit den Hauptmangel der Grotiusschen Untersuchung allerdings getroffen zu haben. Grotius aber ging nicht weiter darauf ein. Vgl. Epist. Grot. 91. ad Voss.

*) Wenn freilich erst die Rechtsverhältnisse in ihrer göttlichen Begründung nachgewiesen sind, ist eine juristische Behandlung auch eine theologische; hiezu aber ist erst in neuester Zeit Aussicht gegeben worden.

**) Man vergleiche hierüber den ersten Aufsatz: Anselmus.

und zwar als Strafe von Gott. *) Gott als lebendige Macht ist undenkbar, ohne sich immerdar geltend zu machen und zu manifestiren gegen Alles, was ist. Alles, was ist, ist aber entweder auf Seiten Gottes, oder auf der Seite der Negation Gottes, und darnach erfährt es die Manifestation seiner Macht. Diese sich geltend machende Macht Gottes, welche zugleich Ausfluß seines Willens ist, ist, als innerer Zustand im Verhältniß zur Sünde gedacht, sein Zorn. **) Sofern es in der Natur der Sache selbst liegt, daß auf Seiten Gottes das Heil, auf Seiten des Gegentheils Verderben ist, so ist dies ein natürliches und ewiges (göttliches) Recht; und das Geltenlassen, ja mit Willen Geltendmachen dieses natürlichen Rechts, je nach dem Maaße des Antheils an dieser oder jener Seite, ist Gottes Gerechtigkeit. — So wenig daher in der Versöhnungslehre der Zorn Gottes umgangen werden kann, so wenig ist er doch mit der Gerechtigkeit Gottes selbst zu verwechseln.

Gehen wir nun auf das specielle Verhältniß des Menschen als Sünders oder in der Sünde ein, so ist er durch die Sünde aus seinem ursprünglichen, ihm anerschaffenen Heils- und Lebensverhältniß in das Zorn-, Straf- und Verderbensverhältniß getreten; und es trifft ihn nun auch das Verderben im Zorne Gottes als Strafe nothwendig, d. i. nach ewigem Recht und Gerechtigkeit, so lange bis entweder er selbst aus diesem Verhältniß in das erstere Verhältniß zurückgekehrt, oder auf irgend eine Weise wieder zurückgebracht ist. Das eigene Zurückkehren ist dem Menschen absolut unmöglich, nicht bloß, weil ihm durch den Abfall von Gott alle Kraft zum Guten mangelt, sondern absolut unmöglich, weil es sich ja nicht um eine einzige sündige Handlung außer dem absoluten Verhältniß zu Gott handelt, sondern um den Sündenfall, Abfall von Gott, Heimfall in das absolute Verderbensverhältniß, das sich nach ewigem Recht und Gerechtigkeit an dem Menschen erweisen muß. Es handelt sich nicht um die Tilgung einzelner sündiger Handlungen, oder um einzelne gute Handlungen, durch welche die schlimmen aufgewogen würden, als ob weder die eine noch die andere einen Einfluß auf den Totalzustand, auf das Totalverhältniß des Menschen zu Gott gehabt hätte oder noch hätte, sondern als wären die Sünde bloße Vergehungen an einzelnen mit Gott selbst nicht unmittelbar im Zusammenhang stehenden Gesetzen, deren Folge nun erst von Gott (durch ein neues positives Gesetz) bestimmt werden und kommen solle, und welcher Folge daher durch entgegengesetzte gesetzmäßige Handlungen (Tugenden, gute Werke) vorgebeugt werden, oder sie auf irgend eine Weise vom Menschen abgewendet werden könnte: — es handelt sich nicht um eine Strafe außerhalb dieses Totalzustandes und absoluten Verhältnisses; sondern es handelt sich, wie gesagt, um die Sünde im Menschen schlechthin, oder um den Menschen in der Sünde, um den Totalzustand des Verderbens, *) um die Rückkehr aus diesem Sündenverhältniß, welches für den Menschen das Strafverhältniß ist. Die einmal vorhandene Sünde fordert ihre Strafe. Es ist das die Schuld, die die Sünde zu tragen hat, und diese muß auf irgend eine Weise getragen werden. In der Strafe ist die Schuld selbst abgetragen; aber die Sünde ist im Menschen als Lebenszustand. Soll also das Verderbensverhältniß völlig gehoben werden, so muß nicht nur die Sünde ihre Schuld abtragen, sondern sie muß selbst getilgt werden für den Menschen, oder vielmehr der Mensch aus ihrem Kreise herausgerückt werden. Das ist die Aufgabe der Erlösung, das ist die Erlösung selbst in der Idee. Ohne diese Tilgung der Sündenschuld in der Strafe, und ohne Tilgung der Sünde selbst in vollkommener Heiligung, so viel ist unwidersprechlich, ist die Erlösung unmöglich. Eben so unwidersprechlich ist es, daß diese beiderseitige Tilgung dem Menschen in der Sünde (dem Sünder) unmöglich ist. Eine Tilgung der Schuld, wie der Sünde selbst aber, außerhalb des Menschen, ist eben so unmöglich; denn es wäre dann nicht der Mensch, der Sünder, erlöst. Und so scheint denn, so weit menschlicher Witz und Verstand reicht, auch die Rettung des Menschen selbst eine Unmöglichkeit; denn die Verhältnisse, auf welchen diese Unmöglichkeiten alle beruhen, entspringen aus dem Wesen Gottes selbst, sind also von der Art, daß sie Gott selbst nimmermehr umgehen kann. Da ver-

*) Eine Willkühr hier anzunehmen und diese Strafe erst durch ein positives Gesetz begründen zu lassen, und so zwischen willkührlichen (positiven) und nothwendigen (natürlichen) Strafen unterscheiden, wie nach Grotius Viele, die die Kirchenlehre vertheidigten, gethan haben (z. B. Döderlein, Seiler u. A.), ist durchaus unstatthaft. Die ewige Strafe ist nicht minder in der Natur der Sünde begründet, als die irdischen physischen Übel. Richtiger nennt daher Rambach die ewige Strafe die nothwendige, und die zeitlichen die willkührlichen. l. c.

**) Der Begriff des Zornes Gottes hat eine subjektive und eine objektive Seite, von denen bald die eine, bald die andere in der heiligen Schrift mehr hervortritt. Tritt die objektive Seite mehr hervor, so kommt er dem Begriff der Strafe ganz nahe; daher er gewöhnlich für diesen genommen wird. S. die treffliche Auseinandersetzung zu Eph. 2, 3. in Tholuck's litt. Anz. 1832, Nr. 71 ff. (von Harleß). „Zorn Gottes ist die jedem ihm Feindlichen entgegengesetzte Energie seiner Heiligkeit." — Wie grundlos es ist, den Zorn Gottes läugnen und doch die Liebe Gottes behaupten, und wie in sich selbst widersprechend, hat schon Lactantius trefflich gezeigt. „Denn wenn Gott nicht den Gottlosen und Ungerechten zürnt, so liebt er auch nicht die Frommen und Gerechten. Es ist daher der Irrthum derer viel consequenter, welche Zorn und Liebe gleicherweise aufheben (sc. der Epicureer). Denn im entgegengesetzten Fall muß Gott gegen beide sich erweisen, oder gegen gar keine. Wer die Guten liebt, haßt auch die Bösen, und wer die Bösen nicht haßt, liebt auch die Guten nicht, weil die Liebe zu den Guten aus dem Hasse gegen die Bösen kommt, und der Haß gegen die Bösen aus der Liebe zu den Guten entspringt." De ira Dei C. V. — Reinbeck (Betrachtungen über die Augsb. Conf.) gibt die etwas paradoxe aber bezeichnende Definition, der Zorn Gottes sey eine solche Neigung des göttlichen Willens, in welcher offenbar wird, was für eine Art der Liebe in Gott sey.

*) Das bekannte Archimedische δος μοι που στω gibt ein treffliches Sinnbild. Der sündige Mensch ist dergestalt an den Sündendunstkreis der Erde gebannt, daß, wer diese Sündenwelt aus ihren Angeln heben will, selbst außer dem Dunstkreis stehen muß.

anstaltet Gott das Wunder aller Wunder, das die Menschen anbeten und anbetend erfassen sollten, statt sich thörichter Weise dagegen zu wehren und dagegen zu streiten. Er sandte seinen Sohn; dieser trat in eine natürliche Verbindung mit den Menschen, indem er selbst menschliche Natur annahm, und Mensch ward. Als dieser menschgewordene Gottessohn übernahm er die Tilgung der menschlichen Sündenschuld und der Sünde selber. Er that dies in der menschlichen Natur, ja als die menschliche Natur; somit ist in ihm die menschliche Natur selbst entsündigt. Er hat in dieser seiner menschlichen Natur die ganze Menschheit = alle Menschen vertreten. Das gibt den eigentlichen Begriff der Stellvertretung, dessen hier hervorgehobenes Moment nicht selten zum Nachtheil der ganzen Lehre außer Acht gelassen wird. *) — Daß Gott den Menschen retten wollte, ist reiner freier Gnadenakt seines Willens; daß aber die Rettung mit Schuld- und Sündentilgung geschehe, ist Nothwendigkeit, nicht Nothwendigkeit außer, sondern in Gott selbst. Daß Gott seinen Sohn zu dieser Rettung gab, ist reiner Gnadenakt seines Willens, der nur durch den früheren Gnadenakt seines Willens bedingt ist; aber daß Christus, wenn er Retter seyn wollte, diese Tilgung vollbringen mußte, war wiederum Nothwendigkeit. Hierin die Ausgleichung des scheinbaren Widerspruchs von der Nothwendigkeit und freien Gnade in der Erlösung.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Ostindien. Abschaffung der Kastenunterschiede bei den Hinduchristen.)

(Schluß.)

Stellet Euch vor, daß der heilige Apostel Eure Gemeinden besuche. Nehmt an, daß er in Eure Kastenunterschiede einginge, — mit Euch zum Tisch des Herrn träte, — Eure häuslichen und gesellschaftlichen Absonderungen beobachtete, — Eure Leichen- und Hochzeitsgebräuche sähe, — diese und jene Reste des Heidenthums Euch ankleben und Euer junges Christenthum beflecken sähe, — Eure verächtliche Sprache über Leute von niedrigerer Kaste hörte, — Euren Ungehorsam gegen Eure Seelsorger, Eure Spaltungen und Unordnungen gewahr würde. Denkt Euch den heiligen Apostel, oder den hochgelobten, göttlichen Erlöser selbst, persönlich gegenwärtig und als Zeugen all dieser Vermengung heidnischer Gräuel mit der evangelischen Lehre. Was würden sie sagen? Würde nicht der Apostel sein Wort an die Corinther wiederholen: „Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an: so will ich euch annehmen und euer Vater seyn, und ihr sollt meine Söhne und Töchter seyn, spricht der allmächtige Herr" (2 Cor. 6, 17.)? und würde nicht der gebenedeite Erlöser wiederum sagen, was er einst aussprach: Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht werth; und wer Sohn oder Tochter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht werth; und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht werth" (Matth. 10, 37. 38.)?

Zwei Einwürfe sind es, geliebte Brüder, welche gegen diese Darstellung vorgebracht werden können: der eine, daß Paulus Allen Alles wurde, um allenthalben ja etliche selig zu machen (1 Cor. 9, 22.); der andere, daß bürgerliche Unterscheidungen im Neuen Testamente anerkannt sind und unter allen christlichen Völkern gelten.

Auf den ersten antworte ich, daß der Apostel allerdings eine Zeit lang die jüdischen Vorurtheile für das Mosaische Gesetz duldete, welches eine göttliche Anordnung gewesen ist und bis zur Zerstörung von Jerusalem und der Auflösung des jüdischen Staates nicht gänzlich abgeschafft wurde; aber daß dies keine Stütze ist für einen seinem Ursprunge nach heidnischen und mit den durch das Evangelium Allen zugestandenen Rechten unverträglichen Unterschied. Ein auf das Christenthum vorbereitendes göttliches Gesetz und eine grausame aus dem Götzendienst entsprungene Einrichtung, die dem Geiste des Christenthums widerstreitet, sind durchaus verschiedene Dinge. Auch haben wir nicht zu vergessen, daß selbst während der kurzen Zeit, in welcher das jüdische Gesetz in Kraft bleiben durfte, der Apostel auf die stärkste Weise gegen den verderblichen Irrthum, sein Vertrauen vor Gott darauf zu setzen, sprach, und den ganzen Brief an die Galater dagegen schrieb. Die ganze Milde und Gelindigkeit des Apostels wollen wir daher in dem weisen und allmähligen Unterricht der Neubekehrten nachahmen; aber ein eingewurzeltes Übel, welches durch eine große Anzahl von Bekennern des Christenthums sich erstreckt, und die ganze Kraft des Evangeliums zu lähmen droht, müssen wir sorgfältig ausrotten.

Der andere Einwurf ist mit einem Worte widerlegt. Die bürgerlichen Rangunterschiede unter Christen machen kein Hinderniß für den Verkehr und die Liebeswerke aus. Es gibt da keine unübersteigliche Schranke. Der vornehmste Edelmann des Landes kann in die Hütte des ärmsten Mannes gehen und seiner Noth steuern. Es ist kein Hinderniß vorhanden, daß man sich nicht durch Anstrengung und Wohlverhalten zu den höchsten Stellungen der Gesellschaft emporschwinge. Die Abschattungen und Stufen des Ranges wechseln beständig. Seine Geburt verdammt Niemanden von Geschlecht zu Geschlecht zu unvermeidlicher Verachtung, Erniedrigung und Knechtschaft. Die Gnade Christi, die Liebe, die Kirche, der öffentliche Gottesdienst, das heilige Abendmahl, mannichfaltige Lebensumstände und zufällige Gelegenheiten verbinden alle wie eine gemeinschaftliche Heerde unter einem gemeinschaftlichen Hirten. „Reiche und Arme müssen unter einander seyn, der Herr hat sie alle gemacht" (Sprüchw. Sal. 22, 2.). Unterschiede der bürgerlichen Gesellschaft gestattet und behält das Evangelium; aber nur wenn sie das natürliche Ergebniß des Unterschiedes der Gaben, des Fleißes, der Frömmigkeit, der Stellung, und des Glückes sind.

Die Entscheidung bleibt mithin durch diese Einwürfe unverändert, worin ich durch zwei Umstände bestärkt werde, einmal daß in Bengalen unter den Bekehrten kein Kastenunterschied bekannt ist — er wird gleich anfangs aufgegeben, — und zweitens, daß Rückfälle zum Heidenthum neuerlich in solchen Gemeinden, wo man die Kasten beibehielt, nur zu häufig vorgekommen sind.

Bei der Ausführung des gegenwärtigen Bescheides, geliebte Brüder, ist jedoch viel Weisheit und Liebe, verbunden mit Festigkeit, erforderlich.

1. Die Katechumenen müssen durch Euch von des Bischofs Entscheidung unterrichtet und freundlich und sorgsam zur Folgsamkeit ermahnt

*) Man vergißt gewöhnlich bei dem Begriff der Stellvertretung Christi den Begriff der Gemeinschaft seines menschlichen Seyns (als Menschensohn, in menschlicher Natur, welche Alle haben), und sieht bloß die That, als solche, an, die dann in ihren Folgen irgendwie — wirklich unbegreiflich — auf den Menschen überfließen soll. Kein Wunder, daß bei solcher Auffassung der Widerspruch nie beschwichtigt wird. Bei den Vätern findet sich diese Trennung nicht. „Ipsa natura suscipienda erat, quae liberanda." Augustin. „Του προσου μαρτυρος επι τον σταυρον ανελθοντος, καμε συναγαονιος, ινα προσηλωση την εμην αμαρτιαν. Greg. Naz.

werden. Sodann macht der Prediger dem Bischof oder Archidiakon (archdeacon, Gehülfe des Bischofs, etwa Generalvikar) eine Woche vor der beabsichtigten Taufe jedes Bekehrten Anzeige, nach der Anweisung meines geehrten Vorgängers in seiner Rede zu Madras im November 1830; und dies wird in jedem besonderen Falle Gelegenheit zu reiflicher Erwägung gewähren.

2. Die Kinder von Hinduchristen sollen sodann nicht ohne diese Entsagung vom Kastenwesen zum heiligen Abendmahl gelassen werden. Wenn ihre frühere Erziehung gehörig darauf gerichtet war, und sie die anderen Verpflichtungen des Christenthums kennen, so wird sich hiebei wohl keine wesentliche Schwierigkeit erheben.

3. Bei den erwachsenen, schon zum heiligen Abendmahl zugelassenen Christen empfehle ich, ihre Vorurtheile und Gewohnheiten in so weit zu berücksichtigen, daß man nicht auf einer öffentlichen direkten Entsagung von der Kaste besteht. Die Ausführung des Bescheides bei allen Neubekehrten und erstmaligen Abendmahlsgenossen wird den Gebrauch schnell abthun.

4. Inzwischen genügt es, daß offenkundig aus dem Kastenwesen entspringende Handlungen auf einmal und gänzlich in der Kirche aufhören, es betreffe nun Kirchenplätze, oder die Weise des Herzutretens zum Tisch des Herrn, oder Umzüge bei Hochzeiten, oder Zeichen an der Stirne mit Farbe oder anderen Mischungen, oder Unterschied der Nahrung und Kleidung, — was immer öffentliche Handlungen sind, das muß in der Kirche, und so weit des Predigers Einfluß reicht, sogleich aufgegeben werden.

5. Unterwerfung unter die Prediger und Pastoren in allen rechten Dingen muß ferner diesen Gehorsam gegen das Evangelium begleiten. Der Widerstand gegen die gehörige Kirchenzucht, die Unordnungen, die Nachlässigkeiten, der Geist des Ungehorsams, das Mißvergnügen, worüber ich so unangenehme Nachrichten empfange, müssen aufgegeben werden, und evangelische Frömmigkeit und Gehorsam nach dem Worte Christi wachsen.

6. Das einzig wirksame Mittel, geliebte Brüder, Missionare und Pastoren der Hindugemeinden, die Einfalt und Reinheit des Evangeliums herzustellen, ist, daß Ihr selbst völliger nach der Gnade des Neuen Testaments predigt und lebt. In der Verbindung einer geistlichen Lehre mit einem heiligen Wandel liegt das Geheimniß aller Erweckungen der gesunkenen Frömmigkeit in den Kirchen. Ihr werdet bemerken, daß die Apostel, wenn sie untergeordnete und kleinliche Verschiedenheiten und Trennungsgründe abweisen und verwerfen wollen, die unendlichen Segnungen der Erlösung hervorheben, — erklären, daß die, welche auf Jesum Christum getauft sind, Christum angezogen haben, — behaupten, daß, so Jemand in Christo ist, er eine neue Kreatur ist, — verkündigen, daß Christus ist Alles in Allem denen, die an seinen Namen glauben.

7. Laßt uns dasselbe thun: die Heiligkeit des göttlichen Gesetzes, die Größe der Sünde, der Fall des Menschen, seine Verantwortlichkeit, seine Hülflosigkeit, seine Verdammungswürdigkeit vor Gott — das sind die Lehren, welche auf das Evangelium vorbereiten. Hiedurch wird unter dem Gnadenbeistande des heiligen Geistes in dem Herzen Buße gewirkt. Dann beginnt die Herrlichkeit Christi auf die erweckte und zerknirschte Seele zu strahlen. Die Sonne scheint nicht mit größerer Heiterkeit, wenn das ganze Firmament von ihren Strahlen erleuchtet und vergoldet ist, als die Sonne der Gerechtigkeit ihr helles Licht auf die entschleierte Seele ausgießt. Dies führt zur Vergebung, Rechtfertigung, Annahme, Kindschaft, zum Frieden des Gewissens, zur Hoffnung des Himmels.

Dann haben Wiedergeburt und allmählige Heiligung ihren stillen Gang. Heiligkeit ist die Frucht des Glaubens und folgt auf Rechtfertigung. Die Einwohnung des Geistes weiht jeden Christen zum Tempel Gottes. Gute Werke kommen so in allen Theilen des neuen Lebens hervor, wie die reiche Frucht aus dem Baume, und lassen uns ihr wahres Wesen und ihren Werth erkennen. Das Gebet, der Gottesdienst, das göttliche Ansehen des Sabbaths, die Sakramente, die apostolische Ordnung und Zucht der Kirche, der den Pastoren gebührende Gehorsam, die allgemeinen aus der Gemeinschaft der Heiligen entspringenden Pflichten nebst der Vorbereitung auf den Tod, das Gericht und die Ewigkeit schließen die Hauptpunkte der evangelischen Lehre.

8. Wenn diese mit der dem Diener Christi geziemenden Milde und Freimüthigkeit eingeschärft, wenn sie von Hausbesuchen, Ermahnungen und Gebeten begleitet, wenn sie durch den entsprechenden Wandel dessen, der sie lehrt, dem Gewissen nahe gelegt sind, so gibt der Segen des heiligen Geistes dem Unterrichte Wirksamkeit. Seelen werden erweckt, neu geboren, bekehrt, von der Finsterniß des Heidenthums zum Licht des Evangeliums und von der Gewalt des Satans zu Gott gebracht. Sie brechen die Knechtschaft des Naturstandes: Freundschaften, Familienbande, Vorrechte, Kasten, Unterscheidungen fallen wie Dagon vor der Wahrheit, deren Sinnbild die Bundeslade war; der Bekehrte achtet mit Freuden Alles für Schaden wegen der erhabenen Erkenntniß Christi Jesu, seines Herrn; er kreuzigt den ganzen Leib der Sünde; er begiebt seinen Leib zum lebendigen, heiligen, Gott wohlgefälligen Opfer, welches ist sein vernünftiger Gottesdienst.

Auf diese Weise, geliebte Brüder, wird der Gott aller Gnade Eure verfallenen Kirchen wieder aufbauen. So wird die Kraft Gottes Euch wieder besuchen, so der Abfall aufhören, und der Schwache gestärkt und erbaut werden in seinem allerheiligsten Glauben.

Erfüllt von Liebe zu Euch allen ist das Herz, welches diese Zeilen eingibt. Ich wünsche Euch selbst besuchen zu können und die Wirkung dieses meines Pastoralschreibens auf Euch zu sehen. Haltet mich nicht für rauh, streng oder starr! Gott kennt die Zärtlichkeit, womit ich Euch liebe, wie eine Mutter ihre Kinder liebt. Eben diese zärtliche Liebe ist es, die mich zwingt, Euch einen Augenblick zu betrüben, damit Ihr ewigen Trost erlanget. Treulos ist der Hirte, der den Wolf kommen sieht und flieht und läßt die Schaafe: so würde der Bischof seyn, welcher, wenn er den Feind der Seelen unter Euch wüthen sieht, aus falscher Scheu sich zurückhalten würde, Euch vor der Gefahr zu warnen. Ich hoffe vielmehr, Brüder, Seelsorger und Gemeinden, daß mein Gott diesem Worte Eingang in Eure Herzen geben wird, so schwach und unwürdig auch das Werkzeug ist. Ich hoffe vielmehr, daß Ihr das Wort der Ermahnung leiden werdet. Ich hoffe vielmehr auf Eure Bereitwilligkeit vor dem Lesen dieser Zeilen, abzulegen die Gewohnheiten, die Eure Kraft lähmen und den heiligen Namen, in dem Ihr berufen seyd, entehren. Ja, Jeder möge sagen, es ist die Stimme des guten Hirten, die wir hören; wir wollen dem Rufe folgen; wir wollen gern um Christi willen unserem Liebsten absagen; wir wollen unseren Isaak auf dem Altar opfern; wir wollen uns selbst ohne Rückhalt nicht bloß in diesen Punkten, sondern auch in jedem anderen dem hingeben, der gelebt hat und gestorben und auferstanden ist, damit er über Lebendige und Todte Herr seyn möge. Der Gnade dieses hochgelobten Heilandes befehle ich Euch und bin Euer treuer Bruder

Daniel Calcutta.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 17. September. № 75.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Fortsetzung.)

Die Erlösung ist unbedingt frei, die Art und Weise, die Form unbedingt nothwendig; aber daß Gott sich von dieser unbedingt nothwendigen Form nicht abhalten läßt, das ist wieder lauter freie Gnade. *) Diese Art und Weise, diese Form der Erlösung ist es, welche im Allgemeinen durch das Wort Genugthuung ausgedrückt wird, dessen ausdrückliche Erwähnung wir in dieser unserer kurzen Erörterung bisher absichtlich vermieden haben, deren wesentliche Grundlage aber nichts Anderes ist, als die hier entwickelten Grundverhältnisse. Ohne diese Grundverhältnisse zu berücksichtigen ist es aber unmöglich, über das eigentliche Wesen der biblischen und christlichen Genugthuungslehre in's Reine zu kommen. Namentlich ist hierin allein die Entscheidung über die Nothwendigkeit oder Unnöthigkeit der Genugthuung gegeben, so wie die Entscheidung der hiemit innigst zusammenhängenden Frage, die wir oben als Mittelpunkt der ganzen Genugthuungslehre angegeben haben, ob nämlich der Erfolg, der dem, was Christus gethan, in der Bibel notorisch zugeschrieben wird, nur durch dasselbe bewirkt werden konnte? —

Hierin liegt denn nun der formelle Hauptfehler des Grotiusschen Systems, der aber nicht bloß formell bleibt. Er behandelt die ganze Lehre ohne Berücksichtigung jener ganz singulären Verhältnisse, wie einen juristischen Prozeß, wo Gott eine Thatsache verhandelt, die ihn selbst nichts anzugehen scheint, und wo Grotius nun nachweist, daß die Verhandlung juristisch richtig vor sich gegangen. Wir haben schon erwähnt, daß ihm eben deshalb die Natur der Sünde wie der Strafe verschlossen blieb. Das zeigt sich am ersten darin, daß er keinen wesentlichen, keinen Naturzusammenhang zwischen beiden erkennt. Er sagt, es handle sich in der Lehre von der Genugthuung um das Strafen (poenarum afflictio). Cap. II. §. 1. Die Strafe sey begründet durch ein positives Strafgesetz Gottes, welches „nichts Innerliches in Gott oder in seinem Willen ist, sondern nur der Effekt seines Willens," und an welches daher auch Gott selbst nicht gebunden sey. Cap. III. §. 4. — Hier ist nun für's Erste grundfalsch, daß es sich im Erlösungs- und Genugthuungswerk bloß um die Strafe, oder gar um das bloße Strafen handle; nein, weder um die Befreiung von der Strafe, wie Socin meint, noch, wie Grotius, zugleich und hauptsächlich um die poenarum inflictio, sondern zunächst und vor Allem um die Sünde selber handelt es sich im Erlösungswerk, als welche die Strafe begründet, und somit die Befreiung aus dem Verderben hindert, und eben die Genugthuung nothwendig macht. Wie viel tiefer faßte die Sache Anselm auf, der seine Untersuchung grade mit der Sünde und ihrem Wesen und Verhältniß zu Gott beginnt, und hier die Antwort sucht auf die Frage, warum Gott nur mit Strafe Strafe erläßt ꝛc. Cur D. h. I, 11 ff. — Eben so grundfalsch aber ist zweitens, daß die Strafe der Sünde ein rein positives Gesetz sey. Die Strafsentenz über die Sünde des Menschen 1 Mos. 2, 17. ist nichts als die Anwendung und Bethätigung des Verhältnisses Gottes zur Sünde überhaupt für den speciellen Fall; es ist nicht eine von Gott willkührlich in diesem Augenblick gleichsam erfundene und auferlegte Sentenz, sondern es ist der Ausspruch des ewig natürlichen Verhältnisses Gottes zur Sünde für diesen Fall. Auch wenn es Gott nicht ausgesprochen hätte, würde die Strafe als natürliche Folge der Sünde über den Menschen gekommen seyn. Aber diese natürliche Folge ist, wie bereits oben gesagt, die Macht seines Willens, den er als Strafe ausspricht, wodurch es aufhört, bloß natürliche Folge zu seyn. Den Ausspruch zwar, als Ausspruch, kann man mit Grotius einen effectus voluntatis divinae nennen; aber der Inhalt des Ausspruchs ist wesentlich der ewige und darum unveränderliche Wille Gottes selbst. — Nicht minder als dieser Grundsatz ist natürlich auch die Folgerung falsch, um derentwillen der Grundsatz aufgestellt zu seyn scheint, daß nämlich dieses Strafgesetz Gottes, nach der Natur aller positiven Gesetze, nicht absolut verbindlich sey, sondern daß ein Nachlaß, eine Dispensation eintreten könne, d. h. daß die Verbindlichkeit des Gesetzes rücksichtlich gewisser Personen oder Dinge aufgehoben werden könne. Das ist, nach Grotius eigener Erklärung, unter der Relaxabilität des Gesetzes zu verstehen. Dieser letzte Ge-

*) Das Gesagte kann noch dadurch erläutert werden, daß wohl Niemand von der absoluten Nothwendigkeit der Erlösung, wohl aber von der der Genugthuung je geredet hat. — Aus dem Obengesagten geht zugleich klar hervor, wie grundlos die Furcht ist, daß durch die behauptete Nothwendigkeit der Genugthuung die freie Gnade Gottes beeinträchtigt werde. Es ist nichts als Einseitigkeit, wenn man über das χάριτι nicht zum ἔδει παθεῖν τὸν Χριστόν, und über dieses nicht zu jenem hinüber kann. — Bemerkenswerth ist, wie sich Ziegler in seiner hist. dogm. de redemt. über den Satz Anselm's, daß Gott „sponte se necessitati benefaciendi subdit" (Cur D. h. II, 5.) äußert. „Bonum utique factum!" bemerkt er; „verum si ex Anselmo quaerere licuisset, quomodo mente capiatur, *sponte se subdere necessitati*, cum sponte agere et necessitati se submittere contraria videantur: vix ei fuisset, ut nos quidem arbitramur, quod recte responderet." — Anselm würde vielleicht eine Antwort gegeben haben, wie weiland gegen Roscelin über die Trinität, s. Schröckh 28. Th. S. 400.

danke des Grotius ist so sehr die Grundlage seines ganzen Systems, daß um seinetwillen hauptsächlich auch Gott die Rolle eines Rektors zugetheilt ist, wie sein Brief an Vossius ep. 101. zeigt; ja daß um seinetwillen auch die ganze Untersuchung über die Sünde und das absolute Verhältniß Gottes zu ihr übergangen zu seyn scheint. Er ist das charakteristische Merkmal, wodurch sich Grotius von dem (Anselmischen) bisherigen Lehrsystem der Kirche unterscheidet und unterscheiden will, und von Socin zu unterscheiden glaubt. Das Einseitige und Schiefe aber in dieser Theorie verräth sich am ersten und deutlichsten darin, daß Grotius nicht im Stande ist, eine (auch nur moralische) Nothwendigkeit der Genugthuung Christi consequent nachzuweisen; weshalb er auch bei diesem Punkte, wie wir schon oben bemerkten, in sichtbarer Verlegenheit sich befindet. Das ist ihm denn auch schon von seinen Zeitgenossen nicht ungerügt geblieben. In dem schon erwähnten Brief an Vossius beklagt er sich deshalb über Thysius, der diesen Punkt besonders angegriffen zu haben scheint. „Daß ich," schreibt er, „die absolute Nothwendigkeit nicht aufstellte, sah er (Thysius) damals (als nämlich Grotius ihm seine Schrift zuerst mittheilte), und doch, obschon sie also nicht aufgestellt war, fand er die orthodoxe Lehre richtig darin vertheidigt." In diesen Worten ist eine merkwürdige Täuschung, zunächst Selbsttäuschung des Grotiusschen Systems, ausgesprochen. „Ohne Genugthuung keine Vergebung," war der durch Anselm zuerst bestimmt ausgesprochene, aber durch alle Zeiten hindurch festgehaltene Grundsatz der orthodoxen Erlösungslehre. So lange die Gegner nur den Satz entgegenstellten, daß Vergebung auch ohne Genugthuung allerdings möglich sey, war gegen die einmal faktische, also von Gott gewollte Genugthuung als Bedingung der Vergebung nichts gewonnen. Sie mußten den Beweis führen, daß mit Genugthuung keine Vergebung möglich. Das versuchte nun namentlich der jedenfalls consequente Socin. Dem Vertheidiger der kirchlichen Lehre, der sich zum direkten Gegensatz (ohne Genugthuung keine Vergebung) nicht bekennen will, bleibt nun natürlich nichts übrig als der negative Gegenbeweis, daß ohne Genugthuung die Vergebung nicht unmöglich sey, d. h. daß sich die von Christo geschehene, von Gott veranstaltete Genugthuung mit der Vergebung, welche ohne sie geschehen konnte, wohl vertrage, oder, etwas paradox ausgedrückt, daß Gott trotz der Genugthuung die Sünde vergeben kann. Das nun, und in der That nichts weiter, hat Grotius durch sein Buch bewiesen. Wenn denn nun die Genugthuung Christi hienach in keiner nothwendigen Verbindung steht mit der Sündenvergebung, so ist diese also auch nicht Zweck der Genugthuung, und weder sie noch die Erlösung überhaupt hängt unmittelbar mit der Genugthuung zusammen. Denn die Sündenvergebung ꝛc. als Zweck der Genugthuung angeben, und doch die innere durch den Zweck selbst geforderte Nothwendigkeit zu läugnen, ist eine, so zu sagen, logische Contradictio in adjecto. Die Frage gestaltet sich demnach bei Grotius so: Ob nicht Gott doch noch Grund hatte zur Strafe Christi, obgleich er auch ohne sie den Zweck erreichen konnte? — Doch wir müssen nachweisen, ob wir dem Grotius nicht Unrecht thun. Nur so viel bemerken wir noch vorläufig, daß wenn Grotius in seinem ersten Capitel die Vergebung der Sünde ꝛc. doch einfach als Zweck der Genugthuung (der Kirchenlehre gemäß) angibt, durch diese seine Beweisführung unser obiges Urtheil schon bestätigt ist, daß die von ihm thetisch dargestellte und die von ihm vertheidigte Lehre zwei verschiedene sind.

Der Leser wird bemerken, daß wir jetzt erst recht eigentlich in den Mittelpunkt der Erlösungslehre getreten sind, nämlich in die Frage nach der Verbindung und nach dem Verhältniß, in welchem Christus und das, was er gethan, realiter mit dem Erfolg, der ihm zugeschrieben wird, stehe; oder bestimmter: ob das Verhältniß, in welches schriftgemäß der Mensch durch Christum zu Gott tritt, schlechthin durch Christum bewirkt worden sey? *) — Nach Grotius verhält sich nun die Sache so:

Der Mensch hat für seine Sünde Strafe verdient, und zwar die Strafe des ewigen Todes, nach dem göttlichen Gesetzesausspruch 1 Mos. 2, 17. Dies Gesetz wird aber erfahrungsgemäß nicht ausgeübt („non est legis istius exsequutio"), denn die Gläubigen sind frei von Tod und Verdammniß. Es ist aber auch nicht aufgehoben (non est legis abrogatio), denn es wird an den Ungläubigen vollzogen, Cap. III. §. 1—3.; sondern es tritt eine Milderung des Gesetzes (temperamentum), ein Nachlaß (relaxatio) ein, so „daß zwar das Gesetz bleibt, seine Verbindlichkeit aber für gewisse Personen aufgehoben wird." Ein solcher Nachlaß kann aber ohne Weiteres stattfinden, weil jenes Strafgesetz 1 Mos. 2, 17. unter die positiven Gesetze gehört, welche insgesammt schlechthin relaxabiles sind, Cap. III. §. 4., wenn nicht ein besonderer Schwur oder eine Verheißung daran geknüpft ist; **) auch ist es keineswegs nothwendig oder naturrechtlich (naturaliter justum), daß der Sünder grade eine seinem Vergehen entsprechende Strafe erleide, sondern nur daß er gestraft werde. Diese relaxatio besteht nun darin, daß Gott den Menschen die Strafe schenkt. Nur wollte er sie nicht schlechthin schenken, sondern traf die Veranstaltung, daß dem Gesetze eine etwelche Genugthuung geschehe, indem er Christum in die Welt sendet, mit dem er nun an der Menschen Statt

*) Was die hiemit zusammenhängende Frage betrifft, ob in Gott selber eine Veränderung hiebei vorgehe, so verweisen wir auf den ersten Abschnitt dieser Abhandlung (Anselm).

**) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ein den Aussprüchen Gottes beigefügter Schwur nicht, wie Grotius meint, um Gottes, sondern um der Menschen willen angeknüpft ist. — Das Gewicht aber, das einem Gesetze Gottes eine beigefügte Verheißung gibt, gibt demselben ja nicht minder eine beigefügte Drohung. Grotius sucht sich zwar damit zu helfen, daß er Cap. III, 5. behauptet, durch Verheißung werde ein gewisses Recht begründet, durch Drohung nicht. Allein, daß nicht das auf Seite des Menschen entstehende Recht das Verbindliche in Gott ist, sondern seine wesentliche Wahrheit und Gerechtigkeit in ihm, das bedarf wohl keiner weiteren Nachweisung. — Übrigens handelt es sich hier eigentlich nicht um ein Gesetz mit angehängter Drohung, sondern um die Drohung selber, welche im Grunde von Verheißung nicht verschieden ist.

einigermaßen nach dem Gesetz handelt. Er wollte nämlich so viele und so große Sünden nicht ohne ein auffallendes Beispiel, wie sehr er sie hasse, vergeben; wozu ein Strafakt das passendste Mittel ist. Daß nun hiezu grade Christus von Gott gewählt wurde, hat seinen Grund darin, daß Christus so trefflich dazu paßte, ein auffallendes Beispiel zu statuiren." Cap. V.

Mit dieser Genugthuungstheorie nun glaubte Grotius, salva orthodoxia, der Verlegenheit ausgewichen zu seyn, in welche ihn die Frage Socin's nach dem Grund des genugthuenden Leidens Christi setzte. Allein in der That ist er damit weder salva orthodoxia ausgewichen, noch ist er überhaupt ausgewichen. Denn, um das Letztere zuerst vorzunehmen, das Höchste, was Grotius dargethan, ist die Möglichkeit, die Tauglichkeit Christi zu dem Zweck, den Gott mit ihm vorhatte. Danach aber hatte der Gegner gar nicht gefragt. Die Frage ist vielmehr, warum Gott „anders, als um des Todes Christi willen, nicht vergeben wollte?" Die Antwort aber, die Grotius gibt, steht mit den Sünden weder in einer nothwendigen, noch überhaupt in einer realen Verbindung. Grotius gesteht selbst zu, daß Gott, der nach seiner Liebe schonen, d. h. die Relaxation des Gesetzes eintreten lassen wollte, auch ohne die Statuirung des Strafexempels solches hätte thun können, Cap. V. §. 6., daß er aber neben seiner Liebe auch seinen Eifer (severitatem sive peccati odium legisque servandae curam) zeigen wollte. — Allein wozu noch ein besonderes Exempel, da Gott solchen ja kräftig genug an den Ungläubigen und ihrer Verdammniß zeigt? Und welchen Einwürfen und Vorwürfen setzt sich Grotius hiemit aus? Ist es nicht z. B. die größte Ungerechtigkeit, ja die größte Grausamkeit von Gott, wenn er, bloß um seinen Zorn kund zu thun, seinen Sohn den martervollsten Qualen preisgibt, da er auch ohne sie die Sünden vergeben konnte,*) ja wirklich auch (nach Grotius) ohne sie den Menschen vergibt?! Denn das Beispiel, das Gott an seinem Sohne statuirt, ist ja bloß um seinetwillen vorhanden. Der Sinn kann doch dabei kein anderer seyn, als: da seht ihr an diesem Beispiele, wie sehr ich die Sünde hasse!**) Die Wirksamkeit dieses Beispiels liegt aber nur dann darin, wenn supponirt wird: so soll's Jedem ergehen, der sich nicht bessert! — Oder soll der Sinn darin liegen: so soll's Jedem gehen, der nicht an Christum glaubt? So scheint es, weil Grotius doch immer von den *credituris* in Christum, denen sein Verdienst zu Gute kommen soll (Cap. V, 8.) redet. Allein was hat denn der Glaube hiebei für einen Inhalt? Etwa: der nicht glaubt, daß Gott so straft? — Und wenn nun Grotius dennoch sagt, Christus sey „wegen unserer Sünden" gestraft worden, so bleibt darin eine ewige Ungerechtigkeit, wenn nicht die Sünde selbst an ihm gestraft wird. Und ein Strafen bloß um unsertwillen, um unserer Sünde willen, hilft uns ja durchaus nichts, wenn nicht unsere Sünde selbst an ihm gestraft ist. Erst so ist Christus für uns gestorben. Daß aber unsere Sünde nicht selbst an Christo gestraft wird, lehrt Grotius a) darin, daß er den Akt, den Strafakt an Christus, einen „actus citra considerationem delicti alieni" nennt, der von Gott nur „in poenam alieni delicti ordinatur," Cap. IV. §. 18., b) darin, daß er die Strafe Christi bloß paradigmatisch seyn läßt (s. bes. epist. 91.), c) daß er überall, selbst 2 Cor. 5, 21., nur vom Tragen der Strafe, nirgends von einer Übernahme oder Zurechnung der Sünde selbst und der Schuld redet.*) Es ist daher streng genommen nach dieser Theorie auch ganz falsch und inconsequent, zu sagen, daß Christus um unserer Sünde willen gelitten; d) endlich in seinem juristisch deducirten Begriff von Genugthuung. Bei diesem Begriffe, bei dem sich das Abweichen vom orthodoxen Lehrbegriff am deutlichsten zeigt, müssen wir etwas länger verweilen.

Der Begriff der Satisfaktion, sagt Grotius, hat nur da statt, wo eine Schuldverbindlichkeit nicht in Wirklichkeit abgetragen, sondern irgend eine Ersatzleistung dafür angenommen wird, wo folglich die Schuld nicht durch die Ersatzleistung eo ipso aufgehoben ist, sondern erst die Erklärung des Gläubigers hinzukommen muß, daß er's dafür annimmt. Abgesehen nun von der geschraubten juristischen Terminologie (besonders rücksichtlich des Unterschieds zwischen satisfactio und apocha etc.), gegen welche wir die Erklärung dieses Begriffs bei Anselm zu ver-

*) Bekanntlich ist das der Vorwurf, der gewöhnlich von den Gegnern der kirchlichen Genugthuungslehre dieser gemacht wird. Er trifft aber in der That nur diejenige Darstellungsweise, die die ursprüngliche Tiefe und strenge Consequenz der alten Kirchenlehre verlassen hat, wie hier die Grotiussche.

**) Cap. V, 5.: „Praeterea omnis peccati *impunitas* per se hoc habet, quod efficit, ut peccata minoris aestimentur; sicut contra ratio expeditissima arcendi a peccato est *formido poenae*. Ergo prudentia quoque hoc nomine rectorem ad poenam incitat."

*) Auch Jes. 53. und 1 Petr. 2, 24. Bemerkenswerth ist, daß Grotius später (s. dessen Comment.) die ganze Jesajas-Stelle vom Jeremias verstand. Vergleicht man überhaupt seine Annotationes mit seinem (früheren) Werk de satisfactione, so sieht man, wie wenig er hier fest stand, und wie das Princip des Socinianismus auch damals schon, ihm selbst unbewußt, ihn beherrschte. Deutlicher geht dies hervor aus einer Äußerung an seinen Bruder (epist. 456.): „Cum Ruaro saepius collocutus sum. De satisfactione ita mihi respondit, *ut nihil admodum controversiae relinqueretur.*" — Ruar aber, dieses berühmte Irrlicht, wie ihn Rambach nennt, hat seine Socinische Ansicht nie geändert oder aufgegeben. — Bei 1 Petr. 2, 24. fühlt sich Grotius durch die Präposition ἀνα in ἀνήνεγκε genirt. Er erklärt es daher: „tulit *sursum eundo.*" Denn natürlich, die Strafe konnte er nicht hinauftragen an's Kreuz (sondern nur die Sünde, wie der Text lautet). Es soll nun aber einmal ἁμαρτία die Strafe heißen; also: er trug die Strafe, indem er hinauf an's Kreuz stieg! — Witsius bemerkt (Miscell. II. Irenici cap. I, 14 sq.); „Atque haec (nämlich die Übernahme der Sünde) tam evidentia mihi esse videntur, ut de re ipsa nulla Orthodoxis inter ipsos queat esse discrepantia. Quae quum ita sint, nescio cur quidam dicere malint, *poenam* aut reatum nostrorum pecc. in Christum translata esse, quam *peccata ipsa* quoad reatum. Quum posterius hoc ab ipsa dicatur scriptura, cujus castissimas, sapientissimas, maximeque emphaticas locutiones, nostris nescio quibus lenioribus *emollire velle, animi est perperam delicati, neque sapientiae sacrarum literarum justum suum pretium statuentis.*"

gleichen bitten, und an welche gewiß vor Grotius weder ein Dogmatiker, noch auch (wenn diese Lehre überhaupt biblisch ist) je ein Apostel und Kirchenvater gedacht hat; so ergibt sich in der Anwendung dieses juristischen Begriffs, daß das, was Christus geleistet, nicht das war, was der wirklichen Schuld nach hätte geleistet werden müssen („quod in obligatione erat"); daß dasselbe mithin mit der Schuld der Menschen, wie gesagt, in keiner realen Verbindung steht. Hiemit aber hat Grotius den eigentlichen Lebensnerv der ganzen Erlösungslehre zerschnitten, indem der tiefste Zusammenhang Christi, seine innerste, wesentliche und realste Verbindung mit den Menschen aufgehoben, und bloß eine zufällige Beziehung hergestellt ist, welche darin besteht, daß die Menschen Strafe verdienten, Christus eine Strafe gelitten hat, und Gott diese jenen zu Gute kommen läßt. Wobei wir jedoch gleich noch bemerken müssen, daß man in dieser Beziehung gar nicht einmal sagen kann, daß Christus Strafe gelitten, weil Strafe ohne Schuld ganz undenkbar ist. Es zeigt sich auch hier die Inconsequenz des Grotius, der nach seinem System im Leiden und Sterben Christi bloß ein Beispiel erkennt, und doch, um den Schein der Orthodoxie zu behalten, von Strafe redet. Jene wesentliche Verbindung Christi aber mit dem Menschen ist keine andere, als daß er selbst die menschliche Natur annimmt,*) in dieser menschlichen Natur mit der Menschheit in die realste Gemeinschaft tretend im Gerichte Gottes eo ipso an der Stelle der Menschheit steht, ohne eigene Sünde ihre Sünde trägt ꝛc. Nur das begründet hinwiederum die reale Gemeinschaft der Menschheit und eventuell der einzelnen Menschen mit Christus, die nun seiner Natur, ja seiner selbst theilhaftig werdend, eben damit wirklich in die Erlösung und Heiligung deß eintreten, der sich selbst für sie geheiliget hat.**) Joh. 17, 19., 2 Petr. 1, 4., Röm. 8, 9. 10. So wird Christus recht eigentlich der zweite Adam für uns, der Adam der Gerechtigkeit, wie jener erste Adam der Adam der Sünde war. Vgl. die tiefe Stelle 1 Cor. 15, 22. und Röm. 5, 18.*)

Ferner hat (nach dieser Erklärung des Grotius) Christus keineswegs für die Sünde der Menschen genug gethan, sondern Gott hat es als eine Genugthuung angenommen. Grotius hat sich zwar durch seinen Begriff den orthodoxen Schein gerettet; aber auch nur den Schein; denn das, was die Kirche von jeher mit diesem Begriffe verbunden hat, verwirft er ausdrücklich, nämlich die vollständige Leistung dessen, was der Mensch für die Sünde nach Gottes Gerechtigkeit zu leisten hatte.**)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Hätte Grotius diese einfache Wahrheit gehörig erwogen, daß Christus erst, weil er uns erlösen wollte, mit uns in Gemeinschaft und Verwandtschaft trat, so würde er nicht in seiner Verlegenheit gesagt haben, Christus erlösete uns, weil er dazu paßte, und er paßte dazu, weil er mit uns verwandt war.

**) Treffend Augustin: Ipse peccatum et nos justitia, nec nostra sed Dei, nec in nobis sed in ipso. Sicuti ipse peccatum, non suum, sed nostrum, nec in se, sed in nobis. Enchir. ad Laur. C. 41. — Wozu vgl. Turretin de satisf. ver. p. II. §. 34.: Neque Christo imputari potuissent peccata nostra, nisi tum naturae ejusdem vinculo, tum voluntaria sponsione nobiscum unitus esset; neque justitia Christi nobis imputaretur, nisi in unum cum ipso corpus coaluissemus.

*) Diesen tiefen Zusammenhang ganz verkennend, erscheint ihm freilich die Genugthuung Christi nicht als „solutio rei ipsius debitae." „Nostra enim," sagt er, „mors, et quidem aeterna erat in obligatione." Von der Erkenntniß dieses Zusammenhangs aus aber kann man mit Recht entgegnen: *Nostra utique mors, et quidem aeterna, soluta est in Christo Jesu!* — 1 Cor. 5, 14.

**) Buddeus, der wohl erkennt, wie Grotius hinter seinem Satisfaktionsbegriff seine Abweichung von der Kirchenlehre verbirgt, gibt daher die Definition schärfer, als man sie sonst bei den Dogmatikern findet. „Nimirum satisfactionis vox hic ita accipitur, prout expletionem exactissimam eorum omnium, *quae Deus ab hominibus peccatoribus, per justitiam suam, secundum legis ἀκρίβειαν postulare poterat*, pro hominibus a Christo factam denotat. Strictior haecce atque propria satisfactionis notio eo diligentius hic notanda et custodienda, quo solemnius illis, qui hic in diversa abeunt, est, vocis hujus ambiguitate errores suos tegere atque caliginem offundere imperitioribus. Exemplo esse potest magnus ille Grotius etc." Budd. instit. th. dogm. l. IV. c. II. — Das hier hervorgehobene Moment wird gewöhnlich übersehen. So gibt Hahn §. 101. den kirchlichen Lehrbegriff an als: „Summa eorum quae Christus nostro loco et fecit et passus est, ut poenas a nobis meritas lueret, et omni culpa nostra sublata salutem aeternam nobis compararet." Selbst Quenstedt befriedigt in dieser Beziehung nicht: „Satisfactio est prior officii sacerdotalis pars, qua Christus θεάνθρωπος Deo unitrino pro omnibus omnium omnino hominum peccatis in judicio divino post voluntariam interventionem sibi imputatis consummatissimae obedientiae lytrum solvit." Theol. did. pol. II. cap. III. membr. II. sect. 1. thes. 44. — Wie die Scholastiker diesen Begriff faßten, zeigt die Erklärung des Thomas Aquin: Genugthuung heißt: die Strafen, die ein Anderer verdient hat, übernehmen und leiden, damit sie diesem erlassen werden können. S. Cramer Bossuet VII. S. 591 und 555.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 20. September. № 76.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Fortsetzung.)

Diese vollständige Genugthuung stellte Socin als im Widerspruch mit dem Begriff der Sündenvergebung dar. Statt nun auf orthodoxe Weise diesen scheinbaren Widerspruch durch die einfache Bemerkung zurückzuweisen, daß die Vergebung eben nichts Anderes sey, als die Zurechnung jener von dem Menschen nicht selbst und persönlich geleisteten und in dieser Hinsicht fremden Genugthuung, gibt Grotius den Widerspruch zu, und sucht durch einen neuen, in der That höchst willkührlichen Genugthuungsbegriff auszuweichen.*) Er sagt Cap. VI. §. 8.: „Das, was Socin sagt, ist zwar nicht ganz von der Sache fern, aber es hat nur Wahrheit, wenn das Wort Genugthuung wider den juridischen Sprachgebrauch genommen wird für die solutio der Sache selbst, die man schuldet. Wo hingegen ein Anderer für den Schuldner eintritt, und wo etwas Anderes gegeben wird, als was geschuldet war, da muß dann noch jene relaxatio und remissio stattfinden." — Wir müssen nun für's Erste bemerken, daß das Angeführte auf eine eigentliche Strafschuld gar nicht anzuwenden ist. Denn bei der Strafe im strengen Sinn des Worts, wird, wenn auch ein Anderer für den Schuldigen leidet, doch nichts Anderes geleistet, als was in obligatione war, nämlich Strafe. Hier hilft sich nun Grotius wiederum, und sagt: „Das zwar, daß ein Anderer die Schuld abträgt, hindert bei den eigentlichen (körperlichen) Strafen die Freisprechung nicht, sondern das, daß darin doch etwas Anderes, als was in obligatione war, geleistet wird; denn nicht bloß die Strafe an sich, sondern die Strafe dessen, der sich versündigte, verlangt das Gesetz. Das also, daß ein Anderer leidet, und nicht der Schuldige, das ist die relaxatio." — Nun, das ließe sich soweit noch mit der orthodoxen Lehre vereinigen; die vollständige Genugthuung bliebe nach dieser Erklärung unangetastet, oder wenigstens an seinen Ort gestellt, und die relaxatio bestünde in der Stellvertretung, die Gott zuläßt. Allein so hat's Grotius nicht gemeint. Denn für's Erste hatte er gegen den Socinischen Vorwurf der Ungerechtigkeit einer Stellvertretung überhaupt behauptet, es gehöre nicht wesentlich zur Strafe, daß der Schuldige, sondern nur daß überhaupt gestraft werde, Cap. IV. §. 9. Da nun aber das Bestimmende der Strafe doch das Gesetz ist, so folgert sich im Widerspruch mit dem Gesagten, daß nicht wesentlich die Strafe des Schuldigen in obligatione wäre! — Sodann heißt es anderwärts, Cap. V. §. 7., daß „wie die Juristen bemerken, das die beste Relaxation des Gesetzes sey, mit der ein etwelcher Ersatz verbunden ist, z. B. durch Stellvertretung, und folglich einigermaßen dem Gesetz gemäß gehandelt wird." Demnach besteht die Relaxation nicht darin, daß ein Anderer an die Stelle des Einen angenommen wird, sondern darin, daß die Strafschuld selbst nicht genau exigirt wird, und namentlich, daß nicht grade eine der Schuld entsprechende Strafe gefordert wird, wobei es nicht grade nöthig ist, daß eine Stellvertretung stattfinde. Vgl. Cap. III. 5. wo Grotius die Einwendung zurückweist, es sey naturaliter justum, daß der Schuldige mit einer seinem Vergehen entsprechenden Strafe belegt werde ꝛc.). Das hebt denn nun aber, auf Christum und sein Werk angewendet, die eigentliche vollständige Genugthuung, wie sie die Orthodoxie kennt, gradezu auf. Und deß hat auch Grotius anderwärts gar kein Hehl. Schon aus den obigen gegen Socin gerichteten Worten, womit er die Möglichkeit einer Verbindung der Genugthuung und Sündenerlassung erweisen will, ist es unzweideutig ausgesprochen, daß nicht nur nicht der Schuldige seine Schuld abträgt, sondern daß auch nicht das, was in Schuld ist, sondern etwas Anderes geleistet wird. Deutlicher aber noch drückt er sich aus Cap. VI. §. 7., wo er mit Beziehung auf 1 Cor. 6, 20. und 7, 23 das „ihr seyd theuer erkauft" (τιμῆς ἠγοράσθητε) erklärt: „pretio emti, h. e. *solutione aliqua* liberati sumus;" und Cap. VIII. §. 6. erklärt er das ἀντίλυτρον (1 Tim. 2, 6.) als ein „tale λύτρον seu pretium, in welchem der Befreier etwas Ähnliches leidet, als dem Schuldigen bevorstand;" und Cap. IX. §. 3. sagt er: „Von dieser Schuld des Todes hat uns Christus eine Befreiung zu Wege gebracht, *aliquid dando;*" Etwas geben aber, damit der Andere dadurch von der Schuld frei wird, heißt zahlen oder genugthun.*) — Wenn denn nun aber demzufolge

*) Über die Anwendung dieses Grotiusschen Begriffs auf die kirchliche Genugthuungslehre äußert sich der fast gleichzeitige Jurist Ulr. Huber in seinen diss. theologico-jurid.: „Quod haec cautio (de evinda vocis hujus ambiguitate) minus usquequaque sit observata, scilius theologis, quam Grotio jurisconsulto ignoverim, qui in loco tantopere laudato de satisfactione contra Soc. scripto, hanc satisfactionis laxiorem significationem nimis, ut videtur, cupide rectatur, nec unquam suum lectorem juris imperitum de periculo ambiguitatis illius admonitum imbuit doctrina, quae si orthoexam exprimit sententiam, fallor ego vehementer" etc. S. Budd. c. Das Schriftchen selbst haben wir leider nicht zur Hand bekommen können.

*) Es ist merkwürdig, wie Grotius überall der Wahrheit nahe scheint, und nur da nicht ist, wo er's ex professo seyn sollte. An dieser Stelle (C. IX. §. 3.), wo er den die Stellvertretung läugnenden Socin durch die Präposition ἀντί (Matth. 20, 28.) widerlegt, sagt er

Christus nicht volle Genugthuung nach dem geltenden dogmatischen Begriff geleistet, wenn vielmehr sein Tod bloß ein Beispiel, damit Gott seinen Haß gegen die Sünde an den Tag lege, so ist doch offenbar, daß unsere Sündenvergebung, unsere Rechtfertigung nicht durch Christi Leiden und Sterben bewirkt worden, und daß uns Gott nicht eigentlich um Christi willen vergebe! — Die Schrift redet aber hier so entschieden, daß selbst Socin einen Zusammenhang (freilich nicht den schriftmäßigen) zwischen dem Tode Christi und unserer Befreiung anerkennt. Grotius behauptet solchen auch; aber eben seine Beweisführung steht mit der orthodoxen Behauptung im Widerspruch. Auch kommt er (durch die neun Paragraphen seines achten Capitels) nicht über die Behauptung hinaus „quod mors Christi Deum *moverit*, ut nos a poena liberaret." Die eigentliche Frage aber, wienach, und warum und wodurch? bleibt immer unerledigt. Derjenige Zusammenhang des Todes Christi mit der Sündenvergebung, den Socin anerkennt, ist der, daß nicht Gott durch denselben bewogen worden, uns zu erlösen, sondern wir, uns erlösen zu lassen. Hierauf entgegnet Grotius, daß bei einem λύτρον und ἀντίλυτρον eine frühere Einwirkung auf den liberator als auf den liberandus stattfinde. Allein damit ist wieder kein Schritt weiter gethan. Auf die orthodoxe Antwort, daß der Anforderung der göttlichen Gerechtigkeit volle Genüge geschehen sey, will und kann Grotius nicht eingehen, und eine andere wird man immerdar vergeblich suchen.

Doch wir kehren nochmals zu dem Satisfaktionsbegriff von Grotius zurück, nach welchem also satisfactio keine vollständige Lösung einer Schuld bedeutet, und Christus auch keine solche geleistet habe. Indeß ist Gott dadurch versöhnt, und zur Befreiung der Menschen bewogen worden. Er hat das λύτρον als für die Menschen genugthuend gelten lassen. *) Und so hätten wir denn optima forma die Scotistische Acceptilationstheorie; und Tholuck hat also Recht, wenn er sagt, Grotius habe diesen durch die Reformation außer Kredit gekommenen Begriff wiederhergestellt. Die Stelle Tholuck's ist für diesen Abschnitt unserer Untersuchung zu wichtig, als daß wir sie nicht hier ausheben sollten. „Dieser treffliche Ausspruch des Lombardus *) diente dem Duns Scotus zur Ausbildung einer Theorie von der Versöhnung, welche grade der Anselmischen entgegengesetzt war. Sein Hauptgrundsatz war: Tantum valet omne creatum oblatum a pio, quantum Deus acceptat illud. Hierauf baute er die Lehre von der *gratuita acceptatio* oder *acceptilatio*, wie sie nachher mit seinem Ausdrucke benannt zu werden pflegte, daß nämlich in sich das Leben und Leiden Christi nicht genugthuend gewesen, daß nur die überschwengliche Liebe Gottes es als genugthuend angenommen und als solches den Menschen zum Glauben dargestellt habe. Gott hat es angesehen, als hätte er Genugthuung erhalten, das ist acceptilatio. Dieser Scotistische und altchristliche Versöhnungsbegriff ist es, den in der Protestantischen Kirche zuerst wieder aufstellte und auf eigenthümliche Weise verfocht: Grotius in dem lehrreichen Büchlein: Defensio etc., Deutsch übersetzt von Johannsen. Flensburg 1800. Dem Wesen nach ist die Darstellung, welche Grotius von dieser Lehre gibt, nicht von der Scotistischen verschieden, die Form aber ist durchaus juridisch ꝛc." Nachdem hierauf Tholuck die „leitenden Ideen von Grotius" angegeben, wie wir sie oben kennen lernten, schließt er mit Grotius (C. V, 8.): „Das Vergeben der Sünde um Christi Todes willen ist also, wie die Griechen schön sagen: οὐδὲ κατὰ νόμον, οὐδὲ κατὰ νόμου, ἀλλὰ ὑπὲρ νόμον καὶ ὑπὲρ νόμου. Nicht nach dem Gesetz, weil wir selbst die Strafe tragen sollten; nicht wider das Gesetz, weil der höchste Richter verfügen kann, daß dem Gesetz nur eine etwelche Genugthuung geschehe; über das Gesetz, weil der Vergebende als solcher an die Anforderungen des Gesetzes nicht bindet; für das Gesetz, weil eine etwelche Genugthuung demselben in der That geleistet wird." — Aber merkwürdig, Grotius protestirt gegen die Acceptilationstheorie! **) — Dem scharfsichtigen Grotius entgeht es nicht, daß die consequente Acceptilationstheorie die Theorie des Socin, welcher alle Genugthuung Christi gradezu läugnet, selbst ist; welcher denn auch in seiner Theorie die Acceptilation wirklich gelten läßt. Denn die Acceptilation beruht, als auf ihrem ersten Grunde, auf der Behauptung, daß

z. B. ganz wahr: „Omnino enim vox ἀντί junctae personae, et verbum δοῦναι, dare, requirit, ut persona in genitivo indicata *idem* in genere aut specie *datura fuerit*, quod nunc alius dedit. Hoc vero posito, futurum scil. ut nos morte afficeremur, ni mortuus esset Christus, solutio deinde recte colligitur ex ipsa rei natura" etc. Wie läßt sich nun das mit dem Gesagten vereinigen? Denn wenn Christus nicht wirklich das gelitten, was in Schuld war, wie Grotius sagt, sondern nur eine etwelche Genugthuung gab, so hätten also die Menschen, für die er litte, auch nicht mehr zu leiden gebraucht, als er; also nicht die volle Strafe? also haben denn auch diejenigen, die Christi Lösegeld nicht annehmen, nicht die volle Strafe zu leiden? Und wenn Christus nicht die Strafe der Verdammniß getragen (c. IV. §. 7. und epist. 91.), so haben die Ungläubigen auch in specie diese Strafe nicht zu leiden? — Haben aber die Menschen solches zu leiden (wie Grotius zugibt), so muß solches, nach obiger Erklärung des ἀντί, Christus gelitten haben.

*) „Pretii natura ea est, ut sui valore *aut aestimatione* alterum moveat ad concedendam rem aut jus aliquod, puta impunitatem," sagt Grotius Cap. VIII. §. 9. Hier nun *aestimatione*. Daher Grotius unmittelbar darauf Joh. 6, 51., Tit. 2, 14. das δοῦναι ὑπέρ mit dare aliquid *propter* aliquid erklärt.

*) Nämlich: „Si quaeritis, utrum alio modo posset Deus hominem liberare, quam per mortem Christi? dicimus et alium modum fuisse possibilem Deo, cujus potestati cuncta subjacent, sed nostrae miseriae sanandae convenientiorem modum alium non fuisse, nec esse oportuisse. Quid enim mentes nostras tantum erigit et ab immortalitatis desperatione liberat, quam quod tanti nos fecit Deus, ut Dei filius immutabiliter bonus, in se manens quod erat, et a nobis accipiens quod non erat, dignatus nostrum inire consortium, mala nostra moriendo perferret?" Vergleiche das zu dieser Stelle Bemerkte S. 9. Nr. 2. dieses Jahrgangs. —

**) Weshalb wohl Hahn ihm diesen Begriff nicht zuschreiben will.

die Genugthuung Christi nicht nothwendig, und nicht äquivalent gewesen. Gott hat diese Genugthuung Christi nur als aliud pro alio, als quid pro quo sich gefallen lassen. Von da ist aber zu der anderen Behauptung, daß Gott eben so ohne alle Genugthuung vergeben ꝛc. konnte, nur ein einziger, ganz natürlicher Schritt; und der Einwand hat dann vollen Grund, daß es ungerecht sey, Jemanden ohne Noth solche Leiden ausstehen zu lassen, wenn der Zweck, der erreicht werden soll, auch ohne dies hätte erreicht werden können. Und so stünde denn Grotius am consequenten Schluß seiner Theorie grade da, wo Socin angefangen, und hätte indirekte bewiesen, was Socin direkte behauptet. — Allein Grotius hat es ja übernommen, den orthodoxen Lehrbegriff gegen Socin zu vertheidigen. Grotius weiß, daß der Acceptilationsbegriff nicht der orthodoxe ist. Wie hilft er sich nun? In seiner juristischen Vorrathskammer fehlt ihm auch hier das Auskunftsmittel nicht. Da Grotius bei seiner Theorie nicht von einer im absoluten Verhältniß Gottes zur Sünde begründeten Schuld des Menschen gegen Gott ausgeht, sondern bloß von einer durch ein positives Gesetz begründeten Strafe, und demzufolge Gott als eine ganz neutrale Person betrachtet, unter deren Jurisdiktion die Erlösungsverhandlung zwischen den Menschen und dem von Gott ganz unabhängigen Gesetz vor sich geht, so folgt, „daß, da die Acceptilation kein actus *jurisdictionis* ist, es sich hier auch nicht um eine Acceptilation handelt." Cap. III, 1. „Denn die Acceptilation," sagt Grotius weiter, „bezeichnet denjenigen Akt, wenn ein Gläubiger ohne allen Ersatz, ohne alle Genugthuung (citra ullam solutionem) die Schuld schlechthin aufhebt. Dieser Begriff ist daher bloß im Civilrecht, im Kriminalrecht gar nicht anzuwenden. Denn a) Niemand wird je von irgend einem alten Schriftsteller gelesen haben, daß er den eigentlichen Straferlaß acceptilatio genannt habe. Eine acceptilatio setzt etwas voraus, das acceptirt werden kann. Bei der Strafe wird aber vom rector nur etwas ausgeübt, aber nichts empfangen. b) Sodann steht acceptilatio jeder Genugthuung entgegen. Christus hat aber etwelche Genugthuung geleistet; folglich kann hier von keiner Acceptilation die Rede seyn." Das ist Grotii Erklärung Cap. VII. §. 6 u. 7.

Es braucht wohl unserer Erinnerung nicht, um einzusehen, wie sich hier Grotius, ähnlich wie bei dem Begriff satisfactio, mit Worten hilft. Indeß bleiben wir einmal dennoch etwas dabei stehen. Wenn, wie Grotius sagt, es gegen allen juristischen Gebrauch ist, das Wort acceptilatio von Strafen zu gebrauchen, sondern bloß vom Verhältniß des Schuldners zum Gläubiger, so kann allerdings nach seinem System der Begriff der Acceptilation keine Anwendung finden, weil Grotius ausschließlich ein Strafverhältniß anerkennt. Allein, eben weil Scotus, und die ihm folgten, das Wort acceptilatio brauchten, so ist gewiß, daß sie neben oder innerhalb des Strafverhältnisses auch ein Schuld- und Gläubigerverhältniß anerkannten; und grade die etwelche Genugthuung, welche nach Grotius den Begriff der acceptilatio ausschließt, constituirt den dogmenhistorischen Begriff derselben.*) Es geht demnach unwidersprechlich hervor, daß nicht nur diejenigen, welche eine vollständige Genugthuung annahmen, sondern sogar diejenigen, welche den Acceptilationsbegriff ihrer Versöhnungslehre zu Grunde legten, jedenfalls kein bloßes Strafverhältniß annahmen, sondern ein Schuldverhältniß, wobei Gott als creditor dasteht. Wenn nun Grotius dem Vorwurf der Acceptilation ausweichen will, so weicht er eben nur seinem Acceptilationsbegriff aus, keineswegs aber dem dogmenhistorischen. Und es ist ein offenbares Falsum, wenn er den seinigen für diesen ausgiebt. — In der That aber ist es nichts als, wo nicht absichtliche Einseitigkeit, doch Mangel an tieferem Eindringen in die juridischen Grundbegriffe, der diese Grotiussche Theorie erzeugt. Denn auch der Jurist muß, selbst wenn er zunächst bloß beim Strafverhältniß stehen bleibt, dasselbe Schuldverhältniß in ihm anerkennen, wenn er es nämlich nicht bloß in todter Abstraktion der Erscheinung, sondern in lebendiger Tiefe seiner Wesenheit erfaßt. In dieser Beziehung verweisen wir auf den oft erwähnten Aufsatz von Göschel, von dem wir nur Folgendes aushe-

*) Dennoch scheint dieser dogmenhistorische Begriff von dem streng juristischen nicht so fremd und fern zu seyn, als Grotius angibt. Denn es gibt ja (pandektenmäßig) eine acceptilatio ex parte, wo ein Theil der Schuld nicht realiter bezahlt, sondern, wie wir zu sagen pflegen, für empfangen, angenommen wird; der andere Theil aber noch bezahlt werden muß, vgl. Digest. 46. tit. IV. l. 9.: Pars stipulationis etc. und ibid 17.: Qui hominem etc. Überhaupt möchte sich aus einer genaueren juristischen Untersuchung leicht ergeben, daß Grotius nicht so ganz ehrlich mit seinen juridischen Definitionen zu Werke ging. So sagt er oben, eine Acceptilation setze etwas voraus, das acceptirt werden könne. Allein grade das macht den streng juristischen Begriff der Acceptilation aus, daß sie eine solutio imaginaria, eine mit bloßen Worten abgemachte Übereinkunft wegen eines in Worten bestehenden Vertrags und Versprechens ist. So heißt es Institut. l. III. tit. 30.: „Item per acceptilationem tollitur obligatio. Est autem acceptilatio imaginaria solutio. Quo genere (solutionis) tantum eae solvuntur obligationes, quae ex verbis consistunt, non etiam ceterae. — Sed et id, *quod alia ex causa debetur*, potest in stipulationem deduci, et per acceptilationem dissolvi." Aus dem letzteren ergibt sich, daß auch das eigentliche delictum, die obligatio ex maleficio und injuriis, durch Acceptilation getilgt werden kann. — Kurz, der Acceptilationsbegriff läßt sich nur dann beseitigen, wenn eine wirkliche reale solutio, eine äquivalente satisfactio angenommen wird. Freilich nach Grotius wäre eine äquivalente Satisfaktion eine contradictio in adjecto. Allein es ist auch hier zu bezweifeln, ob Grotius ganz ehrlich war. „Satisfactio *pro solutione* est," heißt es Digest. l. 46. tit. III. l. 52.; wozu eine Marginalbemerkung von Gothofredus, dessen Ausgabe des Corpus juris wir vor uns haben, sagt: „Quid ita? Fit volenti satisfactio; ideoque ut solutione facta creditori, ita satisfactione liberatur debitor: ea parte comparari potest satisfactio solutioni; utraque enim eundem effectum praestat, nempe liberationem." Dem zufolge steht die satisfactio weder der acceptilatio entgegen, noch der apocha. Denn „Solutionis verbum ad omnem liberationem pertinet, quoquo modo factam." Digest. 46. IV, 1. — Der Begriff der Satisfaktion drückt überhaupt das Moment der Geltung und Anerkennung der (und zwar jeglicher) Solution aus.

ben. „Aber wir müssen noch einen Schritt thun, um in das volle Leben und hiemit in die lebendige Einheit der anscheinlich entgegengesetzten Begriffe einzutreten. Das Recht, welches den Willen in allen seinen Entwickelungen richtet, in allen seinen Gestaltungen und Entstellungen begleitet, ist nothwendig selbst Wille, rechter Wille. Das Recht, welches mit Personen zu thun hat, ist selbst Person. Jus est constans et perpetua voluntas, und dieser höchste Wille ist die höchste Person. Als höchster Wille ist das Recht die Wahrheit des objektiven Willens, absoluter Geist, absolute Persönlichkeit. — Ein Stellvertreter dieser höchsten Person ist der Richter auf Erden; alle Obrigkeit ist Gottes Dienerin. Jeder Richter ist das Recht in Person, so unvollkommen auch die Erscheinung des Rechts in dieser Person sey." — Grotius, der diesen wesentlichen Zusammenhang der Dinge so wenig erkennt, daß er auch nicht das Gesetz Gottes für den Ausdruck seines Willens gelten läßt, kommt freilich auch bei der Strafe nicht über den Gesetzesmechanismus hinaus. Es haben in der That hier die Theologen tiefer geschaut im Gebiete der Jurisprudenz, als der Jurist Grotius. Sie durften dabei freilich nur den Winken ihres Meisters folgen (Matth. 18, 23 ff.), wo ihnen auf das Bestimmteste das Schuldverhältniß neben und in dem Strafverhältniß nachgewiesen ist, und Gott entschieden als creditor auftritt; was keineswegs das Verhältniß als rector und princeps ausschließt. Wenn gegen dies Gleichniß Grotius (Cap. II. §. 8.) eben das Gleichniß geltend macht, und sagt, es sey hier bloß die Ähnlichkeit der Sündenvergebung mit einer Schulderlassung dargestellt, so erinnert Vitringa (obss. l. IV. c. III.) dagegen mit Recht, daß dies zu leichtfertig geredet sey, als daß man sich darauf einlassen könne. — Wir möchten wissen, was ein Jurist (etwa außer den gewöhnlichen Sprachgebrauch) gegen folgenden Schluß einwenden könne: Gott, der den Menschen nach seinem Bilde schuf, will, daß der Mensch seinem Gesetze gehorche. Dieser Gehorsam ist seine Pflicht, seine Schuldigkeit (debitum), gegen welche sich Gott als creditor verhält. Wenn daher der Mensch das ganze Gesetz erfüllt, so hat er nur gethan, was er schuldig war. Matth. 18, 24. 25., Luc. 17, 10. Unterläßt er es, in irgend einem Stücke diese seine Schuldigkeit abzutragen, so hebt das seine Schuldigkeit selbst nicht auf. Da aber diese nicht mehr nachgeholt werden kann, so tritt die Strafe an die Stelle; dadurch wird aber das Verhältniß eben so wenig aufgehoben, sondern der Mensch ist jetzt der Strafe eben so schuldig, als er den Gehorsam schuldig war, und Gott folglich steht zu dem der Strafe Verfallenen in demselben Verhältnisse des Kreditors, als er vorher zu dem Gehorsam Schuldigen stand. — Oder sehen wir die Sache von einer anderen Seite an. Der Mensch verletzt durch die Sünde die Ehre Gottes. Er ist ihm nach allem Rechte die Wiederherstellung derselben schuldig; diese ist aber nur möglich durch die in der Strafe sich manifestirende Macht und Ehre Gottes selbst. Somit ist auch hier Gott zugleich Richter, Beleidigter und Gläubiger. Wenn freilich Grotius solches mit juristischen Machtsprüchen, wie: „Niemand kann in seiner eigenen Sache Richter seyn," oder: „Der beleidigte Theil als solcher hat kein Recht auf Strafe," oder: „ein Gläubiger kann nur Schuld fordern, nicht strafen (Cap. II. §. 5. 6. 7.), zurückweisen will; so ist eben zu bedauern, daß Grotius diese aus der menschlichen Zerrissenheit und Unvollkommenheit hervorgehenden Wahrheiten auf Gott den Vollkommenen anwendet. Daß Gott nicht als Gläubiger straft, darin hat Grotius Recht; aber darin hat er Unrecht, daß er deshalb jenes Gläubigerverhältniß ganz läugnet, als ob beides nicht in Gott bestehen könnte. Aber selbst wenn man mit Grotius Gott bloß als princeps betrachtet, so stehet in dem princeps der Staat, und somit der princeps selbst als creditor da, dem jeder Staatsbürger Gehorsam, und jeder Verbrecher Strafe und Genugthuung schuldig ist. Dies ist so evident, daß Grotius sich nicht anders helfen kann, als daß er (Cap. II. §. 10.) behauptet, das Wort schuldig seyn schließe nicht immer eine Beziehung auf eine bestimmte Person ein, der man schuldig ist, sondern heiße bisweilen bloß: es kommt mir zu. Dem steht aber, bemerkt Vitringa (l. c.) nichts entgegen, als die gesunde und helle Vernunft. Grotius fühlte das selbst, und gesteht daher dem, der doch nicht sich ganz befriedigen will, endlich zu, daß der Staat selbst und das öffentliche Wohl die Stelle eines Creditors einnehmen, weil der Staat selbst die Strafe der Verbrechen verlange ꝛc.

Doch wir glauben uns ohnehin schon zu lange bei diesem scheinbar sehr unwichtigen Punkte aufgehalten zu haben. Allein da Grotius in seiner Untersuchung davon ausgeht, so wollten wir ihn nicht ganz unerörtert lassen. Es hängt auch damit zusammen, daß Grotius das zweite Moment der orthodoxen Kirchenlehre, die obedientia Christi meritoria, gar nicht anzuerkennen scheint, wenigstens gar nicht berücksichtigt, worauf wir jedoch nicht weiter eingehen wollen.

Wir kehren zum Acceptilationsbegriff zurück. Und da Tholuck ihn den altchristlichen Genugthuungsbegriff nennt, so möge es uns erlaubt seyn, hier eine kleine Episode aus früherer Zeit, nämlich über die Scotistische Theorie, einzuschalten.

Die Grundlage des Acceptilationsbegriffs ist, daß dasjenige, was Christus für die Menschen gethan und gelitten, nicht in sich selbst den Werth gehabt, das zu bewirken, was es bewirkt hat; d. h. daß es den Anforderungen Gottes und seiner heiligsten Gerechtigkeit nicht de facto (wie Grotius sich ausdrückt) oder ex interno sui valore (e condigno) genuggethan; sondern daß es sich Gott genug seyn ließ, es für genug erklärte und annahm. Der Urheber dieser Erlösungstheorie ist bekanntermaßen Johannes Duns Scotus,*) ein Franziskaner im dreizehnten Jahrhundert, der sich mit derselben dem Thomas von Aquino, der die bisherige Kirchenlehre vertheidigte, entgegensetzte. Seine Anhänger hießen Scotisten, gegenüber den Thomisten.

(Schluß folgt.)

*) Doctor subtilis genannt, lehrte zu Oxford, Paris und Cölln; starb 1308.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 24. September. № 77.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Schluß.)

Das Princip, worauf er seine Lehre stützte, war: „Tantum valet omne creatum oblatum, pro quanto acceptat Deus illud, et non plus" (Dist. XX. l. III. in sent. Lomb. quaest. I.). Woraus er denn ganz folgerichtig schließt, daß keine reale Äquivalenz nöthig, und daß ferner auch ein Engel hätte genug thun können, ja daß auch keine unendliche Genugthuung nothwendig gewesen. Wir müssen aber hier zunächst den Fehler in der Conclusion bemerklich machen, den Scotus in der Anwendung dieses Grundsatzes auf Christum macht. Gesetzt nämlich, es gelte wirklich *omne creatum oblatum* nur nach der Annahme Gottes, so ist dies eben auf Christum nach orthodoxem Lehrbegriff gar nicht anwendbar. Christus ist kein creatum oblatum und hat kein creatum oblatum dargebracht. Diese Ansicht kann nur mit der anderen irrigen bestehen, welche die innigste und realste Durchdringung und Gemeinschaft der Gottheit und unbefleckten Menschheit in Christo läugnet, durch welche die Unendlichkeit des Opfers und Lösegelds Christi begründet ist, selbst wenn man es von der materiellsten Seite auffaßt. Daher Thomas Aquinas mit Recht dagegen geltend macht, daß die Würde des Leibes Christi nicht zu messen sey nach der Natur seines Fleisches, sondern nach der Person, die das Fleisch annahm, sofern es nämlich ein Fleisch Gottes war, von dem aus es seine unendliche Würde hatte. (Part. III. quaest. 48.) — Und wenn die Anwendung jenes Princips gelten soll in unserer Lehre, warum blieb Gott nicht bei dem creatum oblatum der Schaafe und Böcke ꝛc. im A. T. stehen? und verlangte das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt? Nach der heiligen Schrift konnte das Blut der Böcke und Schaafe nicht Sünde wegnehmen: warum nicht, wenn es bei der acceptilatio Dei steht? — Christus aber hat durch sein eigen Blut eine ewige Erlösung erfunden, durch sein eigenes Opfer, das ewiglich gilt, die Sünde aufgehoben, und in Ewigkeit vollendet, die geheiliget werden. Hebr. 10, 4. 12. 14., 9, 12. 26. — Allein das angeführte Scotistische Princip selbst hat nur einseitige Wahrheit. Daß alle Dinge nur so viel gelten, als Gott sie gelten lassen will, ist allerdings nicht unwahr; aber Gott kann subjektiv nicht gelten lassen, was objektiv nicht ist; sonst wäre in Gott Lüge, oder jedes Ding wäre selbst eine absolute Lüge. Denn wenn eine Sache nur ist, was Gott sie gelten läßt, und das Geltenlassen an keine objektive Realität und Wahrheit, an keinen objektiven Werth gebunden ist, so könnte ein Ding etwas seyn (ex acceptilatione Dei), was es nicht ist (realiter und in se), und etwas nicht seyn, was es ist! — Wir sehen also, daß das Grundprincip der ganzen Acceptilationstheorie weder in sich selbst vor der Vernunft, noch in seiner Anwendung vor der heiligen Schrift besteht. Sie hat übrigens, was sich von selbst versteht, die Läugnung alles dessen zur Voraussetzung, was die orthodoxe Versöhnungslehre voraussetzt. Daher kämpft Scotus zunächst gegen die auch von ihm mißverstandene Lehre Anselm's von dem in Gott selbst nach seiner wesentlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit nachgewiesenen nothwendigen Grund der faktischen Erlösung, und behauptet, daß überhaupt eine Genugthuung unnöthig. Zugegeben aber, sagt er, daß eine Genugthuung erforderlich, so war doch nicht nöthig, daß der Genugthuende Gott sey, und daß das Objekt der Genugthuung (Christus der Gottmensch, nach Anselm's Theorie) alle Kreatur übertreffe; sondern es reichte hin, Gotte ein größeres Gut darzubringen, als die Sünde des sündigen Menschen war. Diese Sünde sieht aber Scotus nur zunächst in der durch einen besonderen Akt hervortretenden, die Liebe Gottes verdrängenden Liebe zur Kreatur, und daher hatte, sagt er, wenn Adam durch eine ihm verliehene Gnade und Liebe auch nur einen oder mehrere Akte der Liebe gegen Gott um seiner selbst willen mit größerer Willenskraft (majori conatu liberi arbitrii), als die im Sündigen war, gehabt hätte, diese Liebe zur Genugthuung hingereicht. Diese Liebe aber sey, obschon besser als die Liebe zur Kreatur, doch nicht etwas Größeres als die Kreatur selbst; auch die Liebe Christi zu Gott nicht. Woher nun also, fragt Scotus, die Unendlichkeit der Genugthuung? — So wenig, fährt Scotus fort, ein Gott zur Genugthuung Noth war, so wenig nothwendig hätte es auch grade ein Mensch seyn müssen. Denn ein Nichtschuldner kann ja für einen Schuldner genugthun, gleichwie Einer für den Anderen beten kann. Somit hätte auch ein Engel genug thun können, indem er etwas Gott Wohlgefälliges für uns darbringen konnte, was Gott für alle Sünden hätte gelten lassen ꝛc. — Wir sehen hier consequent ausgesprochen, was jeder Acceptilationstheorie nothwendig vorausgeht und folgt, auch der Grotiusschen. Daher ist es auch ganz natürlich, daß der reell causale, unmittelbare Zusammenhang des Todes Christi mit der Erlösung der Menschen selber, so wie bei Grotius verborgener Weise, so bei Scotus offen und ausgesprochenermaßen wegfällt. Der Tod Christi erscheint ihm daher nur in der Verkettung der Dinge, d. i. zufällig (contingenter) nothwendig. Indem er nämlich die Juden von ihren Irrthümern befreien wollte, wollte er lieber sterben als schweigen ꝛc. Aber eben das, daß wir auf andere Weise erlöst werden konnten, Christus aber freiwillig es mit Drangebung seines Lebens that, verbindet uns zu größerer Dankbarkeit und

Liebe gegen ihn, als wenn wir nothwendig so und nicht anders hätten befreit werden können, meint Scotus.

Wir erlauben uns, obwohl jeder Leser leicht für sich das Unrichtige dieser Theorie erkennen wird, einige specielle Bemerkungen. Um die Unendlichkeit der Genugthuung zu umgehen, supponirt für's Erste Scotus einen falschen Begriff von der Sünde. Sie ist ihm ein Akt der Liebe zur Kreatur. Allein das Sündhafte dieser Sünde, wenn sie es ist, liegt wesentlich erst in der Verachtung Gottes, die sich in dem thatsächlichen Ungehorsam und Übertretung seines Willens offenbart. Wenn nun Scotus selbst zugesteht, daß die Genugthuung ein majus bonum erheische, als das malum der Sünde ist, so ist es ganz falsch calculirt, wenn er dieses majus bonum in einem bloßen Liebesakt zu Gott zu finden meint. Denn abgesehen davon, daß, wie die orthodoxe Lehre sehr moralisch-tief bemerkt, diese Liebe in jedem Falle nichts als Pflicht und Schuldigkeit des Menschen wäre, womit nie eine andere versäumte Schuldigkeit nachgeholt werden kann, abgesehen davon, daß somit in dieser Liebe für die Gott zugefügte vorherige Verunehrung keine Genugthuung seyn kann; so ist auch in ihr nicht einmal ein majus bonum enthalten. Denn dieses majus ist nach Scotus nur durch das Objekt bedingt; wenn aber, wie wir gesehen, die Sünde nicht bloß die Kreatur (amor creaturae), sondern Gott selbst (exhonoratio Dei) zum Objekt hat, so ist die gegenüberstehende Liebe zu Gott, da sie dasselbe Objekt hat, jener ganz gleich, und folglich zur Erlösung unzureichend. — Und wenn Scotus ferner daraus, daß diese Liebe (auch Christi) zu Gott nicht größer sey, als die Kreatur, folgert, daß man demnach von keiner Unendlichkeit der Genugthuung reden könne, so trifft dies einerseits die orthodoxe Lehre gar nicht, welche bekanntermaßen einen ganz anderen Grund für die Unendlichkeit der Genugthuung hat; andererseits folgt eben daraus, daß, in Verbindung mit dem Vorigen, auf diese (Scotistische) Weise keine Genugthuung möglich wäre. — Wenn aber Scotus aus der Möglichkeit der Fürbitte auch die Möglichkeit einer Genugthuung für Andere ohne eigentliche Stellvertretung ableiten will, und somit auch die Menschwerdung Christi für zufällig erklärt, so macht dies einerseits seinem gerühmten Scharfsinn in der That wenig Ehre, andererseits erkennt man daraus, wie ihm ohne allen tieferen sittlichen Ernst auch diese Lehre bloß zum Objekt scholastischer Spitzfindigkeit gedient hat. Überhaupt möchten wir als Behauptung aufstellen, daß die tiefere oder seichtere Erkenntniß der Sünde, namentlich aber, wenn wir so sagen dürfen, die Erfahrungserkenntniß, das mehr oder weniger Scotistische und Socinianische in der Darstellung der Genugthuungslehre bedingt; und daß man wohl mit Sicherheit von dieser auf jene schließen kann. Das Anselmische „Nondum considerasti, *quanti* ponderis sit peccatum!" möchte daher in den meisten Fällen der geeignetste Zuruf an denjenigen seyn, der von der orthodoxen Lehre abweicht. —

Höchst bemerkenswerth und charakteristisch für die Scotistische Theorie ist noch, daß Scotus die Kraft der Erlösung gegen alle Schrift, obwohl seinem Princip consequent, nicht in den Tod, in das damit gebrachte Opfer Christi legt, sondern lediglich in seine Liebe, in seinen Gehorsam; und daß er das Leiden Christi nur von der Seite des Verdienstes für uns, nicht aber von der Seite der Genugthuung gegen Gott ansieht und erkennt (vgl. Cramer a. a. O. p. 598 f.); wogegen Thomas Aq. richtig beide Seiten in ihrer wahren Bedeutung gelten läßt (ebendas. 576 f.). — Wahrhaft lächerlich aber ist es, wenn Scotus den in Ermangelung eines besseren angegebenen Zweck des Todes Christi (s. oben) mit der psychologischen Bemerkung unterstützt, daß man sich zu größerer Dankbarkeit verpflichtet fühle gegen den, der uns freiwillig errettet hat, obschon wir auf andere Weise auch hätten errettet werden können, als gegen den, der uns freiwillig rettet, wenn wir ohne diese seine Errettung ewig verloren geblieben wären!

Nach dieser Darstellung können wir wohl Tholuck (erste Auflage seines Buches) nicht beistimmen, daß dieser Scotistische und von Grotius wiederhergestellte Acceptilationsbegriff der altchristliche und somit wahre Genugthuungsbegriff sey. Im Gegentheil ist es einerseits gewiß, daß Scotus erst gegen Thomas Aquin und Anselm auftrat, und seine Ansicht auch als neue (ihre Entstehung hat Tholuck selbst angegeben) gegen die alte geltend machte. Darf man bei solchem Streite auf die moralische Quelle zurückgehen, so möchte die Ruhmsucht keine der geringsten Triebfedern des Scotus gewesen seyn. Selbst Ziegler, der übrigens ganz auf Seiten des Scotus ist (hist. dogm. de red.), bemerkt: Verum enimvero, ut fere fit, non facile in partes principis abit, qui ipse de principatu contendit. *Ut haberet, quod tanto viro* (sc. Thomae) *contradiceret* J. D. Scotus, sententias ejus paulo accuratius examinavit etc. — Andererseits ist es eben so entschieden nachzuweisen, daß bei den Kirchenvätern nicht nur der Begriff einer wirklichen innerlichen Äquivalenz der Genugthuung Christi, sondern sogar auch einer superabundantia einheimisch war, wie denn auch beide Begriffe ihren biblischen Grund haben. Münscher citirt in seiner Dogmengeschichte (4ter Thl. 6ter Abschn.) eine Menge hieher gehöriger Stellen. Unter andern sagt Cyrill von Alexandria: „Christus hat uns losgekauft von dem Fluche des Gesetzes, indem er selbst ein Fluch für uns wurde. Da der Buchstabe des Gesetzes den für verflucht erklärt, welcher sich in Sünden befindet, so unterzog sich der, welcher von keiner Sünde wußte, Christus, der Strafe, indem er ein ungerechtes Urtheil ausstand, und das litt, was die unter dem Fluch Befindlichen hätten leiden sollen, damit er, welcher so viel als das Ganze werth war (ὁ τῶν ὅλων ἀντάξιος), durch seinen Tod für Alle die Schuld des allgemeinen Ungehorsams aufhöbe, und die Erde mit seinem Blute erkaufte. Wäre er ein bloßer Mensch gewesen, so hätte er allein nicht ein Äquivalent für Alles (εἷς πάντων ἀντάξιος) seyn können. Wenn er aber als menschgewordener Gott betrachtet wird, so ist die ganze Kreatur gegen ihn von geringem Werth, und der Tod Eines Fleisches, welches dem aus dem Vater erzeugten Logos zugehört, reicht hin zum Lösegeld für die Erde." Hiezu vergleiche man folgende zwei Aussprüche von Augustin und Chry-

sostomus. „Wir wollen zuversichtlich glauben, daß der die ganze Welt erlöset hat, welcher mehr gab, als die ganze Welt werth war. Denn die Würde des köstlichen Preises überstieg den Werth des sich erkauften Lohnes." *) „Christus hat weit mehr für uns bezahlt, als wir schuldeten, grade so viel mehr, als das ungeheure Meer einen kleinen Tropfen übertrifft. Weit mehr als wir schuldeten: nicht als ob der unendliche Werth des Verdienstes Christi größer gewesen wäre, als die unendliche Gerechtigkeit und der Zorn Gottes, da ja im Unendlichen an sich kein mehr und minder stattfindet, sondern weil Christus nicht nur jene Übel abwendete, welche Adam herbeizog, sondern auch uns überdies noch weit größere Güter, nämlich Gnade, Leben und Herrlichkeit erwarb." **) — Daß diese Lehre die Thomistische genannt wird, hat nur einen historisch-polemischen Grund. Eigenthümlich ist sie ihm nur als Verfechter. Nur die Caricatur dieser Lehre (vom überflüssigen Schatz der Kirche ꝛc.) ist ihm als Urheber eigen, so wie auf der anderen Seite der Widerspruch (der jedoch mehr von Seiten der Rechtfertigung aus entstand), daß er nur die Erbsünde durch das Opfer Christi getilgt weiß. — Die Lehre des Scotus, so wie die des Thomas, erscheinen als die zwei zur Extremität getriebenen Seiten der Genugthuung Christi. Die Superabundanz übersieht bei der Schätzung des Werths den determinirenden Zweck in facto, und geht über diesen hinaus. Allerdings ist, was Christus gethan und gelitten unendlich erhaben über die Schuld; aber nur an sich betrachtet; in der Bestimmtheit seines Zwecks aber ist es grade das, was es seyn sollte, nämlich vollkommene Äquivalenz. Die Acceptilation dagegen ist die zum Extrem verfolgte acceptatio Dei, welche auch in der orthodoxen Lehre statt hat. Daß Gott die Genugthuung Christi acceptirt, das Opfer annimmt, und für den Einzelnen wirklich gelten läßt, ist wesentliches Moment der Erlösungslehre; aber er nimmt nur an, was wirklich vorhanden ist. Wenn man die Acceptilatio in diesem Sinne nimmt, mag man allerdings mit Hase (Hutter. rediv.) beide Ausdrücke nicht für unangemessen halten; allein in der selbstständigen Bedeutung, in der der Begriff der Acceptilation dogmengeschichtlich auftritt, steht er keineswegs der satisf. *abundans*, sondern der realen Genugthuung Christi überhaupt und ausschließend gegenüber, und muß daher vom orthodoxen Lehrbegriff wesentlich ausgeschieden und von der Hand gewiesen werden.

Werfen wir nun zum Schluß noch einmal einen Blick auf Grotius zurück, so können wir ihn so wenig für einen wahren Vertheidiger der orthodoxen Kirchenlehre gelten lassen, daß wir ihn vielmehr als den Begründer jenes theologischen juste milieu ansehen müssen, dem in unserer Zeit so Viele huldigen, und das zwischen der Wahrheit und Lüge also verhandelt, als ob beides Extreme eines Dritten wären, und als ob nicht Wahrheit und Lüge, sondern Lüge und Lüge einander gegenüberständen; und können nicht umhin, das Urtheil des Buddeus zu unterschreiben, daß er, bei seiner Vertheidigung der Genugthuung Christi, den Gegnern so viel eingeräumt habe, ut *revera nihil egisse* videatur. — Wenn jedoch irgendwo, so halten wir es bei Grotius für nöthig, den Menschen von seinem System zu unterscheiden. Denn obwohl eine solche Trennung nimmermehr in der Art statuirt werden kann, daß man das System dem Menschen nicht anrechnen dürfe, so ist es doch auch eine gegründete Erfahrung, daß das Innere nicht völlig im Äußeren aufgeht, oder daß was von außenher angeregt, sich äußerlich kund gibt, nicht immer völlig dem gleich ist, was in ihm bleibend ruht, und was in geeigneter Stunde vom Geiste Gottes erregt die volle Wahrheit umfaßt. Wir sehen daher mit Freuden das Ende unseres Grotius an, welcher nach dem Berichte des Quistorp *) mit dem demüthigen Zöllnerbekenntniß, daß all' seine Hoffnung auf Christum alleine stünde, und mit dem Gebete des Liedes: Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott ꝛc., starb.

*) Augustin. Serm. de tempore 114.

**) Chrysost. in V. Cap. ad Rom. — Vgl. hiezu Cotta diss. V. hist. red. zu Gerh. loc. theoll. t. IV.

Über die Russische Kirche.

(Fortsetzung.)

Dann aber zeigt sich auch in jenen Predigten keine Spur von einem Bewußtseyn über die dogmatischen Differenzen der Kirchen, was sich doch wohl äußern könnte, auch ohne förmliche Controverspredigten hervorzubringen. Es hängt dies mit dem Mangel an Gelehrsamkeit und wissenschaftlichem Geiste zusammen, der so auffallend ist. Zwar beehrt Pinkerton manche Bischöfe mit dem Ehrentitel: der Gelehrte; allein es ist nicht recht abzusehen, worin eigentlich die Gelehrsamkeit besteht; meist scheint sie sich auf Lektüre der Griechischen Väter, namentlich des Chrysostomus, zu beschränken, so daß von eigentlicher Wissenschaft nicht die Rede seyn kann. Und darum haben auch wohl die Bemühungen der Katholiken, die Griechen zur Union zu bewegen, so guten Fortgang. Ihre Missionare verstehen es trefflich, die ohnehin wenig bedeutende Differenz noch unbedeutender zu machen, und der päpstliche Stuhl hat nie Anstand

*) In einem Brief an Calow, siehe: Praestant. ac erudit. virorum epistolae eccles. et theol. etc. Amst. 1660. pag. 794 f. — J. Lange hat denselben seiner kurzen Lebensbeschreibung des Grotius vor der Ausgabe der defensio etc. einverleibt. Grotius nämlich, nachdem er auf seiner letzten Reise von Stockholm nach Lübeck Schiffbruch erlitten, kam sehr krank in Rostock an. Er ließ am zweiten Tage genannten J. Quistorpius, Prof. der Theologie zu Rostock, zu sich rufen. Als dieser ihn an die Bereitung zu einer seligen Heimfahrt erinnerte, und des Zöllners (Luc. 18.) erwähnte, sprach Grotius: „Ego ille sum publicanus!" und als Quistorp auf das einzige Heil in Christo hinwies, sagte er: „In solo Christo omnis spes mea est reposita." Hierauf betete jener obiges Lied, und Grotius complicatis manibus, submissa voce me insequebatur, schreibt Quistorp. Quum finissem, quaesivi, an me intellexisset, respondet: probe intellexi. Wenig Augenblicke darauf starb er.

genommen, gegen die Anerkennung der Suprematie sie ganz zu ignoriren oder gar förmlich zu bestätigen. So greift die Union besonders in den an Polen gränzenden Provinzen stets um sich, obgleich jetzt weniger als vor Vertreibung der Jesuiten. Diese benutzten namentlich ihr Collegium in Polotzk, wo viele Edelleute ihre Kinder erziehen ließen, und so gelang es ihnen, unter andern einen Fürsten Gallitzin, einen Neffen des Fürsten A. Gallitzin, zum Proselyten zu machen, was jedoch einen Kaiserl. Ukas veranlaßte, daß sie künftig nur katholische Kinder aufnehmen sollten. Bei dieser Gelegenheit verfaßte Philaret, der jetzige Metropolit von Moskau, damals Professor der Theologie an der geistlichen Akademie in Petersburg, eine vergleichende Übersicht der Controverslehren beider Kirchen, aus der wir einen Auszug geben, da sie Pinkerton zuerst aus dem Manuscript hat drucken lassen.

Der Aufsatz beginnt folgendermaßen: „Der Geist des Christenthums ist in den Worten enthalten: Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. Als Bestandtheile dieser beseligenden Erkenntniß finden wir: 1. Die Erkenntniß der Quelle, aus der wir den reinen Glauben zu schöpfen haben; denn nur aus der ächten Quelle kann die reine Lehre abgeleitet werden. 2. Die Erkenntniß Gottes als des Dreieinigen, nach seinen ewigen Eigenschaften und seiner Beziehung zur Welt. 3. Die Lehre von dem verdorbenen Zustande der menschlichen Natur, ohne welche es unmöglich ist, das Bedürfniß eines Erlösers in Christo zu fühlen. 4. Die Lehre von Jesu Christo, als dem Mittler zwischen Gott und dem Menschen. 5. Die Lehre von der Gnade des heiligen Geistes und seinen Einwirkungen, durch welche die von Jesu Christo vollständig bewirkte Erlösung jedem Einzelnen, der daran glaubt, zu Theil wird. 6. Die Lehre von den Sakramenten, durch welche die Gnade mitgetheilt und versiegelt wird. 7. Die Lehre von der Kirche, als der Gesellschaft, welche die christlichen Glaubens- und Sittenlehren bewahren soll. 8. Die Lehre von einem künftigen Leben, worin die von Christo gegebenen Verheißungen erfüllt werden sollen. *) Nach diesen acht Punkten sollen nun die Lehrsätze beider Kirchen verglichen und geprüft werden; Meinungen über Kirchengebräuche können hier unberührt bleiben, da es im Christenthume, unbeschadet des reinen Glaubens, verschiedene Meinungen über Vieles geben kann, wie z. B. die Meinung von der Existenz der Engel vor dieser Welt von Chrysostomus vertheidigt, von Theodoret verworfen wird. So können auch nicht nur in verschiedenen Kirchen, sondern auch in einer und derselben mannichfache Gebräuche bestehen, wie u. A. die Griechisch-Russische Kirche, der ältesten Kirchensitte folgend, bei der Taufe das Untertauchen vorzieht, aber auch die Besprengung zuläßt, ohne zu fürchten, daß dadurch die Kraft des Sakraments verringert würde."

Als wirkliche Lehrdifferenzen werden nun angegeben:

1. Zum ersten Artikel: Die Griechische Kirche hält, nach 2 Tim. 3, 15—17., die heilige Schrift für die einzig reine und vollständig genügende Quelle der Glaubenslehre, während die Römische ihr noch die Tradition an die Seite setzt. Zur heiligen Schrift aber rechnet jene nur die 39 Bücher des A. T. und 27 des N. T., die anderen achtet sie wegen ihres Alters, und der in ihnen enthaltenen reinen Lehre; hält sie aber, da ihr göttlicher Ursprung uns verborgen oder zweifelhaft ist, für apokryphisch, in Übereinstimmung mit der Kirche des A. und N. B., auch den älteren Römischen Vätern, wie Hieronymus; die Römische Kirche dagegen setzt jene Bücher, auf die Auctorität der Kirche hin, den ächten ganz gleich. Ferner glaubt die Griechische Kirche, nach Ps. 119, 105., 2 Cor. 4, 3., daß alles zur Seligkeit Nothwendige in der heiligen Schrift so klar gelehrt ist, daß Jeder, der sie mit aufrichtigem Verlangen liest, es verstehen kann, während die Römische Kirche einen Ausleger für unumgänglich nöthig hält. (Anmerk. Daß für minder unterrichtete Christen ein erleuchteter Ausleger wünschenswerth ist, soll keineswegs geläugnet werden; nur die Nothwendigkeit eines mit gebieterischer Auctorität versehenen Erklärers verringert die Würde des göttlichen Wortes, und unterwirft den Glauben menschlicher Willkühr.) *) Für den authentischen Text der heiligen Schrift hält die Griechische Kirche den Urtext, weil Übersetzungen ihre Glaubwürdigkeit nur vom Originale erhalten; die Römische Kirche glaubt, daß der Urtext verfälscht, und authentisch nur die sogenannte Vulgata ist. (Anmerk. Das hierauf bezügliche Dekret des Concils zu Trident sollte, nach Sarpi, hist. conc. Trid. I. 11., nur den Geistlichen das Lernen des Griechischen und Hebräischen ersparen; es ist aber verwerflich, da es das Forschen in der Schrift, Joh. 5, 39., hindert.) Die Griechische Kirche verpflichtet Jeden, die heilige Schrift in einer ihm verständlichen Sprache zu lesen, und sich daraus zu erbauen (Ps. 1, 2., Col. 3, 16); auch waren ja die apostolischen Schriften meist an die Gemeinden und nicht bloß an die Geistlichen gerichtet. Nach der Lehre der Römischen Kirche sollen die Laien die heilige Schrift nicht in der Muttersprache lesen, um nicht in Irrthümer zu fallen. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Auf das Willkührliche und Unlogische dieser Eintheilung brauchen wir wohl nicht weiter aufmerksam zu machen. Wenigstens hätte der 5te, 6te und 7te Artikel zusammengefaßt werden müssen.

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß diese, wie die folgenden polemischen Erläuterungen, die sich bloß in Klammern eingeschlossen im Texte finden, dem Griechischen Originale angehören.

**) The Laity ought not to read. Es ist aus diesem Ausdrucke nicht ganz klar, ob Philaret meint, die Katholische Kirche verbiete das Lesen der heiligen Schrift, oder bloß, was wenigstens der Sache nach das Richtige ist, sie rathe im Allgemeinen davon ab. Übrigens hat er wohl nicht bloß hier die Katholische Lehre nicht ganz richtig dargestellt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 27. September. № 78.

Über die Russische Kirche.

(Fortsetzung.)

Endlich erkennt die Griechische Kirche nur die heilige Schrift als den höchsten Richter über Glaubensstreitigkeiten an, nach Hebr. 4, 12., und verlangt, daß die Entscheidungen der Kirchenversammlungen so wie alle Überlieferungen nach ihr geprüft, und Glaubenslehren, die sich in ihr nicht finden, verworfen werden, da Spr. 30, 6., Gal. 1, 8. 9., Apg. 22, 18. jeden Zusatz zur heiligen Schrift streng verbieten. Die Römische Kirche dagegen hält den Papst für den höchsten untrüglichen Richter in Glaubensstreitigkeiten, als Erben der Vorrechte des Hohenpriesters und des Apostels Petrus, für den Christus bat, daß sein Glaube nicht aufhöre (Luc. 22, 32.) [doch ist diese Unfehlbarkeit selbst in der Römischen Kirche Gegenstand des Streites]; sie schreibt ferner den Concilien dieselbe Irrthumslosigkeit zu, wie der heiligen Schrift, weil nach Matth. 18, 23. Christus auf ihnen zugegen ist, und verlangt, daß ungeschriebene Überlieferungen mit derselben Ehrfurcht aufgenommen werden wie das geschriebene Wort Gottes, da sie Glaubensartikel enthalten, die zur Seligkeit nothwendig sind. 2 Thess. 2, 15. (So lange die Apostel lebten, wurde allerdings die Kirche durch mündliche Überlieferung und schriftliche Belehrung zugleich gegründet. Nachdem aber die heilige Schrift vollendet ist, hieße es, die Gebote Gottes menschlichen Satzungen unterordnen, wenn man der mündlichen Überlieferung gleichen Werth mit ihr beilegen wollte. Matth. 20, 6.)

2. Von Gott. Hier ist die einzige Differenz die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes. Wenn die Römische Kirche für ihre Behauptung sich auf Joh. 16, 15.: „Alles, was der Vater hat, ist mein!" beruft, so bezieht sich diese Stelle, wie Joh. 17, 10., nur auf die allgemeinen Eigenschaften der Gottheit, nicht auf die speciellen der einzelnen Personen. Das Folgende: „von dem Meinen wird er es nehmen," bedeutet nur, der heilige Geist werde die Gläubigen in demselben Glauben, wie Jesus Christus selbst, unterweisen. Joh. 15, 26. ist „senden" doch nicht so viel als: „den Anfang des Seyns verleihen;" die Worte aber: „der vom Vater ausgeht," setzen auch zugleich den ewigen Ausgang des heiligen Geistes außer allen Zweifel. Auch war seit der Bestimmung der zweiten ökumenischen Synode v. 381.: „Und an den heiligen Geist, den lebendigmachenden Herrn, der vom Vater ausgeht," bis zum neunten Jahrhundert darüber kein Streit zwischen den Kirchen, und als man Leo III. vorschlug, den Zusatz „und vom Sohne" in das Symbolum aufzunehmen, ließ er vielmehr den ursprünglichen Text Lateinisch und Griechisch, auf silberne Tafeln gegraben, öffentlich ausstellen. Obgleich aber noch 880 eine Synode zu Konstantinopel in Gegenwart der päpstlichen Gesandten jene Neuerung verwarf, nahmen sie doch später die Päpste in Schutz, und so ist es bis jetzt die bedeutendste Differenz zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche.

3. Von der Verderbtheit der menschlichen Natur. Nach der Lehre der Griechischen Kirche hat der gefallene Mensch Freiheit zur Wahl des natürlichen, bürgerlichen und moralischen Guten; aber zu geistlichen und beseligenden Thaten hat er keine Kraft (1 Mos. 8, 21., Joh. 8, 34.). Auch ist die böse Lust, als die erste Bewegung des Willens zur Sünde, schon eine Sünde, die Gottes Zorn verdient, wie aus Röm. 8. ganz entschieden hervorgeht, um so mehr, da schon das Gesetz sagt: Laß dich nicht gelüsten. Die Römische Kirche dagegen schreibt dem gefallenen Menschen noch so viel Kraft zu, daß er beseligende Werke verrichten, mit der Gnade zusammenwirken und sie gewissermaßen verdienen kann; denn wenn Gott dem Menschen sein Gesetz gibt, so muß dieser es auch erfüllen können. (Aber nach Gal. 3, 24. sollte das Gesetz nur unser Zuchtmeister auf Christum seyn.) Und die böse Lust ist keine Sünde, sondern erzeugt diese nur. Jak. 1, 15. (Eine Lehre, welche der Reinheit der christlichen Sittlichkeit zuwider ist.)

4. Vom Mittler glaubt die Griechische Kirche, daß Christi Leiden und Tod eine überflüssige Genugthuung für die Sünden der ganzen Welt sind. Eph. 5, 25—27. Die Römische Kirche verlangt, daß wir, obgleich Jesus Christus der göttlichen Gerechtigkeit für unsere Sünden genuggethan habe, doch die Theilnahme an dieser Genugthuung dadurch verdienen, daß wir auch Genugthuung leisten, da wir, nach Röm. 8, 29., seinem Ebenbilde gleich seyn sollen. (Diese Gleichheit bezieht sich auf die Nachahmung seiner Liebe, Sanftmuth, Geduld, aber nicht auf seine Thaten zur Erlangung unserer Erlösung.)

5. Von der Gnade. Die Griechische Kirche lehrt, daß die Gnade rechtfertigt durch die Kraft des Verdienstes Jesu Christi, welche der Mensch durch lebendigen Glauben in sich aufnimmt; gute Werke, die nur die Frucht des Glaubens und der Gnade sind, können daher kein persönliches Verdienst ausmachen. Röm. 3, 23—28., Luc. 17, 10. Nach der Behauptung der Römischen Kirche machen die Gnade und der Glaube nur den Anfang der Rechtfertigung; ihre Vollendung und das ewige Leben erlangt der Mensch durch sein Verdienst, seine guten Werke. Jak. 2, 21. 22. (Schon in den Tagen der Apostel wurde das Geheimniß der Rechtfertigung durch den Glauben von fleischlichen Menschen mißverstanden, die mit einer ganz kühlen, leeren Art von Glauben zufrieden, durch diese von ihren Sünden erlöst und

zugleich der Nothwendigkeit enthoben zu seyn glaubten, das göttliche Gesetz zu erfüllen. Diesen falschen, todten Glauben verwirft Jakobus, und zeigt an Abraham's Beispiele, daß der wahre, lebendige Glaube durch Werke vervollständigt wird. Anderwärts zeigt er, daß die Rechtfertigung, mit einem Baume verglichen, den Glauben zur Wurzel, die Werke zur Frucht hat; dies spricht er besonders klar a. a. O. V. 23. aus: „Abraham glaubte Gott, u. s. w." Die gegenwärtige Meinungsverschiedenheit beider Kirchen bezieht sich mehr auf die Theorie, als auf das Leben, da beide die Nothwendigkeit guter Werke anerkennen; aber die, welche ihre guten Werke für verdienstlich halten, stehen auf dem pharisäischen Standpunkte.)

6. Von den Sakramenten. Beim Abendmahl hält die Griechische Kirche, nach 1 Cor. 10, 16., Matth. 26, 27., fest an der Austheilung unter beiderlei Gestalt, während die Römische Kirche den Laien nur das Brodt reicht, weil die Kraft des Sakraments so gut in einem als in beiden Elementen sey, und durch die Weglassung des einen manche Unbequemlichkeit bei der Austheilung vermieden werde. (Wäre ein Symbol hinreichend und das andere unnöthig gewesen, so würde der Erlöser nicht beide eingesetzt haben. Die Communion unter einer Gestalt wurde von den Manichäern erfunden, und an ihnen im fünften Jahrhundert durch Papst Gelasius verdammt; aber am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts verdammte das Concil zu Florenz, bei den Römern das siebzehnte ökumenische, die Feier unter beiderlei Gestalt.) Ferner glaubt die Griechische Kirche, daß der Ehestand mit der Priesterwürde vereinbar ist, d. h. daß Jemand, der in einer rechtlichen Ehe lebt, Priester werden kann; nach Tit. 1, 6. Die Römische Kirche aber fordert von ihren Priestern Ehelosigkeit; denn „Ein Bischof soll keusch seyn." Tit. 1, 8. (Obgleich die Morgenländische Kirche, mit Rücksicht auf 1 Cor. 7, 32. 33., das Gesetz beobachtet, daß diejenigen, welchen die höheren Kirchenämter anvertraut sind, nicht durch die Banden der Ehe und Familie gehemmt seyn sollen, *) so hält sie doch das Cölibat nicht für alle Kirchendiener für nothwendig; sondern „wer es fassen kann, der fasse es." Matth. 19, 11. 12. Die Geistlichkeit gesetzlich vom Ehestande zurückzuhalten heißt ein Sakrament auf Kosten des anderen erheben.)

7. Von der Kirche. Die Griechische Kirche kennt nur Ein Haupt der Kirche, Christus; Eph. 1, 22. 23. Für die Römische Kirche ist Christus das unsichtbare, der Papst aber das sichtbare Oberhaupt der Kirche, weil die Verheißung Matth. 16, 18. auch von den Römischen Bischöfen als Petri Nachfolgern gilt. (Der Fels, auf den Christus seine Kirche gründen will, ist nicht Petrus selbst, sondern das freie Bekenntniß des Glaubens: „du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! denn „einen anderen Grund kann Niemand legen, u. s. w." Wollen wir aber auch die Werkzeuge, deren sich Gott zum Bau der Kirche bediente, ihren Grund nennen, so ist sie gebaut „auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist," Eph. 2, 20., aber nicht auf den Grund der Römischen Bischöfe, welche den Aposteln und Propheten nicht gleichzusetzen sind. Aber der Antiochenische Apostel, Paulus, und der Jerusalemitische, Jakobus, und Petrus selbst waren weiter nichts als „Diener Jesu Christi und Haushalter der Geheimnisse Gottes." 1 Cor. 4, 1. Christus bedarf keines Beistandes, und die Kirche kann nicht zwei Häupter haben, und da sie wohl der Leib Christi, aber in keinem Sinne des Wortes der Leib des Bischofs von Rom genannt wird, so hat dieser auch durchaus kein Recht, sich ihr Haupt zu nennen.) Ferner glaubt die Griechische Kirche, daß in den Bereich der geistlichen Gewalt alles gehört, was den Glauben betrifft, und daß sie dem göttlichen Gesetze so wie den allgemeinen Kirchenversammlungen unterworfen ist. Denn sie besitzt die Schlüssel des Himmelreichs, und das Recht, auf Erden zu binden und zu lösen, was im Himmel gebunden und gelöst seyn soll. Matth. 16, 19., 18, 18. Die aber, welche die Schlüssel der geistlichen Gewalt fühlen, müssen den Entscheidungen der Kirche folgen, die verpflichtet ist, „die Geister zu prüfen, ob sie von Gott sind." 1 Joh. 4, 1. Die Römische Kirche dagegen legt dem Papst, als Christi Statthalter, die höchste Gewalt im Geistlichen wie im Zeitlichen bei. (Am Ende des sechsten Jahrhunderts schrieb der Papst Gregor der Große an den Kaiser Mauritius: „Wer sich selbst Allgemeinen Bischof nennt, oder sich so nennen läßt, wird durch seinen Stolz der Vorläufer des Antichrists." Im neunten dagegen schrieb Papst Nikolaus an den Kaiser Michael: „Die bürgerliche Gewalt kann den Papst weder freisprechen noch verdammen, denn der fromme Kaiser Constantin hat ihn Gott genannt, und kein Mensch darf es wagen, Gott zu richten." Diese Widersprüche zeigen hinlänglich, was von diesem obersten Richter zu halten ist. Die späteren Zeiten zeigen, daß die Römische Kirche in eben dem Maaße an Geisteskraft verlor, als sie an weltlicher Gewalt zunahm.)

8. Von dem zukünftigen Leben. Die Griechische Kirche glaubt, daß das Schicksal der Seele nach dem Tode durch ihren inneren Zustand bestimmt wird, und daß es kein Fegefeuer gibt, wo die Seele durch Feuersqualen zur Seligkeit vorbereitet wird. „Wer mein Wort höret, und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in's Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen." Joh. 5, 24. Es bedarf keiner anderen Reinigung, da „das Blut Jesu Christi uns von aller Sünde rein macht." Die Römische Kirche dagegen nimmt zwischen Himmel und Hölle ein Fegefeuer an, worin die, welche in läßlichen Sünden sterben, durch Feuer gereinigt werden, um dann in die Seligkeit einzugehen, wofür sie sich auf 1 Cor. 3, 15. beruft. (Diese Stelle bezieht sich nicht auf Sünder, sondern auf die Verkündiger des Evangeliums, und besagt, daß jede Lehre sich im Feuer der Trübsal und Versuchung bewähren muß; wenn aber auch Jemandes Lehre diese Prüfung nicht besteht, so kann er selbst doch, wenn

*) Was auch um so weniger auffallen kann, da ja die höhere Geistlichkeit sämmtlich aus Mönchen besteht.

er den Glauben nicht verliert, gerettet werden, wie ein Brand, der aus dem Feuer gerissen ist.) Sodann aber lehrt die Griechische Kirche, daß die geistliche Gewalt zwar bei aufrichtiger Reue Sünden vergeben kann, und daß man diese Vergebung sowohl für Todte als für Lebendige erflehen darf, da Gott, der „nicht ein Gott der Todten, sondern ein Gott der Lebendigen ist" (Matth. 22, 32.), *) Gebete für Todte wie für Lebendige erhören kann; aber sie gestattet Niemanden, durch Anwendung der überflüssigen Werke (opera supererogationis) Christi und der Heiligen, Sünder von ihren Strafen zu befreien; denn Christi Verdienste stehen nicht unter menschlicher Controlle, überflüssige Werke der Heiligen aber sind unmöglich, da sie selbst nur aus Gnaden selig werden. Die Römische Kirche legt den Würdenträgern der Kirche das Recht bei, das Volk von den Qualen des Fegefeuers durch Ablässe zu erlösen, d. h. die Sünder von der verdienten Strafe durch Zurechnung der überflüssigen Werke Christi und seiner Begnadigten zu befreien. (Die Lehre vom Fegefeuer und den Ablässen macht den schmalen Weg zum Heile zu breit. Leicht kann der Sünder Gold geben und dafür den Himmel empfangen, und leicht kann der Priester Gold nehmen und dafür den Himmel schenken. Aber in der That ist das Himmelreich nicht so leicht zu erlangen; „die Gewalt thun, reißen es zu sich." Matth. 11, 12.)

Hiemit schließt dieser, in mehrfacher Beziehung höchst interessante Aufsatz. Wir lernen aus ihm zunächst den Metropoliten von Moskau als einen, mit der Lehre der Katholischen Kirche im Ganzen wohlbekannten Mann, und als einen geschickten Vertheidiger seiner Kirchenlehre kennen. Mehr eigentlich theologische Gründlichkeit, namentlich in dem dogmatischen Hauptpunkte, der Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes, ist wohl in einem Aufsatze nicht zu verlangen, der nur zur Belehrung einiger vornehmen jungen Leute, nicht für wissenschaftliche Zwecke, abgefaßt ist. Die angeführten Bibelstellen sind passend gewählt, und zeigen nicht das bei dogmatischen Beweisstellen leider so häufige Haschen nach Allegationen, statt wirklicher beweisender Citationen. Aber außer diesen persönlichen Beziehungen hat der Aufsatz noch eine viel allgemeinere Bedeutung; ja wir können ihn fast als ein Glaubensbekenntniß des größten Theils der höheren Russischen Geistlichkeit betrachten. Philaret ist der würdige Schüler des trefflichen Erzbischof Platon, und wir erwähnten schon früher, wie viele der ersten Würdenträger der Russischen Kirche diesem ihre Bildung verdanken, und wie einflußreich auch das Wirken Philaret's als Professors an der Petersburger Akademie war. Und überhaupt muß in einer Kirche, der eine allgemeine geistige Regsamkeit fehlt, und deren ganzes Geistesleben sich in einzelnen ausgezeichneten Persönlichkeiten concentrirt, die Richtung solcher selbstthätiger Geister viel bestimmender auf die

*) Soll die Stelle für diesen Punkt etwas beweisen, so kann das Beweisende nur in den folgenden, hier nicht angeführten Worten liegen: „Denn sie leben ihm alle."

anderen wirken, als da, wo sich die Geistesarbeit gleichmäßiger vertheilt, und dadurch das Bewußtseyn des Bodens, auf dem man steht, klarer und allgemeiner wird. Betrachten wir nun jenen Aufsatz in dieser Beziehung als ein Zeugniß von dem dogmatischen Geiste des größten Theils der Russischen Kirche, so können wir in die großen Lobeserhebungen, die Pinkerton der Orientalischen Kirche auf Kosten der Abendländischen macht, keineswegs einstimmen. Hiebei müssen wir freilich von den Punkten absehen, welche die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben betreffen; sollten wir über diese irgend ein Urtheil fällen, so müßten wir erst genauer erforschen können, woher Russische Bischöfe der neueren Zeit zu Grundsätzen kommen, die den Lehren der älteren Griechischen Kirche so widersprechend sind. Sollte sich ergeben, daß es der persönliche Einfluß Platon's ist, der diese Grundsätze in Umlauf brachte, so daß er für den Orient das wurde, was Jansen für den Occident, so müßten wir die Kirche noch mehr bedauern, die alles Bewußtseyn über ihren historischen Charakter so weit verloren hat, daß dergleichen tiefgreifende Veränderungen der Dogmatik bewirkt werden können, ohne daß sich eine Stimme des Widerspruchs, ja nur die Freude über den glücklich gemachten Fortschritt hören läßt. Aber obgleich uns zu einer solchen Untersuchung für jetzt die Data fehlen, so erkennen wir doch aus dem, was wir übersehen können, so ziemlich, daß die Griechische Kirche als Kirche ihr Leben gar sehr verloren hat, und ganz dem Einflusse ausgezeichneter Subjektivitäten unterworfen ist. Und zwar müssen wir dies Urtheil grade auf die Punkte gründen, die dem Englischen Berichterstatter als die ächt evangelischen erscheinen, die Behandlung der Artikel von der heiligen Schrift, und von der Kirche. Auch genügt für unseren Zweck die Betrachtung dieser beiden Abschnitte, da es uns nicht auf die einzelnen Dogmen, sondern auf den Geist der Dogmatik ankommt, der sich am unmittelbarsten bei der Bestimmung der Quellen der Glaubenslehren ausspricht.

Als allein reine und durchaus genügende Quelle der Dogmen wird nun zuvörderst die heilige Schrift angegeben, und ihr äußerlicher Umfang, so wie die authentische Form ihres Textes ganz richtig bestimmt. Daran aber knüpft sich unmittelbar eine zweite Frage: Wer soll die heilige Schrift auslegen? Der Katholicismus antwortet hierauf: Die Kirche, wobei vorläufig unentschieden bleiben mag, ob deren authentisches Organ der Papst oder ein allgemeines Concil ist. Philaret kann diese Antwort nicht geben, da er überhaupt von der Kirche so gut wie nichts weiß. Im siebenten Artikel, der von der Kirche handeln soll, erklärt er nur, daß Jesus Christus das alleinige Haupt der Kirche ist, was in dieser Allgemeinheit gar nichts besagt, und von allen Kirchen zugegeben werden wird. Dann spricht er der geistlichen Gewalt den Binde- und Löseschlüssel zu, wodurch nur die Befugniß jedes einzelnen Geistlichen festgestellt wird; zuletzt unterwirft er zwar die Geistlichkeit den Entscheidungen der Kirche und namentlich den allgemeinen Concilien; aber jede Bedeutung dieses Satzes ist von vorn herein aufgehoben, indem schon im ersten Artikel die heilige Schrift als höchste Auctorität über alle

Concilien gesetzt wurde. So kehrt also die Frage zurück: Wer bestimmt, ob die Entscheidung des Concils schriftgemäß ist? d. h.: Wer legt die Schrift aus? Und als Antwort hierauf tritt uns der bedenkliche Grundsatz entgegen: Das zur Seligkeit Nothwendige ist in der heiligen Schrift mit solcher Klarheit ausgesprochen, daß es Jeder verstehen kann, der es mit aufrichtigem Verlangen liest! Da aber Niemand beurtheilen kann, inwiefern des Anderen Verlangen aufrichtig ist, oder nicht, so hat auch Niemand (auch kein allgemeines Concil) das Recht, zu bestimmen, was zum Wesen der christlichen Lehre gehört; es existirt dafür kein anderes Maaß, als das Verständniß des Einzelnen. So haben wir denn, als obersten Grundsatz der Griechischen Kirche, jenes Princip, was dem Rationalismus so reiche Früchte getragen, und was sicherlich auch in Rußland seine Kraft nicht verläugnen wird, so wie etwas mehr Leben in die Kirche kommt. Daß die Behandlung der Rechtfertigungslehre von allem Rationalismus fern ist, brauchen wir kaum zu bemerken; aber ganz leere Consequenzmacherei und Gespensterfurcht ist unsere Deduktion auch jetzt nicht. Wir erinnern an unsere frühere Bemerkung, daß die Zöglinge Philaret's in Petersburg besonders in der biblischen Kritik arbeiteten; Pinkerton deutet vernehmlich genug an, daß mit der Deutschen Wissenschaft ihnen auch der Deutsche Rationalismus in Beziehung auf Kritik nicht fern geblieben ist. Und gegen diesen Feind ist die Russische Kirche um so waffenloser, da sie keine solche Periode gründlicher, auf positiver Basis ruhender Gelehrsamkeit erlebt hat, wie sie in Deutschland der Periode der Skepsis vorangegangen ist.

So viel über den dogmatischen Geist der Russischen Geistlichkeit. Ihren, wie wir nachgewiesen haben, etwas rationalisirenden wissenschaftlichen Bestrebungen gegenüber hat sich aber auch das andere Extrem, der Mysticismus, geltend gemacht, und höchst merkwürdiger Weise sind es grade die Deutschen Mystiker, die sich viel Eingang verschafft haben. So erzählt Pinkerton von dem Bischofe Anatolius von Minsk, daß er die Werke Jung-Stilling's und Eckartshausen's sehr gut kenne, und einigen ihrer besonderen Meinungen stark zugethan sey. Es rührt dies offenbar von dem Mönchsthum des höheren Klerus her. Die Griechische Ascetik hatte ja von jeher mehr die Richtung auf das beschauliche Leben genommen, und die strengen Bußübungen des Abendlandes sind ihr fremd geblieben. Und daß in der That die Neigung zur Deutschen Mystik allgemeiner ist, beweist genügend der Umstand, daß mehrere Werke der Art, z. B. die Stilling's, in's Russische übersetzt sind.

So finden wir unter dem höheren, und überhaupt unter dem regulären Klerus doch noch allerlei Lebenselemente, wenn gleich für das Heil der Kirche zunächst wenig davon zu hoffen scheint; aber der völlige Tod zeigt sich unter dem Säkular-Klerus. Zwar besucht dieser auch die geistlichen Seminarien, ja für ihn sind sie vornehmlich eingerichtet; aber was die jungen Leute etwa von der Universität mitbringen, geht unter dem Drucke ihrer Stellung so gut als ganz verloren. Es wird keiner ordinirt, der nicht verheirathet ist; da aber, wie wir schon sahen, das Einkommen der Geistlichkeit höchst unbedeutend ist: so sind sie, zur Ernährung ihrer Familien, ganz an den Ackerbau gewiesen, wobei sie natürlich vollständig verbauern. Daher kommt es denn, daß, wie bekannt, nirgend so, wie in Rußland, die größte Hochschätzung des klerikalischen Charakters mit der ärgsten Nichtachtung der Person verbunden ist. Außerdem aber sind ihre Amtsverrichtungen von der Art, jede noch etwa keimende Regung durch das maschinenmäßigste Ceremoniell gründlich zu ertödten. Außer den unzähligen Gebräuchen bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen u. dgl. m., muß der Geistliche noch täglich dreimal die Liturgie halten. Bekanntlich hat sich die Griechische Kirche von jeher durch die unmäßige Länge ihrer Liturgien ausgezeichnet, und die jetzt gebräuchliche ist ganz aus der alten Kirche herübergenommen, nur in die Russische Kirchensprache, das Alt-Slavonische, übersetzt, oder vielmehr, richtiger gesagt, noch immer in der Sprache gehalten, die bei der Einführung des Christenthums allerdings Landessprache war, jetzt aber den Meisten sehr unverständlich ist. Das Rituale der Russischen Kirche füllt jetzt etwa zwanzig Folianten; davon bilden zwölf das Menäon (μηναῖον), d. i. die besonderen Hymnen und Gebräuche für die Heiligentage, nach den Monaten geordnet. Zwei andere Bände (ὀκτοήχοι), enthalten die Gesänge für den Wochencyklus, in welchem der Sonntag der Auferstehung, Montag den Engeln, Dienstag Johannes dem Täufer, Mittwoch der Jungfrau, Donnerstag den Aposteln, Freitag dem Leiden Christi, und Sonnabend den Heiligen und Märtyrern gewidmet ist. Die anderen Bände werden von den Psalmen, Evangelien, Horen, Gebeten für den täglichen Gottesdienst und den Vorschriften für die einzelnen Actus ministeriales eingenommen. Der Gottesdienst selbst besteht größtentheils aus Hymnen, die eigentlich gesungen werden sollten, aber meist gelesen werden, und um sich die übertriebene Länge etwas abzukürzen, lesen die Priester entweder so schnell, daß es unmöglich ist, zu folgen, oder es lesen gar zwei zugleich verschiedene Stücke der Liturgie, ein Mißbrauch, der, so viel wir wissen, in der Katholischen Kirche doch ganz unerhört ist. Daß dergleichen Priester und solcher Gottesdienst der Gemeinde absolut nichts nutzt, ist nicht schwer einzusehen.

(Fortsetzung im folgenden Heft.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 1. Oktober. № 79.

Karl Gützlaff's Missionsversuche in China, nach dem Werke:

Journal of three Voyages along the coast of China in 1831, 1832 and 1833, with notice of Siam, Corea, and the Loochoo-Islands. By Charles Gützlaff. To which is prefixed an introductory essay on the policy, religion etc. of China, by the Rev. W. Ellis, Author of „Polynesian Researches," etc. London 1834. XCIII et 450 pp. 8. (Tagebuch auf drei Seereisen längst der Küste von China, in den Jahren 1831—33, — von K. Gützlaff ꝛc. ꝛc.)

Wohl den meisten unserer Leser wird theils durch die Missionsblätter, theils aber auch durch Zeitungen und geographische Werke und Journale der ausgezeichnete, reichbegabte Mann schon bekannt seyn, dessen kühne Missionsreisen obiges vor einigen Monaten in England erschienene Werk darstellt. Da diese Reisebeschreibung manches Neue über ein großes, den Europäern fast gänzlich verschlossenes Reich mittheilt, und da die Thätigkeit dieses Missionars, der Natur der Sache nach, sehr auf dem äußerlichen Gebiete stehen blieb, konnte sein Werk das Ärgerniß nicht erregen, und die ungünstige Aufnahme nicht erfahren, welche sonst die Missionsunternehmungen der neueren Zeit auch dann gefunden haben, wenn ihre gesegneten Erfolge bereits den hellsten Schein um sie her verbreiteten. Während nun aber manche jener uns zuvorgekommenen Blätter aus dem uns vorliegenden Werke das äußerlich Interessante hervorgehoben haben, wollen wir unser Auge vorzugsweise nach der innern Seite richten, von dem Interesse der christlichen Gemeinde an einer Mission in China reden, und den Resultaten, welche die ersten Missionsversuche Gützlaff's geliefert haben und für die Zukunft noch versprechen.

Der große Mann Gottes, Richard Baxter, sagt in seiner Selbstbiographie:*) „Es ist für mich das Räthselhafteste in Gottes Vorsehung, daß er fast die ganze Welt verläßt, und seine Gnade nur so Wenigen schenkt; daß es, im Vergleich mit Muhamedanern und Heiden, nur so wenig Christen gibt; daß es unter den Christen so wenige gibt, welche von dem gröbsten Betruge der Sünde frei werden, und daß auch unter diesen Wenigen wieder so wenige wahrhaft gottselige Menschen sich befinden. Doch werde ich jetzt fast nicht so sehr von dem Elend meiner Landsleute, als der Heiden, Muhamedaner und finsteren Völker der Christenheit bewegt. Auch hatte ich früher nie eine so tiefe Empfindung davon, welch ein Strafgericht die Sprachenverwirrung, und wie furchtbar die Herrschaft der Sünde ist, welche die bei weitem meisten Völker vom Evangelio ausschließt. Könnten wir zu den Türken, Tataren und anderen Heiden kommen und in ihrer Sprache predigen, so sollte mich die Absetzung der Hunderte von Predigern in England nicht so sehr schmerzen."

Waren dies die Betrachtungen eines ernsten, gläubigen Mannes am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, mit welchen Augen sieht der Christ, der sich der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nähert, dieses Räthsel an? Dem oberflächlichen Beobachter scheint es bereits so gut als gelöst; er hört von den vielen Missionsanstalten und -Unternehmungen, und von ihren großen Erfolgen, und meint, allzuweit könnten wir doch nicht mehr vom Ziele stehen. Wer aber genauer sich umsieht, der staunet darüber, wie außerordentlich wenig die großen Anstrengungen unserer Zeitgenossen bisher ausgerichtet haben. Und nirgends wird dies Erstaunen größer, als wenn er vor der unersteiglichen Mauer steht, welche die starre Politik der Chinesen um ihr ungeheures Reich gezogen hat. Die Volkszählung des Jahres 1813, des achtzehnten Regierungsjahres des Kaisers Kea-king, ergab, nach einer Tabelle im Anhange zu dem Englisch-Chinesischen Kalender für 1832, eine Bevölkerung des Reiches von 362,447,183 Seelen; also wenigstens den vierten Theil der Menschheit. Dies ungeheure Reich und Volk hat eine höchst eigenthümliche Sprache und Schrift; in seiner Schrift selbst noch die Erinnerung an die Zeit, wo seine Vorfahren als rohe Jäger und Hirten von den Tübetanischen Hochlanden in die reichbewässerten Ebenen des Hoang-ho und Jan-tse-kiang hinabstiegen; seit uralter Zeit eine eigene, einheimische Bildung; erstaunliche Werke des Kunstfleißes; noch nicht gehörig bekannte Mittel der Erhaltung seiner unermeßlichen Bevölkerung; eine reiche ältere und neuere Litteratur, vorzüglich in Geschichte, Poesie und Philosophie. Und dennoch ist dies große Reich und Volk bisher gleichsam ein ausgerenktes Glied am Leibe der Menschheit gewesen. Wiederholentlich hat es Eroberer angelockt und ist ihnen zur Beute geworden, aber, in seinem weiten Umfange reichlich ausgestattet mit den mannichfaltigsten Lebensbedürfnissen, hat es nie selbst erobert, oder auch nur schwächer oder stärker auf den Gang der Weltgeschichte eingewirkt. Die siegenden Mongolen und Mantschus besiegte ihrerseits wiederum die Chinesische Bildung, ohne durch diese Aufnahme neuer Kraft anderen weltbeherrschenden Völkern furchtbar zu werden. Vor allen Dingen aber, seit Jahrhunderten versuchen christliche Missionare in China einzudringen, und das Evangelium dort zu verbreiten, aber es scheint, als ob jeder neue Versuch eben so feuchtlos bleiben sollte, als die früheren.

Der größte Missionar der Katholischen Kirche, der Jesuit

*) Richard Baxter's Leben. Berlin 1834. S. 58.

Franz Xaver, hatte in Ostindien und Japan das Christenthum verbreitet, vor den Thoren von China aber war er mit Gebeten für dies Land gestorben. Die Geschichte der darauf folgenden jesuitischen Mission in China ist in mancher Hinsicht höchst lehrreich und merkwürdig, aber leider mehr ein warnendes Beispiel, als ein leuchtendes Vorbild. Keiner unter den späteren Missionaren war wohl an ächter Frömmigkeit mit Xaver zu vergleichen; aber auch schon dieses ausgezeichneten Mannes Missions-Instruktion an seine Gehülfen zu Goa *) enthält viele Züge jener Schlauheit und Biegsamkeit der Jesuiten, jenes Kriechens vor den Oberen, wobei über der Schlangenklugheit der Taubeneinfalt nur zu leicht vergessen wird. Es ist bekannt, wie die Jesuiten besonders am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, unter dem Kaiser Kang-hi, sich am Hofe zu Pe-king einen bedeutenden Einfluß verschafften, wie sie als Reichsastronomen, Mechaniker, Stückgießer ꝛc. sich unentbehrlich machten, wie sie aber die zunehmende Ausbreitung ihrer Religion mit Zugeständnissen sich erkaufen mußten, welche sie zuletzt — ein Fall einzig in seiner Art — in einen langjährigen, mit wechselndem Erfolge geführten Krieg mit den Päpsten verwickelten. Aus Gützlaff's Reise sehen wir, daß die gegenwärtige Stellung der Chinesischen Obrigkeiten gegen das Christenthum und dessen Verbreitung noch ganz dieselbe ist, wie sie seit mehr als zweihundert Jahren war. Der Chinesische Staat ist ein großes, künstlich zusammengesetztes Maschinenwesen; er hat längst das erhabene Ziel erreicht, welchem unsere moderne Staatsweisheit, wenn sie mehr den despotischen Charakter annimmt, z. B. unter Napoleon, Dr. Francia und an anderen Orten, nur sehr langsam zueilt. Jede Art von individueller Geltung geht völlig unter in dem Allgemeinen; grade wie die Buddha-Religion als höchstes Ziel dem Individuum das Aufgehen in dem abstrakten Seyn (= Nichts) vorhält, und ihn durch tugendhafte, d. h. gemeinnützige Handlungen danach trachten lehrt. In politischer Hinsicht ist — mit Ausnahme des erblichen Kaisers — Jeder schlechterdings nur so viel, als der Staat ihn gelten läßt; alle Vornehmheit und Macht beruht daher auf dem Examen und der höheren Approbation, **) und die auf diese Weise nach sogenanntem Verdienst geordneten Rangstufen werden auf's Sorgfältigste beobachtet. Wie die Buddha-Religion nach der Richtung, die sie in China und Japan angenommen hat, seichte Moralschwätzerei überhaupt begünstigt, so hat insbesondere die Politik sich einer moralischen Vorschrift zu ihrem Zwecke bemächtigt, der Ehrfurcht gegen die Eltern und die Vorgesetzten; indeß weiß die Regierung wohl, daß ohne ein gewisses Quantum von Religion, dessen Größe sie zu bestimmen sich vorbehalten hat, ihre Maschine zuletzt in Stocken gerathen würde; und auf die Beobachtung desselben hält sie nach ihrem Nützlichkeitsprincip, ohne irgendwie darüber hinaus die innerliche Ehrfurcht vor heiligen Gegenständen zu fördern; indem vielmehr sehr oft die Tempel auf Befehl zu Wirthshäusern und anderen Zwecken gebraucht werden. Eben darum mußte diese, wenn auch noch so knapp zugemessene Portion von Religion der Gegenstand des Kampfes werden zwischen den Chinesischen Obrigkeiten und den christlichen Missionarien. Die Jesuiten wußten sich hiebei dadurch zu helfen, daß sie den Chinesen in allen verlangten Punkten nachgaben; dadurch erlangten sie Duldung und durch ihre mathematischen und mechanischen Talente sogar hohe Staatsämter. Worin die Gebräuche nun bestanden, weswegen ein langer heftiger Streit zwischen den Jesuiten und dem Papst entstand, lernt man aus einer Bulle Papst Clemens XI. von 1704 am besten kennen: *) „Da der all-

*) Maffei histor. Ind. Append. p. 17.

**) Der Englische Gesandte Graf Macartney überbrachte 1793 dem Kaiser von China als Geschenk unter andern eine Sammlung von Kupfern der damals lebenden Englischen Großen; unter diesen befand sich ein Bild des Herzogs v. Bedford, damals eines Kindes; und da man „Herzog" durch ein Chinesisches Wort übersetzt hatte, welches „großer Mann zweiten Ranges" bedeutete, fragten die Mandarinen, die dem Kaiser das Bild erklären sollten, wie denn Jemand ein großer Mann seyn könne, der kein Examen gemacht habe? Und aller Auseinandersetzungen der Englischen Verfassung ungeachtet wollten sie sich nicht bequemen, ihm diesen Titel zu geben (Barrow's Reise durch China, deutsch von Hüttner, Weimar 1804. I. 141.). Vielleicht erhebt die nächste Parlamentssession England auf diese Chinesische Höhe. Wie weit wir aber noch hinter den Chinesen zurück sind, möge Folgendes zeigen aus den Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les moeurs etc. des Chinois, par les missionnaires de Pékin.

H. 426.: „Es ist bis auf die geringste Kleinigkeit vorgeschrieben, wie der Palast eines Fürsten ersten, zweiten, dritten Ranges, eines Grafen, eines Ministers, des Präsidenten eines Tribunals, eines Mandarinen, eines Gelehrten (und alles das wird man nur durch's Examen) gebaut seyn muß; ein Millionär, der kein Examen gemacht hat, muß bauen, wie jeder Andere aus dem Bürgerstande." Unter den verschiedenen Klassen der Städte gibt jede auch einen litterarischen Vorzug, die Hauptstadt den höchsten Grad. Die in Frankreich von den Jesuiten erzogenen Chinesen sagten aus (ibid. I. 10. 11.): „Unsere Regierung begünstigt die Gelehrten und die Wissenschaften, aber nach ihren Ansichten und ihrer Politik; nämlich um in dem Reiche die Lauterkeit des öffentlichen Unterrichts, die Vorschriften der Moral zu erhalten, um die nothwendigen und nützlichen Erfindungen herauszuheben, um aus der Menge diejenigen hervorzusuchen, welche für die Staatsgeschäfte Talent, und diejenigen beschäftigt zu erhalten, die nur Geist haben. Nach diesem Ziele hin wirken alle Schulstudien, alle Examina, welche zu gelehrten Graden führen, alle Belohnungen, die den Talenten zur Aufmunterung ertheilt werden. Die kleinen Städte können nur eine bestimmte Anzahl zu dem ersten Grade zulassen; die Provinzial-Hauptstädte noch weniger zu dem zweiten; und die Hauptstadt des Reichs kreirt nur alle drei Jahre die Doktoren. Unsere Regierung kennt keine andere Losung, als das öffentliche Wohl, sie will nur Gelehrte, die dem Staate nützen; während in allen Zeitungen ein Soldat genannt wird, der eine rühmliche Wunde im Kriege bekommen, darf in hundert Jahren nicht Ein Wort über tausend System-Fabrikanten gesagt werden. Wissen und Talente sind leerer Schall in ihren Augen, wenn der Staat keinen reellen Nutzen davon zieht." Höchst merkwürdig ist, daß die Jesuiten dieses Regierungssystem immer höchlich bewunderten und priesen, nur bedauerten, daß an seiner Spitze nicht der Papst oder ein ihm ganz ergebener Kaiser stehe; so deutlich offenbart es sich, wie der päpstlichen Hierarchie dieselbe lebenertödtende Richtung auf die todte Abstraktion hin zu Grunde liege!

*) In den Mémoires historiques — sur les missions des Indes

mächtige Gott mit Europäischen Namen unter den Chinesen passender Weise nicht bezeichnet werden kann, so befehlen wir, daß zur Bezeichnung desselben das Wort Tien-tschu, d. i. Herr des Himmels, gebraucht, die Worte Tien, Himmel, und Xang-ti, oberster Kaiser, völlig zu verwerfen seyen; daß es daher verboten sey, Tafeln mit der Chinesischen Inschrift: King Tien, d. i. „„ehre den Himmel!"" in den christlichen Kirchen aufzuhängen oder darin zu dulden; daß es allen Gläubigen verboten sey, bei den Opfern, welche an den beiden Äquinoctien von den Chinesen dem Confucius und ihren verstorbenen Voreltern dargebracht werden, als Vorsteher, Theilnehmer oder Zeugen zugegen zu seyn; ferner in den Tempeln des Confucius Gebräuche, Feierlichkeiten und Opfer zu dessen Ehre mitzumachen, welche alle Monate zu den Neu- und Vollmonden von den Mandarinen und anderen Beamten und Gelehrten vollzogen werden; sodann diejenigen, welche die Mandarinen bei Übernahme ihres Amtes oder nach dessen Antritt vollbringen; desgleichen diejenigen der Gelehrten, die nach Erlangung ihres Grades sich sogleich in einen Tempel begeben; daß es ferner den Christen auch nicht verstattet sey, weniger feierliche Gebräuche und Opfer in den Tempeln oder Häusern zu Ehren der Voreltern zu vollbringen; eben so auch dergleichen in den Privathäusern vor den Tafeln der Voreltern, oder auf deren Gräbern, sey es nun mit den Heiden, oder allein; desgleichen Tafeln der Voreltern in den Privathäusern zu halten mit der Chinesischen Inschrift, wodurch der Thron oder Stuhl der Seele N. N. angedeutet wird; während es erlaubt ist, Tafeln, mit den bloßen Namen der Voreltern beschrieben, aufzuhängen, wenn nur bei ihrer Anfertigung und Aufstellung alles unterbleibt, was nach Aberglauben schmeckt" ꝛc. Als diese Bulle dem Kaiser vorgelegt wurde, schrieb er eigenhändig mit rother Schrift darunter: „Wenn man dieses Dekret liest, kann man allein behaupten, daß es die elenden Europäer angehe; denn wie läßt sich denken, daß es sich auf die große Lehre Chinas beziehe? Um so viel mehr, da kein Europäer die Chinesischen Wissenschaften versteht. Man findet darin verschiedene anstößige Dinge; überhaupt, wenn man es prüft, sieht man ein, daß es sehr übereinstimmt mit der Sekte der Götzendiener oder Ho-xan-xi. Darum ziemt es sich nicht, den Europäern zu verstatten, daß sie in China ihr Gesetz weiter ausbreiten; es muß verboten werden, dann sind wir aller ärgerlichen Händel überhoben." *) Noch gegenwärtig bestehen bedeutende katholische Missionen besonders in den abgelegenen Gebirgsprovinzen Se-tschuen und Jün-nan, nach der Birmanischen und Tübetanischen Gränze zu; sie haben von Zeit zu Zeit heftige Verfolgungen auszustehen, welche aber immer nur jene politische Ursach haben; zur Beschönigung der Verfolgung dient dort meistens, daß man den Christen Schuld gibt, sie gehörten einer fanatischen religiös-politischen Sekte, Pe-lien-kiao (Lehre der weißen Lotosblume) genannt, an, welche das Herannahen der

Orientales — par le R. P. Norbert, Capucin, Missionaire Apostolique. IV. 66 ff.

*) Norbert II. 300.

goldenen Zeit und den Umsturz der Welt verkündigt, und damit gegen die bestehende Regierung operirt. *)

Der Missionar Gützlaff, welcher nur die Küstenstädte besuchte, traf Chinesische Christen in der Provinz Fo-kien (nördlich von der Provinz Canton), deren Missionare Spanische Dominikaner sind. Er erzählt davon, aus der Hafenstadt Fu-tschu, p. 233.: „Bisher hatten wir noch keine eingeborene Christen gesehen; heut (am 6. Mai 1832) bemerkten wir einen Mann mit einer Papierrolle in der Hand, die er ängstlich bemüht war, vor den anderen Leuten zu verbergen. Er fragte mich, ob ich die Dinge wohl kennte, die darauf abgebildet waren; da ich sie ansah, fand ich eine Abbildung der Dreieinigkeit, die in Spanien gemacht war. Aus der Unterredung mit ihm nahm ich wahr, daß er vom Christenthum nur wenig wußte; aber er gab mir hinreichende Beweise davon, daß er wirklich dazu übergetreten sey. Er zeigte mir das Kreuz, welches er und seine Frau um den Hals trugen, und einen Rosenkranz. Der Mandarine Jang hatte uns schon früher gesagt, die Zahl der Christen in seinem Bezirk sey sehr groß, vorzüglich unter den Schiffersleuten. Dieser Mann bestätigte es uns nun, und sagte, sie seyen alle sehr arm und hätten keinen Europäer unter sich. Er konnte mir über die Entstehung und Ausbreitung der christlichen Religion in dieser Gegend nichts sagen, und schien auch nichts davon zu wissen, daß sie in anderen Ländern weit verbreitet sey. — Am 12. Mai kamen christliche Eingeborene in größerer Anzahl; einer überreichte mir ein Papier, um damit zu beweisen, daß er von derselben Religion sey, als ich; er nannte sich unseren Bruder, und folgerte daraus, daß wir unseren armen Brüdern uns wohlthätig erweisen sollten. Ein anderer überreichte uns ein Papier, worauf sein Erstaunen darüber ausgedrückt war, daß wir „„das heilige Buch"" besäßen, worin die Erzählung von dem Leben unseres Heilandes stehe; um so mehr, da sie erst voriges Jahr angefangen hätten, dies heilige Buch zu drucken; wie das so schnell zu uns gekommen sey, konnte er nicht begreifen. Zugleich warnte er uns, dies Buch ja nicht Jemand zu geben, der noch in der Blindheit des Heidenthums befangen sey, weil sie seinen Inhalt nicht verstehen würden. Er bat auch um einige Gebetbücher, die er für sich studiren wollte. Ich wünschte sehr, die Theile des heiligen Buches zu sehen, welche seine Freunde schon gedruckt hatten, er wollte sie mir aber nicht zeigen. Nachdem ich ihm ein kleines Handbuch über das Gebet gegeben, verließ er mich sehr dankbar. — Sehr hatte ich gewünscht, mit einigen eingeborenen Priestern mich unterhalten zu können, und freute mich, heute einen wohlgekleideten jungen Mann als einen christlichen Lehrer sich mir vorstellen zu sehen. Während alle übrigen Christen sehr roh und ungebildet waren, zeigte er viel Feinheit in seinem Benehmen, und war gut bewandert in der Chinesischen Litteratur. Seine christliche Erkenntniß war aber sehr oberflächlich und ungenügend; aber er

*) Eine furchtbare Verfolgung aus dem Jahre 1768, welche diesen Ursprung hatte, erzählen die Nouvelles Lettres édifiantes. Paris 1818. Tom. I.

versprach, fleißig zu studiren, um mit den himmlischen Lehren bekannter zu werden. Ich versah ihn reichlich mit christlichen Schriften."

(Fortsetzung folgt.)

Über die Russische Kirche.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Gemeinde, so müssen wir hier zuvörderst daran erinnern, daß von den Vornehmen da nicht die Rede seyn kann. Diesen ist das Alt-Slavonische, die Kirchensprache, durchaus unverständlich, und die ausländische, namentlich Französische Bildung, von der sie, Dank sey es den despotischen Reformen Peter's des Großen, ganz durchdrungen sind, kann wenig dazu beitragen, ihnen den Glauben ihrer Väter und die orientalische Pracht des Gottesdienstes wichtig zu machen. Dazu kommt, daß sie von der Kirche ganz verlassen und auf sich angewiesen sind; denn ein kirchlicher Religionsunterricht der Jugend ist dort etwas ganz unerhörtes, und wenn die niedere Geistlichkeit nur allzusehr unter und mit dem Volke lebt, ist der höhere Klerus durch seinen mönchischen Charakter auch von jeder gesellschaftlichen Berührung mit den vornehmen Ständen abgehalten. Also nur von dem eigentlichen Russen können wir reden, der, den Sitten seiner Väter treu, noch den langen Bart und Kaftan trägt; d. h. außer dem Landvolke, welches größtentheils Leibeigene sind, vorzüglich den Kaufleuten.

Weniger Völker Leben trägt wohl so durchaus einen religiösen Charakter, als das der Russen. Bei jeder Gelegenheit zeigt der Russe Andacht; vor und nach dem Essen, vor jedem wichtigen Geschäft, z. B. Übergang über einen Fluß, Beginn einer Reise — wenn er bei einer Kirche vorbeigeht, wenn er den Donner rollen hört, entblößt er sein Haupt, bückt und bekreuzt sich und murmelt ein passendes Gebet. Jedem Bettler gibt er Almosen, und ist er das wirklich nicht im Stande, so sagt er: „Sorge nicht; Gott wird dir geben!" Der Kaufmann, der des Morgens seinen Laden öffnet, vertheilt ein paar Brodte an die davor stehenden Armen; außerdem werden jährlich reichliche Sammlungen zur Befreiung insolventer Schuldner aus den Gefängnissen veranstaltet, weshalb man deren auch selten in Gefängnissen findet, und an Sonn- und Festtagen werden allen Gefangenen ohne Unterschied reichliche Vorräthe von Lebensmitteln gesandt. Aber auch das öffentliche Leben ist von religiösen Beziehungen getragen. Wie überhaupt die so vielfach geschmähte Leibeigenschaft unläugbar viel Orientalisch-Patriarchalisches enthält, so spricht sich dies auch in dem religiösen Charakter aus, den das Verhältniß an sich trägt; vor Allen aber ist der Kaiser ein Gegenstand wahrhaft frommer Verehrung, und wie trefflich Kaiser Nikolaus dies verschiedene Male, z. B. in der unglücklichen Cholerazeit, zu benutzen wußte, lebt wohl noch in dem Andenken aller Leser. Wie der letzte Krieg gegen Frankreich durchaus als Religionskrieg, als Bestrafung der Tempelschänder und Zerstörer „der heiligen Mutter Moskau" behandelt wurde, ist bekannt. Pinkerton erzählt noch folgende Anekdote: Die Franzosen hatten die zahllosen silbernen Geräthe, die sie aus den Kirchen raubten, des bessern Fortbringens halber, meist eingeschmolzen; bei dem unglücklichen Rückzuge fiel dies natürlich meist in die Hände der Kosaken. Da erließ der Hettman Platoff einen Tagesbefehl, worin er sie aufforderte, die dem Feinde abgenommenen geraubten Kirchengefäße zusammenzubringen, um daraus vier silberne Evangelisten für die Kathedrale in Petersburg zu gießen, und in vierzehn Tagen konnte er dem Grafen Kutusow 2,400 Pfd. Silber schicken. Ein Kosak brachte unter andern einen Klumpen von 80 Pfd., und als man ihm bemerklich machte, daß das ja keine Kirchengefäße seyen, erklärte er: Das könne Niemand wissen, da die Franzosen so viel eingeschmolzen hätten; er wolle nicht sein Gewissen beschweren, und lieber Gott, der ihn gnädig erhalten, seine Dankbarkeit zeigen.

Aber dies Alles betrifft mehr den Volkscharakter im Allgemeinen; wir fassen nun näher das eigentlich kirchliche Leben in's Auge, und da ergibt sich denn wenig Erfreuliches. Daß eine große religiöse Unwissenheit in einem Lande herrschen muß, welches allen kirchlichen Volksunterricht und überdies bis vor wenig Jahren eine Bibel in der Landessprache entbehrte, ist von selbst klar; doch hilft da der fleißige Kirchenbesuch und das in der Liturgie vorkommende Vorlesen der Evangelien vieles, so daß die Leute wenigstens historisch die Hauptpunkte des Christenthums kennen lernten. Die verhältnißmäßig so kleine Anzahl derer, die lesen können, war wohl immer bemüht, wenigstens Slavonische Bibeln zu erhalten, und noch mehr half diesen die Stiftung der Bibelgesellschaft. Aber der eigentliche Krebsschaden der Russischen Kirche, der alle Andacht, alle Anstrengungen der Einzelnen absorbirt, ist der alle Gränzen übersteigende Bilderdienst.

Platon, in seinem System der Theologie, welches Pinkerton 1814 übersetzt hat, nimmt die Verehrung der Heiligen auf sehr gemäßigte Weise in Schutz; er sieht in der Anrufung derselben nur eine Vereinigung unseres Gebetes mit dem der Diener Gottes, die mit ihm die ewige Seligkeit genießen. Da die Heiligen auf Erden für einander beten (Röm. 15, 30., 2 Cor. 1, 11., Phil. 1, 4., Akt. 12, 5.), so findet sicherlich ein gleiches im Himmel statt; dadurch wird das Vertrauen auf Christum, den einigen Mittler, durchaus nicht beeinträchtigt. Verwerflich ist es nur, wenn man, anstatt die Heiligen durch Nachahmung ihres Beispiels zu ehren, sich bei sündigem Leben auf ihre Fürbitte verläßt, oder gar die Verehrung Gottes ihrer Verehrung nachsetzt. Noch stärker erklärt er sich bei Auslegung des zweiten Gebotes gegen die Mißbräuche bei der Verehrung der Bilder. Nachdem er ihren richtigen Gebrauch erörtert hat, fährt er fort: Diese erlaubte Verehrung wird zum abscheulichsten Götzendienst, wenn Jemand all sein Vertrauen auf die Bilder, und zwar auf ihren Stoff setzt, und deshalb eins für heiliger als das andere hält; wenn Jemand ein ihm gehöriges Bild in die Kirche bringt, und nur davor betet, wenn man die geschmückten Bilder mehr als die ungeschmückten, die alten mehr als die neuen ehrt, oder ohne Bild gar nicht beten will. Auch müssen die Bischöfe bei ihrer Ordination schwören: „Ich will sorgfältig jeden Betrug unter dem Vorwande der Frömmigkeit verhindern, sowohl bei Geistlichen als bei Laien; ich will Sorge tragen, daß die Gott gebührende Ehre nicht auf die heiligen Bilder übertragen noch ihnen ein falsches Wunder zugeschrieben werde, wodurch der wahre Gottesdienst verkehrt und den Gegnern der Kirche Stoff zu Vorwürfen gegeben wird, ich will daher arbeiten, daß die heiligen Bilder nur im Sinne der orthodoxen Kirche und des zweiten allgemeinen Concils zu Nicäa verehrt werden." Und doch besteht der Gottesdienst des Laien ganz aus der Verehrung der Bilder.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 4. Oktober. № 80.

Karl Gützlaff's Missionsversuche in China, nach dem Werke:

Journal of three Voyages along the coast of China in 1831, 1832 and 1833, etc. etc.

(Fortsetzung.)

An demselben Ort fand der Missionar auch Muhamedaner (p. 224.): „Der Ortsmandarin Jang ist ein Muhamedaner aus der Provinz Se-tschuen, und schien etwas von den Lehren des Koran zu wissen, denn er hütete sich sehr vor dem Genusse des Schweinefleisches. Einige Arabische Sprüche waren ihm geläufig; aber Chinesische Sprachorgane können nicht leicht das Arabische gut aussprechen. Er freute sich sehr, als er unter den Matrosen einige seines Glaubens fand. Er behauptete, er sey kein Götzendiener, stand aber in seinem sittlichen Charakter nicht grade über seinen Landsleuten. Während er mich versicherte, daß die Muhamedaner niemals lögen, und bei jeder wichtigeren Behauptung den Fluch hinzusetzte: „„Möge der Donner des Himmels mich erschlagen!““ belog er mich, dieser furchtbaren Verwünschung ungeachtet, dennoch auf's Handgreiflichste. Ich that ihm einige Fragen über die Muhamedaner in China. Viele von ihnen scheinen Abkömmlinge der Türkischen Stämme des westlichen China zu seyn; sie waren nie zahlreich, und hatten niemals Einfluß auf Regierungsmaaßregeln. Sie geben vor, keinen Götzendienst zu treiben; da sie aber auch Beamte sind, ist dies fast unvermeidlich; denn an den bestimmten Festen muß jeder Mandarin im Tempel erscheinen und seinen Kultus verrichten. Bei solchen Gelegenheiten erleichtern sie ihr Gewissen mit der Entschuldigung, daß ihr Herz an diesen Gräueln keinen Antheil nehme, sondern sie nur äußerlich auf Kaiserlichen Befehl sich ihnen anbequemten.“

Indem wir hieraus einigermaßen die Stellung der Chinesischen Obrigkeit gegen das Christenthum entnommen haben, wollen wir nun näher auf die vorliegenden Reisen eingehen. Der Missionar Karl Gützlaff, aus Pyritz in Pommern gebürtig, auf dem hiesigen Seminar des verstorbenen Predigers Jänike gebildet, wurde durch die Niederländische Missionsgesellschaft wegen seines großen Sprachtalents für die Chinesen bestimmt; nachdem er eine kurze Zeit in Batavia, dann auf der Insel Bintang dieser Sprache sich gewidmet, unter den dort lebenden Chinesen gewirkt und dabei zugleich Medicin, so viel es anging, studirt hatte, gelang es ihm schon nach noch nicht zwei Jahren, das Chinesische fertig zu sprechen, ja in dieser Sprache zu predigen; und er wurde deshalb von den Chinesen von dem Makel seiner barbarischen Abkunft befreit, und mit dem Chinesischen Namen Schih-li in die Familie Kwo der Provinz Fo-kien adoptirt. Von da an sah er sich nun ganz als ein für die Chinesen bestimmter Diener Christi an; und da ihn seine ärztliche Kunst hinreichend nährte, er auch bald darauf eine wohlhabende Engländerin heirathete, die jedoch nach der Geburt ihres ersten Kindes starb, machte er sich von der Verbindung mit der Niederländischen Gesellschaft los, um gänzlich auf eigene Hand auf Missionsunternehmungen auszugehen. Wir können diese Stellung, in die er sich setzte, nicht billigen, und glauben, daß die Verbindung der Missionare mit den sie aussendenden Gesellschaften keineswegs auf dem Bedürfniß der Geldunterstützung allein beruht; sie ist vielmehr vornehmlich das verbindende Glied, welches sie mit der sichtbaren Kirche des Herrn vereinigt, und ihren Beruf den Gefahren enthebt, welchen jede rein subjektive Grundlage seines Amtes den Prediger nothwendig aussetzen muß. Wir haben aus unserer eigenen Zeit drei Beispiele solcher verunglückten Unternehmungen vor Augen, und wollen von Herzen wünschen, der Herr möge verhüten, daß auch der ausgezeichnete Mann, welcher jetzt diese gefährliche Bahn geht, an dieser Klippe scheitere. Auch der Missionar darf und soll nicht die Gnadenschätze ignoriren, welche der Herr achtzehn Jahrhunderte hindurch seiner Kirche mitgetheilt hat, und ein angeblich bloß biblisches Christenthum verkündigen wollen, und einer bloß unsichtbaren Kirche angehören. Unserer Überzeugung nach sind die independentischen und puritanischen Grundsätze einer großen Anzahl unserer heutigen Missionare ein Hauptgrund, warum durch die großen Anstrengungen unserer Zeit verhältnißmäßig noch so wenig ausgerichtet worden ist.

Der Missionar Gützlaff wandte sich zunächst nach dem Reiche Siam, wo er mit dem Englischen Missionar Tomlin fast drei Jahre gemeinschaftlich wirkte. Auch dieses Reich ist, wie alle Ostasiatische, Japan ausgenommen, jetzt völlig verfault; abhängig in seiner Bildung von dem „himmlischen Reiche“ China, eben damit auf eine längst erreichte Kulturstufe festgebannt, bethört von der rationalistisch-pietistischen Abart des tiefsinnigeren Bramanismus, der traurigen Buddha-Religion, dabei sittlich und politisch erschlafft, vegetirt diese Nation so lange noch fort, bis irgend eine Europäische Macht ihrer elenden Selbstständigkeit ein Ende macht. In der großen Haupt- und Handelsstadt Bankok, wo über 40,000 Chinesen wohnen, wirkten die Missionare drei Jahre; und obwohl anfangs ihre Erscheinung große Schrecken verbreitet hatte, da die heiligen Bali-Schriften von dem Siege einer westlichen Religion über den Buddhaismus in ferner Zukunft reden sollen, und die Vortheile der Engländer über die Birmanen der nicht fleischlichen, sondern geistlichen Ritterschaft ähnliche Triumphe zu versprechen schienen, so schwanden die Vorurtheile doch allmählig; Personen aller Stände

wandten sich an die Missionare, und sie hatten von der Familie des Königs bis zu den Geringsten herab den freisten Zutritt in alle Häuser. Die mancherlei Völkerschaften, welche das große Emporium an der Mündung des Menam besuchten, waren bald ein Gegenstand der thätigen Forschung Gützlaff's, und er hat namentlich über das bisher so gut als ganz unbekannte Volk der Laos, im Norden des Anamesischen Reichs, nach der Chinesischen Grenze zu, Nachrichten eingezogen, deren vorläufige Skizzen bereits in dem so eben erschienenen vierten Bande von Ritter's Erdkunde dankbar benutzt sind. Katholische Missionare hat es in Siam seit 1622 gegeben; aber obwohl Französische Patres noch heutzutage ihre Stellung behauptet haben, ist es ihnen doch nie gelungen, hier so viele Proselyten zu machen, als in dem benachbarten Reiche Anam (Tunkin, Cochin-China); sie haben vier Kirchen in Bankok, und eine in der ehemaligen Hauptstadt Juthaja; ihre Gemeinden sollen aber bei weitem dem größten Theile nach aus Abkömmlingen der Portugiesen bestehen, und überaus unwissend und verderbt seyn.

Es erscheint etwas auffallend, daß der Missionar Gützlaff diesen drei Jahre hindurch so reich gesegneten Ort seiner Wirksamkeit verließ, um drei Versuche zu machen, in China einzudringen, welche in ihrem Erfolge höchst zweifelhaft, etwas abentheuerlich und alle nicht einmal völlig in ihrer Art und Weise zu rechtfertigen seyn dürften. Er selbst gesteht, daß alle Arbeiten der protestantischen Missionare in Siam bisher bloß vorbereitender Art waren; er hat keinen getauft, der Gedanke, eine christliche Gemeinde zu bilden, hat ihm, wie es scheint, fern gelegen; und ohne einen tüchtigen Nachfolger zurückzulassen, sah er sich nach anderen Gegenden um. Das auserwählte Rüstzeug, welches der Herr bestimmt hatte, „seinen Namen vor den Heiden, vor den Königen und vor den Kindern Israel zu tragen," der „von Jerusalem an und umher bis an Illyrien Alles mit dem Evangelium Christi erfüllt hat," ja der bis an das äußerste Ziel des Abendlandes mit seiner Predigt vordrang und „mehr arbeitete als alle anderen Apostel," hat nirgends bloß solche vorbereitende Arbeit verrichtet, und eine Menge Bibeln und Traktaten verbreitet, und Entdeckungsreisen unternommen; sondern wir finden in der Apostelgeschichte, daß er keinen Ort eher verließ, bevor er nicht eine kleine Gemeinde daselbst gesammelt hatte; und verhinderte ihn eine Verfolgung an deren förmlicher Einrichtung, so kehrte er nach einiger Zeit wieder um, und „stärkte die Seelen der Jünger, und ermahnte sie, daß sie im Glauben blieben, und ordnete ihnen hin und her Älteste in den Gemeinden" (Apostelgesch. 14, 22. 23.); oder er ließ einen Titus zurück, „daß er es sollte vollends anrichten, wo er's gelassen hatte, und die Städte hin und her mit Ältesten besetzen." Ja, der gute Hirte selbst geht uns ja darin mit seinem Beispiel voran, welcher dem verlorenen Schaafe nachgeht, bis daß er's findet; nicht aber ihm bloß einmal zuruft und dann weggeht, und ihm überläßt, sich selbst zurecht zu finden. Gützlaff erwähnt in der That in dem vorliegenden Buche, daß ihm ähnliche Einwürfe gemacht worden seyen; er beantwortet sie aber durch nichts anders, als durch Berufung auf seine innere Überzeugung, für die er keine Gründe anführt.

Die erste der drei Reisen, welche hier uns erzählt werden, machte er auf eigenthümliche Weise, wie noch kein Europäer vielleicht vor ihm gereist war, nämlich in einer Chinesischen Dschunke. Die moralische Versunkenheit der Nation nach einem Haufen Schiffsvolk beurtheilen zu wollen, wäre wohl etwas vorschnell; dennoch ist die Beschreibung, die er von dieser Fahrt gibt, sehr charakteristisch. „Die Chinesischen Schiffe haben in der Regel einen Capitän, den man richtiger den Waarenaufseher (Supercargo) nennen könnte. Mag er Eigenthümer der Waaren seyn oder nicht, er hat die Aufsicht über die ganze Ladung, und kauft und verkauft nach den Umständen; aber über die Schiffsmannschaft hat er keine Gewalt; diese hat der Hotschang oder Lootse, welcher Tag und Nacht auf der Reise die Küsten und Vorgebirge beobachtet. Doch gehorchen die Matrosen ihm nur, wenn es ihnen beliebt; zuweilen trotzen sie ihm und verhöhnen ihn, grade als wäre er ihres Gleichen. Auf ihn folgt der To-kung, Steuermann; und außer einigen anderen Beamten der Heang-kung, Priester, welcher die Götzenbilder beaufsichtigt, und alle Morgen vor ihnen etwas Weihrauch, oder Gold- und Silberpapier verbrennt. Die Matrosen commandiren in der That, und der Capitän und Lootse müssen oft, wenn sie lange genug ihre Unverschämtheit geduldet haben, zu demüthigen Bitten um ihren Beistand sich herablassen. Die Schifffahrt beschränkt sich bloß auf Küstenfahrt; sie haben keine Karten, nur einen Compaß. Zu Zeiten der Gefahr verlieren gleich alle den Muth, und ihre Unentschlossenheit veranlaßt oft den Untergang des Schiffs. Obwohl sie unsere Art zu schiffen für etwas besser, als die ihrige, zu halten genöthigt sind, so setzen sie doch jedem Verbesserungsvorschlage immer wieder entgegen: „„Thun wir das, so gelten wir im himmlischen Reiche für Barbaren."" Der Götzendienst an Bord wird mit großer Pünktlichkeit verrichtet. Die Meeresgöttin ist Ma-tsu-po, die auch Tien-hau, Himmelskönigin, heißt; sie, eine Bewohnerin der Provinz Fo-kien, soll zu dieser Ehre erhoben worden seyn, weil sie ihrem in's Wasser gefallenen Bruder das Leben rettete. Vor der Abreise eines Schiffs wird ihr Bild in Procession in einen Tempel getragen, und nach mehreren Gebeten und Ceremonien wird ein Opfermahl vor dem Bilde gehalten, und darauf vor demselben ein Schauspiel aufgeführt. Ganz besonders viele Opfer werden auch dem Compaß dargebracht; ein Stück rothes Zeug wird darüber geworfen, Weihrauch angezündet, und ein Stück Goldpapier in Gestalt einer Dschunke davor abgebrannt. Die Matrosen sind meistens aus dem allerniedrigsten Pöbel, und in die schrecklichsten Laster versunken; der größte Theil besteht aus Opiumrauchern, Spielern, Dieben und Hurern. Für Opium geben sie alle ihre Waaren hin; sie spielen, so lange ihnen noch ein Heller bleibt, und bezahlen mit ihrer einzigen Jacke ein lüderliches Weib. Sie reden beständig in gräulichen Flüchen, ihre Sprache ist stets schmutzig und unkeusch; wer eine Weile unter ihnen gelebt hat, kann sich eine deutliche Vorstellung von Sodom und Gomorrha machen" (p. 54—62.).

Gützlaff schiffte krank von Bankok weg, erholte sich aber unterwegs. Seine elende Cajüte war beständig mit Opiumqualm erfüllt, und so wie die Raucher (welche sich bekanntlich damit berauschen) die Pfeifen niedergelegt hatten, ergingen sie sich in den schändlichsten Reden. Sobald der Missionar genesen war, hielt er ihnen in starken Ausdrücken ihre Sünden vor, und gegen seine Erwartung entschuldigten sich einige wegen ihres schlechten Benehmens gegen ihn. Der Capitän ließ sich von ihm erklären, wie er die Polhöhe bestimme, und bemerkte, wenn er das vermöge, dann müsse er auch die Tiefe des Meeres bestimmen können. Da Gützlaff dies verneinte, erklärte der Capitän, Beobachtungen seyen überhaupt unnütz und ganz barbarisch. Doch erwachte sein Vertrauen zu ihm wieder, als er das baldige Erscheinen der Insel Pulo Way ihm vorhergesagt hatte. Bei Gelegenheit ihres Vorbeisegelns bei der großen Insel Hai-nan gibt Gützlaff eine anziehende Beschreibung von ihren Bewohnern. „Sie sind ein sehr gutmüthiges Volk, immer fröhlich, immer freundlich; in ihrem äußerlichen Leben sind sie fleißig, ausdauernd und reinlich. Mit einem von Natur forschbegierigen Sinn verbinden sie Liebe zur Wahrheit, die sie indeß schwer fassen können. Die Römisch-Katholischen Missionare bemerkten sehr früh die Liebenswürdigkeit dieser Leute, und hatten bei ihren Bekehrungsversuchen Erfolg; noch jetzt bekennen sich Viele zum Christenthum, und geben sich Mühe, sich als solche zu erkennen zu geben. Während meines Aufenthalts in Siam hatte ich sehr viel Verkehr mit diesem Volksstamm; sie fanden eine besondere Freude am Lesen christlicher Bücher, und an Gesprächen über das Evangelium; und Alle, die jährlich nach Bankok kamen, nahmen Bücher, als kostbare Geschenke, mit nach Hause; Andere erzählten mir von den guten Wirkungen, welche die Bücher gehabt hätten, und luden mich zu einem Besuche in ihr Land ein“ (p. 82. 83.). Und warum ging er nicht hin? Ob wohl der Apostel Paulus wegen anderer weitaussehender Pläne einer solchen Aufforderung widerstanden, ob er nicht geglaubt hätte, durch eine solche offene Thür weiter vorzudringen, als wenn er an hundert verschlossene zugleich anklopfte? In Corinth „sprach der Herr durch ein Gesicht in der Nacht zu Paulo: Fürchte dich nicht, sondern rede, und schweige nicht; denn ich bin mit dir, und Niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden; denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt. Er saß aber allda ein Jahr und sechs Monate, und lehrte sie das Wort Gottes.“ Apostelgesch. 18, 9—11.

Die Dschunke landete bei Namoh, in der Provinz Fo-kien. „Sobald wir vor Anker lagen,“ schreibt Gützlaff, „umringten uns zahlreiche Böte mit Weibern, welche zum Theil selbst von ihren Eltern, Männern oder Brüdern dem Schiffsvolk zugeführt wurden. Ich hielt eine ernste Anrede an die Matrosen, die in der Dschunke geblieben waren, und hoffte, daß es mir in gewissem Grade gelungen sey, ihre wilden Leidenschaften zu zügeln. Doch ach, kaum hatte ich das Verdeck verlassen, als sie alle Scham abthaten, und die scheußliche Scene, die nun folgte, hätte dem Schiffe mit vollem Rechte den Namen Sodom erwerben können. Die Matrosen ergaben sich, ohne an ihre verhungernden Familien zu Hause zu denken, ihrer wilden Lust, und als sie nun all' ihren früheren Verdienst vergeudet hatten, versanken sie in bodenlose Verzweiflung. Um ihren Verlust wieder zu ersetzen, schmiedeten sie einen Plan, mich zu ermorden, und meiner Koffer sich zu bemächtigen, die sie mit Gold und Silber gefüllt glaubten. Da sie nun eben schon im Begriff standen, ihr Vorhaben auszuführen, trat ein alter Mann an sie heran, und sagte ihnen, er habe vor einigen Tagen mich die Koffer öffnen sehen, es sey nichts darin, als Bücher, die sie von mir bekommen könnten, auch ohne mir den Kopf zu spalten; und als noch andere Zeugen dies bestätigten, standen sie von ihrem Plane ab. Doch war das Wort der Ermahnung nicht völlig vergebens. Ein junger Mensch, der wiederholentlich das Evangelium gehört und ängstlich nach seinem Schicksal in der Ewigkeit gefragt hatte, wurde gewonnen; voll Scham und Reue bekannte er das Ungenügende aller gesetzlichen Vorschriften, wenn kein göttliches Leben in's Herz dringe. Im Allgemeinen hören die Chinesen gerechten Tadel willig an, und loben sogar die, welche ihn aussprechen.“

(Schluß folgt.)

Über die Russische Kirche.

(Fortsetzung.)

Schon die Form der Kirchen entspricht diesem Zwecke. Im östlichen Theile, dem sanctum sanctorum, steht der heilige Tisch, und in diesem Raume befinden sich während des Gottesdienstes die Priester. Von dem Schiffe der Kirche wird das Allerheiligste getrennt durch die εἰκονόστασις, den Schrein, an dessen äußerer Seite die heiligen Bilder hängen. Die in der Mitte des Schreins befindlichen „heiligen Thüren“ werden nur zu bestimmten Zeiten während der Liturgie geöffnet und wieder geschlossen. So ist das Volk von dem eigentlichen Gottesdienste ganz geschieden, und nur auf die Bilder der Ikonostasis angewiesen. Außer diesem sind auch noch die Wände der Kirche mit Bildern bedeckt, auf denen statt der Kleider massive Gold- und Silberplatten, Perlen und Edelsteine eingelegt sind. Lebhaft schildert Pinkerton den Eindruck, den ihm der erste feierliche Gottesdienst in Petersburg machte: die Pracht des Gebäudes mit seinen reichen Verzierungen, die kostbaren Anzüge der Geistlichkeit, aus buntem Brokat gemacht und mit Stickerei und Edelsteinen bedeckt, der schöne Gesang (denn Instrumente werden nie gebraucht), der Weihrauchsduft, der aus goldenen Rauchfässern vor den heiligen Bildern aufsteigt, die von reich ausgestatteten Bildern verzierte Wand, die vielen Hunderte brennender Wachslichter und Lampen von allen Größen, das Volk aller Stände dastehend (denn die Russischen Kirchen haben nie Bänke), und betend, einige vor ihren Schutzgeistlichen niedergeworfen, andere beschäftigt, Kerzen in der Kirche zu kaufen, sie anzuzünden und mit vielen Ceremonien vor ihren Lieblingsbildern aufzustellen; und neben diesem betäubendem Schauspiele die innige Andacht des Volks, wie sich da ein achtzigjähriger Greis mit zitternden Gliedern und der größten Anstrengung vor seinem Heiligen niederwirft, und das vierzig- bis funfzigmal an einem Morgen, und auf der anderen Seite eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arm, die das Kind ein Kreuz machen, und Gospodi pomilui (Herr, erbarme dich meiner) stammeln lehrt, und wie nun am Schlusse der Geistliche das Kreuz zum Küssen bringt, und sich die Mutter zum Kusse drängt, und das Kind ihrem Beispiele folgt — soll man sich eher über die Frömmigkeit freuen, oder über die verkehrte Richtung, die sie nimmt, betrüben?

Aber die Bilderverehrung beschränkt sich nicht auf die Kirche; auch das Haus nimmt sie in Besitz. Die ärmste Bauernhütte besitzt ein oder mehrere Bilder, welche grade der Thür gegenüber aufgehängt sind. Jeder

Eintretende bückt sich vor ihnen, bekreuzt sich, murmelt ein Gebet, und sagt dann zum Wirthe: „Friede sey mit euch! Jesus Christus sey mit euch!“ worauf er erst seinen Namen und sein Begehren sagt. Und dieser Winkel der Andacht ist in der Hütte des armen Leibeigenen der einzige Ort, wo man einige Zierlichkeit, oft Gold und Silber, sieht. Die Bauern erhalten diese Bilder von eigenen Kaufleuten, die, meist schon bejahrt, mit bloßem Kopfe im Lande umherziehen, und sie nicht verkaufen (da sie unschätzbar sind), sondern nur vertauschen dürfen. Wird ein Bild alt und unbrauchbar, so trägt man es in den Fluß, und sollte es wieder an's Ufer kommen, so hat Jeder die Pflicht, es wieder in die Mitte zu werfen, bis man es nicht mehr sieht. — Und wie arg die Mißbräuche sind, die mit den Bildern getrieben werden, zeigen am besten Platon's angeführte Worte. Wo ist da der christliche Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit?

So bietet uns die Russische Kirche von verschiedenen Seiten ein höchst trauriges Bild dar. Keine sind genug da; auch ist ja die Kirche noch immer ein Glied an Christi Leibe; denn wer hätte sie können aus seiner Hand reißen? Aber fast erstarrt ist das Glied, und nur das Haupt, der Quell alles Lebens, kann auch diese dürren Gebeine wieder grünen lassen. Wir haben hier noch kurz eines zwar gut gemeinten, aber wie wir glauben, nicht ohne eigene Schuld verunglückten Versuchs zu gedenken, den Gebrechen jener Kirche durch menschliche Klugheit abzuhelfen. Wir meinen die Stiftung der Russischen Bibelgesellschaft.

Daß jede Kirche verfällt, die sich von der heiligen Schrift entfernt, ist gewiß; aber eben so gewiß ist auch, daß eine gänzlich verfallene Kirche nicht dadurch wieder aufzurichten ist, daß man mit vollen Händen Bibeln ausstreut. Dies weitläuftig zu begründen ist hier nicht der Ort; wir verweisen bloß auf das Faktum: die Reformation wurde vom heiligen Geiste unmittelbar im Predigtamte gewirkt; erst nachdem so der Grund gelegt war, entstand das Bedürfniß, die Bibel zum Gemeingut zu machen. Dies scheinen aber die Bibelgesellschaften, namentlich die Englischen, nicht immer zu bedenken. So lange freilich ihre Wirksamkeit sich nur auf Deutschland, England und überhaupt die Länder erstreckte, deren Kirchen in voller Thätigkeit waren, so lange fanden sie kaum Gelegenheit, jenen Punkt zu bedenken; denn diese Kirchen bedurften dringend der heiligen Schrift. Aber ehe man den Versuch in Rußland machte, war die Sache doch wohl zu überlegen.

Es ist bekannt genug, daß die Russische Bibelgesellschaft, 1813 gestiftet, gleich vom Kaiser Alexander auf's Thätigste in Schutz genommen und unterstützt wurde; daß sie diesemnach reißende Fortschritte machte, ist nicht zu verwundern. Die Zahlenangaben über vertheilte Bibeln und Einnahme brauchen wir hier nicht zu wiederholen; sie sind anderwärts oft genug gedruckt. Ihr Hauptaugenmerk ließ die Gesellschaft mit Recht von Anfang an die Übersetzung der heiligen Schrift in das heutige Russische seyn; und sie hatte die Genugthuung, im Jahre 1815 das N. T. mit Approbation der h. Synode auszugeben. Diesem folgten die Psalmen und eine Übersetzung der acht ersten Bücher des A. T., die aber bis jetzt noch nicht die Approbation der h. Synode erhalten hat.

Zu den eifrigsten Beförderern der Gesellschaft gehörte von Anfang an die hohe Geistlichkeit; die Vorrede zum Russischen N. T., die recht geschickt, und die ängstliche Anhänglichkeit der Russen an alles Alte schonend, die Nothwendigkeit einer neuen Übersetzung darthut, ist von den drei Metropoliten: Michael, Seraphim, Philaret unterzeichnet; außerdem wurden noch die Zeugnisse der angesehensten Bischöfe gesammelt. Pinkerton theilt uns überdies eine Rede mit, die Seraphim 1820 am Jahresfeste der Moskauer Gesellschaft hielt. Und wie günstig die Bischöfe dem Unternehmen waren, zeigen am besten die Reisen von Henderson und Pinkerton, die überall mit der größten Auszeichnung empfangen wurden, und alle Gesellschaften in der eifrigsten Thätigkeit fanden. Aber in allen jenen Zeugnissen und Reden, in aller Thätigkeit der Bischöfe finden wir denselben Fehler, den wir schon an ihren Predigten rügten, eine große Unkenntniß dessen, was der Gemeinde Noth thut. Sie sprechen mit oratorischem Pompe über die Trefflichkeit des Unternehmens; sie sammeln Geld und lassen Bibeln drucken, und verbreiten sie; aber in was für Hände sie kommen, wie sie gelesen werden, darauf sieht keiner; keiner denkt daran, daß da eine Aufsicht nöthig sey. Das Volk seinerseits nahm die Bibeln mit großem Eifer an; sie erhielten ihren Platz unter den heiligen Bildern, und man las sie eifrig. Daß nun da Mißverständnisse nicht ausbleiben konnten, ist klar; ohnehin ist der Russe zu Sektirerei und Schwärmerei aller Art geneigt. So geschah es 1823, daß sich in einem Regimente in Petersburg siebzehn Soldaten nach Matth. 19, 12. verstümmelten; die Sache kam an den Kaiser, und Seraphim war damals noch der Ansicht: „man solle die N. T. nicht wegnehmen (wie der General verlangte), denn wenn sie den Heiland mißverstehen, so brauchen sie dieselben um so nöthiger, und überhaupt müssen wir thun, was recht ist, und die Folge Gott überlassen!“ Daß aber solche allgemeine Sentenzen nichts sagen, ist klar. Aber es muß mehr vorgefallen seyn, obgleich es Pinkerton verbirgt. Er sagt selbst: „Die Cirkulation der heiligen Schrift brachte in manchen Provinzen Wirkungen hervor, die den Liebhabern der Unwissenheit, des Irrthums und Aberglaubens verdächtig schienen!“. Bedenken wir die gedrückte Lage der Russischen Bauern; wenn sich hier Regungen zeigten, wie in Deutschland der Bauernkrieg, hatte man dann Unrecht zu sagen, daß zwar nicht die heilige Schrift, aber doch die unkluge Art ihrer Verbreitung an dem Unheil Schuld sey? So können wir es nur natürlich finden, daß Männer wie Seraphim, dem doch Pinkerton selbst das ehrenvollste Zeugniß gibt, eine Änderung im Verfahren wünschten. Über alles übrige Faktische müßten wir erst unpartheiischere Berichte haben, um ein Urtheil zu fällen. Pinkerton weiß viel von den jesuitischen Machinationen zu erzählen, durch die erst der Fürst Gallitzin bewogen wurde, das Präsidium niederzulegen, dann der hohe Adel und die Staatsbeamten mit Verdacht gegen die Gesellschaft erfüllt wurden, bis zuletzt auch der Metropolit Seraphim seine Ansicht änderte, der Gesellschaft entgegentrat und so von Kaiser Nikolaus die Suspension der Gesellschaft erhielt. Aber die Partheilichkeit der Engländer gegen die Katholiken ist zu bekannt, als daß wir unbedingt einem Berichterstatter sollten folgen können, der noch überdies persönlich so dabei betheiligt ist, als Pinkerton, welchem ja die Mißgriffe der Gesellschaft mit zur Last fallen. So können wir es denn nur als unsere Ansicht aussprechen, daß die zu wünschende Wiedergeburt der Griechischen Kirche sicher von der Bibelgesellschaft nicht ausgehen wird, wenn diese gleich, unter verständiger Leitung, durch Gottes Gnade gründlich vorarbeiten kann.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 8. Oktober. № 81.

Karl Gützlaff's Missionsversuche in China, nach dem Werke:

Journal of three Voyages along the coast of China in 1831, 1832 and 1833, etc. etc.

(Schluß.)

Auf der Fortsetzung der Reise bildete sich eine heftige Parthei gegen ihn. „Meine Bücher, sagten sie, brauche man in Tien-tsin (dem Hafen von Pe-king) nicht; Priester seyen dort genug und sorgten hinlänglich für das Volk; und hunderte von Doktoren seyen da, die alle, ehe sie mich kuriren ließen, mit Freuden die Fürsorge für die Armen und Kranken übernehmen würden; obendrein, sagten sie, würde ich eine Beute der Räuber werden, deren es sehr viele in China gebe. Ich erwiederte ihnen, ich reise als Diener des Schang-ti (höchsten Königs) und fürchte mich vor dem Grimme der Menschen nicht. Ständen sie aber wirklich unter dem Einfluß der umwandelnden Gesetze des himmlischen Reiches, wie sie behaupteten, warum seyen denn diese so ohnmächtig, daß sie von den gröbsten Lastern und Verbrechen sie nicht einmal zurückhielten, während das Evangelium Christi seine aufrichtigen Bekenner vor Lastern und Verbrechen bewahre? Sie antworteten: „„Wir sind wirklich Sünder und gehen gewiß verloren!““ Aber, fragte ich, habt ihr nie die Schriften gelesen, die ich euch gegeben habe, welche euch verkündigen, daß Jesus für die Sünden der Welt gestorben ist? — „„Ja,““ erwiederten sie, „„aber wir finden, daß sie vieles enthalten, was mit der Wahrheit nicht stimmt.““ Um ihnen nun zu zeigen, daß sie Unrecht hätten, nahm ich ein Buch der heiligen Schrift vor, und ging es Satz für Satz mit ihnen durch, und zeigte ihnen, wie die Gottseligkeit die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens habe. Dies Verfahren beschämte sie, und von da an hörten sie auf, mir Einwürfe zu machen, und bekannten, das Evangelium sey Wahrheit, und heilige das Herz des Menschen.“

Nach einigen ähnlichen Ereignissen kam das Schiff an die Mündung des Pei-ho, und diesen Fluß hinauf nach Tien-tsin. Hier, zwei Tagereisen von Pe-king, trat der Gedanke, diese ungeheure Hauptstadt zu besuchen, lebhaft vor Gützlaff's Seele; das Gefahrvolle der Unternehmung veranlaßte ihn zu einer Erwägung der vielen Einwürfe, welche gegen seine Art, das Missionswerk zu treiben, gemacht worden waren; er versichert aber, das Resultat dieser Prüfung sey die Überzeugung gewesen, er sey dazu bestimmt, durch alle erlaubte Mittel das Evangelium in das eigentliche China einzuführen. Doch hielt ihn diesmal die Nothwendigkeit, mit derselben Dschunke wieder zurückzukehren, von weiterem Vordringen ab. In Tien-tsin hatte er vielfältige Gelegenheit, als Arzt zu wirken; er war von früh bis spät von Patienten belagert, denen er, während er ihnen Arzneien reichte, zugleich das Evangelium verkündigte. Viele alte Bekannte traf er wieder, welche ihm dazu Glück wünschten, daß er sich nicht mehr bloß mit den elenden Auswürflingen von China in den barbarischen Ländern beschäftigen wollte, sondern gekommen sey, das himmlische Reich selbst aufzusuchen und unter die Herrschaft des „Sohnes des Himmels“ sich zu stellen; angesehene Leute versprachen ihre Empfehlungen nach der Hauptstadt, und da er erklärte, daß er wieder abreisen müsse, luden sie ihn dringend auf das nächste Jahr ein. Nach einer stürmischen Fahrt, auf welcher sie auch die Küsten der Mantschurey berührten, kam die Dschunke im December wieder in Macao an.

Wenn wir auf diese Reise zurückblicken, und den Glaubensmuth, den Eifer, die unerschütterliche Festigkeit in der Verfolgung seines Vorhabens, so wie die ausgezeichneten Gaben unseres Missionars bewundern, so können wir doch auf der anderen Seite, so weit sich aus seiner eigenen Darstellung ein Urtheil bilden läßt, das ganze Unternehmen nicht billigen. Ein Mann, welcher des Chinesischen vollkommen mächtig ist, mit großer Leichtigkeit sogar die mannichfaltigen Mundarten desselben sich anzueignen weiß, eine große Gabe des geselligen Umgangs besitzt, begibt sein kostbares Leben in die größte Gefahr auf einem elenden Schiffe unter einem Haufen der rohsten Matrosen, um hie und da einen Chinesischen Küstenplatz zu besuchen und da und dort einige christliche Schriften zu vertheilen, oder mit einigen Kranken, die ihn der ärztlichen Hülfe wegen besuchen, Gespräche über das Evangelium zu halten, indem er eines der gesegnetsten Arbeitsfelder verläßt, wo man ihn begierig festhalten will, und einem anderen vorbeieilt, wo man die Hände nach ihm ausstreckt! Noch mehr Vorwürfe scheinen jedoch die zweite Reise Gützlaff's zu treffen. Diese entstand auf folgende Weise. Bekanntlich ist es ein Grundsatz der Chinesischen Regierung, welcher dazu dienen soll, ihre große Staatsmaschine vor Stockungen zu bewahren, daß keiner fremden Nation anderwärts, als in Canton, der Handel mit den Unterthanen des Kaisers verstattet ist. Ob dies widersinnige Verbot noch lange sich halten, ob es nicht vielleicht der Punkt seyn dürfte, an welchem zuerst die Gewalt der Zerstörung die innerlich schon längst verfaulte Staatsverwaltung auch äußerlich angreifen und überwältigen werde, das ist eine Frage, auf deren Lösung der Verkündiger des Evangeliums zwar erwartungsvoll hinaussehen, nie aber selbstthätig einwirken darf. Bedenklich schon will es uns erscheinen, daß die Ostindische Compagnie, welche damals das Monopol des Chinesischen Handels besaß, jenes Kaiserlichen Verbotes ungeachtet Schiffe aussandte, „um kaufmännische Unternehmun-

gen anzuregen und Nachrichten einzuziehen über die Häfen, mit welchen Handelsverbindungen angeknüpft werden könnten;" es schmeckt diese Unternehmung gar sehr nach der „menschenfreundlichen" Thätigkeit unserer liberalen Propaganden; noch bedenklicher aber, wenn ein christlicher Missionar auf einem solchen Schiffe reist, und unter dem Schutze Englischer Kanonen, wider Willen der Landesobrigkeiten, zu wirken sucht. Denn überall auf der ganzen Reise ging das Bestreben des Schiffscapitäns und des Supercargo, Lindsay, dahin, das Volk in den Hafenplätzen für sich zu gewinnen und den Mandarinen, die ihn wegwiesen, auf alle Weise zu imponiren, um, wie es scheint, durch die öffentliche Meinung begünstigt, über die Maaßregeln der Regierung zu siegen. Hält man die Theilnahme eines christlichen Missionars an einer solchen Unternehmung für erlaubt, dann tadle man wenigstens ferner nicht mehr die katholischen Missionare, welche mit Feldherren an der Spitze von Armeen zu bekehren versuchten, denn der Unterschied ist doch nur im Grade, nicht im Grundsatze. Es kommen zwar in Gützlaff's Erzählung viele interessante Züge zur Charakteristik des Landes und der Eingeborenen vor; im Ganzen ist diese Reise aber an Ergebnissen für die Missionen sehr arm gewesen, eine gerechte Strafe, wie uns scheint, des Anschließens an jenen liberalen Eroberungszug. Das prächtige Schiff, was dazu diente, der „Lord Amherst," segelte am 27. Februar 1832 von Macao ab, schiffte von Hafen zu Hafen bis nach der Halbinsel Korea, und kehrte dann über die Lu-tschu-Inseln wieder zurück. Auf ermüdende Weise wiederholen sich nun hier dieselben Vorgänge, etwa in der Art: Das gewaltige Schiff — ein höchst ungewohnter Anblick für die Chinesen, — segelt, besonders später, ohne alles Weitere mitten in einen Hafen hinein unter die ohnmächtigen Chinesischen Dschunken; es verbreitet sich unter den Mandarinen Schrecken, unter dem gemeinen Volk Freude, theils über die Handelsvortheile, die sie erwarten, und, schnell zugreifend, auch erhalten, theils über das freundliche, gewinnende Benehmen der Englischen Schiffsbeamten und des Missionars. Benutzen diese, ohne erst die Dazwischenkunft der Mandarinen abzuwarten, auf's Schleunigste den günstigen Eindruck, so gelingt es ihnen, Waaren zu kaufen und zu verkaufen, Erfrischungen einzuholen, und dem Missionar, Arzneien und Traktate zu vertheilen. Fragen sie aber die Mandarinen um Erlaubniß, so bekommen sie sofort den gemessensten Befehl, auf der Stelle den Hafen zu verlassen; wobei dann der Ungehorsam einiger Unterbeamten und die Angst vor den Schiffsbatterien ihnen öfters eine Frist gewähren;*) aber auch der längste Aufenthalt ist nur auf etwa ein paar Wochen. Die traurigste Folge jedoch dieser drohenden Einschreitungen ist fast jedes Mal die, daß die Mandarinen, die sich gegen das Englische Schiff zu schwach fühlen, die härtesten Strafen gegen das gemeine Volk sowohl als die Unterbeamten verhängen, die den Chinesischen Gesetzen zuwider in Verkehr mit den Engländern sich eingelassen hatten; und es will uns scheinen, als gelänge es Gützlaff nicht, sein Gewissen deshalb ganz zu beschwichtigen, da er an dem Schicksal der armen Leute durch seine Theilnahme an der Unternehmung doch offenbar mitschuldig war.*) Da es unser Zweck natürlich nicht seyn kann, die vielen höchst interessanten geographischen Nachrichten und Schilderungen herauszuheben, mit denen das Buch angefüllt ist, so können wir nur Weniges aus der geringen Missionsthätigkeit Gützlaff's unseren Lesern mittheilen. Von seinem Aufenthalt in der großen Handelsstadt Fu-tschu sagt er in seinem Tagebuch p. 232.: „Dies war einer der glücklichsten Tage, die ich in China zubrachte. Unter dem Volke war ein wirkliches Verlangen nach Büchern erwacht, und die Bitten darum waren so dringend, daß alles Abschlagen unmöglich war. Was das Lesen der Schriften wirkte, habe ich nicht erfahren, aber einige gesegnete Eindrücke der göttlichen Wahrheit auf die Herzen der Leser werden gewiß zurückbleiben. Da es Gottes Werk ist, und es sich um die Erlösung von Menschenseelen aus der ewigen Verdammniß handelt, so hoffe und glaube ich, daß unser allmächtiger Gott der ausgestreuten Saat sein Gedeihen

*) „Wir baten sie, uns eben so zu behandeln, wie wir mit ihren Landsleuten verfahren, wenn sie unsere Kolonien besuchen. Dies diente dazu, ihre harte Sprache zu erweichen, und ihre Gründe, die sie aus den unverletzlichen Gesetzen des himmlischen Reiches hernahmen, zu Schanden zu machen (?). Nichts aber flößte ihnen so viel Respekt ein, als unsere vortrefflichen Kanonen, welche stillschweigend beredter für uns sprachen, als die beste Rede des Demosthenes hätte thun können." (!) p. 177.

*) So stößt man p. 196. auf folgendes sonderbare Räsonnement, dem wir gestehen, nicht völlig folgen zu können: „Überhaupt können wir sagen, die Mandarinen der Hafenstadt Amoy (eines Handelsplatzes von 200,000 Einwohnern in der Provinz Fo-kien) häuften alle möglichen Kränkungen auf uns, um uns in den Augen des Volkes verächtlich zu machen, und die Würde des himmlischen Reiches aufrecht zu halten. Andere Schiffe, welche dorthin kommen, können dies dadurch vermeiden, daß sie unverzüglich in den Hafen fahren, und sofort zwischen den Dschunken ankern. Sie müßten nicht vom Platze gehen, bis ihre vernünftigen Forderungen gewährt würden, dadurch würden sie ihren Zweck erreichen, ihre Geschäfte ausrichten, und sowohl den Mandarinen als dem Volke weniger Unruhe machen. Die Eingeborenen machten uns hierauf aufmerksam, und wir versuchten es zu unserem großen Vortheil in anderen Häfen. Auch die größten Kleinigkeiten, wenn man sie nicht nachdrücklich fordert, schlagen die Chinesen ab. Gerechtigkeit und Geduld müßte immer auf unserer Seite seyn; wir sollten sie immer durch unzweideutig freundliche Handlungen zu gewinnen suchen; wir müßten uns als Christen beweisen durch rechtliches Benehmen, und als Menschenfreunde vermöge unserer Religion; nie aber sollten wir zugeben, daß ein Eingeborener ungerechter Weise unsertwegen bestraft würde. Wir haben zwar kein Recht, uns in die inneren Gesetze des Landes einzumischen, wo wir bloß als Kaufleute geduldet werden; aber wir müßten ungesetzliche Handlungen verhindern, welche die Hüter der Gesetze unsertwegen begehen" (!). Wir können dies nicht anders verstehen, als daß der Missionar die Englischen Handelsschiffe auffordert, in solch einem Falle die Chinesischen Obrigkeiten thätlich anzugreifen, oder Krieg mit ihnen anzufangen. Oder können diese Worte noch einen anderen Sinn haben, und welchen? Einmal (p. 265.) finden wir auch wirklich, daß das Schiff sich den Eingang in einen Hafen mit Gewalt bahnte, welches Gützlaff jedoch nicht billigt.

geben wird. Große Hindernisse stellen sich dem Worte Gottes in den Weg, aber es ist lebendig und kräftig und schärfer, denn kein zweischneidig Schwerdt, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Hie und da setzte ich mich unter die Leute, und redete mit ihnen von dem, was zu ihrem ewigen Frieden dient. Obwohl diese Worte sonderbar in ihren Ohren klangen, da einem Chinesen alles fremd und unverständlich ist, was über die fünf Sinne hinausliegt, so werden die Worte doch nicht gänzlich verloren seyn. Oft habe ich durch Gleichnisse die Lehren ihnen schmackhaft und verständlich zu machen gesucht; eine Weile hören sie wohl auch zu, aber dann ist es ganz vergeblich, wieder anzufangen; denn gewöhnlich werden sie unaufmerksam, und wenden die Unterhaltung auf andere Dinge." — In Schang-hoe, an der Mündung des großen Stromes Jan-tse-kiang, traf Gützlaff unter den Chinesen mehrere seiner alten Bekannten aus Siam. „Sie riefen mich bei Namen, und bemühten sich, ihre Freude über unser Wiedersehen mir zu bezeigen; ich winkte ihnen aber mit der Hand, daß sie sich durch diese Zeichen der Freundschaft nicht in Gefahr stürzen möchten. Sie verstanden mich, und gehorchten mit Widerstreben. Wie oft habe ich mit diesen Leuten gesprochen, und ihnen das Evangelium von unserem theuern Heilande verkündigt! Sie kennen seinen heiligen Namen wohl, und sind nicht unbekannt mit seinem Leiden für das Leben der Welt. Ach, aber es kommt ihnen nicht in den Sinn, daß sie einen lebendigen Glauben haben müssen, wenn sie der Gnade theilhaftig werden wollen, die da ist in Christo Jesu, unserem Herrn. Ob ich gleich hier wenig Frucht der Predigt von Christo dem Gekreuzigten gesehen habe, so bin ich doch vollkommen davon überzeugt, daß, wenn die Umstände mir einen längeren Aufenthalt unter ihnen gestattet hätten, ich einige von ihnen für das Evangelium gewonnen haben würde, denn sie waren nicht völlig ohne Gefühl" (p. 285. 286.). — Auf der Halbinsel Korea, einem von China abhängigen Königreiche, wohin neuerlich so gut wie gar keine Europäer mehr gekommen sind, fand Gützlaff dasselbe Ausschließungssystem, und zwar noch kräftiger und nachdrücklicher aufrecht gehalten, als in China. Er erzählt (p. 323.): „Einige Jesuiten erhielten im vorigen Jahrhundert die Erlaubniß, sich auf Korea niederzulassen; einige Priester machten der vorigen Königin von Portugal den Vorschlag, eine Gesandtschaft hieher zu schicken, um sich sowohl in christlicher als in wissenschaftlicher Hinsicht dem Lande nützlich zu machen. Damals waren Männer von hohem Range am Hofe in Korea, welche sich zum Christenthum bekannten, und gern die Absichten einer fremden Macht, Handelsverbindungen zu begründen, begünstigt hätten; dieser Plan wurde aber nie in's Werk gesetzt. Nach allen Nachrichten, die wir einziehen konnten, gibt es jetzt in der Hauptstadt keine Europäer mehr, und das Christenthum ist selbst dem Namen nach unbekannt. Ich weiß nicht, wie weit man den ausführlichen Nachrichten [der katholischen Missionare] von Verfolgungen trauen darf, welche die Koreischen Christen erfahren und mit heldenmüthiger Standhaftigkeit getragen haben sollen. Wären wirklich aber so viele Tausende der Eingeborenen um ihres Glaubens willen hingerichtet worden, so würde das Christenthum in der Erinnerung Vieler noch leben, wenigstens als eine verbotene Religion; aber wir konnten keine Spur davon entdecken." Diese Stelle ist etwas auffallend, da sie einen Zweifel gegen die höchst interessanten, merkwürdigen Nachrichten zu erheben scheint, welche die Nouvelles Lettres édifiantes über diese Ereignisse mitgetheilt haben. Wir möchten aber dennoch eher vermuthen, daß Gützlaff's Erkundigungen nicht genau genug waren, als daß jene Berichte ein Gewebe von Lügen seyen.

Die dritte kürzere Reise, welche von Macao nach der Mantschurey, die Chinesische Küste entlang, ging, bietet noch weniger für die Missionsgeschichte Interessantes dar. Hie und da war den Engländern der Zugang zu den Eingeborenen mehr geöffnet, als früherhin; aber unseres Missionars ganze Thätigkeit bestand im Ausstreuen von Bibeln und Traktaten, und wenigen gelegentlichen Gesprächen. Von Büchern, sagt er, seyen Millionen nothwendig, wenn man den Bitten des Volkes nachkommen wollte. Aber wie sehr gering ist doch bisher die Wirkung all' des Bibel- und Traktatvertheilens in heidnischen Ländern da gewesen, wo nicht das lebendige Wort hinzukam, oder vielmehr die Schriften hinzukamen, um das verkündigte Wort zu bekräftigen! Gott sey Dank, daß es nicht so leicht ist, das Evangelium auszubreiten; die Bekehrung der Welt würde sonst noch am Ende zu einem Rechenexempel werden!

Wir scheiden mit einem gewissen schmerzlichen Gefühl von dieser Reise. Jedes Wort des Tadels ist uns schwer angekommen; es ist nichts Geringes, dergleichen, in der Heimath sitzend, auszusprechen gegen einen Mann, der sein Leben wagt in der Sache Christi. Aber wir haben keinen Augenblick vergessen, von wem wir redeten, und haben vor Gottes Augen und zum Besten derer gesprochen, denen unsere schwachen Worte vielleicht von einigem Nutzen seyn können. Wir können nicht einsehen, daß ein solches Treiben des Missionswerks, wie es in den Gützlaffschen Reisen uns vorliegt, uns in der That berechtige, von einer solchen Höhe auf die katholischen Missionen herabzublicken, als es von Gützlaff oft geschieht. Das Anschließen des Missionswerks an eine, wenn auch irrende, christliche Kirchengemeinschaft hat, glauben wir, manche Vorzüge vor dem rein subjektiven Beruf solcher Prediger, die jetzt in Europa wie in Asien herumziehen, und

> — as the world were now but to begin,
> Antiquity forgot, custom not known,
> The ratifiers and props of every word

die Kirche bloß um ihre Person herum sammeln wollen; und das demüthige, ruhige, stete Wirken von Männern, die sich von ihren Oberen einen Platz für ihre Thätigkeit anweisen lassen, vor so manchen Missionsentdeckungsreisen, die jetzt versucht werden. Wir haben in unseren Tagen (worauf wir oben anspielten) das Beispiel gesehen eines jungen Mannes, der auf eigene Hand unter ein rohes, finsteres Volk zog, große Mühseligkeiten dort duldete, und von vielen Seiten als derjenige begrüßt wurde, welcher die rechte Art und Weise der Missionsthätigkeit vor vielen Anderen zu finden gewußt habe; welcher Andere durch seinen Vorgang auf denselben Pfad lockte; und der dann nach einigen Jahren drucken

ließ, seine Absicht sey nie gewesen, Missionar zu werden, er habe von Kind auf gern auf Abentheuer ausgehen mögen, und zu diesem unwiderstehlichen Drange habe sich später der Trieb gesellt, wo möglich Anderen dabei nützlich zu seyn. Möge der Herr uns vor ähnlichen Erfahrungen in der Zukunft bewahren!

Miscelle.

(Zur religiösen Charakteristik der Deutschen Revolutionäre.)

Das innere Leben und Treiben der Revolutionsmänner wird in denjenigen Ländern selten aufgedeckt, wo das Auge der weltlichen Macht über sie Wache hält. Es ist auch ohne Zweifel in sehr vielen Beziehungen gut, daß der Abgrund verschlossen bleibe, aus dem nur fürchterliche Miasmen aufsteigen und sich über die Länder verbreiten könnten. In anderer Beziehung ist es gewiß eben so nützlich als lehrreich, wenn bisweilen, mit Auswahl, zum Besten gewisser kurzsichtiger oder blinzelnder Leute, dem Auge Aller Scenen vorgeführt werden, in die sonst nur den Eingeweihten der Einblick vergönnt ist, und welche das ganze Räderwerk mit seinen religiös-moralischen Triebfedern deutlich erkennen lassen. In politischer Rücksicht haben die außerordentlichen Eröffnungen, welche die Verschworenen in gegenseitiger Anklage jüngsthin auf Anlaß des verunglückten Feldzugs nach Savoyen der ganzen Welt gemacht haben, Jedermann in Stand gesetzt, über ihre Principien, Capacität u. s. w. zu urtheilen. Auch die Moralität kam darin vor, und bildete sogar ein Hauptcapitel. Die religiösen Geständnisse kamen billig einem Deutschen zu. Es hat sie auch einer übernommen; womit wir indeß nicht sagen wollen, daß seine Schrift nicht auch in anderen Rücksichten interessante Aufschlüsse gebe. Die Schrift ist zwar anonym, der Verfasser hätte aber mit den Andeutungen über seine Persönlichkeit weniger freigebig und mehr bescheiden seyn müssen, sollte man nicht den aus Friesland stammenden ehemals Russischen Gardeoffizier, Polnischen Rebellen, Leipziger Journalredakteur,*) Deutschen Dichter u. s. f. H (arro) H (arring) und wie er sonst noch heißen mag, wiedererkennen. (Denn der Mann rühmt sich seiner vielen Namen.) Zum Überfluß hat er das H. H. dem Werke noch vorn auf den Titel gesetzt, und hinten auf den Titel einen seiner Verse (die doch sonst Niemand citirt, als Herr v. ... und er selbst). So viel als beiläufigen Beitrag zum Paragraph von der Eitelkeit.

Die Schrift trägt den Titel: Mémoires sur la jeune Italie et sur les derniers événemens de Savoie. Par un témoin oculaire. Wozu später noch die Worte kommen: Mémoires *d'un rebelle*, und darunter ein Todtenkopf. Erschienen ist sie zu Paris, librairie Dérivaux, im Mai 1834, und auf dem Umschlage als erste Lieferung bezeichnet. Geschrieben wurde sie auf der Flucht, — was zum Theil wieder charakteristisch ist, denn es zeigt, daß der Revolutionsheld nicht umsonst so viel von seiner Autorschaft spricht. In den Monaten, als der tolle Frevel vorbereitet war und die Ausführung alle Tage erwartet ward, schrieb der Verfasser — ein allegorisches Drama über die Heldenthat und die daraus hervorgehende Befreiung von ganz Europa, die Stiftung des Völkerbundes, der großen Weltfamilie u. s. w. Kaum hatten die Helden Chambery erobert, zwölf Stunden von Genf entfernt, — in Gedanken erobert nämlich, — so sollte wiederum — man erräth es kaum — das Drama gedruckt werden, und zwar, wie Mazzini versprochen, in drei Sprachen. Kaum endlich waren sie aus dem Lande hinausgeflüchtet, in das sie eigentlich bloß den einen Fuß gesetzt hatten, so schrieb mein Schriftsteller schon wieder, und zwar beschrieb er diesmal das Drama, nicht das, was er gedichtet, sondern was er selbst aufführen helfen. Er fing an zu schreiben, als er, wie er selbst sagt, durch das Ereigniß noch so angegriffen war, daß ihm öfter das Gedächtniß den Dienst versagte.

H. H. war als Pole in der Schweiz, zu B (iel). Er war ein Mitglied des dortigen Polnischen „Generalstabes," und unterhandelte mit den Italienern in Genf, namentlich Mazzini, für den er sehr enthusiasmirt ist, und mit den Deutschen Flüchtlingen in Zürich, die unter der Leitung seines Freundes Hermann v. R. standen.*) Interessant, und nicht minder instruktiv ist, was er von der Unmöglichkeit der Revolutionärs, der Chefs nämlich (denn es ging in diesen wandernden Republiken alles recht aristokratisch zu), sich zu verständigen, schreibt. Ein Italiener redete von einem gewissen höchsten Comité, das seit vierzig Jahren auf den Untergang der Fürsten ausgehe, und der Verfasser lachte ihn mit seinem Comité aus; der Verfasser selbst hatte ein ausführliches System geheimer Organisation von unten auf, in Sektionen, und wollte seinen Freund Hermann dazu bereden; Freund Hermann lachte nun aber ihn aus, und behauptete, er brauche gar keine Direktion, ein Mann genüge, wenn er Mann sey und Zutrauen genieße; darauf wurde Hermann ein Revolutionsmonopolist genannt. Endlich verstand sich Hermann auch mit Mazzini nicht; die Italiener waren fein gebildet, vornehm, meist von Adel, zum Theil Philosophen, Dichter und Gelehrte; die Deutschen burschikos. Nur die unglücklichen Polen scheinen ihren Anführern blind gefolgt zu seyn; aber die Anführer selbst hatten zuerst gar keine Lust nach Italien. „Einige hundert Polen (schrieben sie) können keinen Einfluß auf das Geschick der zahlreichen Italienischen Nation haben" — aus Spott über Italienische Großsprecherei. Und doch glaubten sie den prahlerischen und prellerischen Verheißungen! Oder kamen später noch andere hinzu?

Ich hoffe, der Verf. selbst prahlt, wenn er die Italienischen Flüchtlinge mit dem Lobe beehrt, viele von ihnen hätten mehr als einen Gensd'armen erdolcht gehabt; aber er hat doch die Verruchtheit zu verantworten, mit der er hinzusetzt, und sogar des demi-douzaines de ces messieurs! Eben so, wenn er meint, Hermann und Mazzini würden sich schon besser verstanden haben, wenn sie nach errungenem Siege — (o der Psychologie!) — sich vor einem der eisernen Käfige gefunden hätten, in welche man die entthronten Fürsten sperren müßte. Wir erlauben uns nicht, seine Ausdrücke zu wiederholen, einen so tiefen Ekel sie sicher auch hervorbringen würden. „Niemand," fügt er hinzu, „könnte uns dann den Vorwurf machen, daß wir gegen unsere Todfeinde grausam oder blutdürstig gewesen wären."

Kann man sich aber auch den Tollsinn vorstellen, der so etwas nach dem verfehlten Ausgange zu schreiben und drucken zu lassen gestattet! Aber freilich, er war schon vorher nicht geringer, z. B. als man einem alten Napoleonistischen Generale in der Waadt, über dessen Gasconnaden man ihm selbst in's Gesicht lachte, über dessen Schwatzhaftigkeit man sich ärgerte und langweilte, über dessen Fähigkeit und Zuverlässigkeit man von Anfang an Zweifel hegte, alle Pläne zum Voraus mittheilte!

(Schluß folgt.)

*) Oder Mitarbeiter; wenn wir nicht sehr irren, am „Cometen."

*) Man kann sich nicht leicht die Indiscretion vorstellen, mit der hier fast vollständige Signalements mitgetheilt werden, die wir auslassen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 11. Oktober. № 82.

Über die Symbolik des Herrn Dr. Möhler.

Erster Artikel. Einleitende Bemerkungen.

Die Möhlersche Symbolik ist ein für die Katholische und Evangelische Kirche Epoche machendes Werk, welches beiden und wohl am meisten der letzteren zum Segen gereichen wird, und zwar vornehmlich dadurch, daß es wieder eine wahre und wissenschaftliche Polemik zwischen ihnen erregt. Die Wissenschaft der kirchlichen Polemik, welche mit der wahren Theologie der Kirche in dem ihren Grund hat, der eben so wohl der Fürst des Friedens als des Schwerdtes ist, war in neuerer Zeit nicht so wohl durch ihre eigene pedantische Überladung, als durch das Herabsinken des kirchlichen Gemeingeistes unter einen mehr und mehr sich erhebenden Eigengeist immer tiefer gesunken und endlich untergegangen. Es war dadurch selbst die historische Kenntniß des theologischen oder dogmatischen Unterschiedes der verschiedenen christlichen Confessionen unter den Theologen selten geworden, und eben damit wurde ihnen der Lehrbegriff ihrer Kirche immer gleichgültiger, immer fremder, und die ihn bekennen sollten, verläugneten ihn, oft selbst, ohne es zu wissen.

Dieser schnöden, nicht selten noch mit der Prätention der Aufklärung sich spreizenden Unwissenheit entgegenzuwirken, wurde von gelehrten Theologen der historische Inhalt der alten Polemik, in der Form einer comparativen Symbolik oder vergleichenden Darstellung der symbolischen Lehrbegriffe der verschiedenen kirchlichen Partheien, in das Gebiet der theologischen Wissenschaft wieder eingeführt, und es ist seitdem wieder um so mehr Bedacht auf diesen wichtigen Gegenstand genommen worden, je mehr die Theologie überhaupt aus einer negativen wieder eine positive zu werden strebte. Indeß wurde jene Darstellung noch immer fast nur abstrakt historisch gehalten, d. h. es wurde über die Glaubens- und Lehrverschiedenheiten der christlichen Kirchen, wie über das Verhältniß fremder Religionen, mit jener Unpartheilichkeit referirt, die, ohne selbst den Glauben und Gemeingeist einer Kirche zu haben, nur als Unkirchlichkeit bezeichnet werden kann. Dabei wurden die in den Differenzen liegenden praktischen Momente entweder gar nicht berührt, oder wie bei Planck, nach den Grundsätzen der neueren Moral als ganz irrelevant dargestellt. Ein solches indifferentes, gegen die Hauptinteressen der Kirche gleichgültiges Verhalten wurde dann noch als irenisch höchlichst empfohlen, und als der Hauptvorzug der neuen Symbolik vor der alten Polemik um so lieber hervorgehoben, als man nun, bei eigenem Schwanken im Kirchenglauben, das Beweisen seiner Sätze wider die Gegensätze anderer Partheien nicht mehr nöthig hatte. Aber die alte Polemik, verkannt und verdrängt, mit dem Ernst und der Wahrheit des großen Krieges, den sie in geschlossenen Reihen führte, ließ darum nicht den lieben Frieden hinter sich, den die friedliebenden Theologen wünschten. Im Gegentheil, je mehr der Gemeingeist der Kirche und mit ihm das Feuer des heiligen Geistes erlosch, um so mehr entbrannte nun, nach einer kurzen Zeit des Indifferentismus, das überall hervorzüngelnde Feuer des kleinen Krieges in der Kirche, deren öffentlicher Lehrstand sich nun ärgerlicher Weise in eine Menge Privatmeinungen theilte, die alle, mit gleichen Ansprüchen egoistischer Subjektivität, sich geltend und einander den Platz streitig zu machen suchten, so daß selbst die allergröbste Häresie, der baare Naturalismus, neben der Orthodoxie, die auch nur als Privatmeinung behandelt wurde, sich frech behauptete, ja sogar, wie noch neuerdings, durch öffentliche Bekenntnisse mitten in der Kirche sich zu constituiren suchte. Auch unter den offenbarungsgläubigen Theologen wirkte jener unselige Subjektivismus fort; sie waren eben nicht aus der lebendigen Gemeinschaft der Kirche, sondern aus dem Unglauben der Zeit, der eine auf diesem, der andere auf jenem Wege zum Glauben gelangt, und darum hob denn jeder gern seinen Weg mit den besonderen Ansichten, worauf er ihn geführt, hervor. Deshalb warf sich denn auch der Hauptstreit nicht sowohl auf die Glaubensartikel selbst, als auf die Einleitung dazu, und rückte nur selten aus den Prolegomenen in die Penetralia der Dogmatik hinein. Über die Erkenntnißprincipien, Vernunft, Offenbarung, Schrift, Tradition, wurde gestritten von Rationalisten, die nur sich glaubten, und von Supernaturalisten, die schon mit der Anerkennung des Daseyns einer Offenbarung, auch abgesehen von ihrem Inhalt, sich für gläubig hielten, und endlich von den Mittleren zwischen beiden, unter denen die Hegelianer zwar am meisten Geist und Gehalt zeigen, demohnerachtet aber auch den kirchlichen Lehrbegriff lieber umbilden als ausbilden, auch auf die Anhänger desselben, wenn sie nicht in ihrer Weise darüber denken, mit Geringschätzung herabsehen, wodurch sie ihrerseits das Bewußtseyn kirchlicher Gemeinschaft unterdrücken.*) So ist denn aus der alten ehrwürdigen Polemik für die Kirche, worin Alle für Einen Mann standen, ein unwürdiges Gezänke der Theologen für ihre Privat- und

*) Dies gilt insbesondere von Daub's neuestem, an Wahrheit für Jedermann reichem Werke „die dogmatische Theologie jetziger Zeit," worin er zwar die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel" nachzuweisen verspricht, aber leider fast gar nicht über die allgemeineren Betrachtungen der theologischen Partheien hinaus zur Erörterung der einzelnen Artikel kömmt, die für die Kirche jetzt das dringendste Bedürfniß ist, und worin auch die allgemeinen Principien allein erst sich bewähren können.

Schulansichten geworden, wobei nicht einmal Jeder seinen eigenen Mann sieht, und woran die Laien gerechtes Ärgerniß nehmen. Noch weit unwürdiger aber ist der Streit geworden, welcher, nachdem eine falsche Irenik die wahre wissenschaftliche Polemik gegen die Katholische Kirche antiquirt hatte, sich an die Stelle derselben gesetzt und im gemeinen, sage gemeinen Leben sich verbreitet hat. In der großen Ignoranz über das innere Verhältniß der beiderseitigen Confessionen war es leider unter uns möglich geworden, den gemeinsten Rationalismus, den Achristianismus, mit dem Protestantismus zu identificiren, und weil Mehrere, die es besser wußten, statt laut dagegen zu zeugen, lieber stille schwiegen, so verbreitete sich dieser Wahn, von vielen Theologen selbst begünstigt, ja gehegt, immer weiter unter dem protestantischen Publikum. So geschah es denn, daß die ganze antichristliche Tendenz des Zeitalters sich vorzugsweise gegen den Katholicismus wandte, und die Parole ehrwürdiger alter Streitnamen zur mehreren Aufregung eines verrätherischen Krieges mißbrauchte, der in dem Katholicismus, zugleich mit seiner Hierarchie und seinen Mißbräuchen, auch jene positiven Grundartikel des ökumenischen Christenthums bestürmte, die von den alten Protestanten mit gleicher oder noch größerer Entschiedenheit, als von den Katholiken, geglaubt und vertheidigt worden waren. Ja die extreme Verkehrtheit dieser Bestürmer, deren es, zu unserer Unehre, leider noch gar manche unter uns gibt, stellte dem Katholicismus als protestantisch eben das Extrem jener pelagianischen Lehren entgegen, deren semipelagianische Begünstigung grade die Hauptdifferenz des katholischen vom evangelischen Lehrbegriff bildet.*) Und nun setzte sich diese traurige Polemik auch noch mit der revolutionären Richtung des Zeitalters in Verbindung und erzeugte jenes erbärmliche Geschrei gegen Jesuitismus und Obscurantismus und jene dumpfe Gährung der Massen, die ohne klares Bewußtseyn der Scheidungsgründe nur durch fortwährende künstliche Aufreizungen sich erhalten konnte,**) und von dem Glaubenseifer der Vorfahren wie ein wüster Rausch von edler Begeisterung sich unterscheidet. Solchen unnatürlichen Verhältnissen gegenüber mußte nun auch die Polemik des Katholicismus eine ganz andere Gestalt wie die frühere annehmen. Sie beschränkte sich defensiv auf eine supernaturalistische Apologetik des allgemein Christlichen und verband damit besonders gern eine Rechtfertigung der katholischen Kirchenauctoritäten nach dem Principe der Legitimität, so wie eine Empfehlung ihrer Kultusformen nach ästhetischen Grundsätzen. Offensiv griff sie im Protestantismus den Rationalismus an, dessen, der Bibel, der Kirche und sich selbst widersprechende Haltungslosigkeit ihr, wenn auch nicht im Leben, doch in der Litteratur, leichtes Spiel bot. Verstanden Protestanten den Sinn der Reformatoren nicht mehr, so konnte dies von Katholiken noch weniger erwartet werden. Es war daher um so

*) Vgl. Nitzsch protestantische Beantwortung der Möhlerschen Symbolik, Stud. u. Krit. Jahrg. 1834, S. 11.

**) Vgl. Möhler's Symbolik, Vorrede S. IX.

natürlicher, daß sie das Beginnen derselben als ein aus niedrigen Persönlichkeiten hervorgegangenes, ganz verkehrtes und usurpatorisches Unternehmen schilderten, als sich ja der Protestantismus, zerrissen durch die Widersprüche gegen sich selbst und seine Begründer, im Auflösungsprozeß ihnen darstellte, den sie dadurch noch zu befördern suchten, daß sie die Reformatoren durch ihre rationalistischen Nachfolger, so wie jene durch diese bekämpfen ließen. Bücher, wie Theodul's Gastmahl, zeigten durch ihre oftmals wiederholten Auflagen, daß diese polemische Methode, obwohl gegen die wahre Evangelische Kirche ohne Werth, doch bei dem damaligen großen Verfall derselben mannichfachen Eingang fand, so sehr dies auch der Rationalismus zu ignoriren suchte.

Mittlerweile war unter uns, bei allem Hader der Subjektivitäten, doch mehr und wieder ein Bewußtseyn von evangelischer Glaubensgemeinschaft erwacht, welches sich, obwohl unter großem Widerspruch aller Irenker, gegen die Unkirchlichkeit des Rationalismus protestirend aussprach, und durch die Erneuerung der alten evangelischen Grundsätze die deformirte Kirche wieder zu ihrer wahren Gestalt zu reformiren suchte. Es fehlt nicht an solchen, die das, obwohl verkannt und verachtet gewesene, doch allein rechtmäßige Panier der Bekenntnißschriften wieder entfalteten und in Verbindung damit die Bücher der Reformatoren wieder studirten, und daraus die Größe des Abfalls der meisten Evangelischen vom evangelischen Glauben erkannten. Je mehr sie einsahen, daß der Gegensatz des Evangeliums von der Erlösung durch die freie Gnade Gottes in Christo gegen jegliche Selbstgenügsamkeit und Selbstgerechtigkeit der menschlichen Natur, wie sie der Pelagianismus ganz, und der Semipelagianismus zum Theil behauptet, der Angelpunkt der ganzen Reformation ist, und jemehr sie in der Selbstgenügsamkeit und Selbstgerechtigkeit des Rationalismus ganz den alten, nur noch potenzirten Pelagianismus wieder erkannten, um so mehr mußte ihnen auch die Mehrzahl ihrer Kirche, in der jetzt die Menschensatzungen weit üppiger wucherten, als in der päpstlichen, den Hauptprincipien nach auf denselben Standpunkt zurückgesunken erscheinen, wovon sie die Reformatoren emporgehoben hatten. Ihren Standpunkt im Mittelpunkte des evangelischen Lehrbegriffs nehmend, bekämpften sie nun zugleich und mit gleichen Gründen den Pelagianismus der Rationalisten, und den Semipelagianismus der Katholiken und erneuerten die Orthodoxie der Symbole nach beiden Seiten hin. Die evangelische Kirchenzeitung repräsentirt diesen Standpunkt, den sie gleich durch den Aufsatz, womit sie eröffnet wurde, auf's Bestimmteste bezeichnete. Die innere Verwandtschaft des Rationalismus und Katholicismus war schon zuvor in der ersten Lieferung der Beiträge zur Vertheidigung der evangelischen Rechtgläubigkeit von Sartorius (Heidelb. 1825) nachgewiesen worden, und Twesten hat darüber im ersten Theil seiner Dogmatik durch Hervorhebung der pelagianischen Richtungen der Katholischen Kirche, in deren Gegensatz allein die Reformation zu begreifen ist, treffliche Auseinandersetzungen gegeben.

Diese Erneuerung „des alten orthodoxen Protestantismus, der sogleich sein Verhältniß zur Katholischen Kirche bezeichnete und dieselbe von seinem Standpunkte aus bestritt, dessen Parthei sich zusehends erweitert, und der unter Laien und Geistlichen wieder bedeutende Vertreter findet und auf's Neue eine Macht zu werden beginnt," sie war es laut Vorrede des Herrn Dr. Möhler zu seiner Symbolik S. X f., welche in ihm zuerst den Gedanken erregte, dieselbe herauszugeben, und welche jetzt besonders für die Katholiken das Bedürfniß begründet, „sich ihr gegenüber genau zu orientiren und wieder zum klaren Bewußtseyn der Stellung zu gelangen, welche sie gegen dieselbe einnehmen." Dies zu thun, ist demnach Haupttendenz der neuen Symbolik, die eben damit wieder eine wahre kirchliche Polemik eröffnet, indem sie nicht Privatansicht Privatansichten, sondern die Römisch-katholische Kirchenlehre der protestantischen gegenübersteilt und zwar um darzuthun, „daß die Katholische Kirche gegen die neue Ansicht ihre uralte Lehre unmöglich austauschen, ja beide nicht einmal in sich neben einander dulden dürfte" (2te Aufl. S. 76.), sondern vielmehr, „wenn sie die Idee von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes retten, wenn sie die menschliche Freiheit behaupten, die Würde des Sittengesetzes sichern, den wahren Begriff von Sünde und Sündenschuld befestigen, und die Erlösung in Christo nicht in eine Thorheit verwandeln lassen wollte, schlechterdings die protestantische Vorstellung vom Glauben und der Rechtfertigung sich entgegensetzen mußte."

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(Zur religiösen Charakteristik der Deutschen Revolutionäre.)

(Schluß.)

Dasselbe Mißtrauen und Vertrauen zugleich soll man rücksichtlich Romarino's gehabt haben, der wirklich das Oberkommando erhielt. Wir heben aus diesem Theil der Geschichte nur den charakteristischen Umstand hervor, der recht geeignet ist, jedes freiheitsliebende Gemüth auf immer von den Banden der Knechtschaft zurückzuschrecken, in die man durch die Verbindung mit solchen Rotten geschlagen wird. Der Verf. versichert, er habe, da er Romarino schon in Polen gekannt, immer an ihm gezweifelt, und dies nicht verhehlt; die Deputirten der Polnischen Flüchtlinge (als diese einwilligten) hätten als Organ aller Polen dieselbe Überzeugung dem Mazzini ausgedrückt, und — „Mazzini zuckte die Achseln." Mazzini erklärte, er sey an Romarino gebunden;*) der edle Mazzini blieb bei seinem Willen, und die Republikaner mußten seinem Willen sich fügen!! Wie Söldlinge und schlechter als Söldlinge mußten sie einem Manne folgen, von dem sie der Verf. sagt es) fürchteten, er habe sie bereits an den Galgen verkauft!!

Es mag scheinen, dies sey außer dem Bereiche der religiösen Charakteristik, die wir versprochen. Es war auch allerdings nur ein Nachtrag zur moralischen, — denn welche Verworfenheit der Gesinnung, welche bis zum Selbstbetrug gesteigerte Heuchelei mit der Freiheit deckte sich hier nicht auf! In einem Punkte mag das Programm oder Epigramm des Aufruhrs Recht haben, während es sonst so voll Unsinns der Lüge ist, — so voll, daß der mit all seinen Spießgesellen von der Savoyischen Gränze wieder geflohene Flüchtling schreibt: „Wir wollten die Throne durch unseren Tod erschüttern, Europa zur Wiedergeburt bringen durch den letzten Ruf der sterbenden heiligen Phalanx; das wollten wir." In einem Punkte, sage ich, mag es Recht haben, wenn es sagt: „Wir wollten abschaffen alle Institutionen, die unter der Herrschaft des Despotismus und zur Schande des Menschengeschlechts gemacht worden," und hierauf, mit unbewußter Wahrheit, aber desto überraschender fortfährt: „Wir wollten wiederherstellen, was wir abgeschafft, vermittelst einer Ordnung, die den Gesetzen der Vernunft unterworfen wäre." — So eine Vernunftordnung würde allerdings ein „wiederhergestellter" Despotismus seyn und ihre Gesetze eine Schande des Menschengeschlechts. Man erfährt es ja jetzt schon. — So viel als moralisches Vorspiel.

Wir kommen zu dem religiösen Abschnitte. Von G(enf) weggewiesen, begab sich der Verf. nach N(yon) in der Waadt. Hier traf er mit dem Präfekten zusammen, der mit ihm früher in demselben Russischen Garderegiment gedient hatte. Als in der Mitte Januars Polen heimlich nach N. kamen, bat ihn der Präfekt zu sich, und fragte dann offen: „A propos, sechs Polen sind hieher gekommen, wissen Sie nicht, was dieselben hieherführt?" Der Verf., der überall bei Regierungspersonen Schlechtigkeit sieht, und dem doch nichts grade zu schlecht ist, setzt in seiner Aufgeblasenheit hinzu: „Nun wußt' ich, woran ich war; der Präfekt wollte mich sondiren und als Spion gebrauchen. Da hast du den Mann, den du brauchst, sagte ich mir selbst, und gleich machte ich eine dumme Miene." Die dumme Miene hätte er sich ersparen können, denn gewiß hat sich selten Jemand, der betrügen will, so dumm benommen. Endlich, nachdem der Präfekt versichert, er wolle den Zweck ihrer Ankunft wissen, er werde thun, was er dürfe, ihnen einen Dienst zu erweisen, verlange aber Offenheit, habe der Verf. „dem Präfekten für seine Theilnahme gedankt und versprochen, um wenigstens Zeit zu gewinnen, genaue Erkundigung einzuziehen, wie lange die Polen in N. zu bleiben gedächten und wie groß die Zahl der Ankömmlinge sey."

„Meine Stellung dem Präfekten gegenüber wurde von da an interessant. Ich war genöthigt, bei ihm die Rolle eines Spions zu spielen, um unserer Sache zu dienen. Ich war genöthigt, den Jesuiten zu machen, und mich zu resigniren, ihm Lügen vorzusagen, um meinen Zweck zu erreichen."

Das geschah denn auch reichlich, aber der Zweck ward nicht erreicht. „Es waren bereits vierzig Kameraden in meiner Nachbarschaft versteckt, als mich der Präfekt auf's Neue zu sich rufen ließ, Sonntag den 19. Januar. — Ich erzählte darauf, meine Kameraden wären entschieden, sich nach Ägypten zu begeben, u. s. w. — Ich bin beinahe überzeugt, daß ein Ausdruck von Aufrichtigkeit meine Erklärung begleitete, denn ich hatte meine Rolle so mühsam studirt, daß ich selbst an die Wahrheit meiner Worte glaubte."

Wir sind ganz überzeugt, daß der Verf. eher daran glaubte, als der Präfekt, und seine unglaubliche Eitelkeit ihm fortwährend Streiche spielte und noch spielt. Er sagt auf derselben Seite noch: „Wir wollen nicht entscheiden, ob der Präfekt meinen Behauptungen Glauben beimaß, oder ob er nicht handeln durfte, ehe ꝛc. Dies Letztere scheint mir wahrscheinlicher."

*) Hier ist Einiges dunkel, wenn man nicht an eine Art Contrakt denkt, z. B. ischen „der jungen Italia" und der Französischen Propaganda ꝛc.

Etwa acht Tage später hatte er eine Unterredung mit dem Präfekten, die er das gegenseitige Glaubensbekenntniß nennt. H. H. sagte, er kümmere sich um nichts, und arbeite als Schriftsteller (an dem großen Drama), in Hoffnung einer besseren Zukunft. Diese Worte ergriff der Präfekt, um ihm endlich einen deutlichen Wink zu geben: „Ihre Zukunft! — Ihre Existenz wird von Tag zu Tage peinlicher und bedrohter.“ Bald fügte er hinzu: „Ist es nicht Schade, einen Mann von Ihrem Alter, Ihren Fähigkeiten zu sehen, wie er einem Traumbild zu Liebe Ruhe, Glück und Leben opfert, ohne Vortheil, ohne Ersatz.“ Diese gutgemeinten Worte waren übel angebracht, insofern der Verf. sie als Lobrede betrachtete und nun mit Begier die Gelegenheit ergriff, sich ordentlich auszuspreizen. Wir können seine langen Diskurse, da uns die Geduld des Präfekten abgeht, nur verkürzt wiedergeben, sonst aber fast wörtlich treu.

Der Verf: „Was Sie Glück nennen, nenne ich nicht so; was Sie Ruhe nennen, wäre für mich moralischer Tod. Ich opfere mein Leben, ja, für meine Überzeugung.“

Präfekt: „Ist die Überzeugung auch wohl wahr? Ich bemerkte, daß Sie chimärische Ideen hegen, und das schmerzte mich.“

Der Verf.: „Meine Überzeugung ruht auf Vernunft und Natur. Ich opfre mein Leben aus Pflicht gegen die Menschheit.“

Präfekt: „Sind das wirkliche Pflichten, die Sie erfüllen? Erfülle ich nicht auch Pflichten, aber friedliche?“

Ich: „Herr Präfekt, vergleichen Sie nicht Ihr Leben und das meinige! Beide sind sich direkt entgegengesetzt. Meine Pflichten sind das Resultat meines Lebens. Es entwickelte in mir das Gefühl für Recht und Wahrheit. Dieses Gefühl habe ich kräftig ausgesprochen. Ich muß mein Wort mit meinem Blute versiegeln! Ich lebte für die Menschheit und hoffe eines Tages für sie zu sterben. Verzeihen Sie meine Bewegung. Sie sehen, mein Arm zittert. Ich habe mein Glaubensbekenntniß abgelegt wie ein Mann!*) Sollte ich morgen das Schaffot besteigen, ich spräche eben so.“ Der Präfekt (fügt der Verf. hinzu) schien erstaunt (surpris). Er warf einen Blick über den See nach den Savoyischen Felsen, die im letzten Sonnenschimmer uns gegenüber standen. Nach einer langen Pause fuhr er fort:

Präfekt: „Eine solche Charakterstärke ist ehrenvoll. Aber können Sie vor Gott ruhig seyn? wirft Ihnen Ihr Gewissen nichts vor, wenn Sie bedenken, daß Sie nur Krieg und Kampf sinnen? Es scheint mir, die erste Pflicht eines Christen ist Friede zu stiften.“

Der Verf.: „Sie fragen mich noch, ob mein Gewissen ruhig ist, nachdem ich gesagt, mit welchem Vergnügen ich den Tod erwarte?**) Ich glaube, Herr Präfekt, Sie können mich nicht begreifen, noch fassen! — Muß ich nicht streben, das Elend der Menschheit, so viel an mir ist, zu mildern? Wir wollen uns verständigen, Herr Präfekt. Ich glaube auch mit Inbrunst an Jesum Christum, den göttlichen Menschen,***) der für die Menschheit lebte, für sie litt, für sie sein Leben opferte! Ich ehre in ihm den vollkommensten Menschen, den größten, der je das Glück der Menschheit zu befestigen suchte; ich nehme ihn zum Muster.“

„Der Präfekt unterbrach mich: „„Ich erkenne ihn als Gott an, nicht als einen [bloßen, wie der Präfekt wohl sagte] Menschen; seine Gebote befolge ich als göttliche.““

Hierauf spie der Verf. seine rationalistischen Impietäten aus: „Ein maskirter Gott hätte wohl Gutes wirken können auf Erden, es wäre dann aber absurd, wenn derselbe Gott wollte, der Mensch sollte ihn zum Muster nehmen ꝛc.“ Doch dergleichen ist in Handbüchern der Dogmatik eben so leicht nachzulesen. Nach einer langen Digression über das Unglück der Völker, wirft ihm der Präfekt die Frage ein: „Wenn Sie je zu Ihrem Zwecke, allgemeiner Reform, gelangten, wäre dann unsere Regierung noch sicher?“ — Und, setzte er später lächelnd hinzu: „Und wir, die wir jetzt die Macht haben, ich zum Beispiel, würde ich auch gehangen?“ „„Nun ja, Herr Präfekt, erwiederte ich ebenfalls lächelnd, weil, wie Sie sehen, die Menschheit in offenbarem Kriege ist, können wir nicht wissen, welche Richtung der Krieg nehmen wird, wer von uns beiden gehangen werden wird, ich oder Sie oder alle beide.““

Der Präfekt: „Ich verstehe, Sie scherzen. — Ich liebe den Frieden, ich suche ihn zu erhalten, denn Christus befiehlt ihn uns.“

„Diese Unterredung (setzt der scharfsichtige Verf. hinzu) zeigte mir, daß der brave Mann ein Pietist ist, was mich sehr amüsirte. Ich unterbrach ihn barsch und sagte: „„Sie irren höchlich, wenn Sie glauben, daß Christus den absoluten, unbedingten Frieden predigte. Wie können Sie glauben, daß die Liebe Christi für die Menschen die Beleidigung ertragen könne, die man der Menschheit anthut, unterm Vorwand, den Frieden zu erhalten? o nein! Christus lehrte den Frieden nur bedingungsweise. Er wollte den Kampf, den blutigen Kampf, in seinem Namen, im Namen seiner Lehre.“ (Folgt die Anführung von Matth. 10, 34. 35., woraus zu schließen wäre, der Verf. lege Christo!! die Lehre bei, der Sohn müsse gegen seinen Vater, die Tochter gegen ihre Mutter einen „blutigen Kampf“ beginnen.) Die nachfolgende Tirade endigt mit dem emphatischen Satze: „„Denn Christus war der reinste Republikaner, der existirt hat.““ „Der Präfekt schien auf diese Bemerkung (!) nicht antworten zu wollen, ob er gleich Präfekt einer Quasi-Republik war, und machte eine andere:“

„„Die neue Tendenz der politischen Reformatoren gefällt mir durchaus nicht, z. B. der St. Simonianer. Ihr System scheint mir auf rein materielle Verbrsserungen gegründet zu seyn, und der erhabenste Zweck der Menschheit, der unsere vorzüglichste Sorge machen sollte, das Heil der Seelen, wird nicht einmal in Betracht gezogen.““

„Ich konnte mich nicht enthalten, in Lachen auszubrechen.“ Und nun folgt wieder eine Tirade, die wir unterdrücken, um endlich noch den würdigen Schluß dieser Mittheilung herzusetzen, die Anmerkung:

„Wir erfahren so eben die Erscheinung eines republikanischen Werkes des Abbé La Mennais, betitelt: Paroles d'un Croyant.“ † †.

*) In einer Privatunterredung und in einem Lande, wo er sicher war, deswegen keinen Augenblick eingesteckt zu werden. Das ist Mannheit!

**) Diese Prahlerei, wie Ähnliches, ist buchstäblich übersetzt. Bekanntlich war einige Tage später in Savoyen der Tod für die „Wahrheit“ recht wohlfeil zu haben. Freiwillig wollte sie indeß Niemand versiegeln. Man sollte sich doch hüten, Worte des Glaubensmuthes dem Christenthume und Christo zu entlehnen, ehe man sicher ist, anders als im Nothfalle Muth zu zeigen, wie so Mancher, der in England — als Dieb gehängt worden.

***) Hätte der Verf. keinen so schlechten Übersetzer gehabt, so würde ihm wohl bemerkt worden seyn, daß die logischen Franzosen einen Ausdruck wie l'Homme-divin nicht dulden und ein Buch unleserlich finden, das solche vage Rationalismen enthält. Aber selbst von Deutschem Gesichtspunkt aus ist der Styl des Verf. breit, geistlos, mit lächerlicher Prätention auf Kraft und Witz. Aber man sagt, daß in Deutschland grade solche Schriftsteller Furore machen. Die Vergleichung mit Frankreichs Radikalen ist entschieden zum Vortheil der letzteren.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 15. Oktober. № 83.

Über die Symbolik des Herrn Dr. Möhler.

(Fortsetzung.)

Es ist also keineswegs eine nur historisch-comparative Nebeneinanderstellung des symbolischen Katholicismus und Protestantismus ohne praktisches Interesse, es ist vielmehr eine dogmatisch-polemische Entgegensetzung beider, was Herr Dr. Möhler in seiner Symbolik beabsichtigt, und zwar dergestalt, daß er den evangelischen Lehrbegriff als die wesentlichsten sittlich-religiösen Interessen gefährdend, gegenüber dem katholischen, als dem, der diese Interessen kräftigst wahre und fördere, darstellt. Obwohl wir diesen Begriff nicht nur, ohne irgend eine Concession, abzuwehren, sondern ihn auf den Gegner selbst zurückzuwerfen gedenken, so bekennen wir doch mit Freude, daß er den wahren tiefsten Streitpunkt beider Confessionen recht in der Mitte erfaßt hat. Denn dieser betrifft recht eigentlich, nicht etwa neben, sondern mitten in den dogmatischen Differenzen, die Mitte des Christenthums selbst, nämlich die Rechtfertigung und Heiligung des sündhaften Menschen, oder die Erlösung und Befreiung desselben von seiner Schuld und Sünde, und somit seine wahre göttliche Freiheit, die etwas ganz Anderes ist, als was die rationalistische Freisinnigkeit unter ihrer leeren Lehr-, Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit versteht. Darum, wie das erste protestantische Lehrbuch, Melanchthon's Loci, mit Übergehung aller Prolegomena und Theologumena sogleich mit der Anthropologie (de hominis viribus adeoque de libero arbitrio) beginnt, so können wir es nur billigen, daß der Verfasser seine polemische Symbolik sofort mit der Anthropologie eröffnet und dadurch alsbald die ganze Discussion in mediam rem gestellt hat. Von dieser Mitte aus gewinnen erst alle anderen Streitpunkte, auch die, welche man gewöhnlich als bloß formal in die Prolegomenen verweist, wie die Differenzen über den Kanon der heiligen Schrift, so wie über die Tradition, Auctorität der Kirche u. dgl. ihre wahre innere Einheit und inhaltsreiche Bedeutung, und der ganze, große Gegensatz erscheint zugleich in der nächsten Beziehung auf das innere christliche Leben eines jeden einzelnen Menschen, und der Streit darüber in seiner ganzen eben daraus resultirenden Wichtigkeit und Würdigkeit. Darum hat der Verfasser „die Gegensätze recht scharf bezeichnet und niemals und nirgends dahin gestrebt, dieselben zu verkleiden oder zu verhüllen, weil die Ansicht, es seyen keine erheblichen und in's Herz des Christenthums eingreifende Unterscheidungen vorhanden, nur zur gegenseitigen Verachtung führen kann" (Vorr. S. IX.). Wir billigen seine Methode um so mehr, je mehr grade die neuere vulgäre, nicht mehr von den Herzschlägen des Christenthums bewegte Polemik sich auf jene Extremitäten geworfen, und in der Bekämpfung oder Behauptung der kirchlichen Auctoritäten und äußerlichen Gebräuche und Mißbräuche ihre Stärke sucht. Mit Recht geißelt der Verf. a. a. O. die übliche gemeine Streitmanier zwischen Katholiken und Protestanten, die den moralischen Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus dadurch zu markiren sucht, daß sie wechselseitig die Hauptpersonen derselben moralisch verunglimpft und einerseits eben so die Reformation aus der gemeinsten Selbstsucht der Reformatoren und ihrer Gönner, wie andererseits die Hemmung derselben aus einer ähnlichen Selbstsucht der Päpste und Bischöfe herleitet. Er erkennt vielmehr als ein noblerer Streiter an, daß „der Zwiespalt aus dem ernstesten Bestreben beider Theile hervorgegangen sey, die Wahrheit, das reine ungetrübte Christenthum, festzuhalten" (Vorrede S. VIII.), daß „die Gesinnung, die die Lutherische Lehre von der Erbsünde hervorgerufen hat, sehr löblich sey" (2te A. S. 48.), daß „die Gefühle, von welchem Luther geleitet wurde, ihrem innersten Kerne nach gesund gewesen" (S. 212.), daß „der Lehre vom alleinseligmachenden Glauben ein ungemein schönes, höchst erfreuliches Moment der Demuth zum Grunde liege" (S. 142.). Wenn nun daneben doch einige richtende Seitenblicke auf die Personen der Reformatoren fallen, so wollen wir geschichtlich die Rechtfertigung derselben Anderen überlassen, *) auch nicht, vergeltungsweise, die Personen katholischer Kirchenhäupter angreifen, sondern dem Worte Luther's gemäß: „non ego de moribus, sed de dogmatibus Papae," uns rein an die Sache, nämlich an die streitigen Lehren selbst, halten. Wir können dies um so mehr, da auch unser Gegner seine sittliche Würdigung der protestantischen Dogmen nicht sowohl auf das Leben der Reformatoren, als auf den inneren Gehalt ihrer Lehrsätze gründet, wovon er nur in so weit auf eine anmaßende Verkehrtheit des Sinnes, besonders bei Luther, zurückschließt, als ihm die Sünde überhaupt von dem, was er als Irrthum und Gegensatz gegen die Wahrheit und wahre Kirche erkennt, unzertrennlich erscheinen muß. Am häufigsten ist die wissenschaftliche Anklage, die den katholischen Hegelianern besonders zusagen wird, daß nämlich die Reformatoren in zwar löblichen und achtungswerthen, aber dunkeln, Wahres und Falsches verwirrenden Gefühlen befangen gewesen seyen, die sie zu keiner inneren Consistenz der Begriffe hätten erheben können, weshalb sie sammt ihren Nachfolgern in höchst paradoxen Widersprüchen hängen geblieben wären. Damit ist der Streit, wie billig und recht, auf das Feld der theologischen

*) Treffliches hat darüber Dr. Nitzsch bemerkt Theol. Stud. und Krit. Jahrg. 1834 S. 225 ff. Die dogmatische Rechtfertigung des jus reformandi der Reformatoren gehört in die Lehre von der Kirche.

Wissenschaft versetzt und wir haben demnach gegen Herrn Möhler die ächt theologische Aufgabe, zu beweisen, daß der Lehrbegriff der evangelischen Bekenntnißschriften dem Wort und Geist der Wahrheit rein gemäß, d. h. eben so wissenschaftlich wahr, als praktisch heilsam ist, während bei den entsprechenden Tridentinischen Dogmen das Gegentheil stattfindet. Diese Aufgabe ist allen Theologen unserer Kirche, wenn sie wirklich Theologen der Kirche und nicht bloß ihrer Sekte, Schule oder gar nur ihrer Individualität seyn wollen, durch den Angriff gestellt, welchen die Möhlersche Symbolik aus der Katholischen Kirche auf den evangelischen Lehrbegriff eröffnet hat. Eben darum erachten wir das Werk so wichtig, weil durch die Wiedererweckung einer kirchlich theologischen Polemik von Seiten der Katholiken, die protestantischen Theologen verpflichtet, ja genöthigt werden, entweder mit Hintansetzung ihrer Privatzwiste zur Vertheidigung und eben damit zur Erneuerung ihres kirchlichen Bekenntnisses zusammenzutreten; oder es dem katholischen Gegner preiszugeben, sich davon loszusagen und auf die individuellen Überzeugungen sich zurückzuziehen, welche die katholische Symbolik theils ihrer schwächlichen Individualität, theils auch der pelagianischen Verwandtschaft wegen, vorerst unangefochten lassen wird. Ein solcher erneuerter Consensus der Theologen im Bekenntnisse der Evangelischen Kirche sowohl gegen die Katholiken als gegen die Rationalisten muß auch die Erkenntniß der evangelischen Wahrheit im Geiste der Wahrheit nach allen Beziehungen erneuern, und dadurch auch unsere Theologie, was ihr vor allem Noth thut, wieder zu einer gemeinsamen, kirchlichen erheben, nachdem sie zu einer armen Privattheologie herabgesunken war. Die schon erschienenen Gegenschriften der Herren DD. Nitzsch, Baur und Marheinecke geben zu dieser Hoffnung sehr erfreuliche Belege.

Unsererseits gedenken wir jene Aufgabe zu lösen, ohne unserem Gegner hinsichtlich der Bekenntnißschriften und namentlich der Concordienformel irgend eine Concession zu machen. Darum gehen wir auch gern in den Streit mit ihm, obgleich er noch zur Zeit große Vortheile vor uns voraus hat. Diese Vortheile bestehen zum Theil schon in der natürlichen Geneigtheit der Menschen zu falschen Lehren, welche die Sündhaftigkeit ihrer Natur mildern und ihr, wie sie ist, eine gewisse Würdigkeit und Eigengerechtigkeit beilegen. Diese Neigung, welche selbst mit zu ihrer Sündhaftigkeit gehört und das häretische Element derselben bildet, würde indeß durch die Macht der Wahrheit in der Kirche niedergehalten werden, wenn nicht eben jetzt noch so viele Theologen unter uns sie verläugneten und von jener selbstischen Neigung verführt und verblendet, mitten in der Evangelischen, d. h. antipelagianischen Kirche zum Pelagianismus, der nichts Anderes ist, als der praktische Rationalismus, sich bekennten *) (S. 7.). Diese antievangelische Parthei innerhalb der Evangelischen Kirche ist ihr größter und verderblichster Gegner, weil sie, und zwar unter gleichgültigem Zusehen der Irenikker, die Gegensätze der Wahrheit und des Irrthums, des Glaubens und des Unglaubens auf eine die Gemüther unsäglich verwirrende Weise confundirt, durch eine beispiellos schmiegsame Accommodation an biblische und kirchliche Formen das Wort der Wahrheit in Lüge verkehrt und mit eitlen Phrasen ein Dunstgebilde des Zeitgeistes der unkundigen Menge als Protestantismus einbildet. Sie rühmen sich die rechten, vorurtheilsfreien Protestanten zu seyn und beurkunden ihren negativen Protestantismus besonders gern durch eine liberalistische Befehdung des Katholicismus. Gewiß werden auch die Katholiken sie auf dem altchristlichen Grunde ihrer Kirche, obwohl sie auch da sich einzuschleichen suchen, nie als die ihrigen erkennen. Dennoch findet in vieler Beziehung zwischen ihnen und den Katholischen eine weit nähere Verwandtschaft statt, als zwischen ihnen und den alten Protestanten. Diese Verwandtschaft wurzelt eben in dem pelagianischen Elemente, welches in seiner ganzen natürlichen Größe den Rationalismus beherrscht, und obwohl durch christliche Gegensätze bedeutend ermäßigt, doch auch als Semipelagianismus noch den Katholicismus afficirt. In Folge dessen hat Herr Dr. Möhler, indem er die Kräfte des freien Willens und der Vernunft des natürlichen Menschen verficht, die Erbsünde im protestantischen Sinne anstreitet, und das Gute im Heidenthum hervorhebt, eine große Schaar von Bundesgenossen unter den Protestanten, die er bekämpft, auf seiner Seite, *) und, zwar nicht nur sämmtliche Ganzrationalisten oder völlige Pelagianer, unter denen noch neulich Einer die evangelischen Grundlehren von der Erbsünde und Genugthuung Christi öffentlich angegriffen, sondern auch die mehr und mehr Eingang findende Klasse der Semirationalisten **) oder Semipelagianer, die zwischen der kirchlichen Orthodoxie und dem Extrem der Heterodoxie sich ihre gefälligen Mittelwege suchen. Je weniger es jedoch diesen allen angenehm seyn wird, mit einmal öffentlich ihre, so gern für protestantisch ausgegebenen Meinungen, von einem rüstigen Streiter der Katholischen Kirche, eben im Gegensatze des Protestantismus behauptet zu sehen, um so mehr müssen wir es Herrn Dr. Möhler zum Verdienst anrechnen, von diesen seinen unfreiwilligen Alliirten unter uns einen so moderaten Gebrauch gemacht zu haben. Er hätte leicht bei jedem einzelnen Dogma den wirklich protestantischen Lehren vorgeblich protestantische Gegenlehren und Gegengründe entgegensetzen, und so bei jedem Artikel unseren jetzigen Dissensus den

*) Herr Dr. Möhler findet die Schilderungen, welche Melanchthon in seinen Locis und dann auch in der Apologie (vgl. bes. S. 61 und 62.) von der damaligen rationalisirten und pelagianisirten Theologie gibt, mehrfach übertrieben und ungerecht. Ohne darüber hier mit ihm zu rechten, müssen wir leider mit Schmerz bekennen, daß die Züge von Melanchthon's Schilderung in der neueren protestantischen Theologie weit häufiger vorkommen als in der katholischen.

*) Vgl. Nitzsch a. a. O. S. 11.

**) Die Bezeichnung „Semirationalisten" ganz nach der Analogie von Semipelagianern, Semiarianern u. a. gebildet, wird immer dringenderes Bedürfniß für eine zunehmende Klasse von Theologen, die vom krassen Rationalismus abtreten die halbe Mitte zwischen der Orthodoxie und ihm am bequemsten finden.

Seinen zur Schau stellen, und daraus wider uns argumentiren können. Aber wohl eingedenk, daß die weite Verbreitung einer Irrlehre sie noch nicht zur Kirchenlehre macht, und daß der Rationalismus seiner Natur nach noch weit weniger dazu werden kann, als der Arianismus zu und nach den Zeiten des Athanasius, hält er die rationalistischen Ansichten ganz von den symbolischen geschieden, und gibt vornehmlich nur in der Vorrede S. XI. eine allgemeine, jedoch sehr gewichtige Andeutung vom Verhältniß des Katholicismus zu den Gegensätzen des Rationalismus und orthodoxen Protestantismus. Er stellt nämlich beide als extreme Einseitigkeiten dar, von denen die eine, nämlich die orthodoxe „eben so einseitig oder ausschließlich das Göttliche, wie die andere das Menschliche im Christenthum hervorhebe; in dem katholischen Dogma seyen die beiden Gegensätze ausgeglichen und versöhnt; der Katholik habe eine innere, in seinem Dogma gegründete Verwandtschaft mit beiden, er stehe daher höher als beide und übersehe sie; er habe, was beide, aber eben darum ihre Einseitigkeit nicht; seine Glaubenslehre habe das Wahre an ihnen organisch in sich vereinigt; sie seyen aus ihr hervorgegangen, sich in dieselbe theilend, indem die eine Parthei das Göttliche in ihr sich zueignete, die andere das Menschliche." In der That, diese Vermittelung zwischen Rationalismus und orthodoxem Supernaturalismus im Katholicismus ist weit richtiger und gehaltvoller als die, welche Viele unter uns, theils im systeme de bascule, theils im Hegelschen Systeme, selbstbeliebig suchen. Die Grundidee derselben ist auch ganz wahr, denn in der Religion des Gottmenschen kann weder das Göttliche das Menschliche, wie es im Pantheismus geschieht, noch das Menschliche das Göttliche, wie es im Rationalismus geschieht, verdrängen oder ausschließen, sondern sie müssen beide versöhnt und unirt seyn. Es ist ferner auch wahr, daß, wie der Rationalismus die Rechtfertigung und Heiligung des Menschen ganz als eine Selbstwirkung desselben betrachtet, so der Katholicismus nach seinem semipelagianischen Charakter sie als das Resultat „zweier zusammentreffender Thätigkeiten, nämlich der göttlichen und menschlichen" darstellt (2ter B. S. 77.).

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Dritter Jahresbericht der evangelischen Gesellschaft in Genf.)

Colportage in Frankreich.

Wir entheben dem dieses Mal über zehn Bogen starken Bericht der Genfer evangelischen Gesellschaft Bruchstücke über einzelne wichtige Punkte, und beginnen mit dem Bericht des Herrn Baucher über die Bibelverbreitung, indem derselbe zugleich besonders geeignet ist, das Bild vom religiösen und sittlichen Zustande Frankreichs zu vervollständigen, das wir öfters unseren Lesern darzubieten versuchten.

Die Genfer Colporteurs haben den letzten Winter die Departements vom Doubs, vom Jura und Saône-et-Loire zu wiederholtem Male durchwandert. An manchen Orten fanden sie, daß die heilige Schrift dem Volke wieder entrissen und selbst in ziemlich großer Anzahl zerrissen oder verbrannt worden war, aus Anstiftung der Priester oder gar durch

ihre eigene Hand. An anderen Orten, wo ein trauriger Indifferentismus herrschte, wurde sie bei Seite gelegt, oder nur von Zeit zu Zeit angesehen. Endlich war eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Exemplaren von ihren Besitzern besser geschätzt worden, und oft hatte man die Freude zu erfahren, daß der Same auf ein gutes Land gefallen war, das seine Frucht gab. Über das, was an den Ufern der Saône geschieht, wo die Freudenbotschaft eine heilsame Neugierde erregt hatte, wird besonders berichtet werden. Zwei Mitglieder des Comitées für Colportage, welche selbst eine Umreise in diesen Gegenden machten, fanden, wie nothwendig es sey, daß man sich nicht begnüge, auf einer ersten Wanderung die Bibeln zu vertheilen. Das Buch des Lebens findet sich daselbst überall von den stärksten Vorurtheilen umgeben. Nicht nur setzen sich an manchen Orten (es gibt ehrwürdige Ausnahmen) die Priester ihm entgegen; das Volk ist in einer solchen Unwissenheit, Tradition und Gottes Wort sind seit einer Reihe von Jahrhunderten so vermengt worden, daß der Colporteur die größte Mühe hat, begreiflich zu machen, die Bibel sey Gottes Wort ohne Zusatz und ohne Abkürzung. Die Mehrzahl verwechselt sie mit den Erbauungsbüchern, welche im besten Fall einige Bruchstücke der Bibel enthalten.

Auf das dringende Verlangen eines Freundes in Lothringen wurden zwei Colporteure dahin geschickt. Im Anfang verkauften sie wenig Exemplare der heiligen Schrift, weil der Agent einer Englischen Bibelgesellschaft einige Jahre früher dieselbe unentgeltlich oder zu höchst niedrigen Preisen in reichem Maaße vertheilt hatte. Dagegen verkauften sie viele Traktate, welche nun, wie wir hoffen, auf den Werth der Bibeln aufmerksam machen werden. Unser Freund nimmt sich der Sache sehr an. Da einige Gegenden des östlichen Lothringens Colporteurs verlangen, die zugleich Deutsch sprechen, haben wir Schmidt und Schenk hingesandt.

Die Gegend von Dijon bietet bei weitem nicht so viel Interessantes dar. Im Allgemeinen bleiben die Städte der Wirksamkeit der Colportage verschlossen, weil der Unglaube daselbst dichtere Massen unter seinen Fahnen vereinigt. — Besançon macht indeß eine Ausnahme.

Auf diese auszüglich hier mitgetheilte kurze Statistik folgen unter anderm folgende Auszüge aus den Briefen und Tagebüchern der Colporteurs.

„Dôle, den 23. Julius (1833). Ich fand diese Woche einen Mann und eine Frau, die bekehrt worden und voll Freude über ihr Heil waren. Der Mann besonders, ein Greis von 70 Jahren, hat seit dem Herbste, da er ein Neues Testament gekauft, außerordentliche Fortschritte gemacht. Nicht nur hat er das Heil in Jesu Christo erkannt, sondern auch den Römischen Mißbräuchen entsagt, an denen er vor seiner Bekehrung sehr stark hing. Schon ist er selbst ein Evangelist geworden und geht von Haus zu Haus, um das Wort Gottes vorzulesen und zu erklären. Dabei ist er äußerst arm; er hat nur zwei Hemden und seine Jacke ist so zerrissen, daß er kaum noch in ihr auszugehen wagt. Die Welt läßt ihn um so mehr in der Armuth, da er nicht mehr zur Messe gehen will. Ich habe wirklich wenig Christen gesehen, die in so hohem Alter so viel Leben zeigten; seine ganze Physiognomie drückt sein inneres Glück aus. Er vergießt Thränen, wenn er von Jesus spricht."

(Haute-Saône, den 18. Julius.) „In dem Dorfe B*** ging ich in ein Haus, wo ich einer Kranken ein Neues Testament gegeben hatte. Ich fand sie nicht mehr. Ihr Mann sagte mir, sie habe acht Monate lang entsetzlich gelitten; aber, setzte er hinzu, das Buch, das Sie ihr gegeben, hat ihr viel Freude gemacht; sie ließ es sich von ihrem Knaben oder ihrer Tochter vorlesen. Die Kinder sagten mir, daß sie oft während der Krankheit ausgerufen, Jesus sey ihr Erlöser."

(18. März 1833.) „Ich habe angefangen, die Stadt Dijon zu

durchgehen. Im ersten Hause, wo ich eintrat, stieß mich ein Offizier mit einer Ironie zurück, die mich sehr angriff. (Unser Colporteur war so eben krank gewesen.) Ich hatte die Furcht im Herzen, bat den Herrn um Muth, und ging auf ein anderes Haus zu, aber nicht ohne Zittern. Ich klingelte; eine alte Dame fragte, was ich wolle? Ich antwortete, ich wolle ihr Bibeln zum Verkauf anbieten, worauf sie erwiederte, sie wisse nicht, was sie mit einer Bibel machen solle. Ich sagte, sie sey Gottes Wort. Ach, rief sie, laßt uns ruhig mit euerm Gotteswort, und schloß die Thüre. In demselben Augenblick fielen meine Bücher, die ich unterm Arm trug, zur Erde, als sollte meine Verwirrung auf's Höchste getrieben werden. Ich kämpfte in mir selbst. Endlich ermuthigte ich mich durch die Betrachtung der Leiden des Heilandes. — Weiter hin fand ich eine gute Frau, die mir ein Neues Testament abkaufte und zwei ihrer Freundinnen ebenfalls dazu beredete. Den 19. war ich nicht viel stärker als gestern und wurde wenig besser empfangen. In dem Magazin eines Tapezierers brach man in lautes Lachen aus, als man das Wort Bibel vernahm; man ließ mich's wiederholen, um noch mehr darüber zu spotten, und als ich ihnen ihre Ungerechtigkeit zeigen wollte, jagten sie mich mit Schimpfreden weg; dies ist ungefähr die Geschichte aller meiner Tagewerke zu Dijon bis zum 2. April, während der ganzen Zeit habe ich bloß zwei Bibeln und sechzehn Neue Testamente verkauft."

(Aus Lothringen vom 12. September 1833.) „Wir fanden einen Schullehrer zu F**. Er sagte mir, daß ihm die Akademie schon N. T. verschafft habe. Ich bot ihm ganze Bibeln und Erbauungsschriften an, er entschuldigte sich, daß er kürzlich in einer Krankheit all sein Geld verbraucht habe. Aber, setzte er hinzu, zeigt mir doch eure Broschüren; ihr sollt nicht vergebens hereingekommen seyn. Darauf nahm er für 15 Centimes (1 Sgr.) Traktate. Ich sagte ihm: „„Lieber Herr, ich wünsche von ganzem Herzen, Gott gebe Euch durch seine Gnade den Frieden in Eure Seele, und die Kinder gut zu unterrichten, die Euch anvertraut sind."" Nun bot er mir einen Stuhl an und sagte: „„Der vorige (katholische) Pfarrer hatte uns verboten, die Kinder im N. T. lesen zu lassen, denn das heiße die Heiligthümer profaniren; unser jetziger Pfarrer, glaube ich, hat nichts dawider."" Darauf nahm seine Frau das Wort und sagte: „„Ich glaube gern, daß diese Bücher nicht schlimm sind, ich habe sie mit einem Alten Testament verglichen, das wir seit gar lange besitzen; wir hielten nichts darauf, und legten es immer unter die anderen Bücher; aber es kam mir immer wieder in die Hände, und dann las ich jedesmal ein wenig darin und sprach mit meinem Manne davon. Vor einem Jahre ungefähr schickte uns die Akademie diese N. T., aber das Wort Neu ließ mich vermuthen, es sey ein neues Evangelium, und ich hegte Verdacht, weil der Pfarrer wider diese neuen Bücher war; darauf verglich ich sie mit meinem Testament, und ich fand sie in allen Stücken gleich."" Als ich ihnen gesagt hatte, ich selbst sey Römisch-Katholisch gewesen, ging ihnen das Herz auf, um mir alle ihre Gedanken zu sagen. Darauf las und erklärte ich ihnen das dritte Capitel des Evangelisten Johannes, wobei ich große Thränen von den Augen der Frau herabrollen sah. Danach baten sie mich um die Erklärung verschiedener Stellen, die ihnen dunkel gewesen. Wir sprachen noch zwei Stunden zusammen. Zum Abschied gab ihnen den Traktat: „„das Kreuz Christi.""

(Besançon.) „Sie erinnern sich ohne Zweifel des Soldaten, der versuchen wollte, seinen Kameraden N. T. zu verkaufen. Der Herr hat den Versuch gesegnet; in wenig Tagen verkaufte er in seiner Compagnie, die 100 Mann stark ist, 35 Exemplare. Davon sind 24 schon bezahlt; die armen Soldaten haben nur 5 Centimes täglich, und können nur Sou für Sou bezahlen. Er hat die Erlaubniß bekommen, in der Kaserne eine Schule zu halten, wo er die Soldaten lesen und schreiben lehrt. Sie bedienen sich dabei nur des N. T. Diese Schule findet alle Abende von 7½ Uhr bis 10 Uhr statt, obgleich die Soldaten einen so schweren Dienst haben, daß sie nie drei Nächte hinter einander in ihrem Bette schlafen. Außer dem hat das Regiment eine Schule für wechselseitigen Unterricht, in der unser Freund Monitor ist. Damit begnügt er sich nicht; er geht in die Bürgerhäuser, die er kennt, und man ist ganz verwundert, einen Soldaten vom Evangelium reden zu hören." —

„Das Departement des Jura (fährt der Berichterstatter fort) bietet einen besonders erfreulichen Anblick dar. Die Bevölkerung ist weniger gedrängt, und daher weniger verdorben, und weniger profan, als anderswo. Sie ist im Allgemeinen unterrichtet und arbeitsam. Unsere Bibelverträger wurden im Durchschnitt recht gut aufgenommen; der Absatz war gut und in einigen Distrikten sogar sehr beträchtlich, wie in Morez, St. Laurent und Champagnole." —

Wir schließen unsere Auszüge mit folgender Unterhaltung eines Bibelverträgers mit einer protestantischen Dame.

Als ich eintrat (schreibt er), bot ich das Evangelium zum Kauf an, obgleich ich nicht zweifele, daß man die heilige Schrift bereits besitze. Die Frau vom Hause antwortete mir, sie habe die Bibel; „wir sind Protestanten." Ich antwortete: „Das ist gut, Madame, und ich könnte Ihnen sagen, was Paulus den Juden sagte, daß sie Vortheils haben fast viel; zum Ersten: ihnen ist vertrauet, was Gott geredet hat (Röm. 3, 1. 2.). Aber Sie würden viel schuldiger seyn, wenn Sie den Werth des Schatzes nicht fühlten, der Ihnen vertraut ist, als die Römisch-Katholischen, die desselben beraubt sind. Was denken Sie wohl von Ihrer Seele? und wenn Sie jetzt stürben, wo kämen Sie wohl hin?" Sie antwortete mir, sie wisse es nicht, aber sie hoffe, Gott werde sie nach ihren Werken und Verdiensten belohnen. „Madame, betrügen Sie sich nicht; hören Sie, was das Wort Gottes uns erklärt: Unsere Gerechtigkeit ist wie ein unfläthiges Kleid; da ist nicht, der gerecht sey, auch nicht einer." Nachdem ich ihr diese Stellen gezeigt hatte, fragte ich, was sie davon denke? und sie gestand mir, sie habe nie auf diese schrecklichen Worte achtgegeben. „Wenn es sich so verhält," sagte sie, „wie können wir dereinst vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen." Ich antwortete: „Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w." Ich las ihr und ihren Leuten das dritte Capitel Joh., Eph. 2, 1., Joh. 5. — Sie hörten mit viel Aufmerksamkeit zu, und bezeugten eine lebhafte Begierde, mich öfter zu sehen. —

In einem nächsten Artikel berichten wir über ein Werk, das noch größere Frucht verspricht, die Aussendung regelmäßiger Prediger in eine katholische Gegend Frankreichs.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 18. Oktober. № 84.

Aus den Verhandlungen einer Prediger-Conferenz in der Provinz Sachsen.

— — Die von Schlesien aus nun auch in unsere Provinz herübergetragenen Zwistigkeiten in der Evangelisch-unirten Kirche Preußens gaben dies Mal den Conferenten Anlaß, auf das Wesen und den Zweck der Union ihre besondere Aufmerksamkeit hinzulenken. Es lag nämlich der Conferenz die von dem Professor Guerike zu Halle ausgegangene, zunächst für seine Freunde bestimmte, merkwürdige Erklärung vor über den geschehenen Rücktritt desselben aus der Unirt-Evangelischen in die alte Evangelisch-Lutherische Kirche. Diese letztere, sagt Guerike, sey eine Weile von ihm und seiner Familie wider Wissen und Willen verlassen gewesen; nun aber wolle er, durch das Wort Gottes und sein Gewissen gebunden, wiederum gliedlich derselben angehören.

Er erkenne nämlich jetzt die Unirte Kirche als eine von der reinen biblischen und evangelischen Wahrheit abgefallene. Sie sey ihm dies einer Seits um des Ergebnisses willen, welches von jener Vereinigung der beiden „ihrer Natur nach wesentlich geschwisterlich verbundenen, aber doch auch wesentlich geschiedenen" (!?) Kirchen jetzt zu Tage liege. Nicht etwa habe die alte Lutherische Wahrheit nun auch in der [vormals] Reformirten Kirche Geltung gewonnen, sondern vielmehr der verderbliche Grundirrthum dieser Kirche, die rationalisirende Irrlehre vom heiligen Abendmahle habe nun auch in der vormals Lutherischen Kirche, theils klar, offen und positiv, theils unklar, versteckt und negativ ausgesprochen, nicht bloß kirchliche Duldung, sondern selbst alleinige, offen und frei kirchliche Geltung und Praxis erhalten; dadurch aber habe die Lutherische Kirche (als unirte) ihr charakteristisches Kleinod im reinen Sakramente des Altars, und mit diesem den Glauben an Christi lebendig persönliche Gegenwart und Mittheilung in seiner Kirche, so wie nothwendig zugleich ihre herrlichen lautern Bekenntnisse, in denen die reformirte Abendmahlslehre bestimmt verworfen werde, thatsächlich aufgegeben, und sey also, ob man auch hie und da den alten Namen — Lutherisch — verschämt und verstohlen beibehalten habe, wesentlich zur reformirten geworden und in dieser untergegangen. — Die Unirte Kirche sey ihm aber auch anderer Seits eine von der reinen biblischen und evangelischen Wahrheit abgefallene noch viel mehr um des Principes der Vereinigung willen. Als solches Princip müsse betrachtet werden religiöser Indifferentismus — das feine Erzeugniß einer vorangegangenen langen Zeit groben Unglaubens. Denn ohne alle Rücksicht auf Einheit und Verschiedenheit des Glaubens und der Lehre sey die Union nur „auf eine äußerliche und veräußerlichende Weise veranstaltet und fortgeführt worden, in Folge dessen nun die Unirte Kirche allem Un- und Irrglauben, allen möglichen theologischen Richtungen, mit alleiniger Ausnahme der Lutherischen, Thor und Thür geöffnet, ja nun erst kirchliches Recht und Privilegium ertheilt, und sich selbst auf einen Grund gebauet habe, der durchaus unvermögend sey, den Pforten der Hölle zu widerstehen."

Die Conferenzglieder, sämmtlich früherhin Angehörige der Evangelisch-Lutherischen Kirche, mußten es erstlich, unter dem Hinblicke auf ihre eigene Praxis, in Abrede stellen, daß sie seit der Union, und um derselben willen, sich bewogen gefunden hätten, die reformirte Abendmahlslehre statt der Lutherischen ihren Kirchkindern vorzutragen. Und wenn wirklich Jemand unter ihnen die reformirte Lehre für die schriftmäßigere hielte und als die schriftmäßigere glaubte lehren zu müssen, so lasse sich nicht einsehen, wie ihn die Unionssache, als solche, dazu bestimmt haben müsse. Oder es würde ja mit eben so gutem Rechte anzunehmen seyn, daß diejenigen unter ihnen, welche zugestandlich vor der Union, in Folge der ihnen gewordenen rationalistischen Schul- und Universitätsbildung, nur die Zwinglische Ansicht vom heiligen Abendmahle hatten und lehrten, seitdem aber der Lutherischen mit großer Entschiedenheit zugethan geworden sind, eben durch die Kirchenvereinigung aus Reformirten in Lutherische hinsichtlich der Abendmahlslehre sich umgewandelt hätten. Herr Prof. Guerike freilich dürfte leicht hierauf sagen, glücklicher Weise seyen diese letzteren inconsequent, und zu denen gehörig, die er für viel reiner, als ihr kirchliches Princip halte. Nachher hierüber noch ein Mehreres. Zunächst aber möchten wir ihm jetzt mit der Frage zusetzen, ob er nicht, wenn selbst schon aus unserem kleinen Predigervereine Mehrere sich offen und entschieden zur Lutherischen Abendmahlslehre bekennen, und gleichwohl mit Freuden Unirte bleiben, bedenklich über seine Behauptung werde, daß die reformirte Lehre vom heiligen Abendmahle alleinige offen und frei kirchliche Geltung und Praxis in der Unirten Kirche erhalten habe? In den unirten Gemeinden, welche unserer Leitung vertrauet sind, die wir den Lutherischen Lehrbegriff für den schriftmäßigeren halten, und als solchen bezeugen, hält es sich doch jedenfalls nicht so, und in so manchen anderen, nahe und fern, wohl auch nicht. So trifft mithin jene Behauptung nicht zu. Oder will Herr Guerike sagen, die Union sehe es wenigstens darauf ab, der reformirten Abendmahlslehre zur alleinigen Geltung zu verhelfen? Wie aber

will er das beweisen? Ausdrücklich dahin lautende Unionsbedingungen wird er schwerlich anzuführen wissen, wie er ja auch über die reformirte Lehre aussagt, nicht etwa, daß sie alleinige Gültigkeit, sondern nur, daß sie alleinige Geltung in der Unirten Kirche gewonnen habe. Er selbst scheint es also durchzufühlen, daß gültig in der Unirten Kirche auch die Lutherische Abendmahlslehre geblieben ist, und daß ihre von ihm behauptete Nichtgeltung wenigstens nicht herfließt aus einer etwa über sie ausgesprochenen Ungültigkeitserklärung.

Es hat aber, behauptet Dr. Guerike weiter, die vormals Lutherische Kirche, in Folge der Union, sogar auch den Glauben an Christi lebendig persönliche Gegenwart und Mittheilung in seiner Kirche auf- und darangegeben. Die Conferenzglieder erklärten, das freudige Bewußtseyn zu haben, daß sie diesen großen Glauben nicht nur nicht aufgegeben, sondern großentheils, eben während ihrer Mitgehörigkeit zu der Unirten Kirche, erst recht gewonnen hätten; sie gedachten der Vielen ihrer Brüder in der Unirten Kirche, bei denen es sich eben so verhalte; sie bezeichneten den Satz als einen in der Glaubenspraxis vielmals grundlosen, daß jener Glaube mit der — auch von den Meisten unter ihnen für ein theures Kleinod geachteten — Lutherischen Abendmahlslehre nothwendig stehe oder falle, wiewohl sie es nicht läugnen mochten, daß die gelehrte Theologie, bei consequenter Durchführung der reformirten Abendmahlstheorie, haltbare Stützpunkte für jenen Glauben, als objektive Lehre, kaum dürfte nachweisen können. Glücklicher Weise aber begebe man sich auf dem praktischen Gebiete bei einem der göttlichen Wahrheit zugewandten Auge, sehr häufig der consequenten Anwendung seines mit menschlicher Wissenschaftlichkeit subtil durchgeführten Systemes, wie dies belegt werden könne mit den Beispielen vieler namhaften entschiedenen Reformirten, ja selbst mit des scharfsinnigen Calvin eigenem Exempel, der, ungeachtet er bei seiner philosophischen Befangenheit in der Behauptung, Christi carnem longe a nobis distare nec misceri nobiscum, fest darauf besteht: Quod Christus se nobis communicat, id fit arcana spiritus sancti virtute, quae res locorum distantia sejunctas ac procul dissitas non modo aggregare, sed coadunare in unum potest, gleichwohl der biblischen Wahrheit völlig adäquat, wo er nur seinen von Gott gewirkten Glauben und nicht zugleich seine menschliche Philosophie reden läßt, sich dahin erklärt: Ego tunc nos demum participare Christi bonis agnosco, postquam Christum ipsum obtinemus. Obtineri autem dico, non tantum quum pro nobis factum fuisse victimam credimus: sed dum in nobis habitat, dum est unum nobiscum, dum ejus sumus membra ex carne ejus, dum in unam denique et vitam et substantiam cum ipso coalescimus. Praeterea audio, quid verba sonent: *neque enim mortis tantum ac resurrectionis suae beneficium* nobis offert Christus, sed *corpus ipsum, in quo passus est ac resurrexit.* Concludo, *realiter*, hoc est, *vere* nobis in Coena dari *Christi corpus*, ut sit animis nostris in cibum salutarem (cf. Comment. in epist. I. ad Corinth. Cap. XI.). *)

Eben so wenig konnten die Conferenzglieder es einräumen, daß sie, und die übrigen vormals Lutherischen unter den jetzigen Unirten ihrer herrlichen lautern Bekenntnisse sich begeben hätten. Nein, es hätten ihnen dieselben ihre volle Gültigkeit noch heute; das nur hätten sie durch ihren Beitritt zur Union öffentlich ausgesprochen, daß, bei den in der Hauptsache zusammenstimmenden Bekenntnissen der beiden Schwesterkirchen, die in einzelnen Punkten noch vorhandene Differenz ihnen als kein Hinderniß mehr erscheine, sich mit den Reformirten fortan als Glieder der Einen wahren Evangelischen Kirche zu betrachten, und in rechter brüderlicher Gemeinschaft mit ihnen dessen gläubig zu harren, ob nicht unter dem Einflusse des milden Geistes gegenseitiger christlicher Liebe, der zugleich der Geist der Wahrheit ist, der lange fortbestandene Zwiespalt, den alles hitzige Streiten und Disputiren nicht übermocht habe, sich endlich dennoch zum völligen Einseyn in der ganzen evangelischen Wahrheit gestalten werde.

Die Conferenten konnten sich übrigens, ungeachtet ihrer eigenen Anhänglichkeit an die Lutherische Kirchenlehre, nicht entbrechen, bei der in Guerike's Erklärung unzweideutig sich herausstellenden Eingenommenheit gegen die Reformirte Kirche, als solche, geflissentlich es sich zu vergegenwärtigen, wie während der letzten 5 — 6 Decennien die Reformirte gegen die Lutherische, der äußeren Erscheinung nach, sich dargestellt habe. In der Lutherischen ein schnelles und allgemeines Umsichgreifen des Naturalismus und Rationalismus. Besonders hinsichtlich des heiligen Abendmahls ein schnelles und allgemeines Eindringen erst der Zwinglischen, und dann noch ärger rationalisirender Lehrweisen, in die Lutherischen Kirchen und Schulen. Absichtlich betriebene Verdrehung und Verkehrung des Inhalts und Geistes der Bibel, besonders seit Bahrdt's Periode, dessen Name unter der großen Menge der Lutherischen Volksbildner und des Lutherischen Volkes viel mehr, als man es gemeiniglich Wort haben will, ein gefeierter war. Dagegen bei den Reformirten während jener Bewegungen im Ganzen immer noch mehr kirchliche und biblisch-christliche Haltung. Unter ihnen immerfort nachweisbare Spuren geistlichen Lebens, unter ihnen bei weitem nicht in dem Grade, wie bei den Lutherischen, verhallende Zeugnißgebung gegen Antichristenthum und naturalistisches und rationalistisches Treiben. Lavater, J. F. Heß, Jung-Stilling neben vielen anderen mit ihnen für die evangelische Wahrheit zeugenden Männern — Angehörige der Reformirten Kirche. Die bedeutsamen christlichen Vereine und Gesellschaften — Bibel-, Missions- und Traktatengesellschaften — der letzten Jahrzehende in reformirten Landen, besonders in England und der

*) Aus diesen Worten Calvin's erhellet zugleich, wie wenig die heutzutage weit verbreitete Meinung zutrifft, daß nach der reformirten, ja selbst nach der streng Calvinistischen Ansicht, im heiligen Abendmahl bloß ein Gedächtnißmahl des Herrn Jesu Christi gehalten werde.

Schweiz, erzeugt, herangewachsen und groß geworden. Solchen Reformirten aber fanden sich, um des in ihnen regsamen Geistes der evangelischen Wahrheit willen, die bei weitem mehr vereinzelten Gläubigen unter den Lutherischen um sehr vieles näher stehend, als den vom Rationalismus in Lehre und Leben Verführten, die in der Welt gleich ihnen für Lutherische galten. Mit solchen Reformirten stimmten sie völlig überein in der großen Hauptsache, die Paulus mit den Worten bezeichnet: Wir werden ohne Verdienst gerecht aus Gottes Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist; an Christo haben wir die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden; er kann selig machen immerdar Alle, die durch ihn zu Gott kommen, und bekannten mit ihnen Eines Geistes: Niemand kommt zum Vater, denn durch ihn. So bereitete sich, urtheilten die Conferenten, in der Stille die Union zwischen den beiden Kirchen vor, die freilich zur Zeit, aus dem dogmatischen Gesichtspunkte betrachtet, noch immer keine gewordene, sondern erst eine werdende ist.

Was sagt nun aber Dr. Guerike über das Princip dieser Union, um deß willen ihm anderer Seits die Unirte Kirche eine von der reinen biblischen und evangelischen Wahrheit abgefallene ist? Er nennt als dieses Princip religiösen Indifferentismus, und diesen Indifferentismus bezeichnet er als das feine Erzeugniß einer vorangegangenen langen Zeit groben Unglaubens. Das hat nun in der That Schein; aber genauer betrachtet ist es doch eben nur Schein. Guerike ist, wie zu dieser Zeit viele gläubige Menschen, in einer falschen Ansicht von der Kirche befangen, und diese falsche Ansicht hat ihn zu jener jedenfalls irrigen Behauptung verleitet. Denn, was ist ihm die Lutherische Kirche? Wir können es nicht läugnen, einmal freilich die Schaar derjenigen Gläubigen, welche das gesammte Bekenntniß, das „in der reinen Augsburgischen Confession und in den übrigen anerkannten Lutherischen Bekenntnißschriften vorliegt," zu ihrem Bekenntnisse haben, und dasselbe nach dem Vorgange eines Luther, eines Johann Arndt, eines Joh. Gerhard, eines Heinrich Müller, eines Scriver, eines Paul Gerhard, eines Spener, eines A. H. Franke u. a. m. mit Darangabe von Hab' und Gut, ja Leib und Leben, Gott preisend bekennen, durch einen christlichen Wandel zieren und endlich durch ein seliges Sterben bekräftigen. Unversehens treten ihm aber sodann, besonders wo er das Kirchenwesen dieser Zeit in seiner äußerlichen Erscheinung betrachtet, in die Stelle jener ächt Lutherischen, wobei entschieden durch eine homonymische Täuschung sein Blick ihm getrübt worden ist, alle diejenigen, welche in unseren Tagen als Lutherische noch äußerlich constituirt sind, deshalb sich selbst Lutherische nennen und in der Welt für Lutherische gelten, ob sie auch wirklich als Lutherische „fast nur noch äußerlich, in äußerlichem Festhalten an ihrem Bekenntnisse bestehen." Nach der Analogie dieses, unter dem Einwirken eines unbewußten homonymischen Truges gebildeten, falschen Begriffs von der Lutherischen Kirche gestaltet sich nun natürlich auch sein Begriff von der Reformirten. Und diese beiden Partheien, welche, ohne alle Rücksichtnahme darauf, ob auch wirklich unter ihren Gliedern je die eigenthümlich Lutherische und je die eigenthümlich reformirte Glaubensweise sich vorfand, in dem Verkehr des bürgerlichen Lebens bis 1817 hin als Lutherische und Reformirte unterschieden wurden, sind ihm die jetzt in den Preußischen Staaten sich mit einander unirt habenden. Das ist nun allerdings unter dem Hinblicke darauf, wie ein weltliches Forum die Begriffe Lutherisch, Reformirt, Unirt faßt und fassen muß, richtig geurtheilt, und in diesem Betrachte hat es allerdings keine Frage, daß der unter dem Geschlechte dieser Zeit mächtig waltende religiöse Indifferentismus das Werk der Union und Alles, was bei derselben als eine bloß „äußerliche und veräußerlichende" Veranstaltung sich kund gab, begünstigt und befördert hat; wie auf der anderen Seite auch in den Fällen, wo man der Union widerstrebte, die Gründe, mit welchen man gemeiniglich dies Widerstreben zu rechtfertigen suchte,*) merklich genug hindeuteten auf einen argen in den Gemüthern vorwaltenden Religionsindifferentismus.

(Fortsetzung folgt.)

Über die Symbolik des Herrn Dr. Möhler.

(Schluß.)

Unrichtig aber ist es, zu sagen, daß der orthodoxe Protestantismus als einseitiges Extrem die menschliche Thätigkeit durch die göttliche unterdrücke oder ausschlösse. Als das wahre Verhältniß wird sich uns vielmehr Folgendes herausstellen. Der Katholicismus hält allerdings die Mitte zwischen jenen pantheistischen und rationalistischen Extremen; allein es ist eben nur jene halbe, unrechte, semipelagianische Mitte, wonach die göttliche und menschliche Thätigkeit dualistisch als zwei selbstständig wirkende, sich gegenseitig nur unterstützende Principien (wie Fuß und Stab) nebeneinander gestellt werden, ohne sich (wie ein krankes Glied und seine Heilung) zu Einer ungetheilten organischen Wirksamkeit zu uniren, und in einander überzugehen. Der orthodoxe Protestantismus dagegen, so wie er die ganze menschliche Natur, nicht ihrer Substanz, wohl aber ihrer Qualität nach, von der Sünde afficirt seyn läßt, so kann er sie auch nur dann als gut anerkennen, wenn sie von dem heiligen Geiste in allen ihrem Vermögen ganz durchdrungen ist; und darum muß ihm auch die Heiligung nicht theils als Werk Gottes, und theils als

*) Man bekam damals kaum andere Weigerungsgründe zu hören, als solche und ähnliche: Unsere Privilegien und Bevorrechtungen stehen bei der Union auf dem Spiele — unsere Lasten und Abgaben in Betreff der kirchlichen und geistlichen Institute werden größer werden — die Oblaten (nach Lutherischem Brauche) kann man vom Gaumen nicht wieder los werden — das Brodt (nach reformirter Weise) kann man unter gewissen Umständen, z. B. wenn man in der Nähe des Todes auf dem Krankenbette communicirt, gar nicht hinunterschlucken u. s. w.

Werk der Menschen, welches eben die semipelagianische Ansicht ist, sondern eben sowohl ganz als Werk Gottes, wie ganz als Werk des erneuerten Menschen, oder als Eine, ungetheilte, göttlich-menschliche Wirksamkeit erscheinen. Dies ist die wahre Mitte jener beiden Einseitigkeiten, indem sie nicht jede stückweise, sondern beide ganz in sich aufnimmt und vereinigt.

Schließlich noch ein Wort über die Erkenntnißquellen des kirchlichen Lehrbegriffs der Protestanten. In einer Symbolik müssen die öffentlich anerkannten Symbole oder Bekenntnisse die allein entscheidenden Hauptquellen seyn; was nicht darin anerkannt oder enthalten ist, hat, sey es auch die Ansicht des ausgezeichnetsten Theologen, doch nur den Werth einer Privatmeinung. Herr Dr. Möhler erkennt diesen Grundsatz an (Einleit. S. XXI ff. 2te A.) und befolgt ihn hinsichtlich der katholischen Theologen streng, glaubt sich aber bei den protestantischen weniger daran gebunden, und braucht daher die Schriften der Reformatoren mit als Hauptquellen des protestantischen Lehrbegriffs, weil sie eben die Schöpfer desselben seyen, was von keinem Katholiken hinsichtlich des katholischen gesagt werden könnte. In Folge dessen construirt der Verf. das protestantische System promiscue aus den Schriften der Reformatoren und den symbolischen Schriften, und gibt sogar bei Differenzen, wie namentlich in der Lehre von der Prädestination, den ersteren das Übergewicht, während er die symbolischen Bestimmungen nur nachträglich als unzusammenhängende Amendements beibringt. Wir haben dagegen zweierlei zu erinnern. Erstlich hätte der Verf. in der Einleitung nicht unterlassen sollen zu bemerken, daß es bis zum sechzehnten Jahrhundert über die Lehre der Sünde und der Gnade gar keine christlichen Symbole gab. Obwohl die dahin gehörigen Artikel, gleich denen von der Trinität und der Person Christi, im Alterthum durchgefochten und gegen die Pelagianer in ihrer biblischen Wahrheit behauptet wurden, so kam es doch darüber nicht, wie bei jenen Lehren, zu einem allgemeinen Concil, noch auch zu einem allgemeinen Symbol.

Die kirchliche Lehre hatte also in der Anthropologie und Soteriologie noch keine symbolische Fixirung, und eben darum konnten auch pelagianisirende Ansichten so weit in der Kirche sich verbreiten, daß im Gegensatz derselben die Reformation nöthig wurde. Die Symbolik der Kirche, durch das Symbolum Nicaenum und Athanasianum in den theo- und christologischen Artikeln vollendet, erheischte noch, als nothwendiges Complement, ein Symbol über die anthropo- und soteriologischen Artikel; und dies wurde ihr durch die Reformation in der Augsburgischen Confession sammt ihren Nachträgen für die Protestanten, und in den etwas späteren Beschlüssen des Tridentiner Concils für die Katholiken. Da sonach diese Artikel erst in der Reformation ihre feste kirchliche Bestimmtheit erhielten, so kann weder bei den Katholiken von einem besonderen Festhalten an „dem von der Kirche ausgesprochenen Dogma" noch bei den Reformatoren von einer willkührlichen Abweichung von demselben, und eigenmächtigen Schöpfung eines neuen die Rede seyn. Vielmehr muß die Reformation im Licht der dogmatischen Streitigkeiten des Alterthums, und zwar als eine Wiedererneuerung des, im fünften Jahrhundert nicht zum symbolischen Abschluß gekommenen, pelagianischen Streites, angesehen werden, wonach es denn auch nicht zweifelhaft seyn wird, welche symbolische Entscheidung, zugleich mit der Schrift, auch dem ersten Kirchenvater des Abendlandes conformer sey, die Augsburgische oder die Tridentinische? Wir müssen daher dem Vorwurfe der eigenmächtigen Neologie gegenüber die Versicherung des Epilogs der Augsburgischen Confession festhalten: manifestum est, nos diligentissime cavisse, ne qua nova et impia dogmata in Ecclesias nostras serperent, vgl. auch S. 19. (Rechenb.), und können demnach die Beschuldigung der Unkirchlichkeit oder Akatholicität unserer symbolischen Dogmen um so weniger zugeben, da an den allein ökumenisch-katholischen Symbolen der alten Kirche die unsere, eben so wie die Römische, festgehalten hat. Dieser Consensus verbindet uns mit ihr, wenn auch als verschiedene Äste, doch auf demselben Grundstamme der alten Christenheit wider alle Häretiker, die von der ökumenischen Orthodoxie abgefallen sind. Dieses Grundzusammenhanges wegen muß auch die Polemik gegen sie weit irenischer seyn als gegen die akatholischen Sekten der Socinianer, Unitarier u. dgl.

Wenn aber auch der Einfluß der imponirenden Persönlichkeit der Reformatoren, und insbesondere Luther's, des Mannes der Bibel, von großer Bedeutung gewesen ist, so muß es doch auch umgekehrt um so bedeutender seyn, wenn sich in den protestantischen Symbolen, wie namentlich schon in der Augsburgischen Confession im Artikel de libero arbitrio, selbstständige Bestimmungen finden, welche die von Luther und Melanchthon früher wohl geäußerte Verneinung aller Wahlfreiheit beschränken sollen. Sie beweisen unwidersprechlich, daß das Urtheil der kirchlichen Bekenntnißschriften von dem der Privatschriften unabhängig, ja selbst verschieden ist, und dürfen daher nicht bloß neben diesen nur beiher erwähnt, sondern müssen in organischem Zusammenhang mit den fraglichen Dogmen als die allein authentischen Bestimmungen aufgeführt werden, neben denen nachher nur in subsidium der Congruenz oder Differenz der Privatschriften gedacht werden kann. Die Fehler und Fehlschlüsse der Möhlerschen Symbolik, die aus der Vernachlässigung einer rein symbolischen Construktion des evangelischen Lehrbegriffs hervorgegangen sind, werden sich uns bei den nachfolgenden Betrachtungen der einzelnen streitigen Lehren ergeben, unter denen wir demnächst in unserem zweiten Artikel die Anthropologie behandeln werden.

S—s.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 22. Oktober. № 85.

Aus den Verhandlungen einer Prediger-Conferenz in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Aber, wie darf doch Herr Guerike in seiner Stellung aus einem solchen Begriffe von Lutherisch, Reformirt, Unirt heraus argumentiren? Will er nicht eben der Interessen derjenigen Kirche wahrnehmen, welche „den drohenden Stürmen der Welt und Zeit zu trotzen vermag?" und welche dies darum vermag, weil sie „auf Gottes Wort vollkommen und wahrhaft gegründet ist," und weil sie „jene herrlichen lautern Bekenntnisse," deren er gedenkt, zu ihren Bekenntnissen hat? Das wäre aber die Versammlung derjenigen Menschen, welche zu dieser Zeit äußerlich noch eine Lutherische Constitution hatten und haben, und vorkommenden Falles in den Kirchenbüchern und in den Gerichts- und Polizeiakten als Leute Lutherischer Confession bezeichnet wurden und werden? Wie dürfte man Herrn Guerike dies zugeben! Wie dürfte man es ihm irgendwie einräumen, daß solche in den weltlichen Verhältnissen für Lutherisch geltende Menschen, — ob sie auch der frivolste, sich über Alles, was Gott oder Gottesdienst heißt, überhebende Unglaube unter seiner Herrschaft hätte — daß solche jene Lutherische Kirche darstellen, die, weil sie auf Gottes Wort vollkommen und wahrhaft gegründet ist und weil sie die lautern Lutherischen Bekenntnisse wahrhaftig bekennt, den drohenden Stürmen der Welt und Zeit zu trotzen vermag! Nein, die im bürgerlichen und Staatsleben zur Zeit der Unionsstiftung als die Lutherische Kirche anerkannte Menschenschaar bildet keineswegs diejenige Kirche, für welche es gegen irgend eine andere äußere der Mühe verlohnte, die Waffen geistlicher Ritterschaft zu führen, keineswegs diejenige, welche die Lutherischen Symbole, von denen eben Herr Guerike doch nicht lassen will, als die wahre Kirche bezeichnen. Hier aber eben liegt sein Irrthum. Von jener vorhin gedachten homonymischen Täuschung befangen nimmt er, gleich den meisten anderen Eiferern für das Lutherthum zu dieser Zeit, sich selbst unbewußt, dieses verwitterte und verfallene Gemäuer für jenes nie veraltende und unzerstörbare Gebäude, in dessen herrlichem Dome es den theuren Bekennern des evangelischen Glaubens im sechzehnten Jahrhunderte so wohl, um der reinen Predigt des Evangeliums willen, die dort erscholl, und um des schriftmäßigen Gebrauches der heiligen Sakramente willen, der dort ihnen begegnete, so wohl war. Gewiß aber thun wir mit dieser Behauptung dem lieben, von uns hochgeachteten Dr. Guerike nicht Unrecht. Denn nach seiner Erklärung ist ja er selbst in jener eben beschriebenen herrlichen Lutherischen Kirche getauft, in ihr confirmirt, und hat ihr, bis er in die Unirte fast wider Wissen und Willen gerieth, beständig angehört. Nun mag aber Guerike's Geburtszeit etwa in den Anfang dieses Jahrhunderts fallen, wo, wie bekannt genug ist, grade in den Kreisen, in welchen Guerike seine Kindheit und Jugend verlebte, schon frank und frei der vulgärste Socinianismus und Rationalismus statt der Lutherischen Kirchenlehre von den Kanzeln sich vernehmen ließ. Guerike wurde demnach in einer Kirchengemeinschaft getauft und confirmirt, die zwar traditionell und vor dem weltlichen Forum den Lutherischen Namen führte, aber das nach seinem eigenen Begriffe und nach den Symbolen wesentliche Merkmal der wahren Kirche, die reine Predigt des Evangeliums bereits eingebüßt hatte, und mithin nicht mehr ein integrirender Theil der ächten Alt-Lutherischen Kirche war. Und wie möchte Guerike doch vollends befugt seyn, das Lutherthum, unter dessen Einflusse er während seiner Schul- und Universitätsjahre gestanden hat, als mit dem Lutherthum der Symbole zu Einer Wurzel und zu Einem Stamme gehörig anzusehen? Gleichwohl sagt er ausdrücklich, er habe, ehe er in die Unirte Kirche gekommen sey, der Lutherischen, d. i. der rein und wahrhaftig biblischen, der auf dem Grunde der Propheten und Apostel erbaueten und bestehenden, immer angehört, da er doch in der Wahrheit während einer geraumen Zeit nur zu einer traditionell Lutherisch geheißenen Gemeinschaft ist gehörig gewesen. Kurz, die Conferenten wußten, nach genauer Prüfung der merkwürdigen Erklärung des von ihnen hochgeachteten Guerike, durchaus nicht anders zu statuiren, als daß er die wahre Kirche der Lutherischen Symbole mit der traditioneller Weise Lutherisch geheißenen Kirche unserer Tage verwechselt habe.

So müsse denn auf seine Anklage wegen des bei der Union leitend gewesenen Principes etwa dieses gesagt werden: Der Lutherisch gläubige und der Reformirt gläubige erleuchtete Christ in der jetzt Unirten Kirche müssen es beide, wenn sie unbefangen urtheilen, für einen Irrthum erklären, daß die Union, welcher sie, und in so weit sie derselben beigetreten sind, in indifferentistischer Weise, ohne alle Rücksicht auf Einheit und Verschiedenheit des Glaubens und der Lehre geschehen sey. Sie sind sich dessen bewußt, daß sie sich zu der Union nicht bequemt haben würden, wenn sie sich nicht gegenseitig hinsichtlich des formalen und materialen Princips des wahren Protestantismus — hinsichtlich des Haltens von der heiligen Schrift, daß sie die alleinige Norm für das Glauben und Leben der Christen sey, und hinsichtlich der großen evangelischen Lehre von der Rechtfertigung des sündigen Menschen vor Gott — als in wahrhafter völliger Übereinstimmung mit einander erkannt hätten. Nach dieser Übereinstimmung haben nun allerdings nicht wenige Urheber und Begünstiger und Beförderer des äußerlichen Unionswerkes, die im

Geiste des Unglaubens und der Gleichgültigkeit und des Indifferentismus gegen das biblische Christenthum verfuhren, gar nicht gefragt. Indessen, das verschlägt gleichwohl nichts. Denn solche Urheber und Begünstiger und Beförderer gehörten weder der einen, noch der anderen Kirche wahrhaftig an, und waren als bloße Scheinglieder der einen oder der anderen ganz und gar nicht befähigt, als Repräsentanten der Kirchen, denen sie nur nach der Praxis des Staats- und bürgerlichen Lebens beizuzählen waren, bei der Union derselben sich zu geriren, wie sie denn auch jetzt, sind sie anders auf ihrem früheren Sinne geblieben, selbst der Unirten Kirche nicht als wahre Glieder angehören, ob sie auch zu ihr nach der Ansichtsweise, die im Staats- und bürgerlichen Leben gilt, gerechnet werden müssen. Es würde die ungerechteste Aufbürdung seyn, wenn man der Lutherischen Kirche, als solcher, das leichtsinnige, frivole, ungläubige, lasterhafte und gotteslästerliche Wesen, das sich bei vielen Lutherischgeheißenen findet, zur Last legen wollte. Nicht minder aber ist es eine ungerechte Aufbürdung, wenn man der Union und den Unirten deshalb, weil unläugbar Un- und Irr- und Wahnglauben Viele charakterisirt, die sich äußerlich der Union und den Unirten angeschlossen haben, den Vorwurf macht, es sey im tiefsten und wahrsten Grunde religiöser Indifferentismus das förmliche Princip der Unirten Kirche als solcher. Nein, das war nicht deren Princip, die auf der einen Seite als bisherige Lutherische und auf der anderen als bisherige Reformirte, beide stehend im lebendigen Glauben an Jesum Christum, den Gekreuzigten, beide wohl wissend, was sie thaten, einander als Brüder treulich die Bruderhand reichten, und unter dem Beschlusse, die bisher sie trennende Scheidewand hinfallen zu lassen, öffentlich Zeugniß dafür gaben, daß sie ihre bereits bestehende Gemeinschaft mit einander, die doch, ihrer Natur nach, eine nähere, genauere und innigere sey, als ihre Gemeinschaft mit den Un- und Irr- und Wahngläubigen und mit den frechen Verächtern und groben Lasterhaften unter ihren bisherigen sogenannten Confessionsverwandten, aller Welt als die Gemeinschaft wie Eines Herrn, Eines Glaubens, Einer Hoffnung, Einer Liebe, so auch Einer Kirche dargestellt sehen möchten. Diese beiden aber sind es allein, welche seit der von ihnen eingegangenen Union als kirchlich Unirte zu betrachten sind, die Anderen alle, wie sehr sie sich auch in ihrer Art für die Union gemühet haben, und wie entschieden sie auch in ihrer Art ihr beistimmen mögen, sind in der Unirten Kirche eben dasselbe, was nach den Symbolen die falschen Christen und Heuchler in der Versammlung der Gläubigen und Heiligen sind. Jene wahren Unirten sind also wirklich einig, in der Hauptsache einig, in der gläubigen Anerkennung jener vorhin bezeichneten beiden, den wahren Protestantismus bedingenden Principien einig. Aber — sie sind gleichwohl nicht einig hinsichtlich einzelner — keineswegs unwichtiger — Lehrbestimmungen, namentlich über das heilige Abendmahl. Haben sie nun etwa, was nicht unwichtig war, um der Union willen für unwichtig gehalten? Das ist wohl freilich geschehen von vielen der Mitunirenden, die, ob auch zu achten für wahrhaft Evangelische,

nach dem in ihnen regsamen Geiste des wahren lebendigen Glaubens, doch hinsichtlich der Kirche, in welcher sie bis dahin als Glieder mitzählten, nach dem symbolischen Maaßstabe mehr für werdende, denn für seyende Lutherische oder Reformirte dürften zu halten gewesen seyn. Es waren dies solche, die, von dem Geiste der Wahrheit aus den finsteren von Jugend auf durchirrten Labyrinthen der Socinianischen, naturalistischen und rationalistischen Irrthümer und Trügereien an das helle Licht des Evangeliums gebracht, zwar nun wahrhaftig glaubten, aber doch keineswegs aus ihrem eigenen innern Glaubensleben heraus das Ganze der Bekenntnisse ihrer Kirche zu reproduciren vermochten, wobei es übrigens in Betreff Mancher sich so mag verhalten haben, daß sie jene Bekenntnisse historisch wohl kannten, ja auch, reflektirend über dieselben, in jedem Betrachte anerkannten. Solchen redlich gläubigen Gemüthern in beiden Kirchen konnten wohl leicht die bisherigen Differenzpunkte noch viel unerheblicher vorkommen, als sie in der Wahrheit sind. Die Zahl aber der diesen Standpunkt inne habenden Gläubigen, welche zur Union gern die Hand boten, war, in Folge des rationalistischen Entwickelungsganges, den es mit den Meisten genommen hatte, bedeutend groß. Wenn nun vielleicht grade diese bezeichneten Gläubigen, weil sie noch zu sehr in Hinsicht auf das tiefere Verständniß der christlichen Lehre den Kindern geglichen, manchen Eiferern für die wahre Kirche als die Ungeeignetsten erscheinen dürften zur Stiftung der Union: so ist darauf hinzuweisen, wie fühlbar grade diesen in unzähligen Fällen das Bedürfniß einer Kirchenunion sich machen mußte, und wie geeignet grade diese darum waren zum Beginnen einer wahrhaften Union. — An einem Orte war etwa durch Gottes Macht ein Lutherischer aus dem geistlichen Tode zum geistlichen Leben erweckt worden. Das Verlangen nach dem Segen der Gemeinschaft mit solchen, die aus Gottes Gnade ein gleiches Leben leben, regt sich in ihm. Aber siehe, unter seinen sogenannten Glaubensgenossen, an die er grade zunächst gewiesen ist, nirgends Befriedigung. Überall unter ihnen Gleichgültigkeit, Starrheit, todtes Wesen. Denn schon seit lange kein Schall des lautern Wahrheits- und Lebenswortes mehr von ihrer Kanzel — statt dessen ein trockenes und dürres Moral- und Klugheitsgeschwätz, unter welchem Keiner von den in den öden Hallen Vereinzelten das Licht des Lebens gewonnen hat, und es hat gewinnen können. — Aber inzwischen Verkündigung des seligmachenden Evangeliums, unter Beweisung des Geistes und der Kraft, vor einer Reformirten Gemeinde desselben Ortes oder in der Nachbarschaft. Und in manche Herzen hat das Wort eingegriffen und greift ein, und bewährt sich an ihnen als ein Wort der Gnade und des Lebens. Auf dem Wege der Buße und des Glaubens, da Mancher hindurchgedrungen vom Tode zum Leben! War es nicht ganz in der Ordnung, daß jener Lutherische diese erweckten und lebendigen Reformirten sich für näher hielt, als seine bisherigen vom Lutherthume abgewandten, wenn gleich äußerlich immer noch für Lutherisch geltenden Verfassungsgenossen, und daß er, als nun die Union der beiden Kirchen angeregt ward, derselben von Herzen zustimmte, zumal, da es

ihm frei gestellt blieb, bei dieser Union sein Glaubensleben in Betreff der alten Differenzpunkte der beiden Kirchen, nicht nach Reformirter, sondern, wenn dies ihm besser däuchtete, nach alt Lutherischer Weise sich gestalten zu lassen? — An einem anderen Orte erging es etwa umgekehrt einem erweckten Reformirten in ähnlicher Weise Hinsichts seiner eigenen rationalistisch beraihenen, und Hinsichts einer noch treulich auf den Lebensauen zeweideten nahen Lutherischen Gemeinde, und — gern und mit Freuden stimmte auch er, unter den gestellten ihm mit Recht unverfänglich scheinenden Bedingungen, für die Union.

(Schluß folgt.)

„Irret euch nicht; Gott läßt sich nicht spotten!" — Gal. 6, 7.

(Aus einem Briefe.)

Folgende merkwürdige Erzählung theile ich Ihnen so mit, wie ich sie aus dem Munde des Herrn v. H..... auf H..., meines Gemeindegliedes, vor wenigen Tagen vernommen habe. — — — Ungefähr vierzehn Tage vor Pfingsten d. J. (1834) sagt der Kutscher dem Herrn v. H..... eines Morgens, beide silberne Steigbügel seyen in der Nacht im Stalle vom Sattel abgeschnitten und gestohlen worden. Er habe starken Verdacht auf einen Dreschers Ph...., der vor ein paar Tagen im Stalle gewesen, ihn nach dem Werth der Steigbügel befragt, und sie mit großer Begierde betastet habe. Herr v. H..... läßt den Silberschmieden der Umgegend sogleich Nachricht davon geben, und bittet sie, die Person, welche die Steigbügel bringen möchte, sich genau zu merken, ohne jedoch sie gerichtlich anzuzeigen. Einige Tage darauf kommt die Frau des obigen Dreschers, eines Tagelöhners vom Dorfe R... mit einem Steigbügel zum Silberschmied in R....., um ihn zu verkaufen, erklärend, daß sie ihn auf der Chaussee gefunden habe, und sich einen fremden Namen gebend, doch den Ort, wo sie her sey, richtig nennend. Sie fragt den Silberschmied nach dem Werth. Dieser sagt ihr, sie solle nach ein paar Tagen wiederkommen, oder wolle sie den Bügel vielleicht zu Herrn v. H..... tragen; der habe ihn wohl verloren. Nein, das wolle sie nicht; da könne sie wohl in Verlegenheit kommen, erklärt sie, geht ängstlich weg, kommt auch nicht wieder. Herr v. H.... läßt den Silberschmied eines Sonntag Morgens nach R... kommen, damit er beim Ausgang der Kirche die Frau unter den Herauskommenden bezeichne. Er erkennt sie augenblicklich wieder. Herr v. H..... läßt nun die Frau, auch den Mann kommen; aber beide läugnen beharrlich, obgleich er erklärt, daß er sie im Falle des Geständnisses nicht gerichtlich anzeigen wolle. Der Mann wünscht sogar, den Silberschmied, der so etwas von seiner Frau zu behaupten wage, zu sehen und zu sprechen. Nun läßt Herr v. H..... den Silberschmied kommen, und dieser sagt der Frau auf's Bestimmteste in's Angesicht, sie habe ihm den Steigbügel gebracht. Der Mann bleibt zwar am Läugnen, sieht jedoch ängstlich vor sich nieder; die Frau aber, höchst frech, läugnet auf's Unverschämteste; sie verschwört sich und droht dem Silberschmiede, er werde nicht ruhig sterben können; vor dem jüngsten Gericht werde er's verantworten müssen, und dgl., und, ein Kind auf dem Arm habend, sagt sie zuletzt, Gott möge sie plötzlich von ihren Kindern wegnehmen (sie hatte zwei), wenn das wahr wäre! — Herr v. H..... warnte sie ernst: „Frau! nehme Sie sich in acht, und irre Sie sich nicht! Gott läßt sich nicht spotten!" — Da wird sie etwas stiller, geht jedoch weg unter beharrlichem Läugnen. — Drei oder vier Tage darauf sucht sie Nachmittags Futterkräuter im nahen Walde; es war Sonnabend vor Pfingsten (also den 17. Mai 1834). Ein schwaches Gewitter zieht sich zusammen; es fängt an zu regnen; sie stellt sich nebst ihrer Schwester und noch einer anderen Frau unter eine junge Eiche; auf einmal kommt ein Blitz, — schräg aus der Luft, wie die im nahen Felde zusehenden Leute erzählten, — auf den Baum und die Frau zu, und nicht vom Gipfel des Baumes herabkommend, auch den Baum nicht im geringsten verletzend, schlägt er die Frau zwischen beiden anderen Weibspersonen todt; diese aber werden nicht beschädigt, außer daß die Schwester ein kleines Brandmal am Fuße bekommt. Auch an dem Baume ist kein Blatt verletzt, bloß ein kleiner schwarzer Fleck an der Rinde, wo der Blitz die Frau traf, und unten, wo der Blitz in die Erde fuhr, am Stamme des Baumes sind einige Blätter des umstehenden Gesträuchs welk geworden. (Am folgenden Montag war ich dort.) Übrigens war es ein sehr geringes Gewitter; es blitzte nur zweimal, und der erste Blitzstrahl war es, der die Frau tödtete. — Als der Mann, der zu Hause war, es hörte, konnte er zuerst nicht von der Stelle vor Schrecken, und rief wiederholt: „Ist sie wirklich todt? — ganz todt?" — Doch später verstockte er sich wieder, und vierzehn Tage nach dem Vorfall kam er auf den Hof des Herrn v. H....., um einer Magd seines Halbwinners die Ehe anzutragen. *) —

Nachrichten.

(Der Streit über die Bekenntnißschriften in Holland.)

In der Ev. K. Z. Jahrg. 1828 S. 158—160. wird schon gesprochen von verschiedenen Umständen, die seitdem Veranlassung gegeben haben zu den Streitigkeiten, die jetzt in der Reformirten Kirche der Niederlande über das Ansehen und die verbindende Kraft der Bekenntnißschriften entstanden sind.

Der Prediger im Haag, Molenaar, behauptete in seiner dort besprochenen Adresse, daß die allgemeine Synode von 1816 (von welcher sogleich nach der Bildung des Reiches der Niederlande, durch die Vereinigung der Belgischen Provinzen mit denjenigen, welche früher die Republik der vereinigten Niederlande gebildet hatten, der Zustand der Reformirten Kirche in diesem Reiche festgestellt und bestimmt wurde) in der Änderung, welche sie in der Formel der Unterschrift der in unserer Kirche gebräuchlichen Schriften vorgenommen, unredlich zu Werke gegangen sey und also die Verpflichtung der Lehrer auf die Lehre ihrer Kirche zwar zum Schein stehen gelassen, aber in der That aufgehoben, besonders

*) Dem Herausgeber sind die ausgeschriebenen Namen mitgetheilt worden, jedoch mit dem Ersuchen, sie beim Abdrucke wegzulassen.

durch die Wahl eines Ausdruckes, der gleich wohl in dem Sinne von weil und in dem Sinne von in so fern gefaßt werden kann, ein Unterschied, worüber schon zu Spener's Zeit gestritten wurde. *)

Der Verfasser des angef. Aufsatzes in der Ev. K. Z. hat sich sehr ungenau ausgedrückt, wenn er sagt, Molenaar sey aufgetreten für die Verpflichtung zur Unterzeichnung des Dortrechtschen Bekenntnisses. Dies thut uns um so mehr leid, da dieser Ausdruck nicht wenig dazu beitragen konnte, die Sache in Deutschland in ein falsches Licht zu stellen. Es gibt eigentlich kein Dortrechtsches Glaubensbekenntniß; die Reformirte Kirche hat von ihrem Anfange an bloß die Unterzeichnung von zwei symbolischen Schriften von ihren öffentlichen Lehrern verlangt, dem Heidelbergischen Katechismus und dem „Glaubensbekenntniß der Reformirten Kirchen in den Niederlanden," wie man dies aus dem bereits mitgetheilten Formular der Unterschrift sehen kann. Der erste vereinigte die Niederländischen Reformirten mit ihren Brüdern in Deutschland, von wo ihnen die ersten Strahlen des Lichtes leuchteten; das zweite, aufgestellt in Nachfolge der Französischen Confession, und wenig davon verschieden (es endigt mit einem Artikel über das letzte Gericht, gegen die fleischlichen Vorstellungen, welche die besonders auch in den Niederlanden Unruhe erregenden Wiedertäufer über das tausendjährige Reich verbreiteten), war ihnen nicht minder theuer, theils weil es von dem trefflichen Blutzeugen Guido de Brés (Lehrer zu Valenciennes, † 1567 herstammte, der kurz vor seinem Tode noch auf die Handschrift seines Bekenntnisses schrieb: „Seyd getreu bis in den Tod, so will ich euch die Krone des Lebens schenken;" und in diesem Glauben muthig dem Tode entgegen gegangen war, und nachher „einstimmig" von allen Lehrern angenommen worden; — theils weil sie sich in und durch diese Confession verbunden fühlten mit der Genfer Reformation, deren Einfluß, besonders durch das Mittel der Französischen und Südniederländischen Kirchen und Zeugen, sie zu der Kenntniß und dem Bekenntniß der reformirten Lehre gebracht hatte. Diese beiden symbolischen Schriften, so natürlich entsprossen aus der doppelten Verpflichtung, die Holland für die reformirte Wahrheit an Deutschland und Frankreich hatte, würden wahrscheinlich die alleinige Grundlage dieser Kirche geblieben seyn, hätte nicht eine gefährliche kirchliche Parthei zu neuen Maaßregeln genöthigt. Es waren nämlich schon frühe Leute in den Niederlanden, welche mehr in die Fußstapfen von Erasmus, als in die der Reformatoren tretend, keineswegs in der theuren Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, sondern vielmehr in der Abstellung einiger Mißbräuche, in der größeren Freiheit der Gedanken und Gefühle die Hauptsache der Reformation suchten, und mit verschiedenen, meist Pelagianischen Irrthümern behaftet waren. *) Großentheils durch die klassischen Schriftsteller des heidnischen Alterthums gebildet und noch in einigen Irrthümern der Römischen Kirche befangen, oder auch in neu angenommenen falschen Begriffen, waren sie die ersten, von welchen der Streit gegen die genannten Bekenntnißschriften unserer Kirche ausging. Kein Wunder daher, daß von dieser Zeit an die Rechtgläubigkeit im Allgemeinen, und insbesondere die Geltung der Bekenntnißschriften durch die Gläubigen in Holland die ganze Zeit ihrer kirchlichen Geschichte hindurch sehr hoch geachtet wurde. Es ist also klar, daß dieser Streit keineswegs beruhte auf einer unlebendigen, und bloß äußerlichen Orthodoxie, sondern in der That das Wesen selbst der Kirche betraf. Die Dortrechtsche Synode befestigte die Auctorität von Katechismus und Confession, und schrieb den künftigen Predigern, Professoren und sonstigen Unterweisern der Reformirten Kirche die Unterzeichnung von fünf Artikeln vor, wodurch die Ansichten der Arminianer verurtheilt wurden, die Calvinistisch-Reformirte Lehre dagegen behauptet, und ernstlich gewarnt gegen die möglichen Übertreibungen und Mißbräuche, welche sich in der Folge an die festgestellte Lehre etwa anschließen sollten. Es ist aber nicht zu verkennen, daß gegen Wunsch und Willen der Synode diese ernstlichen Warnungen und Ermahnungen nicht immer beachtet worden sind, und daß also auch von dieser Seite her die Abweichung von dem Geiste der Synode für die Niederländische Kirche gefährlich gewirkt hat. Wohl beachtet, liefern diese Warnungen gegen den großen Mißbrauch, der von der Lehre der Prädestination gemacht werden kann, ein sehr heilsames Gegengewicht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir wollen hier, um unsere Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, die beiden Arten der Unterzeichnung wörtlich mittheilen. Die vor 1816 gebräuchliche Formel lautet also: „Wir unterschriebene Diener des göttlichen Wortes, gehörend zur Klasse N. N., erklären aufrichtig und in gutem Gewissen als vor dem Herrn, durch diese unsere Unterschrift, von Herzen anzunehmen und zu glauben, daß alle Artikel und Lehrstücke in dem Bekenntniß und dem Katechismus der Reformirten Niederländischen Kirche enthalten, zusammt mit der Erklärung über einige Punkte der besagten Lehre, gestellt auf der National-Synode 1619 zu Dortrecht, ganz mit Gottes Wort übereinstimmen; geloben derhalben, daß wir die besagte Lehre fleißiglich lehren wollen und getreulich behaupten, ohne etwas gegen diese Lehre, es sey öffentlich oder heimlich, direkt oder indirekt, zu lehren oder zu schreiben; daß wir dasselbe vorher dem Kirchenrathe, der Klasse oder Synode mittheilen wollen, um dort untersucht zu werden, bereit zu aller Zeit, uns dem Urtheil der Klasse und Synode willig zu unterwerfen, unter Strafe, daß wir, dawider handelnd, durch die That selbst (ipso facto) von unserem Dienste suspendirt seyn wollen. Und wenn der Kirchenrath, Klasse oder Synode zu irgend einer Zeit es gut finden sollte, nähere Erklärung unserer Ansichten zu verlangen über irgend einen Artikel dieses Bekenntnisses, des Katechismus oder der Erklärung der National-Synode, so geloben wir auch hiemit, daß wir zu aller Zeit dazu willig und bereit seyn werden, unter Strafe wie oben. Behalten uns gleichwohl vor das Recht der Appellation, im Fall wir vielleicht durch den Schluß des Kirchenraths, der Klasse oder Synode meinen sollten, beschwert zu seyn, während welcher Zeit der Appellation wir uns mit dem Ausspruch und dem Urtheil der Provinzial-Synode zufrieden halten werden."

Dies Formular wurde nun 1816 in folgendes verändert.

„Wir unterschriebene, durch die Provinzial-Kirchenbehörde von ... zum öffentlichen Predigtamt in der Niederländischen Reformirten Kirche zugelassen, erklären hiedurch aufrichtig, daß wir die Angelegenheiten sowohl des Christenthums im Allgemeinen, als auch der Niederländischen Kirchengemeinschaft insbesondere durch Lehre und Wandel sorgfältig in acht nehmen werden; daß wir die Lehre, welche in Übereinstimmung mit Gottes heiligem Worte in die angenommenen Bekenntnißschriften verfaßt ist, redlich annehmen und herzlich glauben; daß wir dieselbe eifrig lehren und behaupten wollen, und der Beförderung religiöser Einsicht, christlicher Sitten, Ordnung und Eintracht mit allem Eifer nachstreben. Wir verbinden uns durch diese unsere Unterschrift zu allem Vorgeschriebenen, und sollten wir befunden werden als solche, die gegen irgend einen Theil dieser Erklärung gehandelt haben, so wollen wir uns deshalb dem Ausspruche der betreffenden kirchlichen Versammlung unterwerfen."

*) Porro isti philosophi nobis cum suo libero arbitrio ac recto rationis dictamine atque naturali lumine, Pelagianos haereticos dedere, sagt ein berühmter Schriftsteller dieser Zeit.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 25. Oktober. № 86.

Aus den Verhandlungen einer Prediger-Conferenz in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Aber es gab deren auch wohl Andere in beiden Confessionen — obwohl gewiß im Ganzen wenige — welche als schon mehr zu dem Mannesalter in Christo geförderte Gläubige z. B. die Lehr- und Glaubensdifferenz im heiligen Abendmahle für keineswegs unwichtig und unerheblich hielten. Dennoch aber fanden sie guten Grund, auch ihrer Seits sich zu der ihnen dargebotenen Union gern bereit zu erklären. Denn durch die Bedingungen derselben ward ihnen ja nicht angemuthet, in den streitigen Punkten fortan zu einander überzugehen. Weder sollte der Lutherische um der Union willen sich zu der Reformirten, noch der Reformirte um der Union willen sich zu der Lutherischen Unterscheidungslehre bekennen müssen, sondern jede von beiden durfte fort und fort unter den Unirten, je nachdem sich die eine oder die andere als die schriftmäßigere den Einzelnen empfehlen würde, mit kirchlichem Rechte sich Zustimmung und Beifall gewinnen. Aber, wenn nun bloß die eine von den beiden die wahre und rechte seyn konnte? Hieß das nicht Seitens derjenigen, welche im hellen Lichte des Geistes erkannten, ihre Kirchenlehre sey die einzig wahre und treffende, bedenklichem Irrthume in der Kirche Raum geben, wenn sie gleichwohl die freie Verkündigung der anderen, von ihnen als irrig erkannten Lehre zuließen? Ja freilich, wenn — im Falle der Nichtunion die für irrig gehaltene Lehre von dem Lehrstuhle der eigenen Kirche nimmer würde zu hören gewesen seyn! Aber man vergesse doch nicht, was man bei den neuentstandenen Streitigkeiten über diese Angelegenheit gewöhnlich vergißt, daß schon längst in den Deutschen Landen, selbst hinsichtlich der Verkündigung der symbolischen Lehre, weder eine rein Lutherische noch eine rein Reformirte Kirche als Erscheinungsform sich darbietet, daß auf dem Gebiete der einen wie der anderen an hundert und tausend Orten der alle ächte Christenthumslehre verflüchtigende und vereitelnde Rationalismus frei und frech sein Unwesen treibt, und daß namentlich von den Lutherisch geheißenen Gemeinden zehn gegen eine längst vor der Union sich mit leichter Mühe nachweisen ließen, denen von den ihnen bestellten Lehrern seit Menschengedenken die Lutherische Abendmahlslehre niemals ist vorgetragen, geschweige denn empfohlen worden, sondern statt deren — etwa die Calvinische oder die Zwinglische? ach nein! — das wunderlichste Gemengsel von ganz flachen, glaubenslosen Deuteleien und von hochtrabenden und nichtssagenden Redensarten! Wie hätten denn solche für die Differenzlehren ihrer Confession zwar entschiedenen, aber dennoch der Union zugeneigten Christen darin ein Bedenken finden sollen, daß Manches, was ihnen nicht als volle biblische Wahrheit, ja selbst was ihnen als unbiblischer Irrthum erschien, in Folge der Union, nun ihren bisherigen Kirchgenossen von Männern, in welchen Christus eine Gestalt gewonnen, verkündigt werden dürfe, da sie es auch ohne Union immerfort ertragen müssen, daß denselben ihren Kirchgenossen an vielen Orten das seligmachende Evangelium — gar nicht, aber von leichtfertigen Verächtern und von verblendeten Gegnern der evangelischen Wahrheit, und zwar als im Namen der Kirche, kräftige rationalistische Irrthümer und Wahnbegriffe in großer Zahl dargeboten werden! Dazu kommt nun aber hauptsächlich, daß es bei der Union nicht hieß und nicht heißen sollte von dem Einen zu dem Anderen: Was ich sonst an dir und deinen Confessionsgenossen als irrthümlich bezeichnete, erkläre ich nun für schriftmäßige Wahrheit! Vielmehr verfuhren diejenigen, welche in rechter Weise das Unionswerk beförderten, in diesem Sinne: Du, mein Glaubensgenosse aus dem anderen Kirchenverbande, bist zwar irre in den und den Punkten, aber das soll von nun an keinen Grund mehr für mich abgeben, die Glaubens- und Liebesgemeinschaft, in welcher ich gleichwohl mit dir stehe, durch Ablehnung der kirchlichen Gemeinschaft mit dir zu verläugnen. Nein, bist du, wie ich nicht zweifeln darf, durch den lebendigen Glauben an Jesum Christum Gottes Kind, und zwar auch unter dem innigsten Anschmiegen an die Confession deiner Kirche, dennoch Gottes Kind, so will ich, der ich mich, wie du, durch die gläubige Aneignung Christi und seines Verdienstes vor Gott gerecht und in der Kindschaft bei ihm weiß, mich nicht ferner für berechtigt halten, dich gleichwohl nicht als meinen Bruder in Christo zu behandeln. Was noch streitig unter uns ist, darüber wollen wir uns durch ein fortan in rechter brüderlicher Liebe eifrig betriebenes Suchen nach Wahrheit immer mehr zu verständigen suchen. So, wurde in der Conferenz geurtheilt, sey es auch wirklich von Vielen, die sich als von dem Geiste des Glaubens Getriebene unirt hätten, seither gehalten worden, und die heilige Sache der Wahrheit habe dabei nichts weniger als Verluste gehabt, sondern namentlich die Lutherische Abendmahlslehre habe sich erfahrungsmäßig schon manchen Gläubigen aus den ehemals Reformirten als die allein wahre und schriftmäßige aufgeschlossen.

Übrigens fand man sich noch beiläufig angeregt, in Betreff der Preußischen Agende, gegen welche sich in der jüngsten Zeit das Geschrei auf's Neue erhoben hat, daß sie insonderheit eine antilutherische Tendenz habe, zur Steuer der Wahrheit sich dahin zu erklären: Es ist entschieden für einen großen Gewinn

und Segen zu achten, und zwar eben am meisten in Hinsicht auf die ehemals Lutherisch genannten Gemeinden in vielen Distrikten und Bezirken dieser unserer Provinz, daß im evangelischen Geiste durch die neue Agende der liturgischen Willkühr und dem liturgischen Libertinismus bestimmte Schranken gezogen sind. Bis wie weit es die immer dreister und kecker bei den öffentlichen Gottesdiensten sich herausstellende Rationalisterei nicht bloß auf dem Predigt- sondern auch auf dem liturgischen Gebiete getrieben hatte, ehe die Agende eingeführt ward, das übersteigt für diejenigen, die bloß nach der Analogie ihrer Erfahrungen in solchen Gegenden urtheilen, wo etwa die altkirchliche Form noch unverändert beibehalten war, allen Glauben. Es lassen sich ja freilich gegen Einzelnes in der Preußischen Agende gegründete Ausstellungen machen, aber das bleibt jedenfalls anzuerkennen, für das, was sie an verständelndem und glaubensleerem und schwärmerisch deistischem Gerede aus den Gottesdiensten — und eben am meisten in den vormals Lutherisch geheißenen Kirchen — verdrängt, liefert sie gar Herrliches — kerniges Bibelwort — zum Ersatze. Und daß die Lutherische Abendmahlslehre völlig von ihr ausgeschlossen sey, wird zwar viel von eifrigen Lutherischen behauptet, kann ihnen aber von unbefangenen Richtern nicht so gradehin zugestanden werden. Wenigstens dürften gewiß die streng Reformirten mit gleichem Rechte sagen können, daß sie für ihre Abendmahlsansicht den genauen und adäquaten Ausdruck in der Agende nicht fänden. Wohl muß man aber das vom Lutherischen Standpunkte aus zugeben, daß die große Abendmahlslehre des Lutherischen Bekenntnisses, nach welcher man wahrhaftig im Sakramente mit dem Leibe Christi gespeiset und mit seinem Blute getränkt wird, einer positiven Anerkennung durch den ersten, bei der Abendmahlsfeier gewöhnlich gebrauchten Theil der Agende sich nicht erfreuet,*) und in diesem Betrachte möchte man allerdings mit Sartorius (vgl. Ev. K. Z. Jahrg. 1833 Nr. 65.) darauf antragen, daß noch ein gesalbtes älteres, positiv bekennendes Lutherisches Abendmahlsgebet nachträglich in sie aufgenommen werde, um auch nicht im mindesten irgend welche Gewissen gläubiger Genossen der Evangelischen Kirche zu beschweren, zumal da, nach der genuinen Calvinischen Ansicht, von den streng Reformirten es nicht bestritten wird, daß wahrhaftig im Sakramente eine Mittheilung des Leibes und Blutes Christi geschehe (Concludo, vere nobis in

*) In dem — zu langen — Abendmahlsformulare S. 48. des zweiten Theils der Agende — mit besonderen Bestimmungen und Zusätzen für die Provinz Sachsen — kommen jedoch Stellen wie diese vor: „Lasset uns den Verheißungen Glauben schenken, welche Jesus Christus uns vorhält, er wolle uns nämlich sein Fleisch und sein Blut wahrhaft mittheilen“ und — „damit unsere mühseligen und zerschlagenen Herzen mit seinem wahren Leibe und Blute gespeiset und erquicket werden“ — ferner S. 73.: „Verleihe, daß wir das Fleisch deines Sohnes so essen, und sein Blut so trinken ꝛc.“ — „seines gesegneten Leibes und Blutes theilhaftig werden u. s. w.“

Coena dari Christi corpus sind Calvin's eigene Worte). Ist doch aber auch das Consistorium jeder Provinz mit besonderer Instruktion und Vollmacht versehen, auf Ansichten und Wünsche in Betreff solcher Gegenstände, die „zu einer Festsetzung im Allgemeinen“ als nicht geeignet bei der neuen, vervollständigten Ausgabe der Agende erschienen, „die billigste Rücksicht zu nehmen“ (vgl. das Königl. Publicand. vom 19. April 1829). Setzen wir indessen auch den kaum denkbaren Fall, die Einfügung eines in der bezeichneten Weise positiv bekennenden Lutherischen Abendmahlsgebetes unter die Formulare der Agende würde von den Kirchenbehörden nicht nachgegeben, so ist gleichwohl die bestimmte Lutherische Lehre vom heiligen Abendmahl deshalb nicht proscribirt in der Kirche. Ihre öffentliche Bezeugung und Entwickelung und Vertheidigung als ächt biblische und praktisch wichtige Lehre steht jedenfalls dem berufenen Diener des Wortes immerfort frei, und es mag derselbe in Abendmahlspredigten und im Katechumenenunterrichte mit allem Fleiße die unterscheidenden Lehrbestimmungen desto lieber hervorheben und vertheidigen, da ohnehin am Altare, in den heiligen Momenten der Sakramentsverwaltung und des Sakramentsgenusses, schwerlich der geeignete Ort für jene Hervorhebung und Vertheidigung seyn dürfte. Doch treibe er ja seine Lutherische Lehre, wo sein Beruf ihn anmahnt sie zu treiben, immer nur im Geiste des Friedens und der Liebe, „nicht ohne Verantwortung und Widerlegung, aber doch ohne Schelten!“

Nach allen diesen Erwägungen konnten denn die Versammelten nicht umhin, sich in diesem Urtheile über den ihnen lieben und achtbaren Guerike zu vereinigen: Er sey unstreitig befangen in einem schlimmen theoretischen und praktischen Irrthume, wenn er sich für befugt halte zu der feierlichen Erklärung, „wo die alte Lutherische Kirche auch fast nur noch äußerlich, in äußerlichem Festhalten an ihrem Bekenntnisse, wahrhaft (?) bestehe, da bekenne er sich als Glied dieser Kirche.“ Denn es ließen sich ihm ja allenfalls ganze kleine Gemeinden nachweisen, in denen fast jedes stimmberechtigte Mitglied sich in der Sklaverei der zu dieser Zeit mit furchtbarer Gewalt unter dem Volke verbreiteten Trunksucht und Branntweinsvöllerei befindet, und dabei gleichwohl äußerlich gar standhaft festhält an seinem Lutherischen Bekenntnisse. Mit solchen aber will Guerike, weil sie ihm, um ihres äußerlichen Festhaltens willen am Lutherischen Bekenntnisse, Lutherische sind, ob sie auch dabei des Lebens aus Gott zur Zeit völlig entbehren, gern in kirchlicher Gemeinschaft stehen; dagegen mit den wahren Gliedern am Leibe Christi in der Unirten Kirche, deren es, nach seinem eigenen Zugeständnisse, in dieser allerdings gibt, will er es nicht. Ist das nicht in seiner Stellung ein viel schlimmerer Indifferentismus als derjenige, den er als das förmliche Princip der Unirten Kirche perhorrescirt? Ist das nicht, wenn er consequent seyn will, der bedenklichste Indifferentismus gegen ächt evangelischen Glauben und ächt evangelisches Leben? Glücklicher Weise ist er aber nicht consequent. Denn „mit allen ihm bisher in Christo und in christlichem Streben und Wirken Verbunde-

nen, welcher Confession sie auch angehören, will er, so der Herr Gnade gibt, auch ferner treu verbunden bleiben. Die Hauptsache ist und bleibt auch ihm ferner, daß eine Seele aus dem Tode durch Buße und durch Glauben an unseren gekreuzigten Herrn zum wahren Leben erweckt und neu geboren werde." So würde es entschieden consequenter Weise bei demjenigen nicht seyn können, welchem in der Wahrheit die kirchliche Gemeinschaft mit geistlich erstorbenen Leuten, falls dieselben sich nur als äußerlich festhaltende an dem Lutherischen Bekenntnisse erfinden lassen, lieber wäre, als die kirchliche Gemeinschaft mit allen lebendigen Christen der Unirten Kirche. Daß es nun dennoch, Gott Lob! bei dem lieben Dr. Guerike so ist, gibt immer neues Zeugniß für seine homonymische Täuschung, in welcher ihm unvermerkt die Lutherische Kirche nach ihren Symbolen mit der traditionell Lutherischen Kirche in der Erscheinung als eine und dieselbe sich darstellt. Er sagt, „es verlange ihn so sehnlich nach der Wiederherstellung, Erneuerung, Verjüngung jener rein biblischen Kirche." Unter den Conferirenden waren deren, die es kein Hehl hatten, daß auch sie in ihrer Brust jenes sehnliche Verlangen trugen; aber eben durch das Mithelfen der Union — hielten diese dafür — werde je länger je mehr, auf das eifrige Flehen um den Geist der Wahrheit Seitens der in brüderlicher Liebe mit einander vereinten gläubigen Genossen der beiden auf den Grund der heiligen Schrift gegründeten Protestantischen Kirchen, jenem Verlangen Befriedigung werden. — Daneben aber helfe ganz unstreitig die Union den mit Recht hoch anzuschlagenden Segen fördern, daß, in welcher Kirchengemeinschaft irgend der Lebensgeist Christi sich kund gebe, die gebührende Anerkennung desselben immer weniger von denen werde vorenthalten bleiben, in welchen derselbige Geist Christi sein Wesen habe. Immer freudiger werde bei diesen, ungeachtet der etwa noch übrigen Differenzpunkte, aus der innigsten Überzeugung heraus, und wahrhaftig im ächten Glaubensgeiste, das Bekenntniß bekannt werden: Ich glaube Eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen! Denn nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch werde man es immer mehr verlernen, die wahren Glieder jener Kirche bloß in gewissen äußeren Kirchenabtheilungen zu suchen, und bloß auf diese die Gemeinschaft der Heiligen zu beziehen; und hinsichtlich dieser Gemeinschaft werde forthin nicht allein gültig seyn, sondern auch immer mehr geltend werden das freudige Rühmen jenes Gesangwortes, wie es unter dem Einwirken des Unionsgeistes in den letzten Decennien schon bedeutend angefangen habe, mehr geltend zu werden:

Er Herr — wir Brüder! So ruft der ganze Bund,
Er Haupt — wir Glieder! So tönt durch's Erdenrund
Des freien Bundes Volksgemeine;
Eine nur ist es, und — ewig Seine!

Nachrichten.

(Der Streit über die Bekenntnißschriften in Holland.)

(Fortsetzung.)

In den Jahren 1819 — 1827 erschien eine ausführliche Geschichte der Niederländischen Reformirten Kirche durch den Professor Ypey zu Gröningen (bekannt durch verschiedene andere Werke über Sprachkunde und Kirchengeschichte) und den Haagschen Prediger Dermout, Sekretär der Reformirten Synode (Breda 4 Th.). In dieser Geschichte, die einen traurigen Mangel an Glaubensfestigkeit verräth (sie wird hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich dem Erstgenannten beigelegt), wird mit scheinbarer Ruhe und Unpartheilichkeit, aber in der That mit schonungsloser Partheilichkeit gegen die vornehmsten und rechtgläubigsten Lehrer der Reformirten Kirche, und unverkennbarem Hange nach Verbrüderung der verschiedenen Protestantischen Kirchen, mit Zurücksetzung der Frage nach Recht und Wahrheit, die Geschichte dieser Kirche, besonders auch der remonstrantischen und contraremonstrantischen Streitigkeiten, vorgetragen. Ein junger Advokat im Haag, C. M. van der Kemp, durch besondere Umstände veranlaßt zur Untersuchung dieser Streitigkeiten, und eben dadurch mit Liebe erfüllt zu den großen Wahrheiten der Reformation, untersuchte die Geschichte dieser Zeit aus den Quellen, und fand bei dieser Gelegenheit so viele Ungenauigkeiten und falsche Darstellungen bei den genannten Verfassern, daß er sogleich den Entschluß faßte, die Feder gegen ihre Geschichte zu ergreifen, und unverzüglich diesen seinen Plan ausführte. Er berief sich in der Vorrede zum ersten Theil seines Werkes: Die Ehre der Niederländischen Kirche behauptet gegen Ypey und Dermout (Rotterd. 1829) auf die Adresse von Molenaar und auf eine früher erschienene kleine Schrift von dem auch in der Ev. K. Z. rühmlich erwähnten Holländischen Gottesgelehrten J. J. le Roy (1829 S. 57—61.), und schrieb mit Bündigkeit und Kraft, aber nicht immer in dem Geist, oder besser, in den Ausdrücken der christlichen Bescheidenheit und Bedachtsamkeit. In drei Theilen folgt der Verf. jenen Schriftstellern Schritt vor Schritt in der Kirchengeschichte von Anfang der Reformation an bis zu der Zeit kurz nach der Dortrechtschen Synode. Dies Werk, einige Zeit unterbrochen durch den Auszug des Verf. unter der Nordholländischen Schuttery in den vaterländischen Kampf gegen die Belgier, wurde erst vollendet im Jahre 1833. Die letzten Theile enthalten stärkere und stärkere Vorreden zur Begründung der gegen Ypey und Dermout, und zugleich gegen die Mehrheit der Reformirten Geistlichkeit erhobene Beschuldigung, daß sie ausgehen auf eine allgemeine Vereinigung der Protestanten mit Beseitigung der Unterschiede der besonderen Gemeinschaften, ja gänzlicher Abschaffung der bestehenden Bekenntnißschriften. Grade so wie zehn Jahre früher Bilderdyck und da Costa gegen die eingedrungene Neologie und den Liberalismus, so zeugte jetzt van der Kemp gegen die Zurücksetzung der symbolischen Bücher. Diese Klagen, denen bald andere folgten, erweckten allgemeine Aufmerksamkeit, besonders da viele an der alten Rechtgläubigkeit streng fest haltende Gemeinden in Niederland eigentlich noch leichter aufwachten bei dem Rufe über die Verwerfung der Bekenntnißschriften, als bei dem Rufe über das Eindringen der feineren, und unter trügerischen Worten sich verbergenden Neologie. Nirgends aber waren die Klagen allgemeiner als in den Provinzen Friesland und Gröningen, wo besonders der Bauernstand die stärkste Anhänglichkeit an die alte Rechtgläubigkeit kund gibt. Daher kam es, daß verschiedene Schriftchen, welche in diesen Jahren durch den sel. Baron van Zuylen van Nyevelt im Haag (Bruder des früheren Holländischen Gesandten zu London) herausgegeben wurden, (Schrift-

chen, die eine herzliche Gottesfurcht, aber zugleich auch eine etwas beschränkte Anhänglichkeit an die alte Lehre und Kirchenverfassung kund geben), nirgend so eifrig verbreitet und gelesen wurden, als in diesen zwei Provinzen. Besonders durch diese kleinen Schriftchen fand sich auch ein junger muthiger und wohlmeinender Prediger in der Provinz Gröningen, dem kürzlich die Augen aufgegangen waren in Bezug auf den zunehmenden Unglauben, Leichtsinn und Sittenlosigkeit, aufgefordert, um in demselben Geiste den Streit gegen die herrschende Ungebundenheit der Gedanken und Sitten zu beginnen. Er begann mit einer neuen besonderen Ausgabe der Beschlüsse der Dortrechter Synode (1833). Ohne Zweifel waren seine Absichten dabei lauter, und auf die Herstellung der Wahrheiten des Glaubens gerichtet. Eine ernste und gemüthliche Vorrede „an meine um ihr ewiges Heil bekümmerten Landes- und Glaubensgenossen" beginnt also: „In Tagen, gleich den unsrigen, höchst merkwürdig, sowohl durch allgemeine Heimsuchung der Menschheit durch Gott, als auch durch Wiederaufleben des Gottesdienstes im Geist und in der Wahrheit, da, hier und dort, in unserem Vaterlande, in Deutschland, zu Genf (früher die Wiegenstadt von Gottes Kirche und auch jetzt noch, wie es scheint, dazu bestimmt) Männer erweckt werden, die für Gottes Namen und Sache sich erheben und streiten, schien es mir höchst wichtig und fühlte ich mich seit einiger Zeit schon gedrungen, auch meine schwachen Bemühungen in des Herrn Kraft dazu anzuwenden, ob es seyn möchte, daß ich auch noch in Gottes Hand ein Mittel würde zur Ausbreitung seines Königreiches, und zum Heile und zur Wohlfahrt meiner geliebten Landsleute."

„Zum Schlusse (sagt er am Ende dieser Vorrede) laßt uns ein Jeder insbesondere, ja laßt uns Alle zusammen unsere Wege untersuchen und durchsuchen und wiederkehren zum Herrn, uns strecken, um zu wandeln in Christo, so wie wir den Herrn Jesus Christus angenommen haben. — — — Wir müssen wandeln in allen Wegen des Herrn und seine Gebote bewahren wie unseren Augapfel. — — — Welche die Rechte des Herrn kennen, die müssen sich dessen befleißigen, um durch die Welt nicht beschämt zu werden, daß sie eifriger seyn sollte für die Satzungen des Gottes dieser Welt als jene für die Gesetze des Gottes im Himmel; es wird sich auf dem Todtenbette zeigen, wer den besten Weg erwählt hat."

„O daß alle Christen also den rechten Gott einmal erkennen wollten, was würden wir dann für eine Veränderung wahrnehmen; dann würde Gott verherrlicht werden, dann den Lästerern der Mund gestopft, dann würde der Herr unter uns wohnen bleiben. Kommt denn Freunde, Mitbürger, Landsleute, Jeder greife dies Werk der Reformation an, und sehe nicht auf einen Anderen; bekennt ein Jeder eure Ungerechtigkeit, demüthigt euch, daß ihr das Feuer von Gottes Zorn also entzündet habt, gelobet durch Gottes Gnade zu hassen, was Gott haßt, zu lieben, was Gott liebt, Gottes Gesetz zu wählen zu eurer Regel, seine Ehre zu eurem Ziel; laßt uns dazu einander aufwecken, darin stärken und dienen, zur Erweckung von Liebe und guten Werken, und also hintreten und bitten um den Frieden von Zion und Jerusalem."

Daß sich de Cock durch dieses Schriftchen mannichfachen Tadel und Spott in allen recensirenden Zeitschriften zuzog, läßt sich leicht denken, und er hatte es selbst nicht anders erwartet. Man fürchtete und bekämpfte ihn um so mehr, weil man wußte, daß der Geist des Volkes in diesen Gegenden allgemein auf seiner Seite ist, wie denn auch seine Gemeinde (zu Ulrum) beinahe einstimmig für ihn Parthie ergriff. Traurig ist es, daß de Cock, der sich Knox zum Vorbild genommen zu haben scheint, wenig achtend auf den Unterschied der Zeiten und Umstände, sich hiedurch nicht etwa bloß zum Muthe anleiten, sondern auch zum Übermuthe verleiten lassen; traurig, daß er seither in den Beschuldigungen seiner Amtsgenossen kein Maaß und Ziel mehr gehalten hat;*) traurig vor Allem, daß er, anstatt fortzufahren in dem Dringen auf Bekehrung bei Groß und Klein, Vornehmen und Geringen, was er so kräftig in der angeführten Vorrede begonnen hatte, seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Orthodoxie der Lehre richtete, und diese in verschiedenen seiner späteren Flugschriften nicht ohne große Bitterkeit und Beschränktheit vertheidigte.

Die Schriften von de Cock hatten inzwischen die Beschuldigungen, welche nach dem Vorgange von Molenaar, van der Kemp gegen die Synode von 1816 und die gegenwärtige Reformirte Geistlichkeit erhoben, mehr und mehr allgemein gemacht. Durch Einige von denen, die es mit den Geistlichen hielten, wurde deren Abweichung von den Bekenntnißschriften bestritten, durch Andere zwar zugestanden, aber entschuldigt oder selbst vertheidigt. Das Letzte that Niemand so öffentlich und ohne Rückhalt, als der Professor zu Gröningen, P. Hofstede de Groot, dessen Schrift: „Gedanken über die in diesen Tagen gegen die Lehrer der Reformirten Kirche öffentlich erhobene Beschuldigung, daß sie ihren Eid brechen durch Abweichung von der Lehre ihrer Kirche, die sie festhalten zu wollen gelobt" (Gröningen 1834), das größte Aufsehen erregte. Diese Schrift hat vier Grundgedanken. Der erste, daß man den Eid nicht immer zu halten brauche, mit Berufung auf das Beispiel des Königs Herodes (Matth. 14, 9.), wobei ein bejahrter und sehr ehrwürdiger Lehrer mit tiefer Wehmuth ausrief: Ist es denn bereits so weit mit unserer Kirche gekommen, daß man sie mit Trunkenheit, Hurerei und Mord gleichstellt? Der zweite Grundgedanke ist der: „Angenommen, daß die Niederländische Kirche ihre Lehrer verpflichtet hat, eine gewisse durch Menschen festgestellte Kirchenlehre festzuhalten, was ich aber noch nicht zugebe, und später untersuchen werde, aber für einen Augenblick angenommen, daß dem so sey, so hat die Kirche etwas gethan, was sie nicht thun darf, und die Lehrer sind verpflichtet, sobald sie dies einsehen, ein Gelöbniß der Art, und hätten sie es auch mit einem Eide beschworen, zurückzunehmen, und solch einen Eid zu brechen." Der Verfasser beruft sich hiebei auf einige Stellen von Luther und Zwingli, und meint, daß man von ihrem Geist bei der Errichtung der Reformirten Kirchengesellschaft abgewichen sey. Der dritte Grundgedanke ist aber der: daß die Abweichung ungleich geringer sey, als man sich gewöhnlich vorstelle, indem „solch ein Gelöbniß, eine durch Menschen und insbesondere durch die Canones der Dortrechtschen Synode für immer festgestellte Kirchenlehre festzuhalten, durch die Niederländisch-Reformirte Kirche von ihren Lehrern nimmer verlangt worden, und also die ganze Beschuldigung, weil auf einer unrichtigen Voraussetzung beruhend, grundlos ist." Der Beweis dieser Behauptung ist äußerst schwach, und wird wohl Niemanden überzeugt haben. Geschichtlich ist sie gründlich widerlegt worden durch die gleich zu erwähnende Beantwortung von van der Kemp.

(Schluß folgt.)

*) Besonders in seiner Streitschrift gegen den Drenteschen Prediger Benthem Reddingius und den Friesischen Meyer Brouwer, die nach Weise von Bretschneider und Fritzsche in öffentlichen Schriften gewarnt hatten gegen Pietismus und separatistische Conventikel; beide nannte er auf dem Titel seiner Schrift: Wölfe im Schaafstall des Herrn. Dies der Grund, weshalb er durch seine Klasse und später durch die Provinzial-Kirchenbehörde suspendirt und selbst abgesetzt wurde. Die allgemeine Synode dieses Jahres hat allein die Suspension bestätigt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 29. Oktober. № 87.

Briefe über Frankreich.

(An den Herausgeber.)

I. Paris den 15. September 1834.

Einleitung. — Die Politik und die Religion. — Stimmung nach der Revolution von 1830. — Die Hoffnung, die eine der drei Tugenden, welche bleiben.

Wenn die Seltenheit meiner Mittheilungen einige Übelstände hat, weil sie mir nicht erlaubt, Sie mit den religiösen Ereignissen mit derselben Schnelligkeit in Bekanntschaft zu erhalten, mit der sie sich einander folgen, so hat sie doch vielleicht auch einige Vortheile. Veranlaßt, Thatsachen unter einander zu vergleichen, welche durch ziemlich lange Zwischenräume getrennt sind, finde ich es leichter, die Veränderungen zu bemerken, welche unsere Umstände erfahren haben, weil sie schärfer hervortreten. Lebhaft tritt mir dies in diesem Augenblick vor Augen, wo ich mich gedrungen fühle, meine Correspondenz mit Ihnen wieder aufzunehmen, veranlaßt zunächst durch ein Gespräch, das ich so eben mit einem ausländischen Freunde hatte. Er sprach von der in Deutschland allgemein verbreiteten Meinung, daß das Reich Gottes seit vier Jahren in Frankreich keine ausgezeichneten Fortschritte gemacht habe, sondern daß grade im Gegentheil aus dem Verschwinden der äußeren Hindernisse, welche den Gottesdienst und die christlichen Beziehungen erschwerten, eine Erkaltung hervorgegangen sey, eine Art von Apathie, deren Folgen traurig gewesen für die Verbreitung der Wahrheit. Es würde ohne Zweifel unnütz seyn, diese Ansicht zu bekämpfen, wenn es sich darum handelte, die Christen in Frankreich bei ihren Brüdern in Deutschland zu rechtfertigen. In Wahrheit, was haben wir anders zu thun als zu bekennen, daß wir auf tausend nicht eins zu antworten wissen, und daß wir unnütze Knechte sind. Eben so wenig würde ich mich berufen fühlen, eine Übersicht über die vier letzten Jahre zu geben, wenn es sich darum handelte, die religiösen Ereignisse zu betrachten in ihrer Verbindung mit den politischen und denjenigen Waffen zu liefern, welche die neue Ordnung der Dinge der früheren vorziehen. Diese Fragen werden zu verschieden und mit zu großem Interesse betrachtet von den Christen unserer beiden Länder, als daß Thatsachen für die einen oder die anderen eine Geltung haben könnten, welche derjenigen der Grundsätze, zu welchen sie sich bekennen, das Gleichgewicht hielte, und nicht in einem Interesse dieser Art nehme ich die Feder wieder auf. Es hat mir geschienen, daß neben diesen bloß menschlichen Rücksichten eine andere von erhabnerer Art stattfinde, die nothwendig in Ihren Augen dieselbe Bedeutung haben müsse, wie in den meinen. Wenn unser Gott ein Werk thut in diesem Lande, wenn er seine Macht und Kraft offenbaret, indem er an unsere Mitbürger einen kräftigeren Ruf ergehen läßt, als ein solcher sich seit der Zurücknahme des Edikts von Nantes hat vernehmen lassen, und wenn er eine nicht geringe Anzahl unter ihnen bestimmt, diesem Rufe Folge zu leisten, wenn er sich selbst Diener bereitet, die er an Orte Frankreichs sendet, wo noch Niemand in seinem Namen geredet, wenn er seine Kinder neue Mittel lehret zu arbeiten an der Ausbreitung seines Evangeliums, wenn er endlich seinen heiligen Geist aus Gnaden zu derselben Zeit ausgießt, zu der er die Kanäle vervielfacht, die seine Erkenntniß überliefern sollen; sollte dies nicht ein Grund seyn, oder vielmehr sind dies nicht hundert Gründe der Danksagung? Muß man nicht antworten denen, welche fürchten, daß der Arm des Hern verkürzt sey, damit sie sich mit uns erfreuen und segnen können? Ach, wenig liegt den Erlösten Jesu Christi daran, ob das Jahr, wo es ihm gefallen, ein neues Werk herbei zu führen, 1517 heißt oder 1830. Wenig liegt ihnen daran, ob unser großer Gott seinen Thron gründet auf den Häuptern der Bischöfe oder auf den Häuptern der Könige, wenn nur dieser Thron sich befestiget, und die Völker ihn mit Anbetung umgeben. Ohne einen politischen Hinterhalt also, ohne irgend einen Wunsch, aus demjenigen, was ich Ihnen zu sagen habe, Folgerungen zu ziehen, die für meine Meinungen günstig seyn könnten, eröffne ich wiederum meine Correspondenz. Ich dachte, daß, da die frohen Botschaften, die wir aus Preußen erhalten, uns erfreuen, Sie auch Freude haben würden über diejenigen, die ich Ihnen aus Frankreich geben kann, und daß es nützlich sey, durch wechselseitige Mittheilungen dieser Art den Geist des Gebetes und der brüderlichen Gemeinschaft zu erhalten. Wenn wir besser den gegenseitigen Zustand, die gegenseitigen Segnungen, die gegenseitigen Bedürfnisse kennen, werden wir dann nicht auch besser vorbereitet seyn, uns dem Ewigen zu nahen mit Fürbitten und Danksagungen für einander?

Verzeihen Sie mir, theurer Bruder, diese lange Einleitung; ich mußte Ihnen doch sagen, was Ihnen plötzlich einen Correspondenten zurückgibt, den viele Ihrer Leser ohne Zweifel längst vergessen haben. Überdem, nicht bloß für meine Einleitung habe ich Ihre Geduld vonnöthen, ich muß um dieselbe auch für die ziemlich beträchtliche Anzahl von Briefen bitten, die ich Ihnen zu schreiben gedenke. Schnell würde ich fertig seyn, wenn ich Ihnen bloß die Statistik unserer religiösen Ge-

sellschaften darbieten wollte, oder Ihnen die äußeren Thatsachen anzeigen, welche das Auge des religiösen Beobachters auf sich ziehen; aber es scheint mir, daß meine Correspondenz, um nützlich zu seyn, darauf sich nicht beschränken darf. Gewiß werde ich nicht wagen, die Geheimnisse unseres Gottes zu erforschen, und Ihnen zu sagen, in welchem Grade er diese oder jene Seele seiner Wahrheit theilhaftig gemacht hat, oder wenigstens werde ich nur selten und mit großer Vorsicht dergleichen Gegenstände berühren. Aber es gibt in dem äußeren Werke selbst eine geistigere Parthie, die man untersuchen kann und muß, weil man grade in ihr besonders die Gnaden unseres Gottes bewundert. Für heute muß ich mich begnügen, Ihnen nur noch einige Worte zu sagen.

Ich habe kurz vorher gesagt, daß ich mich mit der politischen Frage nicht beschäftigen wolle. Es heißt wohl nicht, sie berühren, wenn ich Ihnen die außerordentliche Bewegung der Geister in den ersten Wochen nach der Revolution des Juli schildere. Es war ein Fieber, ein Zustand der Exaltation, dessen Wirkungen man in großen Entfernungen verspürt hat, und in Ländern, welche in keinem politischen Verbande mit Frankreich standen. Wie also könnte man wohl in Paris davon frei geblieben seyn? Der menschliche Gedanke schritt nicht mehr einher, er legte in einem Augenblick ungeheure Räume zurück, und nur indem man später zurückblickte, bemerkte man den Weg, den man gemacht hatte. Jeder fühlte in sich den Trieb, den Muth, die Kraft, dasjenige auszuführen, was er während vieler Jahre kaum zu denken gewagt. Bloß leicht entworfene Theorien wurden in einigen Stunden vollständige Systeme, und man begreift besser die Zuversicht, mit der die Deputirten-Kammer eine Charte und einen König improvisirte, wenn man auf die Kühnheit achtet, mit der sich von allen Seiten und über alle Gegenstände die ungewöhnlichsten Ansichten kund gaben. Man brauchte nur den Blick auf die Straßen von Paris zu werfen, um sich von der außerordentlichen Bewegung der Geister zu überzeugen. Die Anschlagezettel, die sich vierzehn Tage lang in ihnen darboten, hätten verdient gesammelt zu werden, nicht sowohl um zur Geschichte der Zeit, als vielmehr auch um zur Geschichte des menschlichen Geistes zu dienen. Es waren nicht allein die politischen Partheien, welche auf diese Weise ihre Plane oder ihre Wünsche kund gaben; eine Menge von Individuen wandten sich in ihrem eigenen Namen an ihre Mitbürger, weil sie dem Bedürfniß nicht widerstehen konnten, so laut als möglich zu sagen, was sie bewegte. Ein Jude ließ in allen Straßen anschlagen, daß ein zweiter Messias erscheinen werde, und daß das Ende der Welt nahe sey. Die St. Simonianer, die sich bis jetzt darauf beschränkt hatten, im Stillen Versammlungen zu halten, und ihre Lehren in einigen Schriften darzulegen, die nur wenig Anklang gefunden, wandten sich zum ersten Mal an das Volk, indem sie sich als die zukünftigen Erretter der Gesellschaft darstellten. Die Glieder des katholischen Klerus, welche mit Mühe das Joch ihrer Kirche ertrugen, glaubten, daß der Moment für eine Spaltung

günstig sey, und trennten sich mit Heftigkeit von ihren kirchlichen Oberen. Die Christen fühlten auch diese mächtige Erschütterung, welche der Stoß, der stattgefunden, bei allen Geistern hervorbrachte; aber sie wurden nur auf dem Wege weiter voran gezogen, auf dem sie schon gingen. Die Evangelisirung Frankreichs, die ihnen früher als das Resultat vieler Jahre, voll von Anstrengungen und Gebeten, erschienen war, bot sich ihnen jetzt dar als ausführbar in einem viel kürzeren Zeitraume. Sie sagten sich nicht, daß der Augenblick der Ruhe gekommen, weil so viele Hindernisse auf einmal geschwunden waren; sie fühlten sich im Gegentheil gestimmt, Alles zu wagen und Alles zu unternehmen. Die vornehmsten seitdem ausgeführten Plane sind in diesen ersten Tagen der Aufregung gefaßt worden. Wir waren überzeugt, daß das Wort unseres Gottes im Begriffe sey, unser Vaterland in Besitz zu nehmen. Damals haben wir mit einer ganz neuen Kraft und durch unsere persönliche Erfahrung verstanden, worin die Hoffnung vom Glauben verschieden ist, und warum der Apostel Paulus ihr eine besondere Stelle anweist unter den drei Tugenden, welche bleiben. Ich muß es sagen, wenn auch die Französischen Christen die Exaltation verloren haben, die sie in diesen bewegten Tagen zugleich mit allen Übrigen, welches auch ihre gewöhnliche Denkweise war, empfanden, so ist doch die Hoffnung ihnen geblieben. Es ist dies besonders zu Paris einer der unterscheidenden Züge ihres religiösen Charakters, und grade deshalb, ich wage dies hinzuzufügen, unternehmen sie mit Zuversicht Alles, was der Herr ihnen gebietet zu thun. Es ist wahr, daß dieser Gott ihnen keine der Gnaden versagt, welche die Hoffnung nähren können. Er gewährt ihnen, mit ihren Augen zu sehen, während er so vielen Anderen nur vergönnt, ihren Glauben zu üben. —

Ich wollte Sie heute nur mit dem außerordentlichen Aufschwung bekannt machen, welchen der Wunsch, Frankreich zu evangelisiren, im Jahre 1830 genommen. Ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe sagen, welche Bahnen man zuerst eingeschlagen hat.

Ich bin u. s. w. Ihr

Correspondent für Frankreich.

Nachrichten.

(Der Streit über die Bekenntnißschriften in Holland.)

(Schluß.)

Der vierte Grundgedanke ist der, „daß diese ganze Beschuldigung ruht auf einer wenig mit dem Christenthum übereinstimmenden Vermengung des unveränderlichen göttlichen Christenthums und der veränderlichen menschlichen Ansicht von demselben.“ Wir wollen aus diesem Abschnitt zur Charakterisirung des Ganzen einen etwas ausführlichen Auszug mittheilen (S. 36—38.). „Was besagt doch die Anklage? (gegen die Lehrer) Daß man von einigen menschlichen Ansichten über das Christenthum abgewichen seyn soll; aber wer sieht nicht, daß es ganz etwas

Anderes ist, von solchen Ansichten über das Christenthum abgehen, und das Christenthum selbst verlassen? Daß ein großer Unterschied stattfindet zwischen der menschlichen Betrachtung und Auffassung des Christenthums, und dem göttlichen Christenthume selbst. Das Christenthum allein ist unveränderlich und keiner Vervollkommnung fähig; es ist Gottes Offenbarung durch die Person und durch die ganze Geschichte und Sendung Jesu Christi, und grade weil diese Offenbarung eine geschichtliche Thatsache ist, muß sie immer dieselbe bleiben. Aber die Ansicht der Menschen von dieser Offenbarung ist immer verschieden nach den verschiedenen Entwickelungsstufen, worauf sie stehen, und der unendlichen Mannichfaltigkeit von Umständen, worunter sie leben. — — — Es ist dieselbe Religion, zu der sich unser Volk nun seit mehr als tausend Jahren bekannt hat, aber grob und äußerlich faßten unsere Voreltern sie auf, als Willebrord und Bonifacius ihren Schrecken predigten. Näher kam sie ihnen an's Herz, als Geert Groote und Thomas a Kempis ihren Trost vor ihnen darlegten. Noch richtiger begriffen und tiefer fühlten sie dieselbe, als das freie und kräftige Wort der Reformatoren zu ihnen durchdrang. Feiner spannen sie einige Lehrstücke aus kurz vor und auf der Dortrechter Synode. Aber wie? mußten unsere Voreltern damals auf einmal bei dem wohl oder übel verstandenen Worte Dieser still stehen bleiben, und denken, daß nun aller Fortschritt aufhören sollte? Dann wäre, ich wiederhole meine frühere Behauptung, ein geistlicher Tod in unsere Kirche gekommen. Aber das ist nicht geschehen. Unsere Kirche ist durch Gottes Gnade lebendig geblieben und fortgeschritten. Warum sollen wir denn das Leben tödten wollen und diesen Fortschritt zurückdrängen? Das ist grade die göttliche Vollkommenheit des Christenthums, daß Jeder darin findet, was für sein Bedürfniß und seine Entwickelung passend ist, und Niemand jemals seinen ganzen Reichthum ausschöpfen kann. Untersuchen müssen wir also wohl, was frühere Geschlechter uns über die Bibel hinterlassen haben, aber nicht, auf daß wir von Gottes reichem und unfehlbarem Worte zu den dürftigen und leicht irrenden Aussprüchen der Menschen uns hinwenden, sondern auf daß wir durch sie zu Jesus Christus geleitet werden, und durch ihren Glauben und ihre Einsichten, Jeder nach seinen Bedürfnissen und auf seine Weise, unseren Glauben stärken und unsere Einsichten aufhellen. — — — Lasset uns doch wissen, was Jesus und die Apostel uns geschenkt, und nachdem es geraubt war, die Reformatoren uns wieder erobert haben: Freiheit des Denkens. Lasset uns es wissen, und halten was wir haben, auf daß Niemand unsere Krone raube!" —

Diese Schrift erregte das größte Aufsehen. Solch eine ungebundene Willkühr auf dem kirchlichen Gebiete hatten selbst diejenigen nicht gewünscht, die sonst zu der liberalen Parthei (den Latitudinariern) gehörten, oder wenn sie dieselbe auch im Geheimen gewünscht haben mochten, so verdroß es sie doch sehr, daß eine so offene Äußerung dieses Wunsches dessen Verderblichkeit in ihrer ganzen Nacktheit darlegte. Hofstede hatte gehofft, seine Ansicht werde allgemeinen Eingang finden, wozu, wie er meinte, die Zeit reif war, und also die Beschuldigung des Mangels an Rechtgläubigkeit, welche immer mehr und mehr gegen die Prediger erhoben wurde, mit der Wurzel abgeschnitten werden. Doch seine Schrift bewirkte grade das Gegentheil, indem man seine Denkweise, die, in dieser Form, in unserer Kirche neu war, mehr oder weniger allen Predigern, aber ganz besonders der Synode von 1816, als deren Repräsentanten man ihn betrachtete, beilegte. Dies that besonders van der Kemp, der bald die Feder gegen ihn ergriff, in seiner Schrift: Die Beschuldigung gegen die Lehrer der Niederländisch-Reformirten Kirche behauptet, und die Äußerungen von Hofstede de Groot widerlegt (Rotterd. 1834), wo man S. 24. Folgendes liest: „In der That, als Molenaar in

seiner „„Adresse an alle meine reformirte Glaubensgenossen"" im Jahr 1827 das Unterzeichnungsformular von 1816 listig und fein nannte, und eine heimliche Unterminirung und Verwerfung unserer reformirten Lehre, fürchtete ich, dies möchte zu stark geredet seyn und die Haagschen Prediger möchten wohl einiges Recht haben, als sie durch die Feder des Herrn B. Verwey in der Prüfung dieser Adresse (eine Gegenschrift gegen Molenaar) erklärten, daß Niemand, der ein gesundes Gehirn habe, und die Sprache verstehe, in diesem Formular das Verführerische finden werde, was der Verfasser der Adresse, aus Allem Gift saugend, ihr beilege. Aber nun, da der Professor öffentlich den Jesuitismus der Synode von 1816 kund gibt, ausdrücklich erklärend, daß sie eine sehr wichtige Veränderung vorgenommen habe, aber dieselbe unter kaum merklichen Kleinigkeiten verborgen gehalten, verlohnt es sich in der That, die genannte Adresse noch einmal nachzulesen." — Fragt man nun nach unserer Ansicht von den Absichten der Synode, so dürfen wir nicht behaupten, daß dieselbe, wenigstens die Mehrheit ihrer Glieder, durch eine Zweideutigkeit die Verbindlichkeit der Lehrer gegen die Bekenntnißschriften habe ganz kraftlos machen wollen. Aber es ist auf der anderen Seite sicher genug, daß sie durch möglichste Milderung und Abschwächung der Verpflichtungsformel dem Latitudinarismus, und durch ihn der Vereinigung aller Protestanten den Weg bahnen wollten.

Van der Kemp zeigte ferner in seiner Schrift, daß eine durch Menschen in Übereinstimmung mit Gottes Wort im Glauben festgestellte Lehre, nicht als Glaubensregel, sondern als formula concordiae gebraucht, für den protestantischen Christen keineswegs unerlaubt, sondern im Gegentheil höchst nothwendig ist, bewies auf's Bündigste die Unbegründetheit der Behauptung des Professors in Betreff der ursprünglichen Absicht bei der Einführung von Katechismus und Confession, und behauptete, daß, wenn gleich das Unterzeichnungsformular von 1816 auf die schlaufte und loseste Weise zweideutig gestellt worden, so daß es nicht mehr möglich sey, im gegenwärtigen Zustande unserer Kirche einen Prediger wegen Unrechtgläubigkeit zu bestrafen, oder abzusetzen, nichtsdestoweniger doch ein ehrlicher Mann verpflichtet sey, die Formel in diesem Sinne auszulegen, daß die Lehrer der Gemeinden gehalten seyen, die Lehre der Kirche zu verkündigen, durch welche sie als Diener des Evangeliums angenommen worden. — Merkwürdig ist es, daß die beiden Verfasser, wie sehr auch sonst von einander abweichend, im Lobe der Dortrechter Synode, obgleich jeder von einem besonderen Standpunkte aus, übereinstimmen. In einer zweiten Ausgabe seiner Schrift behauptete Hofstede de Groot, der eigentliche große Differenzpunkt zwischen ihm und den Vertheidigern der symbolischen Schriften bestehe darin, daß diese die Kirche als eine Einsetzung von Menschen, eine menschliche Gesellschaft, und also die Lehrer als Diener der Gemeinde betrachteten, gebunden an eine durch diese ihnen aufgelegte Ordnung; während er dagegen die Kirche ansehe als eine göttliche Stiftung, worin göttliches Recht gelte, und wo also die Worte Christi die einige Regel seyen. Im Übrigen wiederholte er dieselben Behauptungen und Beweise, wiewohl etwas mehr ausgeführt, als in der ersten Ausgabe. Er bedachte nicht, wie es scheint, wie wenig diese Ansicht übereinstimmt mit dem Wesen einer protestantischen Kirchengemeinschaft, welche eine engere Verbindung darstellt innerhalb der weiteren Schranken der allgemeinen christlichen Kirche, bei welcher letzteren allein die Vorstellung des Verf. gültig ist, während dagegen in der engeren Kirchengemeinschaft auch engere Banden nothwendig waren, und wahrscheinlich auch wohl bis zum Ende dieser Haushaltung, wenigstens so lange als diese abgesonderte Kirchengemeinschaft besteht, nothwendig bleiben werden, um die Einheit des Glaubens, das nöthige Erforderniß einer Kirche, zu bewahren. Auch bedachte er nicht, daß sonst alles Auf-

sichtsrecht über die Lehre der Prediger den Gemeindegliedern entnommen wird, die doch auch ein priesterliches Geschlecht sind, und daß alle Freiheit des Glaubens und der Lehre sich in ein ausschließliches Eigenthum der Geistlichkeit verwandelt.

Dieser Streit, der immer mehr und mehr entbrannte, machte auch den Niederländischen Hochschulen nicht wenig zu schaffen. Man sagt, daß Candidaten von dem Präsidenten der Synode auf die Frage: ob sie die Formulare der Einigkeit, in dem Sinne von weil oder in so fern zu unterzeichnen haben, keine bestimmte Antwort bekommen konnten. Der Utrechtsche Professor Heringa — ein Mann, durch verschiedene Schriften in unserer Sprache bekannt, von denen besonders die früheren den Deutschen Rationalismus bekämpften, aber der nichts desto weniger von seiner ersten Zeit an zu der liberaleren Parthei in der Kirche gehörte, der vor dreißig Jahren mit seinen rechtgläubigen Collegen, dem alten Rooyaards und Bonnet, in einen heftigen Streit verwickelt gewesen, weil er sich nicht deutlich über seine Ansichten in Betreff der Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit erklären wollte, und den man nachher in Verdacht hatte, daß er über die ewige Gottheit des Herrn Jesu Christi keine ganz schriftmäßige Ansicht hege, und selbst unter seinen Studirenden mehr oder minder neologische Ansichten verbreite — nahm den Versuch auf sich, seine Collegen, die Synode von 1816 und einen großen Theil der Geistlichkeit, vielleicht auch wohl sich selbst zu vertheidigen. Er gab eine Schrift heraus, worin er die unten stehenden Thesen,*) die er unter seinem Vorsitze vertheidigen lassen, übersetzte und weiter begründete, um also, wäre es möglich, allen Verdacht wegzuräumen und die gestörte Ordnung in der Kirche herzustellen, mit dem Versprechen, sehr bald eine ausführlichere Behandlung dieses Gegenstandes herauszugeben, die aber bis jetzt noch nicht erschienen ist.

So steht es also mit dem Streite über die Symbole in Holland. Fragt man nun zum Schlusse, was nach unserem Erachten von diesem Streite zu halten sey, so antworten wir freimüthig, daß, ungeachtet auch in Holland hie und da nicht wenig todte Orthodoxie gefunden wird, und deshalb keineswegs alle diejenigen, welche mit dem Namen von Orthodoxen und Separatisten (wegen ihres Festhaltens an der orthodoxen Lehre und ihres häuslichen Gottesdienstes) bezeichnet werden, die Sache des Herrn zu Herzen nehmen, oder seine Schmach tragen, dennoch auf der Seite der Formulare der Einigkeit die große Mehrheit der Gläubigen, so weit ein menschliches Auge unterscheiden kann, sich befindet; während auf der anderen Seite der mächtige Einfluß der Deutschen Neologie mehr und mehr einen verfeinerten Arminianismus, Pelagianismus, Arianismus und andere neologische Irrthümer einheimisch gemacht hat, wenn gleich es uns scheint, daß unter den sich auf dieser Seite Befindenden hie und da ein wirksames Streben sich äußert, um die Hauptwahrheiten der Religion des Herzens aus der wissenschaftlichen Untersuchung der heiligen Schrift zurück zu gewinnen. Auch diese Richtung kann, wird sie anders mit redlichem Gemüthe verfolgt, und sonder heimliches Erwählen verderblicher Irrthümer, wenn gleich auf anderem Wege als dem durch die Väter gebahnten, zu der Wahrheit, die in Christo ist, geleiten. — In Bezug aber auf den Streit über die Symbole verdient das Festhalten an den Formularen und ihre Vertheidigung alle Anerkennung und Billigung, wenn man nur erstens: die Verpflichtung, ihnen getreu zu seyn, nicht gründet auf einen wechselseitigen Vertrag zwischen Gemeinde und Lehrern, wie dies in einer bloß menschlichen Gesellschaft der Fall seyn würde (dies thut Heringa in seiner Schrift), sondern im Gegentheil betrachtet als eine Verpflichtung des Glaubens und Gewissens wegen der Wahrheit und Schriftmäßigkeit der in den Bekenntnißschriften enthaltenen Lehre, eine Verpflichtung, die man nicht auf sich zu nehmen braucht, wenn man diesen Glauben nicht besitzt, aber dann auch den göttlichen Ruf zum Lehramt in unserer Kirche nicht besitzt. Und zweitens man bilde sich nicht ein, daß die Herstellung der symbolischen Schriften und das Halten über denselben einigermaßen hinreichend sey zur Herstellung der Wahrheit, und zur Lebendigmachung der Predigt des Evangeliums. Nein, hier gewiß gilt das Wort des Herrn durch den Propheten: Nicht durch Kraft noch durch Gewalt, sondern durch meinen Geist soll dies geschehen, spricht der Herr. Allein aus dem Worte kann eine lebendige und kräftige Predigt entstehen, allein die Fruchtbarmachung dieses Wortes durch Gottes Gnade kann den Glauben wieder erwecken. Das gebe Gott aus Gnaden der Reformirten Kirche in den Niederlanden.

I.

*) Libri Symbolici, dummodo ad divinorum normam librorum exiguntur, in Societate Christiana egregium praestant usum.

II.

Iidem vero pro norma fidei neque habendi sunt, nec fuerunt habiti a Synodo Dordracena aut Johanne Bogermanno.

III.

Confessionis Belgicae Articulus VII. docet quam nihil in repurgata Ecclesia valeat humana auctoritas ad fidem Christianorum regundam.

IV.

Huic Articulo nequaquam contradicitur justa fidei publice probatae formula, cui sincere subscribunt, qui in societate sacra ad munus doctoris et antistitis admittuntur.

V.

Quod pii doctique Viri, e decreto Synodi Dordracenae ao. 1619, antequam muneri ecclesiastico admoverentur, professi sunt, se in omnibus consentire libris nostris symbolicis, id ita interpretandum est, ut consentire censeantur in singulis doctrinae capitibus, nominatim iis, quorum professione nostri coetus ab aliis christianorum sodalitatibus distinguuntur.

VI.

Formula in simili causa a Synodo Hagana ao. 1816 et 1831 scripta ita est accipienda, ut ei subscribentes profiteantur, libros nostros symbolicos doctrinam exhibere libris Veteris Novique Foederis consentaneam, eoque nomine amplectendam.

VII.

Haud culpandum est Ecclesiae nostrae institutum, quo Christianae doctrinae systema pro concione tradi solet ad normam Catechismi Palatini.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 1. November. № 88.

Über die neueste Behandlung und Auslegung der Apokalypse.

(Mit besonderer Berücksichtigung des „Versuchs einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis — von Dr. Fr. Lücke. Bonn 1832.")

Erster Artikel.

Die mannichfachen Abwege, Mißbräuche und Verirrungen, zu welchen die Offenbarung Johannis fast zu allen Zeiten der christlichen Kirchengeschichte Veranlassung gegeben, sind ein trauriger Beleg der Wahrheit, daß auch das, was dem Menschen das Kostbarste, das Heiligste seyn muß, das Wort Gottes, das Unterpfand seiner erbarmenden Liebe, den Verunstaltungen des menschlichen Aberwitzes und Hochmuthes ausgesetzt war, ja selbst nicht selten zum Deckmantel selbsterfundener Satzungen, trügerischer Hirngespinnste dienen mußte. Die chiliastischen Schwärmereien und Verirrungen der ersten christlichen Jahrhunderte, die phantastischen Träumereien des Mittelalters mit den fanatischen Bestrebungen der Franziskaner, die Erneuerung alter Irrthümer von Schwärmern in der Protestantischen Kirche, — sie sprechen laut, daß die demüthigende Antwort Christi, die er den Jüngern auf vorwitzige Fragen über Stunde und Zeichen der Zukunft ertheilte: Sehet zu, daß euch nicht Jemand verführe (Matth. 24, 4.), bei dem Gebrauche des prophetischen Buches des Neutestamentlichen Kanons nur zu sehr vergessen ward. Umgeben von den praktischen Verirrungen der auf die Apokalypse sich besonders stützenden Anabaptisten ließ Luther, übersehend, daß die Schuld des Menschen nie dem göttlichen Worte angerechnet werden müsse, zu dem übereilten Urtheile sich verleiten: „Mir mangelt an diesem Buche nicht einerlei, daß ich's weder apostolisch noch prophetisch halte." Ähnliches widerfuhr Zwingli, der eifernd für die reine Lehre gegen papistische Verdreher bei der Berner Disputation ausrief: „Us Apokalypsi nehmend wir kein Kundschaft an, dann es nit ein biblisch Buch ist."

Leider sind jene, selbst praktischen Verirrungen, zu denen die Offenbarung Johannis veranlaßte, noch immer nicht in unseren Zeiten verschwunden. Als dasjenige Land, worin dergleichen am meisten auf eine auch kirchlich schädliche Weise sich kund gibt, ist wohl England anzusehen. Es ist bekannt, wie die Montanistische Richtung der Irwingschen Sekte, — Irwing selbst hat eine Art Commentar (lectures) über die Offenbarung geschrieben (London 1829) — sich unseres Buches bedient, dasselbe als Anfang der in der Kirche fortschreitenden und wieder auflebenden Weissagung betrachtend. Noch eine neue Übersicht der neuesten Werke über die Offenbarung, die in der zuletzt uns zugekommenen Nummer des eclectic review (Februar 1834) enthalten ist, zeigt sechs Werke über diesen Gegenstand an, deren zahllose Verirrungen, die Beziehungen der apokalyptischen Weissagungen auf die gegenwärtigen politischen Verhältnisse, die Geschichte Napoleons, die Lage der Englischen und Irländischen Kirche u. s. w., dem gerechten Tadel des Berichterstatters nicht entgangen sind. Es ist dies um so bedauernswerther, da Kräfte in einem Lande, wo das Christenthum mit so großem Segen verkündigt wird, auf eine so müssige Weise verwandt werden, da über solchen spielenden Phantastereien die Ausbildung einer soliden Theologie — noch immer sind aus der neuesten Zeit für die Neutestamentliche Exegese der (ganz praktische) Commentar von Haldane über den Römerbrief und eine Übersetzung von J. D. Michaelis Einleitung die Hauptwerke — ganz verabsäumt wird. — Am meisten schädlichen Einfluß hat wohl England (wiewohl wir die Verdienste der Christen dieses Landes um die Verbreitung des Evangeliums auf dem Continente nur voll der dankbarsten Anerkennung schätzen) auf die Französischen Protestanten ausgeübt. Auch in Frankreich, wo die exegetische Litteratur A. und N. T. eine wahre tabula rasa ist, erscheinen gleichwohl Schriften über die Apokalypse, deren Unfruchtbarkeit man bei solcher Unkenntniß der Exegese im Voraus wird ermessen können. So erschien im Jahre 1832 eine aus drei dicken Bänden bestehende Erklärung der Apokalypse (vom Prediger Basset), deren Verfasser, um dieser Arbeit mit ganzer Muße obliegen zu können, allen übrigen Amtsgeschäften entsagte. Das Werk ist eben so ungenießbar, wie das ähnliche eines Dissidentenpredigers: histoire abrégée de l'église — *rattachée aux grands traits de la prophétie* (2 Theile, Genf und Paris 1832), ein nach der Apokalypse gearbeitetes Compendium der Kirchengeschichte. Und doch wäre nichts zweckmäßiger, als eine gründliche und gediegene Kirchengeschichte in einer Sprache, die nur eine Übersetzung von Mosheim und Millner als das Vorzüglichste in diesem Zweige der Theologie aufzuweisen hat.

Eine andere Wendung scheint die Auslegung der Offenbarung Johannis in Deutschland nehmen zu wollen. Man hat hier die Erfahrung gemacht, daß eine auf Gottes Wort gegründete Theologie in ächter Wissenschaftlichkeit das heilsamste Mittel ist, um voreiligen und willkührlichen Deutungen hemmend entgegenzutreten. Die in einem mehr oder weniger schwärmerischen Geiste geschriebenen Schriften finden außer in einigen Gegenden im Ganzen wohl wenig Liebhaber, und bei der jetzt erwachenden und mit gläubigem Sinne rege betriebenen Auslegung der Alttestamentlichen Propheten läßt sich in Zukunft noch manches Ersprießliche auch für die Neutestamentliche Prophetie, die mit der Alttestamentlichen so innig zusammenhängt, erwarten. Es sind in Deutschland nicht bloß die unhistorisch auf fleischlich rohe, chiliastische Weise die Apokalypse deutenden Aus-

leger, sondern auch die ungläubigen, denen die im ächt christlichen Geiste arbeitende Theologie entgegenzutreten hat. Seit Semler's und Oeder's Meinungen, daß die Apokalypse als eine Ausgeburt Corinthischer Häresie zu betrachten sey, in Mißkredit gekommen, hat die moderne Exegese ein wahres parturiunt montes aus der Apokalypse heraus- oder vielmehr in sie hineingebracht. Man fühlt aber, daß nur auf eine wahrhafte Weise die Auslegung dieser Schrift gedeihen könne bei Anwendung gesunder hermeneutischer Principien auf dieselbe. Kann doch keine wohlbegründete Auslegung der Alttestamentlichen Propheten zu Stande kommen, ohne daß das Wesen und die Beschaffenheit der Weissagung klar erkannt, psychologisch und historisch aus den prophetischen Dokumenten entwickelt, und so die Propheten durch sich selbst auf eine ihrer würdige Weise ausgelegt werden. Eben so auch mit der Apokalypse. Auch sie muß mißverstanden werden, wenn die Befangenheit der Rationalisten von der einen Seite, oder die sinnliche, rohe, falsch buchstäbliche Auslegung auf der anderen an ihre Erklärung geht. In beiden Fällen tritt die eigene Subjektivität an die Stelle des objektiven Gehaltes, den in seiner Ursprünglichkeit zu begreifen und wiederzugeben, erstes Princip der Hermeneutik ist. — Doch wir wollen auf diese Sache näher eingehen, und dabei die Veranlassung benutzen, welche uns die Schrift des Herrn Dr. Lücke, ausgestattet mit einer reichen Gelehrsamkeit, und anziehend wie belehrend durch das bekannte exegetische und kritische Talent ihres Verfassers, gibt, indem wir an dieselbe als dem wichtigsten neueren in der apokalyptischen Litteratur erschienenen Werke die Entwickelung unserer Ansichten, die wir als einen geringen Versuch der Prüfung der Kenner unterwerfen, anschließen.

Auch Herr Dr. Lücke erkannte die Nothwendigkeit, daß die Apokalypse von diesem allgemeineren Standpunkte aus angesehen, und nur nach einer Verständigung über das Wesen der Apokalyptik selbst gehörig begriffen werden könne. Er bestimmt (S. 23—26.) den Begriff der Apokalyptik in seinem Verhältniß zur Prophetie im Allgemeinen, und sieht jene als eine eigene Darstellung der prophetischen Anschauungen an. „Alle Apokalyptik ist wesentlich prophetisch, aber nicht alle Weissagung in der Schrift ist apokalyptisch." Sie ist eine eigenthümliche Entwickelung des prophetischen Geistes. Bis dahin sind wir mit dem Verfasser einverstanden, aber zu einer anderen Ansicht müssen wir uns bekennen, wenn es sich handelt um die Bestimmung dieses Unterschiedes selbst. Dem Verf. gilt die Apokalyptik nur als das künstlerische Element, welches zu der einfachen Prophezeihung hinzutritt. Sehr sinnig vergleicht er das Verhältniß des Epos zur epischen Volkssage. Ob aber der Vergleich ganz passend sey, möchte doch noch sehr zweifelhaft seyn. Die Apokalyptik bildet nun nach Dr. Lücke das, was in einfachen Bildern und Gedanken in der gewöhnlichen Prophetie dargestellt ist, im Einzelnen und auf concrete Weise weiter aus. So ist denn die Apokalyptik eine spätere Entwickelung der früheren und einfacheren. Allein hier scheint uns zuvörderst eine unhistorische Ansicht zu Grunde zu liegen. In der That scheint uns das, was Dr. Lücke künstlerische Ausbildung nennt, schon

in jener früheren einfacheren Prophetie eben so vorherrschend als in der späteren; ja wir finden es in jener noch mehr als in dieser. Wir finden, daß Jesaias eben so hoch, ja höher selbst vom ästhetischen Standpunkte aus, steht, als Ezechiel und Daniel. Und doch ist Jesaias ja nicht „rein prophetisch," wie unser Verf. sich ausdrückt (S. 25.), sondern hat auch eine ganz in „apokalyptischer" Weise dargestellte Vision (Cap. 6.). Was uns aber vom Verf. besonders scheidet, möchte hier die Grundansicht vom Wesen der Weissagung selbst seyn. Wir gehen nämlich von dem Principe aus, daß alle Propheten ohne Unterschied durch unmittelbare Anschauung ihrer Offenbarung theilhaftig wurden. Steht dieses fest, so kann nur von einer verschiedenen Weise die Rede seyn, in welcher diese Anschauungen dargestellt wurden. Die Einen unter den Propheten sind mehr gewandt in jener Darstellungsweise, die Anderen mehr ungelenk, bei jenen treten die Anschauungen mehr in ihrer ganzen innerlichen Beziehung entwickelt hervor, bei diesen sind die Anschauungen einfach beschrieben. Wenn z. B. Jesaias im vierzigsten Capitel die Rückkehr aus dem Babylonischen Exil weissagt, so entwirft er davon ein vollständig ausgeführtes, wiewohl ganz in innerer Contemplation des Gegenstandes erfaßtes Bild. Anders beschreibt Ezechiel nicht bloß die Gegenstände der Zukunft, sondern selbst die der Gegenwart. Um den Götzendienst der Palästinensischen Juden zu schildern, erzählt er ganz einfach, wie er versetzt wird in den Tempel, wie er schaut jedes einzelne götzendienerische Treiben u. s. w., wie wenn er selbst gegenwärtig wäre. Offenbar ist in Jesaias das, was man künstlerisches Interesse nennen könnte, mehr vorwaltend wie bei Ezechiel, der das Gemälde mehr skizzirt, nicht aber ausgeführt und vollständig verarbeitet uns vorführt. Auf diese Weise ergibt sich nun aber das Gegentheil der Ansicht von Dr. Lücke. Das, was Dr. Lücke Apokalyptik nennt, ist uns die einfachste Art und Weise, einen prophetischen Gegenstand darzustellen; weil hier eine fast historische Darstellung eintritt; das, was er einfache Prophetie nennt, gilt uns als die mehr ausgebildete, vollständiger ausgeführte, mehr der Form nach vollendete Darstellung. — Doch wie? ist die Geschichte hiemit nicht in vollkommenem Widerstreit? In der außerbiblischen Litteratur allerdings. Bei den Griechen, um bei ihnen stehen zu bleiben, werden die alten Traditionen der Vorzeit allerdings auf verschiedene künstlerische Weise in späterer Zeit verarbeitet. Der Epiker behandelt sie auf seine Weise; der Tragiker führt Person und Handlung dem Auge und Ohre vor, und der Komiker übernahm ihre Vertheidigung. Aber das war auch eben nicht anders möglich da, wo das Bewußtseyn der alten Traditionen und ihres tief religiösen Gehaltes immer mehr schwand, und hier alle möglichen Anstrengungen (aber freilich nur menschliche) gemacht wurden, um das immer mehr entschwindende kostbare Gut lebendig zu erhalten, Anders muß die Sache sich da gestalten, wo der Geist des lebendigen Gottes weht, und die Geheimnisse seines Heilsplans dem Auge des Sterblichen enthüllt. Hier tritt ein ganz anderes Verhältniß des Empfängers der Offenbarung zu dem mittheilenden Principe ein. Der Geist Gottes ist nicht ein gewaltsam alle Schranken der Natur überwältigendes, sondern in

der menschlichen Natur als die Wahrheit in ihrer ganzen vollen Reinheit sich verklärendes Princip von oben her. Die Individualität des Propheten tritt somit in ein eigenthümliches Verhältniß zu jener Kraft des Geistes, der Hand Gottes, welche die Propheten ergriff. Man kann in den Beschreibungen, welche die Propheten von ihrem ekstatischen Zustande machen, eine gewisse Verschiedenheit nicht verkennen. Es ist bald der einer mit größerer Ruhe durchdringenden, bald einer gewaltsamern Besitznahme, die sie uns vorführen. Unwiderstehlich ist zwar in beiden Fällen der göttliche Geist; aber es ist doch ein Anderes, wenn die Hand des Herrn fällt auf Ezechiel, oder wenn Jeremias sich überreden und gewinnen läßt durch den Herrn (20, 7.). Hier ein mehr ruhiger, den göttlichen Geist mehr mit Ruhe aufnehmender, in sich wirken lassender, und auch in der Darstellung durchbildender Charakter; dort eine ungestüme, kräftige Natur, inmitten des Unglücks, das sein Herz zernagt, und die nur durch die Allgewalt des göttlichen Geistes gebeugt und überwunden, das was der Herr im Gesichte gezeigt, wie es ist, wiedergibt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Berlin. Geistlicher Liederschatz.)

Unter diesem Titel erschien in den letzten Tagen des Jahres 1832 eine Sammlung von 2020 geistlichen Liedern — nebst lebensgeschichtlichen Nachrichten über die Dichter dieser Lieder, einem reichhaltigen Sach-, Spruch- und Melodienregister, so wie auch einer namhaften Anzahl von Gebeten für die wichtigsten Vorkommenheiten des Lebens — 65 Bogen, groß Octav — Ladenpreis netto 22½ Sgr.

Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Ebr. 13, 8. Jesus Christus ist der Stern und Kern dieser Sammlung. So bezeichnete das Vorwort den geistlichen Liederschatz; und nach dem Zeugnisse einer großen Zahl gläubiger Christen des In- und Auslandes — hat der Liederschatz dieses inhaltreiche Vorwort an den Seelen derer, die denselben gebrauchen, gerechtfertigt.

Der in die Augen springende, beispiellos niedrige Preis macht es klar, daß bei Herausgabe dieser bedeutenden Liedersammlung die Armen unseres Volks vorzugsweise im Auge gehalten wurden; ihnen sollte es leicht werden, diese Denkmale des christlichen Glaubens, der Liebe und der Hoffnung sich anzuschaffen; ja, vielen Armen wurde es auch unentgeldlich gegeben; dessen ungeachtet aber konnte nur die kleinste Zahl derer, die ein herzliches Verlangen nach dem Besitz des geistlichen Liederschatzes ausgesprochen haben, befriedigt werden, weil a) viele die geringe Summe von 22½ Sgr. (der Pränumerationspreis war nur 15 Sgr.) nicht erschwingen können, b) die Verlagskosten doch auch gedeckt sein sollen, daher nur eine bestimmte Anzahl von Exemplaren unentgeldlich ertheilt werden konnte.

Um jedoch es möglich zu machen, den Tausenden von Armen, die um den Liederschatz bitten, ihre Wünsche zu befriedigen, wandte ich mich, voll innigen Vertrauens, daß der Herr, der uns bei der Bearbeitung des Liederschatzes so fühlbar gesegnet hat, auch die Verbreitung desselben segnen werde — an unsern allertheuersten Landesvater, mit der allerunterthänigsten Bitte um Portofreiheit bei der Versendung des geistlichen Liederschatzes an Arme.

Meine Bitte hat im väterlichen Herzen Seiner Majestät, unsers allergnädigsten Königs, Anklang und Genehmigung gefunden, daher ich nun allen nahen und entfernten christlichen Freunden nachfolgende erfreuliche Mittheilung machen kann:

Im Bezug der Allerhöchsten Cabinets Ordre Sr. Majestät des Königs vom 29. März 1833 hat das Königliche Hochpreisliche General-Post-Amt unterm 24. April 1833 die Versendung des Geistlichen Liederschatzes für Arme bis zum Gewicht von 12 Pfund, unter dem Rubro

„Geistlicher Liederschatz für Arme"

portofrei bewilligt, wenn die Exemplare auf dem Titel den Stempel „für Arme" führen, und an Arme ganz unentgeldlich oder für 10 Sgr. gebunden abgelassen werden; außerdem hat es auch den in dieser Angelegenheit eingehenden Brief- und Geldsendungen unterm 19. Juni 1834 die Porto-Freiheit bewilligt: wenn solche mit dem Rubro:

„Geistlicher Liederschatz für Arme"

bezeichnet, an mich addressirt sind.

Der Herr aller Herrn und König aller Könige wolle seinen Gesalbten, unsern allertheuersten Landesvater, auch um dieser Wohlthat willen reichlich segnen und sein Schild und großer Lohn sein in Zeit und Ewigkeit.

Du aber, meine Seele, lobe den Herrn, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! —

Da es nun Gott unserm Heilande gefallen hat, meine ersten Schritte zu segnen, so habe ich Freudigkeit, mich auch an Solche, die Jesum Christum unverrückt lieb haben, und ihn, da er gesagt hat: „Arme habt ihr allezeit bei euch ꝛc. ꝛc. Marc. 14, 7." — und: „Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan" — gern dadurch erfreuen, daß sie sich annehmen der Nothdurft ihrer armen Brüder, mit der herzlichen Bitte zu wenden: daß sie mich durch Geldbeiträge unterstützen möchten, damit recht viel Arme den geistlichen Liederschatz unentgeldlich bekommen könnten, und wie wir durch die herrlichen Lieder desselben ermuntert, erbauet, getröstet und gestärkt worden sind, auch ermuntert, getröstet, gestärkt und erbauet würden auf unsern allerheiligsten Glauben.

Auch die kleinsten Liebesgaben werden willkommen sein, und über die Verwendung der eingegangenen Gelder und dafür vertheilten Bücher — soll in den Neuesten Nachrichten quartaliter Rechnung gelegt werden.

Besonders liegt mir an, solche Personen, welche gar nichts dafür vergüten können, mit dem geistlichen Liederschatze zu versehen, z. B. Postillions (vorzugsweise verheirathete), welche durch ihren Beruf häufig von der Erbauung abgehalten werden; Abgebrannte, Gefangene ꝛc. ꝛc.

Zur zweckmäßigsten Verwaltung dieser Königlichen Wohlthat haben sich zu meiner Unterstützung bereit erklärt:

Herr Criminal Direktor Dr. Hitzig, Friedrichsstr. Nr. 242.
Herr Erziehungs Inspektor Kopf, vor dem Hallischen Thore.
Herr E. E. G. Langbecker, Breitestr. Nr. 26.
Herr Prediger Ringeltaube, in Britz.

Indem ich mir nun die einzusendenden Briefe und Gelder für diese Angelegenheit bestimmt, unter dem Rubro:

„Geistlicher Liederschatz für Arme"

erbitte; wünsche ich den Gebern und den Empfängern des Geistlichen Liederschatzes die heilsame Gnade Gottes. Tit. 2, 11.

Berlin, den 3. August 1834.

S. Elsner, Spandauerstr. Nr. 40.

(England.) Indem wir eine zusammenhängende Uebersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in England nächstens wieder zu liefern gedenken, können wir uns nicht enthalten, eine ausführliche Nachricht von einer durch den vortrefflichen Bischof von Chester (s. Jahrg. 1834 Nr. 9. seine herrliche Visitationsrede) gestifteten „Diöcesangesellschaft zur Erbauung von Kirchen" hier mitzutheilen. Die Englische Kirche hatte bis vor Kurzem mit der unsrigen darin eine traurige Aehnlichkeit, daß das Interesse der Laien an der Beförderung kirchlicher Zwecke, der Gründung kirchlicher Stiftungen ꝛc. so gut als ganz geschwunden war.

Seit Kurzem sind mancherlei Hindernisse, welche bisher der Gründung von Kirchen durch Privatpersonen im Wege standen, hinweggeräumt worden (auch davon ist a. a. O. gesprochen), und ein erfreuliches Resultat ist nun die Stiftung der gedachten Gesellschaft. Der Bischof sagt in seiner deshalb erlassenen Bekanntmachung: „Die östlichen Gegenden dieser beiden Grafschaften" (welche die Diöcese von Chester bilden, Lancashire und Cheshire) „umfassen eine rasch zunehmende Bevölkerung, die nach der letzten Zählung sich auf 1,400,000 belief. Die Folge davon ist, daß in fast jeder Ortschaft von Preston bis Macclesfield der Raum in den Kirchen und Kapellen nicht hinreicht. Aus einigen Details kann die Größe der Noth einigermaßen beurtheilt werden: die Stadt Wigan mit ihrem Kirchsprengel hatte bei der letzten Zählung 44,486 Einwohner; die Kirchen und Kapellen, einschließlich zwei neu erbaute, nehmen 6,900 auf. Die Stadt Wigan selbst hat 20,764 Einwohner mit zwei Kirchen. Die Stadt und der Kirchsprengel von Bolton hat 63,038 Einwohner und Platz in den Kirchen für 7,835 Personen, Bury 47,829 Einwohner und Platz für 5,200; Duckinfield, ein Flecken im Kirchsprengel von Stockport, hat 14,681 Einwohner ohne Kirche und Geistlichen. Dies möge als Beispiel hinreichen. Einige Gegenden haben durch die vom Parlamente bewilligten Baugelder etwas mehr Unterstützung empfangen; im Durchschnitt kann aber nicht mehr als $\frac{1}{10}$ von Leuten aller Klassen in den Kirchen sitzen; und da die alten Kirchen und Kapellen von Alters her vermiethete Kirchstühle haben, so kann von der arbeitenden Klasse nicht mehr als $\frac{1}{20}$ einen Platz bekommen. Die Mittel, diesem großen Uebelstande abzuhelfen, sind bei weitem nicht ausreichend. Die vom Parlament bewilligten Gelder sind längst erschöpft; die „incorporirte Gesellschaft zur Erbauung von Kirchen," die in den Fällen, wo mäßige Unterstützung ausreicht, eine gute Hülfe gewährt, ist hier wirkungslos; 89 Kirchen der Diöcese haben von ihr Unterstützung empfangen, und die Zahl der Sitze hat sich dadurch um 27,154 vermehrt. Die Statuten der Gesellschaft verlangen, daß $\frac{3}{4}$ der erforderlichen Summe von den Kirchkindern selbst aufgebracht, und die Hälfte der Sitze ohne Bezahlung geöffnet werde. An den Orten aber, wo die Noth am größten ist, können $\frac{3}{4}$ der Summen nicht aufgebracht werden, auch ist es nicht wünschenswerth, daß mehr als $\frac{1}{3}$ der Sitze unentgeldlich geöffnet werde. Dennoch dürfen wir durchaus nicht das Uebel immer größer werden lassen. Die Bevölkerung jener Gegenden nimmt jährlich wenigstens um 20,000 zu; beeifern wir uns nicht, diesem Elend abzuhelfen, so haben wir alle 10 Jahr 200,000 Menschen mehr ohne bestimmte Gelegenheit, die Wahrheiten des Evangeliums zu hören. Die bisherige Erfahrung hat aber etwas sehr Aufmunterndes für uns. Die Kirchen, welche aus den vom Parlament bewilligten Summen in den letzten Jahren erbaut sind, werden im Allgemeinen zahlreich und regelmäßig besucht; an vielen Orten sind ihnen durch Subscription unter den Einwohnern Pfarrhäuser beigefügt und beinah überall sind Schulen daneben errichtet worden, von denen jede in der Woche im Durchschnitt 200, und Sonntags 4—800 Schüler zählt. Hie und da sind geistliche Wüsten in Lustgärten verwandelt worden; und der Anblick der weiten Einöde, die noch da liegt, hat die Stiftung der Chesterschen Diöcesangesellschaft zur Erbauung von Kirchen veranlaßt. Der Zweck der Gesellschaft ist, das neuerlich erlassene Gesetz (I. William IV., cap. XXXVIII.) in seinen Wirkungen zu unterstützen, wonach unter gewissen Bedingungen die Erbauung einer Kirche in jeder Parochie erlaubt ist, in der $\frac{1}{3}$ der Einwohner in den bestehenden Kirchen und Kapellen keine Sitze hat. Nach diesem Gesetz ist außer den Baukosten eine Dotation der Kirche mit 1,000 Pfund mindestens erforderlich; ein so bedeutender Aufwand, daß grade an den bedürftigsten Orten

noch keine Kirche unter dem Schutze jenes Gesetzes angefangen worden ist. Das Patronat oder die Ernennung des Geistlichen ist denen zugesichert, welche den Bau unternehmen. Die Diöcesangesellschaft soll nun diesen Zweck befördern, indem sie einen Fond zur Erbauung und Dotirung der Kirchen herbeischafft. Wenn es Gott gefällt, ihre Bemühungen zu segnen, soll ein Theil jener Kosten, nie mehr als die Hälfte, solchen Distrikten überwiesen werden, welche durch Subscription in ihrer Mitte die andere Hälfte aufbringen. Das Einkommen des Geistlichen, was theils aus der Dotation, theils aus der Einnahme für die Kirchensitze herfließt, wird 100—200 Pfund jährlich betragen; es wird gar sehr auch in dieser Hinsicht auf seine Gaben, seinen Eifer und seine Treue ankommen. Das Gesetz erfordert die Herbeischaffung eines Reparaturfonds; alle jährlichen Ausgaben werden aus der Einnahme für die Sitze bestritten werden; so daß also jedes Hinderniß, welches den Segen dieser Gotteshäuser stören könnte, weggeräumt sein wird.

„Dies ist der Zweck der Gesellschaft, die jetzt der Freigebigkeit des Publikums empfohlen wird. Ihre Angelegenheiten und Einkünfte werden von einem Committee verwaltet, dessen Präsident der Bischof ist, und das außerdem 12, Geistliche und Laien, zu Mitgliedern hat. Die vornehmsten Bewohner der Grafschaften haben sie schon reichlich unterstützt und das Patronat derselben übernommen; es dürfte aber wohl andere Gegenden geben, deren Bewohner nicht so sehr mit Forderungen der Art angegangen werden; und nun möge man wohl bedenken, daß Fabrikdistrikte für den Nationalreichthum im Ganzen zwar wirken, aber nicht grade von Leuten, die Reichthümer sich erworben haben, zum Wohnort gewählt werden, und solche sind es doch besonders, welche für dergleichen Zwecke beitragen müssen. Darum hat es passend geschienen, die Gesellschaft auch in weiterem Umkreise bekannt zu machen, unter Freunden der Kirche, die ein so schreiendes Bedürfniß nicht grade vor sich haben, und bei denen es dennoch feststeht, daß eine solche Noth nicht ohne Abhülfe bleiben dürfe. Denken wir an die Tausende von Menschen, welche gegenwärtig beinahe gänzlich sich außer allem Bereich geistlicher Aufsicht befinden, und die, zum Lohn für jede 1,000 Pf. Beitrag, dem heilsamen Einfluß christlicher Erziehung und Lehre zugänglich gemacht werden, so dürfen wir wohl getrost versichern, daß es wenig Orte gibt, wo man mehr zur Ehre Gottes und zum Heil seiner Landsleute sein Geld anlegen könnte." J. B. Chester (John Bird Summer, Bischof von Chester). Unter den Subscribenten befindet sich die Herzogin von Kent, neun Personen des hohen Adels, der Bischof von Bath mit bedeutenden Beiträgen; den größten hat der Bischof von Chester unterzeichnet, nämlich 500 Pfund (3500 Thlr.); die Summe, die unterzeichnet ist, beträgt 5250 Pfund (36,750 Thlr.)

Wie erinnert dieser Vorgang Englands an unser einheimisches Elend und die Abhülfe, die auch hier sich schaffen ließe, wäre nicht die gemeinsame Thätigkeit für kirchliche Zwecke bei uns so sehr erlahmt. Der Gnade Sr. Majestät des Königs verdanken es die schnell angewachsenen Vorstädte von Berlin, daß dort 4 neue Kirchen jetzt neu erbaut dastehen, welche nächstens eröffnet werden; aber die größte derselben hat noch nicht 1000 Sitzplätze, und soll doch einer Bevölkerung von 9—10,000 Seelen dienen, welche jährlich im Steigen begriffen ist; und die ungeheuren Parochien der Georgen- und Luisenkirche sind von dieser königlichen Wohlthat nicht berührt worden. Wie unnatürlich ist es aber, daß alle Hülfe in solchen Dingen von der höchsten Obrigkeit kommen soll! Ist denn das Interesse an der eignen Kirche so sehr erstorben in den Gläubigen unsers Vaterlandes, daß ein Unternehmen, wie das vorhermitgetheilte Englische bei uns als eine völlige Chimäre erscheinen muß?

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 5. November. № 89.

Über die neueste Behandlung und Auslegung der Apokalypse.

(Mit besonderer Berücksichtigung des „Versuchs einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis — von Dr. Fr. Lücke. Bonn 1832.")

(Fortsetzung.)

Es ist klar, daß diese letztere Richtung durch äußere Umstände, durch den Einfluß der Umgebungen, einen grotesken Geschmack, wie im Babylonischen Exil es der Fall seyn mußte, begünstigt werden, ja eine gewisse Stetigkeit erlangen kann. Jedenfalls bleibt es wahr, daß das Apokalyptische sich nicht als das Künstlerische dem Prophetischen gegenüberstellen läßt. Die Symbolik des Daniel, Ezechiel, Sacharjah und Johannes ist eine reale, d. h. auf objektivem Grunde beruhende, und zu demselben in subjektiver Hinsicht als das einfach Bericht Erstattende hinzutretend. Wir bemerken nur noch, daß unsere Ansicht auch mit der Neutestamentlichen Stelle 1 Cor. 14, 6. übereinstimmt. Paulus unterscheidet hier ἀποκάλυψις und προφητεία, und stellt sie in dasselbe Verhältniß wie die γνῶσις und διδαχή zu einander. Offenbar ist also die προφητ. das darstellende Charisma, wie διδαχή das Lehrcharisma, und bezieht sich somit mehr auf die Form, als ἀποκαλ. das Offenbarungen empfangende Charisma, wie γνῶσις die unmittelbare Erkenntniß der Lehre, welchem aber die Gabe der προφητεία abgehen konnte.

Was Dr. Lücke Apokalyptik nennt, möchten wir (und wie wir glauben viel charakteristischer) als Symbolik, einen vorwiegend symbolischen Charakter in den späteren Propheten bezeichnen. Derselbe tritt bei den Propheten des Exils besonders hervor *) aus einem zwiefachen Grunde. Einmal indem der ganz symbolische Charakter des die Juden umgebenden Heidenthums einen Einfluß auf sie äußerte. Anderentheils ist aber auch der Gegensatz nicht zu verkennen, in welchen auf diese Weise heidnische, falsche, unwahre Symbolik und die wahre weil auf dem allein wahren Grunde des sich offenbarenden Gottes beruhende Symbolik der Propheten gestellt werden. Es ist auffallend, daß Dr. Lücke da, wo er vom biblischen Ursprung der Apokalyptik handelt (S. 31 ff.), nur das Buch Daniel aus dem A. T. erwähnt. Und doch waren, auch mit der Apokalypse verglichen, Ezechiel und Sacharjah hier auf keine Weise unberücksichtigt zu lassen. Aber der Verf., von einer unrichtigen Vorstellung der Apokalyptik ausgehend, läßt dieselbe schon „hart an der Gränze des Kanonischen im A. wie im N. T. stehen" (S. 26.), und so paßt denn nur Daniel, der im Alttestamentlichen Kanon ein „späterer, halb zweifelhafter Schößling ist" (S. 32.). Wenn wir nun gleich rücksichtlich der Ächtheit des Buches Daniel ganz an der „älteren orthodoxen Ansicht" festhalten, zu der sich Dr. Lücke „noch nicht entschließen konnte zurückzukehren" (S. 32.), so ist es uns doch auch von seinem Standpunkte aus befremdend, daß er, die formale Seite der Analogie so sehr hervorhebend, die unverkennbare Ähnlichkeit der Danielischen Weissagungen namentlich mit denen des Sacharjah und Ezechiel in dieser Hinsicht ganz übersah, und noch mehr die der Johanneischen Apokalypse mit den Weissagungen der genannten Propheten, da doch die Übereinstimmung der Apokalypse mit Sacharjah's Visionen (1—6.) ganz in die Augen fallend ist.

Wir kommen aber nun zu einer Hauptfrage, die uns in dem Buche des Dr. Lücke gar nicht befriedigend gelöst zu seyn scheint, wie dieses Anlehnen der Apokalypse grade an jene Alttestamentlichen Propheten zu erklären sey? (Vgl. auch S. 158 ff.) Wenn sich der Verf. hiebei an die in neuerer Zeit herrschende Ansicht von bloßer Nachahmung früherer Weissagungen in der Apokalypse anschließt, so ist damit das Warum? keineswegs erklärt. Denn einmal fällt ja jedenfalls (auch nach Dr. Lücke) die Abfassung des Buches in die apostolische Zeit, wo die Apostel wirkten und schrieben, wo also nothwendig eine Selbstständigkeit des schriftstellerischen Charakters angenommen werden muß. Sodann schließt sich auch die Apokalypse durch die sieben Briefe im Anfange an die Neutestamentliche Briefform an und zeigt somit, daß jener Charakter der Darstellung dem Verf. keineswegs fremd war.

Uns scheint nun in dieser Hinsicht zuvörderst zu erinnern, daß die genannten drei Propheten zu den letzten des A. T. gehörten, die sich durch die Eigenthümlichkeit ihrer Darstellung, besonders aber durch den reichen, sehr merkwürdigen messianischen Gehalt der Weissagungen auszeichnen. So schließt sich nun auf diese Weise die Apokalypse an jene Darstellungen an, die letzten Weissagungen des A. T. wieder aufnehmend und ihnen das Siegel der Wahrheit aufdrückend. Sodann ist aber auch nicht zu übersehen, daß in jenem symbolischen Gewande, worin die genannten prophetischen Weissagungen A. T. erscheinen, ein gewisser universeller Charakter ausgeprägt ist, der eben aus der berührten Beziehung, worin die Israeliten zu den Heiden standen, mit zu erklären ist, und somit namentlich bei Daniel eine welthistorische Bedeutsamkeit hat, sich auch in dieser Rücksicht über die Schranken der irdischen Theokratie erhebend. „Ich

*) Vgl. Hengstenberg's Beiträge zur Einl. in's A. T. I., S. 352 ff., Hävernick's Commentar über das Buch Daniel, Einl. S. XXXII ff.

habe bewiesen" — sagt ein Kirchenlehrer, dies tief fühlend, — „daß der symbolische Vortrag alt sey, und daß sich desselben nicht nur unsere Propheten bedient haben, sondern auch die meisten Lehrer der alten Griechen und nicht wenige der verschiedenen Nationen unter den Barbaren" (Clemens Alex., Stromm. VI. p. 737. Potter). So hat denn dieser Vortrag etwas der Neutestamentlichen Ordnung der Dinge ganz Angemessenes das zu ihrem Wesen in der innigsten Beziehung steht. Die Apokalypse ist auf diese Weise Alttestamentlich und Neutestamentlich zugleich, und behauptet so als Weissagung des Neuen Bundes ihre wahre Stelle. Sie selbst ist dadurch allgemein bedeutsam geworden, wie es das Wesen des Christenthums mit sich bringt, sie hat, wie auch anderwärts anerkannt ist, *) einen selbst historischen merkwürdigen Einfluß auf die Geschichte (besonders in künstlerischer Hinsicht) ausgeübt. So steht demnach die Apokalypse in demselben Verhältnisse zu den früheren Weissagungen, wie die Prophezeiungen jüngerer Propheten (namentlich Jeremias und Sacharjah) auf denen früherer beruhen. Das ist ein Charakterzug, der unserer Schrift mit einen Stempel ihrer göttlichen Wahrheit aufdrückt, da doch nie übersehen werden darf, daß, bei aller Festhaltung des Individuellen, dieses doch auch in seiner Gesammtheit dem Rathschlusse Gottes, seinem Heilsplane dienen mußte, und eben dadurch ein wahrhaft Ganzes, dessen organischen Zusammenhang wir nur durch das Eindringen in den Heilsplan Gottes, wenn gleich so oft nur in großer Schwachheit und Unvollkommenheit, zu erfassen vermögen, bildet. Dasselbe Resultat ergibt sich nun auch für die Apokalypse in negativer Hinsicht bei Vergleichung derselben mit anderen apokryphisch-apokalyptischen Erzeugnissen, welche Dr. Lücke auf eine höchst belehrende Weise angestellt hat (S. 44—154). Deren Ergebniß ist, daß, einige jüdische, hieher nicht gehörige Produkte ausgenommen, diese apokryphischen Werke nur als willkührliche Dichtungen die Apokalypse, als den kanonischen Prototypus, auf mehr oder weniger geschickte Weise nachahmen.

Wenn nun aber diese Bemerkungen zuvörderst nur ein mehr apologetisches Interesse haben können, und ein im Allgemeinen günstiges Vorurtheil für die kanonische Apokalypse zu erzeugen geeignet sind, so tritt die eigentliche Entscheidung über deren Werth, über ihre Bedeutsamkeit in der Untersuchung über die Kanonicität des Buches hervor. Diese hängt aber auf's Innigste zusammen mit der über den Verfasser der Apokalypse; auf die Entscheidung der letzteren muß sich die der ersteren gründen. Dr. Lücke hat deshalb wohl gethan, die Untersuchung über den Verf. der über die kanonische Geltung und Stellung der Apokalypse voran zu stellen. Aber in den Hauptansichten über das Verhältniß dieser beiden Gegenstände, wie in den Resultaten der Untersuchung, müssen wir uns entschieden dem Verf. gegenüberstellen. Derselbe geht davon aus, daß auf die Frage, ob der Evangelist Johannes Verf. der Apokalypse sey, nicht selten ein zu großes Gewicht gelegt sey, als wenn „das theologische Ansehn und der kirchliche Gebrauch der Schrift einzig und allein davon abhinge." Der Verf. gelangt sodann zu dem Ergebniß, daß die Apokalypse, so wie sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt vorhanden sey, unmöglich vom Apostel Johannes herrühren könne. Daraus folge aber noch keineswegs, daß sie vom Kanon auszuschließen sey, sie gehöre nur in die zweite Klasse der kanonischen Schriften; der Kanon bedürfe aber einer Mannichfaltigkeit; die Apokalypse, als Exempel einer vollständigen urchristlichen Äußerung, mache also einen integrirenden Theil des Kanons aus und sey als der vollständige Schluß desselben zu betrachten.

Wir haben die Ansicht des Verf. ganz im Allgemeinen dargestellt, und wollen demgemäß, bevor wir in Einzelnes eingehen, einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken. Wir geben dem Verf. gerne zu, daß der Begriff des Neutestamentlichen Kanons nicht ein so enger ist, daß er nur apostolische Schriften in sich begreifen könnte. Vermöge des eigenthümlichen Verhältnisses, in welchem gewisse apostolische Schüler durch ihre besondere Verbindung mit Aposteln, deren Genossen und Mitarbeiter sie waren, zu diesen standen, waren sie mehr als andere (z. B. die sogenannten apostolischen Väter) im Stande, „das heilige Depositum der reinen Lehre durch denselben heiligen Geist, der auch in ihnen wehete (2 Tim. 1, 14.) zu bewahren." *) Wissen wir ja auch, daß der prophetische Geist in der apostolischen Zeit ausgegossen war über viele Christen und die Weissagung des A. T. von der Ausgießung dieses Geistes auch schon damals ihrem Anfange nach erfüllt wurde. Aber alles dieses bildet nicht den Kern der Wichtigkeit in der Untersuchung über den Verfasser der Apokalypse. Dieser kommt auf die Frage hinaus, was die Apokalypse selbst von ihrem Verfasser aussagt. Trefflich hatte Guerike (fortgef. Beitr. z. Einl. in's N. T. S. 20 ff.) gezeigt, wie die Aussagen der Apokalypse in dieser Hinsicht nur auf den Apostel Johannes sich beziehen ließen. Auch Dr. Lücke gesteht S. 241. zu: „Überläßt man sich unbefangen dem Eindrucke sämmtlicher Stellen, worin der Empfänger der Offenbarung mit dem Verf. der Schrift als eine und dieselbe Person näher charakterisirt wird, so kann man nicht läugnen, daß bei weitem mehr der Apostel und Evangelist Johannes als irgend ein anderer des Namens gemeint zu seyn scheint." So sehr wir nun diese „Unbefangenheit" schätzend anerkennen, so sehr müssen wir uns wundern, daß der Verf. auf das von Guerike richtig hervorgehobene Dilemma, daß in diesem Falle nur der Apostel Johannes oder ein seinen Namen fälschlich Erborgender, d. h. ein Betrüger Verfasser der Offenbarung seyn könne, so wenig eingegangen ist. Und doch war dieser klare Schlußsatz der wichtigste in der ganzen Untersuchung! Unser Verf. kommt endlich S. 395. auf folgende Ausrede: „Litterarische Fiktionen, Darstellungen unter dem Namen Anderer, waren in der alten Welt

*) S. Schlosser, universalhistorische Übers. der alten Welt 1., S. 241.

*) S. Twesten, Vorles. über d. Dogm. I. S. 414 ff. 2te Ausg., wo sich eine schöne und tief eindringende Auseinandersetzung dieses Verhältnisses findet.

nicht selten, und besonders häufig grade in der jüdischen Litteratur und auf dem apokalyptischen Gebiete. Niemand stieß sich daran, Niemand fand darin einen eigentlichen absichtlichen Betrug, man sah darin eine anerkannte litterarische Form; man hielt sich an die Sachen, den Inhalt, der Verfasser war mehr und weniger indifferent." Fast möchte es scheinen, als sey die hier den Lesern und dem Verf. der Apokalypse zugeschriebene Indifferenz nur eine rein subjektive, die in dem Charakter unserer theologischen Zeitgenossen, namentlich derer, die eine Vermittelung zwischen der streng orthodoxen Theologie und den rationalistischen Bestrebungen zu erzielen wünschen, Wurzel gefaßt hat. Die Ansicht steht in einem Gegensatze nicht nur zu jenem ernsten Verfahren, was die alten Theologen von der richtigen Idee des Kanons als höchster Norm des christlichen Glaubens und Lebens *) ausgehend anwandten, sondern auch zu jener größeren Consequenz des früher herrschenden Rationalismus, nach welchem z. B. die Apokalypse gradezu für ein häretisches Unkraut, das ausgerottet werden müsse, erklärt wurde. Aber eben nur in einer jener consequenten Richtungen kann die Wahrheit seyn, ein drittes ist nur eine Inconsequenz, deren innere Unhaltbarkeit sich leicht nachweisen läßt. Doch scheint diese Meinung immer noch zahlreiche Liebhaber zu finden, sie ist z. B. noch neuerdings von Redepenning**) auf das auch in dieser Hinsicht mit der Apokalypse ganz verwandte Buch Daniel angewandt und weitläuftig auseinandergesetzt worden. Von diesem letztgenannten Theologen werden wir belehrt, daß das göttliche Wort ja vielfach und auf vielerlei Weise an die Menschen ergangen sey, sich anschließend an Persönlichkeit, Örtlichkeit, Zeit, woraus dann folgen soll, daß (in einer ganz reinen, unschuldigen Absicht) an jene Gewohnheit des Alterthums sich auch biblische Schriftsteller angeschlossen, jene Fiktionen sich angeeignet haben. Aber wie? bedenkt man denn gar nicht, daß es eben heißt: Gott habe geredet durch seine Propheten zu den Vätern Israels (Hebr. 1, 1.)? Daß Gott also auch als die Causalität dieses Mittels, und zwar eines schlechten, zu seinem Zwecke anzusehen sey, er, der ein Licht ist, und in ihm ist keine Finsterniß (1 Joh. 1, 5.)? Man hört beständig wiederholen, daß das göttliche Wort doch auch ein menschliches, für Menschen gegebenes und durch sie mitgetheiltes sey, und vergißt darüber ganz, daß eben jene Menschen Organe Gottes, von ihm erwählte, geheiligte Menschen waren, daß somit göttliches Wort stets dieses bleibt, in welcher Zeit es auch offenbart wurde, und daß nie Gott, der heilige Geist, der nichts mit falschen Propheten gemein, sondern den Fluch über sie ausgesprochen hat, der nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern mit Worten, die der heilige Geist lehret und richtet geistliche Sachen geistlich (1 Cor. 2.), sich kund gibt, im Worte vergessen und

*) Man sehe z. B. aus Chemnitz, examen concilii Tridentini p. 48 sqq. u. A.

**) In einer Recension der Hengstenbergschen Beiträge, Stud. und Krit. 1833, Heft 3. S. 837 ff.

übersehen werden darf. Traurig stände es um das Reich Gottes auf Erden, wenn in demselben eine solche Unkenntniß des Wahren und Falschen, ein solcher Mangel von Scheidung zwischen eitlem Trug und beseligender Wahrheit nicht bloß in der Gemeinde Gottes, sondern selbst in den von Gott auf außerordentlichem Wege auserwählten Boten seines Lichts lange Jahrhunderte hindurch geherrscht hätte. Oder war es denn etwa ganz umsonst, daß Moses die Kennzeichen der falschen Propheten angebend, seinem Volke sie zu steinigen, ja selbst den nächsten Anverwandten, ihrer nicht zu schonen gebot (5 Mos. 13., 18, 20 ff.)? Oder war es so ganz eitel, wenn der Apostel Paulus den Christen auf's Nachdrücklichste einschärfte, zu richten die Propheten, so unter ihnen aufständen (1 Cor. 14, 24. 29.) und zu prüfen die Weissagung (1 Thess. 5, 20. 21.)? — Gewiß man muß von der Kirche des Herrn nicht sehr erhabene Vorstellungen hegen, um sie, wie es namentlich Redepenning thut (S. 838.), so gradezu an den Sünden der Heiden, bei denen das Unterschieben neuerer Produkte unter falschen Namen allerdings Sitte war, theilnehmen zu lassen. Und doch galt auch bei Heiden nicht einmal ein solches Verfahren für „vollkommen unbescholten und rein," wie Herr Redepenning es angesehen wissen will. Oder war ihm etwa jener Fälscher Onomakritos unbekannt, der auf der That vom Dichter Lasos ertappt, wie er einen Orakelspruch in die Werke des Musäus hineinfälschte, vom Pisistratiden Hipparch, wiewohl er ihm wichtige Dienste geleistet, aus seinem Vaterlande verbannt wurde (Herod. VII. 6.)? Das war der Lohn jener Fälscher (ἐμπεποιηκότες), und alle wahrheitliebende Schriftsteller der Hellenen haben, weit entfernt, ihr Verfälschen zu billigen und zu bemänteln, vielmehr den Betrug aufzudecken gestrebt,*) wenn es anders noch möglich war. Selbst ein Solon entging nicht dem gerechten Tadel der Nachwelt, weil er Verse über Salamis in den Homer einschwärzte, und dieselben als ächt dem Volke vorlas (Plutarch, Solon C. 15., Diog. Laert. 1, 48.). Und warum verbarg man denn in Hellas so sorglich alle Orakelaussprüche, warum lagen sie in Athen in der Akropolis sorglich aufbewahrt (Herod. V, 90.), oder warum waren Spartas Könige selbst ihre Hüter,**) wenn nicht, um jedem Betrug zu wehren und das Volk im unverfälschten Besitz der Weissagungen zu erhalten? — Wenn wir so die Berufung auf das Beispiel und die Sitte des Alterthums zum Erweise des Unterschiebens biblischer Schriften als völlig unstatthaft zurückweisen müssen, so verweiset uns indessen Herr Redepenning noch, „um einen Übergang zu finden," auf die „erleuchtetsten Väter der Kirche, die entweder die alten heiligen Urkunden so deuten, daß sie in die neue Zeit und Weise hineingezwängt erscheinen, oder im anderen Falle die neuesten Dogmen unbedenklich in die älteste Zeit zurückdatirten und sie dem Henoch,

*) Man sehe nur z. B. den einzigen Pausanias I, 22, §. 7.; II, 26, §. 6.; VIII, 31, §. 1.; IX, 27, §. 2. 30, §. 5.

**) Τὰς δὲ μαντηΐας τὰς γινομένας τούτους φυλάσσειν. Herod. VI, 57.

Joseph u. s. w. in den Mund legen, oder gern ihm beigelegt wissen, um so Gegenwart und Vergangenheit mit einander auszugleichen, unkundig, daß die geschichtliche Fortbildung das unumgängliche Mittelglied bilde." Wir fürchten, die Brücke, die hier den Übergang bilden soll, sey doch zu schwierig zu passiren, als daß man sie so unbedenklich empfehlen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Blick auf die Resultate der evangelisch-protestantischen General-Synode des Großherzogthums Baden.)

Indem hiemit dem Versprechen genügt wird, das am Schluß der Nachrichten aus Baden im Maihefte der Ev. K. Z. gethan worden ist, sollen hier nur einige Bemerkungen zu den Beschlüssen und Anträgen der General-Synode, wie sie in dem Hauptbericht derselben vorliegen, gemacht werden, jedoch mit Umgehung alles dessen, was nicht zunächst auf das religiöse Leben eine Beziehung hat.

Es war in jenen Nachrichten die Hoffnung ausgesprochen, daß die General-Synode an den Bekenntnißschriften der Evangelischen Kirche, welche die Augsburgische Confession, der Lutherische und Heidelberger Katechismus sind, festhalten werde, indem dieselbe durchaus nicht berechtigt sey, einen neuen Lehrbegriff aufzustellen, und das Abweichen davon nur die schon bestehende Verwirrung in der Kirche vermehren und endlich eine völlige Auflösung derselben herbeiführen werde. Es hat auch verlautet, daß zu Anfang der Sessionen grade dies zur Sprache gekommen sey, und man sich dahin ausgesprochen habe, nicht von den Bekenntnißschriften weichen zu wollen. Damit war der Synode ein Damm gesetzt, der alles Abweichen von dem Glauben der Evangelischen Kirche verhindern mußte. Wurde aber auch dieser richtig obenanstehende Grundsatz von der Synode festgehalten? Um dies vollständig beurtheilen zu können, muß man erst warten, bis die Arbeiten, welche mit den Bekenntnißschriften in Verbindung stehen und davon abhängen, den Gliedern der Evangelischen Kirche Badens zur Prüfung zugekommen sind. Einstweilen mögen hier einige Bedenklichkeiten und Bemerkungen in Beziehung auf mehrere Anträge und Beschlüsse der Synode niedergelegt werden, und es wird sich zeigen, ob dieselben gerechtfertigt und gegründet sind, oder nicht.

Die Hauptsache, womit die Synode sich zu beschäftigen hatte, war natürlich der Katechismus. Es ward aber unglücklicher Weise vorausgesetzt, daß der provisorische Katechismus, welcher in Geist und Anlage durchaus als unzweckmäßig erfunden worden war, nur überarbeitet und hie und da verbessert werden sollte. Die Redaktion erhielt Herr Geh. Kirchenrath Schwarz von Heidelberg. Man konnte sich darüber freuen, indem Jedermann weiß, daß derselbe die Lehre der Kirche kennt, und ihr, als der aus dem Worte Gottes geschöpften und damit übereinstimmenden Lehre auch von Herzen zugethan seyn wird. Sobald der neue Katechismus zur Beurtheilung und Prüfung aller Urtheilsfähigen erschienen seyn wird, wird es sich zeigen, ob Herr Dr. Schwarz den Erwartungen und Hoffnungen ganz entsprochen, und ob er den festen Boden, auf den ihn das ewige Wort der Wahrheit und das Recht der Evangelischen Kirche gestellt hatte, denen gegenüber behauptet hat, welche diesen festen Boden gern verlassen möchten. Es ist aber Grund zu Befürchtungen da, es möchte den Erwartungen der gläubigen Glieder der Kirche nicht genügt seyn mit den Verbesserungen des Katechismus. Es wird nämlich in dem Antrag über den Katechismus (S. 2. des Hauptberichts) von demselben gesagt, „er sey mit einigen Abänderungen und Verbesserungen als taugliches Lehrbuch für das Volk in den Schulen, dem Konfirmationsunterricht und den Sonntagskatechisationen erkannt und einstimmig angenommen worden." Und, wahrscheinlich als Grund dieser Tauglichkeit wird ferner angegeben: „Die reine evangelische Lehre der Protestantischen Kirche, im Geiste der heiligen Schriften unserer Religion aufgefaßt, ist darin klar und faßlich dargestellt." So hat die Synode selber über ihre Arbeit geurtheilt. Doch dabei müssen wohl einem jeden Gläubigen mancherlei Bedenklichkeiten aufstoßen. Daß der provisorische Katechismus, von dem doch Jeder, der ihn gebraucht hat, sagen muß, daß er unbrauchbar ist, nur „mit einigen Abänderungen und Verbesserungen" angenommen worden ist, läßt nichts Gutes erwarten. Natürlich werden sich die Abänderungen und Verbesserungen nicht bloß auf die Form, sondern vorzüglich auf den Inhalt beziehen. Daran zweifelt wohl Niemand, indem sich der provisorische in mehreren Grundlehren des Christenthums nicht bloß schwankend, sondern sogar als abgefallen ausgesprochen hat. Es ist aber kaum möglich, daß nach dieser Art der Redaktion die großen Fehler wieder gut gemacht werden können. Doch die Synode hat ja selber geurtheilt, es sey in dem jetzigen Katechismus die reine Lehre der Protestantischen Kirche ausgesprochen. Es bleibt nur immer die Frage: Was ist denn die reine Lehre? Aus dem Zusatz: „im Geiste der heiligen Schriften unserer Religion aufgefaßt" weiß man nicht recht, was die Synode will. Was will sie mit den heiligen Schriften sagen? Warum hat sie nicht, wie sie hier genöthigt war auszusprechen, die heilige Schrift und die Bekenntnißschriften ausdrücklich genannt. Das Wort Geist aber ist ein gar verfängliches Wort. Schon Luther hat von den Feinden den Vorwurf hören müssen, er hänge bloß an dem Buchstaben, und habe den Geist nicht; er konnte aber mit Berufung auf die heilige Schrift den Geist der Gegner nur Wind nennen. Was es mit dem Worte Geist überhaupt auf sich habe, das die Rationalisten und die immer mehr um sich greifenden Halbgläubler stets im Munde führen, wissen alle die, welche mit Entschiedenheit und Liebe an dem ewigen Worte festhalten. Es gehört nicht hieher, mehr darüber zu reden. Es fragt sich also nicht, ob der Geist, den auch die Freunde des provisorischen Katechismus demselben zugeschrieben haben, sondern ob die Lehren der Evangelischen Kirche bestimmt und entschieden, so wie sie die beiden älteren, bis jetzt noch unübertroffenen Katechismen gefaßt haben, darin faßlich dargestellt sind. Was schon vor der Fassung desselben über die Person Christi und sein Erlösungswerk bekannt geworden ist, bezeugt abermals, daß der Geist, der in diesem Buche herrscht, nicht der entschiedene, die Pforten der Hölle überwindende Geist unserer Evangelischen Kirche ist, sondern ein schwankender, und somit ein von der Kirche abweichender. Auf jeden Fall wäre hier ein bedeutender Rückschritt geschehen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 8. November. № 90.

Über die neueste Behandlung und Auslegung der Apokalypse.

(Mit besonderer Berücksichtigung des „Versuchs einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis — von Dr. Fr. Lücke. Bonn 1832.“)

(Fortsetzung.)

Es ist wohl jetzt allgemein anerkannt, daß, so oft im Einzelnen auch die Kirchenväter getäuscht wurden bei ihrem Mangel an kritischem Takt, und namentlich beim A. T. irre geleitet durch die ihnen allein zugängliche Alexandrinische Übersetzung, sie doch im Ganzen von richtigen dogmatischen Principien ausgingen. In der orthodoxen Kirche war die Idee des Kanons, als einer Regel des christlichen Glaubens und Lebens (Gal. 6, 16.), festgestellt und durchgreifend herrschend, wie besonders Planck d. Jüngere gegen Semler und den durch ihn verbreiteten Irrthum, daß Kanon und kanonische Schriften nur in dem Sinne: Vorleseschriften, in dem Verzeichnisse (κανών = κατάλογος) der in den kirchlichen Versammlungen vorzulesenden Schriften aufgenommene Bücher, gesagt sey, gründlich nachgewiesen hat. *) Eben so ist es bekannt, daß der Begriff des Apokryphischen schon in der früheren Zeit bei Irenäus, Tertullian u. A. häretische, namentlich von Gnostikern ausgegangene geheimgehaltene und falschen Verfassern zugeschriebene (ἀπόκρυφοι καὶ νόθαι γραφαί, Iren. adv. haer. I, 20.) Schriften umfaßte. **) So hat sich im Princip die orthodoxe Kirche auf dem durchaus richtigen Wege befunden, und ausgesprochen im Gegensatz zu den Häretikern, daß in ihr nur von ächten Schriften die Rede seyn könne, jede Verfälschung ein auf häretische Weise entstandener und verbreiteter Betrug sey. Und dies bestätigt ja auch die historische Forschung vollkommen. Man durchgehe nur die bei Dr. Lücke in Betracht gezogenen apokalyptisch-apokryphischen Werke — Häretiker sind ihre Verfasser; häretische Lehren — denn naturam furca expellas — ihr Inhalt; ihr Zweck war zu täuschen; die die reine Lehre und somit auch die lauteren Quellen derselben erhaltende und bewahrende Kirche mußte gegen sie auf der Hut seyn. „Bei uns“ — sagt Tertullian — „werden sie (die Häretiker) verdammt, wenn sie eingestehen, Apokryphen zu besitzen“ (penes nos apocryphorum confessione damnantur. de anima c. 2. vgl. auch Neander, Tertullian S. 314 ff.) Man kann getrost den Grundsatz aufstellen und historisch erweisen, daß da, wo die reine Lehre des Evangeliums festgehalten ward, und die Kirche im ungetrübten Besitz derselben sich befand, auch die Obliegenheit gefühlt und ausgeführt wurde, Kanonisches und Apokryphisches sorgfältig zu unterscheiden, und daß nur da, wo die Lehre mehr oder weniger unlauter, und mit ketzerischen Irrthümern versetzt wurde, auch die Quellen der Wahrheit minder lauter flossen, da hier das richtige Princip der Untrüglichkeit des göttlichen Wortes mangelte, der Geist Gottes selbst in seiner erleuchtenden und heiligenden Kraft verkannt, und mehr oder weniger geringe geschätzt, und für die menschlichen Satzungen auch menschliche Quellen als Bestätigung derselben, durch selbst unlautere Mittel herbeigeschafft wurden. *)

Wenn wir nun demzufolge noch an dem alten Dilemma rücksichtlich des Buches Daniel ebensowohl wie der Apokalypse strenge festhalten zu müssen glauben, so stellt sich für die Apokalypse insbesondere folgendes Dilemma heraus. Entweder ist auch sie ein ächt apostolisches Werk, das der Katholischen Kirche angehörte zu allen Zeiten, oder sie ist ein häretisches, untergeschobenes, in die rechtgläubige Kirche eingeschwärztes Machwerk. Dann ist aber schon eben dadurch die Frage offenbar zu Gunsten der Apokalypse entschieden. Denn einerseits läßt sich, wie Guerike (S. 40 ff.) trefflich nachgewiesen, nichts des Apostels Unwürdiges, nichts Häretisches oder nur ein häretisches Colorit Tragendes, sondern vielmehr eine erhabene, im ächt apostolischen Geiste geschriebene, heilige Wahrheitsliebe bezeugende Rede in der Apokalypse nicht verkennen. Andererseits hätten wir dann hier die auffallende Erscheinung, daß ein häretisches Werk leichten Eingang und bereitwillige Aufnahme bei der ganzen Katholischen Kirche gefunden hätte, was doch historisch eben so unerklärbar seyn würde, wie die in den Bretschneiderschen Probabilien gemachte Voraussetzung, daß das Evangelium Johannis von Ägyptischen Gnostikern empfohlen und durch sie der rechtgläubigen Kirche als Vermächtniß anheimgefallen sey (s. Hemsen, die Authentie der Schrift. d. Ev. Joh. S. 109 ff.).

So müssen wir denn nun um so gespannter seyn, zu vernehmen, auf welche Weise von Dr. Lücke die Ächtheit oder

*) In der schätzbaren Abhandlung: Nonnulla de significatu canonis in ecclesia antiqua ejusque serie recte constituenda — in den commentt. theol. edd. Rosenmüller, Fuldner et Maurer I. p. 209 sqq.

**) S. Gieseler: Was heißt apokryphisch? — Stud. und Krit. 1829, H. I. S. 141 ff.

*) Man vergleiche hier das Urtheil des großen Holländischen Philologen Valkenaer über Clemens Alex.: Malebam mendacem Judaeum (den Aristobul) ut fraudulentum agnoscere *(fraus enim et haec dicenda est)* quam Christi nomen et vel minutissimae fraudis inimicam illam excellentem Christi philosophiam professos (de Aristobulo Judaeo p. 10.).

Unächtheit unseres Buches behauptet wird. Da die Gründe für oder gegen die Authentie der Apokalypse theils äußerliche, theils innerliche sind, so behandelt der Verf. zuerst die kirchliche Tradition. Sein Resultat in dieser Hinsicht ist (S. 355.), daß die kirchliche Tradition sich der Annahme, daß der Apostel Johannes Verf. der Apokalypse sey, anfangs sehr günstig beweise, seit dem dritten Jahrhundert aber wenigstens zum Theil derselben widerspreche und die Kirche seitdem über den Ursprung und die Auctorität des Buches verschiedener Meinung bleibe. Schon dieses Resultat ist der Authentie der Apokalypse höchst günstig; es hätte aber noch günstiger ausfallen können und müssen, wenn der Verf. mit größerer Strenge die ältesten Zeugnisse der Kirche untersucht hätte, woraus sich ergeben haben würde, daß die Apokalypse eines der von Seiten der kirchlichen Tradition am meisten als apostolisches Werk beglaubigten Bücher ist. Dies gilt besonders von dem merkwürdigen Zeugniß des Irenäus, der nicht bloß eine bedeutende Anzahl Handschriften der Apokalypse kannte, sondern auch Männer, die den Johannes von Angesicht zu Angesicht gesehen und die von ihm über die Apokalypse befragt, ihm über die apokalyptische Zahl 666 ein Zeugniß ablegten. *) Manche (zuletzt noch Guerike a. a. O. S. 104 ff.) haben diese Stelle vielleicht zu sehr auf den Polykarp, den vertrauten Lehrer und Freund des Irenäus beschränkt; dieser ist gewiß nicht auszuschließen; wenn man die Anhänglichkeit des Irenäus an den apostolischen Vater erwägt (Euseb. K. G. V, 20. 24.); — aber das Zeugniß des Irenäus ist noch umfassender; es spricht von persönlichen Bekannten des Apostels, die sich nimmermehr täuschen konnten über die Abfassung des Buches, die dem Irenäus sogar für die Richtigkeit einer Lesart als gewichtige Zeugen erschienen. Womit will man nun das ganze Gewicht dieses Zeugnisses umstoßen? „Weil Irenäus sich täuschte über die Abfassungszeit der Apokalypse, so konnte er sich auch über den Verfasser des Buches selbst täuschen." Aber stehen denn diese beiden Gegenstände (den Irrthum des Irenäus im ersteren Punkte vorausgesetzt, der, wenn auch ein Irrthum, jedenfalls ein leicht verzeihlicher war) nur irgendwie in Proportion zu einander? Die Zeit der Abfassung ist namentlich für den gelehrten Forscher keineswegs eine ganz gleichgültige Frage; doch kann sie verschiedenartig beantwortet werden, ohne daß deshalb die Authentie aufgegeben wird. Aber — was die Hauptsache ist — leitet denn Irenäus seine Meinung von der Abfassungszeit aus einer traditionellen Quelle ab? Keineswegs; es ist eine Meinung, die er gebraucht, um einen Irrthum über die zu genaue Bestimmung des Antichrists zu widerlegen; auf die er aber sichtbarlich kein großes Gewicht legt. Wie sehr aber nach einer Menge von Stellen die Authentie der Apokalypse dem Irenäus am Herzen lag, bedarf keines weiteren Erweises. — Welch eine Consequenz ergibt sich nun aber aus jener Behauptung? Die apostolischen Männer, die Irenäus kannte, rechtgläubige Männer, persönliche Bekannte der Apostel, waren schon so sehr im Irrthum, daß sie nicht mehr zu unterscheiden wußten zwischen Ächtem und Unächtem? Dann ist die apostolische Kirche, oder wenigstens die der apostolischen zunächst stehende schon als dem schnödesten Betruge preisgegeben zu denken. Dann müssen wir aufhören, sie uns als die treue Erhalterin der geoffenbarten Wahrheit vorzustellen; was Irenäus selbst von dem engen Anschließen der Kirche an die apostolischen Zeugnisse berichtet (s. bes. adv. haer. 3, 4.), ist dann nur eitle Deklamation und Träumerei. Noch mehr — wenn Irenäus sich über die Authentie der Apokalypse täuschte, so konnte er sich auch über die des Evangeliums Johannis irren. Und doch sagt in dieser Beziehung Dr. Lücke (Comm. I, S. 58. 2te Ausg.): „Ist es wahrscheinlich, daß Irenäus dasselbe als ein Werk des Johannis anerkannt haben würde, wenn keine uralte Tradition dafür, wenn irgend etwas in seiner Erinnerung aus Kleinasien und an Polykarp bestimmt dagegen gesprochen hätte." Läßt sich nun nicht ganz dasselbe buchstäblich auf die Apokalypse anwenden? Was berechtigt uns, anders das Zeugniß des Irenäus beim Evangelium als bei der Offenbarung Johannis zu deuten, und hier es als unwichtig, dort als ein bedeutungsvolles und entscheidendes anzusehen?

Wir übergehen vieles Andere hieher noch Gehörige; nur einen Punkt sey es uns vergönnt hier noch besonders bemerklich zu machen, da derselbe ungeachtet seiner Wichtigkeit von Dr. Lücke ganz verabsäumt worden ist. Wir meinen den frühen so allgemein unter den rechtgläubigen Kirchenlehrern so sehr Eingang findenden Chiliasmus, der sich ohne das Vorhandenseyn der Apokalypse schwerlich erklären läßt. Wie eingewurzelt dieser Glaube schon im ersten Jahrhundert war, beweiset das Beispiel eines Cerinth, der bei seiner gnostischen Richtung nur aus Inconsequenz, um der allgemein verbreiteten Lehre willen dem Chiliasmus huldigte (s. Neander, K. G. I, 2. S. 672 ff.). Der Chiliasmus des Papias ist bekannt; aber was merkwürdig ist, er leitete diese seine Ansichten von Presbytern, die den Apostel Johannes gesehen hatten, ab; *) was doch beweiset, wie in Kleinasien schon vor Papias nicht bloß dergleichen Meinungen herrschten, sondern auch der Chiliasmus schon eine bedeutend fanatische Gestalt gewonnen hatte. Justin der Märtyrer, Tertullian u. A. behandeln die chiliastischen Lehren als allgemein in der orthodoxen Kirche gangbar. Das ist gewiß, daß diese Lehre auf diese Weise nimmermehr aus dem Judenthum in's Christenthum übergehen konnte, da das A. T. allein keineswegs hiezu berechtigte, und auch die den Neutestamentlichen Schriften fast gleichzeitigen, aus jüdischer Quelle schöpfenden Apokryphen, wie das Buch Henoch, das vierte Buch Esra diese Lehre keineswegs entwickeln. Es ist somit der Chiliasmus der ersten christlichen Jahrhunderte ein eben so gewichtiges Zeugniß für die kanonische Geltung und den kirchlichen Gebrauch der

*) Μαρτυρούντων αὐτῶν ἐκείνων τῶν κατ' ὄψιν τὸν Ἰωάννην ἑωρακότων, adv. haer. V, 30., Euseb. h. e. V, 8.

*) In dem Fragment aus dem vierten B. der ἐξήγησις τῶν λόγων κυριακῶν bei Iren. adv. haeres V, 33.: Presbyteri meminerunt, qui Joannem discipulum domini viderunt, audisse se ab eo, quemadmodum de temporibus illis docebat dominus etc.

Apokalypse, wie der Montanismus dasselbe für das Evangelium Johannis erweiset (s. Lücke, Comment. I, S. 43 ff.).

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Blick auf die Resultate der evangelisch-protestantischen General-Synode des Großherzogthums Baden.)

(Schluß.)

Wie bedenklich ist es darum, wenn die General-Synode an den Großherzog von Baden die Bitte stellt, dieses Lehrbuch (S. 2. unten) „für die gesetzliche Lehrnorm zu erklären, damit die Einheit der protestantischen Lehre geschirmt und aller verderblichen Lehrwillkühr gewehrt werde." Das kann nur von einem solchen Lehrbuch verlangt werden, welches alle Lehren der Kirche unzweideutig und vollständig gibt. In jedem anderen Falle ist es ein Unrecht, und muß zum Voraus von jedem ächten, evangelischen Protestanten feierlichst dagegen protestirt werden. Wenn man dann noch hinzunimmt, was die Synode (S. 19.) von dem Großherzog bittweise verlangt, er möge festsetzen: „daß die Geistlichen und Schullehrer, welche den neuen Katechismus in ihren Gemeinden und Schulen nicht einführen wollten, oder gar ihn verwerfen oder für unchristlich erklären würden, nach fruchtlos gebliebenen ernstlichen Ermahnungen und Warnungen, dem §. 9. der Kirchenraths-Instruktion gemäß, ihrer Ämter entlassen werden sollen," so kann man sich nicht genug darüber verwundern, wie eine Synode an einen gerechten Fürsten ein solches Begehren stellen kann. Die weise und gerechte Regierung des Großherzogs wird sich jedoch auch darin als eine solche beurkunden, indem sie der noch nicht vollendeten Redaktion des Katechismus das Fehlende und Mangelhafte hinzufügen lassen wird und dennoch den Geistlichen und Lehrern frei läßt, entweder diesen Katechismus, der nach den Protokollen nicht Symbol seyn soll, als Lehrbuch zu gebrauchen, oder der symbolischen Katechismen, des Lutherischen und Heidelberger, sich zu bedienen. Von der vorher angegebenen Bitte (S. 19.), die an die finsteren Zeiten des Papstthums erinnert und kirchenhistorisch merkwürdig ist, wird der Großherzog keine Notiz nehmen und sie als nicht ausgesprochen betrachten. Das hoffen alle Gläubigen des Großherzogthums, aber sie richten dabei ihren Blick zu dem, der versprochen hat, bei den Seinigen zu bleiben bis an's Ende der Tage und seine Kirche mächtig schützt, und bitten Alle, denen das Wohl der Kirche Jesu Christi am Herzen liegt, in ihrer Fürbitte auch der bedrängten Kirche Badens gedenken zu wollen. —

Ferner ist beantragt und von der Synode genehmigt worden, daß mehrere der bisher gebrauchten Perikopen mit anderen Texten vertauscht werden sollen. Es ist zwar in einer Hinsicht einerlei, über welche Texte gepredigt wird, wenn es nur das Wort Gottes ist, aber man sollte, ehe man verändert, auch die Ungehörigkeiten nicht vergessen, indem man von dem Feststehenden abweicht, und dadurch die unter dem Volke, Gott sey Dank! noch gelesenen guten, alten Predigt-, Gebet-, Lieder- und andere Erbauungsbücher in mancher Beziehung unbrauchbar macht. Man sieht offenbar aus den weggeschafften Perikopen die Verlegenheit, in welche bei Behandlung dieser Texte die gerathen, welche nicht in den Sinn der heiligen Schrift gedrungen sind. Doch wie gesagt, dies ist nicht so wesentlich, indem ja auch bei veränderten Texten das Wort Gottes bleibt.

Eine andere Aufgabe, welche die Synode mit Recht eine sehr wichtige nennt (S. 3.), war die Abfassung einer Agende. Der Entwurf mehrerer, auch aus der Preußischen Agende gesammelten Gebete ist beibehalten, zum Theil aber verändert und vermehrt worden. Die Auswahl und die Bearbeitung der Gebetsformularien wird sich als zweckmäßig herausstellen, wenn wahre, urtheilsfähige Christen, die aus dem Herzen beten und die Kraft und Salbung der alten Gebete an sich schon erfahren haben, ein günstiges Urtheil darüber fällen können. Nur in diesem Falle ist auch der „alleinige Gebrauch" (S. 5.) zu wünschen.

So wurde auch der Entwurf eines Gesangbuchs angenommen, und zwar theils, wie behauptet wird, verbessert, theils mit manchen neuen Liedern vermehrt. Der Entwurf hatte viel Gutes, obwohl auch mehrere Lieder hineingerathen waren, die kein christliches Moment enthalten. Es wird durch ein neues Gesangbuch jedenfalls einem längst gefühlten Bedürfniß der Gemeinden abgeholfen, zumal da dasselbe wohl besser ist, als das bisher bestehende. Dem Bearbeiter und fleißigen Sammler der Lieder gebührt Dank, obwohl die Synode das (S. 6.) über ihre eigene Arbeit ausgesprochene Lob anderen Beurtheilern auszusprechen hätte überlassen müssen.

Daß Hebel's biblische Geschichten, von denen er selber gesagt haben soll, es sey seine schlechteste Arbeit, beibehalten werden, wenn auch verbessert und mit Auslassung des Anstößigen und Widerbiblischen, ist von jedem besseren Schulmanne zu beklagen. Ohne dem Geist und der Originalität Hebel's zu nahe treten zu wollen, ist schon längst von jedem gläubigen Bibelkenner diesem Buche das Urtheil gesprochen, und es wäre schon längst vergessen, wenn es nicht in den protestantischen Schulen Badens eingeführt wäre. Da man es mit seinen Verbesserungen neu auflegen muß und die Kosten doch einmal angewendet werden müssen, so wäre zu wünschen, daß ein anderes, die biblische Geschichte aus der Bibel selber geschöpft und mit ihren Worten, ausgearbeitet, oder von den mehreren, bereits vorhandenen guten Büchern eins ausgewählt würde. *)

In Beziehung auf den Kultus ist manches bisher Bestehende theils verändert, theils als zweckmäßig beibehalten worden. Doch sieht man auch daraus wenig Entschiedenheit und viel Laxheit. So ist z. B. ein Antrag gestellt (S. 12.), daß, da das Läuten mit einer Glocke beim Unser Vater eine tiefe Bedeutung (?) habe, dies Läuten, aber mit der großen Glocke, beim Kanzelgebet am großen Buß- und Bettage allgemein eingeführt werden solle. Jedoch über Abstellung der vielen öffentlichen Sonntagsentheiligungen und der Ärgernisse bei Kirchweih- und anderen Festen, wagte man keine ernstlichen Maaßregeln zu beantragen, sondern suchte sogar von mehreren Seiten dies zu beschönigen. Es wird somit bei den alten Unordnungen sein Verbleiben haben. —

Was von S. 18—21. über Pietismus und Separatismus gesagt und beantragt ist, geht theils aus einer völligen Unkenntniß der Sache hervor, theils läßt es einen Blick in die Tiefen des verdorbenen menschlichen Herzens thun. Gleich S. 18. unten ist von abweichenden religiösen Ansichten in der Kirche die Rede, und werden damit besonders die Lehren der Geistlichen, die man Pietisten nennt, gemeint. Man hat sich aber wohl gehütet, das Wesen des Pietismus zu bezeichnen, und lieber unter allgemeinen Ausdrücken das lebendige Christenthum zu verfolgen für am dienlichsten gehalten. Was die abweichenden religiösen Ansichten angeht, so könnten sie sich eigentlich wohl auf Niemand beziehen als auf diejenigen, die von den Lehren der Kirche abweichen, wie sie, als aus der heiligen Schrift geschöpft, in ihren Bekenntnißschriften klar und deutlich ausgesprochen sind. Wer diese sind, welche schon län-

*) Sehr zu empfehlen wäre z. B.: Biblische Geschichten aus dem A. und N. T., bearbeitet von einigen Predigern im Kanton Basel. 4te Auflage. Basel, bei Neukirch, 1832.

ger als ein halbes Jahrhundert durch ihre abweichenden Ansichten und falschen Lehren die Kirche verwüsten, weiß Jedermann. Diejenigen aber abweichender religiöser Ansichten beschuldigen zu wollen, welche an dem Glaubensbekenntniß der Kirche halten, in ihren öffentlichen Schriften ihren Glauben dargethan und Jedermann aufgefordert haben, sie einer Abweichung zu überweisen, und von allen Seiten, selbst von den Feinden, das Zeugniß erhalten haben, daß sie nichts Anderes lehren, als was die Evangelische Kirche gelehrt haben will, zeigt von einer großen Unkenntniß, gelindestens ausgedrückt, wenn es nicht von einer offenbaren Feindschaft gegen das wahre Christenthum herrührt.

Daß Pietismus und Separatismus neben einander gesetzt werden, wobei man immer die Voraussetzung hat, als entstehe der Separatismus aus dem Pietismus oder dem wahren religiösen Leben, da er doch daran seinen größten Feind hat, hätte man von einer Synode nicht erwarten sollen, die sich über die Sache genauer erkundigen konnte. Der Separatismus in seiner auffallenden Gestalt hat sich im Badischen wie verloren, der separatistische, gesetzliche Geist aber kann nicht durch Menschen aus den daran leidenden Gemüthern herausgetrieben werden. Daß Pietismus oder wahres, lebendiges Christenthum auch unter die Übel gerechnet wird, die man ausrotten müsse (S. 19.), darüber kann sich nicht wundern, wer das Wesen des Christenthums, das aller Lüge entschieden entgegentritt, tiefer kennt und weiß, daß, wie Christus gekreuzigt worden, alle seine treuen Anhänger von jeher verfolgt worden sind.

Mit den in Lehre und Kultus getroffenen Anordnungen, als da sind Katechismus, Agende u. s. w., meint die Synode (S. 19.) dem lebendigen Christenthum schon einen Damm entgegengesetzt zu haben. Doch spricht sie auch noch den weltlichen Arm an, und stellt Bitten an den Großherzog, die derselbe als ein milder und gerechter Fürst, der keine Bedrückungen und Verfolgungen begünstigen will, wie er sich schon mehrmals ausgesprochen hat, nie genehmigen wird. Überhaupt sollte der ganze Artikel über Pietismus und Separatismus von S. 18—21. gestrichen werden, indem er ein schlechter Rath wenigstens, wo nicht ein Eingriff in die Rechte der Regierung ist, welche schon die Maaßregeln treffen wird, die ihr geeignet scheinen, wenn Störungen eintreten sollten, welche dem Staate und der Kirche nachtheilig sind.

S. 19. unten will man besonders „angehende Religionslehrer beaufsichtigen, daß sie keine gewagte, unter den Gottesgelehrten noch im Streite liegende, alles praktischen Momentes entbehrende, für Viele anstößige und die Gewissen beunruhigende Lehren vortragen.“ Man hat aber, um eine Hinterthüre offen zu haben, sich wohl gehütet, diese Lehren näher zu bezeichnen. Jedermann kennt diese Lehren. Die aber, welche sich vor Gott und ihrem Gewissen das Zeugniß geben können, daß sie nichts Anderes lehren, als was die Kirche von ihren Dienern gelehrt haben will, werden auch in Zukunft sich nicht scheuen, Jesum Christum vor den Menschen zu bekennen, wenn sie anders einst wollen von ihm vor seinem himmlischen Vater bekannt seyn.

S. 20. wird auch noch darauf angetragen, allen Geistlichen des Landes einzuschärfen, sich weder in Vorträgen noch in Schriften einander zu verketzern, herabzuwürdigen und zu verdächtigen. Dies ist gewiß recht, so lange es sich um Personen handelt. Wenn aber auch daselbst verlangt wird, daß irrige, widerchristliche Lehren mit Stillschweigen übergangen werden sollen, so ist dies gegen die bestimmten und klaren Aussprüche der heiligen Schrift, insbesondere gegen den Geist des Protestantismus, der gegen alle falsche Lehre protestirt, und wäre somit ein wahrer Verrath an der Kirche.

Um aber alle, welche zu lehren den Beruf haben, in Aufsicht zu nehmen, so werden (S 21.) auch noch die Lehrer an Mittel- und Elementarschulen, so wie am Schullehrer-Seminarium genannt. (Die Lehrer an Hochschulen gehen frei aus!?)

Endlich will man auch den Privatversammlungen, *) die allen Ungläubigen ein Dorn im Auge sind, dem Todesstoß geben, daß beantragt wird, man möge polizeiliche Maaßregeln dagegen anwenden, sobald sie den Frieden der Gemeinden bedrohen. Auf diese Weise kann jeder böswillige Mensch aus der Gemeinde, der den Conventikeln aufsässig ist, leicht sagen, daß sie den Frieden stören, oder kann auch wirkliche Unordnungen in ihnen anrichten. Dann müßte polizeilich dagegen verfahren werden. Dieses Recht aber, das in die persönliche Freiheit eines Jeden gehört, kann den Leuten, die an Conventikeln Theil nehmen, nicht genommen werden, so lange ihnen nicht Unsittlichkeiten oder Abweichungen vom Lehrbegriff der Evangelischen Kirche mit Grund nachgewiesen werden können. Daß man gegen Geistliche, welche solche, das religiöse Leben fördernde Conventikel nähren, alles Ernstes eingeschritten haben möchte, ist höchst auffallend, indem es grade gut ist, wenn die Beaufsichtigung und Leitung der Privatversammlungen gläubigen Geistlichen am Herzen liegt, und man doch denen, welchen man das öffentliche Kirchenamt anvertraut, auch, ohne mit sich in Widerspruch zu gerathen, das Zutrauen schenken muß, daß sie die Conventikel, wenn sie sich derselben annehmen, gehörig leiten.

Das wären ungefähr die Bedenklichkeiten und Bemerkungen zu den Beschlüssen und Anträgen der General-Synode, die eine Beziehung auf das religiöse Leben haben. Der Großherzog von Baden, Bischof seines Landes, wird die Beschlüsse und Anträge in der Fassung, wie sie vorliegen, gewiß nicht genehmigen, nicht bloß, weil dadurch Verfolgungen veranlaßt würden, die unberechenbare Folgen hervorbringen könnten, und die schon eine kluge Regierung nicht ohne Noth hervorrufen wird, sondern weil ihm nach seiner besonderen Stellung zur Evangelischen Kirche und als Landesherrn das Recht und die Pflicht geworden ist, dafür zu sorgen, daß die Kirche und die dazu gehörigen Glieder in ihren Bekenntnißschriften erhalten und gegen alle feindliche Angriffe, auch wenn sie von einer General-Synode herkommen, die man ja hoffentlich nicht für unfehlbar halten wird, geschützt werden. Er wird in dieser ohnehin kritischen Zeit nicht zu feindseligen Beschlüssen und Anträgen seine Zustimmung geben, wodurch Spaltungen in der Kirche entstehen könnten und das Band, das mit den übrigen protestantischen Ländern Deutschlands und der Welt zusammenknüpft, zerrissen würde. Möge darum der große und rechte Bischof der Kirche, Jesus Christus, dem Großherzog erleuchtete Augen des Verständnisses geben, die Plane der Feinde zu durchschauen und die rechten, zum Heil der bedrängten Kirche dienlichen Maaßregeln zu treffen, allen wahren Gliedern der Evangelischen Kirche aber einen rechten Gebetsgeist für das Kommen des Reiches Gottes in Baden und wahren, alles aufopfernden Eifer im Dienste des Herrn!

*) Das gediegene Schriftchen von Pfarrer Käß in Graben: Über religiöse Privatversammlungen mit besonderer Beziehung auf die Umgegend von Karlsruhe, ist von der Synode, deren einzelnen Mitgliedern es eingehändigt worden ist, leider nicht gehörig berücksichtigt worden. Da diese Schrift vergriffen ist, so wäre besonders auch für Norddeutschland zu wünschen, daß sie von Neuem aufgelegt würde.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 12. November. № 91.

Über die neueste Behandlung und Auslegung der Apokalypse.

(Mit besonderer Berücksichtigung des „Versuchs einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis — von Dr. Fr. Lücke. Bonn 1832.")

(Schluß.)

Und wer sind nun die Zweifler an der Ächtheit der Apokalypse? In der That sie beweisen eben so sehr die Kanonicität des Buches wie die Aloger die des Evangeliums. Da treffen wir einige dogmatisch befangene Marcioniten, die in unverständiger Polemik eifernden Aloger, den hyperkritischen Alexandriner Dionysius, in dessen Benehmen, wie Eichhorn sagt, sich die Winkelzüge eines schleichenden Polemikers nicht verkennen lassen, durch die man eine Schrift los zu werden sucht, die sich aus historischen Gründen nicht verwerfen läßt (Einl. B. II. S. 419.) und einige die Dunkelheit der Apokalypse falsch verstehende, und durch sie veranlaßte Häresieen fürchtende Griechische Kirchenväter des vierten Jahrhunderts, deren Zeugniß nimmermehr als historisch gelten kann und durch die große Mehrzahl der die Apokalypse als kanonisches Buch anerkennenden Griechischen und Lateinischen Väter hinreichend überwogen wird. *) — Man muß die Geschichte des Neutestamentlichen Kanons im Allgemeinen und die der Apokalypse insbesondere genau kennen, um sich je mehr und mehr von dem Unbedeutenden dieser Zweifel und Widersprüche zu überzeugen.

Steht es nun so mit den äußeren Gründen für die Ächtheit der Apokalypse, so ist im Voraus zu erwarten, daß Dr. Lücke die ganze Beweiskraft für die Unächtheit in den inneren Gründen sucht. Und dies ist denn allerdings auch der Fall; der Verf. findet die Differenz des Apokalyptikers und des Evangelisten 1. in dem Sprachcharakter, 2. der Darstellungsweise, 3. der Denkart und Ansicht. Wir übergehen den ersten dieser Gründe, indem wir auf die treffliche Widerlegung desselben in der Hemsenschen Schrift: Die Authentie der Schriften des Evangelisten Johannes, S. 341 ff., verweisen, auf welche, so befriedigend sie auch in vieler Hinsicht erscheint, von Dr. Lücke nicht die mindeste Rücksicht genommen ist. Auf den zweiten Grund möchte wohl der Herr Verf. selbst kein bedeutendes Gewicht legen, er will bei dem ganz eigenthümlichen Gegenstande der Apokalypse wenig sagen. Desto mehr möchte aber wohl der dritte Grund gewichtig scheinen, dessen kritische und dogmatische Bedeutsamkeit unverkennbar ist. Die erste „Grunddifferenz" zeigt sich nach Dr. Lücke in der verschiedenen Auffassung von der Parusie und dem Reiche Gottes. Nach Johannes ist die Wiederkunft Christi nichts Anderes als der innere Vollendungsmoment seiner Gemeinde; jener Culminationspunkt seiner geistigen Wirkung in der Welt, wo Alle seine Stimme hören u. s. w. Der letzte Gerichtstag ist eben nichts weiter als der Schluß und die Vollendung des immer gegenwärtigen Gerichtes Christi über die Welt (S. 380.). Nach der Apokalypse ist die Parusie Christi eine bestimmte äußere Erscheinung, das Gericht Gottes eine äußere Epoche der Manifestation des göttlichen Rathschlusses und die Vollendung des göttlichen Reiches mehr eine sichtbare Verwandlung und Restitution des paradiesischen Zustandes, als eine innere Verklärung des gegenwärtigen Lebens. Der Standpunkt des Apokalyptikers ist somit der des Paulus 2 Thess. 2. und der Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas in ihren Darstellungen der Reden Jesu darüber (S. 381.). — Der hier von Dr. Lücke bemerkte Gegensatz zwischen der Johanneischen und der sonstigen Neutestamentlichen Eschatologie, so allgemein angenommen er auch in der neueren Theologie seyn mag (vgl. z. B. Usteri, Paulin. Lehrbegr. S. 195 ff. 2te Ausg.), ist doch so gefaßt ein ganz unbegründeter. Nimmermehr können wir mit unserem Verf. den Unterschied als einen „radikalen," einen „Unterschied der Principien und der ganzen inneren Anschauungsweise" ansehen, noch weniger den Johanneischen Standpunkt als einen unbedingt „höheren" auffassen, und mit in das harte Urtheil einstimmen: „wer die Apokalypse geschrieben hat, kann den Inhalt des Evangeliums Johannis wenigstens nicht in seinem Herzen getragen, kann denselben nie wahrhaft verstanden haben" (S. 383.). Es ist wahr, die Darstellungsweise des Paulus trägt einen mehr plastischen Charakter; „durch die apokalyptischen Lehren des N. T." — sagt Dr. Nitzsch, System der chr. L. §. 211. — „zieht sich eine mehr geistliche und eine mehr leibliche Darstellung hindurch." Aber darum stehen auch eben beide keineswegs in einem Gegensatz zu einander; ja sie sind bei Paulus und Johannes keineswegs streng auseinander gehalten, sondern machen eben wie Geist und Körper ein Ganzes zusammen aus. Bei allem Hervortreten des Individuellen ist doch im

*) Was die in vielfacher Hinsicht merkwürdige Stelle des Cajus über den Cerinth (Euseb. K. G. 3, 28.) anlangt, so kann ich, beiläufig gesagt, auch mit der von Dr. Lücke S. 307 ff. darüber geführten Untersuchung nicht ganz übereinstimmen. Auch durch Dr. Lücke's Beweisführung scheint mir die Frage, wie Cajus dahin gebracht wurde, ein apostolisches Werk für ein häretisches und apokryphisches zu erklären, keineswegs befriedigend beantwortet. Mir scheint ein Mittelweg, nach welchem man annimmt, daß Cerinth die Apokalypse des Johannes kannte und verfälschte, um sie seinen Lehren anzupassen, das richtigste Auskunftsmittel, sofern dies am besten zu dem Charakter des Cerinth, als eines jüdischen Gnostikers, paßt, so wie auch mit den Worten des Cajus am meisten übereinstimmend seyn möchte.

N. T. weder hier ein einseitiger Spiritualismus, noch dort ein roher Materialismus sichtbar. Wenn das historische Element auf's Entschiedenste festgehalten ist, so ist damit auch zugleich die tiefste Begründung desselben in der Idee verbunden, und diese gewinnt eben so, und nur so ihre Realität und Wahrheit. So wenn der Apostel Paulus die Idee der Auferstehung anknüpft an den Sieg Christi über den Tod durch seine Auferweckung von den Todten, und unsere Auferstehung verbindet mit der Lehre vom Tode, der durch einen Menschen in die Welt gekommen (1 Cor. 15, 13 ff., 2 Cor. 4, 14., 1 Thess. 4, 14.), so steht diese wahrhaft geistige Auffassung der Lehre ganz in Übereinstimmung mit der Art, wie Christus Joh. 5, 21—29. seine Belebung der geistig Todten mit der zukünftigen der leiblich Todten in Beziehung stellt (s. Tholuck und Olshausen z. d. St.). Auf der anderen Seite zeigt sich z. B. in dem ersten Johanneischen Briefe bei genauerer Durchforschung keineswegs jene Vergeistigung der Endgeschichte des Christenthums, wie es Dr. Lücke darstellt, sondern bei aller zart geistigen Auffassung doch grade das entschiedenste Festhalten des Historischen, ohne welches jene gar keinen Werth haben würde. Auch Johannes kennt die Hoffnung (ἐλπίς, 3, 3.) ganz im Paulinischen Sinne des Wortes, „die feste Hoffnung, daß das Reich Gottes auch im geschichtlichen Gebiete werde realisirt werden, daß durch den völligen Sieg des Christenthums das Äußere mit dem Inneren in harmonische Übereinstimmung werde gebracht werden" (Usteri, S. 143.). Sie gründet sich auf Christus (ἐπ' αὐτῷ, 3, 3.), auf sein eigenthümliches Seyn als Erlöser der Menschen. Als solcher erscheint er sichtbarlich (ὅταν ἐφανερώθη — ἐν τῇ παρουσίᾳ αὐτοῦ, 2, 28.) am Tage des Gerichtes (4, 17.), die Seinen werden nicht beschämt vor ihm seyn (2, 28.), sondern können getrost seiner harren (4, 17.); denn dann wird es vollkommen offenbart, sichtbar werden, was wir seyn werden, ihm ähnlich, wir werden ihn schauen, wie er ist, und dessen uns erfreuen (3, 2.). Man sieht, daß hier von einem eben so positiv historischen Gerichtstage (ἡ ἡμέρα τῆς κρίσεως) als bei Paulus (ἡ ἡμέρα τοῦ κυρίου, 2 Thess. 2, 2 ff.) die Rede ist, und nimmermehr bloß von einer idealen „Vollendung des immer gegenwärtigen Gerichtes Christi über die Welt." Man wende nicht ein, daß von jener Darstellung in dem Briefe Johannis bis zu der apokalyptischen doch noch immer ein großer Sprung sey. Denn hier ist zuvörderst der Unterschied des einfach didaktischen Vortrags und der ekstatischen Anschauung in Anschlag zu bringen, der nur, wenn letztere als fingirt betrachtet wird, aufgehoben werden kann. Sodann ist aber auch die Stelle 2, 18. wohl zu berücksichtigen: „Kinder, es ist die letzte Stunde, und wie ihr gehört habt, daß der Antichrist kommt" u. s. w., vgl. 4, 3. Hier nimmt Johannes offenbar auf die namentlich durch Paulus den Kleinasiatischen Gemeinden vorgetragene Lehre von dem Antichrist Rücksicht (s. Lücke, Comm. S. 144.), er setzt sie als eine wohl bekannte voraus, und stellt somit selbst den Inhalt seines Briefes in das richtige Verhältniß zu jener, als Ermahnung zur Liebe, gottseligem Wandel mit Voraussetzung der ihnen bekannten Zukunft. Der Apostel wollte sich mit Absicht in seinem Schreiben an die Gegenwart halten. Aber — bemerkt Dr. Lücke S. 383. — der Antichrist der Apokalypse ist ein ganz anderer als der in den Johanneischen Briefen. Aber wie? die Apokalypse kennt gar nicht das Wort Antichrist, ἀντίχριστος, und wenn auch die Idee vom Kommen des Antichrists eine der Grundideen der Apokalypse ist, so läßt sich doch nimmermehr behaupten, daß hier ein Widerspruch stattfinde. Vielmehr ist jener Name als Collektivum allerdings ein mehr abstrakter, der daher dem didaktischen Vortrage ganz gemäß ist, und in der Apokalypse auf concretere Weise hervortritt, wie die abstrakten Begriffe überhaupt der Apokalypse fremdartiger sind. Eben so wenig können wir den Gegensatz zwischen der Lehre von der zwiefachen Auferstehung (Apok. 20, 4 ff.) mit der sonstigen Johanneischen Lehre zugeben. Im Gegentheil ist nach der Apokalypse ja auch die erste Auferstehung nur im uneigentlichen Sinne eine solche genannt,*) und dann tritt eine Verwandtschaft zwischen jener Stelle und der des Evangeliums 5, 21 ff. ein, die wohl ungleich schwieriger bei der Verschiedenheit als bei der Einheit der Verf. zu erklären seyn möchte. — Ein besonderes Gewicht legt Dr. Lücke auf die verschiedene Darstellung des Zustandes der Gläubigen. „Nach dem Evangelium und den Briefen des Johannes beginnt das ewige, selige Leben der Gläubigen mit dem Momente der Wiedergeburt und des Glaubens. Wo geglaubt und geliebt wird, da ist die Welt überwunden und der Böse gefesselt, da herrschen die Kinder Gottes und regieren mit Christo" (S. 384.). Was kann übereinstimmender hiemit seyn als Apok. 1, 5. 6.: „Der (Christus) uns geliebet hat (1 Joh. 4, 10.) und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut (1 Joh. 1, 7.), und hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater"? — „Aber, heißt es S. 385., die Heiligen (in der Apokalypse) haben Marter und Pein, so lange sie in der Welt sind im Gefühle ihrer Noth und ihrer ungerechten Leiden, schreien sie, wie das Alttestamentliche Volk Gottes, um Rache über die Welt, in der sie unterdrückt, verfolgt, getödtet werden. Es ist die tragische Weltansicht des A. T., von der die Apokalypse ausgeht." Und das soll keine Analogie haben in den übrigen Schriften des Johannes, der da wußte aus dem Munde Christi, daß die Welt, die ihn und den Vater nicht kenne, seine Jünger hassen und verfolgen werde, gleichwie ihr Herr verfolgt sey, daß man sie in den Bann thun werde, tödten, und wähnen, Gott einen Dienst daran zu thun (Joh. 15, 18 ff., 16, 1 ff.)? Er, der den geweissagten Märtyrertod Petri als eine Verherrlichung Gottes ansieht (21, 19.)? Er, der den Gemeinden schreibt: verwundert euch nicht, ob euch die Welt hasset (1 Joh. 3, 13.), der sie warnet vor ihren Verführern (2, 26.) und den falschen Propheten, den Antichristen, die die Welt höret (4, 1 ff.), der verbietet, sie

*) „Die erste Auferstehung, Offenb. 20, 6., kann entweder auf eine erste Stufe der physischen oder ethischen Welterneuerung, oder bildlich auf den höchsten Vollendungspunkt der irdischen, diesseits des eigentlichen Weltendes bestehenden Gemeinde Christi bezogen werden." Nitzsch, System §. 212.

aufzunehmen und willkommen zu heißen (2 Joh. 10. 11.), und so nachdrücklich ermahnet: sehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern den vollen Lohn empfangen (2 Joh. 8.)? Bei aller Eigenthümlichkeit, die die Apokalypse als rein prophetisches Buch nothwendig haben muß, kann doch nur Vorurtheil oder Befangenheit uns verhindern, diese Übereinstimmung der Hauptgedanken anzuerkennen. — Was Dr. Lücke noch zum Schlusse von der Alexandrinischen Gnosis des Evangelisten und der Rabbinischen Gelehrsamkeit des Apokalyptikers bemerkt (S. 386.), fällt hinweg, wenn man unter jener die wahre, aus dem christlichen Lebensprincip selbst sich erzeugende und nothwendig entwickelnde, unter dieser eine eines Apostels würdige Kenntniß und Benutzung des A. T. versteht. Letzteres mußte bei der Apokalypse wegen ihrer Anschließung an die Alttestamentlichen Prophetien ganz besonders hervortreten. So würde die als unjohanneisch bezeichnete Angelologie der Apokalypse nur dann diesen Namen verdienen, wenn sie mit dem A. T. im Gegensatz stände, eine Meinung, deren Gegentheil Dr. Lücke selbst behauptet.

So bleibt uns nun nur noch die eigenthümliche Ansicht unseres Verf. übrig, die wir hier in der Kürze mittheilen. Der Apostel Johannes — so denkt sich Dr. Lücke die Entstehungsweise der Apokalypse S. 390 ff. — trug Kleinasiatischen Gemeinden Offenbarungen über die Zukunft des göttlichen Reiches vor. Ein Mann von besonderen Gaben und zur apokalyptischen Betrachtungsweise geneigt in dem Johanneischen Gemeindekreise entwickelte dieses Faktum, faßte den Stoff nach seiner Weise auf, bildete die Sprache und die Gedanken des Apostels, so weit er sie kannte und sich angeeignet hatte, nach, das alles aber auf selbstständige, individuelle Art und mit besonderem poetischen Geiste. Der Apostel ist also scheinbar (sic!) der Verfasser, in Wahrheit aber ein anderer, in der Schrift ist Johanneisches und Nichtjohanneisches vermischt, doch so, daß jenes untergeordnet und nachgebildet, dieses als das Vorherrschende, Originelle und Eigenthümliche des Schriftstellers erscheint.

So scharfsinnig auch immerhin diese Hypothese seyn mag, so ist sie doch nicht bloß als solche ohne historische Basis, sondern auch, wie aus dem bisher Bemerkten hervorgeht, rein überflüssig, weil der Widerspruch, den zu lösen sie bestimmt war, nur ein scheinbarer ist, nach dessen Aufhebung auch jede Nothwendigkeit für eine Hypothese verschwindet. Was aber besonders ihre innere Haltbarkeit uns zu vernichten scheint, ist die einzliche Unmöglichkeit der Nachweisung, daß in der Apokalypse selbst sich Spuren einer Unterscheidung der Personen des Empfängers und Schreibers der Offenbarung finden, wie auch Dr. Lücke S. 240. selbst zugibt. Nun verwirft aber auch unser Verfasser entschieden die Hypothese vom Presbyter Johannes als Verfasser der Apokalypse (S. 397 ff.), und so erscheint es, als würde die letzte Stütze einer Hypothese genommen, die auch wegen der Künstlichkeit wegen und weil sie mit den eigenthümlichen anderweitigen Ansichten des Verf. genau zusammenhängt, nicht

geeignet seyn möchte, sich viel Eingang in unseren Tagen zu verschaffen. H—k.

Litterarische Anzeige.

Kritische Untersuchungen über die biblische Chronik. Ein Beitrag zur Einleitung in das A. T. von C. F. Movers, Pfarrer zu Merkum bei Bonn. Bonn, 1834. 8. X u. 342 S.

Vor nicht langer Zeit zeigten wir ein Werk über die Chronik an, welches wir der Berücksichtigung des christlichen Publikums, insbesondere des wissenschaftlichen Theiles desselben, auf's Angelegentlichste zu empfehlen uns gedrungen fühlten (Ev. K. Z. März 1834, Nr. 24.). Die der Kritik besonders eifrig zugekehrte Richtung unserer neueren Theologie hat sehr bald darauf ein anderes Werk über denselben Gegenstand hervorgerufen, welches ganz unabhängig von dem des Herrn Keil entstanden, ja selbst ohne Rücksicht darauf geschrieben — der Verfasser verspricht eine ausführliche Recension desselben und bemerkt die „durchgängige Differenz der Ansichten," Vorr. S. VI., — in seiner Art eine höchst wichtige und interessante, wie für den Geist unserer theologischen Mitwelt sehr charakteristische Erscheinung ist. Der Verf. gehört zu einer Klasse katholischer Theologen, die die drückenden Fesseln des Papstthums abgeworfen haben, und in solider, ächt klassischer Bildung, und geistreicher Auffassung und Behandlung ihres Gegenstandes mit den tüchtigsten protestantischen Theologen wetteifern. Während diese Richtung, wie sie sich namentlich häufig in der Tübinger theolog. Quartalschrift zeigt, als eine unpartheiische dastehen will und es auch wirklich mehr ist als viele andere nur sehr uneigentlich so sich nennende, während sie so mit glücklichem Erfolge oft dem Rationalismus entgegentritt, und in einer gründlichen Polemik ihre ganze Stärke entfaltet, tritt hingegen da, wo es sich um positive Aufführung eines eigenen Gebäudes handelt, um so sichtbarer ihre Schwäche hervor, die sich aus dem Mangel fester Principien erklärt, wovon dann eine gewisse rationalisirende Tendenz die fast unvermeidliche Folge ist. Auch diese Beobachtung zeugt dafür, daß das Wort: „wer nicht für mich ist, der ist wider mich," auch für den Theologen gilt, und daß jedwede sogenannte Unpartheilichkeit ein dem Evangelium widerstrebendes Element ist, da dieses kein juste milieu zwischen gut und böse kennt, sondern jede Lauheit selbst als etwas Unlauteres, Sündliches betrachtet wissen will; daher auch an jede theologische Meinung und Forschung mit Recht die unumgehbare Forderung stellt, sich nie von dem unerschütterlichen Fels der evangelischen Wahrheit losgerissen und unabhängig, sondern stets als ein aus ihm quellendes und daher wahrhaft lebendiges Wasser darzustellen.

Unser Verf. stellt die letzten rationalistischen Arbeiten über die Chronik in ihrer ganzen Blöße und Nichtigkeit dar, und das in einem Tone, der nicht selten ein zu bitterer und herber genannt werden muß. Er scheint das am Ende seiner Arbeit selbst gefühlt zu haben, indem er Vorr. S. VI. seine Polemik eine nicht immer gleich glimpfliche nennt, und so fortfährt: „Gegen

eine so unhistorische Ansicht von der Chronik, als die von de Wette ist, der überall Priestertrug und raffinirte Geschichtsverfälschung wittert, und gegen ein so frivoles, unkritisches Machwerk, als die Schrift von Gramberg, kann man sich nach meinem Dafürhalten nicht stark genug ausdrücken. Doch reuet es mich schon, mit dem letzteren mich so viel befaßt zu haben." — In der That, die Widerlegung, besonders Gramberg's, ist durchaus gelungen; nicht ohne Salz zeigt der Verfasser, von S. 224 ff. an, wie die von jenem Gelehrten dem Chronisten gemachten Vorwürfe auf ihn selbst buchstäblich zurückfallen und anzuwenden sind. Es ist dies auch im Ganzen keine so schwere Arbeit; doch war es immer zweckmäßig, um des Ansehens willen, in welchem jene kritischen Leistungen standen und noch stehen (wie denn selbst so besonnene Gelehrte, als Dr. Rosenmüller und Dr. Winer, von den Grambergschen Schriften einen gewiß ihrer unwürdigen Gebrauch machen), die ganze Taktik einer solchen Kritik aufzudecken und auf die schlagendste Weise vorzulegen. Wem in dieser Hinsicht die Augen noch erst geöffnet werden müssen, dem kann hier zur Genüge geholfen werden. — Während uns indessen das Buch an einer Menge Beispiele die „Ignoranz" des Gegners darlegt, von denen, um mit dem Verf. zu reden, schon eins hinreichen könnte, „um ein für alle Mal mit einem solchen Gegner zu quittiren, und die Urtheilsfähigkeit jener in Mißkredit zu bringen, die noch jetzt viel Aufhebens von seinen Leistungen machen" (S. 227.), ist es zu bedauern, daß von unserem Verf. so wenig der Grund jenes Hasses gegen die Schrift erkannt worden, die dem natürlichen Menschen eigene Abneigung gegen die göttliche Offenbarung, welche sich denn freilich auf verschiedene Weise, und in mannichfachen Abstufungen äußert, deren stets gemeinsame Wurzel aber der Unglaube ist. Es tritt daher auch in des Verf. Schrift so gar nicht das Bewußtseyn hervor, welches nie bei einer ächt theologischen Polemik fehlen darf, daß unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet (1 Joh. 5, 4.), und daß es sich hier um etwas bei weitem Höheres handelt, als bloße Unkenntniß des Hebräischen, Taktlosigkeit in der Kritik, Mangel an Logik, und Unkunde der Geschichte. Die Liebe des Verf. zur Schrift äußert sich zwar hie und da, aber auf eine sehr mattherzige Weise, wie S. 625.: „Ich lasse ihm (Gramberg) gerne die Lorbeeren, die er sich deswegen im Gebiete der Kritik vor den Augen des „„gelehrten Publikums"" — wie man sagt — erwarb; doch da es sich hier nicht in allweg um solche Minutien, sondern um die auf ungerechte Weise mit Hohn und Spott tief verletzte Ehre eines Geschichtschreibers und zwar eines biblischen handelt, so mag er sich denn auch gefallen lassen, sich in einem solchen Lichte dargestellt zu sehen, wie er seinen Chronisten zu charakterisiren sich unterfangen hat" (S. 225. vgl. auch S. 1—9.). Ja noch mehr müssen wir es bedauern, daß, so sehr auch der Verf. es zu vermeiden scheint, über dogmatische Gegenstände sich auszusprechen, doch die Wahrheiten der Schrift ihm keineswegs das sind, was sie für den Menschen seyn sollen, unumstößliche und unantastbare Gewißheit. So ist zwar der Verf. empört über Gramberg's Polemik gegen „die Wundersucht" und den „Aberglauben" des Chronisten (S. 262 ff.), beschuldigt ihn „der Rohheit, Gemeinheit, Unverschämtheit, des rohesten Fatalismus" u. s. w. Aber ihm selbst sind jene in der Chronik berichteten wunderbaren Fakta „die Zurückführung eines Ereignisses auf eine höhere Causalität als die, welche die Wegscheiderschen Institutionen kennt, nach dem frommen Glauben der alten Welt" (S. 262.), er erkennt darin „traditionelle Nachrichten, Zusätze und Änderungen des Verf." (S. 264.), „Vorstellungsweisen der alten Welt, daß von der Gottheit unmittelbar das Ungewöhnliche und Außerordentliche ausgehend gedacht werde" (S. 266.). Auch er findet die Zahlen in der Chronik „übertrieben" und „ungeheuer" (S. 268., s. dagegen Keil, Apol. Vers. u. s. w. S. 321 ff.), und entschuldigt dieses Verfahren durch das ähnliche der Klassiker! Auch die Ausdrucksweise in dem der Chronik eigenthümlichen Theile ist hin und wieder „etwas übertrieben" und namentlich in David's Geschichte sollen Stellen vorkommen, „die den idealisirenden Geschichtschreiber verrathen" (S. 270.). Es leuchtet ein, wie schwierig es seyn muß, von solchen Concessionen aus mit den Gegnern zu streiten; diese sind vielmehr im Vortheil der strengeren Consequenz und haben es deshalb kaum nöthig, sich auf jene Art von Capitulation einzulassen; auch ist jener Standpunkt nicht einmal ein Fortschritt zu nennen, er ist ganz der eines Eichhorn (s. dessen Einleit. Th. IV. S. 603 ff. 4te Ausg.), auf welchen die neologische Kritik dann weiter consequent fortgebauet hat. Da hätte denn doch also schon die Erfahrung den Verf. eines Besseren belehren und ihn zu den gegenüberstehenden richtigen Principien, nachdem er sich von der Unhaltbarkeit der rationalistischen überzeugt, hinüberleiten können. Der besonders nachtheilige Einfluß dieses seines Standpunktes zeigt sich beim Verf. in dem sonst mit schönen und eigenthümlichen Bemerkungen reich ausgestatteten Abschnitte über die Quellen der Chronik. Hier wird nun zuerst auf übereilte Weise angenommen, der Verf. habe die Bücher Samuelis und Könige als Hauptquelle benutzt (S. 163 ff.), weshalb denn in einem folgenden Capitel „über das Verhältniß der Chronik zu den Büchern Samuelis und Könige" (S. 198 ff.) eine sehr willkührliche Bearbeitung jener Bücher von Seiten des Chronisten angenommen werden muß — außer jener Hauptquelle (und dies ist eine dem Verf. ganz eigenthümliche, und jedenfalls sehr scharfsinnig entwickelte Hypothese) soll aber der Chronist nur noch ein einziges Werk benutzt haben.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 15. November. № 92.

Die Verschiedenheit der Gesangbücher.

Schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts klagten fromme und mit der Liedersache der Evangelischen Kirche vertraute Männer über die Menge verschiedener Gesangbücher. Jede Gegend wollte in ihrem Gesangbuche die Lieder der Dichter haben, die in ihr einheimisch waren. Der Schade, welcher daraus entstand, war der, daß damit manches schlechte Lied zum kirchlichen Gebrauche kam, für das man oft nur dadurch Raum zu gewinnen wußte, daß man ein besseres älteres wegließ. Übrigens aber behielt man doch die älteren Lieder unverändert bei, und wagte es auch nicht, die Lieder, welche der ganzen Kirche lieb geworden waren, z. B. die Lutherischen: Es ist das Heil uns kommen her, Liebster Jesu, wir sind hier, wegzulassen. Die neu hinzukommenden Lieder enthielten auch, wenn gleich zum Theil matter als die älteren, den kirchlichen Glauben. Seit dem nun hat die Menge der verschiedenen Gesangbücher nicht abgenommen, sie hat vielmehr zugenommen, und, was das Schlimmste ist, die Gesangbücher unterscheiden sich nun nicht mehr bloß dadurch von einander, daß dem einen Lieder fehlen, welche das andere hat, und umgekehrt, sondern die Verschiedenheit ist nunmehr erst eine wirkliche geworden, denn sie ist in's Innere gedrungen.

Einzelne Gemeinden haben noch gute Gesangbücher, in denen sich die alten Lieder entweder in ihrer ursprünglichen Gestalt, oder doch nur gelind verändert befinden und mit neueren Liedern der besseren Art verbunden worden sind. Die meisten aber haben Gesangbücher, für die die alten Gesänge meistens so umgearbeitet wurden, daß man sie kaum wieder erkennt. Viele davon hat man gradezu weggelassen, und durch neuere ersetzt, von deren größtem Theile die Worte Ernst Salomo Cyprian's gesagt werden können: Fidei christianae capita frigidissime attingunt, aures sine cordis commotione pascunt, sola modulorum et versuum elegantia blandiuntur etc. Diss. De propag. haeres. per cantil. c. V. Auf manche dieser Lieder paßt dies nicht einmal, da sie die capita fidei christianae gar nicht berühren, und auch in der Form viel unvollkommner sind, als die alten Gesänge, an deren Stelle man sie gesetzt hat. Sie sind die Erzeugnisse eines kühlen, mit etwas religiöser Empfindsamkeit moderirten Rationalismus, der es sich zu seiner besonderen Aufgabe gemacht hat, das begehrende Fleisch unter allerlei beschönigenden Namen in Schutz zu nehmen, wesentlich aber die subjektive Vernunft zu seinem Principe hat. Wer dieser einmal verfallen ist, für den hat auch der Begriff der Gemeinschaft seine Bedeutung verloren, und selbst die freiste muß ihm als etwas Beknechtendes erscheinen. Der Staat und die Kirche lösen sich ihm in lauter einzelne Atome auf. Es scheint ihm eben darum auch unnöthig, zu fragen, ob eine Gemeinde in der Kirche so singe, wie die andere, vielmehr ist es ihm ausgemacht, daß jede, unbekümmert um die übrigen, sich ein Gesangbuch nach ihrem eigenen Geschmacke machen könne. Wie diese subjektive Vernunft sich nicht scheut, zur Rechtfertigung ihrer Verläugnung der Kirchenlehre sich auf die vorgebliche Verschiedenheit derselben von der Bibellehre zu berufen, wie schonend sie auch bei der größten Willkühr noch mit den alten Liedern umgegangen zu seyn meint, und wie unfähig sie ist, sich in den Lebenskreis, aus welchem dieselben hervorgegangen sind, hineinzuversetzen, um sie so zu verändern, wie ihre Verfasser, wenn sie in unserer Zeit lebten, es selbst gethan haben würden, mag die Vorrede des Herrn General-Superintendenten Dr. Bretschneider zu dem von ihm im Jahre 1828 gemachten Gothaischen Gesangbuche, verglichen mit dem Gesangbuche selbst, zeigen. Dort heißt es: „Der Unterzeichnete, durch höchsten Befehl zu diesem Geschäfte beauftragt, ging dabei von dem doppelten Gesichtspunkte aus, daß das Gesangbuch ein Erbauungsbuch für alle Stände, und daß es ein evangelisch-christliches seyn sollte. In letzterer Hinsicht glaubte er sich an die Vorstellungen und Ausdrücke der heiligen Schrift halten zu müssen, ohne einem besonderen, älteren oder neueren Systeme zu huldigen. So wenig er sich daher erlaubte, besonders im ersten Haupttheile (enthält die Lieder über die christliche Glaubenslehre), das der heiligen Schrift Gemäße in den alten Liedern, wie oft in neueren Gesangbüchern geschehen ist, zu verwischen, so sehr hielt er sich doch für berechtigt, Vorstellungen und Ausdrücke, welche bloß der Theologie angehören und nicht der biblischen Religionslehre, zu entfernen. Die Lieder des alten Gesangbuchs, welche einigen Werth zu haben schienen, sind in das neue aufgenommen, und, wie weit es nöthig schien, verbessert worden. Bei den alten geistreichen Liedern, deren Erbaulichkeit die Erfahrung hinlänglich bewährt hat, wurde der Grundsatz festgehalten, sie, so weit es thunlich war, in ihrer ursprünglichen Gestalt und Eigenthümlichkeit zu geben, und nur das, was der Würde des Kirchengesangs und dem gereinigten Geschmacke angemessen war, mit schonender Hand zu verbessern. So z. B. die Lieder: Ist Gott für mich, so trete; Befiehl du deine Wege; Eine feste Burg ist unser Gott; — — —." Nun lese man das letzte dieser Lieder im Gesangbuche nach. Es lautet:

Eine feste Burg ist unser Gott
Und mehr als Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Er wird den Sieg verschaffen.
So böslich auch der Feind
Uns zu erdrücken meint,
So stark mit Macht und List
Er auch gerüstet ist;
Gott spottet seiner Waffen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es kämpft für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Du fragst noch, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ.
Sein Schwert ist Gottes Wort,
Und Gott sein starker Hort;
Er ist zum Sieg geboren.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und droht' uns zu verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Obgleich die Macht der Welt
Sich noch so drohend stellt,
So siegt sie ewig nicht.
Gott hält ihr das Gericht;
Sie wird ihn nicht bezwingen.

Die ihr das Wort des Herrn bekriegt,
Hört, Thoren, auf zu toben.
Es bleibt doch ewig unbesiegt,
Ihm kommt die Kraft von oben.
Ob ihr uns Leib und Gut
Auch raubt mit frechem Muth,
Was habt ihr für Gewinn?
Wir geben es dahin,
Und werden Gott doch loben.

Außerdem folgt noch ein fünfter Vers. Unter dem Ganzen steht als Verfasser: Luther. Das heißt also mit schonender Hand verändern!*) Das heißt sich an die Bibel halten!

Doch wir wollten nicht in's Ausland gehen, sondern die Gesangbuchsconfusion in unserer Kirche an einem kleinen Distrikte von etwa sechs Quadratmeilen des Herzogthums Sachsen nachweisen. Als den Mittelpunkt dieses Distrikts nehmen wir etwa Merseburg an. — Hier finden wir mehr als zwölf verschiedene Gesangbücher: das Hallische Glauchaische, das Hallische städtische, das Hallische reformirte, das Mannsfeldische, das neue Weißenfelsische, das alte Weißenfelsische, das neue Berlinische, das neue Naumburgische, das alte Naumburgische, das Dresdnische, das Freiburgische, das Zwickauische (in der Gegend von Freiburg) u. s. w. Was schadete aber das, wenn nur der Inhalt übereinstimmte? Das ist aber keineswegs der Fall, und wir wollen das zunächst an dem Lutherschen Weihnachtsliede: Gelobet seyst du, Jesu Christ ꝛc. nachweisen.

In Merseburg (dessen Gesangbuch überhaupt noch recht gut ist) singt man dieses Lied in seiner ursprünglichen Gestalt, wenige unbedeutende Veränderungen ausgenommen. In Weissenfels singt man:

1. Gelobet seyst du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist!
Geweiht sey dieser Festtag dir!
Zu deinem Preise singen wir:
Hallelujah!

2. Er, dessen Boten Engel sind,
Lag in einer Kripp', ein Kind.
In unser Fleisch und unser Blut
Verhüllte sich das höchste Gut,
Des Vaters Sohn.

3. Den nie der Welten Kreis umschloß,
Liegt in einer Mutter Schooß.
Er weint in unsrer Sündenwelt,
Der alle Ding' allein erhält.
Gelobt sey Gott.

5. Der Sohn des Vaters, Gott von Gott,
Nimmt auf sich der Sünder Noth.
Nach dieser kurzen Prüfungszeit
Erhebt er uns zur Herrlichkeit.
So hilft uns Gott.

4. Vom Himmel nimmt er seinen Lauf,
Geht, ein Licht des Heils, uns auf.
Es überstrahlt mit Gnad' und Recht
Der Sohn das menschliche Geschlecht.
Gelobt sey Gott.

6. Der uns des Vaters Fülle gab,
Kam zur Erde arm herab.
An Gütern machet er uns reich,
Die ewig sind, uns Engeln gleich.
So hilft uns Gott.

7. O du, der Gnad' um Gnade gibt ꝛc.

Die Unterschrift ist: Luther und Funk.

Eine Stunde davon hat ein Dorf noch das alte Weissenfelsische Gesangbuch, und darin das ursprüngliche Lied:

1. Gelobet seyst du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau, das ist wahr,
Deß freuet sich der Engel Schaar.
Kyrieleis!

2. Des ew'gen Vaters einig Kind
Jetzt man in der Krippen findt.
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ew'ge Gut.
Kyrieleis! ꝛc.

Wieder eine Stunde davon singt man aus dem alten Naumburgischen Gesangbuche in einer Dorfkirche den alten Text. Dieses Dorf ist ein Filialdorf, in dessen Mutterkirche das neue Berlinische Gesangbuch gebraucht wird, in welchem jenes Lied also lautet:

1. Gelobet seyst du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist,
Von einer Jungfrau, ja fürwahr!
Deß freuet sich der Engel Schaar.
Hallelujah!

5. Der Sohn verläßt das Himmelszelt,
Wird ein Gast in dieser Welt,
Und führt uns aus dem Jammerthal
Als Erben in den Freudensaal.
Hallelujah!

7. Das hat er alles uns gethan,
Seine Lieb' zu zeigen an.
Deß freut sich alle Christenheit,
Und dankt es ihm in Ewigkeit.
Hallelujah!

Nahe dabei, in Naumburg, ertönet zu Weihnachten:

2. Dich, unsern Heiland, unsern Herrn,
Sahn die Väter schon von fern
Mit glaubensvoller Zuversicht,
Dich, aller Völker Trost und Licht.
Hallelujah!

4. Jauchzt Himmel, Erde freue dich!
Gott versöhnt die Welt mit sich;
Der Menschen sündiges Geschlecht
Entsündigt er, macht uns gerecht;
Hallelujah!

3. Die Nacht entflieht, der Tag bricht an
Denen, welche nie ihn sahn;
Auf sie, die Finsterniß umgab,
Glänzt Gottes Wahrheit nun herab:
Hallelujah!

5. Gelobet seyst du, Jesu Christ,
Der du uns geboren bist,
Deß freue sich die Christenheit,
Und danke dir in Ewigkeit.
Hallelujah!

Darunter steht: M. Luther, umgearbeitet G. B. Funk. Nach J. A. Rambach (Über Doktor Martin Luther's Ver-

*) Haben es wohl die Heiden mit ihren alten gottesdienstlichen Gesängen so gemacht? „Die Griechen, welche doch so delikat waren, haben zu den besseren Zeiten eben so wenig die alten Gesänge beim Gottesdienste als die alte Musik nach der neueren und feineren Poesie und Musik geändert, sondern in der Beibehaltung der ersten einen Wohlstand für den Gottesdienst gesucht." Ernesti's theol. Bibl. 9, 283.

dienst um den Kirchengesang) ist der Text, den das Weissenfelser Gesangbuch enthält, den ersten Vers ausgenommen, von Klopstock. Der Naumburgische hat Ähnlichkeit mit der Bearbeitung, die Rambach die Zollikoferische nennt, welche den zweiten und dritten Vers in einen zusammengezogen hat. Im Naumburgischen Gesangbuche fehlen zwei Verse des ursprünglichen Liedes. Der erste Vers lautet wie im Weissenfelsischen.

In Pforta wird aus dem Dresdnischen Gesangbuche gesungen:

1. Gelobet seyst du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist.
Es folgte dir von deinem Thron
Der Engel Schaar und sang dem Sohn,
Des Menschen Sohn.

Das ist nach Rambach a. a. O. der erste Vers der Klopstockschen Bearbeitung, die anderen Verse lauten wie im neuen Weissenfelser Gesangbuch.

In Freiburg, eine und eine halbe Stunde davon, singt die Gemeinde am Weihnachtsmorgen auch wieder die Klopstocksche Arbeit, und ganz nahe dabei wird aus dem Zwickauischen Gesangbuche von 1778 das Lied in fast ganz unverändertem Texte gesungen. In Eisleben aber lautet dasselbe so:

1. Gelobet seyst du, Jesu Christ,
Der du uns geboren bist,
Und uns zum Besten lebtest hier,
Preis sey, o Welterlöser, dir;
Auf ewig Dank!

2. Dich, unsern Heiland, unsern Herrn,
Sahn die Väter schon von fern,
Du, aller Völker Trost und Licht,
Du wardst auch unsre Zuversicht.
Gelobt sey Gott.

3. Die Nacht entflieht, der Tag bricht an,
Und zeigt uns der Tugend Bahn;
Auf die, die Finsterniß umgab,
Glänzt Gottes Wahrheit nun herab.
Lob singt dem Herrn.

4. Durch den uns nun geholfen ist,
Der einst richtet, Jesus Christ,
Der Schöpfung Herr kommt in sein Reich,
Erniedrigt sich und wird uns gleich.
Gelobt sey Gott.

Vers 5 und 6. lauten wie V. 4 und 5. im neuen Naumburger Gesangbuch. Ein Vers des ursprünglichen Liedes ist weggeblieben. Hier ist also wieder die Zollikoferische Arbeit gewählt worden, nur V. 1. ist ganz anders.

Es ist unnöthig, auf die Verschiedenheit dieser Texte erst noch aufmerksam zu machen. Wir können uns auch eines Urtheils über die seynsollenden Verbesserungen der ursprünglichen Gestalt dieser Lieder enthalten. Rambach mag es aussprechen a. a. O. S. 179.: „Wie willkührlich, wie gewaltsam ist man nicht, um aus vielen nur ein Beispiel anzuführen, mit dem treffichen Gesange Gelobet seyst du Jesu Christ umgegangen! Wie hat man daran gekrittelt und geschnitzelt! und wie hat fast jeder Herausgeber eines neuen Gesangbuchs, um sein kritisches Talent zu zeigen, zu den Verbesserungen seiner Vorgänger wieder andere Verbesserungen hinzugefügt, so daß dieses Lied kaum noch in zwei Gesangbüchern gleich gelesen und in zwei Städten gleich gesungen wird! (Von den Städten, die in den letzten vierzig oder funfzig Jahren neue Gesangbücher erhalten haben, ist das ganz wahr.) Ich kann mich nicht enthalten, ein Paar der bedeutendsten — Veränderungen zur Vergleichung mit dem Original hieher zu setzen." Er hat die Klopstocksche und Zollikoferische Arbeit abdrucken lassen. Hernach sagt er: „Käme es darauf an, so getraue ich mir zu zeigen, daß die seynsollenden Verbesserungen größtentheils entweder unnöthig, oder der Deutlichkeit hinderlich, oder gezwungen und geziert, oder dem Geist und dem Ton des Originals widersprechend sind."

Wir wollen nun noch das Lied: Erhalt uns Herr bei deinem Wort in den genannten Gesangbüchern nachsehen. Das Merseburgische hat dasselbe mit fast unverändertem Texte und seinen beiden Zusätzen, zusammen sieben Verse. Im Weissenfelsischen lautet es:

1. Erhalt uns Herr bei deinem Wort,
Des Geistes Irrthum treibe fort,
Bewahre uns vor Geisteszwang;
Frei bleibe unser Lobgesang!

2. Dir sey'n die Völker unterthan;
Es weiche falscher Lehrer Wahn
Vor deiner Wahrheit hellem Licht,
Gewalt beugt das Gewissen nicht.

3. Wer anders glaubt und anders denkt,
Sey darum nicht von uns gekränkt.
Von jeder Glaubenstyrannei
Bleib' unser Herz auf immer frei.

4. Durch Gründe nur und nie durchs Schwert
Sey jeder Irrende belehrt;
In Bruderlieb und Schonung nur
Zeig' ihm der Wahrheit sichre Spur.

7. Gott, steh' selbst deiner Kirche bei,
Erhalte die Gewissen frei
Und leite in der Eintracht Hand
Uns alle in ein Bruderland!

Aus den ersten fünf Versen des ursprünglichen Liedes sind sieben geworden. Der Zusatz (die alte Collekte: Verleih' uns Frieden) ist ziemlich unverändert noch hinzugefügt. Das Ganze hat also neun Verse.

Im alten Weissenfelsischen Gesangbuch steht die Urgestalt. Das neue Berlinische Gesangbuch hat:

Erhalt' uns Herr bei deinem Wort,
Sey deinem Volk ein starker Hort,
Wenn deines Sohnes Feinde drohn,
Zu stürzen ihn von deinem Thron.

Beweise deine Macht, Herr Christ,
Du, der du Aller Herrscher bist,
Und schirme deine Christenheit,
Daß sie dich lob' in Ewigkeit.

Gib heilger Geist, du Tröster werth,
Uns einen Sinn hier auf der Erd'
Und hilf uns in der letzten Noth,
Leit' uns zum Leben durch den Tod.

Das alte Naumburgische Gesangbuch hat das reine Lied, im neuen aber heißt es so:

1. Erhalt' uns Herr bei deinem Wort,
Den finstern Irrthum treibe fort,
Bewahr' uns vor Gewissenszwang,
So preist dich unser Lobgesang.

2. Die Völker sey'n dir unterthan u. s. w. (wie im Weissenfelsischen Gesangbuch, nur daß im Naumburgischen das Lied bloß sieben Verse hat, weil der zweite Zusatz weggelassen ist).

In beiden heißt der fünfte Vers:

Wir gehn in Dämmrung, irren bald,
Die Wahrheit übet nicht Gewalt;
Drum soll der Glaub' uns nicht entzwein,
Nein, Fried' und Duldung herrschend seyn.

Das Dresdner Gesangbuch hat:

1. Erhalt' uns Herr bei deinem Wort,
Und steur' der Feinde List und Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Von seinem Thron zu stürzen drohn.

4. Sie sinnen auf ein Frevelstück;
Treib' ihre Tücke, Herr, zurück.
Und wenn du uns von ihr befreist,
Gib ihnen einen bessern Geist.

5. Laß alle Welt erkennen doch,
Du, unser Herr Gott, lebest noch,
Und stehst bei deiner Kirche fest,
Die sich allein auf dich verläßt.

Der sechste und siebente Vers des ursprünglichen Liedes sind bis auf ein Wort unverändert beibehalten.

(Schluß folgt.)

Litterarische Anzeige.

Kritische Untersuchungen über die biblische Chronik. Ein Beitrag zur Einleitung in das A. T. von C. F. Movers, Pfarrer zu Merkum bei Bonn. Bonn, 1834. 8. X u. 342 S.

(Schluß.)

Besonders auf die Stelle 2 Chr. 24, 27. gestützt, zeigt er, wie das dort als Quelle genannte *Midrasch Sepher hammelachim* eine erklärende Überarbeitung des Sepher gewesen sey, welches besonders Reden historischer Personen enthielt, die übrigens wie die eines Livius und Thucydides als fingirte zu betrachten seyen; es sey diese jüngere Bearbeitung der jüdischen Geschichte in ihrer Tendenz eine mehr didaktische als historische, und bilde so den Übergang zu den Apokryphen, auch durch traditionelle Zugaben sey sie erweitert worden. An dieser Hypothese, die uns ungemein an die letzten über das Matthäus-Evangelium zur Sprache gebrachten erinnerte, ist nun aber nicht einmal die Auslegung des Wortes *Midrasch* genau philologisch genommen richtig; *) der übrige Theil derselben ist dergestalt in die Luft hinein gebauet, und muß so sehr die Knoten zerhauen, daß er sich schwerlich auf die Länge wird erhalten können. Denn wie soll man sich so, um nur eines zu berühren, auf irgend genügende Weise die Citate von den Specialschriften in der Chronik erklären? Daß der Verf. diese wenigstens zum Theil als besonders von ihm eingesehene und benutzte Monographien betrachtet wissen wollte, wird doch durch Stellen, wie 2 Chr. 33, 18. 19. wohl unwiderleglich gewiß. Auch ist diese ganze Meinung nur eine feiner ausgedrückte, im Grunde aber doch rationalistische Verdächtigung der Glaubwürdigkeit des Chronisten, dessen Wahrhaftigkeit sich nur durch gewissenhafte Benutzung seiner Quellen, und die Auswahl guter, rein fließender genügend in's Licht stellen läßt. —

Über allen diesen Schattenseiten wollen wir indessen auch die Lichtseiten unseres Buches nicht vergessen. Vortreffliche Beobachtungen hat der Verf. niedergelegt und mit großer Sorgfalt entwickelt in dem Abschnitt „über die Textbeschaffenheit der Chronik" S. 50 ff. Als den gelungensten Theil seiner Arbeit betrachten wir aber den, wo er das Alter der Chronik untersucht, und worin er mit Keil in den Hauptresultaten übereinkommt, diesen aber wohl noch übertrifft in der besonders aus der Sprache und schriftstellerischen Eigenthümlichkeit überzeugend nachgewiesenen Identität des Verf. der Chronik mit dem des Buches Esra (s. besonders S. 17 ff.). Was in mancher Hinsicht hier gegen die Gegner des Alters der Chronik bemerkt ist, verdient alle Beachtung. So ist das über die aus der Quadratschrift entstanden seyn sollenden Varianten Gesagte (S. 32 ff.) sehr gründlich, und mehr in Harmonie mit den neueren trefflichen Untersuchungen über diesen Gegenstand, namentlich von Kopp und Hupfeld, als das, was sich bei Keil S. 47 ff. findet. Mit Vergnügen wird aber der Leser hier den beiden selbstständigen einander parallel laufenden Untersuchungen nachgehen, und in der Übereinstimmung der Resultate nur eine Probe für die Wahrheit derselben wahrnehmen. — Grade jene trefflichen Bestimmungen über das Alter der Chronik hätten aber auch den Verf. nach unserem Dafürhalten im Verfolge seiner Untersuchung davor bewahren sollen, dem Chronisten alles das aufzubürden, was man als gewöhnliche Charaktere der späteren ausgearteteren Geschichtschreibung anzusehen pflegt; denn welch ein Unterschied der Zeit findet denn im Grunde zwischen jener Abfassung und der der Bücher der Könige, die ja auch im Exil frühestens geschrieben seyn können, statt? —

Wir können nur noch schließlich dem Verf. das große Interesse ausdrücken, mit welchem wir seine Arbeit gelesen haben. Gewiß hat seine Erscheinung für viele unserer Leser ein gleiches oder ähnliches, und wir wünschen dem Buche alle die Aufmerksamkeit, die es, von so manchen Seiten aus betrachtet, in reichem Maaße verdient. Bei den vielfachen Verirrungen unserer neueren Kritiker ist ein solcher Beitrag ein jedenfalls schätzbarer, und wir sind schon dankbar, wenn wir auch nur eine Annäherung an das Wahre finden, und irgend einen Einfluß, den die jetzt sich neu gestaltende, vom evangelischen Geiste durchdrungene Theologie ausübt, wahrnehmen.

*) Das Hebräische מִדְרָשׁ bedeutet allerdings nicht gradezu: Buch, wie auch noch Keil a. a. O. S. 254. behauptet, aber auch eben so wenig, wie Movers S. 175. meint: Erklärung, welches nur eine spätere ausschließlich angenommene Bedeutung, sondern: *expositio*, Auseinandersetzung. Daher kann es von jeder Art Schrift gebraucht werden, und sehr instruktiv ist es, wenn Assemani dem Syrischen *madroscho* die Bedeutungen: disputatio, quaestio, meditatio, hymnus und ode zuschreibt (biblioth. orient. t. I. p. 61.). Daher kann denn auch sehr gut gesagt werden: מ" סֵפֶר הַמְּלָכִים als umschreibender Titel: expositio libri regum, und auch einfach: מ" עִדּוֹ, da expositio dann gradezu = liber genommen wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 19. November. № 93.

Die Verschiedenheit der Gesangbücher.

(Schluß.)

In Freiburg wird das Lied so gesungen, wie es in dem eben genannten (Dresdnischen) Gesangbuch steht. Die beiden letzten Verse des ursprünglichen Liedes fehlen auch nicht. Das Mannsfeldische Gesangbuch liest:

1. Erhalt' uns Herr bei deinem Wort,
Und steure deiner Feinde Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Vom Throne frech zu stürzen drohn.

3. Gib, heilger Geist, uns einen Sinn,
Nimm alle Zwietracht von uns hin,
Vor deines Wortes Licht und Macht
Entflieh' des Wahns und Irrthums Nacht.

Nun folgen noch zwei Verse:

5. Sie sinnen auf ein Frevelstück u. s. w.
(wie im Dresdner Gesangbuch.)

6. So werden sie erkennen doch,
Du, unser Herr Gott, lebest noch.
Und stehst bei deiner Kirche fest,
Die sich allein auf dich verläßt.

Das Zwickauische Gesangbuch hat mit einigen Veränderungen denselben Text, der sich im Dresdnischen findet. V. 3. lautet:

Gott, heilger Geist, gib Einen Sinn,
(Gib, heilger Geist, uns Einen Sinn, heißt es im Dresdn. Gesangb.),
Nimm alle Zweifel (Zwietracht, Dresdn. Gesangb.) von uns hin,
Steh' uns bei in der letzten Noth,
Führ uns in's Leben durch den Tod.

Man vergleiche nun das, was in Weissenfels und Naumburg gesungen wird mit der Urgestalt des Liedes, die man eine Stunde davon, wo die alten Gesangbücher noch gebraucht werden, singt, und man wird fragen: Soll denn das dasselbe Lied seyn? In der That: es ist durch mancherlei Zwischengestalten hindurch endlich bis zur völligen Unähnlichkeit mit dem Geiste und den Worten des ursprünglichen Textes gekommen.

Wir begnügen uns mit diesen Nachweisungen. — Dieselbe Verschiedenheit findet sich in den angehängten Gebeten. Im Merseburger Gesangbuch lautet der Anfang eines Gebets nach dem Genusse des heiligen Abendmahls: „Ich lobe dich und preise deinen Namen, du Allerhöchster, daß du mich an dem Abendmahle Jesu Theil zu nehmen gewürdigt hast. So sind denn gewiß meine Sünden von mir genommen; denn ich habe das sicherste Pfand der Liebe, ich habe den Leib, den Jesus für mich in den Tod gab, ich habe das Blut, das Jesus zur Vergebung meiner Sünden vergoß, empfangen. Ach, wie soll ich dem Herrn vergelten alle Barmherzigkeit und Treue, die er an mir gethan hat! So oft habe ich deine Gebote übertreten, so oft den Wirkungen deiner Gnade an meinem Herzen widerstrebt, und zeitliche und ewige Strafe verdient u. s. w." Im neuen Naumburger Gesangbuch fängt ein Communiongebet so an: „Eine heilige Feier hat hier gute Menschen versammelt, Dankbarkeit den andachtsvollen Kreis geschlossen, in den ich jetzt mit Rührung eintrat. Die Stunde ist der erhebenden Erinnerung an einen großen Vollendeten geweiht. — — Wir wandeln gleichsam unter den Entschlafenen, wir weilen am Grabe des göttlichen Erlösers, der die Menschheit durch sein thatenvolles Leben ehrte, der Weisheit, Friede und Ordnung auf die Erde brachte, am Grabe unseres Wohlthäters, Freundes und Lehrers u. s. w." Welch eine Verschiedenheit zwischen diesen Gebeten!

Daß nun eine solche Verschiedenheit der Gesangbücher, hervorgegangen aus dem Verfalle des christlichen Lebens, alle Gemeinschaft der Glieder der Kirche vollends zu vernichten droht, und wegen des entschieden neologischen Inhaltes vieler Lieder der neueren Gesangbücher, dem Unglauben und dem Leichtsinn immer mehr Eingang verschaffen muß, braucht nicht erst gezeigt zu werden.

Wer ein Herz hat für die Gemeinde des Herrn, muß wünschen, daß jener Liederverwirrung gesteuert und der Kirchengesang von den eingedrungenen schlechten Liedern befreit werden möge. Das kann aber nur dadurch geschehn, daß sich die Gemeinden gemeinschaftlich zur Annahme solcher Gesangbücher entschließen, die denselben möglichst ursprünglichen Text der alten und von den neueren Liedern nur solche enthalten, deren Inhalt mit der heiligen Schrift übereinstimmt, und deren Form der nöthigen kirchlichen Würde nicht entbehrt. Wir sagen: einen möglichst ursprünglichen Text der alten Lieder, denn auch wir wollen nicht die absolute Herstellung des alten Buchstabens, obgleich wir die Forderungen der jetzigen Zeit, mit denen sich dieselbe gegen die alten Lieder erhebt, keineswegs alle zuzugeben gesonnen sind. Sie erhebt sich z. B. gegen viele biblische Bilder in den alten Liedern, die doch so unendlich inhaltsreich sind, und von denen ein einziges oft einen ganzen Kreis heiliger Gedanken umschließt, andeutet und erweckt. Unsere Zeit hat sich vielmehr wieder zur Bibel zu wenden, um die Bilder derselben wieder verstehen zu lernen, und in ihnen Eingänge zu den Tiefen der Schrift zu finden. Wir könnten auch zeigen, daß manche Anklagen, welche man gegen die alten Lieder erhoben hat, nicht

weniger gegen manche von den neueren gerichtet werden können. Man hat z. B. über die Unverständlichkeit der alten Gesänge geklagt; was kann aber für Leute aus dem Volke, die, weil sie mit der heiligen Schrift noch bekannt sind, die Gesänge von Paul Speratus und Philipp Nikolai: Es ist das Heil uns kommen her, Wachet auf, ruft uns die Stimme — gar wohl verstehen, unverständlicher seyn, als folgende Verse aus einem Liede über die Engel, welches eins der vorhin genannten neueren Gesangbücher enthält:

Eine Blume läßt die andre — An den Ring der Erdenwelten
An Gestalt und Glanz zurück, — Kettet sich die Geisterwelt.
Und der Wurm erscheint als Riese — Einst nach der Vollendungsstunde,
Vor der Made trübem Blick. — Wenn der dichte Schleier fällt,
Von dem Wurme bis zum Menschen — Einst, wenn wir hinüberschweben
Steiget Schönheit, Kraft und Licht. — Über Grab und Eitelkeit,
Schließet sich die Wesenkette — Reichen Brüder uns die Hände,
Mit dem Menschen? — Ewig nicht. — Brüder in der Ewigkeit.

Was soll es heißen, wenn ein Weihnachtslied von Demme in demselben Gesangbuch singt:

Zum hellen Sternenklange
Ertönen Engel-Lieder ꝛc.?

Man klagt ferner über Abgeschmacktes und Unpoetisches in manchem alten Liede; aber was kann abgeschmackter seyn, als die Erinnerung an den trüben Blick der Made in dem so eben angeführten Gesange? Was kann unpassender seyn, als die Zumuthung an eine Gemeinde, folgende prosaische Exclamationen in der Kirche zu singen, welche ebenfalls in jenem Gesangbuche stehen:

— — — — — — — — — Und der ist groß! Wie viel verscherzen
— — — — — — — — — Spielsüchtige an ihrer Zeit;
Der tolle Spieler! Ach, er wüthet — Nicht dem Beruf sind ihre Herzen,
Selbst gegen sich, und innrer Trug — Dem Spieltisch nur sind sie geweiht,
Macht ihm den Abgrund nicht bewußt, — — — — — — — —
Malt ihm Gewinn, nicht den Verlust. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Er ringt nach Reichthum in der Welt,
Der Thor! — und raubt sich selbst sein Geld.

Aber, wie gesagt, auch wir wollen nicht eine unveränderte Herstellung der alten Lieder, sondern einen solchen Text derselben, wie ihn der Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs, Hamburg bei Perthes 1833, oder das Gesangbuch für die evangelisch-reformirte Gemeinde zu Lübeck von 1832, gegeben haben. — Es fragt sich nur, wer diese gemeinschaftliche Annahme guter Gesangbücher bei den Gemeinden bewirken soll? Jedenfalls können die Geistlichen viel dazu thun. Liebe Brüder, die der Herr berufen hat, seine Heerde zu weiden! arbeitet doch, oder, wenn ihr es bisher schon gethan habt, so fahret doch fort, mit allem Ernste an der Erweckung der Gemeinden zu arbeiten, an die euch der Herr gestellt hat. Werdet nicht müde, zu wirken, in den Häusern nicht weniger, als von der Kanzel durch euer Wort. Stellet die, so euch hören, vor allen Dingen hinein in den Mittelpunkt der göttlichen Heilswahrheiten, der da ist die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Von ihr aus aber lasset sie nach allen Seiten des Kreises hinblicken, und verhaltet ihnen nichts von dem ganzen Rathe Gottes zu unserer Seligkeit. Lasset doch eure Hausbesuche im Namen Jesu geschehen und denen, zu denen ihr kommt, so viel an euch ist, zur Unterweisung und Erweckung seyn. Entledigt euch auch, so viel ihr könnet, der schädlichen Nebenprediger, die beständig in den Häusern sind, während ihr, wenn ihr auch oft kommt, doch nicht stets da seyd, — ich meine der Andachtsbücher voll fleischlicher Sentimentalität und neologischen Geschwätzes, wie jede Messe sie in nicht geringer Zahl immer noch hervorbringt. Wahrlich, wenn es dahin kommt, daß in den Gemeinden überall ein neues christliches Leben erwacht, so werden ihnen auch überall die Augen aufgehen über die schlechten Gesangbücher, wo deren sind, und sie werden dieselben nicht mehr dulden wollen, und das Bedürfniß fühlen, die Gemeinschaft des Glaubens und Lebens, in der sie alsdann unter einander seyn werden, auch durch Herstellung einer, die freie Verschiedenheit nicht ausschließenden, Übereinstimmung im kirchlichen Gesange zu bethätigen. — Wollet ihr euch jedoch damit nicht begnügen, sondern auch direkt auf die Abschaffung des schädlichen Gesangbuchs, unter dessen Last ihr vielleicht jedesmal seufzet, wenn ihr die Lieder zu euren Predigten wählet, hinarbeiten, so gebe euch der Herr dazu Weisheit und Kraft. Wir halten aber dafür, daß in dieser Sache auch die kirchlichen Behörden viel thun können und thun sollten. In der Agendensache ist von dieser Seite her erinnert worden, es sey von jeher als Grundsatz in der christlichen Kirche betrachtet worden, daß es bei der Feier des öffentlichen Gottesdienstes und für die Verwaltung der kirchlichen Handlungen einer feststehenden Ordnung bedürfe, wobei es in die Augen falle, wie viel die Übereinstimmung in den gottesdienstlichen Formen dazu beitrage, das Gefühl der christlichen Gemeinschaft zu erhalten und zu verstärken. Wir stimmen dem von Herzen bei, fragen aber: läßt es sich nicht auch von dem kirchlichen Gesange, von den Gesangbüchern sagen? Bildet es nicht einen Widerspruch mit der Einheit der liturgischen Formen, wenn schon in einem so kleinen Distrikte, wie der vorhin genannte, mehr denn zwölf Gesangbücher gebraucht werden, die ihrem Geiste nach zum Theil total von einander verschieden sind? und in welchem Verhältnisse stehen doch viele Lieder dieses und jenes Gesangbuchs, das neben der Agende gebraucht wird, mit dem biblischen und kirchlichen Inhalte derselben! So heißt es in dem schon mehrmals besonders angeführten Gesangbuche:

Menschen mit der sanften Seele,
Bebt nicht vor der Grabeshöhle,
Zittert nicht, hinab zu sehn ꝛc. ꝛc.
2. Leibesschönheit mag vergehen;
Seelenschönheit muß bestehen,

Blühen für die Ewigkeit.
Sanftmuth, Unschuld, reine Tugend
Kränzt mit immer grüner Jugend,
Lohnt mit Engelseligkeit.

3. Dieses Lebens Traum vergehet,
Tugendwürde nur bestehet;
Reichthum, Ehre bleibt zurück.
Tugend nur ist unvergänglich,
Wie die Gottheit überschwenglich,
Ist und bleibt der Tugend Glück.

Dieses Lied steht unter den Liedern vom Tode, also da, wo man die Lieder zum Todtenfeste zu suchen hat. Hiemit vergleiche man nun die Gebete der Liturgie für diesen Tag, z. B.: „Allmächtiger, ewiger Gott, der du durch den Tod deines Sohnes die Sünde und den Tod zunichte gemacht, und durch seine Auferstehung Unschuld und ewiges Leben wiedergebracht hast, auf daß wir u. s. w.," oder: „Bereite uns mehr und mehr zu einem seligen Ende; namentlich aber in der letzten Todesstunde treibe von uns alle Anfechtungen und vermehre unseren Glauben an deinen Sohn Jesum, daß wir überwinden alle Schrecken des Todes. Wenn dann unsere Ohren nicht mehr hören, so laß deinen Geist Zeugniß geben unserem Geiste u. s. w." Welch eine Verschiedenheit der Form und des Inhalts zwischen jenem Liede und diesen Gebeten! Worauf gründet jenes Lied die Hoffnung der Seligkeit? Auf die Tugendwürde. Die Gebete aber? Auf Jesu Versöhnung. Also offenbarer Gegensatz in der Hauptsache! Wenn wir es uns nun nicht versagen können, die kirchlichen Behörden auf diese Gesangbücher, der Einheit der liturgischen Formen gegenüber, dringend aufmerksam zu machen, und die Sorge für die Herbeiführung einer Übereinstimmung der Gesangbücher unter sich, so wie mit der Sprache und dem Inhalte der Liturgie an's Herz zu legen, so sind wir keineswegs der Meinung, als müsse überall dasselbe Gesangbuch mit denselben Liedern gebraucht werden. Vielmehr scheint auch hier, wie bei der Einführung der Agende, auf die Beibehaltung lang gewohnter provinzieller liturgischer Eigenthümlichkeiten Rücksicht genommen worden ist, neben der Einheit eine Verschiedenheit gestattet werden zu müssen. Wenn nur nirgends die Hauptlieder der Evangelischen Kirche fehlen und überall in derselben möglichst ursprünglichen Textesgestalt zu lesen sind, die neueren Lieder aber, welche aufgenommen werden, ihrer Form nach dem Zwecke des kirchlichen Gebrauchs, und ihrem Inhalte nach der heiligen Schrift und dem Bekenntnisse der Kirche entsprechen, so dürfte es unbedenklich seyn, der Provinz oder der Stadt, die es will, ihr besonderes Gesangbuch zu verstatten, in welches sie Lieder aufnehmen mag, die in den Gesangbüchern anderer Provinzen oder Städte fehlen u. s. w.

Freilich ist in dieser Sache nicht alsbald Alles zu thun möglich. Aber das könnte doch alsbald angeordnet werden, daß eine Gemeinde, die, wie es in jedem Jahre vorkommt, ihr bisheriges Gesangbuch mit einem anderen vertauscht, nicht ein solches wählen dürfte, dessen Inhalt und Form unbiblisch und unkirchlich sind. Und was die, den meisten Gesangbüchern angehängten Gebete betrifft, so scheint es, als ob eine Verfügung zur Entfernung der schlechten alsbald getroffen werden könnte. Wo sich solche finden, da sollten sie bei einer neuen Auflage des Gesangbuchs nicht wieder mit abgedruckt werden dürfen, sondern durch bessere ersetzt werden, denn es kann ja nicht schaden, und keine Verwirrung machen, wenn ein Gemeindeglied, das die neue Ausgabe des Gesangbuchs hat, andere, und zwar bessere Gebete darin liest, als es in den früheren Ausgaben findet.

Schließlich empfehlen wir diese Sache als eine hochwichtige dem Nachdenken und dem Gebete aller Leser dieser Blätter, und sprechen die Hoffnung aus, daß der Herr, der zur Rechten der Majestät in der Höhe sitzt, zugleich aber seiner Gemeinde nahe ist, und nicht abläßt, in ihr zu wirken durch seinen Geist, auch in dieser Angelegenheit helfen und, was seiner Gemeinde nöthig ist, sich selbst Werkzeuge dazu bereitend, zur rechten Zeit herbeiführen werde.

Nachrichten.

(Von der Böhmischen Gränze.)

Schon neulich erwähnte ich, daß Pastor N. in L. vom Wiener Consistorium eines herauszugebenden Katechismus wegen angefochten worden; vielleicht ist es Ihnen lieb, eine genauere Nachricht darüber zu erhalten. — Pastor N. in L. hatte in Böhmischer Sprache einen Katechismus der Helvetischen Confession gemäß zunächst zum Bedarf für seine Gemeinde ausgearbeitet, und an das Consistorium H. C. in Wien eingesendet, damit dieses das Imprimatur ertheilen möchte, ohne welches das Buch nicht im Österreichischen Kaiserstaat gedruckt werden darf. Darauf bekam er die Weisung, dies Werk in's Deutsche zu übersetzen, und dann nochmals nebst dem Böhmischen Original einzureichen. Dies geschah, und als Antwort erhielt er ein hartes, das Buch für untauglich zum Druck erklärendes Urtheil. Da dies aber durch nichts begründet war, so sendete Pastor N. eine abermalige ernstliche Vorstellung ein, und erhielt endlich ein Urtheil, worin man ihm sagte, daß sein Katechismus „zu viele krasse, und mit der erhabenen Würde des höchsten Wesens und der von seinem Sohne geoffenbarten Religion unvereinbare Vorstellungen" enthalte. Da aus diesem Urtheil die Gesinnung des Consistorii und seine Verfahrungsweise gegen ihm nicht gleichgesinnte, orthodoxe Theologen erhellt, so theile ich daraus Einzelnes mit. Zur Begründung dieses Urtheils führte das Consistorium an, daß aus der Schrifterklärung, die sich Pastor N. erlaubt habe, hervorgehe, er sey mit den Fortschritten der Exegese durchaus nicht vertraut geworden; denn wie könne er sonst die Stelle Genesis 1, 26.: Laßt uns Menschen machen, erklären: Gott habe sich gleichsam mit dem Sohn und dem heiligen Geiste berathschlaget, er hätte ja wissen sollen, daß die Worte נעשה אדם nur den Pluralis majestatis enthalten, und wenn auch die alten Theologen diese Erklärung gäben, so dürfe man mit Recht von einem evangelischen Geistlichen erwarten, daß er mit der Zeit im Gebiete seiner Wissenschaft fortschreite. (Grade als ob das Wiener Consistorium der Papst wäre; was das feststellt, soll gelten.)

Weit ärger ist es aber, wenn es das Consistorium als einen Verstoß gegen alle Exegese bezeichnet, daß Pastor N. die Worte רוח אלהים, Geist Gottes übersetzt, weil sie (nach dem Beschlusse des Consistorii)

nichts Anderes besagen, als, ein heftiger Wind habe über dem Wasser getobt!!! Bei der Stelle Gen. 3, 22. soll sogleich und auf den ersten Blick erhellen, daß sie nur ironice zu nehmen ist. Die Erklärung, daß Christus darum im Garten ergriffen werden wollte, damit er die Sünden tilge, welche Adam im Paradiese begangen, wird als tändelnd und spielend und im N. T. ungegründet verworfen u. s. w. — Wenn es nun nach solcher Recension heißt: „Ein gründlich gebildeter Theologe sollte sich solche auffallende Irrthümer nicht zu Schulden kommen lassen," und die Ermahnung folgt, „nach einer gründlicheren Ausbildung zu ringen," so kommt man wirklich in die Versuchung, dies dem zuzurufen, der eine solche Recension abfassen kann.

Darauf sendete Pastor N. eine ausführliche Vertheidigung der angegriffenen Erklärungen ein, worin er zuerst alle einzelnen Punkte aus der Schrift und aus den Bekenntnißschriften untersucht und feststellt, und sodann erklärt, er müsse die ganze Recension als eine dem orthodoxen reformirten Lehrbegriff widersprechende ansehen, wolle aber, wofern man ihm gegründete Irrthümer nachweise, dieselben willig nach der orthodoxen Lehre der symbolischen Bücher seiner Kirche verbessern, und bitte deshalb um nochmalige gründliche Revision seines Buches. Dies geschah im Oktober 1833.

Als er darauf in langer Zeit gar keine Antwort erhielt (wie es scheint, beinah ein halbes Jahr), sendete er noch eine zweite, und als auch hierauf keine Antwort kam, noch eine dritte Vorstellung ein, in welchen er die Gewissensfreiheit verlangte, nichts Anderes glauben zu müssen, als, was das Wort Gottes und die aus demselben abgeleiteten Bekenntnißschriften der Reformirten Kirche lehren. Statt aller Antwort wurde ihm den 28. Juni 1834 ein von dem Consistorium bei dem Kreisamte zu Gitschin ausgewirkter Befehl eingehändigt, kraft dessen ihm ein sechswöchentlicher Hausarrest und Suspension von seinem Amte unter Aufsicht einer Civilwache angekündigt wurde, wegen der in seinen letzten Vorstellungen seynsollenden ehrenbeleidigenden Ausdrücke, und seines nicht zu rechtfertigenden subordinationswidrigen Betragens.

Darauf appellirte Pastor N. an das Landesgubernium in Prag, und hob darin vorzüglich die dem Consistorio obliegende Verpflichtung hervor, den Grundsätzen und Lehren der Helvetischen Confession gemäß zu handeln und zu lehren; sobald es diese Verpflichtung überschreite, so sey es nicht mehr ein Consistorium H. C., und habe keinen Gehorsam mehr zu verlangen. Eine weitere Entscheidung ist in dieser Sache noch nicht erfolgt.

Man sieht daraus, wie tolerant der Rationalismus ist, wo er die Gewalt in den Händen hat; er erlaubt nicht einmal, ein orthodoxes Lehrbuch zu drucken, sondern erklärt nur den Rationalismus für gültig, und wo Abweisungen allein nichts helfen, nimmt er die weltliche Macht zu Hülfe. Man bedenke: Ein reformirtes Consistorium darf sich in einem Lande, wo nur Reformirte und Lutheraner, nicht aber Socinianer geduldet sind, unterstehen, einen reformirten Geistlichen zu suspendiren, weil er reformirte Grundsätze behalten will. Derselbe Rationalismus, der da schreit: Toleranz! Toleranz! will den Glauben nirgends und nie toleriren. Leider ist es anderwärts nicht besser; die Geistlichen mögen leben, lehren, glauben was sie wollen, sie werden nicht angetastet, aber wenn sie anfangen, den Heiland zu bekennen mit Wort und Wandel, und ernstlich in ihren Gemeinden arbeiten wollen, da muß man sie zurechtweisen und strafen, da wird Unruhe und Seelennoth in den Gemüthern, und die soll vermieden werden; die Leute sollen schlafen, damit sie nicht, wenn sie aufwachen, die Blöße und Nacktheit ihrer kirchlichen Behörden erkennen. „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer," spricht Christus Matth. 13, 13., „ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließt vor den Menschen: Ihr kommt nicht hinein, und die hineinwollen, lasset ihr nicht hineingehen."

(Genf. Vorlesungen an der theologischen Schule im Wintersemester $18\frac{34}{35}$.)

Die theologische Schule hatte dieses Jahr einen doppelten schmerzlichen Verlust erlitten. Herr Licentiat Hävernick und Herr Pfarrer Galland haben ihre Stellen aufgegeben; Ersterer ist diesen Herbst wirklich in sein Vaterland zurückgekehrt. Indeß ist seine Professur, die des Alten Testamentes, glücklich wieder besetzt worden durch einen Mann, der unter den christlichen Freunden der Schweiz und des südlichen Deutschlands viele Achtung genießt. Die Professur der praktischen Theologie hofft man mit derjenigen der systematischen Theologie zugleich, da beide noch provisorisch verwaltet werden, diesen Winter definitiv besetzen zu können. Eine angreifende Krankheit nöthigt den Professor Merle, nachdem er den kirchenhistorischen Cursus vollendet, die Zahl seiner Vorlesungen für das nächste Semester zu beschränken. Die Direktion der Schule hofft aber, mit Gottes Beistand, diese und ähnliche Schwierigkeiten auch fernerhin zu überwinden. Folgendes sind die Vorlesungen für den Winter $18\frac{34}{35}$:

Herr Merle d'Aubigné trägt die erste Hälfte der christlichen Glaubenslehre vor, in drei Stunden wöchentlich.

Herr Pfarrer Preiswerk wird den Anfängern die Hebräische Grammatik vortragen, verbunden mit einer cursorischen Lektüre der wichtigsten Abschnitte der historischen Bücher des Alten Testaments, dreimal wöchentlich.

Derselbe wird den Vorgerückteren die Weissagungen des Jesaias erklären, dreimal wöchentlich.

Herr Steiger wird die allgemeine Einleitung in's Neue Testament vortragen, zweimal wöchentlich.

Derselbe wird die kleineren Briefe Pauli erklären (zweiter Cursus), viermal wöchentlich.

Derselbe wird eine Schrift eines der schwierigeren Griechischen Klassiker interpretiren, zwei Stunden wöchentlich.

Die praktischen Predigtübungen leitet Herr Pfarrer Gaussen.

An der Vorbereitungsschule werden ununterbrochen die Lektionen im Griechischen, Lateinischen, und theilweise auch in der Geschichte durch besondere Lehrer in zwei Klassen gegeben, und für den Unterricht in anderen Fächern die gehörigen Anstalten getroffen. Der Cursus in der Vorbereitungsschule kann je höchstens anderthalb Jahre dauern; der theologische dauert regelmäßig drei Jahre und die Aufnahme setzt außer günstigen Zeugnissen ein vollständiges Examen oder testimonium maturitatis voraus. Ein paar neue Stipendien für Französisch redende Studierende der Theologie sind noch vakant.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 22. November. № 94.

Über die Freisprechung der Genie's vom Gesetz.

Das Wort der ewigen Wahrheit spricht: dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben. Aber der jetzt herrschende Zeitgeist spricht: dem Genie ist kein Gesetz gegeben. Der erste Ausspruch enthält eine große Wahrheit; denn der Gerechte stellt das Gesetz Gottes dar in seinem Leben, es leuchtet über seinem Haupt als das Gestirn seiner Liebe, es herrscht in seinem Herzen. Der zweite Ausspruch enthält eine große Lüge, denn welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Der Gerechte wird frei von dem Buchstaben des Gesetzes durch den Glauben; aber das Genie kann nur der Unglaube oder der Aberglaube dieser Zeit vom Gesetz lossprechen.

Der Aberglaube dieser Zeit — klingt das nicht wunderlich? Freilich ja; aber die Extreme berühren sich. Durch dieses moderne, vornehme Sprüchwort können wir den Zeitgeist von seinem Aberglauben überführen. Denn es würde ihm zu schwer fallen, sich von dem Vorwurf des Unglaubens zu reinigen. Man sagt, der berühmte Dichter Byron sey in seiner inneren Zerrissenheit und in seinem geistreichen, bald weichen, bald höhnenden Ausdruck derselben ein Miniaturbild des Zeitgeistes gewesen. Und war nicht Byron ein Ungläubiger, der den Heiligthümern des Menschenherzens Hohn sprechen konnte? Aber war nicht derselbe Byron ein abergläubischer Mann, der auf Vorzeichen hielt, von Gespenstern wußte, und an die Prädestination glaubte? Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn wir den Zeitgeist, der sich in ihm abspiegeln soll, mit demselben Doppelsinn behaftet sehen. Er muß ja abergläubisch seyn, weil er ungläubig ist, denn die Extreme berühren sich. Aber eben darum kann es an Thatbeweisen nicht fehlen. Es stellt sich heraus in den mannichfaltigsten Erscheinungen, daß jetzt die Keime des Aberglaubens aus dem Boden des herrschenden Unglaubens in üppiger Fülle hervorbrechen. Was ist zum Beispiel den meisten unserer Gebildeten nicht alles göttlich? Ein Sonntag: diese Erscheinung ist ihnen allerdings gemein, ohne höhere Würde und Weihe von wegen ihres Unglaubens. Aber eine Sonntag: wie göttlich, wie himmlisch finden sie diese! Mit welchen superstitiösen Floskeln streut man den Heroen unserer Tage Weihrauch! Wie wenig fehlt daran, daß man den bleichen Paganini mit seinem rabenschwarzen Haar als einen Zauberer oder Dämon ausruft! Bei den Heroen sind wir schon angelangt. Göttinnen finden sich in Menge wieder. Es ist die Folge davon, daß man sich abgewandt hat von dem lebendigen Gott und seinem eingeborenen Sohne, denn die Extreme berühren sich. Ja sie berühren sich wirklich, darum lästert man die Majestäten, und spricht zur Abwechselung von angebeteten Monarchen. Wollte sich Jemand die Mühe geben, die Vergötterungsgedichte aus der gegenwärtigen Zeit zu sammeln, so würde sich auch das herausstellen, daß dieses heidnische Priesterwesen schon in den tollsten Unsinn und Pathos übergeht. Und was findet man ferner in dieser Zeit nicht alles ungeheuer? Man erschöpft sich mit diesem Ausruf, als ob es nirgends mehr geheuer wäre. Ungeheuer schön! ruft man aus — kehren nicht also die Grazien wieder? Ungeheuer häßlich! — bezeichnet man nicht so die Erinnyen? Dieser ist groß, jener klein bis in's Ungeheure, denn die alten Riesen leben wieder auf mit den alten Zwergen. Aber warum staunt man denn überall? Weil man nirgends kniet. Das Gefühl, das in seiner Einfalt zur Gottesanbetung berufen ist, will und muß sich geltend machen; darum macht es sich in seiner Zerstreuung und Zerrissenheit dadurch geltend, daß es vor jeder auffallenden Erscheinung andächtelt. Man verschreit die Frömmigkeit als Frömmelei, aber man frömmelt etwa mit einer Rose, mit einer Arie, mit einem Bilde, mit einem Schauspiel, mit einer Visite, mit einem Gelag, oder mit einem Geldsack. Denn nicht bloß in der Sprache, auch im Leben berühren sich diese beiden Extreme. Der Französische Dichter Hugo schreibt einmal fromme, altkatholische Lieder, und läßt ein schwarzes Kreuz darunter drucken, und ein anderes Mal schreibt er obscöne und gräßliche Scenen. Moralische Ungeheuer, Gespenster und Teufel sind die beliebtesten Figuren der jetzigen Französischen Poesie; und man denke nur nicht, die Franzosen seyen erhaben über die Sympathie mit diesen nächtlichen Völkern, obschon sie vor funfzig Jahren schon des Geistes und der Geister spotteten. Die Hölle, die sie in ihren Tempeln ungläubig verlachten, thut sich in ihren Theatern wieder für ihren Aberglauben auf, und sie klatschen mit Zittern. Man hat in Braunschweig einen treuen, evangelischen Prediger unausstehlich gefunden, weil er die Existenz des Teufels lehrte. Aber wenn dort romantische Komödianten einen theatralischen, böcksartigen, klumpfüßigen, oder Göthischen, mephistophelischen Teufel auf die Bühne bringen sollten, so wird man ihn wahrscheinlich willkommen heißen. Man wird ihn vielleicht herausrufen, weil er mit unbeschreiblicher Wahrheit seine Rolle gespielt hat. Den geistigen Teufel, gegen den der Glaube streitet, will der Zeitgeist nicht genannt wissen, aber den gespenstischen Teufel, vor welchem dem Aberglauben die Haut schauert, läßt man gelten. Er ist zeitgemäß.

Dieser Aberglaube unseres Geschlechts zeigt sich jedoch am meisten in der Art, wie man große Genies beurtheilt. Man spricht sie los von dem Gesetz des Herrn. Man emancipirt sie von dem Zwange und Urtheile der Moral. Man hat selber doch noch Moral, man lobt die Moral, man will nur Moral;

die Kirche, die Religion, der Glaube, der Friede, Alles soll Moral seyn, und nichts darüber. Aber die Moral selbst soll nur in den niederen Regionen der Kunst, des Lebens und des Geistes herrschen. Auf jeden Fall soll man die großen Männer, die Heroen nach diesem Maaßstabe des gemeinen Lebens nicht beurtheilen. Sie stehen auf einer ätherischen Höhe; keine Beurtheilung, nur die Bewunderung darf ihren erhabenen Gestalten sich nahen. Je größer sie da stehen an Geist und Thatkraft, desto mehr würde man sich schämen, die Regeln des Katechismus an ihr Leben zu legen. Je mehr sie glänzen und leuchten, desto mehr verstattet man ihnen, irreguläre Kometenbahnen zu durchlaufen. Sie dürfen, wie die Götter Griechenlands, ihre Laster haben, und auf dem Olymp der Hoheit sollen sie dennoch bleiben, und an dem Weihrauch des Lobes soll es ihnen doch nicht fehlen. So will's der Zeitgeist, und seine Kinder reden seine Sprache. Man nimmt es einem armen, mittelmäßigen Schriftsteller von der geistigen Natur eines Clauren schon bedeutend übel, wenn er schlüpfrige Sachen schreibt. Er kann sich ja durch Genialität nicht hinlänglich legitimiren. Wenn aber ein Heine ihn im Unreinen einmal gewaltig überbietet, oder wenn er eine Läſterung ausstößt, neben welcher der alte Voltaire nur als ein Zwergspötter erscheinen würde — das ist etwas Anderes, denn Heine ist ein Genie. Er ist freilich boshaft; aber die Grazien — sagt Menzel — haben ihn doch geküßt; er ist freilich charakterlos, aber er taumelt wie ein Gigant; mag er das Heilige und Strahlende mit höhnender Miene schwärzen, er selber strahlt dabei im Brillantfeuer des originellsten Witzes; mag er mit kaltem Hauch dem Licht und der Liebe entgegentreten, er imponirt durch seine großartige Zerrissenheit; und wäre er auch ein unsauberer Geist, er ist ein Dämon. Das Dämonische erhebt ihn über das Urtheil nach dem Recht und Licht, worunter sich seine Bewunderer selbst noch spießbürgerlich beugen. Sittsame Jungfrauen machen sich Auszüge aus seinen Schriften, gute Gesellschaften besprechen und preisen ihn als ein glanzreiches, litterarisches Phänomen. Davon ist nicht die Rede, daß in diesem Menschen ein herrliches, großes Talent im Engelsturz des Abfalls sich verdüstert, und schwächere Geister mit sich fortreißt; es ist nicht die Bewunderung, welche man einer großen Gottesgabe und Geisteskraft zollen kann, während man um so tiefer ihre Verderbniß und Verunstaltung betrauert. Vor der Erscheinung selbst beugt man sich, obschon sich diese Erscheinung nicht beugt vor ihrem Schöpfer. Man meint bei dem Anschauen solcher Gestalten in eine so vornehme, schauerliche, geheimnißvolle Region gekommen zu seyn, daß man nicht wagen dürfe, hier an das Gesetz Gottes zu denken, geschweige davon zu reden. In der Dämmerung des Aberglaubens macht man sich jeden großen Geist zum Heros, zum Papst, zum Halbgott; man huldigt dem Genie mit begeisterter Hingebung in seiner Immoralität, während man sich selber mit dem Moralischen noch viele Mühe gibt.

Der genannte Dichter ist aber erst nur eine Untergottheit auf dem Olymp, den der Aberglaube dieses ungläubigen Zeitgeistes wiederherstellt, oder vielleicht nur ein Satyr, der am

Fuße des Berges wohnt. Zwei Gestalten machen sich in der Begeisterung ihrer Verehrer die Ehre des Zeus streitig. Unsere Deutschen Genieanbeter haben die Entdeckung gemacht, daß Vater Göthe eine erhabene Jupiterstirne habe. Die Franzosen werden sich aber den Kultus nicht nehmen lassen, den großen Kaiser als ihren Donnerer zu verehren. Viele Cosmopoliten in Europa beugen sich vor dem Einen so tief, wie vor dem Anderen. Freilich würde es auch schwer fallen, wenn ein heidnischer Religionsstreit über die Vorzüge der beiden gekrönten Kronionen entstände, diesen Zwist zu schlichten. Denn der Eine hat die Menge der Buhlschaften, der Andere das Schleudern verheerender Blitze für sich.

Es ist gefährlich, über Göthe ein mißfälliges Wort zu sagen. Pustkuchen hat es schwer büßen müssen, daß er gegen den unsittlichen Geist der Götheschen Werke seine Stimme erhoben hat. Mag dieser große Meister der Deutschen Poesie und Litteratur auf eine würdige, edle und anerkennende Weise beurtheilt werden, wenn zugleich das sittlich Häßliche in seinen Schriften bezeichnet und gestraft wird, so ist es um den armen Recensenten geschehen. Das schöne, tiefe Gedicht des frommen, geistreichen Knapp auf Göthe's Tod ist einzelnen unbedeutenden Schöngeistern, die den Göthe vergöttern, ein Gespött gewesen. Was hat ein solcher Genius wie Göthe mit dem Gesetz zu schaffen! Wie hoch ragt diese geistige Alpe über den Berg Sinai empor! Ist es nicht ein jämmerliches Hundegebell, wenn man an diesem milden Mond der Dichtung Flecken findet! So stehen die Kinder dieser Zeit für ihren Göthe ein. Und es ist allerdings wahr, man könnte dem stattlichen Manne, dem edlen Dichtergreise Unrecht thun, wenn man die Irrfahrten des Jünglings ihm anrechnete. Hat er sie aber etwa mit dem Mißfallen der Weisheit als sündliche Thorheiten der Welt erzählt, oder mit behaglichem Wohlgefallen? Man könnte ihn unbillig beurtheilen, wenn man ihm die Grundsätze seiner moralisch schiffbrüchigen Helden persönlich zur Last legte. Denn er ist ja ein Dichter, der die Menschen darstellen darf, wie sie sind. Aber wo sind denn die Helden seines besseren Herzens, seiner Gottesfurcht und Ehrfurcht vor dem gebietenden, waltenden, rächenden Gesetze des Herrn, um im Gegensatz gegen jene für die Gesinnung des Dichters selbst einzustehen? Man kann nicht leicht die ganze Fülle der hohen Gottesgabe, die in diesem schlichten und großen Manne ruhte, seine königliche Dichterwürde, sein philosophisches Adlerauge, seinen tiefen Natursinn, seine feurige Gelassenheit, die schöne Einfalt seines Ausdrucks ganz nach Gebühr würdigen. Warum sollte man sich nicht der wunderlieblichen, duftreichen Geistesblumen seiner Naturstücke und Lebensbilder freuen, warum sollte man nicht horchen auf die sinnreichen, goldenen Sprüche seiner geistreichen Erfahrung? Bei ihm mag der Künstler das phantastische Schildern, der Philosoph das stolze, dialektische Spiel mit hohlen Formeln, der Theolog das erhitzte, erkünstelte, unwahre Deklamiren, und Jeder in seinem Lebensgebiet das Maaßlose der Überspannung verlernen, und erkennen lernen, daß nur in der Besinnung und Besonnenheit, in der Rückkehr zur Natur und Einfalt Jeder das Höchste und Beste

mit seiner Kraft zu leisten im Stande ist. Welcher Beruf zu einem sinnreichen Propheten der Natur, zu einem Salomonischen Lehrer der Weisheit, zu einem herrlichen Harfenspieler und Sänger der Feste Gottes lag in der Gabe dieses Mannes! Aber durch die Meisterwerke dieses Genies geht ein dunkler Zug hindurch, es ist der Mangel an lebendiger Anerkennung des göttlichen Gesetzes, und der über ihm wachenden, waltenden, segnenden und rächenden Gerechtigkeit. Man thut ihm Unrecht, wenn man ihn obscöner Darstellungen beschuldigt. Noch weniger aber ist Göthe ein frivoler Spötter. Wenn er das Nackte beschreibt, wenn er die Lust besingt, so thut er es nicht mit dem Ausdruck des Lüstlings, sondern mit einer ruhigen, maaßhaltenden Unbefangenheit, als stände er weder unter der Geißel der Begierde, noch unter dem Schwerdt des Gesetzes, als hätte er von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen nicht gegessen, und lebte in paradiesischer Freiheit, ohne durch eine sittliche Weltordnung beschränkt zu seyn. Und wenn er das Kühnste und Verwegenste über göttliche Dinge, oder gegen die Wahrheit redet, so thut er es nicht mit dem satyrischen oder sarkastischen Ringen eines Gegners, nicht mit dem Ausdruck der Bosheit, sondern einer hohen, launigen Naivität. Er stellt sich nicht dem Christenthum bitter gegenüber, sondern behaglich tritt er an seine Seite. Er steht auf einem guten Fuß mit den christlichen Genies seines Zeitalters. Er verachtet den Rationalismus, und achtet den Offenbarungsglauben. Aber er beachtet ihn nicht. Wenn er an's Leben geht oder an's Schreiben, so ignorirt er ihn, so wie das göttliche Gesetz, das er verkündigt. Dann tritt er auf, nicht wie ein antichristlicher Deist des achtzehnten Jahrhunderts, sondern wie ein edler Griechischer Philosoph und Sänger der vorchristlichen Zeit, oder wie ein tiefsinniger Hindu der außerchristlichen Welt. Er spricht die Tiefen des natürlichen Lebens aus, er verklärt die Lüste des natürlichen Lebens als Gesetze; und gibt sich im großartigsten Indifferentismus das Ansehn, als ob er von anderen Gesetzen nicht wüßte. Man hat Unrecht, wenn man eine strenge Scheidung machen will zwischen seinen besseren und schlimmeren Werken in sittlicher Beziehung. Meister ist er in allen seinen Werken, und immer fördert er große Anschauungen zerstreuter und verborgener Dinge zu Tage.

Aber er war kein Prophet, kein Priester des Heiligen, keine sittliche Heroengestalt, kein weiser Vater des Volks und kein zuverlässiger Führer der Jugend; das zeigen seine Werke. Er war noch weniger ein idealisches Idol von Menschengröße, so wie unsere Zeitgenossen ihn machen wollen. Wie maaßlos und wie taktlos ist die Verehrung, womit sie diesem Manne huldigen, der ihnen nichts kräftiger zugerufen hat, als: Haltet Maaß! haltet den Takt! Sie würden es nicht leiden, wenn man ihn ein wenig unter die Engel heruntersetzte, wenn man ihn nach dem Katechismus des großen Luther beurtheilte, oder wenn man diesen Mond zu einem Nebelfleck werden ließ durch die Vergleichung mit Christus, der Sonne des Menschengeschlechts. Jede Zeile, die er geschrieben hat, jeder Zettel von seiner Hand ist eine Reliquie. Seine Faust wird gepriesen als der tiefste Born der Erkenntniß, als eine neue Offenbarung. In der Natur soll er stehen wie ein göttlicher Seher. Er ist eine große Existenz — er soll in uns wohnen, sagt einer seiner Anbeter. Wenn man das von Christus sagt, so nennt es die feine Welt Überspannung, Schwärmerei, dumme Rede, abgeschaffte Meinung, Unsinn. Aber man wird es mit Beifall in ihren Cirkeln als ein tiefes Wort vernehmen, wenn es von Göthe heißt: er soll in uns wohnen. *) Möge ein Anderer die Weihrauchwolke genauer beschreiben, welche vor dem olympischen Brustbilde des großen Dichters dampft.

Diese vergötterte Gestalt ist aber freilich immer noch eine Lichtgestalt neben dem Schatten Napoleon's, vor welchem nicht nur die Franzosen, sondern auch viele Deutsche, denen er einst den Fuß auf den Nacken setzte, Engländer, die er als ewiger Antagonist ihrer Herrlichkeit zu verderben suchte, Italiener, die er am Gängelbande der republikanischen Form unter die absolute Gewalt seiner Haudegen und Unmündigen brachte, das Opfer ihrer Huldigung mit devotem Neigen darbringen. Man kann diesen gewaltigen Charakter allerdings in der edlen Weise des Italienischen Dichters Manzoni loben, der in seinem herrlichen Gedicht über Napoleon das Gericht über seinen Sinn und seine Thaten der Nachwelt anheimstellt, und dann das hohe Geschöpf des Schöpfers, das Riesenmaaß seiner Anlagen, Gaben und Kräfte besingt, wie wenn er etwa einen personificirten Orkan mit staunender Bewunderung beschreiben wollte. Man kann ihn mit dem frommen, tief gemüthlichen Französischen Dichter Lamartine im Contrast seines großen Heldenlaufs mit seinem großen Unglück, als den ruhmgekrönten und schuldbewußten großen Gefangenen auf Helena mit innigem Mitleid betrachten. Man kann weiter gehen und ihn als das scharfsichtige, umsichtige, weitsichtige, ein- und durchgreifende Werkzeug, durch welches die Vorsehung Gottes große Segnungen und Verbesserungen in das bürgerliche Leben der neuesten Zeit eindringen ließ, mit Bewunderung seiner Geisteskraft anerkennen. Man kann ihn als den Mann des Schicksals schauerlich groß finden. Aber alles das genügt dem Zeitgeiste nicht. „Engel oder Dämon, gleichviel, du nimmst uns mit!" so wirft sich der Dichter Victor Hugo zu seinen Füßen nieder. Aber weder Engel noch Dämon ihn zu nennen, wird den Meisten genügen. Er ist der Elias oder Messias der ungläubigen Franzosen, oder besser ihr Muhamed, vielmehr als ihr politischer Reformator. Warum hat sich bis auf unsere Zeit die dunkle Sage erhalten, die bald hier bald dort wieder aufblüht: Napoleon lebe noch? Weil man ihn mit dem Gefühl und Vertrauen eines tiefen Aberglaubens als ein höheres Wesen betrachtet. Er ist für Tausende das erhabenste Muster und Glanzbild menschlicher Größe und Vortrefflichkeit, und in seinem Namen beugen sich Vieler Knie. Daß er in riesenhafter Selbstsucht Menschenwohl und Völkerfrieden mit

*) Pfizer nennt ihn im Musenalmanach für 1835 von Chamisso und Schwab in einem Gedicht über seine Farbenlehre: Fürst der Wahrheit. Wie nahe rückt er ihn dadurch der Würde dessen, der ein König der Wahrheit ist. Über den „Lehrregenten" des Dr. Paulus ragt offenbar dieser Fürst der Wahrheit schon empor.

Füßen trat, daß er im dreifarbigen Heuchlerkleide den Zeitgeist, den Papst und den Koran verehrte, daß er groß war in der durchtriebensten Kunst der Lüge, und diplomatischer Ränke, daß er seinen Franzosen die Constitution zu einer Lüge machte, daß er die Kinder der großen Nation im Schnee zurück ließ, daß er die Verträge mit mißhandelten Fürsten brach, die Wissenschaft lähmte und mit despotischer Kraft sich einen Weltthron errichten wollte, um darauf zu sitzen als der absoluteste Tyrann, das alles kümmert seine Verehrer, selbst die Republikaner und Freiheitsschwindler unter seinen Anbetern nicht. Sie treten lieber in den ärgsten Widerspruch mit sich selbst, als daß sie den Kultus des großen Napoleon's aufgeben sollten. Und nun vollends diesen abergläubischen Vergötterern des schauerlichen Genies dürfte Keiner mit der Erinnerung an das göttliche Gesetz kommen. Napoleon und die zehn Gebote, — es wäre ihnen lächerlich. Er war emancipirt von dem Gesetz der Wahrheit und der Menschenliebe nach ihrer Meinung. Sein Wille war sein Gesetz, und war sein Wille auch hart, rauh, finster wie das Schicksal. Liegt nicht ein Keim der Teufelsanbetung, wie sie sich bei den rohesten Kannibalen findet, in dieser abergläubischen Begeisterung? Aber mit glühendem Scepter hat er ihnen das Maal ewiger Knechtschaft auf den Nacken gebrannt — und so liberal sie sind, so revolutionär sie seyn mögen gegen den Friedensstab des großen Menschensohnes — sie bleiben selbst dem Schatten des bleichen Mannes mit dem kleinen Hut und grauen Mantel in servilster Devotion geknechtet. Der Katholicismus wird in Frankreich verdrängt, der Protestantismus kommt nicht auf, der St. Simonismus macht noch kein Glück — vielleicht würde ein Tempel und Priester des großen Napoleon dort eine große Gemeinde finden.

So spricht man in unserer Zeit die großen Genies frei vom göttlichen Gesetz, denn der Unglaube gegen das Letztere hat den Aberglauben gegen die Ersteren ausgeboren; die Extreme berühren sich.

Aber wie steht der Christ zu diesem imponirenden, vornehmen Geniekultus dieser Zeit, zu seinen Weihrauchwolken und Priestern? Soll er sich seines Glaubens, seines Gottes, seines Christus und seines sittlichen Urtheils ihnen gegenüber schämen? Soll er sich blenden lassen durch das Stirnzeichen, durch das Glanzdiadem, welches die großen Geister ihren Verehrern als den Geistreichen zu Wege bringen? Nein, er mag trauern über jeden menschlichen Genius, der sich im Aufruhr gegen seinen Herrn verfinstert hat, er mag einstimmen in jedes Lob, wodurch der ewige Geist der Wahrheit und der Zucht nicht betrübt wird, er mag und muß sich des verdammenden Gerichtes über die gepriesenen Helden der Zeit begeben. Aber das Salz der Wahrheit, des entschiedensten christlich-sittlichen Urtheils muß er doch einstreuen in die wunde, fleischliche Sentimentalität, womit man glänzende als gute Geister, prophetische Naturen als wahre Propheten, Völkerbändiger als messiasartige Völkerhirten bewundert. Wenn er sagt: der Teufel ist auch geistreich, ein großer Geist, und doch ist er schwarz, häßlich, gemein, und ich hasse und verachte ihn trotz seiner imponirenden Genialität dennoch — so wird man ihn lächelnd bemitleiden, obschon er die Wahrheit geredet. Vielleicht beruft er sich mit etwas mehr Erfolg darauf, daß sein Gott alle diese großen Geister gemacht hat, daß er ihrer ein halbes Dutzend etwa wie eine Hand voll kleiner Funken von seinem großen Schöpfungsheerde über ein Jahrhundert ausstreut, daß dieser Gott, vor dem die großen Geister beschränkte Knaben, und die gewaltigen Tyrannen ohnmächtige Trotzköpfe sind, der Herr aller Geister das Gesetz gegeben hat mit himmlischer Oberherrlichkeit über Große und Kleine, daß Moses auch ein Genie war, aber ein Knecht Gottes, Johannes der Täufer der Größte unter allen vom Weibe geboren, und doch ein Bußprediger, Hiob, Jesaias, Ezechiel die größten Dichter und Tragiker, und doch fromme Beter und dem Worte Gottes unterthan — und daß er es selbst für geistlos, albern und abergläubisch halten müßte, wenn er abweichen wollte von dem Worte dieses großen Gottes im Kreise dieser lichten Heroen des Menschengeschlechts — um mit dem Geiste dieser Zeit hohe Geister mit ihrem ungöttlichen Wesen selbst zu vergöttern. Und ist nicht Christus des Menschen Sohn, der geistige König und Patriarch unseres Geschlechts? Was ist Göthe's manirirte Einfalt gegen die seinige? Was ist Napoleon's dunkle Kraft gegen die lichtweiße Himmelskraft, womit er alle Welt und alle Dämonen, und alle Kräfte der Hölle für immer besiegt hat? Er ist der große Herzog zur Seligkeit, der Alles durchdringende Naturforscher, der die Schöpfung als des Vaters Haus, Werk und Offenbarung erkannt und bezeichnet hat, der Schönste unter den Menschenkindern, und Bildner der höchsten Schönheiten durch Rede, Heilung und Heiligung — in jeder Vortrefflichkeit irgend einer Menschengabe der Erste, der Mensch, in welchem sich alle menschlichen Talente im höchsten Maaß, in reinster Gestalt, in vollkommenster Entwickelung und Harmonie vereinigen, so daß in diesem Menschensohne die Fülle der Gottheit wohnen kann. Er ist der König, und im Bekenntniß seines Namens sollte das Herz des Christen besonders dann hoch schlagen, wenn man verdunkelte, befleckte, fragmentarische Miniaturbilder seiner Geistesgröße vergöttert, und es doch für beschränkt hält, ihn als den Sohn Gottes zu verehren. Wie ganz anders würde die Kirche blühen, wenn Christus so in den Seinen eine Gestalt gewonnen hätte, wie die Menschenfürsten dieser Zeit in den begeisterten Herzen ihrer Verehrer.

Und insofern, als diese Begeisterung für große Persönlichkeiten unserer Zeit eigen ist, kann sie trotz ihrer Verirrung etwas Gutes vorbedeuten. Wenn einmal Christus in dieser lebendigen Art erkannt wird von Vielen, und betrachtet, bewundert, angebetet wird in seiner ganzen Erscheinung — so wird diese Erkenntniß eine andere Fruchtbarkeit des göttlichen Lebens an den Tag bringen als die todte orthodoxe Darstellung Christi nach allen Subtilitäten der Lehre von der communicatio idiomatum. Vielleicht ist die Zeit nahe, in welcher seine göttlich-menschliche Lichtgestalt vor der Welt verklärt wird, so daß ihm sich alle Kniee beugen. Diejenigen aber unter den Enthusiasten dieser Zeit, welche um ihrer bösen Werke willen das Licht hassen, reifen dazu heran, eine Beute falscher, dämonischer Propheten zu werden, die auch im Schooße der Zukunft liegen, und denen die Fehlgeburten jetzt schon vorangehen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 26. November. № 95.

Der Brief Jakobi.

Erste Hälfte: Der Verfasser.

Der nächste, anspruchlose Zweck dieses Aufsatzes besteht darin, unseren Lesern ein Bild aus der apostolischen Zeit vorzuführen, oder vielmehr das Bild, den Abdruck des Geistes, der uns hinterlassen worden, aufzufrischen und in das volle Licht zu setzen, welches die Ökonomie des großen Ganzen, dem es angehört, wie von selbst über dasselbe ausgießt, wenn man ihm einmal seine richtige Stellung aufgefunden hat. Wir wünschen aufmerksam zu machen auf die inneren Verhältnisse des Bildes, damit namentlich ein Theil desselben in seiner wahren Bedeutung erkannt werde, der seit Alters die Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen hat, können aber grade deswegen nicht die übrigen Theile in Schatten treten lassen, so wenig wir auch vorhaben, zu ihrer Auffassung im Besondern einen neuen Beitrag zu liefern. Es ist wichtig genug, daß wie es Andere in anderem Sinne zu ihrer Zeit versuchten, auch wir von unserem Standpunkte aus einem größeren Publikum dasjenige mittheilen, was uns zum Theil als sicheres Resultat der neuesten Forschungen erscheint, und was wir anderentheils zur Berichtigung oder Ergänzung der neuesten Meinungen glauben aus alter Zeit wieder aufnehmen zu müssen. Wir werden uns dabei bemühen, das Gerüst der gelehrten Untersuchungen so viel als möglich durch das lebendige Bild selbst zu verdecken; die vielfache Verschiedenheit der Ansichten über zahlreiche Punkte, sowohl historisch-kritische als exegetisch-dogmatische, aufzuführen, könnte für den Kenner nur überflüssige Wiederholung seyn, dem einfachen Bibelforscher aber nur die zusammenhängende Einsicht erschweren. Das dagegen können wir Keinem ersparen, auf die Frage über den Verfasser des Briefes einzugehen, indem wir glauben, daß die Beantwortung derselben zur Vollständigkeit des Bildes mitgehört, an sich wichtig ist, und auch, nach unserer Ansicht, wie wir sie auseinandersetzen werden, ohne direkte Berücksichtigung der vielen sich kreuzenden Hypothesen, auf biblischem Grund und Boden leicht zu verfolgen ist.

Wir gehen von dem Glauben aus, daß es theils der Gemeinde Christi nicht gleichgültig seyn kann, zu wissen, von wem die Urkunden des Neuen Bundes verfaßt seyen und welche Bürgschaft ihres sicheren Ursprungs die Persönlichkeit der Schriftsteller ihr darbiete, daß sich also auch anderentheils, wenn anders die Schrift sich selbst erklärt und bestätigt, in ihr selbst — in ihrem Ganzen und in ihren Theilen — die gehörige Kunde über die Person der Verfasser in der nothwendigen Vollständigkeit und Klarheit vorfinden muß. Sehen wir in den Neutestamentlichen Büchern auch bloß Schriften, die von den Zeitgenossen, an die sie gerichtet waren, verstanden werden sollten (der Lesekreis der meisten war bekanntlich ziemlich ausgedehnt und mannichfaltig, ohne enge Privatverhältnisse), so müssen wir schon bedeutende Anforderungen historischer Klarheit an sie machen; wie viel mehr, wenn wir überzeugt sind, daß dieselben noch späteren Zeitaltern als urkundlicher Bericht dienen sollten! Ist nun aber die klare Einsicht in die historischen Verhältnisse nur auf dem Wege zu gewinnen, daß wir die anscheinend unbestimmten oder widersprechenden oder lückenhaften Äußerungen jede an ihrem Orte und in ihren Verhältnissen auf's Genaueste erwägen und auf's Schärfste auffassen, so läßt sich an der Nothwendigkeit und der Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens auch keinen Augenblick zweifeln. Dies schließt aber auch ein, daß wir unbedenklich, wo beinahe Alles controvers ist, denjenigen Punkt, der gewiß scheint, zum festen Standpunkt der Untersuchung machen, von da aus rück- und vorwärts gehen, und die übrigen Data anordnen, wenn sie auch für diese Anordnung nur geringere Indicien darbieten, fest überzeugt, daß nur das wahr sey, was sich so als möglich an sich und im Zusammenhange zugleich ergibt, sollte auch das Umgekehrte an sich nicht unmöglich scheinen.

Die feste Thatsache aber ist uns die, daß Lucas, der in der Apostelgeschichte (wie im Evangelium) bis zum Tode des Apostels Jakobus Zebedäi, Bruders des Apostels Johannes, durch die Art der Benennung von diesem Jakobus beständig den Jakobus den Kleineren, Sohn des Alphäus, unterscheidet, *) von dem Tode desselben an (Cap. 12, 1. 2.) sogleich nur noch schlechtweg den Namen Jakobus gebraucht (so noch in demselben Capitel V. 17., ferner C. 15, 13., 21, 18.). Will man also hier den Geschichtsschreiber nicht der größten Verwirrung beschuldigen, so bleibt nur die Annahme möglich, daß von dem Tode des Jakobus Zebedäi an nur noch ein berühmter, allgemein bekannter Jakobus war, den man ohne alle Furcht eines Mißverständnisses schlechthin Jakobus nennen konnte. Wie ist es aber möglich, daß dies ein Anderer war als der zweite Apostel dieses Namens, Jakobus Alphäi? man müßte denn voraussetzen, derselbe sey sogleich nach der Hinrichtung des ersten wie aus der Welt verschwunden.

Die einfache Benennung Jakobus muß von da an allgemein gebräuchlich gewesen seyn. Wir treffen sie nicht nur bei Lucas, sondern auch zweimal bei Paulus. Er sagt, Christus sey „Jakobo" erschienen, hierauf den Aposteln allen (1 Cor. 15, 7.), wo das ausdrückliche allen (beiläufig zu bemerken) der Ansicht nicht ungünstig ist, unter Jakobus sey ein einzelner Apostel

*) Es versteht sich dabei, daß Jakobus Zebedäi des unterscheidenden Beinamens nicht bedarf, wenn er mit Johannes zusammen erscheint.

zu verstehen. Übrigens ist zu beachten, daß Paulus, indem er über die Auferstehung Christi berichtete, nur auf den Fall sich der einfachen Benennung „Jakobus" bedienen konnte, wenn zu seiner Zeit ein Mann vorhanden war, den man schlechthin so zu nennen gewohnt war, dem unbeschadet, daß er zur Zeit der Auferstehung Jesu nothwendig einen Beinamen gehabt haben mußte. Eben so stellt uns Paulus im Briefe an die Galater C. 2, 9 und 12. den Jakobus ohne weitere Bezeichnung als einen höchst einflußreichen Mann, eine Säule der Kirche vor, ja er stellt ihn neben Petrus und Johannes an die Stelle des dritten, nunmehr zum Märtyrer gewordenen Lieblingsjüngers, Jakobus Zebedäi. Nicht weniger beweisend für diesen allgemeinen Sprachgebrauch — der Apostel und apostolischen Schriftsteller wenigstens — ist die Überschrift des Briefes Judä, in der sich der Verf. wieder schlechtweg Bruder des Jakobus nennt. *)

Keine Ausnahme macht die andere Stelle des Briefes an die Galater, C. 1, 19., obgleich wir hier eine Benennung antreffen, die (in solcher Bestimmtheit) fast nirgends im N. T. vorkommt. Hier sagt Paulus von seiner ersten Reise nach Jerusalem in etwas zweideutigen Ausdrücken: Einen anderen Apostel (außer Petro) sah ich nicht, als nur Jakobum, den Bruder des Herrn. Es ist aber jedenfalls klar, warum er es für gut fand, die Person des Jakobus genauer zu bezeichnen. Er spricht nämlich von der Zeit vor dem Tode des Sohns Zebedäi (Geschichte 9, 26—30.), also von derselben Zeit, da auch Lukas sich befleißigt, die verschiedenen Personen dieses Namens zu unterscheiden. Hier entsteht nun die berühmte Frage, wer war dieser Jakobus? war er ein Apostel und bloßer Vetter des Herrn, oder war er ein Sohn Joseph's und Maria's, ein wirklicher Bruder des Herrn?

Bekanntlich wird der Ausdruck Bruder in der Bibel in engerem und weiterem Sinne gebraucht, und kann also an und für sich nichts entscheiden. Nicht entscheidender sind aber auch die anderen Ausdrücke des Paulus. Die Zweideutigkeit der Redensart mit εἰ μή muß zugestanden werden. Anders verhält es sich jedoch, wenn wir die Apostelgeschichte fragen: Wen hat Paulus in Jerusalem gesehen? Lukas berichtet: „Barnabas führte Paulum zu den Aposteln, und er erzählte ihnen u. s. w. Und er war mit ihnen" u. s. w. (C. 9, 27. 28.). Wollen wir hier nicht exegetische Zwangskünste gebrauchen, **) so berichtet Lukas bestimmt, daß Paulus alle Apostel gesehen, die nämlich damals grade zu Jerusalem waren, und wir können also an nicht weniger als wenigstens zwei Apostel denken. Versichert uns nun Paulus selbst, er habe Petrum, und sonst Niemand gesehen als Jakobus, den Bruder des Herrn, so folgt bestimmt, daß auch Jakobus, der Bruder des Herrn, von Lukas (und mithin auch von Paulus) unter die Apostel gezählt wurde.

Das Resultat ist, daß die Apostelgeschichte und die Briefe übereinstimmend nach dem Tode des Sohnes Zebedäi nur noch einen berühmten, angesehenen Jakobus kennen, der kein anderer als der Apostel, der Sohn des Alphäus seyn kann; daß sie denselben in der Regel schlechtweg Jakobus nennen; daß ihn aber Paulus auch einmal „Bruder des Herrn" nennt, nämlich mit Rücksicht auf die frühere Zeit zur Unterscheidung vom Sohn Zebedäi. Wir haben also für die ganze Zeit der apostolischen Kirche (bis zum Briefe Judä) einen einzigen Jakobus, der so ausgezeichnet war, daß alle anderen Jakobus unter den Christen (deren es gewiß viele gab) gegen ihn in Schatten traten, den Apostel und Vetter des Herrn, Jakobus Alphäi.

Und nun sey es vergönnt, einen Blick auf die frühere Zeit zu werfen, auf die Evangelien und den Anfang der Apostelgeschichte. In jenen wird bekanntlich das Verwandtschaftsverhältniß des Jakobus Alphäi zu unserem Herrn genau angegeben. Es ist nämlich kein Zweifel, daß Alphäus und Klopas ein und derselbe Name sind. Unser Apostel Jakobus war also Sohn des Alphäus oder Klopas, des Mannes der Maria, Schwester der Mutter Jesu. S. Markus 15, 40., Matth. 27, 56. und vgl. damit Joh. 19, 25. Mit anderen Worten: Jesus hatte wenigstens zwei Geschwisterkinder, den unbekannten Joses, der auch in diesen Stellen erwähnt wird, und den später so berühmten Apostel Jakobus. Hatte er aber auch leibliche Brüder, Söhne seiner Mutter Maria? War er der Erstgeborene (Matth. 1, 25.) in dem Sinne, daß Joseph nach seiner Geburt mit Maria andere Söhne erzeugte, oder in dem Sinne, daß er zugleich der einzige Sohn Marias war und blieb? Der Beantwortung dieser Fragen können wir uns hier ganz entschlagen. Sie hat auf unsere Untersuchung keinen Einfluß. Gesetzt auch, es haben eigentliche Brüder Jesu und unter ihnen ein Jakobus existirt, wird uns im N. T. von jenen angeblichen Brüdern des Herrn, namentlich jenem Jakobus, nach Gesch. 1, 14. noch ferner etwas berichtet? Berichtet eigentlich gar nichts, — dies vermag Niemand zu läugnen. Diejenigen, welche den berühmten Jakobus für jenen Bruder des Herrn halten, müssen auf ihre eigene Hand hin, ohne alle Gewähr, voraussetzen, daß derselbe sich nach seiner Bekehrung sehr schnell ausgezeichnet, zu hohem Ansehen emporgeschwungen, und den Apostel Jakobus Alphäi völlig verdunkelt habe, Lukas aber dies Alles mit Stillschweigen übergehe, bis er ihn C. 12, 17. plötzlich ohne Weiteres als ein Haupt der Gemeinde zu Jerusalem erscheinen lasse!

Wenn wir nun erwägen, daß Lukas in seiner Geschichte die neu auftretenden Personen genau bezeichnet und besonders auch von den gleichnamigen unterscheidet (vgl. C. 1, 23., 4, 36., 6, 5., 7, 58., 12, 2. 12. 25., 13, 1., 15, 22. u. s. f.), ja, daß er sogar zu Anfang derselben das Apostelregister ausführlich wiederholt, obgleich er es bereits im Evangelium mitgetheilt hat, so werden wir keinen Augenblick anstehen können, jene Hypothese

*) Woraus auch hervorgeht, daß Judas nicht vor dem Jahre 44 geschrieben, noch ein Bruder des Jakobus Zebedäi gewesen seyn kann. Ein solcher hätte sich gewiß auch, zumal nach dem Tode dieses Apostels, vielmehr: Bruder des Johannes, oder: Bruder des Jakobus und Johannes genannt, theils der Deutlichkeit wegen, theils wegen des Ansehens, da er ja an Kleinasiaten schrieb, anderer Gründe zu geschweigen.

**) Die Setzung des Plural, trotz der Einzelnheit der Person, würde sich in dieser Stelle nicht rationell erklären lassen. Zudem war auch vorhin, C. 8, 1., von den Aposteln in Jerusalem die Rede.

unbedingt zu verwerfen und in dem Jakobus C. 12, 17., C. 15 u. s. w. denjenigen anzuerkennen, der (neben dem Jakobus Zebedäi) einzig von Lukas genannt worden war.

Wir verfolgen nun unseren Jakobus Alphäi. Bis zum Tode des Sohns Zebedäi erblicken wir ihn nirgends als hervorragend durch Kraft oder besondere Gaben. Es stellt sich hier sogar eine anziehende, lehrreiche Parallele wie von selber ein. Der Sohn Zebedäi war wie sein Vater und sein Bruder Johannes ein galiläischer Fischer gewesen (Matth. 4, 21.). Als Apostel bildete er mit seinem Bruder und Petrus den engeren Kreis, der sich um den Herrn schloß und durch festeren Glauben und innigere Liebe reif war, einige besondere Offenbarungen seiner Herrlichkeit und seines Versöhnungsleidens zu schauen (Matth. 17, 2., 26, 37.). Diesen Glauben und diese Liebe, verbunden mit einem noch ungeheiligten Eifer, bewährte er auch, wie die beiden genannten Apostel (Luc. 9, 54.), aber nicht ohne sich mit Johannes des Ehrgeizes und der Herrschsucht schuldig zu machen (Marc. 10, 35.). Endlich scheint er mit seinem Bruder um dieses starken, erhabenen Glaubens willen, der ja selbst jener ehrgeizigen Bitte zu Grunde lag, den Ehrennamen Boanerges erhalten zu haben (Marc. 3, 17.). Nur Eins unterscheidet ihn dabei von Petrus und Johannes, daß er nämlich nirgends als eine hervorstechende Persönlichkeit erscheint. Er ist unzertrennlich von seinem Bruder, und scheint diesem hohen, klar gezeichneten Charakter wie mit treuer Liebe verbunden, so auch gewissermaßen untergeordnet gewesen zu seyn. Des Herrn unfehlbares Urtheil hatte trotz dieses Mangels eines besonderen in die Augen fallenden Gepräges auch in diesem Sohne Zebedäi den erwählten Zeugen und Apostel erkannt. Ohne auch jetzt noch in die Augen zu fallen, ergriff er, wie es scheint, das Ruder der vielbedrängten Mutterkirche Jerusalems mit Johannes und Petrus, mit Jakobus Alphäi und vielleicht noch dem einen oder anderen der Apostel vereint. Als die Verfolgung ausbrach, in der Stephanus als der erste Märtyrer des Neuen Bundes fiel, zerstreuten sich die Lehrer, Vorsteher und ausgezeichneteren Glieder der Gemeinde, zu großem Segen für die umliegenden Gegenden, bis nach Phönicien, Cypern und Antiochien. Nur die Apostel, fügt Lukas hinzu, hielten es für ihre Pflicht, der Gefahr die Stirn zu bieten. (C. 8, 1. vgl. V. 4 und 14., C. 11, 1. 19.) Saulus, als er bekehrt nach Jerusalem zurückkam, traf auch wirklich Petrum und den anderen Jakobum an, wie wir oben sahen (C. 9, 27.). Jakobus Zebedäi selbst (mit Johannes) scheint nur durch Zufall ihn nicht gesehen zu haben (sein Aufenthalt in Jerusalem dauerte bloß vierzehn Tage, V. 30., Gal. 1, 18—21.), oder grade auf einer kleineren Rundreise zu den Gemeinden begriffen gewesen zu seyn, ähnlich der, die daselbst von Petrus berichtet wird (C. 9, 32). Das wissen wir, daß die zweite Verfolgung ihn wie jene beiden anderen Apostel wieder auf seinem Posten traf. Der Sohn Zebedäi hatte sein stilles und doch so großes Tagewerk vollendet. Ihn traf die Schärfe der Verfolgung, als Herodes beschloß, die Gemeinde von Jerusalem zu verletzen. Dann sollte noch Petrus fallen, der aber einem anderen Tode bestimmt war. Wunderbar errettet, verließ er für

einige Zeit Jerusalem (C. 12, 1—17.). Dies geschah im Jahr 44 unserer Zeitrechnung.

Jakobus Alphäi blieb bei der verfolgten Gemeinde, nunmehr ihre einzige Stütze und Mittelpunkt. *) Hier tritt er zum ersten Male besonders auf, bis dahin, wie in den Evangelien, so auch in der Apostelgeschichte, immer nur mit den Anderen genannt. **) Auch war er der Mann für diese Zeit des Sturmes, ***) die sich aber so wunderbar und erfreulich für die Kirche durch ihre Befreiung und Vermehrung endigte (V. 19—24.); stille, besonnen, fest und weise, voll Gaben, die Seelen in schwierigen Verhältnissen zu leiten, und mit bündiger Rede scharf und schonend, trocken und lebhaft, wie's nöthig war, zurechtzuweisen und zu belehren. So zeigt er sich in der ersten

*) C. 12, 17. Dies ist Alles, was sich aus der Stelle schließen läßt, nicht etwa, daß er bereits ihr Bischof war.

**) Nach Gal. 1, 18 f. erscheint Petrus als die Hauptperson in Jerusalem, und Jakobus wird so erwähnt, als nenne ihn Paulus nur mit Rücksicht auf seine spätere Bedeutsamkeit: Ich wollte Petrum sehen, und sah sonst Niemand, als (wie im Vorbeigange) Jakobum, den jetzt berühmten „Bruder des Herrn."

***) Daß sie es war, erhellt auch aus dem Umstande, daß Barnabas und Paulus, die während derselben in Jerusalem ankamen, sich lediglich ihres äußerlichen Auftrages entledigten (C. 11, 30., 12, 25), ohne Gelegenheit zu finden (wie es scheint) zu wichtigen Unterredungen und Verhandlungen, obgleich doch Barnabas von seiner Wirksamkeit der Gemeinde zu Jerusalem, die ihn ausgesandt, Bericht und Rechenschaft schuldig war. (S. unten.) Nichtsdestoweniger halten wir die Unbedeutendheit dieser Reise Pauli nicht für den alleinigen Grund, warum er dieselbe im Briefe an die Galater (zwischen C. 1 und 2.) mit Stillschweigen übergeht, wie die besten Ausleger und Historiker es jetzt fassen. Das Hauptmotiv liegt in der übersehenen Verschiedenheit der Tendenz von C. 1. und C. 2. Da die Sache von vielfacher Wichtigkeit ist, erlauben wir uns, den richtigen Gesichtspunkt hier aufzustellen. Paulus will im Ganzen beweisen, seine Lehre sey göttlich, ächt apostolisch. Zu diesem Ende erzählt er C. 1, 11 ff., wie er sie nicht von Menschen, selbst nicht von Aposteln empfangen, sondern, selbst ein Apostel, unmittelbar von Gott. Deshalb habe er sogleich, nachdem er die Offenbarung erhalten, selbstthätig und unabhängig gepredigt, nämlich (was wohl die wenigsten Leser wissen mochten) drei Jahre lang in Arabien und Damaskus, ehe er nur einmal nach Jerusalem zurückgekehrt sey. Aber auch da habe er (er bezeuge es vor Gott) keinen Unterricht empfangen, sondern nach kurzem Aufenthalte eine Missionsreise unternommen, deren Früchte die Brüder in Judäa mit Dank gegen Gott erfüllt habe, obgleich er ihnen (einigen Wenigen in Jerusalem ausgenommen) nicht persönlich bekannt gewesen. Da nun diese neue Missionsreise Pauli, die ein paar Jahre dauerte, mit ihrem glänzenden Erfolge allgemein bekannt war, so hat Paulus auch den Beweis vollendet, daß er ohne menschlichen Auftrag und Unterricht (als Apostel) anfing, evangelisch zu wirken (V. 23. 24.). Daher geht er nun — in derselben chronologischen Erzählung, aber mit Überspringung der Zwischenzeit, fortfahrend — zu der zweiten speciellen Thatsache über: daß er vierzehn Jahre später, wieder auf besondere Offenbarung hin, beschloß, seine Wirksamkeit mit ihren Früchten zu sichern, indem er für dieselbe, welche falsche Brüder bedrohten, die volle Anerkennung der Apostel von Jerusalem einholte (C. 2, 1—10.).

Handlung, die Lucas uns vorführt (C. 15.). Petrus ist nach Jerusalem zurückgekehrt. Aber Jakobus steht diesmal deutlich an Einfluß und Ansehen neben ihm. Dabei haben sich die inneren Verhältnisse der Gemeinde zu Jerusalem kirchlicher ausgebildet. Das Apostelcollegium, wahrscheinlich an Zahl vermindert, führt die höheren Geschäfte nicht mehr ausschließlich, oder doch so vorzugsweise wie früher (C. 8, 14., C. 9, 27., C. 11, 1.). Die Ältesten der Gemeinde, deren Amt bis dahin untergeordneter Natur gewesen zu seyn scheint (C. 11, 30.), erhalten höhere Bedeutung, und erscheinen neben den Aposteln als Leiter und Hüter der Kirche, Bewahrer und Prüfer der Lehre (C. 15, 2. 4. 6.). So hatte die Gemeinde — wahrscheinlich in Folge jener Verfolgungen und Zerstreuungen, größere Selbstständigkeit gewonnen, damit aber wurden auch die falschen Tendenzen entfesselt, die gebunden gewesen waren, und Keime des Zwiespaltes und der Unordnung drohten ihre Frucht zu bringen. Die Hebräischen Christen hatten schon vor langer Zeit auf eine unangenehme Weise bewiesen, wie geneigt sie waren, die Hellenisten (Griechischen Juden) zu übersehen; doch die Apostel hatten eine Abhülfe gefunden und den Klagen der Letzteren Rechnung getragen (C. 6, 1 ff.). Dann, als Petrus zu Heiden ging, verwunderten sich die Christen Judäas über seine That, ließen sich jedoch ruhig über den Grund und Erfolg belehren (C. 11, 1 ff.), und als gleich darauf auswärts Ähnliches geschah, begnügten sie sich damit, daß der treffliche Barnabas hingesandt wurde, von dem Erfolge der Predigt sich zu überzeugen, und die Neubekehrten zu befestigen (C. 11, 20 ff.). Anders gestalteten sich jetzt die Verhältnisse. In der Zwischenzeit von C. 12 bis C. 15., die den Zeitraum vom Jahre 44 bis zum Jahre 50 oder noch später umfaßt, hatten die engherzigen Judaisten — Männer, die sonst nichts Ausgezeichnetes für die Kirche geleistet, weder als Missionare, noch als Vorsteher, noch als Märtyrer, und deren Namen Lucas uns nicht einmal aufbehalten — einen bedeutenden Einfluß gewonnen, und sich noch fester in ihren Ansichten fixirt. Das Presbyterium stellte sich, wie bemerkt, den Aposteln zur Seite; im Presbyterium aber — das zahlreich gewesen seyn muß (C. 15, 12.) — erhoben sich gewiß, wie in der Gemeinde selbst, vorzüglich diejenigen, welche mit dem Christenthum sogar die Form und den ängstlich strengen Geist des Pharisäismus verbanden (s. V. 5 u. 7.). Bereits damals, wie später, gingen von Judäa unberufene Lehrer aus, nicht etwa, um Heiden zu bekehren und zu retten, sondern um den durch Anderer Bemühung bekehrten Heiden die Gesetzesbeobachtung zu predigen als nothwendig zur Rettung (V. 1.); sey es nun, daß diese Menschen bereits von der Gnade Christi abgefallen, in den Werken das Heil suchten, sey es, daß sie dieselbe nie ordentlich erkannt hatten, und die Werke wenigstens als ein nothwendiges Complement des Evangeliums betrachteten. Genug, wir wissen, daß sie von der Kirche zu Jerusalem nicht beauftragt waren, und dieselbe sogar, nachdem sie nähere Kenntniß von der Sache genommen, ihre Wirksamkeit entschieden mißbilligte und als gefährlich bezeichnete (V. 24. vgl. auch Gal. 2, 4.). Die Veranlassung zu der Untersuchung und Berathung war folgende — nach den Berichten des Lucas und Paulus (Gal. 2.). Die falschen Lehrer waren glücklicher Weise mit Barnabas und Paulus zusammengetroffen und hatten von ihrer Seite den gehörigen Widerstand erfahren. In den Gemeinden entstanden Streitigkeiten; Paulus aber erhielt in göttlicher Offenbarung den Befehl, sich selbst nach Jerusalem zu begeben. Es war Zeit, daß der Irrthum, ehe er sich in den neuen Gemeinden einwurzeln und somit auch auf die besser gesinnten Christen Judäas eine mächtige Rückwirkung ausüben konnte, durch eine förmliche Besprechung der beiderseitigen Verhältnisse, wenn nicht gründlich ausgerottet, doch vertragsmäßig bei Seite geschoben und entkräftet wurde. Die Christen aus den Heiden sollten eine Garantie ihrer Freiheit erhalten, Paulus eine Garantie, daß seine Arbeit nicht durch Andere werde verstört werden.

Auch die Gemeinden erkannten diese Nothwendigkeit. Sie ordneten also Paulus, Barnabas und den Heidenchristen Titus förmlich nach Jerusalem ab, um mit den Aposteln und dem dortigen Presbyterium, auf das sich die Irrlehrer wohl am meisten verließen, die Streitfrage zu besprechen. Der Empfang zu Jerusalem ist auffallend, wenn man ihn vergleicht z. B. mit der Art, wie Petrus (C. 11.) die Zweifelnden so schnell überzeugte, und wie es jetzt noch in den judenchristlichen Gemeinden Phöniciens und Samarias, wo die Abgesandten durchkamen, genügte, die Bekehrung der Heiden zu erzählen, um die Skrupel zu zerstreuen und alle Brüder mit Freude zu erfüllen (C. 15, 3.). Nur zu Jerusalem, als sie vor versammelter Gemeinde die großen Thaten Gottes erzählten, und Paulus seine Lehre vortrug, welche so sichtbare Früchte brachte, nur da wagten es Einige, und zwar pharisäisch Gesinnte, diesen Faktis unerschüttert ihr Dogma entgegenzustellen: Man muß sie beschneiden, und das Gesetz Mosis befolgen heißen (V. 4. 5.). Es wurde also eine besondere Versammlung des Kirchenvorstands angeordnet. *) Die stürmischen Eiferer scheinen sich auch da das erste und große Wort angemaßt zu haben. Paulus aber wich auch jetzt keinen Augenblick, um nicht für immer die Freiheit des Evangeliums zu opfern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Darauf geht auch Gal. 2, 2. das κατ' ἰδίαν δὲ, τοῖς δοκοῦσι. Die δοκοῦντες sind hier und V. 6. alle Angesehenen, die ἄνδρες ἡγούμενοι (Act. 15, 22.). V. 6 ff. erklärt sich hienach leicht: Um die Angesehenern bekümmere ich mich nicht; sie fügten auch meinem Evangelium nichts hinzu; sondern gegentheils, sie erkannten mich an, Jakobus und Petrus und Johannes nämlich (an deren Übereinstimmung Paulo allerdings liegen mußte.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 29. November. № 96.

Der Brief Jakobi.

(Fortsetzung.)

Petrus mußte sich erheben und die Streiter erinnern, wie eigentlich die Sache schon längst entschieden sey, — s. C. 10., — wie Gott selbst den Heidenchristen Zeugniß gegeben und ihre Herzen gereinigt habe, so gut als die der gläubigen Juden, wie also dieser neue Versuch, ihnen das unerträgliche Joch aufzuladen, Gott selbst versuchen heiße. Dies brachte erst die räsonnirende Menge zum Schweigen. Barnabas und Paulus konnten auf's Neue die Wunder Gottes an den Heiden preisen. Als sie geendet hatten, schloß Jakobus, offenbar mit großer Kraft und Weisheit, aber auch mit nicht minderer Auctorität die dogmatische Streithandlung. Ohne Rücksicht auf die früheren Reden der pharisäischen Presbyter, resumirte er nur die des Apostels Petrus. „Er hat euch erzählt, wie Gott bereits anfing, sich ein Volk aus den Heiden zu bilden; damit stimmen die Prophezeiungen überein: Israels Hütte fällt; sie wird neu gebaut werden; keiner soll mehr ausgeschlossen seyn; nicht bloß über ein Volk soll der Name Gottes ausgesprochen werden; es gibt kein besonderes Bundesvolk mehr; so weit Gottes Name gepredigt wird, ist es den Menschen gegeben, ohne weitere Bedingung den Herrn zu suchen. Solches ist von Ewigkeit beschlossen und offenbart" (V. 13—18. vgl. C. 10, 34—36. 47 f.). So gewiß es ist, daß Jakobus die Prophezeiung richtig verstand und anwandte, so zweifelhaft möchte es seyn, ob nicht die streitsüchtigen Judaisten gegen diese Auslegung und praktische Anwendung Einwendungen vorgebracht haben würden, hätte nicht die höhere Auctorität des Redners ihnen die Zweifel verboten. Denn wirklich mit Auctorität trägt er auch seine Schlußfolgerung vor: „Deshalb urtheile ich, daß man denen, die sich von den Heiden zu Gott bekehren, nicht unnütz Unruhen errege. Es genügt, daß sie sich dessen enthalten, was den Judenchristen vorzugsweise Anstoß gibt, weil dieselben durch lange, fortgesetzte Übung an die Mosaische Gesetzespredigt gewöhnt, sich nicht davon losmachen können." *)

In dieser Rede des Jakobus sehen wir eine förmliche Billigung der Pauliniſchen Grundsätze im Gegensatze zu der äußeren Gesetzesbeobachtung, wie in dem Beschluß der Apostel und der Ältesten, den sie herbeiführte und dem die Gemeinde beistimmte, einen vollständigen Sieg derselben. Man muß nur erwägen, daß Paulus selbst die absolute Freiheit der Christen vom Ceremonialgesetz nur im Principe absolut vertheidigte, rücksichtlich der Praxis aber überhaupt der Überzeugung war, es müsse Jeder freiwillig, aus Liebe, insoweit seine Freiheit beschränken, daß er nicht seinem Bruder unbilligen Anstoß gebe. Darum ließ er Titum, der mit in Jerusalem war, durchaus nicht beschneiden, darum (sagt er) „gab ich auch nicht einen Augenblick gehorsam nach, damit die Freiheit des Evangeliums bei euch bleibe" (Gal. 2, 3. 5.). Den Geboten und Satzungen mußte man widerstehen; als diese aber für unnöthig erklärt worden waren, konnte und mußte die Liebe so viel nachgeben als nothwendig und billig war (ἐπαναγκές C. 15, 28.), nicht um gerettet zu werden (V. 1.), sondern um wohl zu handeln (V. 29.). Es wäre daher unrecht, zu sagen, Jakobus habe den Vermittler gespielt, in dem Sinne, als hätte er Paulum zu etwas überredet, was demselben fern lag, und sich und seine eigene Ansicht so recht in die Mitte zwischen diesen Apostel und die pharisäischen Christen, seine Ankläger, gestellt. Richtig ist es nur in dem Sinn, daß er, nachdem er den Irrthum der Letzteren eben so bündig als ruhig und weise widerlegt, nun die versöhnende Mitte zwischen den Heidenchristen und den besser gesinnten, nicht im Princip irrenden Judenchristen näher bezeichnete. Denn deutlich liegt in seiner Rede zweierlei: daß die Judaisten ihre Anforderungen aufgeben müßten, nach dem Zeugnisse Gottes in That und Wort; daß die Heidenchristen aber aus Rücksichten auf die Gewohnheit der anderen in bestimmten Punkten nachgeben sollten; wozu Barnabas und Paulus, ja die Heidenchristen selbst, gewiß schon von vorne herein bereit waren (vgl. V. 31.). — Was also Jakobus empfahl, war Behauptung des Rechts und der Wahrheit gegen Feinde und Irrlehrer mit liebender Schonung gegen Schwache, — und davon gab er sogleich in seinem eigenen Vortrage das schönste Beispiel. Die Angemessenheit und umsichtige Weisheit seiner Rede ist allgemein anerkannt. Eben so große Bewunderung und, bei Erwägung aller Umstände, größere noch vielleicht verdient ihre Entschiedenheit.

Man würde sich indeß täuschen, wenn man erwartete, daß die Judaisten sogleich ihre Sache für verloren geachtet hätten. In Jerusalem war dies wohl eher der Fall als in den Umgegenden, wo sie, ohne apostolische Aufsicht, hartnäckig ihr Wesen fortsetzten und sich sogar als Christen aus Jerusalem mit dem Abglanze der apostolischen Würde schmückten. Die Apostel hatten gleich erkannt, es genüge nicht, die Sache in der Theorie zu entscheiden; um die Wahrheit in der Praxis geltend zu machen, reiche weder die mündliche noch die schriftliche Beistimmung zur

*) In der Erklärung von V. 20 und 21. schließen wir uns dem an, was in der Ev. K. Z. 1832 Nr. 52 f. darüber gesagt worden. Das Motiv V. 21. enthält nicht eine Rechtfertigung des Beschlusses vor den Judaisten, sondern eine Erklärung, warum Jakobus, dessen ungeachtet, daß er die Heidenchristen anerkenne, ihnen diese Beschränkung auflege, kurz eine Umschreibung des ἐπαναγκές V. 28. Davon, ob und aus welchem Grunde die Judenchristen das Gesetz beobachten sollten, war gar nicht die Rede.

Lehre des Paulus und Barnabas aus; die Hartnäckigkeit der Judaisten, die nicht Verdächtigung noch Verdrehungen scheuen würden, um ihren Beschluß zu schwächen, verlange, daß zwei ausgezeichnete Lehrer von Jerusalem jene beiden Männer begleiten (C. 15, 22. 27 ff.). So tief saß allerdings, wie Jakobus richtig geurtheilt, die Gewohnheit des Gesetzes festgewurzelt. Silas (Silvanus) blieb sogar längere Zeit mit Paulus und Barnabas in Antiochien (V. 34 f.), und es wäre sehr interessant, zu wissen, ob dasjenige, was Paulus Gal. 2, 11 ff. von einem Besuche des Petrus in Antiochien erzählt, nicht schon in diese Zeit fällt,*) oder erst in die seines späteren Aufenthalts daselbst, Gesch. 18, 22. Trotz dieser chronologischen Ungewißheit bleibt das Faktum, auch für unseren Zweck, immer merkwürdig genug, daß nämlich die Judaisten, einige Zeit nach dem sogenannten Concil von Jerusalem es auf's Neue wagten, sich den Gemeinden aufzudrängen, daß es Leute aus der Kirche und vielleicht der näheren Umgebung des Jakobus (aus dem Presbyterium selbst?) waren, die nach Antiochien kamen und sogar einen Petrus und Barnabas bewegen konnten, gegen ihr besseres Wissen und Gewissen auf heuchlerische Weise sich von den Heidenchristen abzusondern, was freilich dem Beschluß von Jerusalem nicht direkt und dem Buchstaben nach entgegen war, aber doch einen solchen Unterschied zwischen den Heiden- und Judenchristen setzte, daß der Glaube und die Gewissensruhe der ersteren gefährdet wurden, und denselben indirekt die Nothwendigkeit auflegte, nach dem jüdischen Gesetze zu leben (Gal. 2, 12—14.). Diese Bemerkung wirft ein neues Licht auf den oben besprochenen Vortrag des Jakobus und Gemeindebeschluß. Den Heidenchristen sollte freistehen, das Ceremonialgesetz nicht zu halten; nichtsdestoweniger aber dachte kein Apostel daran, die Kirchengemeinschaft zu zerspalten. Ehe die Judaisten nach Antiochien kamen, aß Petrus, wie Barnabas, mit den Heidenchristen, den Unbeschnittenen, und in levitischem Sinne mannichfach Unreinen. Dies Verhältniß an sich war aber schon dem Gesetze Mosis entgegen; der Jude hätte sich selbst dadurch verunreinigt; Paulus nannte es gradezu „heidnisch leben." Der Beschluß von Jerusalem schloß also bestimmt die Aufhebung des Gesetzes ein, nicht für den geborenen Juden als solchen, aber für die Christen als solche. Ein Judenchrist durfte das Gesetz persönlich halten, und es war vielleicht gut, wenn er es that; aber diese Beobachtung war eben zu etwas rein Persönlichem, Subjektivem gemacht, und sollte nicht auf die Gemeinschaft ausgedehnt werden; das Gesetz sollte übertreten und aufgeopfert werden, nicht von Jedem insbesondere, aber so weit es die Gemeinschaft mit den Heidenchristen erforderte. Der Judenchrist durfte sich nicht entziehen z. B. dem gemeinschaftlichen Mahle mit den Unbeschnittenen, wenn er

*) Was für diese Ansicht spricht, ist 1. die längere Dauer des Aufenthaltes Pauli in Antiochien, 2. die bestimmte Erwähnung des Barnabas bei Lucas, 3. die Heftigkeit des Streits Pauli mit Barnabas, Gesch. 15, 39. Und 4. war die Scheu Petri und Barnabä vor den Judaisten natürlicher zu einer Zeit, da die besseren Judenchristen selbst noch nicht lange an den vertrauten Umgang mit Unbeschnittenen gewöhnt waren.

nur sicher war, daß man dabei nichts auftrug, was ihn selbst verunreinigt hätte.*) Dies war der große, geistige Inhalt des Beschlusses von Jerusalem.

Man könnte nun zu der Meinung veranlaßt werden, als habe Jakobus vielleicht nach Abfassung jenes Beschlusses selbst wieder gewankt und die Judaisten mit ihrer falschen Interpretation oder offenen Hintansetzung des Beschlusses begünstigt. Es heißt Gal. 2, 12., dieselben seyen aus seiner Nähe nach Antiochien gekommen; ja, es erhellt, daß noch später die Irrlehrer, welche die Heidenchristen in Galatien gradezu bereden wollten, selbst das Gesetz zu beobachten, welche die Herrschaft über sie zu erlangen suchten (Gal. 4, 17.) und Paulum verdächtigten, bald, als predige auch er **) die Nothwendigkeit der Beschneidung (Gal. 5, 11.), bald, als sey er kein Apostel und predige Menschen zu Gefallen (Gal. 1, 10 ff.), sich eben nicht scheuten, seinem Ansehen das der Apostel zu Jerusalem entgegenzustellen. Es ist aber kein Beweis vorhanden, daß sie nicht auch hierin fälschlich handelten; grade so wie früher. Außerhalb Judäas war es leicht, sich des Namens jener Apostel zu bedienen, wie man wollte; in Jerusalem selbst blieb der Beschluß des Concils unangefochten und in vollen Ehren, so daß wir sogar annehmen dürfen, die pharisäisch gesinnte Parthei daselbst habe seit der Zeit, wenigstens innerhalb des Presbyteriums, abgenommen, was man alles gewiß der ruhigen Festigkeit des Jakobus mehr als irgend einem anderen Apostel zu verdanken hatte. Es ist gut, daß wir hierüber ein Dokument besitzen, zugleich die letzte Erzählung des N. T., in der Jakobus erwähnt wird, Gesch. 21, 17—25.

Paulus hatte seine große Missionsreise vollendet. Überall in Kleinasien, in Macedonien, Hellas, Achaja hatte er Christengemeinden, meist aus Heiden, gestiftet, geordnet, befestigt; das Christenthum zur Weltreligion erhoben; Proconsuln und Asiarchen mit Erfolg gepredigt; und nicht zufrieden mit seiner persönlichen Thätigkeit und derjenigen seiner zahlreichen Gehülfen in den Kirchen und auf den Reisen, abwesend an die Gemeinden Sendschreiben gerichtet, die gewiß bei ihrem bedeutsamen Inhalte und Zwecke bald allgemein bekannt und von größtem Einflusse wurden, na-

*) Dies erklärt: warum den Heidenchristen, Gesch. 15, 20 u. 29, nur gewisse Handlungen verboten werden, nämlich lauter solche, welche die Judenchristen gezwungen haben würden, entweder die Gemeinschaft mit ihnen aufzugeben, oder sich selbst auch durch persönliche Theilnahme (Essen von Blut, von Götzenopferspeisen) zu verunreinigen. Nicht viel anders ist es auch mit der „Hurerei." Traten nämlich Heidenchristen in Gemeinschaft mit dem Götzendienste, — was schon an und für sich höchst bedenklich war — so mußten auch die tolerantesten Judenchristen ihrer Gemeinschaft entsagen. Daß aber ein solches ausdrückliches Verbot nothwendig war, zeigt die Betrachtung, wie leicht einem Griechen Manches als bloße Nationalsitte im öffentlichen oder häuslichen Leben erscheinen konnte, was dem Juden mit Recht oder Unrecht als götzendienerisch galt, z. B. Kränze bei Mahlzeiten, gewisse Feierlichkeiten bei Hochzeiten u. dgl., was alles die kirchliche Gemeinschaft hätte stören müssen, oder den Judenchristen zu wirklicher Versündigung verführt hätte.

**) Das ἔτι ist hier gewiß zu streichen und vielleicht aus C. 1, 10. hieher gekommen. Zu dieser Verdächtigung benutzten die Galatischen Irrlehrer wahrscheinlich die Beschneidung des Timotheus.

mentlich jene Briefe an die Galater und Römer, in denen er sich so offen und bestimmt über das Verhältniß von Gesetz und Evangelium im Allgemeinen und das der Heidenchristen zu den aufrichtigen und den verkehrten Anhängern des Ceremonialgesetzes im Besonderen ausspricht. So kam er (um's Jahr 60 etwa) nach Jerusalem zurück, begleitet von Lucas, Timotheus und anderen Zeugen und Genossen seiner Thätigkeit aus Kleinasien und Macedonien. Aber wie anders war jetzt die Aufnahme, die er bei dem Vorstande der Kirche zu Jerusalem fand, als die frühere! Keine Bedenklichkeit erheischt, daß er erst durch ausführliche Auseinandersetzung seiner Wirksamkeit sie legitimire; kein Zweifel an ihrer Rechtmäßigkeit wird laut. Mit Freuden nehmen ihn die Brüder, sammt seinen zum größten Theile unbeschnittenen Gefährten (vgl. C. 20, 4., C. 21, 28 f.), gleich am Tage der Ankunft auf (C. 21, 17.). Am folgenden Tage versammelt sich das Presbyterium bei Jakobus, die Ankömmlinge treten ein, und die Erzählung Pauli, was Gott unter den Heiden durch seinen Dienst gethan, erweckt diesmal lauter Freude, ohne Widerspruch (V. 18 ff.). Nur einen Wunsch drücken sie ihm jetzt aus, nicht in Bezug auf die Heidenchristen, noch um ihrer eigenen Grundsätze willen, sondern in Bezug auf seine eigene Person, mit liebender Sorgfalt für seinen Ruf, aus Rücksicht auf die Meinung der Menge der Judenchristen. Denn auch sie waren während der Zeit nicht müssig oder ungesegnet geblieben. Zu unzähligen Schaaren, zu Myriaden war das Häuflein der Gläubigen in Jerusalem, Judäa und der Umgegend herangewachsen, die sich jetzt, nach ihrer Gewohnheit, wahrscheinlich zur Feier des Pfingstfestes, in ihrer Hauptstadt zusammengefunden hatten; alle zwar eifrig am Gesetze haltend, aber doch — dem größeren Theile nach wenigstens — bereits erleuchteter und billiger denkend über das Verhältniß der Heidenchristen zum Gesetze. Diese Sache war so ausgemacht, daß Niemand dachte, darauf zurückzukommen, oder von dieser Seite her Widerspruch fürchtete (V. 25.). Nur eins glaubte die Menge von Paulus und hatte sie gegen ihn. Diesen Verdacht hatten vielleicht, wie so manche Andere, seine Feinde, die pharisäischen Irrlehrer absichtlich unter der schlecht unterrichteten Menge verbreitet: Er lehre auch die Juden den Abfall von ihren Gebräuchen.*) Einen solchen Vorwurf, zu verstören, statt zu erbauen, und das zerfallene Alte revolutionär anzugreifen, statt Besseres vorbereitend, das Gericht Gottes geduldig abzuwarten, konnte Paulus nicht auf sich lasten lassen. Mit Recht gaben ihm also die Ältesten und an ihrer Spitze Jakobus den brüderlichen Rath, ihn durch eine offenkundige That zu widerlegen und zu zeigen, wie er selbst sich dem Gesetze nicht zu entziehen denke.

(Fortsetzung im folgenden Heft.)

*) In den Worten τοῖς ἔθεσι περιπατεῖν tritt wohl die Idee des sogenannten Ceremonialgesetzes deutlich abgesondert hervor.

Nachrichten.

Über den religiösen Zustand der Preußischen Rheinlande; aus den zu Amsterdam erscheinenden: Nederlandsche Stemmen over Godsdienst, Staat-, Geschied- en Letterkunde.)

Die Preußischen Rheinlande, die unter Deutschlands schönsten Provinzen eine der ersten Stellen einnehmen, sind auch in mancher anderen Hinsicht als durch ihre schöne Natur höchst merkwürdig. So wie in Deutschland, im Ganzen betrachtet, so steht auch hier der Katholicismus der Reformation gegenüber, und theilt mit ihr das Land: aber die letzte blieb ihrer Berufung an verschiedenen Orten getreu und behielt die ihr anvertrauten Wahrheiten, die anderwärts durch Unglaube und Gleichgültigkeit verfielen, beides in Kirche und Herz. Besonders ist dies wahr in Bezug auf die kleine Strecke, die man mit Recht den Kern dieser Provinzen nennen mag, die lebendigen, wohlhabenden und arbeitsamen Ufer der Wupper, einige Stunden östlich von Düsseldorf, wo Elberfeld, Barmen, Gemarcke, Wupperfeld, Solingen, Kronenberg nnd andere benachbarte Orte gelegen sind, in einem reizenden Thale zwischen den hügelichten Höhen, welche in geringer Entfernung die Wupper umgeben; wohl bevölkert und von dem kleinen Strom, der wie ein Silberdrath sich zwischen den dicht bebauten und bewachsenen, höheren und niederen Feldern hinwindet, empfangend Gesundheit, Fruchtbarkeit, Triebkraft für Fabriken und alle weiteren Vortheile, welche kleinere und größere Flüsse gewöhnlich gewähren.

In einer Zeit, wo in vielen Landen sich die Lehre, die hier seit der Reformation lebendig und rein bewahrt geblieben, mit neuem Leben und mit neuem Eifer erhebt, und dann nicht selten durch abtrünnige Theologen oder gleichgültige Namenchristen als eine neue Sekte, fremde Lehre, unerträgliche Schwärmerei u. s. w. gebrandmarkt wird, verdienen in der That von Seiten der Christen, die den ehrwürdigen Glauben, der ihnen aus dem Zeitalter der Reformation so laut und kräftig entgegenschallt, so frech durch die Welt verhöhnen hören, die Stimmen dieser gläubigen Bewohner des Wupperthales volle Beachtung. Gott selbst verherrlicht sich sowohl in der standhaften Bewahrung des ächten Glaubens, der uns von den Vätern überliefert worden, als in der Erweckung neuen Glaubens, neuen Lebens, in der neuen Ergreifung der von Alters her bekannten Wahrheit.

Besonders aber ziemt diese Aufmerksamkeit uns Niederländern. Es hat seit den Zeiten der Reformation ein enges Band zwischen den Gemeinden dieser Rheinprovinzen und denen unseres Landes bestanden. Die besten Theologen unseres Vaterlandes, selbst diejenigen, welche in unserer Sprache schrieben, wurden hier fleißig gelesen, unsere Sprache war hier sehr bekannt, und einige Gemeinden sind hier sogar durch die Sorge der unsrigen gestiftet. Der fromme Joriſſen hat auch zu ihrem Gebrauch und zum Theil auf ihr Ersuchen seine vortreffliche hochdeutsche gereimte Übersetzung der Psalmen verfertigt. In den Zeiten der Französischen Revolution litten sie eben wie wir durch die Französischen Waffen, und jetzt werden sie durch dasselbe Interesse getrieben, gegen Französische Sprache und Sitten ihre Deutſche Nationalität zu behaupten, wodurch wir unsere Niederländische gegen denselben Feind; während sie unter einer uns befreundeten Regierung leben, und, wie wir dem unsrigen, also ihrem Könige aufrichtig getreu sind und ihn lieben.

Diese Provinzen empfehlen sich dem christlichen Kenner der Geschichte schon vor der Reformation, als das Vaterland von Tauler und Thomas a Kempis, unter denen der erste, einer der größten Deutschen Schriftsteller seiner Zeit, zu den frommen noch unverderbten Mystikern der Katholischen Kirche gehörte; der andere später eine Zierde unseres Vaterlandes wurde, indem er sich in dem Augustinerkloster bei Zwoll aufhielt; ein Mann von ächtem apostolischen Geist und wahrhaft christlichem Wandel.

Die Rheinprovinzen haben auch, eben so wohl wie das übrige Deutschland, Märtyrer der wiederhergestellten Wahrheit gehabt. Adolph Klarenbach und Petrus Fliſtede wurden, nachdem sie mit unerschrockenem Eifer in diesen Gegenden geprediget und ein freimüthiges Zeugniß von Christo abgelegt hatten, unter dem damaligen Kurfürsten und Erzbischof von Köln, der aber nachher selbst der Reformation zuge-

than wurde, und deshalb sein Land verlor, zum Feuer verurtheilt und zu Köln verbrannt. Der Erstere besonders wird der erste Reformator des Bergischen Landes genannt, und wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Glaubenseifers sehr gerühmt. Bald nach ihm setzte ein nicht weniger gelehrter und gebildeter Mann, Konrad Heresbach, das durch ihn begonnene Werk fort. Erst mit Erasmus sehr befreundet, mit dem er viele Berührungspunkte hatte, und der große Achtung gegen ihn äußerte, kam er nach desselben Tode in nähere Beziehung zu Melanchthon, dem er sehr verpflichtet wurde, und einige große Dienste that. Dieser sowohl als Bucer und andere evangelische Prediger aus anderen Gegenden von Deutschland verkündigten hier die Heilslehre mit vielem Segen. Hier lebte nachher der ehrwürdige Joachim Neander, nach welchem die schöne Grotte zwischen Düsseldorf und Elberfeld, an der tief zwischen Felsen und hohem und niederem an ihnen hängenden Gebüsche durchströmenden Düssel, benannt wurde; ein Mann, durch christliche Frömmigkeit, dichterisches Talent und Liebe zur schönen Natur bekannt, der jedoch nicht, wie irriger Weise die Überlieferung meldet, zur Zeit der Reformation vor grausamer Glaubensverfolgung hieher flüchtete, und einige Zeit als Einsiedler im Walde lebte; sondern geboren in Bremen im Jahr 1610, hier verschiedene Jahre kräftig das Evangelium verkündete, und im hohen Alter als Lehrer in seiner Vaterstadt starb. In derselben Neandershöhle hielt auch später Tersteegen religiöse Versammlungen. Später noch, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, lebte der berühmte und nicht weniger gottselige Jung-Stilling Jahre lang zu Elberfeld. Im Wupperthale blieben die christlichen, durch keinen Unglauben befleckten Glaubenswahrheiten lebendig, bis der vaterländische Eifer gegen das Französische Joch den ersten Impuls gab zu neuem Leben auch in der Kirche des früher so begnadigten, im Anfange dieses Jahrhunderts so tief im Unglauben versunkenen Deutschlands; ein erwachendes Leben, das jedoch erst mit der dritten Jubelfeier der Reformation zu einem helleren Selbstbewußtseyn kam. Inzwischen waren in den Rheinlanden auch außerhalb des Wupperthales noch manche treue und lebendige Zeugen der Wahrheit inmitten der Finsterniß geblieben, unter denen der ehrwürdige Prediger Krafft zu Köln noch immer in dem dankbaren Angedenken einer liebenden Gemeinde lebt.

Als die Universität zu Bonn, bei ihrer Stiftung im Jahre 1818, außer einer katholischen auch eine evangelische theologische Fakultät erhielt, offenbarten sich in dieser bald Regungen eines besseren Geistes.

Mit Freude sah das Wupperthal in dem ausgedehnten Deutschen Vaterlande das Christenthum wieder aufleben. Die Unregelmäßigkeiten oder die Unbestimmtheit, welche sonst hie und da mit dem Wiederaufleben verbunden waren, fand man hier nicht, grade so wie ein Gläubiger, der seit Jahren den Weg des Heils kennt, vor vielen Abirrungen der Neubekehrten sicher ist. Doch die treuen Lehrer des Thales fanden sich durch diese erfreuliche Veränderung zu neuem Eifer für das Reich Gottes angetrieben. Der alte, wahrhaft ehrwürdige Prediger Krummacher, ein Mann, dem noch die Zeit der früheren Rechtgläubigkeit im Andenken war, stand in vieler Hinsicht an der Spitze. Seine Predigt ist kraftvoll, ächt reformirt, tief in's Gemüth eingreifend, mannichfach gebildet nach dem Geiste des gottseligen Lampe. Noch zeichnet sich dort nicht wenig aus sein jugendlicher, kraft- und geistvoller, doch allzu bilderreicher und von einem üppigen Vortrage nicht ganz freier Verwandter, F. W. Krummacher von Gemarcke, dessen Predigten auch in unserem Vaterlande im Original und in der Übersetzung in tausenden

von Exemplaren verbreitet worden sind und noch werden. Vor einigen Jahren fanden die Prediger dieser Gegend sich bewogen, zum Zeugniß ihrer innigen Übereinstimmung in dem wieder neu erweckten Geist des Evangeliums und der Reformation, eine Sammlung von Predigten zu veranstalten, von ihrer jedem eine enthaltend, welche unter dem Titel: „Evangelische Zeugnisse aus dem Wupperthale," erschienen ist.

Auch aus anderen Gegenden Deutschlands kommen bei Vakanzen gläubige junge Prediger in das Bergische Rheinland, von welchen sich für die Zukunft herrliche Früchte erwarten lassen. Bibel-, Missions- und Traktatgesellschaften sind dort durchdrungen von dem Geiste des Glaubens, ohne welchen sie ganz nutzlos sind. Die geistlichen Angelegenheiten der Heidenwelt wecken die lebendigste Theilnahme, und nach allen Seiten wendet sich von dort das Auge auf die Orte, wo der Glaube über die frühere Finsterniß Siege erringt. Kein Wunder also, daß der Weltsinn, der Unglaube und die Irrlehre auf's Höchste gegen diese Gemeinden eingenommen sind, und daß der Wupperthaler Mysticismus unter den also Gesinnten durch ganz Deutschland, und leider auch in unserem Lande, sehr übel berüchtigt ist. Doch der Christ freut sich über die geistige Blüthe dieser Gegenden, und bittet, wenn er das Niederländische Laodicea mit ihnen vergleicht, mit verdoppeltem Eifer: Herr, dein Reich komme auch unter uns.

So ist also auch jetzt noch in unserem Vaterlande der Antheil an dem kirchlichen Zustande aller Länder, wo einst die hergestellte Wahrheit blühte, keine unbekannte Sache. Freuten sich nicht die Christen in Niederland, als bei dem Wüthen des Belgischen Aufstandes der so bekannte Prediger Merle d'Aubigné auf der Kanzel im Haag nach Anleitung von Matth. 24. die herrliche Zukunft Christi verkündigte, deren Vorbereitung der Aufruhr der Völker seyn soll? Fanden nicht viele unserer Gläubigen die Gefühle ihrer Herzen wieder in der innigen Weise, womit der ehrenwerthe Prediger zu Hörstgen, Ball, in dem vergangenen Jahre die Herrlichkeit Christi anpries? Auch in diesen Tagen hatten unser einige in einem Freundeskreise das Vorrecht, die Auslegung eines Capitels aus Johannes zu hören aus dem Munde des oben gemeldeten F. W. Krummacher, der sich einige Tage zu Amsterdam aufhielt. Nach Anleitung der Erzählung vom Fußwaschen, durch den Herrn an seinen Jüngern verrichtet, behandelte er mit dem größten Nachdruck ein Lehrstück, nein, das ganze Evangelium, die frohe Botschaft des Heils, die doch allein liegt in der Wahrheit, daß er, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht ist, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Hier waren keine Blumen der Wohlredenheit, sondern die nachdrückliche Verkündigung unseres tiefen Elendes, und unserer herrlichen Erlösung, mit der ernsten Ermahnung an Jeden, sich selbst zu untersuchen, ob er in der That die Kraft von Christi Blut kennen gelernt. — Sicher würden Viele unserer Mitchristen sich erfreut haben über die kräftige Verkündigung dieser Wahrheit, womit die Kirche steht und fällt, und deren lebendige Predigt noch nie unfruchtbar gewesen ist zur Bekehrung der Herzen, da das Wort Gottes nicht ledig zurückkehrt. Und es hat deshalb Viele tief betrübt, daß das Gesuch, diesem geachteten Prediger hiesigen Ortes eine Predigt abzutreten, abgeschlagen worden. Wir wollen Niemanden in demjenigen richten, was er für seine Pflicht hält, doch geben wir zu bedenken, ob dies ein Beweis der so hoch gerühmten Toleranz ist, die, wie man immer vorgibt, in Niederland ihren Thron aufgeschlagen haben soll.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 3. December. № 97.

Der Brief Jakobi.

(Fortsetzung.)

Hiemit enden die biblischen Nachrichten über Jakobus Alphäi, wie auch über seine Gemeinde. So fragmentarisch sie sind, konnten wir doch theils das steigende Ansehen und den wachsenden, segensreicheren Einfluß dieses Apostels, der plötzlich aus der Schaar der Übrigen hervortauchte und bald selbst Petrus und Johannes zu Jerusalem überragte, *) theils seinen Charakter, seine Denkungsart, seine Handlungs- und Redeweise mit ziemlicher Bestimmtheit erkennen. In letzterer Beziehung werden uns diese kanonischen Nachrichten auch als doppelter Maaßstab wichtig, sowohl zur Beurtheilung der kritischen Fragen über den Verfasser und die Ächtheit des Briefes Jakobi — was wir also in unserem folgenden Artikel nicht vergessen dürfen, in Erinnerung zu bringen — als auch zur Prüfung und Sichtung der kirchenhistorischen oder traditionellen Berichte über Jakobus, die wir jetzt noch zu betrachten haben.

Ist der Jakobus, über den die Apostelgeschichte von C. 12, 17. an berichtet, wie wir oben es darlegten, kein Anderer als der Apostel Jakobus, Sohn des Alphäus und Schwestersohn der Mutter Jesu, und traten dagegen die eigentlichen Brüder Jesu — falls sie nämlich, was wir, wie schon oben bemerkt worden, hier unentschieden lassen, überhaupt vorhanden waren — seit ihrer Bekehrung (Gesch. 1, 14.) in völliges Dunkel zurück, — (auf welche Weise, haben wir nicht zu bestimmen) — so läßt sich auch leicht begreifen, wie derselbe Jakobus mit der Zeit, und namentlich von Seiten seiner besonderen Verehrer, der zur Beachtung fleischlicher Verhältnisse vorzüglich geneigten Judenchristen, den ehrenvollen Beinamen: Bruder (Vetter) des Herrn, erhielt. Denn, daß es ein Ehrenname war, erhellt schon daraus, daß er in der Regel schlechtweg Jakobus hieß, und folglich kein Beiname nothwendig war, um ihn, den berühmten Apostel, von anderen Christen und Lehrern desselben Namens zu unterscheiden. Auch ist es merkwürdig, daß von allen apostolischen Schriftstellern dieser Name ihm nie gegeben wird, außer das eine Mal, wo Paulus ihn seinen Verehrern genauer bezeichnet, zum Unterschiede von dem zu jener Zeit noch lebenden Jakobus Zebedäi (Gal. 1, 19.). Auch kann man noch hieher rechnen 1 Cor. 9, 5. *) Es scheint, als hätten sich die heiligen Schriftsteller absichtlich dieses Namens enthalten, da sie in dergleichen keine Ehre suchten (2 Cor. 5, 16.). Und umgekehrt darf man von den Judenchristen, welche die leibliche Verwandtschaft und Bekanntschaft mit Jesu so sehr geltend machten, gewiß annehmen, daß die nahe Blutsverwandtschaft Jakobi mit ihm ihnen höchst wichtig gewesen, und somit der Ehrenname: Bruder des Herrn, bei ihnen wie von selbst in Gebrauch gekommen sey. Diese Bemerkung wendet sich vorzüglich auf die historischen Notizen an, die uns zugekommen sind, und in denen dieser Name überall natürlich in derjenigen Bedeutung genommen werden muß, welche er in der Gemeinde zu Jerusalem hatte.

Bei der Behandlung dieser Nachrichten ist aber eine doppelte Vorsicht nothwendig, deren Vernachlässigung in eine an sich, wie es scheint, klare Sache große Verwirrung gebracht hat. Wir müssen zuerst zwischen den alten traditionellen Berichten selbst und der Art, wie diese Berichte später verstanden oder gedeutet wurden, genau unterscheiden. Dies sagen wir namentlich mit Beziehung auf Eusebius, der hier, wie auch anderwärts, seine Urkunden nicht richtig gefaßt zu haben scheint. Und zweitens muß natürlich zwischen den mehr und den weniger sicheren Nachrichten so unterschieden werden, daß die letzteren, sobald sie den ersteren widersprechen, auch wenn sie gleiches Alters sind, völlig beseitigt werden. Folgendes sind aber die einzelnen Zeugnisse, in der Ordnung, welche die Übersicht am meisten zu erleichtern scheint.

1. Der Jude Josephus erzählt uns den Tod des Jakobus. Der Hohepriester Ananus (Ananias der Jüngere) benutzte den Tod des Römischen Procurators Festus und das Interregnum, das dadurch entstand, bis sein Nachfolger anlangte, um

*) Es ist auffallend, daß die Apostelgeschichte bei den wichtigen Verhandlungen C. 15. des Johannes gar nicht erwähnt, obgleich auch er nach Gal. 2, 9. dem Beschlusse beistimmte. Hatte er vielleicht schon zu Jerusalem seinen Wirkungskreis vorzugsweise unter den Hellenisten gewählt, und daher weniger mit den dortigen Kirchenverhandlungen zu thun, namentlich denjenigen, welche von den Hebräischen Christen angeregt wurden?

*) Der Klimax in dieser Stelle erklärt sich bei weitem am besten, wenn man unter ἀδελ. κυρίου seine Geschwisterkinder, die selbst Apostel waren, und von den Gegnern Pauli sehr hoch geachtet wurden, versteht: „wie die anderen Apostel im Allgemeinen, und namentlich Jakobus und Judas, und selbst auch Petrus.“ Wie dagegen die Brüder des Herrn im eigentlichen Sinne, von denen ja nach der Hypothese unserer Gegner der einzige Jakobus, historischen Nachrichten zufolge, eine hohe Stellung behauptet hätte, hier zwischen die Apostel und Petrum hineinkommen, wäre schwer zu begreifen. Über den Pluralis: Brüder des Herrn, s. unten Nr. 6.

ein Gericht niederzusetzen, vor welchem er den Bruder Jesu, der Christus genannt wird, mit Namen Jakobus, *) und einige Andere der Gesetzesübertretung anklagte und zur Steinigung verurtheilen ließ. Diejenigen Männer Jerusalems aber, welche die vernünftigsten waren, und des Gesetzes kundig, waren mit dieser Handlung unzufrieden, verklagten den Ananus heimlich bei dem Könige Agrippa und dem herbeikommenden Albinus, und bewirkten dadurch seine Absetzung. — Diese Nachricht ist gewiß mit Recht als völlig sicher betrachtet worden, aber mit eben so viel Unrecht als vollständig und pragmatisch. Hier nur einige Bemerkungen, deren Prüfung und Untersuchung Anderen überlassen wird: Josephus konnte nicht nur als Jude Ursache haben, die grausamen Nebenumstände der Hinrichtung zu übergehen, **) sondern mußte besonders als Pharisäer geneigt seyn, die Schuld ganz und gar dem Sadduzäer Ananus zuzuschieben. Er sagt ausdrücklich unmittelbar vorher, die Sadduzäer seyen grausamere Richter als die anderen Juden, und in der Stelle selbst, die Gesetzeskundigen (die Pharisäer und Schriftgelehrten) hätten die Verurtheilung nicht nur gemißbilligt, sondern auch als Hebel zur Entsetzung des Hohenpriesters gebraucht, wobei gewiß der Partheihaß gegen denselben keine unbedeutende Rolle spielte. Es liegt in der Natur der Sache, daß Jakobus, das Haupt der christlichen Gemeinde, auch den Pharisäern nicht so absolut lieb und werth seyn konnte, noch die bloße unrechtmäßige Form der Procedur diesen an Intriguen und Gewaltthätigkeiten gewöhnten Menschen zu solchem Anstoße gereichte, wie man aus Josephus schließen könnte, wenn man sich nur an seine Worte hält; obgleich das allerdings gewiß ist, daß ihnen Jakobus weniger verhaßt seyn mußte, als der sadduzäischen Parthei. Letzteres erhellt aus dem anderen Zeugnisse des Josephus, das Volk (welches bekanntlich pharisäisch dachte) habe in dem Untergange der Stadt Jerusalem eine göttliche Strafe für die Ermordung des Jakobus gesehen, die nicht lange vorher stattgefunden. Noch merkwürdiger ist aber hiebei der Ausdruck des Josephus: τα εἰς Ἰακωβον ... ὑπ' αὐτων τετολμημενα, daß sie sich an Jakobus vergriffen hätten. Dies führt uns auf

2. die Erzählung Hegesipp's, des alten, judenchristlichen Geschichtschreibers (bei Eusebius, K. G. II, 23.). Jakobus, der Bruder des Herrn, sagt er — (über Anderes, s. unten) — sey der Gerechte genannt worden, um ihn von den vielen Männern desselben Namens zu unterscheiden. ***) Er habe ein ascetisches Leben geführt und allein die Erlaubniß gehabt, in das Heiligste einzugehen, auch ein Leinengewand getragen (nach Priesterart). Oft sey er allein in den Tempel gegangen, habe sich niedergeworfen und um die Vergebung der Sünden seines Volkes gefleht. Wegen so großer Heiligkeit habe er den Namen der Gerechte und Oblias, das heiße auf Griechisch Schutzmauer des Volkes, *) erhalten. Es hätten ihn aber Juden aller Sekten oft befragt, worin die christliche Religion bestehe, und auf seine Antwort, daß Jesus der Retter sey, geglaubt, Jesus sey der Messias, er sey auferstanden und werde wiederkommen zum Gericht. Kurz, so viel Juden gläubig worden seyen, sie seyen es alle durch Jakobum geworden. (Wieder eine Übertreibung.) Zuletzt sey ein großer Lärm entstanden unter den Juden (den Häuptern der Nation), den Schriftgelehrten und Pharisäern, die sagten, es fehle wenig, so werde bald das ganze Volk die Wiederkunft Christi erwarten. — Bis hieher bietet die Erzählung, wenn man die leicht erkennbaren Ausschmückungen, wie sie die Judenchristen sich erlaubten, abrechnet, nichts Unwahrscheinliches dar. Das Folgende aber ist so beschaffen, daß man entweder einen offenbaren Widerspruch des Hegesippus gegen Josephus zum Nachtheile des Ersteren annehmen muß, oder beide Schriftsteller aus einander ergänzen. Jenes kann Jeder selbst thun; er braucht nur die Nachricht Hegesipps als fabelhaft völlig zu verwerfen. Dieses ist schwieriger, und es sey deshalb erlaubt, eine muthmaßliche Meinung darüber zu geben. Die Pharisäer, von Eifersucht getrieben, und vielleicht in der Meinung, Jakobus stehe ihnen näher, als wirklich der Fall war, und werde von den Sadduzäern um der Lehre von der Auferstehung willen verfolgt, bekämpften wahrscheinlich gleich beim Beginne der Gerichtsverhandlungen die Anklage des Hohenpriesters Ananus und seinen Antrag auf Steinigung des Jakobus. (Vgl. hiezu als Parallele Gesch. 23, 6—10.; auch C. 5, 34 ff., und nach manchen Interpreten Gal. 6, 12.) In wie weit sie im Gerichte selbst ihren Widerspruch durchsetzten, ist nicht zu bestimmen: die Mitangeklagten (deren sie sich wohl nicht annahmen) wurden wahrscheinlich — und Jakobus selbst vielleicht — zur Steinigung verurtheilt. Aber das eintreffende Fest konnte die Vollstreckung des Urtheils einstweilen verhindern. Und nun machte die pharisäische Parthei einen Versuch, dessen Gelingen zwar zweifelhaft war, aber auch ein doppelter Sieg gewesen wäre. Sie suchten den Jakobus zur Verläugnung Christi zu bereden. Damit hätten sie seinen Ankläger, ihren Feind, auf glänzende Weise zu Schanden gemacht, und zugleich der Sache des Christenthums den empfindlichsten Streich beigebracht. Warum Josephus dieses Zwischenspiel sammt seinem grausamen Schlusse ausgelassen, wurde oben schon angegeben. Die Nachricht des Hegesippus aber erhält erst jetzt einen Sinn, da sonst, wenn keine Verurtheilung und Gefangennehmung Jakobi vorher hinzu-

*) Man fragt hier seltsam, wie Josephus dazu komme, den Vetter Jesu seinen Bruder zu nennen. Aber spricht er nicht auch von ihm, als sey derselbe der einzige Bruder oder Vetter Jesu gewesen? (τὸν ἀδ. Ἰ. .... Ἰακώβος ὄνομα αὐτοῦ.) Er gebrauchte also den gebräuchlichen, den auszeichnenden Namen.

**) Er sagt keineswegs bestimmt: Jakobus mit den Anderen seyen wirklich gesteinigt worden, sondern viel unbestimmter: er ließ sie zur Steinigung abführen. Wir können daher immer vermuthen, die Freunde des Jakobus seyen z. B. wirklich gesteinigt worden, er aber nicht. S. unten.

***) Wir lassen einige Übertreibungen aus, die bedeutungslos sind.

*) Ist diese Erklärung des im Griechischen wie im Palästinensischen gleich dunkeln Namens richtig, so stimmt sie trefflich zu der Meinung des Volkes, die Josephus berichtet.

gedacht wird, das Benehmen sowohl der Pharisäer als des Apostels selbst als wahrhaft sinnlos erscheint. Das Lückenhafte der Tradition darf an sich nicht auffallen, und könnte auch noch dadurch erklärt werden, daß man der außerordentlichen Begebenheit gern noch einen romantischen Anstrich und dem Charakter Jakobus etwas Schwärmerisches verlieh. Sie lautet bei Hegesipp folgendermaßen:

Sie versammelten sich nun und sagten zu Jakobus: „Wir bitten dich, halte das Volk zurück, denn es ist verführt worden, Jesu anzuhangen, als sey er der Christus. Wir bitten dich, Alle, welche auf den Paschatag gekommen sind, rücksichtlich Jesu zu überzeugen. Denn dir glauben wir alle, denn wir und das gesammte Volk geben dir Zeugniß, daß du gerecht bist und kein Ansehen der Person kennst. U. s. w. Stelle dich nun auf das Dach des Tempels, damit du gut gesehen und deine Worte vom Volke leicht gehört werden. U. s. w." Es stellten also die vorbesagten Schriftgelehrten und Pharisäer den Jakobus auf das Tempeldach und riefen ihm zu: „Gerechter, dem wir alle zu gehorchen haben, weil das Volk verführt wird, Jesu dem Gekreuzigten nachzuhangen, verkündige uns, was ist die Religionslehre Jesu des Gekreuzigten?" Und er antwortete mit lauter Stimme: „Was fragt ihr mich über Jesum des Menschen Sohn? Er selbst sitzt im Himmel zur Rechten der großen Macht und wird kommen auf den Wolken des Himmels." Auf dieses Zeugniß Jakobi wurden Viele voll Glaubensgewißheit und lobten Gott und sprachen: Hosianna dem Sohne Davids! Da sagten wieder dieselben Schriftgelehrten und Pharisäer zu einander: „Wir haben übel gethan, daß wir Jesu ein solches Zeugniß verschafften. Aber, wir wollen hinaufgehen, und ihn herunterwerfen, damit sie abgeschreckt werden, ihm zu glauben." Und sie schrien und sagten: „Wehe! auch der Gerechte ist verführt worden." U. s. w. Und sie gingen hinauf und stürzten ihn hinab. Und sie sagten zu einander: „Wir wollen Jakobum den Gerechten steinigen," und sie fingen an, ihn zu steinigen, weil er vom Falle nicht gestorben war, sondern sich umgekehrt hatte und auf den Knieen sprach: „Ich bitte dich, Herr Gott Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." Als sie ihn aber so mit Steinen zu Boden warfen, rief einer der Priester, der Söhne Rechab's, des Sohnes Rechabim's, ... und sagte: „Haltet ein, was thut ihr? der Gerechte bittet für euch." Da nahm einer von ihnen, ein Walker, das Holz, mit dem er die Kleider preßte, und schlug wider das Haupt des Gerechten. Und so starb er als Blutzeuge. Und sie begruben ihn an der Stelle, und noch stehet die Säule beim Tempel. Dieser war ein wahrhafter Zeuge gewesen, sowohl den Juden als den Griechen, daß Jesus der Christ ist. U. s. w. (Eus. h. e. II, 23.)

So unverkennbar diese Erzählung theils eine apokryphische Farbe trägt, theils ausschmückende Zusätze enthält, so ist doch die Frage, ob sie nicht auf historischem Grunde beruhe; der Name Oblias, *) der Umstand mit dem Walker, und daß von der Grabsäule (die man vielleicht nach der Absetzung des Hohenpriesters, und aus Feindschaft gegen ihn errichtete) gesagt wird, sie stehe noch beim Tempel, weisen wohl darauf, daß Hegesipp einer schriftlichen Tradition von hohem Alter folgte. Auch Clemens von Alexandrien berichtet kürzlich dasselbe. Wir gehen zu seinen Zeugnissen über, ehe wir eine andere Stelle des Hegesippus erwägen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Deutung ist höchst wahrscheinlich aus Micha 4, 8. zu entnehmen; vgl. die Erklärung dieser Stelle in dem beinahe im Drucke vollendeten dritten Bande der Christologie.

Anmerk. des Herausg.

Nachrichten.

(Rußland. Bibelgesellschaft.)

Richard Knill, Prediger an der Englischen Kapelle in Petersburg, hat über den Ursprung und die Wiederbelebung der Russischen Bibelgesellschaft in einer öffentlichen Versammlung mehrere anziehende Notizen gegeben, welche zu demjenigen, was S. 635. aus Pinkerton's Schrift entnommen ist, einen neuen Beitrag geben.

Die Brittische Bibelgesellschaft fing im Jahre 1812, grade zu der Zeit, als Buonaparte mit seinen Heeren Moskwa umgab, in Rußland zu wirken an. Ihr Agent Paterson reichte bei dem Kaiser Alexander eine Bittschrift wegen Stiftung einer Bibelgesellschaft für die Protestanten ein (man scheute sich nämlich vor jeder Berührung der Griechischen Kirche). Der Biedermann, welcher das Gesuch übergab, sah, wie es der Kaiser mit Billigung las und sodann auf die gewöhnliche Weise unterschrieb: „Es geschehe also: Alexander." Als der Kaiser das Gesuch zurückgab, sagte er: „Dies ist für die Protestanten, nicht wahr?" — Ja, Ew. Majestät. — „Und wie, sollen die armen Russen die Bibel nicht haben?" — Wenn Ew. Majestät befehlen, war die Antwort. „Gut, so soll sich eine Russische Bibelgesellschaft bilden; diese wird das ganze Reich umfassen." — Die heilige Schrift wurde also eingeführt, und wenn ein armer Bauer nach Haus zurückkam, verbreitete sich das Gerücht durch sein ganzes Dorf: „der und der hat eine Bibel bekommen und ein Testament!" — Was ist das? fragte das Volk. „Was, ein Buch, das von Jesus Christus erzählt, von seiner Geburt, seinem Leben, Leiden und Tod und von der Erlösung, die durch ihn geschehen ist?" Dies zog seine Nachbaren herbei; sie strömten zu, bis das Haus voll war und lasen da abwechselnd, wer lesen konnte, Capitel um Capitel, bis Mitternacht, zuweilen bis Tagesanbruch. Und die Anderen hörten begierig zu. Wenn das Volk mit solchem Verlangen die Bibel liest und hört, sollte da keine Wirkung hervorgehen? Ja es zeigten sich Wirkungen! Heilige wurden erbaut und Sünder selig gemacht.

Endlich erregten diese Vorgänge Lärm; Manche fürchteten, die Leute möchten ihren altväterlichen Gottesdienst verlassen. Zuletzt wurde die Bibelvertheilung verboten, das Haus der Bibelgesellschaft verschlossen, der übrige Vorrath an einen Ort gebracht, welcher dem Dr. Paterson als Küche gedient hatte, und einem schwachen Greise die Aufsicht darüber anvertraut. Dort wurde ein Theil von den Würmern zerfressen und ein anderer verfaulte in der Nässe; denn der Schrecken, welcher das Volk ergriffen hatte, war so groß, daß trotz einer Verordnung, wodurch für Bibeln, Testamente und Psalter ein bestimmter Preis festgesetzt wurde, kein Mensch etwas kaufen wollte.

Am 29. Juli 1828 gefiel es Gott, die Thüren des Magazins, wo die köstlichen Bücher mehrere Jahre verschlossen gelegen hatten, zu öffnen, und sie auf folgende Weise in Bewegung zu bringen. Im Finnischen Meerbusen liegt eine Insel, Hochland, von etwa 500 Seelen bewohnt. Ein frommer junger Lutheraner hörte von ihrer Lage, besuchte sie und predigte ihnen das Evangelium. Sie nahmen ihn wie einen Boten vom Himmel auf, baten ihn dringend, bei ihnen zu bleiben und versprachen ihm von ihrer Armuth, was sie vermöchten, zu geben: Fische, Öl und Lichter. Damit konnte er natürlich nicht auskommen und begab sich nach Petersburg, um die Hülfe christlicher Freunde in Anspruch zu nehmen. Die Englische Gemeinde übernahm es, seinen Unterhalt zu bestreiten. Als Prediger Knill damit beschäftigt war, seine Sachen einzupacken und eben eine Anzahl Bibeln in die Kiste legen wollte, kam eine Bäuerin herein. Auf die Frage, ob sie lesen könne? antwortete sie: ja, Finnisch. „Finnisch?" sagte der Pfarrer, „da ist eine Finnische Bibel: lies sie." Sie nahm sie, las darin und gab das Buch zurück. „Hast du eine Bibel?" Nein, ich habe keine; ich hatte nie genug, mir eine zu kaufen. „Wie viel Geld hast du?" Nur einen Rubel. „Nun, ich will dir diese Bibel dafür geben." Sie sah den Pfarrer ungläubig an. „Es ist wirklich so," bekräftigte er, du sollst sie für einen Rubel haben." Mit unbeschreiblicher Freude nahm sie das Buch, drückte es an ihre Brust und Thränen strömten aus ihren Augen. Sie schien es zu empfinden, daß sie einen Schatz erlangt hatte, eine Leuchte für das Leben, welche durch die Wüste zum Himmel leitet. Zum Abschied erhielt sie den Auftrag, ihren Nachbarn zu sagen, daß Jedermann für einen Rubel eine Bibel bekommen könne. Auf dem Heumarkt hielt sie ihr Buch in die Höhe und rief: „Seht! seht!" — Was ist's? — „Die Bibel." — Wo hast du sie bekommen? — „Von dem fremden Pfarrer für einen Rubel." — Einen Rubel! das ist unmöglich! du hast es für einen Rubel nicht bekommen können. — „O gewiß, und der Mann hat mir gesagt, daß Jeder es um dasselbe Geld bei ihm haben kann." — Sie nahmen ihr das Buch, gaben ihr zwei Rubel und sagten: Wenn du uns zwei Bibeln dafür bringst, sollst du dein Buch wieder haben; sonst behalten wir es, weil du uns angelogen hast. Sie kam mit besorgten Blicken und erhielt die Bücher mit Wiederholung der ersten Versicherung. Die Nachricht verbreitete sich schnell und die Folge davon war, daß der Prediger in sechs Wochen 800 Bibeln verkaufte. Manche kamen sechzig Werst weit und waren schon mit Tagesanbruch an seinem Hause, um die köstliche Gelegenheit nicht zu versäumen. Bei diesem Zudrang gerieth er selbst in Verlegenheit, weil er die Bibeln theurer kaufen mußte, als er sie verkaufte. Er wollte jedoch sein Wort halten, und sein Glaube wurde nicht zu Schanden, denn als es bekannt wurde, ward alles nöthige Geld von Freunden der Bibelsache zusammengebracht. Um dieselbe Zeit besuchte ihn ein Mädchen, das eben gläubig geworden war; sie wollte ihren Dienstboten, die zufällig alle lesen konnten, bei einer festlichen Gelegenheit das beste Geschenk, das Neue Testament, geben, und bat ihn, ihr Russische Testamente zu verschaffen. Er versuchte es, das Wort Gottes auch in Russischer Sprache zu erhalten, und es ging. Von der Zeit an verbreitete er Russische Testamente und Psalter in einer Zahl von 30,000 Exemplaren, unterstützt durch Englische Freigebigkeit. Alles dies fing mit der Frage an ein armes Weib an, ob sie lesen könne?

Bei diesem Geschäft wurde Prediger Knill auch durch Freunde unterstützt. Es gefiel Gott, einen der reichsten Kaufleute in Petersburg,

der einen einzigen Sohn hatte, zu bekehren. Dieser Sohn wünschte einmal, im hohen Winter eine Reise nach Finnland zu machen, um die Wasserfälle zu sehen. „Ich habe nichts dawider," antwortete der Vater, „aber ich wünsche, daß du diese Gelegenheit benutzest, einige Testamente zu verbreiten." Der Sohn ging darauf ein und der Vater kaufte tausend Testamente zu diesem Zwecke. Am Abend vor der Abreise fing sich in dem jungen Manne, als er schon zu Bette lag, das Gewissen zu rühren an: Du willst Testamente verbreiten, sprach es in ihm, und hast die Bibel nie für dich selbst gelesen! Ein Gedanke knüpfte sich an den anderen. Um Mitternacht stand er auf, fiel zum ersten Mal auf seine Knie und flehte um Gnade. Er legte sich wieder nieder, konnte aber nicht schlafen. Ein anderer Gedanke drängte sich ihm auf: „Wenn nun einer von diesen Finnen käme und spräche, liebst du den Heiland? was könntest du sagen?" Dieser Gedanke bekümmerte ihn gar sehr. Er war so viel mit der Schrift bekannt, um zu wissen, daß nur das Blut Jesu Christi Sünder selig machen kann; er stand daher abermals auf, und betete: Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Die ganze Nacht konnte er nicht schlafen und später erzählte er einem vertrauten Freunde, daß sein Herz ganz in Feuer und sein Gewissen in Aufruhr gewesen sey. Der Himmel schwebte ihm vor Augen — aber er war vor ihm verschlossen; die Hölle — und sie sperrte ihren Schlund gegen ihn auf; alle seine Sünden sah er — aber sie waren ihm behalten; wie hätte er schlafen sollen? Er brachte die ganze Nacht mit Erforschung seiner Seele zu, und es war die erste Nacht, die er wachend zugebracht hatte. Am Morgen begab er sich mit seinen Neuen Testamenten auf die Reise, und zurück kehrte er als ein neuer Mensch. Er schloß sich sogleich den Jüngern des Herrn an und ist jetzt einer der thätigsten Verbreiter heiliger Schriften.

(Berlin.) Als auf ein passendes Weihnachtsgeschenk macht die Redaktion vorläufig aufmerksam auf:

Der Miß Grace Kennedy sämmtliche Werke. Aus dem Englischen. Sechs Bände. (Berlin bei Eichler.)

1ster Band: Die Familie Aberley: die beiden Freunde. 2ter: Anna Roß. — Jessy Allan. — Der Besuch in Irland. 3ter und 4ter: Dunallan. 5ter: Der Pater Clemens. 6ster: Philipp Colville.

Subscriptionspreis auf alle sechs Bände 4 Thlr., in sauberem Umschlag geheftet $4\frac{1}{3}$ Thlr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr.

Jeder Band einzeln 25 Sgr. — Auf Velin 1 Thlr. Nach Erscheinen des letzten Bandes wird der Preis erhöht.

Die drei ersten Bände erscheinen dieser Tage, die drei letzten bis Ende Februar.

Den meisten unserer Leser wird der Name und die ausgezeichnete Gabe der Verfasserin gewiß schon bekannt seyn. Zwei ihrer Hauptwerke, Dunallan und Philipp Colville erscheinen hier zum ersten Male übersetzt. Der äußerst billige Preis und die schöne Ausstattung werden dieser Bearbeitung gewiß viele Freunde verschaffen. Die Werke der Kennedy gehören zu den bis jetzt noch in sehr geringer Anzahl vorhandenen thatsächlichen Widerlegungen der in unseren Tagen sich so leicht aufdringenden Ansicht, der Roman gehöre an sich der Welt an, und sey keiner Heiligung durch Gebet und Glauben fähig.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 6. December. № 98.

Der Brief Jakobi.

(Fortsetzung.)

3. Clemens sagt ausdrücklich: Es waren zwei Jakobus; er eine der Gerechte, der vom Tempeldach herabgestürzt und vom Holze eines Walkers zu Tode geschlagen wurde; der andere ber, der enthauptet wurde [der Sohn Zebedäi]. Dieser Gerechte ist derjenige, dessen Paulus erwähnt, da er schreibt: „einen ndern von den Aposteln sah ich nicht, nur Jakobum, den Bruer des Herrn" (Eus. h. e. II, 1.). — Clemens wußte also nichts von einem dritten Jakobus, sondern hielt denjenigen, welher der Gerechte hieß, für eine Person mit dem Bruder des Herrn. Er sagt aber auch unmittelbar vorher: der Herr übergab nach seiner Auferstehung die tiefere Weisheit dem Jakobus dem Gerechten, dem Johannes und dem Petrus; diese übergaben sie den übrigen Aposteln, die übrigen Apostel aber den siebenzig Jüngern, von denen einer Barnabas war (ibid.). Clemens nimmt also hier den Namen Apostel im strengen Sinne, und rechnet den Gerechten zu ihnen. — Auch Origenes identificirt den Bruder des Herrn, von dem Matthäus und Paulus reden, mit dem Gerechten, dessen Tod Flavius Josephus erzähle (ad Matth. XIII, 56 sq.). Wir dürfen also dreist behaupten, daß die ältesten kirchlichen Nachrichten außer dem Sohne Zebedäi nur einen berühmten Jakobus kennen, und diesen als den Apostel betrachten lassen.*) Denn offenbar findet sich nichts Widersprechendes hierüber in der anderen Stelle des Clemens, die Eusebius ebendaselbst anführt: daß nach der Himmelfahrt des Herrn Petrus und Jakobus und Johannes [die beiden Söhne Zebedäi] nicht um den Vorrang gestritten hätten [wie früher], und sich nicht darauf gestützt, daß der Herr sie vorgezogen, sondern sie hätten Jakobum den Gerechten zum Bischofe von Jerusalem gewählt. Auch hier erscheint Jakobus so, wie die Evangelien den Jakobus Alphäi darstellen, als ein Jünger, der vor dem Tode Jesu sich nicht ausgezeichnet hatte. Die Nachricht des Clemens selbst aber, so wenig wir sie unbedingt in Schutz nehmen (denn es kann wohl seyn, daß Jakobus erst geraume Zeit nach dem Tode des Sohnes Zebedäi vorzugsweise die Oberaufsicht über die Kirche zu Jerusalem übernahm), kann auf eine ähnliche Stelle des Hegesippus Licht werfen, bei der wir aber, ihrer Dunkelheit wegen, uns nicht weiter aufhalten wollen.*) Dagegen ist noch eine andere Nachricht dieses Kirchenhistorikers von Wichtigkeit, indem sie eine neue Untersuchung eröffnet, zu der wir auch gleich übergehen wollen, nachdem wir erst ein anderes Zeugniß angeführt haben werden,

4. das des sogenannten Evangeliums der Hebräer. Es enthielt, nach dem Berichte des Hieronymus, folgende Erzählung. Bei dem Tode Jesu hatte Jakobus der Gerechte geschworen, er wolle kein Brodt mehr essen seit der Stunde, da er den Kelch des Herrn getrunken, bis er ihn sehe wiederauferstanden von den Todten. Deshalb erschien ihm der Herr nach der Auferstehung und sagte ihm: „Mein Bruder, iß dein Brodt, denn des Menschen Sohn ist auferstanden von den Todten" (vgl. 1 Cor. 15, 7.). Man sieht hieraus deutlich, daß die Parthei der Nazaräer (der rechtgläubigen Judenchristen), von der Hieronymus dies Evangelium hatte, den Gerechten, den Bruder des Herrn, für einen der Apostel hielt, die an dem Abendmahle Theil genommen hatten. —

5. Aus einer späteren Zeit berichtet uns Hegesipp, daß nach dem Tode Jakobus des Gerechten und der bald darauf erfolgten Eroberung Jerusalems die Apostel (so viel ihrer noch

*) Dagegen läßt sich aus ihnen nicht beweisen, daß kein wirklicher Bruder existirte, da man darüber keine Nachrichten haben konnte. Die judenchristlichen Apokryphen — bei Origenes (vgl. Fabricius cod. Ap. I, p. 41.) und anderwärts — verengerten absichtlich das Verhältniß des „Gerechten" zu dem Herrn, indem sie ihn zu einem Sohne Joseph's von einer früheren Frau machten. (Der letzte Zug weist auf die Parthei der Nazaräer hin, nicht der Ebioniten.) Eusebius erzählt dies nach und schiebt diese Ansicht sogar den Kirchenschriftstellern selbst unter (l. l.); noch Andere machen später eine ganze Geschichte daraus, welche die katholischen Schriftsteller gerne wiederholen.

*) Da diese Worte, so wie sie lauten, der scheinbarste Gegenbeweis gegen unsere Ansicht sind, so müssen wir doch kürzlich darauf aufmerksam machen, daß sie, genau übersetzt, keinen rechten Sinn geben: „Es bekommt als Nachfolger aber die Kirche mit den Aposteln zugleich der Bruder des Herrn, Jakobus" (Eus. II, 23.). Wie kann das Hegesipp sagen, der doch sicher diesen Jakobus für den ersten Bischof Jerusalems hielt? Die entgegengesetzte Übersetzung des Hieronymus (*post* apostolos, d. h. nachdem die Apostel zuerst gemeinschaftlich die Kirche geleitet hatten) bietet einzig einen verständlichen Sinn dar, wenn sie auch grammatisch falsch ist, was indeß bei dem schlechten Styl des Hegesippus nicht völlig ausgemacht zu seyn scheint. Es dürfte aber vielleicht auch der Text des Eusebius corrigirt werden, da die Entstehung der jetzigen Lesart (bei Valesius, äußerst leicht zu erklären ist. Man könnte μετὰ τοὺς ἀποστόλους schreiben, oder auch παρὰ τῶν ἀποστόλων. Vgl. παρὰ Ἀνικήτου διαδέχεται Σωτής, μεθ' ὃν Ελεύθερος, ebenfalls aus Hegesipp, Eus. IV, 22.). Übrigens schließt die gewöhnliche Lesart nicht aus, daß der Bruder des Herrn selbst auch ein Apostel war (vgl. 1 Cor. 9, 5., Gesch. 5, 29 u. a.), und dieser Gegenbeweis ist also durchaus unkräftig.

in der Nähe lebten) zusammenkamen und den Symeon, Sohn des Clopas, zum Bischofe der Gemeinde von Jerusalem ernannten (Eus. l. III, 11. und besonders 32.). Diesen Clopas nennt Hegesipp deutlich den Oheim des Herrn (l. III, 32. und besonders IV. 22.), ja er bedient sich an letzterer Stelle der merkwürdigen Worte: „Nachdem Jakobus der Gerechte zum Märtyrer geworden, ... wird hinwieder Symeon, der Sohn des Clopas, des Oheims des Herrn, erwählt, den Alle vorzogen, da er der zweite leibliche Vetter des Herrn war." Wer möchte in Abrede stellen, daß Hegesipp mit diesen Worten unsere Ansicht beinahe ausdrücklich bestätigt? Jakobus der Gerechte, den er oben als Apostel bezeichnete, erscheint hier als der erste Vetter des Herrn, Symeon als der zweite. Der Oheim des Herrn ist Clopas, d. h. Alphäus. Sehen wir also jenen Jakobus als den ersten (oder doch zuerst berühmten) Sohn des Clopas an, und Symeon als den zweiten, so stimmen die Bibel und die Kirchengeschichte ohne allen Zwang überein.*) Wer war nun aber dieser Symeon oder Simon? Wir nehmen keinen Anstand, unsere Ansicht kurzweg auszusprechen, da wir keinen Grund kennen, der ihr entgegensteht: der Apostel Simon, genannt der Kananite oder der Zelote, der Eiferer. (So schon Ältere, z. B. das Chronicon Alex.) Eusebius, wir räumen es gern ein, ahnete dies nicht; aber Eusebius besaß auch durchaus keine nähere Kenntniß der Geschichte der Kirche und der Bischöfe von Jerusalem; er kannte lediglich die Namen der Letzteren (l. IV, 5.); die wenigen Notizen, die er gibt, schöpfte er alle aus Hegesippus. Wir haben also das Recht, die Erzählung des Letzteren selbstständig zu betrachten, und die Sache ist wahrlich wichtig genug:

Unter der Herrschaft Trajan's, als der Consular Atticus Statthalter von Syrien war, etwa in demselben Jahre, in welchem Ignatius den Märtyrertod erlitt (107 n. Chr.), wurde Symeon, der Sohn des Clopas, von den ungläubigen Juden der verschiedenen Partheien (welche Hegesippus schlechtweg Ketzer nennt) verklagt, weil er ein Christ und aus dem Hause David's sey; viele Tage wurde er gemartert, und setzte Alle, selbst seinen Richter in Erstaunen durch die Beständigkeit, die er, ein Greis von hundert und zwanzig Jahren, in den Martern bewies; endlich ward er gekreuzigt. Bis zu diesem Zeitpunkte nun (fährt Hegesippus fort) war die Kirche eine reine, unverführte Jungfrau geblieben; indem die, welche die gesunde Regel der heilsamen Predigt zu verfälschen gedachten, wenn es überhaupt dergleichen gegeben hatte, bis dahin in ihren Schlupfwinkeln verborgen geblieben waren. Als aber der heilige Chor der Apostel auf verschiedene Weise sein Leben geendigt hatte, und auch jene Generation derjenigen, welche gewürdigt worden waren, die Worte der göttlichen Weisheit (Jesu) selbst zu hören, vergangen war, da begann sogleich das Auftreten (oder der Zusammentritt) der gottlosen Irrlehre durch die Verführung der heterodoxen Lehrer, welche von da an der Predigt der Wahrheit gegenüber die falschberühmte Gnosis zu predigen sich unterwanden, mit frecher, unverhüllter Stirn, da nämlich nun kein Apostel mehr am Leben war (Eus. h. e., III, 32.).

Eusebius, wie gesagt, sieht hierin blos ein Zeugniß, daß der Bischof und Märtyrer Symeon aus der Generation derjenigen gewesen war, die den Herrn selbst noch gesehen und gehört hatten. Es scheint aber aus den Worten des Hegesippus noch bestimmter hervorzugehen, daß Symeon der letzte der Apostel gewesen sey (und zugleich ungefähr der Letzte der apostolischen Generation überhaupt). Daß er aus dem Hause David's war, kann nicht befremden, man mag sich das Verhältniß des Clopas und seines Weibes denken, wie man will, und eine Verwandtschaft mit Joseph oder mit Maria annehmen. Doch ist dies in anderer Rücksicht interessant. Eben so, daß Simon um's Jahr 107 in einem Alter von 120 Jahren starb, also mehrere Jahre älter gewesen war als Jesus. — Für völlig gewiß und beweisend können wir die Worte des Hegesippus zwar nicht halten, wir werden aber darauf zurückkommen, indem wir eine andere Betrachtung anfügen, die sich damit vereinigen muß, um uns eine historische Gewißheit zu geben, so gut als man sie in dergleichen Dingen verlangen kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eusebius aber irrt wohl wieder, wenn er l. III, 11. im Vorbeigange sagt, Hegesipp berichte, Clopas sey ein Bruder Joseph's gewesen. Er schloß dies wahrscheinlich aus dem Ausdrucke ἀνεψιός (σοῦ σωτῆρος), den Hegesippus von Symeon gebraucht, vgl. auch l. III, 22. (Die Vereinigung dieser Behauptung Euseb's mit der anderen l. II, 1. brachte die Hypothese einer Leviratsehe von Clopas und Joseph hervor.) Doch ließe sich auch, nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, die beiden Brüder Joseph und Clopas hätten die zwei Schwestern Namens Maria geheirathet. Oder auch, Johannes gebrauche (Ev. Joh. 19, 25.) den Ausdruck Schwester für Schwägerin; wenig wahrscheinlich.

Nachrichten.

(Frankreich.) Der Semeur gibt in seinem Blatte vom 29. Oktober folgenden, Beachtung verdienenden Artikel: Die Hinneigung der Gemüther zu religiösen Dingen nimmt immer zu, weil die Ursachen, welche sie hervorgebracht haben, fortwirken. Jedes neue Erzeugniß unserer Litteratur, Drama, Novelle, Roman, das mit Ehebruchsscenen beschmutzt ist, oder vom Blut der Mordthaten trieft, vermehrt den Ekel vor dem Materialismus und das Verlangen nach Religion. Jeder neue Selbstmord, welcher von Zeitung zu Zeitung wiederhallt, wie das dumpfe Getös einer einbrechenden Gesellschaft, führt redlichen Menschen den schützenden Glauben zu Gemüthe, der den Hausvätern das Leben ihrer Kinder und dem Vaterlande den Zoll der Kenntnisse, der Kunst und des Fleißes von Seiten aller seiner Glieder verbürgte. Jede neue Täuschung, welche die Unzulänglichkeit politischer Einrichtungen zur Erhaltung der Sittlichkeit, wenn sie vorhanden, und zur Hervorrufung derselben, wenn sie nicht vorhanden ist, beweist, führt denkende Geister auf den Weg der Religion, als der einzigen Grundlage der allgemeinen Wohlfahrt, zurück. Jede neue Anmaßung der Gewerbsseligkeit (industrialisme), die uns in

dem gemeinen Kreise der sinnlichen Genüsse gefangen zu halten droht, ruft den lebhaften Widerstand derjenigen hervor, welche die edelsten Kräfte unserer Natur noch nicht zur Materie rechnen, und treibt sie, in der Religion eine Kraft zu suchen, welche die Verknöcherung des Gewissens und der Seele zu hindern vermag.

Diese vier großen Ursachen religiöser Gegenwirkung sind bis diesen Augenblick in voller Wirksamkeit geblieben. Die Fabrikation unsittlicher Schauspiele und unsauberer Romane ist noch nicht erschöpft; sie tröstet sich für die öffentliche Verachtung mit dem Gewinn, welchen dies niederträchtige Gewerbe bringt. Der Selbstmord nimmt entsetzlich zu und wirft Schrecken in alle Familien. Die Täuschungen der politischen Formen sind so häufig, daß man sie kaum zählen kann, und kehren so oft wieder, daß die Blindesten sie erkennen müssen. Die Gewerbsweisheit endlich geht ihren Gang und macht Allem, was im Menschen Geistiges, Edles und Heiliges ist, den Krieg; es ist ein ausgetretener Waldbach, der, hielte er sich in seinen Gränzen, das Land befruchten würde, der es aber überschwemmt und seiner schönsten Blüthen beraubt, wofern er seinen Damm nicht findet.

Man kann es sich also erklären, wie die Religion, eben noch herabgewürdigt und verrufen (proscrite), das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts zu ihren Altären zurückkehren sieht, demüthig, niedergeschlagen, flehend und bereit, ihr die Sorge für seine Zukunft anzuvertrauen. Grade wie vormals diejenigen, welche durch den Zorn des Volks mit dem Tode bedroht waren, in den Kirchen eine unverletzliche und geheiligte Freistätte suchten, grade so flieht jetzt ein Volk, welches von langwierigen Stürmen umhergeworfen ist und den Boden unter seinen Füßen beben fühlt, zur Religion, als der einzigen Zuflucht, wo es gegen die Erniedrigung der sinnlichen Begierden und die Schläge des Unglücks Schutz findet.

In den Zeitungen spiegelt sich einigermaßen diese neue Richtung. Sie gehen hier der allgemeinen Stimmung nicht voran, wie in politischen Dingen; aber sie folgen ihr und zwar immer offener und entschiedener. Man wird kaum eine Zeitung von Ansehen nennen können, welche nicht in den letzten Wochen wahrhaft religiöse Artikel gedruckt hätte. Der Constitutionnel, dieser alte Fechter des Voltairianismus, dieser ergraute Marktschreier der albernsten widerchristlichen Deklamationen, versuchte sich neulich in einer Anzeige der Schrift des Herrn v. Genoude: Raison du Christianisme; ja er versuchte, etliche apologetische Worte zu Gunsten der Offenbarung zu stammeln; dieser Anfang läßt uns Gutes hoffen. Der National, der sich in der Politik zum Dolmetscher der Ideen vom Jahre 1792 gemacht hat, will es doch nicht zugleich in der Religion seyn. Jean-Jacques wird von ihm gradezu der Albernheit, der Aufgeblasenheit, des Stolzes, des Cynismus beschuldigt, derselbe Jean-Jacques, welcher unter dem Convent beinahe göttlicher Ehre genoß. Der Courrier français, der, wie man sich wohl erinnert, wegen seiner Angriffe auf die Staatsreligion langwierige Händel mit der Justiz hatte, beklagt sich bitter über die litterarische Sittenlosigkeit und fordert eine kräftige Nahrung für den Geist; — wer einen solchen Wunsch ausspricht, stellt sich auf die Schwelle des Christenthums, denn wo ist die Nahrung, die den Geist kräftigt, zu finden als im Evangelium? Der Bon-Sens hatte den Namen Jesu Christi unter Weisen, wie Lykurg, Orpheus, Confucius, ohne Unterschied aufgeführt; den anderen Tag bemerkte er, daß jener Aufsatz ihm von einem seiner Correspondenten, von einem Proletarier, zugesandt worden sey. Der Bon-Sens legte dadurch einen Beweis von gesundem Sinne ab und bestätigte eine Thatsache, die von Tag zu Tag augenscheinlicher wird, daß nämlich ununterrichtete Menschen heutzutage allein es sind, die von Jesus Christus mit solcher unziemlichen Leichtfertigkeit reden; die Wissenschaft achtet Christum, und wenn sie noch nicht an seine Gottheit glaubt, so stellt sie ihn wenigstens besonders, außer und über alle menschlichen Wesen. Der Temps, ein veränderliches Blatt, welches seinen Namen scheint in mehr als einer Beziehung rechtfertigen zu wollen, spricht sich in sehr guten Worten über das Christenthum aus, und scheut sich nicht, die Leerheit, die Nichtigkeit, und, was in Frankreich noch mehr ist, die Lächerlichkeit der hausbackenen Moral, durch welche man die evangelische Sittlichkeit ersetzen wollte, zu zeigen. Wir führen mit Vergnügen diese zahlreichen Zeugnisse an, welche die Rückkehr der denkenden Köpfe zu religiösen Ideen beweisen. Es bleibt allerdings noch ein starker Schritt zu thun, aber der erste Ansatz ist gemacht.

Wir haben früher die zum mindesten unbedachtsamen Worte eines Mitarbeiters am Journal des Débats, gezeichnet L. A., gerügt, welcher geschrieben hatte, eine Handvoll Leute wolle das Jahrhundert zu den Windeln seiner Wiege zurückführen, indem es ihm eine Religion predige, die für sein männliches Alter nicht mehr passe. Seitdem scheint es sich L. A. besser überlegt zu haben und sucht es wieder gut zu machen. Jetzt wendet sich nicht eine Handvoll Leute an das Jahrhundert, sondern das Jahrhundert selbst „hat sich auf einmal wider sein Idol von gestern (die Philosophie) erhoben und steht im Begriffe, sie in ihrem Triumphe zu ersticken.“ Jetzt ist es nicht mehr eine Handvoll Leute, über die sich L. A. lustig macht, „ausgezeichnete Geister,“ sagt er, „deren Absichten und Wünsche wir aufrichtig theilen, stehen an der Spitze dieser Opposition, fast hätte ich gesagt: dieser neuen Insurrektion.“ Wahrlich man konnte seine Irrthümer nicht zuvorkommender widerrufen, und wir wünschen dem Herrn L. A. Glück zu seinem schriftstellerischen Gewissen. Bemerkenswerth sind noch folgende Stellen seines Artikels: „Nicht die Philosophie, sondern der Skepticismus ist ohnmächtig und unfruchtbar; der Skepticismus ist die wahre Plage der alten Staaten. Der Skepticismus ist bequem und angenehm; in Zeiten der Lauheit und Erschlaffung läßt man sich darin mit Lust und Behagen gehen; kindisches Behagen!“ — „Die Philosophie will die Religion nicht stürzen, nicht von der ewigen Stelle stoßen, die ihr in der Leitung des Menschen und der Reiche gebührt. Grade weil sie so lange die Rechte der Religion untersucht und als richtig anerkannt hat, ist die Philosophie die erste, welche diese Rechte verkündigt und vertheidigt. Zwischen Religion und Philosophie ist keine Feindschaft, sondern ein natürliches Bündniß.“ Es ist leicht zu erkennen, daß diese ernsten und edlen Erklärungen von der Verhöhnung, welche die religiösen Ideen nur als Wickelbett der bürgerlichen Gesellschaft gelten lassen wollte, weit entfernt sind. Der Mitarbeiter am Journal des Débats erkennt es an, daß die Religion einen ewigen Platz einnehme und die Philosophie die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche nach genauer Prüfung derselben verkünde. Der Semeur hätte nicht anders und nicht besser sprechen können. *)

Aber L. A. hegt eine lebhafte Besorgniß: er fürchtet, die Religion werde die Philosophie schimpflich ausstoßen. Er beruhige sich hierüber: die wahre Religion und die gesunde Philosophie reichen sich gern die Hand zum Bunde und gehen gerne mit einander. Die ersten Christen aus der Alexandrinischen Schule waren zugleich die besten Philosophen ihrer Zeit. Die Scholastiker, aus welchen man im Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts zu wenig macht, und welche das gelehrte Deutschland besser zu schätzen weiß als wir, waren eben so aufrichtige Gläubige als scharfsinnige Philosophen. Die Väter der neueren Philosophie be-

*) Standpunkt des Semeur. Coordiniren wir Religion und Philosophie, warum dann streiten wie der Semeur gegen die Coordination von Religion und Moral?

kannten keine anderen religiösen Überzeugungen als die Väter der christlichen Kirche. Haben wir Philosophen wie Baco, wie Pascal, wie Newton, wie Locke, wie Leibnitz, wie Mallebranche, wie Haller, wie Bonnet, Philosophen, würdig diesen Namen zu tragen, so wird das Christenthum in ihnen seine stärksten und festesten Apostel finden; es würde fast einen Selbstmord begehen, wenn es solche Gehülfen verächtlich von sich wiese. Aber es gibt eine falsche Philosophie, eine schlechte Philosophie, entsprungen aus Stolz und Übermuth, Schwester der Unwissenheit und Lüge; eine Philosophie, welche auf willkührlichen Behauptungen und Verläumdungen wie auf Stelzen in der Wüstenei ihrer Vorstellungen einhergeht, eine Philosophie, die fruchtbar ist an schändlichen Epigrammen, puerilen Wortspielen, elenden Sophismen, deren Spitzen den Ruchlosen kitzeln; eine Philosophie, welche die Wahrheit nicht sucht, sondern sich an unedlen Siegen weidet, welche die Menschenwürde nicht erhebt, sondern bis zum Thier herabsetzt, welche das Gewissen nicht erleuchtet, sondern es dämpft und tödtet. Wenn diese Philosophie ausgestoßen würde, so würde das kein Schade seyn. Aber L. A. setzt voraus, daß die Christen sprechen: „Die beste Philosophie taugt nichts; alle Philosophie, ist sie nicht tadelhaft, so ist sie doch leer und unnütz." Kein christlicher Schriftsteller von einigem Gewicht hat die Absurdität gesagt, welche Herr L. A. uns unterschiebt. Wir bitten ihn, sich weiter zu bedenken, so wird er von dieser Einbildung zurückkommen, wie er von seinen Späßen zurückgekommen ist.

Die Gazette de France ist über religiöse Gegenstände viel deutlicher und übereinstimmender mit sich selbst als das Journal des Débats; sie weiß, was sie da will und erklärt es offen. Niemals öffnet sie ihre Spalten irreligiösen Lehren oder Spöttereien über heilige Dinge. Dies Blatt gab mehrere vortreffliche Aufsätze über die moralische Pest des Selbstmords, und unsere Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir einige Sätze daraus anführen: „Den jungen Leuten," sagt die Gazette, „fehlt es zu Hause an Lehre und Beispiel: glücklich sind sie, wenn sie von dorther nicht verderbliche Einflüsse mitnehmen! Sind sie so ohne alle Erkenntniß, mit der Meinung, eine Religion zu kennen, von welcher sie nur das Äußere gesehen haben, zum Alter der Leidenschaften herangewachsen, so bemächtigen sich andere Meister ihres jungen Verstandes. Es erwarten sie die falschen Systeme, die Lehren des Materialismus oder des Skepticismus und Eklekticismus, die vom Lehrstuhl herab und mit Diplom vorgetragen werden. Der Zweifel dringt in ihre Seele, und wie sollten sie klar über ihn werden, da sie unfähig sind, zu vergleichen und zu urtheilen, da das Licht der Wahrheit in ihnen ist wie das Licht, das unter den Scheffel gestellt ward. Zu diesen Ursachen der Verirrung und Verderbniß muß man noch die schlechten Bücher hinzunehmen, dies Gift der Seele und des Geistes, das sie ergreift, sie umschlingt, und sie ohne Schutzwaffen gegen seine verderbliche Einwirkung findet. Unglückliche Jugend! wie sollte sie sich dieses neuen Feindes erwehren? Sie ist durch nichts vorbereitet, durch nichts verwahrt, ihre Unbefangenheit selbst reißt sie in die Schlinge. Und wie sie denn ganz Phantasie, Leidenschaft, Begeisterung ist, ohne daß die Vernunft die Gluth mäßige, die sie zu dem, was sie reizt und anzieht, hinreißt, so wird sie Sklave ihrer Sinnlichkeit; die Lehren des Materialismus erscheinen ihr als die nothwendige Folgerung ihrer Verirrungen, und Sinnlichkeit und Fleisch stürzen sie in alle die Fieberträume, deren letzter der Selbstmord ist. Das sind die traurigen Ergebnisse der Einimpfung, welche die Jünglinge erleiden, ohne daß ihr sittlicher Sinn von Jugend auf geübt worden wäre, eine solche Probe zu bestehen. Wie Viele unterliegen ihr, bei welchen einige zu rechter Zeit eingepflanzte Wahrheiten zur Entwickelung der schönsten Keime hingereicht hätten!"

Diese Wahrheiten sind traurig, aber es ist heilsam, sie offen darzulegen. Man muß den Materialismus für alles im Selbstmord vergossene Blut zur Rechenschaft fordern; denn er ist schuld an diesem Blut, er ist verantwortlich für diese Mordthaten, welche zugleich Feigheiten und Verbrechen sind, Attentate gegen die Gesellschaft und Empörungen wider Gott. Man schleife ihn daher in seiner scheußlichen Blöße über die Kloaken des Lasters unter allgemeinen Verwünschungen, man schleife den Verderblichen auf die kaum geschlossenen Gräber so vieler Jünglinge, welche Frankreichs Stolz und Ruhm hätten werden können, und da sey er auf einem Fußgestell von Leichen öffentlich an den Schandpfahl geschlagen, und über ihm werde geschrieben: Wanderer! erkenne an seinen Früchten den Materialismus.

Wir müssen in der Gazette de France noch die verschiedenen Artikel auszeichnen, in welchen sie das Bibellesen empfohlen hat. „Nicht nur in den Dörfern, erwahnt sie, muß man Evangelien säen, viel mehr noch sind die Städte dieser Aussaat bedürftig. Saget nicht: eine Bibel für jede Hütte! sondern vielmehr: eine Bibel für jedes Haus! ... Von oben herab ist die Sittlichkeit zerstört worden, von oben herab muß sie wieder aufgerichtet werden. Man hat gut rufen: gebt dem Volke eine fromme Erziehung; streut das Evangelium aus; versehet jede Hütte mit einer Bibel, damit Hoffnung einer besseren Welt sich mit ihr einfinde, so wird das Gleichgewicht hergestellt seyn; es steht hier ein Hinderniß wie ein Gebirge entgegen. Das Volk wird euch fragen: Und ihr, glaubt ihr diesem Buche? Wenn ihr daran glaubt, haltet ihr, was es euch vorschreibt? Wenn ihr die sittliche Ordnung wiederherstellen wollt, fangt mit der Umkehr bei euch selber an; gehorcht den zehn Geboten und zeigt uns nicht die auswendig übertünchten Gräber, wo innen Alles Moder ist."

Schon oftmals haben wir dieselben Gedanken ausgeführt, und unsere Leser werden sich mit uns freuen, die Gazette de France auf diesem Wege der Wiedergeburt und des Heils gehen zu sehen. Ja, eine Bibel für Alle! denn die Bibel ist für Alle gegeben! sie soll die Leuchte Aller seyn! Man lasse sie über alle Höhen und in allen Thälern leuchten, unter dem stolzen Giebel der Großen und dem armseligen Strohdach des Dürftigen, damit gleich einem schützenden, am Gestade sich erhebenden Leuchtthurm die Bibel ihre wohlthätigen Strahlen weithin über den Abgrund gieße, über welchem wir mit dem Sturm kämpfen, und unser Nachen wird in den Hafen zurückkehren, aus welchem er sich nie hätte entfernen sollen. *)

*) Die Äußerungen der Gazette de France greifen tiefer. Zum Verständniß derselben gehört, daß die Französische Regierung unlängst 200,000 Bibeln zur Vertheilung angekauft haben soll.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 10. December. № 99.

Der Brief Jakobi.

(Fortsetzung.)

6. Am Wichtigsten ist ohne Zweifel das Zeugniß des Verfassers des Briefes Jakobi selbst. Es hat noch Niemand daran gedacht, ihn des Betrugs zu beschuldigen. Eben so allgemein angenommen ist es beinahe, daß dieser Verfasser der berühmte Jakobus von Jerusalem gewesen seyn müsse, der den doppelten Ehrennamen: der Gerechte, und: der Bruder des Herrn, erhalten hatte. Wer als er hätte mit solcher Auctorität und Strenge die Lieblingssünden der Judenchristen strafen und auf Erfolg rechnen dürfen? Wer konnte ein Cirkular an die ganze Diaspora erlassen, ähnlich wie das jüdische Synedrium zu Jerusalem, und das, ohne sich, seine Person, seinen Aufenthalt und seine Würde in der Aufschrift näher zu bezeichnen? Zu wessen Charakter paßt der ganze Inhalt und Ton dieses Briefes besser, als zu dem seinigen, wie er uns von den apostolischen Schriftstellern und (mit einigen Übertreibungen) von den späteren gleichmäßig geschildert wird? Findet sich nicht sogar in dem Style und den Ausdrücken dieses Briefes eine Übereinstimmung mit dem Sendschreiben von Jerusalem und der Rede des Jakobus in der Apostelgeschichte (C. 15.), die auffallend genug ist, wenn man die Kürze dieser beiden Dokumente erwägt? Und ist nicht auch die Zeit, in der dieser Brief geschrieben zu seyn scheint, grade dieselbe, in der Jakobus zu Jerusalem die Oberleitung der judenchristlichen Kirche hatte? — Der einzige Einwand, den man noch geltend macht (denjenigen ausgenommen, der auf dem scheinbaren Widerspruche des Briefs gegen Paulus beruht), ist unbedeutend. Man verwundert sich, daß ein Verwandter Jesu, ein Galiläer, so gut Griechisch geschrieben habe. Dafür kennen wir über die Geschichte der Jugend und Erziehung des Jakobus zu wenig. In und um Galiläa gab es Städte mit Griechischem Handel, Griechischer Kultur und Sprache. Er konnte ja aber auch im Auslande geboren und erzogen worden seyn. War er der Sohn des Clopas, so erscheint er als Sohn einer vermögenden Mutter (Matth. 27, 56. f.). Endlich schrieb auch Johannes beinahe eben so gut Griechisch, und der Unterschied zwischen dem Style dieser beiden Schriftsteller beruht vielleicht bloß darauf, daß Johannes seinem Ingenium nach demjenigen der Griechischen Sprache ferner stand. — Ist nun nach aller Wahrscheinlichkeit der berühmte Jakobus von Jerusalem der Verfasser, so fragt sich nur, ob derselbe sich nicht selbst als Apostel bezeichne. Alles kommt hier auf die Worte: „Gottes und des Herrn Jesu Christi Diener" an (Jak. 1, 1.).

Der Name „Knecht Gottes" bezeichnet im Alten Testament regelmäßig einen beauftragten Diener, einen außerordentlichen Gesandten Gottes (5 Mos. 34, 5., Jos. 1, 1., 24, 29., Nehem. 10, 29.) und ist so ehrenhaft, daß er noch über dem Titel eines „Sehers" steht. Auch die Engel werden bisweilen so bezeichnet, ja der Messias selbst. Wir glauben nicht, daß der Name anderswo als in poetischer Sprache einem einfachen Gläubigen beigelegt wird, und das auf eine so allgemeine Weise, daß dadurch die specielle Bedeutung des Namens, wenn er einer bestimmten Person gegeben wird, keineswegs aufgehoben ist. Dieser Name ist nun, wie mancher andere Ausdruck, auch in's Neue Testament übergetragen worden, und wir haben kein Recht, seine Bedeutung zu verflachen, wenn nicht positive Gründe dazu nöthigen. Nur die Apostel erscheinen im Neuen Testament auf derselben Linie wie die Propheten des Alten Testaments. Man sollte also vermuthen, daß auch nur ihnen der Name: Diener des Herrn Jesu Christi, oder gar der noch bestimmter theokratische Name: Diener Gottes, gegeben wird. Viele Stellen scheinen dieser natürlichen Ansicht entgegenzustehen, aber es ist auch bloßer Schein, der bei genauerer Prüfung und rationeller Unterscheidung des mehrfachen Gebrauches eines und desselben Wortes verschwindet. Darüber kann kein Zweifel herrschen, daß die Gläubigen alle Knechte Gottes und Jesu sind, weil Gott oder Christus ihr Herr ist. Sie können daher auch als solche dargestellt und bezeichnet werden. Dies beweist aber durchaus nicht, daß ein jeder Einzelne unter ihnen, dem vorherrschenden Sprachgebrauche gemäß, sich „Diener Gottes und Jesu" betiteln durfte. Wird doch kein Unterthan eines Königs sich das Recht anmaßen, ohne angestellt zu seyn, als Diener des Königs oder gar (um es noch deutlicher zu machen) als ministre du Roi zu handeln und zu schreiben! — Wann und inwiefern heißen im Neuen Testament die Christen insgesammt Knechte Jesu? Da, wo die Herrschaft Christi über sie und ihre geistige Dienstbarkeit der menschlichen Herrschaft und Dienstbarkeit entgegengesetzt wird, mithin gänzlich in Bezug auf den allgemeinen, abstrakten Begriff des Wortes: 1 Cor. 7, 22., Eph. 6, 6., 1 Petr. 2, 16. Diese Stellen fallen also völlig hinweg. Eben so wird dem Timotheus (2 Tim. 2, 24) die allgemeine Idee eines Knechtes Gottes als Ideal vorgehalten. Wir sagen dasselbe von Col. 4, 12. Hier lobt Paulus Jemand mit den Worten: „Es grüßt euch Epaphras, der aus eurer Mitte, ein (wahrer) Knecht Christi, welcher allewege für euch kämpft u. s. w., denn ich bezeuge ihm u. s. w." Es ist aber offenbar ein Unterschied zwischen dem Lobspruch: ein Knecht Christi, *) und dem Namen: der Knecht Christi, kurz zwischen dem allgemeinen Gebrauch

*) „Der Knecht Christi aus eurer Mitte" läßt sich nicht übersetzen, weil nachher der Artikel fehlt.

und dem speciellen, distinktiven.*) Diese Bemerkung wendet sich von selbst auch auf Offenb. 1, 1. an: „seinen Knechten" und „seinem Knechte Johannes." — Luc. 2, 29. bedarf keiner Bemerkung mehr. Es bleiben also nur noch ein paar Stellen, in denen Lehrer, die nicht Apostel waren, offenbar Diener Jesu genannt werden. Es ist ganz derselbe Fall wie mit dem Namen Apostel Jesu Christi. Aber hier grade wird es wirklich unbegreiflich, daß man, statt die Natur dieser Fälle zu untersuchen, so leicht darüber weggegangen ist mit der wunderlichen Behauptung, man habe den Namen Apostel nicht genau genommen, da doch das ganze Neue Testament das Gegentheil zeigt. Aber man hat kaum die Stellen recht angesehen: 2 Cor. 8, 22. gehöret z. B. gar nicht dahin; Röm. 16, 7. hat Luther falsch übersetzt. Nur Gesch. 14, 4. und 14. heißt es: „die Apostel, Barnabas und Paulus," und Phil. 1, 1. lautet die Überschrift: „Paulus und Timotheus, Diener Jesu Christi." Rücksichtlich der ersten Stelle nun wäre es sehr einfach, zu sagen, Barnabas heiße Gesandter wegen der außerordentlichen Mission, die ihm mit Paulo zu Theil geworden (C. 13, 2.), und wegen deren sie beide: „ausgesendet vom heiligen Geiste," genannt sind (C. 13, 4.).

(Schluß folgt.)

*) So verhält es sich noch mit anderen lobenden oder empfehlenden Beiwörtern, die ja nicht absolut und exclusiv zu fassen sind.

Nachrichten.

(Die Kirche Christi im Elsaß.)

Wie ein Frühlingserwachen gestaltet sich in unserem Lande das neuanbrechende Leben des Geistes. Die Eis- und Schneedecke zerrinnt, mildere Lüfte rufen zartes Grün und junge Blüthen hervor, die oft, ich möchte sagen, fast schüchtern aus den halbgeöffneten Knospen dringen. Wir schauen erstaunt um uns, und sehen, was wir vor wenig Jahren noch kaum für möglich gehalten, mit Jugendkraft hervorkeimen. Was Mancher schweigend in seiner Brust getragen, oder nur im Familien- und Freundeskreise, oder in kleineren Cirkeln gehört und geäußert, das hat nun laute Stimmen an allen Orten gefunden, das tönt laut in Kirche und Haus, und dringt durch, daß auch taube Ohren darauf hören müssen, und so hat sich abermal erfüllt und wird sich noch mehr erfüllen, was Christus seinen Jüngern geboten: Was ich euch sage in Finsterniß, das redet im Licht, und was ihr höret in's Ohr, das prediget von den Dächern.

In dem schlafähnlichen Zustande, in den das Elsaß seit der ersten Revolution versunken war, zeigten sich nur hie und da einzelne Regungen; vereinzelte Bestrebungen und wenig besuchte Versammlungen dienten ihnen zum Mittelpunkt und gaben ihnen Nahrung und Stütze; in einzelnen vorübergehenden und nur auf kurze Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregenden Streitigkeiten äußerte sich das verborgene Leben als in kaum zu gewahrenden Symptomen im allgemeinen Scheintode unseres Landes. In den nur nach Außen, nach dem Sichtbaren gerichteten Bestrebungen, hatte das Auge des Menschen die Sehkraft nach Innen verloren; der Strudel der politisch so bewegten Zeit gestattete keinen Ruhepunkt, und in dem Lärm der Partheien verhallte fruchtlos die Stimme des Einzelnen. Eine richtig gehende wohlfeile Staatsmaschine mit vollkommener Ordnung bei vollkommener Freiheit zu erfinden, das war die Aufgabe unserer Fabrik- und Maschinenzeit; über das Grab hinaus ging

keine Sehnsucht und der Horizont des Menschen beschränkte sich auf die Höhe eines Dampfkamins. Aber es ging ihnen wie den Männern zu Sodom; sie wurden mit Blindheit geschlagen beide, klein und groß, bis sie müde wurden und die Thür nicht finden konnten.

Und so scheint es denn wirklich, als wären sie müde geworden. Eine politische Schlaffheit hat unser revolutionäres Land befallen; man fängt an, die Staatsexperimente für zu kostspielig zu halten, man sehnt sich nach Ruhe; man will zerrüttete Finanzen im Großen wie im Kleinen wieder herstellen. Dabei hat man auch gefunden, daß es zum vollkommenen Staate nur an Einem fehlt, nämlich an Treue und Gewissenhaftigkeit; man klagt über den Egoismus der Großen und Reichen, über die Habsucht, die Rohheit und den empörungssüchtigen Trotz der Armen, über den Luxus und den Stolz der Mittelklassen, über das Sittenverderben endlich, das in allen Ständen überhand nimmt. Besonders die Jugend wird immer zügelloser, hauptsächlich in den Städten, und die Furcht Gottes, Elternliebe und Achtung vor den Lehrern werden immer seltenere Erscheinungen. Bei dieser steigenden Zerrüttung nach Außen und Innen, nachdem die letzte Kraftanstrengung 1830 die ersehnten Früchte nicht gebracht, hat sich Muthlosigkeit und Gleichgültigkeit der großen Mehrzahl bemeistert; Viele schlucken den Gram still in sich und sehen düster der Zukunft entgegen; Viele verscheuchen den furchtbaren Ernst der Zeit mit leichtem Witze über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; verhältnißmäßig nur Wenige sind in sich gegangen und stille geworden und haben die Thüre gefunden. Aber grade die Wenigen sind der heilsame Sauerteig, der nun anfängt, die Masse in Gährung zu setzen, und diese Gährung greift immer mehr um sich und vermehrt noch das allgemeine Mißbehagen. Und so stehen wir denn im Dämmerlichte eines großen Morgens; es röthet sich der Osten und heller wird es um uns her. Deutlicher unterscheiden sich die Gegenstände, die Massen sondern sich; wir lernen die Menschen kennen um uns her. Viele schlafen noch; Manche winden sich in schweren Träumen oder dehnen sich halbwach auf dem Lager; Manche reiben sich die Augen und Andere stehen mit uns und warten auf den lichten Tag, an dem die Wahrheit laut wird: Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

Die einzelnen Bestrebungen, die vor der jetzigen Zeit im Stillen sich gezeigt, hatten nun allerdings den Nutzen, daß das Leben nicht ganz ausstarb, und daß zu allen Zeiten Zeugniß abgelegt ward von dem gekreuzigten Heiland. Es waren Glieder einer den Augen der Welt verborgenen Kette, die uns an eine schönere Vergangenheit knüpft. Zu erwähnen sind besonders Pf. Bein, ein achtungswerther Geistlicher, der mit vielem Segen in der Kirche wirkte, sodann Bost, Bott und Andere, deren Wirksamkeit sich außer der Kirche auf größere oder kleinere Kreise ausdehnte, und neben diesen hatte auch die Brüdergemeinde einigen Einfluß.

Den ersten größeren Anstoß gab vor einigen Jahren der kürzlich in Italien verstorbene Juden-Missionar Banga, ein Mann von vielen Kenntnissen, vieler Umsicht und Klarheit, und ächt christlichem liebenden Geiste.*) Er versammelte eine kleine Anzahl heilsbegieriger Seelen um sich und leitete ihre Versammlungen eine Zeit lang, bis seine zunehmende Kränklichkeit es nicht mehr erlaubte, und der Juden-Missionar Oster die Sache übernahm. Die Versammlungen wurden immer zahlreicher und mehrmals mußte man sich nach einem größeren Lokale umsehen. Ein Pfarrer verließ um diese Zeit seine Gemeinde, um als Missionar der Englischen Continentalgesellschaft in Strasburg zu arbeiten. Er übernahm die Leitung der Versammlungen; da aber mehrere Unvorsich-

*) Zwei Bändchen Gedichte, die in Basel bei Felix Schneider erschienen, zeugen von Gemüth und christlicher Wärme.

tigkeiten Anstoß erregten, besonders aber Missionar Oster darauf drang, daß man sich als separirte Kirche constituiren sollte, so trennte sich jener von dem gemeinschaftlichen Werke und wirkt seitdem abgesondert im Stillen fort. Missionar Oster verließ bald darauf Strasburg. An Banga's Stelle, der seiner schwächlichen Gesundheit wegen Strasburg verlassen hatte, kam als Juden-Missionar Herr Hausmeister.*) Man ersuchte ihn, die aufgelösten Versammlungen fortzusetzen; er that es, und bald wurden sie zahlreicher als je. Da aber die Sache sich immer mehr ausdehnte, und eine Art Seelsorge damit verbunden war, der Herr Hausmeister, seinem Berufe nach, nicht obliegen konnte, so wandte sich dieser in Verbindung und auf den Rath mehrerer gottesfürchtigen Bürger an den Missionar Major, um ihn zur Übernahme der Versammlungen zu bewegen. Dieser nahm den Ruf nach reiflicher Überlegung, als einen von dem Herrn an ihn ergangenen, an, und wirkt nun mit vielem Segen als Missionar in Strasburg. Die Versammlungen werden mit immer mehr Eifer und immer zahlreicher besucht, so daß man endlich den Beschluß faßte, nach dem Vorgange einiger anderer Städte in Frankreich, eine Kapelle zu bauen. Dies wurde sogleich durch einen Verein gläubiger Bürger aus Strasburg (nicht durch fremden Einfluß und mit fremdem Gelde, wie man behauptet hat) in's Werk gesetzt, ein Haus gekauft und der Bau rasch begonnen; und siehe, das Werk gedieh so schnell, daß schon den 14. September die Kapelle konnte eröffnet werden, in welcher nun der Gottesdienst von Herrn Major regelmäßig versehen wird. Es ist somit keine neue Gemeinde, sondern ein neues Gotteshaus gegründet; von Separation ist keine Rede.

Die Feierlichkeit der Eröffnung wurde von einer Versammlung von 800 Personen mit dem schönen Liede von Knapp eröffnet: „Weß ist das Fest? zu wem empor schallt der Gemeine heil'ger Chor mit frohen Feierliedern?" Hierauf hielt Herr Major ein Gebet am Altar, an das die Gemeinde sich wieder mit zwei Versen aus dem oben bezeichneten Liede anschloß, worauf eine Predigt über 1 Kön. 19, 11—13. gehalten wurde. In dem Eingange derselben entwirft Herr Major das Gemälde unserer Zeit und zeigt, wie der Herr nicht in den politischen Stürmen der Zeit, noch im Erdbeben der Staatsumwälzungen, noch auch im Feuer des Krieges war, wie aber jetzt ein stilles Sausen über den Erdkreis hinzuwehen beginnt, und Religion das Losungswort für Viele geworden ist. Einem Jeden aber, der ihr Gebiet betritt, tönt die ernste Frage entgegen: „Was hast du hier zu thun, o Mensch?" Hierauf stellt sich der Redner die Frage so: Was wollen wir mit der Einrichtung des Gotteshauses in dieser Kapelle thun? und suchte zur Beantwortung dieser Frage zuerst den Grund darzulegen, auf den gebaut werden müsse, sodann das Ziel, das der Redner und die Erbauer der Kapelle sich vorgesetzt, und endlich das Verlangen, das ihre Seele füllt. Dies that denn auch Herr Major auf eine schöne Weise in den drei Theilen seines Vortrages. Er legte zuerst als Grund Jesus Christus, der uns von Gott zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht ist; — bestimmte sodann als Ziel der Erbauung des neuen Gotteshauses: daß darinnen sollte Zeugniß abgelegt werden gegen den Unglauben und Aberglauben der Zeit, und durch dies Zeugniß des Glaubens die Theilnehmer am Gottesdienst sollen hingeführt werden zu einem inneren Gottesdienste in Gerechtigkeit und Heiligkeit, der da Früchte bringe für dieses Leben, und in jener Welt die unvergängliche Krone der Gerechtigkeit allen verschaffe, welche die Erscheinung des Herrn lieb haben; — und drückte endlich als heißes Verlangen der Seele den Wunsch aus, daß

*) Von demselben erschienen: 1. Worte der Liebe an meine Brüder nach dem Fleisch, und 2. Winke und Mittheilungen über das evangelische Missionswerk unter Israel. Auch hat der Herr ihm Arbeit unter Israel angewiesen und in letzter Zeit sind zwei I. Israeliten durch ihn getauft worden.

die, welche sich einen falschen Begriff von dem Grund und dem Ziel des neueingerichteten Gotteshauses gemacht, und daher keine Gemeinschaft mit den Gründern haben wollen, von ihrem Irrthum zurückkommen und eine brüderliche Hand bieten möchten, daß aber Vielen von denen, die in Unbekanntschaft mit dem Herrn ihr Leben vergeuden, auch durch dieses neue Gotteshaus möchte geholfen werden. — Diese ganze Rede, voll hoher Kraft und Würde, zeichnet sich besonders durch den Geist der Liebe und Schonung gegen Gegner und Andersdenkende aus, der ihn ganz durchdringt, und besonders im letzten Theile auf eine rührende Weise hervortritt. — Nach der Predigt wurden wieder zwei Verse aus dem Knappschen Liede gesungen, hierauf das Schlußgebet am Altar gesprochen, und endlich nach Absingung der beiden letzten Verse des Hauptliedes und des Nicolaischen Liedes: „Wachet auf, ruft uns die Stimme," die Versammlung mit dem Segen des Herrn entlassen. Die ganze Feierlichkeit dauerte zwei Stunden, und obwohl viele Personen, wegen Mangel an Raum, selbst im Hofe stehen mußten, so drückte dennoch die feierliche Stille und die Andacht aller Gegenwärtigen die Theilnahme derselben an dem hier verkündigten Worte vom Kreuze aus.*)

Neben diesem, was außerhalb der Kirche für das Reich Gottes geschehen ist, erfreuet nun noch manche herrliche Erscheinung in der Kirche das Auge des Beobachters. Besonders ist ein Mann aufgetreten, der durch seine Geistesgaben, durch seine Beredtsamkeit und durch die Kraft der tiefsten Überzeugung und einer reichen Erfahrung, als Pfarrer der neuen Kirche (der Protestantischen Hauptkirche) einen ausgedehnten und vielfach gesegneten Wirkungskreis hat. Nichts kann ein deutlicheres Zeugniß ablegen von dem neuerwachten Bedürfniß nach Licht in unserem Vaterlande, als das zahlreiche Auditorium, das jedesmal die große neue Kirche, die größeste nach dem Münster, füllt, so oft der treue Zeuge Christi auftritt, um das Wort vom Kreuz vor einigen Tausenden von Menschen aus allen Ständen zu predigen. Besonders ist die große Klarheit erfreulich, womit Pf. Härter spricht, also, daß nicht nur dem Unerfahrenen und Unwissenden dadurch Licht gegeben, sondern auch denen, die schon glauben, das noch in ihnen Schlummernde zum Bewußtseyn und zu deutlicher Anschauung gebracht wird.

In einem anderen Kreise wirkt Herr Cuvier, Professor der Geschichte an der Universität Strasburg und Diener des göttlichen Wortes. Er begann vor einigen Jahren Vorlesungen über religiöse Gegenstände in Französischer Sprache in seinem Hause, zuerst vor einigen Freunden und Freundinnen, bald aber vor einem größeren Publikum zu halten. Diese Versammlungen, die besonders von den höheren und gebildeten Ständen besucht werden, gewannen immer mehr Ansehen und eine immer festere Form, bis endlich Prof. Cuvier im Verein mit Pf. Härter und anderen Freunden eine auf Statuten gegründete Gesellschaft unter dem Namen der Société évangélique bildete.

Die Statuten dieser Gesellschaft sind folgende: 1. Die evangelische Gesellschaft in Strasburg setzt sich zum alleinigen Zweck, dem Evangelium gemäß an der Förderung des Reiches Gottes durch alle Mittel zu arbeiten, die der Herr ihr darbieten wird. 2. Um Mitglied der Gesellschaft zu seyn, ist es hinreichend, gegenwärtigen Statuten, die derselben zur Grundlage dienen, beizupflichten, oder sich durch ein Mitglied des Centralcomités auf die Liste der Mitglieder setzen zu lassen. 3. Die Leitung der Geschäfte der Gesellschaft ist einem Centralcomité von drei Mitgliedern anvertraut, die das erstemal in einer allgemeinen Versamm-

*) Was hast du hier zu thun? Eine Rede gehalten bei Eröffnung der Evangelischen Kapelle in Strasburg, den 14. September 1834 von C. F. Major, V. P. M. Strasburg, bei Scheurer. — Herr Major ist auch als Verfasser des Jugendfreundes, der Reden aus der Wahrheit, und mehrerer anderer Schriften und Übersetzungen aus dem Englischen bekannt.

lung gewählt werden. Um die Einheit des Geistes zu bewahren, erneuert sich das Comité selbst jedesmal, wenn es nothwendig ist. 4. Das Einkommen der Gesellschaft besteht in den freiwilligen Geschenken, die ihr durch ihre Mitglieder oder sonst gemacht werden können. 5. Die Mitglieder der Gesellschaft versammeln sich wöchentlich in regelmäßiger Sitzung, um sich gegenseitig durch Gebet, durch Lesen der heiligen Schrift und durch auf den Gegenstand des Vereins sich beziehende Mittheilungen zu erbauen. 6. Die evangelische Gesellschaft vereinigt sich alle Jahre in allgemeiner Versammlung, und in derselben wird Rechenschaft abgelegt werden von den Arbeiten der Gesellschaft und der Verwendung der Einkünfte.

Als Gegenstand, Tendenz und Zweck des Vereins gibt Prof. Cuvier in dem Französischen Programm, das die Statuten begleitet, noch Folgendes näher an: In jedem Mitglied den lebendigen Geist des reinen Christenthums zu hegen; in ihren Herzen das Bedürfniß des öffentlichen und Hausgottesdienstes zu nähren und zu entwickeln; die Fortschritte des religiösen Lebens in der Gesellschaft, den Sitten, den Institutionen, und bis auf das Gebiet der Wissenschaft, Litteratur und Kunst zu verfolgen und zu begünstigen; sich in Kenntniß alles Wissenswürdigen in der christlichen Welt zu setzen durch Berichte und religiöse Journale, durch Correspondenz und andere günstige Mittel; besonders die Fortschritte des Bibel- und Missionswesens, der christlichen Volkserziehung, der Wohlthätigkeitsanstalten zu unterstützen; gute religiöse und moralische Schriften aufzusuchen, kennen zu lernen und zu verbreiten; sich gegenseitig durch solche nützliche Mittheilungen zu erbauen, sey es durch Druckschriften oder in regelmäßigen Versammlungen, immer unter dem Einfluß des Gebets und des Bibelwortes.

Am 3. Juni dieses Jahres versammelten sich die Mitglieder, sechzig an der Zahl, zum erstenmal in allgemeiner Versammlung, und wählten das Centralcomité, bestehend aus Prof. Cuvier, Pf. Härter und Notar Hickel. Die Frauen der Gesellschaft wählten ein Untercomité, das sich besonders mit der Missionssache beschäftigt und die Geschenke und weiblichen Arbeiten in Empfang nimmt, die am Ende des Jahres ausgestellt und öffentlich verkauft werden sollen zum Besten der Missionen in der Heidenwelt.

Dies die Darstellung dessen, was sich bei uns auf einmal, und wie durch ein Wunder entwickelt hat. Beide, die Kapelle und die evangelische Gesellschaft, die übrigens zwei von einander völlig unabhängige, aber in Einem Geiste und zu Einem Zwecke arbeitende Gesellschaften sind, üben einen gewaltigen Einfluß aus und sind ein mächtiger Sauerteig, der die ganze Masse der Bevölkerung in Gährung setzt. Was bei der Eröffnung der Kapelle im Havre einen so tröstlichen Anblick gewährte, nämlich vier Pfarrer der Nationalkirche, die zugegen waren, und wovon einer, Pf. de Felice von Bolbec, eine so herrliche Rede hielt, das fand freilich hier nicht statt, im Gegentheil macht die Kapelle und die Gesellschaft viel Rumor unter der Geistlichkeit, und man hört selbst hie und da von den Kanzeln manch feindselig Wort erschallen. Glücklicher Weise ist die Reinheit der Sache bis jetzt noch von keiner giftigen Polemik befleckt worden, und wir hoffen zu Gott, daß vor der Hand das Reich des Herrn seinen sicheren, stillen Gang fortgehen und in Friede sich bauen werde in den Herzen der Bürger unseres Landes.

(Strasburg.) Wichtig ist der Streit, der so eben zwischen dem Bischof von Strasburg und dem Abbé Bautain ausgebrochen ist. Bautain gründet nämlich seinen philosophischen Vortrag allein auf den Glauben; der Bischof behauptet, man könne allgemeine Religionswahrheiten, wie das Daseyn Gottes und seine Vollkommenheiten, ferner die Wahrhaftigkeit der heiligen Schrift, die Auferstehung Christi u. s. w. aus Gründen, die aus der Vernunft und der Geschichte gezogen sind, beweisen. Der Bischof erließ ein Avertissement sur l'enseignement de M. Bautain, und setzte ihn als Direktor des kleinen Seminars, nebst dem ganzen Lehrpersonal, die, sämmtlich Schüler Bautain's, wie er selbst, ihre Stellen unentgeltlich bekleideten, ab. Auch untersagte er ihm das Predigen. Bautain hat nicht geantwortet; es ist aber eine Schrift zu seinen Gunsten erschienen, und zwei andere gegen ihn. Bautain's und seiner Schüler Wirksamkeit im kleinen Seminar war sehr geseguet. Er begehrte Glauben, lebendiges Christenthum und solide Studien. Vielleicht kann ich Ihnen nächstens mehr hierüber sagen.

(Strasburg.) Ich kann nicht umhin, Ihnen zu melden, daß letzten Dienstag den 18. Nov. eine Missionsgesellschaft, als Hülfsgesellschaft für Paris entstanden und in's Leben getreten ist. Seit langer Zeit war hier eine Missionsgesellschaft, die sich beinahe ausschließlich an Basel anschloß; ihr einziges thätiges Mitglied sammelte mit Treue Geld; allein zur inneren Belebung der Gaben ward nichts gethan, außer daß alle zwei bis drei Jahre ein aus der Ferne zurückgekehrter Missionar eine Ansprache hielt. Schon längst fühlten Mehrere, daß eine lebendige Missionsgesellschaft nöthig, die das Geldsammeln nicht zur Hauptsache mache, sondern das Sammeln der Seelen in das Bündelein der Lebendigen. Als dieses Frühjahr Herr Grandpierre hier war, forderte er auf zur Errichtung einer Hülfsgesellschaft für Paris, die Sache fand bei Geistlichen Schwierigkeiten, und so entstand eine Gesellschaft, gebildet aus rechtschaffenen Bürgern, aus lauter Laien, ausgenommen Professor Cuvier. Zwölf bilden die Begründer, fünf die Comitéglieder und letzten Dienstag war die erste Missionsbetstunde. Man wollte dieselbe in einer Kirche halten, konnte aber bisher keine dazu erhalten und so wurde provisorisch ein Saal eingerichtet, der gegen 130 Personen faßt. Herr Pf. Härter betete, hielt eine Anrede, zuerst über Jes. 2, 1—5., in welcher er einen gedrängten Überblick gab über die Missionsgeschichte im Allgemeinen und dann über die Pariser Gesellschaft und dann aufforderte, durch Gebet und Handreichung zu unterstützen, alle Vorurtheile gegen die Missionssache zu beseitigen und durch die Sache mit dem Herrn derselben sich recht bekannt zu machen. Es wurde mit einem Gebet geschlossen. Alsbald subscribirten viele Personen und wir dürfen hoffen, daß auch dieses Werk für Viele ein Segen wird, die bisher noch ferne standen; denn es waren viel solche gegenwärtig, Leute aus der höheren Klasse, die ein Bedürfniß haben. Nach und nach, hoffen wir, wird diese Missionsgesellschaft eine allgemeine werden.

In der Evangelischen Kapelle wird jeden ersten Montag im Monat eine öffentliche Missionsstunde gehalten, die von etwa 300 Personen besucht wird; die der neuen Gesellschaft wird am dritten Dienstag des Monats seyn und da der Raum klein ist, so werden nur Subscribenten und ihre Freunde zugelassen. Der Grundsatz dabei ist, klein zu beginnen und sich dann nach des Herrn Willen zu erweitern.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 13. December. № 100.

Der Brief Jakobi.

(Schluß.)

Vergleichen wir aber diese Stelle mit der anderen, welche gleich sehr eine Ausnahme bildet, so bietet sich eine andere Erklärung dieser Ausdrucksweise dar. Wir sehen, daß kein einziges Mal Barnabas, Timotheus oder irgend einer der vielen Apostelgehülfen für sich allein schlechtweg Apostel oder Diener Christi genannt wird, sondern nur diese beiden Male, da sie mit Paulus zusammen genannt werden. Es springt in die Augen, daß hier der Ausdruck so gebraucht ist, daß er im eigentlichen Sinne auf Paulus sich bezieht, und nur vermittelst einer bequemen Katachrese oder Extension, wie sie in allen Sprachen, namentlich aber beim Griechischen Plural gewöhnlich ist, auf Barnabas oder Timotheus. — Hätte jeder Evangelist den Namen Apostel und Knecht Gottes sich beilegen können, was sollte derselbe dann zu Anfang der Briefe an die Römer, Corinther, Galater, wo jeder Exeget bemerkt, Paulus bezeichne damit absichtlich seine Auctorität und entwickele den Begriff noch durch die Nebenbestimmungen?

Wir halten uns zu der Behauptung berechtigt, daß derjenige, der im apostolischen Zeitalter einem Briefe, einem Kreisschreiben an eine unbestimmbare Menge persönlich größtentheils unbekannter Leser, die Überschrift gab: Jakobus, Gottes und des Herrn Jesu Christi Knecht, sich als den Apostel dieses Namens bezeichnen wollte. — Daraus folgt denn auch unbedingt, daß der Brief geschrieben wurde, als nur noch ein Jakobus am Leben war, nach dem Tode des Sohns Zebedäi (44), und daß folglich Jakobus, der Sohn des Alphäus oder Clopas, eine Person ist mit dem Verfasser des Briefs, den die Judenchristen mit den Beinamen: der Gerechte, und: der Bruder des Herrn, beehrten, während er selbst diese Namen so wenig gebrauchte, als die anderen Schriftsteller des Neuen Testaments. (S. o.)

Die Aufschrift des Briefes Judä, über dessen Verfasser wir nothwendig auch ein Wort sagen müssen, steht der obigen Behauptung, nach unserer Ansicht, nicht entgegen. Wir halten auch diesen Schriftsteller für einen Apostel, den Apostel Judas Lebbäus oder Thaddäus, und unterscheiden ihn von dem angeblichen weiter nicht bekannten Bruder Jesu, Sohn Joseph's und der Maria, indem wir ihn für einen Sohn des Alphäus halten. Daß die Stelle des Briefes V. 17 f. diese Ansicht nicht verbietet, hat man anerkannt. *) Eben so wenig kann es befremden, daß ein Apostel die Namen seines Bruders gebrauche, um sich zu bezeichnen, zumal wenn sein Bruder selbst auch Apostel und bei den Lesern des Briefs bekannter und angesehener war, als er. Dagegen konnte der Brief Judä von keinem Manne ohne Auctorität geschrieben seyn, und diese Auctorität ist nirgends angedeutet, wenn nicht in der Überschrift: „Jesu Christi Knecht." — Welche Schwierigkeit hat es nun, anzunehmen, der Apostel und Schriftsteller Judas sey ein Bruder unseres Jakobus und selbst auch ein Sohn des Alphäus gewesen?

Die beiden Haupteinwendungen beruhen auf ziemlich verwegenen Fragen. Zuerst sollen wir erklären, warum die beiden Apostel Jakobus Alphäi und Judas Thaddäus, wenn sie Brüder waren, in den Apostelverzeichnissen des Matthäus und Lucas getrennt sind, da doch die anderen Brüderpaare beisammen stehen. Es könnte genügen, zu bemerken, daß Marcus sie zusammenstellt, und Simon den Kananiter hintenan, während die anderen beiden Evangelisten denselben zwischenein stellen. Wie nun aber, wenn alle drei Apostel Brüder waren? wenn die Worte des Hegesippus so zu verstehen sind, wie wir sie verstanden, und nun durch das Apostelverzeichniß bestätigt werden, welches überall, in verschiedener Ordnung, die drei Namen zusammenstellt? — Der andere Einwand ist nicht bedeutender, und widerlegt sich sogleich durch das Folgende. Denn durch unsere Ansicht, wenn sie auch im Einzelnen etwas hypothetisch ist, wird wenigstens alles klar: Alphäus, der Bruder Joseph's oder der Schwager Marias oder beides zugleich, hatte — vielleicht *) von einer ersten Frau — zwei Söhne, Simon, der vor Christo geboren worden, und Judas, ungefähr von gleichem Alter. Mit der Schwester Maria's, die selbst Maria hieß, zeugte er den Jakobus und den Jose. Er selbst starb vor dem Auftreten Jesu. Die älteren Söhne erscheinen als selbstständige Männer von bestimmtem Charakter und Rufe. Der erste war ein Zelote, der andere hatte sich den Beinamen: der Beherzte (oder: der Verständige) erworben. Die beiden anderen waren in äußerlicher Rücksicht bei Jesu Lebzeiten unbedeutender; Jose muß unter den Jüngern nicht ganz unbekannt gewesen seyn, nach Marc. 15, 47. zu urtheilen; Jakobus wurde Apostel, hatte aber keinen

*) Der Einwand, der auch bei Judas geltend gemacht wird, die Epistel sey zu gut Griechisch geschrieben, ist oben beantwortet. Ja, dieser Umstand spricht grade dafür, daß die beiden Briefsteller Brüder waren.

*) Dies vielleicht kann als Gewißheit annehmen, wen die Frage beängstigt: Warum Maria, die Frau des Alphäus, zwar als Mutter des Jakobus und Jose bezeichnet wird, aber nicht als die des Judas oder Simon, die doch Apostel waren, während Jose ganz unbekannt sey. Die Frage hat ein Gegenstück an der, warum Marcus (15, 47.) schriebe: Maria Jose's (Mutter), statt: Jakobi.

auszeichnenden Beinamen, und wurde daher zum Unterschied bald der Kleine (Jüngere), bald von seinem Vater benannt. Später war es anders, wie wir gesehen; er hieß vorzugsweise Jakobus, Jakobus schlechthin, und sein Bruder Judas nennt sich, um sich am Leichtesten kenntlich zu machen: Judas, Bruder Jakobi. Jose ist aus der Geschichte verschwunden, Simon taucht nur einmal, aber herrlich, wieder hervor, in der Geschichte seines Kreuzestodes.

Judas der Apostel bediente sich aus natürlichem Grunde des Zunamens Lebbäus nicht. Nichts dagegen hinderte ihn, sich nach seinem Bruder zu nennen. Sein Vater war schon lange vergessen. Und so benennt ihn auch Lucas mit dem zu seiner Zeit gebräuchlichen kurzen populären, Namen: „der Judas des Jakobus" — was ohne allen Streit „Judas Bruder Jakobi" bedeuten kann. Die nächsten Leser von Lucas — denn er allein bedient sich dieses Ausdrucks (Ev. 6, 16., Gesch. 1, 13.) — kannten bereits die Apostel und ihre Verhältnisse. Wenigstens war Judas unter den Griechischen Christen auf irgend eine Art bekannt, da Johannes (14, 22.) von ihm spricht, ohne ihn früher erwähnt zu haben, mit dem einfachen Zusatz: nicht der Ischarioth. Es gab, als Lucas und Johannes schrieben, wohl nur einen berühmten Judas, wie nur einen berühmten Jakobus.

So stimmen die Neutestamentlichen Stellen unter sich, und mit ihnen die kirchengeschichtlichen Notizen ungekünstelt überein. Wir erinnern nur noch, daß Paulus ausdrücklich von mehr als einem Bruder Christi spricht (1 Cor. 9, 5.) und dieselben als beliebte Apostel zu erwähnen scheint. Sie waren, ihm zufolge, verheirathet. Vielleicht bezieht sich daher auch auf diesen „Judas, Bruder des Herrn," die Nachricht über seine Enkel aus Hegesipp, Eus. h. e. III, 19. 20. (vgl. die obige Stelle über Symeons Abstammung von David).

Auffallend ist nun allerdings, daß wir auf diese Weise vier Vettern des Herrn haben, die Jakobus, Simon, Judas und Jose heißen, während, wie man behauptet, uns die Evangelisten vier eigentliche Brüder des Herrn vorführen sollen, die grade dieselben Namen tragen. Ob diese Erscheinung durch die Bemerkung erklärt wird, dies dürfe in einem Lande, wo wenige Namen gebräuchlich waren, und dieselben Namen in den Familien vorzugsweise beliebt wurden (Luc. 1, 61.), wenig befremden; gewiß weniger, als daß zwei Schwestern Maria hießen; außerdem sey natürlich, daß je mehr Brüder einerseits und je mehr Vettern andererseits waren, desto eher die Namen, fast nothgedrungen, coincidiren mußten, oder ob diese Erscheinung vielmehr zur Beseitigung der Annahme von eigentlichen Brüdern Jesu dient — das wollen wir hier nicht weiter untersuchen, da wir schon früher erklärt haben, uns auf die ganze Frage über die angeblichen eigentlichen Brüder Jesu für jetzt nicht einlassen zu wollen.

7. Wir sagen noch ein Wort über die Zeugnisse der Ächtheit des Briefes. Wir haben hier — und nicht bei dieser Epistel allein — die merkwürdige Erscheinung, daß die Orientalische und Griechische Kirche sie von Anfang an kennen, während die Lateinische Kirche sie erst später, nach und nach kennen lernte. Dies sagt Hieronymus bestimmt, und Eusebius erklärt ausdrücklich, Manche haben den Brief nur aus dem Grunde bezweifelt, weil ihn die alten Schriftsteller nicht citirt hätten, während ihn die Kirchen unbedenklich gebrauchten. Die Zweifel waren also litterarisch-kritischer Art, und nicht historischer, noch, wie man gewöhnlich ohne allen Grund annimmt, dogmatischer Natur. Wirklich hat kein Lateinischer Kirchenvater den Brief, bis auf Ambrosius, Augustin ꝛc., citirt. Aber völlig genügend sind das Zeugniß der Peschito, die Anspielungen bei Hermas und Irenäus, das Zeugniß des Origenes (im Lateinischen) verbunden mit dem seiner Schüler Dionysius von Alexandrien u. s. w., vorzüglich aber das des Clemens. *) — Es ist bemerkenswerth, daß alle die, die sich über den Verfasser aussprechen und Aufmerksamkeit verdienen, wie die Syrischen Lektionarien, Origenes (im Lat.) und der gelehrte Hieronymus unsere Ansicht ausdrücken: Er sey der Apostel, der Bruder des Herrn, gewesen, und zwar, wie Hieronymus sagt, der Sohn des Alphäus, Neffe der Mutter Jesu. Ihm folgen Theodoret und Chrysostomus.

Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

1. Die Kirche in ihrem Verhältniß zum Staat und zu den Sekten.

Der merkwürdige Kampf, welcher in mehr oder weniger allen Europäischen Staaten auf dem kirchlichen Gebiete jetzt geführt wird, wobei es auf die Frage ankommt, ob Kirche und Staat die Verbindung, in welche sie seit 1500 Jahren getreten sind, ganz auflösen, oder ob die Kirche in völliger Abhängigkeit von dem Staate nur die religiöse Seite des Volkslebens bilden, oder ob beide, selbstständig und doch organisch vereinigt, nach dem gemeinsamen Ziele streben sollen, — dieser Kampf hat noch immer seinen Hauptschauplatz in England; und in dem vielbewegten, unruhigen Treiben der politischen Partheien sind in dem verwichenen Jahre die kirchlichen Fragen stets im Vordergrunde gewesen. Eine kirchliche Frage war es, welche in das Whig-Ministerium während des Sommers einen großen Riß brachte und einige der ausgezeichnetsten Glieder ihm entzog, und daher auch mittelbar die so ganz unerwartete Wendung herbeiführte, welche seit den letzten Wochen ganz Europa mit Staunen erfüllt hat; und kirchliche Fragen von der wichtigsten Art werden das neue Wellingtonsche Ministerium jetzt sogleich wieder beschäftigen. Wir wollen daher unsere diesmalige Übersicht mit den

*) Man vermißte die völlige Gewißheit in der Anspielung auf Jak. 2, 8. (Strom. VI, 18.). Gebser, zu C. 2, 10., hat aber das Verdienst, ein unzweifelhaftes Citat nachzuweisen (Clem. opp. t. II., p. 798. Pott.), das alle Interpreten und Kritiker nichts desto weniger seither übersehen haben.

Ereignissen beginnen, welche in Beziehung auf die äußeren Verhältnisse der Englischen Kirche neuerlich vorgekommen sind.

In den Zeiten, die auf die Restauration (1660) folgten, war die Englische Kirche nicht nur die herrschende im Lande, sondern jede andere Religionsübung war verboten und wurde bestraft. Die Toleranz-Akte von 1688 verschaffte den Dissentirenden religiöse Duldung; aber von allen höheren politischen Rechten waren sie ausgeschlossen. Von diesen Rechtsunfähigkeiten (civil disabilities) sich zu befreien, ist seitdem das unablässige Bemühen der Sekten gewesen. Den wichtigsten Schritt vorwärts nach ihrem Ziele thaten sie im Jahre 1825, wo die Aufhebung der Test- und der Corporations-Akten ihnen den Zutritt in's Parlament, in den Staatsdienst und die Corporationen eröffnete. Seitdem sind noch einzelne Beschwerden übrig geblieben, auf deren Entfernung sie dringen; diese sind aber jetzt verhältnißmäßig gleichgültig gegen die Aussicht, welche sich seit der Reform-Akte ihnen aufgethan hat, die herrschende Kirche selbst umzustoßen. Die alten Englischen Puritaner dachten so wenig als die Schottischen Covenanters im siebzehnten Jahrhundert, an eine Trennung von Kirche und Staat; erst die Independenten, welche während der Rebellion seit 1640 durch Cromwell ihr Haupt erhoben, machten die völligste Duldung, ja Indifferenz der Obrigkeit gegen die Religionsübung zu ihrem, wenn auch nicht immer mit gleicher Consequenz durchgeführten, Grundsatz; und vom Jahre 1689 an verloren sich die Englischen Presbyterianer so gut wie ganz in diese Parthei. Die zahlreiche Sekte der Baptisten stimmt im Kirchenregiment nicht nur, sondern auch in dem Grundsatz von absoluter Trennung der Kirche vom Staate mit jener überein; eben so in dem letzteren die Quäker. Daher muß sich gegenwärtig die Sache nothwendig ganz anders, als im siebzehnten Jahrhundert, stellen. Es kommt den jetzigen Dissenters nicht so sehr auf Befreiung von einzelnen Bedrückungen mehr an; gänzlich und völlig wollen sie die Religion in Staatsangelegenheiten ignorirt wissen, und auf den verschiedensten Wegen suchen sie daher das Princip anzutasten, auf welchem noch immer die Verbindung von Staat und Kirche in England beruht. Von dieser Seite her ist eine auch in dem diesjährigen Parlament wieder eingebrachte Bill von Wichtigkeit, der Antrag auf sogenannte Emancipation der Juden. Die Zahl derselben ist in England so gering, daß die Maaßregel praktisch kaum merkbar seyn würde; aber das veränderte Princip wäre von großer Wichtigkeit gewesen, denn England würde aufgehört haben, ein christlicher Staat zu seyn. Dies fühlte die kirchliche Parthei im Parlamente auch sehr wohl, und ließ sich durch die scheinbare praktische Gleichgültigkeit der Sache, so wie durch die Redensarten von Verfolgung und Bedrückung, womit die Ministerialparthei zu schrecken gesucht hatte, nicht irre machen; und obwohl im Unterhause die Bill mit einer nicht unbedeutenden Majorität durchging, erhielt dennoch die Gegenparthei im Oberhause einen sicheren und entscheidenden Sieg. Eben so wenig vermochten die Dissenters von einer anderen Seite her ihre Wünsche durchzusetzen; so willig sich der Premierminister, Graf Grey finden ließ, zur Aufhebung der noch übrigen Rechtsunfähigkeiten, die auf ihnen lasteten, die Hand zu bieten, so entschieden erklärte er sich gegen jeden Versuch, die Kirche selbst anzutasten.

Doch was von Seiten des Princips nicht gelingen wollte, das wurde besonders durch Angriffe auf das Vermögen der Kirche versucht. Ein kirchliches Journal bemerkt darüber: „In der That, der Stand unserer Staatskirche ist gegenwärtig Schrecken erregend. Sie ist, Alles in Allem gerechnet, reich genug, um die kirchenschänderische Raubsucht zu locken; zu gleicher Zeit besitzt sie aber bei weitem zu wenig, um die ausgedehnte Wirksamkeit und den Einfluß sich zu sichern, den sie haben muß, um von einem Ende des Landes zum anderen in Achtung zu stehen. Einige wenige Stellen besitzt sie noch immer, auf deren Glanz man das unwissende Volk hinweisen kann, um die Kirche als einen furchtbaren fressenden Schaden, als eine pomphafte, aufgeblasene Hierarchie darzustellen; während sie in manchen Gegenden mit einer weit verbreiteten Dürftigkeit zu kämpfen hat, in deren natürlichem Gefolge Ohnmacht und Herabwürdigung ist." Indeß scheint doch die Ansicht jetzt immer mehr sich geltend zu machen, daß das Gesammtvermögen der Kirche keineswegs übermäßig groß ist; es wurde dies unter andern von dem unlängst abgetretenen Minister, Lord Althorp, im Parlamente anerkannt. Desto mehr aber wird ein Zweig des kirchlichen Einkommens, der Zehnte, angegriffen. Zwar ist schon lange diese Abgabe an den meisten Orten in einen Grundzins verwandelt, und unterscheidet sich also durchaus nicht von einer auf einem Gute haftenden Reallast, mit der der Erbe das Gut geerbt, der Käufer es gekauft hat. „Wenn dies der Fall ist," sagt daher selbst ein liberales Blatt von diesem Jahre, „so können wir daraus sehen, was es mit dem Geschrei auf sich hat, welches einige Politiker zu erheben sich abmühen, daß die Zehnten gänzlich abgeschafft werden sollten. Es ist das ganz einfach der Vorschlag, daß ein Jeder, der grade zufällig der Eigenthümer eines mit einem Zehnten behafteten Grundstücks ist, eine Summe Geldes, die einem Anderen gehört, jährlich in seine Tasche stecken solle. Eben so gut könnten auf einmal alle Gutsbesitzer den Antrag machen, man solle alle ihre noch unbezahlten Schneider- oder Schusterrechnungen abschaffen." Es ist daher eine rücksichtslose Begriffsverwirrung, die in England zuerst von den Quäkern ausgegangen ist, wenn man behauptet, daß ein Gewissenszwang in dieser Abgabe liege. Dennoch hat die Art der Erhebung derselben da, wo sie noch in natura geschieht, in der That manches Lästige, und ist in England sehr gehässig geworden, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß irgend eine Maaßregel der allgemeinen Zehntenverwandlung nächstens durchgehen wird.

Alles aber, was in England in Bezug auf die Zehnten geschieht, ist verhältnißmäßig unwichtig gegen die Bewegung, welche die Frage in Irland schon bisher hervorgerufen hat, und gewiß noch mehr hervorrufen wird; eine Frage, welche dort ganz besonders in die Untersuchung über das Wesen einer Staatsreligion hineinführen muß. Denn bekanntlich ist in Irland die bei weitem größere Masse der Bevölkerung katholisch; und von Ka-

tholiken sowohl als Reformers wird nun beständig mit Nachdruck das Princip geltend gemacht, daß, wenn überhaupt eine Staatsreligion dort herrschen solle, es nothwendig die katholische seyn müsse. Von der gedankenlosen Staatslehre aus, welche in England und Frankreich als die herrschende anzusehen ist, wonach der Wille der Majorität das einzig Maaßgebende ist, kann diese Angelegenheit natürlich nicht anders entschieden werden. So kam dann diesen Sommer eine Spaltung in das Ministerium über die Frage, ob nicht etwa von dem Kirchengut in Irland ein Theil eingezogen und nach Verhältniß der Bevölkerung vertheilt werden sollte. Lord Althorp zeigte am 2. Juni im Unterhause an, die Minister hätten Sr. Majestät den Rath gegeben, eine Commission, und zwar aus Laien bestehend, niederzusetzen, welche Vollmacht habe, alle Parochien und kirchlichen Abtheilungen von Irland zu visitiren, um festzustellen, wie hoch in einer jeden sich die Zahl der zur herrschenden Kirche gehörenden Personen belaufe; wie groß in jeder Abtheilung die Zahl der Geistlichkeit sey, und ob sie dort residire oder nicht; wie oft Gottesdienst gehalten werde, und welches die Durchschnittszahl der Besucher desselben sey; ob diese Zahl eine stehende, oder abnehmende, oder zunehmende sey; eben so die Zahl der Katholiken, Presbyterianer und anderen Dissenters; wie die moralische und religiöse Bildung des Volkes beschaffen sey ꝛc. Einen solchen Rath, fügte der Lord hinzu, hätten sie Sr. Majestät natürlich nur gegeben, um später demselben gemäß auch zu handeln. Dieser Vorschlag war es, welcher den Austritt mehrerer Minister, namentlich des ausgezeichnetsten unter ihnen, des Herrn Stanley (jetzigen Lords Stanley, eines frommen Mannes und warmen Anhängers der Englischen Kirche, welcher ein Buch über die Gleichnisse unseres Herrn für Kinder geschrieben hat) veranlaßte. In einer begeisterten Rede, die noch immer großen Beifall fand, erklärte er sich auf's Stärkste gegen das jenem Antrage zu Grunde liegende Princip. „Lassen Sie erst einmal diese Proportionstheorie zu," redete er das Parlament an, „dann ist dies Land nicht länger ein protestantischer Staat." Bei diesen Worten klatschte Herr O'Connell ihm Beifall zu. Jener aber fuhr fort: „Ich danke dem ehrenwerthen Mitgliede für dies Beifallklatschen; ich frage das Haus und das Land zugleich: Sind wir wirklich Willens im Angesicht des Parlaments und im Angesicht des Landes es für ein gleichgültiges Ding zu erklären, ob wir eine Protestantische Kirche oder eine andere unterstützen?" Merkwürdig war es, daß bei dieser Verhandlung selbst ein katholischer Irländer, Herr O'Reily, erklärte: „Obwohl er die Wegnahme der Römischen Kirchengüter zur Reformationszeit als einen höchst schändlichen Raub betrachte, so müsse er dennoch erklären, er wünsche nicht, daß man jenem Beispiele in unseren Tagen nachfolge. Die Irländischen Katholiken fühlten sich verpflichtet, die gesetzlich ihnen auferlegten Abgaben zu zahlen, und wenn sie auch der Bezahlung der Zehnten Widerstand entgegensetzten, geschehe es doch nicht um des Gewissens willen, sondern wegen ihres Widerwillens gegen die Art, wie jene Abgabe erhoben werde. Er habe niemals, weder im Parlament, noch an anderen Orten das, was man die Aufhebung der Zehnten nenne, vertheidigt. Er sey gegen die ministerielle Maaßregel, weil er nicht absehe, wie die Hände, welche das Gut der herrschenden Kirche angetastet hätten, lange das katholische Kirchengut unberührt lassen würden. Er wünsche nicht, daß eine Protestantische Staatskirche von solchen Männern abgeschafft werde, die vor keiner bestehenden Einrichtung Achtung bewiesen; und da er die Protestantische Staatskirche für eines der kräftigsten Schutzwerke der christlichen Religion halte, so könne er durchaus mit denen nicht übereinstimmen, welche meinten, der Zustand der Dinge, wie in Amerika, sey der beste, wo Jeder nach seinem besonderen Bekenntniß sich einen Geistlichen wähle. Er müsse daher wiederholen, daß er jeder Maaßregel, welche zur Absicht habe, das Protestantische Kirchengut seiner eigenen Kirche zuzuwenden, auf's Festeste und Entschiedenste sich widersetzen werde." — Diese Maaßregel ging nun zwar mit einer großen Mehrheit im Hause der Gemeinen durch; jede andere Bill aber, welche die Minister in Bezug auf die Irländische Kirche in das Parlament brachten, fiel vollständig im Oberhause durch, so daß bis jetzt der Zustand der Dinge dort noch unverändert derselbe geblieben ist. Da nun aber die Zehntenverweigerung ziemlich allgemein in dem ohnehin schon immer mit Aufruhr angefüllten Lande überhand genommen hat, die Geistlichen der herrschenden Kirche aber dadurch in großes Elend gerathen sind, so hat eine bedeutende Anzahl von Peers und anderen Gutsbesitzern den Zehnten aus eigenen Mitteln den Geistlichen erstattet, und danach jeden neuen Contrakt mit ihren Pächtern geändert; eine Maaßregel, über welche natürlich die Parthei der Irischen Demagogen auf's Äußerste erbittert ist. Diese Ereignisse sind nun auch der Hauptgrund des neuerlich erfolgten Ministerwechsels gewesen; denn der König, eidlich bei der Krönung verpflichtet, die herrschende Kirche zu schützen, fühlte sich in seinem Gewissen beängstigt durch den Gedanken, daß er dem Plane gemäß, die Kirche eines bedeutenden Theils ihres Eigenthums berauben solle; er hatte in einer Rede an die Bischöfe im Frühjahr seinen entschiedenen Willen, die Kirche zu schützen, ausgesprochen; und er entließ aus eben dem Grunde nun die Minister. In der That muß es als ein namenlos verderblicher Grundsatz erscheinen, wenn ein durch mehr als hundert und funfzigjährigen Besitz geheiligtes Eigenthumsrecht nicht mehr geachtet werden, sondern einer neuen Vertheilung nach dem Gutdünken augenblicklicher Zweckdienlichkeit unterliegen soll. Auf der anderen Seite aber ist die starre Unbeweglichkeit der Kirche von England und Irland, welche jede Disposition über ihr Eigenthum unmöglich macht, gewiß auch ein Hauptgrund aller dieser Übelstände; da es doch einmal widernatürlich ist, ja im höchsten Sinne des Worts widerrechtlich, daß ein Inbegriff von Sachen dem menschlichen Gesammtverkehr völlig und auf immer entzogen werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 17. December. № 101.

Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Fortsetzung.)

Während nun bis jetzt die Kirche äußerlich und gesetzlich noch nicht hat aus ihrem bisherigen Besitzstande verdrängt werden können, ist es sehr interessant, den Stand der Partheien gegeneinander, namentlich auch von der innerlichen Seite, näher in's Auge zu fassen. Als ein besonders merkwürdiges Dokument von kirchlicher Seite müssen wir die erste Visitationsrede (Primary Charge) des Bischofs von Exeter (Dr. Philpotts) vom Herbst v. J. betrachten. Der Geist, der sie beseelt (wir kennen sie nur aus umständlichen Auszügen in den Journalen), ist ein ernster und männlicher; unabhängig von Partheirichtung stellt sich uns in dieser Rede die edelste Klasse der sogenannten High-Churchmen (strengen Kirchenglieder) dar.*) Am Schluß der Rede erklärt er das Resultat seiner Visitation in Bezug auf die Stimmung des Volkes, die er gefunden habe. „Mit bangen Gefühlen fing ich sie an; aber mit einem ganz anderen Eindruck habe ich sie beendet. Mit demüthigem Dank gegen Gott und herzlicher Erkenntlichkeit gegen die Menschen bin ich verpflichtet zu erklären, daß, so weit die Gesinnungen des Volkes sich wahrnehmen lassen, aus den Äußerungen derselben in den beiden großen Grafschaften, die meine Diöcese bilden, deutlich hervorgeht, daß die Kirche von diesen Gesinnungen nicht nur nichts zu fürchten, sondern alles zu hoffen hat, wenn sie im Parlament sich frei aussprechen können. Damit meine ich keineswegs, daß unter unseren Laien Blindheit oder Gleichgültigkeit gegen die Mängel und Mißbräuche in unseren kirchlichen Institutionen herrschen; das soll nicht seyn, und wird auch hoffentlich nie der Fall seyn. Alles, was ich behaupte, ist in dem Satz enthalten: es ist eine innige und immer zunehmende Anhänglichkeit an unsere Kirche selbst in meiner Diöcese verbreitet." In einem sehr schönen Geiste spricht der Bischof in der Rede sich über den Zustand des Sektenwesens in seiner Diöcese aus. „Aus Ihren Berichten," redet er die Geistlichen an, „geht Ein Umstand hervor, um dessentwillen ich Ihnen auf's Herzlichste Glück wünsche; ich meine die kleine, die sehr kleine Anzahl der Versammlungshäuser von solchen Dissenters innerhalb unserer Diöcese, welche am weitesten von der Kirche entfremdet sind, und am entschiedensten von den Haupt- und Grundlehren des Evangeliums sich losgesagt haben; der Unitarier vorzüglich, welche durch Herabwürdigung der Majestät unseres göttlichen Heilandes und Läugnung seiner Genugthuung das Wort Gottes durch ihre Zusätze aufgehoben haben. Von solchen Versammlungshäusern gibt es in der großen Grafschaft Devon, die eine halbe Million Einwohner zählt, nur elf; und auch diese werden großentheils, wie ich Ursach habe zu glauben, von einer sehr kleinen Anzahl Personen besucht. In der Grafschaft Cornwall ist das Ergebniß noch günstiger; ich folge der Auctorität eines bedeutenden unitarischen Geistlichen selbst, wenn ich sage, daß in dieser ganzen Grafschaft es nur Ein unitarisches Versammlungshaus gibt, und nicht einmal Einen förmlich angestellten unitarischen Prediger. — Von anderen Dissenters, namentlich Independenten gibt es eine beträchtlichere Zahl; aber diese sind, ich sage es mit Freuden, meistens bei weitem mehr evangelisch gesinnt. Bei einem merkwürdigen Vorgange, wo ein Independentenprediger mit beinah seiner ganzen, bedeutenden Gemeinde in den Schooß der Kirche zurückkehrte, ergab sich aus den Nachforschungen (ich hielt es für meine Pflicht, sehr genaue Untersuchungen anzustellen), daß ihre Lehren und ihr Kultus vor ihrer Wiedervereinigung mit uns untadelich waren. Dasselbe habe ich aus anderen Beispielen erfahren, wo ich nachzuforschen hatte, und ich hoffe daher, daß sich Ähnliches von Vielen unter den übrigen wird behaupten lassen. — Die große Masse aber der Dissenters unter uns, besonders im westlichen Theile der Diöcese (Cornwall) sind Methodisten, und von diesen bei weitem die Meisten Wesleyaner, eine Klasse von Christen, die ich mit Schmerz Separatisten nenne (und dies ist nur ein anderes Wort für Schismatiker, wie auch immer sie, denen dieser Name zukommt, davon denken mögen, und wie gern man auch geneigt seyn möchte, die Schuld des bewußten Schisma nur auf Wenige zu beschränken); Dissenters sind sie kaum. Sie stimmen mit uns fast ganz in der Lehre überein, sicherlich in allem, was auch die strengsten Orthodoxen unter uns für wesentliche Theile der christlichen Öko-

*) Es sey erlaubt, hier auf eine unzählige Male in Deutschen Blättern vorkommende fehlerhafte Terminologie aufmerksam zu machen. Die Englische Staatskirche wird sehr oft „die Hochkirche" genannt, gleich als ob es im Englischen einen Titel derselben „the High-Church" gäbe, während doch ihr gesetzlicher Titel heißt: „the United Church of England and Ireland by law established," d. h. die gesetzlich festgestellte, anerkannte Vereinigte Kirche von England und Irland. Das Wort high wird vor Church oder Churchman gesetzt im Gegensatz von Low-Church oder Low-Churchman, um die größere Strenge der kirchlichen Principien anzudeuten; wie denn high principles, high doctrine auch sonst so gebraucht werden, z. B. von den strengen Calvinisten, oder den eifrigsten Tories ꝛc.

nomie ansehen; und sie weichen in keiner Lehre von uns ab, welche die Artikel unserer Kirche verwerfen. Wollte Gott, daß die engherzige Scheidewand, welche sie von uns trennt, niedergerissen werden könnte! Daß gegenwärtig, wo die Widersacher unseres gemeinsamen Glaubens, die Feinde unseres gemeinsamen Zions uns mit einer früher ungewönlichen Bitterkeit und Heftigkeit angreifen, und unglücklicher Weise dabei von Hoffnungen angefeuert werden, die früher sie niemals fassen durften, daß jetzt doch alle, die ihr Heil einzig und allein von dem Kreuze unseres göttlichen Heilandes hoffen, zu Einer heiligen Gemeinschaft sich verbinden möchten, und jetzt schon auf Erden, wie sicherlich dereinst im Himmel, Eine Heerde würden unter dem einigen Hirten Jesus Christus! Unsere getrennten Brüder von allen Partheien (und Alle, das laßt uns stets bedenken, sind unsere Brüder, welche dieselben Grundlehren des christlichen Glaubens festhalten), unsere getrennten Brüder mögen sich versichert halten, daß kein elender Kleinlichkeitsgeist einer so gesegneten Vereinigung im Wege stehen soll, daß wir auf keinen eitlen Skrupeln beharren wollen, auf nichts überhaupt, was sie nicht selbst für ein wichtiges Bedenken halten müssen, wenn es ihnen auch nicht als ein richtiges erscheint. In der That wissen sie es auch bereits, daß die Scheidewand, wie wir sie nicht errichtet haben, so auch nicht aufrecht gehalten wird von uns; sie wissen und erkennen es an, daß die Kirche ihnen keine Bedingungen der Aufnahme vorschreibt, welche sie selbst für sündlich halten müßten. Um so mehr ziemt es sich für sie (ich spreche dies nicht als einen Vorwurf, sondern als eine herzliche, dringende Ermahnung aus), die Gründe sorgfältig zu erwägen, welche sie von uns getrennt halten, und zu prüfen, ob sie nicht allein vor ihrer Erkenntniß, sondern auch vor dem Richterstuhle dessen die Probe halten, „„der nicht ein Gott der Unordnung ist, sondern des Friedens, wie in allen Gemeinden der Heiligen.““ Inzwischen laßt uns von beiden Seiten immer eingedenk bleiben, daß das Urtheil der Scheidung uns nicht zusteht; wenn wir auch im Gottesdienst von einander getrennt sind, laßt uns doch nicht in Gesinnung und Zuneigung getrennt seyn. Laßt Jeden unter uns immer sagen: „„Um meiner Brüder und Freunde willen will ich dir Frieden wünschen; um des Hauses willen des Herrn will ich dein Bestes suchen““ (Ps. 122.). — Während die Welt und die Leute dieser Welt in Bewegung sind, und überall Alles in Bewegung setzen, während sie unsere Kirche und uns, mit Allem, was ehrwürdig und heilig ist, in einem gemeinsamen Schlund des Verderbens zu stürzen drohen, ist es unseres Herzens Trost, daß gegen unsere Kirche, als ein gesundes Glied der allgemeinen Kirche Christi, so lange sie bleibt, was sie ist, die Pforten der Hölle, die Mächte der Finsterniß nichts vermögen. „„Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer!““ Und, auch was uns angeht, wollen wir nie vergessen, daß, wie siegreich sie auch gegen uns scheinen mögen, ihr endlicher Sieg doch kurz seyn muß; daß unsere Erlösung sich nahet. Möge jene Stunde uns mit Frieden in unserem Herzen finden, und friedfertig gegen Andere! Vor

Allem mit dem in Frieden, dem der Evangelist unter den Propheten den Namen „„Friedefürst““ gibt, und dem wir nachfolgen sollen als die lieben Kinder. Das verleihe Gott Euch, mir, und seiner ganzen Kirche durch Jesum Christum unsern Herrn!“

Diese herrlichen Worte eines christlichen Bischofs werden doch schwerlich eine gute Statt finden in einer Zeit, welche, wie in England, so auch bei uns, so vorherrschend auf das Subjektive gerichtet ist, und die innere Nothwendigkeit so wenig, als den großen Segen einer in reiner Lehre und heilsamer Zucht verbundenen, aus der Verbindung mit der ganzen christlichen Vorzeit Leben, Weisheit und Kraft schöpfenden Kirchengemeinschaft zu erkennen im Stande ist; die von keinem anderen Einigungsbande, als der „unsichtbaren Kirche“ etwas wissen will, gegen jede andere Verbindung aber entweder gleichgültig ist, wie bei uns, oder aus übertriebener Unduldsamkeit gegen die Flecken der Kirche bis in Atome sie zerspaltet, wie die Sekten in England. Aber auch auf der anderen Seite ist wiederum, ungeachtet der liebevollen Gesinnungen, welche der Bischof von Exeter hier ausspricht, von der Englischen Kirche schwerlich die Duldung, und noch viel weniger die Anerkennung des Princips zu erwarten, von welchem aus die meisten Sekten sich gebildet haben; der strengen Zucht, sowohl in Bezug auf die Lehre als das Leben, und der wesentlichen Geistlichkeit alles Kirchlichen; und so lange dies der Fall ist, sind die Sekten der Kirche selbst zu ihrer Reinheit und Lebendigkeit nothwendig. Das Hauptorgan der Methodisten, das Wesleyan Methodist Magazine, hat jene Aufforderung nicht ausführlich beantwortet. Im Maiheft findet sich die Erklärung an einen Correspondenten: „Der Charakter der Wesleyschen Gemeinschaft, der mit unwandelbarer Treue fast ein Jahrhundert hindurch bewahrt geblieben ist, darf durch die Indiskretion einiger Individuen nicht bloß gestellt werden, welche die Regel ihres großen Stifters (Wesley) vergessen: „„Ihr habt nichts weiter zu thun, als Seelen zu erretten.““ Die Methodistenverbindung ist für rein geistliche Zwecke gestiftet worden, und hat immer zu den Landesinstitutionen in einem freundlichen Verhältniß gestanden.“ Dies bezieht sich wohl auf die Unternehmungen zum Umsturz der Landeskirche. Eine Schrift gegen jene Visitationsrede ist indeß erschienen: „Reasons for Methodism, in a Letter addressed to the Bishop of Exeter.“ Nach einer ganz kurzen Anzeige in jenem Magazin ist der Zweck dieser Schrift, erstlich, den Vorwurf des Schisma von den Methodisten abzuwälzen; und sodann darzuthun, daß die Methodisten sich mit der Kirche nicht vereinigen können. Der erste Beweis scheint dem Verfasser nicht sonderlich gelungen zu seyn; denn sein Hauptargument ist, daß ja auch die Englische von der Römischen Kirche sich getrennt habe, folglich der Bischof von Exeter selbst ein Schismatiker in seinem Sinne sey. Auf eine so leere, gedankenlose Weise glaubt man in England oft etwas beweisen zu haben! Als ob der Bischof nicht die wesentliche Einheit der Kirche auf die apostolische Lehre und Verfassung gegründet und also gezeigt hätte, daß dagegen jeder Vortheil,

den man durch die Trennung hätte erreichen wollen, vielmehr innerhalb der Kirche angestrebt werden müßte! Eben so verfehlt scheint der zweite Theil des Beweises, denn er will darthun, daß die Methodisten die eigenthümliche Lehrweise und Verfassung, die ihnen Johann Wesley überliefert, nie aufgeben könnten; was der Bischof ihnen gar nicht zugemuthet hatte. Erfreulich sind wenigstens die Bemerkungen, welches das Methodist Magazine zum Schluß hinzufügt: „Wir wollen jetzt auf den Gegenstand einer Vereinigung der Kirche und der Methodisten, worüber so viel neuerlich geschrieben worden, nicht näher eingehen; aber wir halten es für hohe Zeit, daß die Kirchlichen und die Methodisten sich einander mit christlicher Hochachtung und Redlichkeit behandeln sollten. Haben die Glieder der Kirche auf die Methodisten oft mit Hoffahrt herabgeblickt, so ist diese oft von den Methodisten mit einer Verachtung erwiedert worden, die kein Christ sich erlauben sollte. Gab es je eine Zeit, wo fromme und gemäßigte Leute aller Partheien ein gutes Vernehmen unter einander erhalten sollten, so ist es die gegenwärtige, wo Aberglaube in der Form des Papstthums und Unglaube in dem schimmernden Kleide des Liberalismus sich verbinden, um unsere Verfassung zu vernichten, und die Nation ihres Christenthums zu berauben. Wenn Glieder der Kirche sich freundlich gesinnt zeigen, können Methodisten nie einem feindseligen Geiste sich hingeben, ohne die Grundsätze zu verlassen, auf welche ihre Verbindung gebaut ist. Der Gründer des Methodismus lebte und starb als ein Geistlicher der Kirche von England; und seine Kinder in dem Herrn werden doch nicht sein Andenken beflecken und seine Asche mit Füßen treten, indem sie das zu zerstören suchen, was er so von Herzen bewunderte und liebte!" — Ob solcher Vereinigungsversuche noch mehr gemacht worden sind, darüber wissen wir, aus Mangel an Nachrichten, nichts zu sagen. Im Courier vom 10. Novbr. d. J. findet sich folgende Notiz: „Eine Trennung fand in der letzten Woche unter den Methodisten zu Norwich statt; sehr viele von den Klassenvorstehern und Predigern haben sich an die neue Verbindung angeschlossen. Die Ursache dieser Trennung soll die Neigung der alten Gemeinschaft zur Kirche von England seyn, wie sich dies in der Absetzung des Prediger J. R. Stephens zu Ashton under Lyne wegen Theilnahme an Versammlungen zur Abfassung von Bittschriften an's Parlament, um Trennung von Kirche und Staat, zeigte; auch sollen die Prediger sich in der Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu viel Gewalt angemaßt haben."

Mehrfache Mißverständnisse über die Absichten der Dissenters bei ihren Angriffen auf die Kirche, veranlaßten diesen Sommer eine förmliche Erklärung ihres United Committee appointed to consider the grievances under which Dissenters now labour (Vereinigten Ausschusses zur Erwägung der Bedrückungen, welche jetzt auf den Dissenters lasten), folgenden Inhalts: „Nachdem der Ausschuß reiflich die Beschuldigungen gegen die protestantischen Dissenters erwogen, daß sie, indem sie den Grundsatz festhalten, die Episcopalkirche müsse vom Staate getrennt werden, die Zerstörung jener Kirchenabtheilung beabsichtigten, und begierig seyen, an den weltlichen Vortheilen, die aus einer solchen Trennung sich ergeben möchten, Theil zu nehmen, wurde beschlossen: Daß dieser Ausschuß sich im Gewissen gedrungen fühlt, seine Opposition gegen die Vereinigung irgend eines kirchlichen Verfassungssystems mit der Staatsgewalt zu erneuern; da aber die Beweggründe der Dissenters bei der Vertheidigung dieses Grundsatzes gröblich entstellt worden sind, so halten sie für nothwendig zu erklären: 1. Die Dissenters trachten nicht nach der Zerstörung der Episcopalkirche, sondern bloß nach der Entziehung der Controlle und der Unterstützung des Staats von diesem sowohl als jedem anderen kirchlichen Verfassungssystem; und dieser ihr Wunsch geht aus ihrem festen Glauben hervor, daß das Christenthum weit mehr aufblühen werde, wenn, statt durch Zwang aufrecht erhalten, und durch menschliche Gesetze gefesselt zu werden, es gänzlich dem Schutze seines göttlichen Stifters und der freiwilligen Unterstützung seiner Bekenner überlassen würde. — 2. Obwohl dieser Ausschuß die rechte Art der Einziehung (appropriation) des Eigenthums, welches jetzt die Staatskirche besitzt, der Gesetzgebung überläßt, so verlangen sie doch nichts von jenem Eigenthum zum Unterhalt ihrer eigenen Gemeinden, oder zur Beförderung ihrer besonderen religiösen Absichten; ja, sie würden es für eine Verletzung ihrer Grundsätze halten, irgend einen Theil jenes Eigenthums anzunehmen. — 3. Sie protestiren gegen die Zumuthung irgend einer Absicht, an der inneren Reform der Episcopalkirche Theil zu nehmen, möge sie nun ihren Kultus oder ihre Disciplin betreffen. Indem sie ihr Recht vertheidigen, ihren eigenen Kultus nach den Vorschriften der Bibel anzuordnen, würden sie ihre Grundsätze aufgeben, wenn sie nicht jeder anderen christlichen Sekte dasselbe Recht zugeständen. — 4. In der Geltendmachung des großen Princips, für welches sie streiten, protestiren sie gegen die Beschuldigung einer jeden Verbindung mit Partheiintriguen oder Plänen von Ungläubigen; und wünschen, daß keine andere Mittel zur Förderung ihrer Absichten angewandt werden möchten, als leidenschaftlose Argumentation und Schrift-Auctorität. — 5. Sie sprechen bei dieser Gelegenheit wiederholentlich ihren Entschluß aus, daß sie ihre Bemühungen fortsetzen wollen, um so früh als möglich Abstellung ihrer Beschwerden zu erlangen, über welche sie schon so oft gerechte Klage geführt haben. (Unterz.) Will. Hale, Vorsitzer." Wir bemerken zu dieser Erklärung, was in diesen Blättern schon oft gesagt worden ist, daß die eine Seite der großen Frage, die Aufrechthaltung der Selbstständigkeit der Kirche, von den Dissenters ausschließlich berücksichtigt, dabei aber ihre materialistische Ansicht vom Staate als etwas sich von selbst Verstehendes vorausgesetzt wird. Daher auch die gefährliche Andeutung unter Nr. 2. des obigen Beschlusses. In größter Consequenz, welche an den St. Simonismus erinnerte, wurden diese Grundsätze vor einiger Zeit in einem Artikel des Evangelical Magazine ausgesprochen, worin behauptet wurde, letztwillige Verfügungen, welche mehr als eine momentane Vertheilung des Eigenthums des Testirenden bezweckten, seyen unerlaubt, da die Lebenden, und nicht die Todten,

Herren der Erde und ihrer Güter seyn. Wenn es wirklich richtig ist, daß nach sieben Jahren jeder Mensch ein ganz anderer geworden ist, wie dies von Ärzten behauptet worden, so könnten dann auch alle menschliche Handlungen nur für sieben Jahre als gültig erklärt werden, und so allmählich weiter in den Atomismus hinein. Dem tieferen Denker ergibt sich bald, daß im Staate wie in der Kirche die rechte Herrschaft des menschlichen Willens über die geselligen Formen sowohl als das Eigenthum grade dadurch gesichert werden, daß sie der Einwirkung der Willkühr des Augenblicks entzogen werden; und daß die christliche Kirche im Ganzen eine weit bessere Gewähr dafür hat, treue Diener zu besitzen, wenn sie nicht von der jedesmaligen Stimmung einer willkührlich zusammentretenden Anzahl Menschen absolut abhängig ist. Die äußerliche Ähnlichkeit einer solchen Verfassung mit der apostolischen kann nur sehr unvollkommen ihre große innere Unähnlichkeit verbergen.

Unter den in diesem Beschlusse erwähnten Beschwerden ist eine der vornehmsten, daß bis jetzt alle Dissenters in England genöthigt sind, in der herrschenden Kirche sich trauen zu lassen. Zur Abstellung derselben brachte der Lord John Russel am 25. Februar eine Bill in das Haus der Gemeinen, womit er es aber keiner Parthei, besonders den Dissenters, nicht hat Recht machen können. Nach dieser Bill sollten die Dissenters zuerst sich in der gewöhnlichen Form in der Pfarrkirche aufbieten lassen, oder vom Bischofe oder seinem Stellvertreter eine Licenz sich verschaffen; wenn dies geschehen, sollten sie aber nicht weiter genöthigt seyn, die Ehe durch einen kirchlichen Geistlichen nach der Form des Common Prayer Book einsegnen zu lassen, sondern die Form wählen, welche in ihrer religiösen Gemeinschaft beliebt wäre. Doch sollte zu einer solchen Form immer noch erforderlich bleiben, daß der Prediger oder Lehrer der Gemeinde nach den bestehenden Gesetzen qualificirt wäre, in einer Kapelle oder einem anderen religiösen Versammlungsort, welcher gleichfalls gesetzlich als ein solcher anerkannt wäre, sein Amt zu verrichten, oder daß er die specielle Erlaubniß, Ehen einzusegnen, empfangen habe. Die Friedensrichter sollten in den Sessionen eine solche Erlaubniß ertheilen auf die Bitte von zwanzig bleibenden (resident) Hausbewohnern der Parochie oder des Orts, worin der Versammlungsort läge. Wie wenig diese Bill, aus leicht begreiflichen Gründen, den Wünschen der Dissenters Genüge leistete, ergab eine bald darauf erfolgte Erklärung des vorhin genannten United Committee; in einer Versammlung desselben am 17. März 1834 wurde beschlossen: „1. Dieser Ausschuß, nachdem er die „„Bill for granting Relief in relation to the celebration of Marriages to certain Persons dissenting from the United Church of England and Ireland,"" welche der Lord John Russel in das Haus der Gemeinen gebracht, geprüft hat, bedauert, daß dadurch seine Bedenken gegen die Maaßregel, welche früher dem Lord übergeben wurden, keineswegs gehoben oder verringert worden sind. — 2. Dieser Ausschuß ist davon überzeugt, daß ohne ein uniformes System von nationaler bürgerlicher Registrirung der Geburten, Ehen und Todesfälle nach liberalen und aufgeklärten Grundsätzen es schwer seyn wird, den protestantischen Dissenters eine Abhülfe ihrer Beschwerden gegen das jetzt bestehende Eherecht zu verschaffen." ꝛc. ꝛc. Die Bill wurde nachher aufgegeben, und so ist denn noch nichts geändert worden. Käme dieser Wunsch der Dissenters zu Stande, so würde allerdings einer der stärksten Schritte geschehen seyn zur Entchristlichung des Staates; die Menschen, wenn sie geboren werden, wenn sie sich fortpflanzen und wenn sie sterben, würden ihn nicht mehr als die Schafe oder Kühe in denselben Stationen ihres Daseyns interessiren; und er überließe es dem Gewissen jedes Einzelnen, ob er sich und die Seinigen für noch etwas mehr halten wollte.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(England.) Beim Jahresfest der kirchlichen Missionsgesellschaft äußerte sich Professor Scholefield über eine große Veränderung, welche in der Masse des Englischen Volkes stattgefunden hat: „Beim Beginn dieses Jahrhunderts war die Bevölkerung Britanniens in einem merkwürdigen Zustande. Es war allerdings viel religiöse Bewegung in allen Confessionen, aber es war eine Volksmasse vorhanden, vielleicht die Hälfte oder drei Viertel, welche in geistlicher Hinsicht so todt war als die Steine auf der Straße; man mochte sie immerhin mit dem Namen der Kirchlichen (Churchmen) beehren, weil sie die Form der Taufe in der Hochkirche empfangen hatten; aber vom Geist der Kirchlichen hatten sie nichts: sie bildeten eine unbewegliche Masse — liegend in der Kälte und Ruhe des Todes, obgleich sie von Lebendigen umgeben waren. Diese Masse ist jetzt durchdrungen, sie gibt Lebenszeichen und bricht in beseelte Stücke aus einander. Einige sind zum Unglauben, Einige zur Kirche, Andere zu verschiedenen Abtheilungen der Dissenter hingezogen worden. Wir wollen das Volk in zwei große Klassen theilen, in solche, die dem Herrn, und in solche, die ihm nicht angehören; wir wollen uns freuen, daß durch Eindringen in jene leblose Masse alle anderen christlichen Gemeinschaften angewachsen sind, und als treue Glieder der Staatskirche wollen wir Gott danken, daß auch sie ihren vollen Theil erhält, indem Licht und Leben und Gnade und Liebe sich unter ihre Glieder ergießen."

Diese wenigen Worte geben Anlaß zu vielen Gedanken. Die Anglikanische Kirche könnte auch jetzt noch viele Schismatiker in ihren Schooß zurückkehren sehen, wenn sie den Geist der Kraft, der Weisheit und der Liebe in sich walten ließe.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 20. December. № 102.

Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Schluß.)

Ein anderer Gegenstand, in Bezug auf welchen sich die beiden entgegenstehenden Ansichten der Kirche und der Dissenters im verwichenen Jahre an einander versucht haben, war die Öffnung der Universitäten Oxford und Cambridge für die Dissenters. Es kommt uns auf den ersten Blick sehr sonderbar vor, daß die Aufnahme auf eine Universität oder die Ertheilung eines akademischen Grades von einem bestimmten Glaubensbekenntniß abhängen soll. Allein die Englischen Universitäten sind ja in der That von den unsrigen völlig verschieden; ihr Zweck besteht bekanntlich nicht darin, eine Fachbildung nach unseren verschiedenen Fakultäten, sondern eine allgemeine Bildung zu gewähren; jeder Studirende soll als ein gebildeter Gentleman von da abgehen, um sich darauf erst das Fach zu wählen, für welches er sich bestimmen will. Diese Einrichtung hängt wieder mit dem ganzen geselligen Zustand von England auf's Innigste zusammen; in welchem es weniger darauf ankommt, „was ein Jeder ist," was bei uns immer gleich die erste Frage bei der Nennung eines Namens zu seyn pflegt, als daß er ein gebildeter, freier Engländer im vollsten Sinne überhaupt ist. Es hat dies zur Folge, daß ein gewisser Grad von geselliger und praktischer Bildung, von Kenntnissen mancherlei Art, von Bekanntschaft mit der Landesverfassung ꝛc. in England weit verbreiteter ist als bei uns; während auf der anderen Seite das Verrosten und Vermodern der alten Institute, der Mangel an gründlicher Fachbildung und der geringere Werth, der auf tiefere Gelehrsamkeit gelegt wird, den Stand der Wissenschaften im Allgemeinen weit unter den in Deutschland herabsetzen. Unter diesen Umständen ist die Frage wegen der Universitäten nun eigentlich die: „Soll jene allgemeine gesellige Bildung, die Grundlage aller kirchlichen und politischen Bildung, unter dem direkten Einfluß der christlichen Religion stehen oder nicht?" Da die Dissenters keine stehenden Bekenntnisse haben und haben wollen, da überhaupt der Dissensus etwas rein Negatives ist, so fällt natürlich jede religiöse Controlle weg, sobald die Universitäten aufgehört haben, Anstalten der Landeskirche zu seyn. Die beiden alten Universitäten verlangen nun, nicht, daß kein anderes wissenschaftliches Institut im Lande gegründet werden solle (es bestehen dergleichen schon viele, und namentlich ist die Londoner Universität nach den Grundsätzen der Dissenters gegründet); sondern daß solchen Instituten das Recht nicht zustehen solle, akademische Grade und Würden mit der in Oxford und Cambridge damit verbundenen Bedeutung zu ertheilen: mögen sie die von ihnen ertheilten Grade und Würden nennen, wie sie wollen, der alte Titel und die alte Form solle forthin, wie bisher, involviren, daß ein Mann, dem sie zu Theil geworden, die christlich-politische allgemeine Grundlage der Bildung empfangen, welche ihm auf jenen beiden Universitäten mitgetheilt wird. Der Kampf hat diesmal noch zu keinem Resultat geführt, da die Versuche zur „Öffnung der Universitäten" im Oberhause scheiterten.

Dies sind die wichtigsten Felder, auf welchen sich die Kämpfer begegneten. Der Ausgang des Streites ist wohl noch immer höchst zweifelhaft. Große Massen von Unterschriften sind gesammelt worden, worin Laien ihre entschiedene Anhänglichkeit an die herrschende Kirche aussprechen; ja es hat sich sogar eine Gesellschaft gebildet unter dem Namen: „Established Church Society" (Gesellschaft für die herrschende Kirche). Am 5. Juni d. J. wurde in einer Versammlung von mehreren Freunden der herrschenden Kirche beschlossen, eine Gesellschaft unter dem obigen Namen zu stiften, „deren Zweck seyn sollte, die Kirche von England und Irland zu befestigen, und ihre größte Wirksamkeit zu befördern. Ihr Zweck soll seyn, die Gefahren, von denen die Kirche bedroht ist, abzuwenden, ihre großen Fundamentalgrundsätze aufrecht zu halten, und gesunde und wohldurchdachte Maaßregeln zu unterstützen, die geeignet seyn möchten, ihre Wirksamkeit zu vermehren. Zur Erreichung dieses Zwecks will sie sich 1. der Presse bedienen, indem sie auserlesene Bücher und kleine Schriften herausgibt und verbreitet, Cirkulare erläßt und die Zeitungen benutzt, um dem ganzen Lande die unberechenbaren Segnungen darzustellen, welche die Nation bereits von der Kirche empfangen, und deren Vermehrung durch göttliche Gnade zu hoffen sey; um die Rechtmäßigkeit und die Vortheile einer Verbindung von Kirche und Staat darzuthun; um die Pflicht einer christlichen Gesetzgebung und Regierung nachzuweisen, diese Vortheile dem Volke zu gewähren; um ungerechte Beschuldigungen gegen die herrschende Kirche zu widerlegen; um die Gefahren und die Übel darzustellen, welche viele der vorgeschlagenen Veränderungen nothwendig zur Folge haben; und um die Glieder der Nationalkirche zu einer richtigen Erkenntniß und gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten in dieser Beziehung anzutreiben. — Sie wird 2. Addressen an den König und Bittschriften an das Parlament im Lande empfehlen und befördern, worin sich eine gewissenhafte Anhänglichkeit an die herrschende Kirche ausspricht, und um Ergreifung solcher Maaßregeln gebeten wird, wodurch die herrschende Kirche aufrecht erhalten und befestigt wird. — Sie will sich 3., wenn es die Gelegenheit erfordert, mit einflußreichen Männern in Staatsämtern in Verbindung

setzen, um jene Zwecke zu erreichen. — Indem diese Mittel hier vorgeschlagen werden, ist man sich bestimmt bewußt, daß keines derselben wirksam ist ohne inbrünstiges Gebet zu dem allmächtigen Gott, daß er unter den Gliedern der Kirche den Geist der Frömmigkeit und der Einigkeit befördern, und die Bemühungen für die Zwecke der Gesellschaft segnen wolle."

Ob nun diese und ähnliche Bemühungen auf friedliche Weise helfen, oder ein großer innerlicher Krieg zwischen beiden Partheien, wie jetzt von vielen Personen in England erwartet und befürchtet wird, das endliche Ergebniß der immer heftiger werdenden Reibungen seyn wird, darüber läßt sich kaum eine Vermuthung wagen; nur eines ist offenbar, daß die gegenwärtige Bedrängniß der Kirche ihr schon jetzt zum großen Segen gereicht, und sie nach der Versicherung ihrer Glieder und selbst ihrer Gegner sich noch nie in einem so blühenden Zustande befunden hat.

Voriges Jahr theilten wir die Hauptgründe für eine Landeskirche aus der Feder eines der ausgezeichnetsten Englischen Bischöfe mit; wir wollen diesmal die Hauptgründe für die Ausscheidung aus der Landeskirche (Reasons for Nonconformity) aus dem „Congregational Magazine" mittheilen, die sich unter den Dissenters in derselben Art und Weise unzählige Male wiederholt finden. Wir werden an einigen wenigen Stellen kurze Anmerkungen hinzufügen, wollen jedoch sonst hier in keine nähere Betrachtung der Sache eingehen. Mag unter den Dissenters übrigens noch so viel Orthodoxie herrschen, die Art, diese Dinge anzusehen, wie sie in dieser Erklärung erscheint, ist wesentlich rationalistisch, es ist die Ansicht des unerleuchteten, abstrakten Verstandes bei allem Hängen am Buchstaben der Bibel. Sollte einmal der Kampf der theologischen Gegensätze in England tiefer gehen als bisher, so ist nicht einzusehen, wie diese große, zahlreiche Parthei dem unter ihr sich verbreitenden Unglauben wird Widerstand leisten können. Doch zur Sache. Es heißt in jenem Aufsatze: „Während wir in dem Book of Common Prayer Vieles bewundern, können wir doch in das so oft nachgesprochene Lob eines ausgezeichneten Nonconformisten (des Baptisten Hall) nicht einstimmen, welcher es die beste von allen nicht inspirirten Schriften nannte. Wäre es diese, dann würde es nicht durch so viele Mängel entstellt seyn, die wir jetzt aufzählen wollen. Wir machen den Anfang mit der Tauf-Agende. Wir können uns nicht für anderer Leute Kinder, so wenig als für die unsrigen, verpflichten „„dem Teufel und allen seinen Werken, und der eitlen Pracht und Herrlichkeit dieser Welt zu entsagen;"" wir können nicht von jedem getauften Kinde behaupten, daß es „„wiedergeboren sey durch den heiligen Geist;"" wir können unsere Kinder nicht lehren, daß sie in der Taufe „„zu Gliedern Christi, Kindern Gottes und Erben des Himmelreiches gemacht worden seyen."" Das Pathenamt, was man auch zur Erklärung seines Ursprunges beibringen möge, ist ganz schriftwidrig und unnatürlich. So stark ist unsere Opposition gegen diese Tauf-Agende, daß wir, auch bei der sonst größten Anhänglichkeit an die herrschende Kirche, uns dennoch genöthigt sehen würden, in Bezug auf die Taufe uns des Dienstes eines Nonconformistenpredigers zu bedienen. Aus demselben Grunde könnten wir unsere Kinder nicht nach dem kirchlichen Katechismus unterrichten, oder müßten wenigstens die Fragen und Antworten über diesen Gegenstand übergehen. Dergleichen Auslassungen würden dann aber wohl bald in völliger Nonconformität endigen."

„Die Begräbniß-Agende enthält eine merkwürdige Mischung von Gutem und Schlechtem. Sie enthält einige der rührendsten und erhabensten Bibelstellen, untermischt mit anderen schönen Aussprüchen; diese Vorzüge werden aber wieder aufgewogen durch Stellen von sehr entgegengesetzter Art. Die einzigen Todesfälle, für welche die Begräbniß-Agende genau paßt, sind die von entschieden gläubigen Leuten, deren Tod wegen schmerzlicher und unheilbarer Übel oder aus ähnlichen Gründen selbst von zärtlichen, weinenden Freunden für wünschenswerth gehalten wurde. In allen anderen, und also den bei weitem meisten Fällen ist die Agende höchst fehlerhaft. Zuerst, obwohl die Hinterbliebenen sich ganz in den Willen Gottes beim Tode eines Verwandten ergeben sollten, so verbietet doch die Natur, und die Religion verlangt nicht, daß für ein solches Ereigniß besonders gedankt werden solle. *) Die Verfasser dieser Agende müssen fromme Asceten gewesen seyn, eben so unempfindlich gegen die Freuden als gegen die Leiden des Familienlebens (!!). Beim Begräbniß eines Gottlosen ist dieser Dank noch bedenklicher; wir sollten vielmehr es beklagen, statt uns zu freuen, daß ein solcher keinen Raum mehr zur Buße hat; aber „„die feste und gewisse Hoffnung der Auferstehung zum ewigen Leben"" für einen solchen auszusprechen, ist eine Verletzung sowohl der biblischen als der faktischen Wahrheit."

„Während die Kirche in ihrer Tauf- und Begräbniß-Agende alle ihre Glieder als wahre Christen behandelt, macht sie sich einer sonderbaren Anomalie schuldig, indem sie im Athanasischen Glaubensbekenntniß die Nothwendigkeit, um selig zu werden, einschärft, daß man „„ganz und rein"" jenes nichtinspirirte, abstruse Lehrbekenntniß bewahre. Nicht damit zufrieden, die schriftmäßige Darstellung der Lehre von der Dreieinigkeit für wesentlich zu erklären, behauptet die Englische Kirche, daß „„ohne

*) Man sollte kaum für möglich halten, daß ein, noch dazu entschieden evangelisch auftretendes Blatt diesen Einwurf machen konnte. Die angefochtene, unseres Erachtens sehr schöne Stelle des Common Prayer Book heißt so: „Allmächtiger Gott, bei welchem die Geister derer, die von hier in dem Herrn hinübergehen, leben, und bei dem die Seelen der Gläubigen, befreit von der Fleischesbürde, in Freude und Seligkeit sind: wir sagen dir herzlichen Dank dafür, daß es dir gefallen hat, diesen unseren Bruder aus dem Elend dieser sündigen Welt zu befreien, und bitten dich, du wollest bald die Zahl deiner Auserwählten voll machen, und dein Reich aufrichten, damit wir sammt allen denen, die im wahren Glauben an deinen heiligen Namen dahingeschieden sind, die endliche Vollendung und Seligkeit nach Leib und Seele empfangen mögen in deiner ewigen und unvergänglichen Herrlichkeit, durch Jesum Christum, unseren Herrn. Amen."

Zweifel Alle ewig verloren werden,"" welche an der im Athanasischen Bekenntniß vorgetragenen Lehre nicht festhalten."

„Sehr tadelnswerth ist unseres Erachtens die Agende für den Krankenbesuch. Wir können nirgends finden, daß unser Herr Jesus Christus „„seiner Kirche die Macht gegeben habe, die Sünden zu vergeben,"" noch kann irgend einer ihrer Diener ohne Anmaßung, die an Gotteslästerung gränzt, zu irgend einem Menschen, gesunden oder kranken, sagen: „„Vermöge der Gewalt, die er mir ertheilt hat, spreche ich dich los von allen deinen Sünden.""

„Fast eben so bedenklich sind die Worte bei der Ordination der Bischöfe, wonach der Ordinirende dem Ordinanden den heiligen Geist mittheilen soll. Auch der mit Geistesgaben am reichsten ausgestattete Diener Christi hat keine Vollmacht zu dieser Handlung, und in vielen Fällen ist es klar, daß der Ordinirende selbst den Segen nicht besitzt, den er doch einem Anderen mittheilen will."

„Die Liturgie der Englischen Kirche wird in mancher Hinsicht unter allen Protestanten bewundert; aber als Gebetsform zu beständigem Gebrauch scheint ihr doch sehr viel an der Vollkommenheit zu fehlen. Zuerst geben wir überhaupt freien Gebeten vor den vorgelesenen den entschiedenen Vorzug. Mag man immerhin zugestehen, daß Gebete aus dem Stegreif oft einen unstäten, und darum ungenügenden Charakter haben; dies beweist nur, daß es Prediger gibt, welche für ihr heiliges Amt nicht taugen; denn auf erbauliche Weise beten zu können, gehört eben so wohl zu den wesentlichen Eigenschaften eines Geistlichen, als gut zu predigen. Freie Gebete machen zwar den Eintritt untauglicher Männer in's Predigtamt nicht unmöglich; aber gewiß machen sie es einem weltlich gesinnten Manne schwer, auf eine andere wohlgefällige Weise sein Amt zu verrichten. *) Die Liturgie ist ermüdend durch ihre Länge und ihre Wiederholungen; sie ist in zu viele kleine Stücke zertheilt, die einen so häufigen Wechsel der Stellung nöthig machen, daß es einem Fremden abgeschmackt erscheint. Nicht weniger unvernünftig ist es, beim Beten einen weißen, und beim Predigen einen schwarzen Rock zu tragen; würde die Gewohnheit nicht zur anderen Natur, so müßten alle nüchternen Protestanten über die Thorheit solcher Gebräuche erstaunen. **) Doch das Abgeschmackteste und Verwerflichste bei dieser Sache ist, daß über zehntausend Geistliche durch ein Gesetz genöthigt werden, diese Gebräuche zu beobachten. In der That, die Glieder der herrschenden Kirche, und besonders ihre Geistlichen, werden nicht wie Männer, sondern wie Kinder behandelt. Manche nehmen sich die Freiheit, vor der Predigt ein paar freie Bitten auszusprechen; die große Mehrzahl aber beschränkt sich auf die vorgeschriebenen Gebete. Wird Jemand krank in der Königlichen Familie, oder bedroht irgend ein außerordentliches Unheil das Volk, so halten die Dissenterprediger sogleich passende Gebete; die der Kirche müssen sich aber entweder mit den allgemeinen Formularen begnügen, welche für außerordentliche Fälle vorgeschrieben sind, und, der Natur der Sache nach, allen Umständen nie ganz angemessen seyn können, oder sie müssen warten, bis der Erzbischof, auf den Befehl des Königs in seinem Geheimen Rath, ein Gebet aufgesetzt, und des Königs Drucker es gedruckt, und die Königlichen Beamten zehntausend Exemplare davon im Lande umhergesandt haben; und nach allen diesen Ceremonien und Umständen steht doch ein solches Gebet dann gewöhnlich weit unter der Mehrzahl der Gebete, welche am ersten Sonntage, wo es die Gelegenheit erfordert, bereits in allen nichtbischöflichen Versammlungen gehalten worden sind. — Wir geben gern zu, daß die in der Liturgie enthaltenen Lehren gesund sind, und ein bedeutender Theil ihrer Gebete und Danksagungen dem Gefühle eines andächtigen Christen entspricht; auch können wir nicht zweifeln, daß viele ächte Christen dadurch erbaut werden. Doch gibt es einige Ausdrücke darin, welche sich unseres Erachtens mit der Wahrheit und Schicklichkeit nicht vertragen. Wir sollen und mögen gern für den König beten, mag er nun ein guter oder böser Mann seyn; aber ist es nicht höchst unschicklich, in einem Gebete ihn als einen „„sehr frommen und gnädigen König"" (most religious and gracious king) zu bezeichnen? *) Ist dieses Lob wirklich einmal ein gerechtes, so steht es ganz an der unrechten Stelle; und wer kann die Reihen der Brittischen Könige durchgehen, ohne mehr als ein Beispiel zu finden, wo solch ein Compliment eine offenbare Lüge gewesen wäre?"

„Was die bischöfliche Verfassung betrifft, so standen die Bischöfe des Neuen Testaments Einer Gemeinde vor, während ein Englischer Bischof der Bischof der Bischöfe, und ex officio ein Peer des Königreichs ist; und über diesen Bischöfen der Bischöfe thront wieder noch ein Erzbischof. Alles dies stimmt nicht sehr mit unseres Heilands Worten überein: „„Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seyd alle Brüder."" Auch gibt es in der Kirche Pfründner, Domherrn, Dechanten, Archidiakonen; Titel

*) Der Leser wird bemerken, daß der Hauptgrund, aus dem feststehende Gebete hervorgegangen sind, hier gar nicht berührt wird: das Bedürfniß, unabhängig von der Einmischung der Subjektivität des Predigers, das Gebet der ganzen christlichen Gemeinde dem Herrn vorzutragen; es ist derselbe Grund, durch welchen sich das Vaterunser allen Christen als immer wiederkehrendes Gebet empfohlen hat, obwohl allerdings diese Wiederholung nicht geboten ist. Man kann aus diesem Beispiel recht sehen, wie ein beschränktes, geistloses Kleben am Buchstaben der Schrift die erhabensten Äußerungen des christlichen Gemeingefühls aus der Kirche verbannt; wie es die Einigungsbänder der Jahrhunderte zerreißt, und nicht nur jedes Zeitalter, sondern jede Specialgemeinde, jeden Prediger auf seine eigene Armseligkeit beschränkt.

**) Es ist dies eine an sich gleichgültige Sache; aber ist es denn etwas so Thörichtes, wenn auch durch die Kleidung dieser Akt der gemeinsamen Anbetung der ganzen Versammlung hervorgehoben werden sollte? Welche gränzenlos geistlose, äußerliche Beurtheilung heiliger Gebräuche! Sind diese Ansichten unter den Dissenters allgemein verbreitet, dann kann man sich über die Verbreitung des Katholicismus in England nicht wundern.

*) Die für diese Stelle von den Vertheidigern der Liturgie angeführten Entschuldigungen scheinen uns in der That schwach.

und Ämter, welche dem Neuen Testament ganz fremd sind; und doch gibt es keine christliche Gemeinschaft, welche so gern sich eine „„apostolische"" nennte, als die Kirche von England, mit Ausnahme vielleicht nur der Römischen Kirche. Der Titel Diakonus ist darin beibehalten, das Amt aber gänzlich geändert. Ursprünglich bezeichnete dieser Titel einen, der dazu bestimmt war, „„zu Tische zu dienen;"" jetzt bezeichnet er einen, der auf der untersten Stufe des christlichen Predigtamts sich befindet. Die Funktionen des Diakonus sind in der That durch den Church-warden übernommen worden, dessen Amt, obwohl es eigentlich zum Theil ein religiöses seyn soll, doch von aller Art Menschen verwaltet wird. Die Prediger werden ferner „„Priester"" genannt, was gut zu den „„Altären"" paßt; beide Ausdrücke aber gehören nicht in die christliche, sondern in die jüdische Ökonomie; wir opfern nicht, und brauchen daher weder Altar noch Priester. *) Einer der schlimmsten Züge der Kirchenverfassung ist aber ihr weltlicher Charakter, und darüber wird selbst von ihren warmen Freunden bittere Klage geführt. Die Bischöfe und Erzbischöfe sind nicht die obersten Leiter der Englischen Kirche; die höchste weltliche Obrigkeit ist ihr Haupt, und daher steigt ihre Furcht oder ihre Hoffnung, je nachdem der jedesmalige Souverän gegen die bestehende Ordnung der Dinge freundlich gesinnt ist, oder nicht. Blickt er sie freundlich an, dann sind sie vertrauensvoll und glücklich; verbirgt er sein Angesicht vor ihnen, dann verschmachten sie. Lasset uns unseres Vorrechts uns freuen, daß wir einer Kirche angehören, welche von keiner irdischen Macht weder Gunst erschmeichelt, noch Zorn fürchtet. Doch da die Englische Monarchie eine beschränkte ist, und die drei Gewalten des Königs, der Lords und der Gemeinen die Gewalt in Händen haben, so hat es auch mit der Oberhauptschaft der Kirche dieselbe Bewandniß. Wenn nun irgend einmal die Gesetzgebung papistisch oder unitarisch oder sonst entschieden antievangelisch wird, dann muß auch eben damit die gesetzlich festgestellte Kirche ihren Charakter ändern, und der Charakter des Dissensus von der Kirche würde dann auch die entsprechenden Modifikationen erleiden. Die congregationalistischen Dissenters und einige andere Klassen von Nonconformisten würden bleiben, was sie jetzt sind, aber Viele, die jetzt Glieder der Kirche sind, würden dann Nonconformisten werden. Männer, die sich nach dem Zeitgeist richten, die nach Ehre und Geld trachten, würden trotz der verschiedenartigsten Zumuthungen von Oben in der Kirche bleiben; die jetzigen High-churchmen aber, denen die Religion um ihrer selbst willen am Herzen liegt, würden in das peinlichste Dilemma gerathen. Auf der einen Seite würden sie sich scheuen, die Wahrheit des Evangelii daranzugeben, auf der anderen aber würden ihre Grundsätze es doch auch noch fernerhin der Regierung gestatten müssen, daß sie die Religion durch Gesetze ordnet, und demgemäß Unterwerfung unter solche Gesetze fordert. Aber unsere Bedenken gegen den weltlichen Charakter der Kirche beschränken sich keineswegs auf abstrakte Wahrheiten oder Möglichkeiten; eine große Masse wirklichen Übels erwächst noch immer und ist schon aus diesem Boden erwachsen. Schaaren von unbekehrten Geistlichen, Irrlehrer, unordentlich Wandelnde, welche selbst Böses thun, und Andere davon abhalten, Gutes zu thun, überfluthen die Kirche wegen dieser unheiligen Allianz zwischen Kirche und Staat. So lange die Regierung oder einzelne Individuen den Geistlichen livings (Unterkommen) verleihen (dieser technische Ausdruck zeigt schon, in welch einem Lichte man das geistliche Amt betrachtet), und so lange diese Prediger aus Fonds unterhalten werden, über welchen ihren Zuhörern keine Controlle zusteht, muß man stets erwarten, daß der weltliche Einfluß, und nicht Frömmigkeit und Talent, die Thür zum Predigtamt aufschließt."

„So finden wir denn in den Formularen der Kirche, in ihrer bischöflichen Verfassung und in ihrem weltlichen Charakter bestimmte und uns nöthigende Gründe für unsere Nonconformität; ohne daß wir noch einmal alle ihre neun und dreißig Artikel genau durchgegangen und alles Irrige darin aufgezählt haben. Wir fühlen zu unserem Dissensus uns nicht bloß berechtigt, sondern dazu genöthigt. Man merke aber wohl, daß unser Dissentiren, da unsere religiösen Grundsätze das Resultat unseres Forschens in der Schrift und unserer Anhänglichkeit an dieselbe sind, seinen Grund bloß in der Existenz eines kirchlichen Verfassungssystems in unserem Lande hat, welches schriftwidrige Ansprüche macht. Sobald die bischöfliche Kirchengemeinschaft diesen Ansprüchen entsagt, wird auch der Name Dissenter seine Bedeutung verlieren, und das Dissentiren wird zum Vortheil aller Partheien, der bischöflichen nicht ausgeschlossen, ja, was noch wichtiger ist, zum unberechenbaren Vortheil des wahren Christenthums selbst aufhören." In dem zweiten Artikel dieser unserer Übersicht, welcher von der Englischen Kirche nach ihren inneren Verhältnissen handeln soll, werden wir auf einige der hier berührten Gegenstände noch wieder zurückkommen.

*) Bringt aber nicht die christliche Gemeinde Gott das Opfer ihrer Herzen, das Opfer des Lobes und Dankes? Bediente Gott im Alten Testament sich der Typen, um die geistlichen Dinge des Neuen vorzubilden, warum soll es für die christliche Gemeinde unerlaubt seyn, ja, wie sollte es nicht zum Wesen ihres Kultus gehören, durch Symbole an jene Vorbilder zu erinnern? zumal da ein eigentlicher Mißbrauch jetzt kaum denkbar ist, oder doch leicht vermieden werden kann.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 24. December. № 103.

Der religiöse Zustand Frankreichs.

(Schreiben an den Herausgeber.)

Bolbec den 20. November 1834.

Wenn man mit Aufmerksamkeit die Geschichte Frankreichs in der neueren Zeit liest, so kann man seit der Revolution von 1789 drei Reaktionen nach den religiösen Ideen hin zählen. Die erste fand statt zur Zeit des Direktoriums, und in den Jahren, wo Bonaparte noch Konsul der Französischen Republik war. Mehrere ausgezeichnete Schriftsteller, unter andern Laharpe, de Fontanes, Joseph de Maistre, de Bonald, de Chateaubriand, griffen mit Kraft die materialistische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts an, und erhoben das Panier des Christenthums, welches unter den Ruinen der Tempel und den Leichnamen der Priester begraben lag. Ein Theil der Nation begrüßte mit Freuden die Rückkehr der religiösen Ideen; denn man war müde der Demagogie, ihrer Aufstände und ihrer Schaffotte, und viele Geister hofften im Christenthum einen Zufluchtsort zu finden gegen die Stürme des Volkes. Aber diese Reaktion, welche mehr aus der Furcht hervorgegangen war, als aus einem wahrhaft religiösen Gefühle, dauerte nur kurze Zeit; sie verschwand wie eine vorübergehende Erscheinung vor dem Rauche der Lager Napoleon's und vor dem Geschrei seiner Siege. Alle Gedanken, alle Interessen, alle Leidenschaften, alle Hoffnungen wandten sich zu den fernen Eroberungen des neuen Cäsar; Frankreich, trunken von seinem Ruhme, hatte für nichts mehr Sinn, als für kriegerische Triumphe, und die Religion, diese Tochter des Himmels, welche die Einsamkeit liebt, und die stillen Betrachtungen; welche ihre sanfte und demüthige Stimme nicht mengt in das verwirrte Geschrei der Schlachtfelder — die Religion verbarg ihre Schmerzen im Innern einiger vereinzelter Seelen. Schmeichler haben gesagt, Napoleon sey der Wiederhersteller des Christenthums in Frankreich gewesen; dies ist eine große Lüge. Er hat nichts gethan, als ein Concordat mit dem Papste geschlossen, und dieses Concordat hat nur die äußeren Formen des Katholicismus wieder hergestellt; aber von der anderen Seite ist es gewiß, daß die beständigen Kriege Napoleon's die Keime des religiösen Lebens erstickt haben, welche auf unserem Boden, dem zweimal verwüsteten, durch die Encyclopädisten und durch die Demagogen, zu wachsen begannen.

Eine zweite Reaktion nach den religiösen Ideen hin fand statt nach den ungeheuren Unglücksfällen von 1814 und 1815. Die alte Dynastie der Bourbons, zurückgeführt durch die Wechsel des Krieges, brachte fromme Grundsätze und Sitten mit sich, und legte auf die Wiedererweckung des Katholicismus um so höheren Werth, weil sie nicht ohne Grund ihr langes Unglück dem Einflusse des Unglaubens zuschrieb. Die Bourbons versuchten also, den Altar zu gleicher Zeit mit dem Throne wieder zu erheben, und ihre Macht auf die religiösen Lehren zu stützen, welche die Krone von Ludwig IX. und Ludwig XIV. getragen hatten. Diese Bewegung, deren Ausgangspunkt die Tuillerien waren, wurde unterstützt durch den Adel und die Geistlichkeit, welche ebenfalls die ganze Hoffnung ihrer Zukunft auf die Wiederherstellung des Katholicismus gründeten. Frankreich selbst, erweckt aus seinen Träumen von Kriegesruhm, schien den Wunsch zu haben, sich in die Arme der Religion zu werfen, um sich zu trösten über die Strenge des Schicksals. Viele feurige und ungestüme Menschen, welche nicht wußten, wie sie die Muße des Friedens anwenden sollten, schlossen sich dem Katholicismus an, als einem Mittel zur Befriedigung ihrer leeren Geister und ihres Bedürfnisses starker Aufreizungen. In diesem Zeitraume traten einige ausgezeichnete Schriftsteller auf, unter anderen de la Mennais und de Lamartine, welche der Vertheidigung des christlichen Glaubens eine mächtige Beredsamkeit und eine erhabene Poesie weihten. Endlich, die wieder eröffnete Verbindung mit England und Deutschland, die Wiederherstellung der Philosophie des Geistes durch Maine de Biran und Royer-Collard, die Wiederaufnahme der guten und ernsten Studien, die wiedergewonnene Freiheit der öffentlichen Äußerung, Alles schien eine große religiöse Bewegung anzukündigen. Aber die katholische Geistlichkeit hatte nicht die Weisheit, ein rechtes Maaß zu bewahren bei dieser Reaktion; sie schickte fanatische und unwissende Missionare in alle Provinzen Frankreichs; sie rief selbst die Jesuiten — diese Jesuiten, so gehaßt vom Volke — zu Hülfe ihrer Pläne religiöser Wiederherstellung, und sie beging den großen Fehler, einen direkten und thätigen Antheil an den politischen Angelegenheiten zu nehmen. Da sprach sich eine furchtbare Opposition aus gegen den Katholicismus, den man mit dem Jesuitismus vermengte; die Erben der Grundsätze der Revolution, die Journalisten, die jungen Leute, erhoben sich mit einer Art von Wuth gegen die Priester, die Missionare, die Schüler Loyola's, gegen Alles, was direkt oder indirekt zur Katholischen Kirche gehörte. Man rief die Philosophen des letzten Jahrhunderts aus ihren Gräbern hervor; Tausende von Exemplaren der Werke von Voltaire und Rousseau wurden verbreitet in den Städten, in den Dörfern und bis in die niedrigsten Hütten. Die politischen Zeitungen der Parthei, welche sich die liberale nannte, sammelten mit Gier alle Anekdoten, welche die Geistlichen beflecken, und die Religion entwürdigen konnten; sie schlugen den Altar, um danach den Thron zu schlagen. Ein blutgieriger, unbarmherziger Krieg wurde geführt, ein täglicher Krieg gegen die Parthei, bekannt unter dem Namen

des parti-prêtre; und alte Diener der Bourbons sogar, z. B. der Graf Montlosier, nahmen Antheil an diesem Kreuzzug gegen den Ultramontanismus. Man kann leicht denken, daß die religiöse Bewegung, welche sich in den ersten Jahren der Regierung der Bourbons kundgegeben, aufgehalten wurde durch diesen großen und hartnäckigen Widerstand. Der öffentliche Haß gegen den Katholicismus war so stark, daß die Leute, welche noch einige fromme Gefühle bewahrten, es nicht wagten, in die Messe zu gehen, aus Furcht, des Jesuitismus angeklagt zu werden; alle gottesdienstlichen Gebräuche und sogar alle kirchlichen Lehren waren dem Gelächter, der Verachtung, der Feindschaft des Französischen Volkes preisgegeben.

So war der Zustand der Dinge, als die Revolution des Juli 1830 ausbrach. Die Jesuiten wurden verjagt; die Priester zu Paris wagten nicht mehr sich anders in den Straßen zu zeigen, als in Laienkleidern; der Pallast des Erzbischofs und die Kirche von St. Germain l'Auxerrois in der Hauptstadt wurden verwüstet; man sah unglückliche Kinder, welche den Amtsschmuck der Geistlichen und die heiligen Geräthe geraubt hatten, bei einem Volksaufstande, in furchtbarer Verspottung die Messe halten, mitten auf einem Kreuzwege von Paris; mit einem Worte, der religiöse Glaube schien begraben worden zu seyn mit den Trümmern des Thrones von Ludwig XIV. unter den Pflastersteinen der drei Tage des Juli.

Aber plötzlich zeigte sich eine neue Reaktion nach den religiösen Ideen hin; Frankreich schauderte, wie durch Instinkt, zurück vor den niedrigen und ekelhaften Orgien der Gottlosigkeit; es empfand Schauder vor diesen elenden Angriffen, welche die heiligsten Sachen in den Koth niederzogen; es richtete noch einmal einen Blick der Hoffnung auf das Christenthum. Diese religiöse Bewegung hat fortgedauert während der drei letzten Jahre, und hat sich nach und nach ausgebreitet unter den gebildetsten und angesehensten Klassen des Landes. In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, ist es unbestreitbar, daß sich eine immer bestimmtere Tendenz zu Gunsten der christlichen Lehren offenbart; statt Tausende von Exemplaren Voltaire's zu verbreiten, theilt man jetzt Tausende von Bibeln aus, und die ausgezeichnetsten Männer unterstützen durch ihren Einfluß diese heilsamen Bemühungen. Ein ausgezeichneter Gelehrter, Villemain, sagte neulich inmitten der Französischen Akademie: „Mit dem Voltairianismus ist's aus" (le Voltairianisme s'en va), und dies Wort erhielt lauten und einstimmigen Beifall. Die vornehmsten Journale, die philosophischen, politischen und litterarischen Sammlungen, welche danach streben, sich die öffentliche Achtung zu bewahren, greifen das Christenthum nicht mehr an, sondern bezeugen ihm im Gegentheil eine tiefe Verehrung; es ist noch nicht der Glaube, das ist wahr, aber es ist doch wenigstens Ehrfurcht, und für Frankreich ist das schon viel. Die besten Schriftsteller unseres Landes werden erklärte Vertheidiger der religiösen Ideen; die dem Gottesdienst geweihten Gebäude werden fleißiger besucht, als sie es seit vierzig Jahren gewesen sind, und Alles verspricht, daß diese dritte Reaktion mehr Früchte tragen wird, als die beiden vorhergehenden. Gott führt Frankreich zum Evangelium zurück.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen die vorzüglichsten Triebfedern dieser neuen religiösen Bewegung darlegen; aber die engen Gränzen eines Briefes erlauben mir nicht eine ausführliche Auseinandersetzung. Ich werde mich daher auf eine bloße Andeutung in wenigen Zeilen beschränken. Vor Allem muß man die Täuschung der politischen Hoffnungen als die erste und große Ursache der Rückkehr der Geister zu der religiösen Richtung bezeichnen. Als die Revolution des Juli vollbracht war, erwartete die Nation die glänzendste Zukunft; sie schmeichelte sich mit den großen Worten, Gleichheit und Volksherrschaft, ein neues goldenes Zeitalter herbeizuführen. Sie versprach sich viele Freiheit, vielen Ruhm, viele Glückseligkeit, viele sittlichen und gesellschaftlichen Verbesserungen. Aber die Erfahrung hat alle diese Träume grausam Lügen gestraft. Frankreich ist seit vier Jahren beständig in Bewegung gewesen; das Geheul des Aufruhrs durchdrang unsere Straßen, und das Blut der Bürger floß mehr als einmal unter den Bajonetten ihrer Brüder. Die niederen Klassen der Bevölkerung machten Ansprüche, unvereinbar mit der Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Zustandes. Die Gewalt, die Gesetze, die Obrigkeiten, ja selbst das Eigenthum wurden heftig angegriffen durch anarchische Deklamationen. Da erkannten alle diejenigen, welche die Ordnung, den Frieden und die Erhaltung der bürgerlichen und politischen Rechte wollen, daß die Religion eine der stärksten Schutzmauern sey, welche man den gewaltsamen Angriffen der revolutionären Leidenschaften entgegenstellen könne; und diese Überzeugung hat sie dahin gebracht, zu dem Christenthume ihre Zuflucht zu nehmen, als zu dem einzigen Asyl, welches sicheren Schutz gewährt gegen Stürme und Wogen.

Was sich in der politischen Ordnung begeben, hat sich eben so gezeigt in der sittlichen Ordnung. Besessene sind aufgetreten, welche frank und frei alle Aussprüche des Gewissens bestritten haben, alle Grundsätze, welche die Grundlage der Familien sind und die Regel der Individuen. Die Heiligkeit der ehelichen Verbindung ist in Zweifel gestellt und geläugnet worden; vorgebliche Moralisten haben behauptet, daß die Männer und und die Frauen vorübergehende Verbindungen eingehen und daß die Kinder, welche in Folge dieser Verhältnisse geboren würden, Kinder des Zufalls, Kinder gesetzlich illegitim, dem Staate angehören sollten; sie wollten also die Ehe zerstören, die Vaterschaft, die kindliche Liebe, die eheliche Reinheit, alle die Tugenden, und alle die Pflichten der Familien, und an ihre Stelle ein monströses System von Unsittlichkeiten und Befleckungen setzen. Diese Grundsätze einer unerhörten Verkehrtheit vernehmend, ward Frankreich von Entrüstung ergriffen; sehend, wie das Gewissen, die Scham, die Tugend jeden Tag beschimpft wurden in Romanen und Theaterstücken, welche den Ehebruch rechtfertigen, den Diebstahl und den Meuchelmord, fühlten auch die am wenigsten frommen Leute sich empört, und erkannten nun, was die Moral verloren hatte durch den Triumph der materialistischen Ideen. Von da ist nur noch ein Schritt zu thun,

um zurückzukehren zu den einfachen und unwandelbaren Vorschriften der christlichen Religion.

In der Philosophie, wie in der Politik und der Moral, fängt die höchste Steigerung des Übels an, eine Reaktion zum Guten hervorzubringen. Die Philosophen, die sich rühmten ein System construiren zu können, vollkommen klar, logisch und wohl verbunden, über die Gegenstände, welche die Gegenwart und die Zukunft der menschlichen Seele interessiren, haben es nicht vermocht, ihre glänzenden Versprechungen zu erfüllen; sie haben die seltsamsten Theorien, die eitelsten Hypothesen, und die unzusammenhängendsten Systeme wechselsweise behauptet und aufgegeben. Mächtig im Zerstören sind die Metaphysiker gewesen, ohnmächtig im Wiederaufbauen; und wenn man die Augen richtet auf das Gebiet der Philosophie, so findet man dort nichts als verwirrt zerstreute Trümmerstücke; es ist ein furchtbares Chaos, worin der Irrthum und die Wahrheit mit einander vermengt liegen, die Finsterniß und das Licht. Nirgends ein System, welches ein harmonisches und gleichartiges Ganze darbietet. Nirgends ein fester Grund, auf dem der menschliche Geist beruhen könnte. Diese immer wieder auflebenden Kämpfe zwischen den Philosophen, welche sich einander stoßen und niederwerfen; dieser Mangel an Einheit, und an Festigkeit in ihrer Unterweisung; diese unfruchtbaren Versuche der Vernunft, die Wahrheit zu erreichen, haben allen denen, welche nachzudenken verstehen, das Bedürfniß einer Offenbarung fühlbar gemacht. Man bedauert, das schützende Dach des Christenthums verlassen zu haben, da man durch eigene Erfahrung wahrgenommen, daß die Philosophie nur ärmliche Hütten erhebt, die durch den geringsten Windstoß weggeführt werden.

Die Wissenschaften haben auch dazu beigetragen, die Geister zur geoffenbarten Religion zurückzuführen. Im vorigen Jahrhundert schien es, daß ein Gelehrter nothwendig ungläubig seyn müsse, und man behauptete, daß die Gelehrsamkeit und das Christenthum unverträglich seyen. Oberflächliche Geschichtschreiber, mittelmäßige Astronomen und schlechte Naturforscher hatten gegen den Inhalt der Bibel Einwendungen erhoben, welche furchtbar erschienen. Aber dieses ganze Gerüste, aufgerichtet durch den Ehrgeiz, unterstützt durch die Unwissenheit, ist zusammengestürzt nach Maaßgabe des besseren Studiums und der tieferen Ergründung der Wissenschaften. Die Geschichte, ergründet bis zu ihren ursprünglichsten Quellen, hat die Wahrheit der heiligen Schriften bestätigt; Champollion hat in den Hieroglyphen der alten Pyramiden Zeugnisse zu Gunsten des heiligen Textes gelesen. Eine neue Wissenschaft, die Geologie, hat aus den Eingeweiden der Erde eine Stimme hervorgehen lassen, welche die Erzählungen des Moses über die Schöpfung und über die allgemeine Fluth wiederholte. Die Astronomen, welche behauptet hatten, die Bibel des Irrthums zu überweisen durch den Zodiakus Ägyptens, sind selbst der Unwissenheit überwiesen worden. Also haben alle Fortschritte der menschlichen Wissenschaften dazu beigetragen, die Sache der christlichen Religion zu vertheidigen.

Endlich, die schönen Künste selbst sind gekommen, um vom

Christenthume neue Schönheiten und erhabenere Gegenstände der Nachbildung zu verlangen. Die Griechischen und Römischen Theogonien sind erschöpft. Die alte Eiche, durch Homer gepflanzt, ist aller ihrer Blätter beraubt. Die Poesie unserer Zeit hat wieder sich eingetaucht in die Quelle des Mittelalters, in den christlichen Glauben und die christlichen Traditionen. Die Bildhauerkunst, die Malerei, alle Künste der Einbildungskraft, bewerben sich von neuem um die Eingebungen dieses kräftigen Glaubens, von dem unsere Väter beseelt waren.

Politik, Moral, Philosophie, Naturwissenschaften und Geschichte, schöne Künste, Alles vereinigt sich also zur Begünstigung der religiösen Reaktion, welche gegenwärtig Frankreich bewegt. Aber diese Reaktion betrachtet, eben in Folge der Ursachen, welche sie hervorgerufen, das Christenthum nur noch in Beziehung zu den Interessen dieser Welt: die Ewigkeit ist beinahe allgemein vergessen. Ich werde vielleicht ein ander Mal auf diesen Gegenstand zurückkommen. —

Genehmigen Sie u. s. w. G. de F.

Nachrichten.

(Holland. Nicolaus Schotsmann, geb. den 1. November 1754 zu Purmerend in Nordholland, gest. zu Leiden 1822.)

Das Leben dieses gottesfürchtigen und wahrhaft gläubigen reformirten Predigers verdient sicher die Aufmerksamkeit des christlichen Publikums auch in Deutschland, sowohl wegen der besonderen Wege der anbetungswürdigen Vorsehung Gottes mit seinem getreuen Diener, als auch, weil es für den Zustand der Reformirten Niederländischen Kirche in dieser Zeit charakteristisch ist; und besonders weil die Schriften, welche Schotsmann in seinen letzten Jahren herausgab, und der Kampf, den er in ihnen gegen den allgemein herrschenden Indifferentismus führte, von entscheidendem Einfluß auf die Kirche gewesen sind. Sicher sind mittelbar ihnen die religiösen Bewegungen zuzuschreiben, über die früher in der Ev. K. Z. berichtet worden (1828, S. 158—160., 1834, S. 678 ff.), als deren ersten Anfang sie bildeten. Schotsmann ist der erste Geistliche gewesen, der vor den dort gemeldeten Begebenheiten für die lautere Lehre und Rechtgläubigkeit aufgetreten ist, und der erste, der ihre jetzt mit so vielem Eifer in unserer Kirche geführte Vertheidigung auf sich nahm.

Nicolaus Schotsmann wurde in Purmerend im Bürgerstande geboren und auferzogen. Er wurde von seinen Eltern zum Apotheker bestimmt, und betrieb dies Geschäft bereits mit vielem Vortheil, als ihm nach und nach klar wurde, daß Gott ihn zum geistlichen Stande berufe. Wohl war die Lust zu diesem heiligen Dienste ihm schon von seiner ersten Jugend an eigen gewesen, doch das Verlangen hiernach wurde in dieser früheren Periode seines Lebens durch verschiedene Umstände unterdrückt. Inzwischen hatte der Herr sich in seinen Jünglingsjahren in Gnaden seiner Seele geoffenbart, und Christus war ihm über Alles theuer geworden. „Da hieß es (schrieb er selbst später), folge mir, und du getreuer Jesus, der allen Widerstand für mich überwand und alle Zugänge öffnete, gabst mir Gnade, dir zu folgen.“

Merkwürdig in der That war die Weise, auf die durch des Herrn Hand selbst die Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt wurden. Wir wollen sie, zur Erkenntniß der Wege des Herrn mit seinem Volke, hier kurz erzählen.

Schotsmann war 25 Jahr alt, und schon verheirathet. Als er nun so sein Verlangen zum geistlichen Amte zu studiren, seiner Frau zu erkennen gab, war dies gar sehr gegen ihren Sinn, und sie meinte, besonders auch wegen des günstigen Fortganges, den das Geschäft ihres Mannes genommen, daß er durch die Aufgabe desselben Gottes Willen und Leitung offenbar widerstrebte. So groß war ihr Widerstand gegen Schotsmann's Plan, daß er glaubte, für den Augenblick nachgeben und einen näheren Wink vom Herrn erwarten zu müssen.

Einige Zeit später trug es sich zu, daß Schotsmann und seine Frau, nachdem sie sich zur Ruhe begeben hatten, nicht schlafen konnten. Der Ruf des Herrn an Samuel: Samuel, Samuel, stand ihm lebendig vor der Seele. Es war ihm, als wenn die Stimme auch an ihn käme, und er fühlte sich gedrungen aufzustehen. Seine Frau ebenfalls. Sie wollten sich mit dem Lesen einer oder der anderen Stelle in Gottes Wort beschäftigen, und dabei eine Tasse Kaffee trinken; aber es war beiden unmöglich etwas Anderes zu thun, bevor sie den zarten Punkt besprochen hatten. Jetzt eröffneten sich beide, was ihnen in den letzten Tagen immer schwerer und schwerer auf dem Herzen gelegen hatte, und der Beschluß wurde gefaßt, daß man, um den Willen des Herrn in dieser Sache zu vernehmen, abwarten wolle, ob in diesem Monat Jemand, ohne daß das Geringste von ihrem Vorhaben verlaute, sich melden werde, um die Apotheke zu übernehmen, welchem sie dann beschlossen, dieselbe zu überlassen, wie günstig oder ungünstig auch die Bedingungen seyn möchten. Ihr Glaube wurde geprüft bis zu einem der letzten Tage; endlich meldete sich Jemand, der auch durch scheinbar sehr zufällige Umstände dazu veranlaßt wurde, und bot eine Summe, die ihre Erwartungen weit überstieg. Jetzt war der Weg geöffnet; mit unbedingtem Vertrauen wurde er eingeschlagen, und es zeigte sich nachher, daß sie nicht vergebens dem Herrn geantwortet hatten: „Rede Herr, denn dein Diener hört."

Nachdem Schotsmann anderswo sich zwei Jahre in den Sprachen geübt hatte, begab er sich nach Leiden, um zu studiren. Dort genoß er vier Jahre hindurch den Unterricht von Ruhnken, Valkenaer, Schultens und van de Wymperſſe in den vorbereitenden Wissenschaften, und in der Theologie der damaligen Professoren, unter welchen er den Greis Gilliſſen für seinen vornehmsten Lehrer hielt; bald darnach, im Jahre 1787, wurde er zum heiligen Dienst zugelassen. — Aus dieser wohlbenutzten Zeit seiner Studien behielt er immer viel Eifer für die Orientalischen Sprachen und die Griechischen und Lateinischen Schriftsteller, und nicht wenige Bekanntschaft auch mit neueren Lateinischen Dichtern, was ihn in seinen späteren Jahren, als er zu Leiden stand, angenehm und nützlich für die akademische Jugend machte.

Nachdem er sechs Jahre lang an kleinen Orten sein Amt mit Eifer und Treue verrichtet hatte, wurde er im Jahre 1793 nach Leiden berufen; hier gedachte er dauernde Ruhe zu genießen, aber die größte Unruhe wartete seiner. Die Revolution von 1795 war vor der Thür, welche des Landes alte Verfassung umstieß, den Prinzen Erbstatthalter vertrieb, und eine revolutionäre Republik nach dem Vorbilde der Französischen „Brüder" errichtete.

Kirche und Staat wurden in ihren tiefsten Grundfesten erschüttert. Die politische Partheiung hatte schon ungefähr funfzehn Jahre hindurch nicht allein in Staatssachen, sondern sogar bis in den Kirchenrath

hinein geherrscht. Diejenigen, welche für die statthalterliche Parthei und für des Landes bestehende Verfassung waren, hingen im Allgemeinen auch der alten rechtgläubigen Lehre an, die Anderen waren auf mannichfache Veränderungen nicht allein im Staat, sondern auch in Kirche und Kirchenlehre bedacht. Schotsmann war ein treuer Anhänger, Bekenner und Prediger der alten reformirten Lehre, und also auch ein treuer Freund des Hauses Oranien und der Verfassung des Landes. Kein Wunder also, daß er eine durch die neuen demokratischen Gewalthaber von allen in öffentlichen Ämtern Stehenden geforderte Unterzeichnung der Ausschließung von der Statthalterschaft, und der „Menschen- und Bürgerrechte" verweigerte, *) und in Folge dieser Weigerung seines Amtes entsetzt wurde. Dieser Entschluß, so wenig auch Schotsmann in Zweifel war, was er zu thun hatte, wurde doch von ihm unter vielen Gebeten und Thränen gefaßt, und der Abschied von seiner zärtlich geliebten Gemeinde, die ihm von ihrer Seite innig verbunden war, war nicht ungleich dem des Paulus von den Ältesten der Gemeinde zu Ephesus.

Nirgend bestand mehr Anhänglichkeit an das Haus Oranien als in der Provinz Friesland. Diese war so stark, daß die Friesen, während der revolutionären Periode von 1795 bis 1813 beständig den Spruch im Munde hatten:

Al breekt de stam en al kraakt het riet
Alëvel *(nihilominus)* verkwynt Oranje niet,

und also die Restauration von 1813 vorhersahen. Deshalb wurde Schotsmann mit Liebe und Freude in Friesland aufgenommen, wo er zu Molenaersgraf, dann zu Sloten und zu Sneck zusammen fünf Jahre lang stand. Hier war er so eifrig wirksam, daß er nach einem Aufenthalte von drei Jahren, weniger sieben Wochen, sagen konnte: „Gott hat mir Kraft gegeben über mein Verstehen zu meiner Arbeit am Evangelium. Das Werk meines Amtes war hier meine Lust und mein Leben. Dies ist die 347ste Predigt, die ich von dieser hohen Stelle halten durfte. Neun und sechzig Mal habe ich sowohl hier wie in der anderen Kirche die öffentliche Katechisation abgehalten; dreimal habe ich das Jahr beschlossen mit einer Dank- und Betstunde; sieben Betstunden habe ich in dieser bedrängten Zeit mit euch gehalten; in der Zeit von drei Jahren habe ich also vierhundert sechs und zwanzig Mal öffentlich geredet und außerdem noch fünf und dreißig Mal außer der Stadt gepredigt; manchmal habe ich an des Herrn Tage, nachdem ich drei Predigten gehalten, dem Herrn danken können für seine Unterstützung, indem ich über keine Ermüdung klagen durfte, und kaum merken konnte, daß meine Kräfte geschwächt waren. Ich muß meinen barmherzigen Gott loben für den Zugang, den er mir schenkte zu euren geöffneten Herzen, meine geliebte Gemeinde."

(Schluß folgt.)

*) Die geforderte Erklärung war wörtlich folgende: „Ich gelobe Gehorsam gegen diejenige Regierungsform, welche, gegründet auf die Herrschaft des Volkes, jetzt provisorisch besteht, und später definitiv festgestellt werden soll, und daß ich nimmer mit Worten oder mit Thaten mitwirken werde zur Wiederherstellung des vernichteten aristokratischen und erbstatthalterlichen Regimentes." Dies Gelöbniß wurde verweigert von funfzehn Amsterdamer, drei Harlemer, einem Rotterdamer und einigen anderen Predigern, fast durchgehends den gottesfürchtigsten und ausgezeichnetsten. An einigen Orten dagegen wurde das Gelöbniß nicht so strenge gefordert. Die Maaßregel war örtlich und wirkte also ungleich.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Sonnabend den 27. December. № 104.

Kann ein Bekenner einer anderen Confession Geistlicher der Evangelischen Kirche seyn?

Die Beantwortung obiger Frage scheint sich so sehr von selbst zu verstehen, daß eine nähere Erörterung derselben als etwas Überflüssiges erscheinen könnte. Dennoch ist die Entscheidung derselben in unseren Tagen mehrfach zweifelhaft. Wenn der weiland Ober-Hofprediger Stark in Darmstadt wirklich der katholischen Confession angehört hat, während er Lutherischer Prediger war, so muß die Verheimlichung seines Bekenntnisses in seinem, einer anderen Confession angehörenden Predigtamte, als verwerfliche Heuchelei bezeichnet werden; indeß ließ doch eben die Verheimlichung den Grundsatz bestehen, daß mit dem geistlichen Amte einer Confession das öffentliche Bekenntniß einer anderen unvereinbar ist. Wenn dagegen Herr Ober-Hofprediger Röhr öffentlich eine Confession aufgestellt, die den anerkannten Confessionen der Evangelischen Kirche durchaus widerspricht, so kann man ihm allerdings dabei keine Heuchelei vorwerfen, sondern muß seine Offenheit ehren; allein es ist damit zugleich auch faktisch jenem Grundsatze widersprochen, wonach man nicht zugleich Verläugner und Prediger derselben Confession seyn kann. So lange die Lehren des neuesten Socinianismus und Pelagianismus nur in skeptischer Form, oder als Privatmeinungen hervortraten, und so lange nicht durch Publicirung einer neuen Confession die alte kirchliche völlig aufgegeben war, konnte auf den Grund derselben das gemeinsame kirchliche Band noch immer zu bestehen, und eine erneute festere Verknüpfung, auch mit den Abgewichenen, um so möglicher scheinen, je wünschenswerther sie war und ist. Aber anders wohl gestaltet sich die Sache, da Herr Dr. Röhr neuerdings die bis dahin, theils anonym, theils zerstreut und problematisch geäußerten, unkirchlichen Meinungen des Rationalismus in ein summarisches Glaubensbekenntniß zusammengestellt, und diese seine neue Confession in öffentlichem Drucke zur Prüfung und Begutachtung der Protestantischen Kirche Deutschlands und insbesondere ihren theologischen Fakultäten durch ein officielles Schreiben in der ausgesprochenen Hoffnung vorgelegt hat, durch eine überwiegende Einstimmigkeit des Ergebnisses ihrer Prüfung unter Mitwirkung der Consistorien und Regierungen ein neues Glaubenssymbol daraus hervorgehen zu sehen.

Es gereicht zu großer Freude, öffentlich mit Bestimmtheit aussprechen zu können, daß diese Absicht völlig mißlungen ist, daß die Protestantische Kirche in ihren theologischen Fakultäten dieses ihr vorgelegte rationalistische Bekenntniß zurückgewiesen hat. Zwar haben wir nicht in die Akten der Verhandlung geblickt, deren Veröffentlichung übrigens sehr wünschenswerth seyn möchte; allein die von Herrn Dr. Röhr erschienene zweite Ausgabe seines Bekenntnisses (Neustadt 1834) beweist schon jenes Resultat genugsam. Keiner beifälligen Äußerung einer theologischen Fakultät oder einzelner namhafter Theologen wird darin Erwähnung gethan. Herr Dr. Schott in Jena scheint, laut der ihm gewordenen Dedikation dieser zweiten Ausgabe, der Einzige gewesen zu seyn, der eine höfliche Billigung des „höchst zeitgemäßen Versuchs" ausgesprochen hat, was der Verf. um so dankbarer anerkennt, „je weniger ihm, unseres kirchlichen Partheiwesens halber, von anderen Seiten her viel Lehrreiches und Beachtenswürdiges zu Gesicht kam." Daß die Ev. K. Z. das neue Bekenntniß als eine Verläugnung der evangelischen Wahrheit entschieden perhorrescirte, war, eben weil sie als Zeitung der Evangelischen Kirche treu an dem Bekenntniß derselben festhält, zu erwarten; aber selbst Dr. Bretschneider ist mit dem Naturalismus desselben unzufrieden gewesen und Karl Hase hat in der Leipziger Litteratur-Zeitung von 1833 Nr. 61. bemerkt, „daß jenes Bekenntniß auch von einem Juden oder Moslem unterzeichnet werden könnte, wenn man nur, anstatt des Namens Jesus, Moses oder Muhamed setze." Auch die Schottsche Approbation ist, laut der Dedikation, mit so viel Gegenbemerkungen verbunden gewesen, daß mit Berücksichtigung derselben die zweite Ausgabe mit Commentar und Apologie sich als eine „völlig umgearbeitete" (confessio variata) kundgibt. Dies könnte gegen die Dauerhaftigkeit des rationalistischen Glaubens, der vielleicht nach zwei Jahren wieder völlig umgearbeitet werden dürfte, ein ungünstiges Vorurtheil erwecken. Allein es würde nur ein Vorurtheil seyn; denn jenes Bekenntniß ist im Jahre 1834 noch ganz dasselbe, welches es im Jahre 1832, ja welches es vor zwanzig Jahren in den Briefen über den Rationalismus war. Die Umarbeitung besteht nur darin, daß die fast unverschämt zu nennende Nacktheit und Entblößung von biblischer Form, womit es in der ersten Ausgabe aufgestellt worden, *) in dieser zweiten mit biblischen Beziehungen und Ausdrücken einigermaßen verhüllt ist. Wer aber darin mehr als eine geschmeidige Accommodation erkennen wollte, die den Anstoß, welchen jenes in Form und Inhalt allzu grob neologische und unbiblische Bekenntniß gegeben, mildern soll, um ihm bei den Zeitgenossen mehr Eingang zu verschaffen, als es bisher gefunden, der kennt die Accommodationsprincipien des Rationalismus nicht, und hat die Briefe über den Rationalismus nicht gelesen, worin eine solche mit Worten klug spielende Accommodation mehrfach empfohlen wird. Daß aber Herr Dr. Röhr seit Erscheinung dieser Briefe binnen zwanzig Jahren nicht um

*) Von dem Leben Jesu war darin nur gesagt, daß es „durch eigenthümliche Thaten und Schicksale ausgezeichnet gewesen."

einen Schritt, auch nur dem allgemeinsten biblischen Supernaturälismus näher getreten ist, und, was die Sache anlangt, der positiven Wahrheit der Schrift und Kirche auch nicht die geringste Concession gemacht hat, das legt er klar zu Tage in dem, der zweiten Ausgabe beigefügten Anhang, worin er unter dem Vorgeben, die Verwandtschaft der Römisch-katholischen und evangelischen Stabilitäts-Theologen nachweisen und gegen sie die wahre Protestantische Kirche, wofür er die Gemeinschaft der Rationalisten erklärt, in Schutz nehmen zu wollen, jeden, auch den moderatesten Supernaturalismus bekämpft, indem er ihm gegenüber ganz naturalistisch behauptet: „Will Gott den Menschen etwas Religiöses kund thun, so kann er dabei nicht anders verfahren, als der von ihm selbst festgesetzten Ordnung der Natur gemäß, d. h. durch Anregung ihrer Denk- und Urtheilskraft entweder mittelst gewisser Erscheinungen der Außenwelt, oder mittelst der in sie gelegten geistigen Selbstthätigkeit, oder mittelst des Unterrichts, der ihnen von solchen Geschlechtsgenossen zu Theil wird, welche von ihm mit einem besonderen Maaße von natürlichen und durch eigenthümliche Umstände in ihrer Entwicklung begünstigten Geistesgaben ausgerüstet wurden. Und darum ist auch einer solchen Offenbarung *) der Charakter des Wunderbaren nicht beizulegen. Denn sie erfolgt nach den von Gott geordneten natürlichen Gesetzen oder nach den Regeln, an welche er die Aufeinanderfolge der Erscheinungen in der sinnlichen und vernünftigen Welt knüpfte, und von denen er in jedem Augenblicke das belebende Princip ist." S. 189 f. Daß durch solche Principien, welche das Christenthum in den gewöhnlichen Causalnexus der Dinge stellen und die Religion der Erneuerung aus der alten sündlichen Natur des Menschen ableiten wollen, nicht bloß die Form, sondern auch der eigenthümliche Inhalt der christlichen Offenbarung verläugnet, daß nicht nur die Gottheit Christi, welche die ganze allgemeine Kirche bekennt, sondern jede specifische Eigenthümlichkeit seiner Person und seines Erlösungswerks aufgehoben wird, und nichts als ein willkührliches Gebilde natürlicher, selbstgemachter Religion übrig bleibt, ergibt sich von selbst.

Da sonach das Glaubensbekenntniß des Herrn Dr. Röhr auch in der zweiten Ausgabe ganz derselbe alte unverbesserliche Rationalismus ist, welcher alle auf die göttliche Offenbarung begründeten Glaubensartikel der Augsburgischen Confession verwirft, so hat dieser Aufsatz nur dem ernsten Proteste beizupflichten, welcher schon gegen die erste Ausgabe in diesen Blättern, 1833 Nr. 39., erhoben worden ist. Herr Dr. Röhr hat in der Prediger-Bibliothek dieser, auf das positive Recht der Kirche gegründeten Entgegnung, in der Übereilung der Leidenschaft, mit dem Preußischen Landrecht gedroht, welches verböte, „Jemand wegen seiner Religionsmeinungen zu beunruhigen und zur Rechenschaft zu ziehen," ja er hat den Monarchen, welchem vor

*) Wenn Dr. Röhr jetzt gern wieder aus Accommodation den Ausdruck einer mittelbaren, natürlichen Offenbarung braucht, so ist zu vergleichen, was er aufrichtig über den inneren Widerspruch desselben bemerkt, Briefe über den Rationalismus S. 21.

allen anderen jetzt das Prädikat eines Beschützers des evangelischen Glaubens zukommt, aufgerufen, „verketzernden Aufwiegelungen des christlichen Volkes zu steuern," weil jener Aufsatz mit protestantischer Freimüthigkeit gesagt, daß die Laien nicht rechtlos seyen in der Kirche, und daß die christliche Gemeinde nicht ohne Gewissenstyrannei gezwungen werden könne, das geistliche Officium eines Mannes anzuerkennen, der die Confession der Kirche mit einer anderen vertauscht habe. Mehr konnte die Schwäche an Gründen nicht verrathen werden, als durch solche Provocationen, mit denen es Herrn Dr. Röhr bei ruhiger Überlegung wohl schwerlich Ernst seyn kann. Die völlige Differenz seiner Glaubenssätze von denen der Evangelischen Kirche konnte er freilich nicht in Abrede stellen; dennoch behauptet er, sich zu ihr zählen zu dürfen, weil er, wenn auch nicht mit den Glaubens-, so doch mit den Grundsätzen derselben übereinstimme, unter denen er die Doktrinalgrundsätze oder Erkenntnißprincipien voranstellt. Ohne seine willkührliche Abstraktion der Grundsätze von den Glaubenssätzen für richtig zu erkennen, fragen wir nur, ob nicht eine gänzliche Verschiedenheit der Folgesätze schon von selbst auch auf eine Verschiedenheit der Grundsätze zurückschließen läßt. Sodann läßt sich auch hier kaum glauben, daß Herrn Dr. Röhr die Differenz seiner Grundsätze von den evangelisch-protestantischen hätte verborgen bleiben können. Um derer willen aber, die seinen Versicherungen zu viel glauben, möge hier ganz einfach nur die bekannte, allgemein als ächt protestantisch anerkannte Stelle der Concordienformel stehen: Credimus, confitemur et docemus, unicam regulam et normam, secundum quam omnia dogmata omnesque doctores aestimari et judicari oporteat nullam omnino aliam esse, quam prophetica et apostolica scripta cum Veteris tum Novi Testamenti. *) Dagegen streicht nun Herr Dr. Röhr, übereinstimmend mit den Socinianern, eigenmächtig das Alte Testament aus dem Kanon aus; dann beschränkt er, obwohl das ganze Neue Testament nur aus apostolischen Schriften besteht, höchst willkührlich den eigentlichen Kanon desselben nur auf die Evangelien, und diese wiederum unterwirft er dem allerwillkührlichsten Richtmaaße, nämlich der moralischen Kritik seiner subjektiven, selbstgerechten Vernunft. Wer hierin noch das kirchlich-protestantische Princip der Schriftmäßigkeit erkennt, den beneiden wir nicht um seinen Scharfsinn.

Da mithin das Glaubensbekenntniß des Herrn Dr. Röhr in seinen Grund- und Glaubenssätzen von der Confession der Evangelischen Kirche bis zum härtesten Widerspruche abweicht, und nach einer, den theologischen Fakultäten derselben geschehe-

*) Damit stimmt genau die Erklärung der Speierer Protestation zusammen, welche Dr. Röhr S. 78 f. anführt, wozu jedoch noch die kurz vorhergehende Bestimmung, daß die Schrift klar und durch sich selbst zu erklären sey, gehört hätte. In Folge dieser Schriftmäßigkeit bekennt sich die Evangelische Kirche zur Augsburgischen Confession, non quia a nostris Theologis est conscripta, sed *quia* e verbo Domini est desumta, et ex fundamentis sacrarum literarum solide exstructa, Conc. Form. S. 633.

nen Vorlage, von diesen nicht gebilligt worden ist, so entsteht die kirchenrechtliche Frage: Unter welchem positiven Rechtstitel gehört der Bekenner einer neuen, nicht approbirten Confession, welche die Grundwahrheiten der bisher geschichtlich und rechtlich bestandenen verläugnet, zum geistlichen Lehrstande der bestehenden Kirche? Möchte Niemand diese für die Gewissensrechte der Protestanten äußerst wichtige Frage als einen Angriff auf die Person oder das Amt des Herrn Dr. Röhr betrachten. Wir gönnen seiner Person gern die Ämter, welche sie bekleidet, sammt allen ihren Emolumenten. Wir fragen nur nach dem Rechtsgrunde, wonach Jemand, der ihn als einen rationalistischen, oder deistischen, oder auch unitarischen General-Superintendenten gern gelten lassen möchte, gezwungen werden könnte, ihn als evangelisch-kirchlichen Geistlichen anzuerkennen?

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Zweite Hälfte des dritten Artikels.)

Versuch einer ausführlichen Erklärung des Briefes Pauli an die Römer mit historischen Einleitungen und exegetisch-dogmatischen Excursen von J. G. Reiche, Dr., Prof. der Theologie zu Göttingen. Erster Theil. Einleitung und Erklärung bis zum siebenten Capitel. (Göttingen bei Vandenhoek und Ruprecht. 1833.) XVI und 508 S.

Waren wir in der vorigen Hälfte unseres Artikels über die größeren Briefe Pauli vielleicht zu ausführlich, *) so wollen wir diesmal um so kürzer seyn, wie schon der Umstand beweist, daß wir aus der Zahl der immerfort erscheinenden Commentare über den Römerbrief (um der erst angekündigten nicht zu gedenken) nur einen herausgreifen, etwas willkührlich, doch nicht ganz ohne Grund. Es ist derselbe in gewissem Sinne ein Phänomen, aber andererseits ein solches, zu dessen Erklärung es nicht vieler Worte bedarf. Den Standpunkt des Verfassers können wir am Kürzesten bezeichnen, wenn wir sagen, daß er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, einem „wohlbegründeten Optimismus" zugethan ist. Die Schrift ist ihm ein historisches Denkmal, und seine Stellung zu ihr die jener Unbefangenheit, von der wir letzthin gesprochen haben; sein Interesse durchaus nicht ein „aprioriſch-apologetisches." Mit anderen Worten, das a priori seiner Religion hat der Verf. in und von sich selbst, wie er von Natur ist; die Schrift ist ein posterius, und befördert wohl jenes erste Element, kommt aber auch bisweilen in Conflikt mit ihm, ohne daß das dem Verf. große Mühe oder Kummer macht. Was er aber zum Voraus religionsphilosophisch statuirt, ist ein seltsames Amalgama und bildet eben jenes Phänomen, das schwerlich weiter erklärt, sondern nur durch Vorzeigung seiner verschiedenen Theile beschrieben werden kann, und dies gibt dann dem Ganzen einen besonderen Charakter, der bei dem gegenwärtigen Standpunkte der theologischen Wissenschaft auffallen kann, aber doch interessant ist. Wir wollen also sogleich zum Einzelnen übergehen, freuen uns jedoch, dem Verf. im Ganzen das Lob großer Billigkeit rücksichtlich der evangelischen Theologie geben zu können (wie überhaupt vieler Ehrlichkeit), was um so erfreulicher ist, als wir selbst auf der Seite von Männern, die derselben bedeutend näher stehen, allmählig an eine gewisse Bitterkeit gewöhnt worden sind. Auch müssen wir bemerken, daß die Einleitung (S. 1—106.) mit ungewohntem Fleiße ausgearbeitet ist und am meisten von der großen Belesenheit des Verfassers zeugt. Die Form des Commentars ist übrigens ungefähr die des Tholuckschen, von dem wir mit Verlangen einer ausführlicheren Bearbeitung entgegensehen, mit Ausnahme der eingestreuten, oft ausgedehnten dogmatisch-kritischen Excursionen (über den Werth der Lehre des Apostels) und der zwei Excurse, die zu Ende des ganzen Werkes folgen sollen (über πίστις, δικαιοσύνη und νόμος, und über die Pauliniſche Darstellung vom Zweck und Erfolg der Erscheinung Christi).

(Schluß folgt.)

*) Jedenfalls wäre jene Anzeige des Commentars von Billroth (Juliheft 1834) viel kürzer ausgefallen, wäre mir nicht durch einen Zufall das Februarheft der Ev. K. Z. mit dem trefflichen Aufsatze über die Hegelsche Auferstehungslehre erst dann zugekommen, als sie bereits abgegangen, ja vielleicht schon gedruckt war. Doch es schadet der Wahrheit nichts, zwei Zeugen zu haben.

Nachrichten.

(Holland. Nicolaus Schotsmann, geb. den 1. November 1754 zu Purmerend in Nordholland, gest. in Leiden 1822.)

(Schluß.)

Im Jahre 1801 wurde in Folge der von der Regierung erlassenen allgemeinen Amnestie Schotsmann wieder nach Leiden berufen, wo er eine sehr passende Predigt hielt über 1 Thess. 3, 9—13,, die nachher herauskam unter dem Titel: „Erneuerung der Verbindung eines Lehrers mit seiner Gemeinde." Mit tiefer Rührung wurde sie angehört und es zeigte sich bald, daß der Segen seiner Predigt mehr als verdoppelt war im Vergleich mit seinem früheren Aufenthalt; „die mit Thränen säen, sollen mit Freuden erndten," das — bezeugte er mehr als einmal — sey hier seine beständige Erfahrung gewesen

Zu Leiden erlebte Schotsmann die schreckliche Begebenheit des 13. Januar 1807, da durch die Explosion eines mit Pulver beladenen Schiffes der größte Theil der Stadt der jämmerlichsten Verwüstung preisgegeben wurde. Dies Unglück erweckte aller Orten die Wohlthätigkeit. Hollands damaliger König, Louis Buonaparte, eilte augenblicklich zur Hülfe der tief betrübten Stadt, und gab ansehnliche Unterstützungen aus der öffentlichen und aus seiner Privatkasse; die Nation, von tiefem Mitleid ergriffen mit dem Elende einer Stadt, die im Jahre 1574 und durch ihre Hochschule so sehr zu Niederlands Ruhm beigetragen hatte, brachte über eine Million zusammen, und einige bedeutende Unterstützungen kamen sogar aus dem feindlichen England, aus Ost- und Westindien. Aber Niemand legte mehr christliche Liebe an den Tag, als Schotsmann, der überall geistlichen und leiblichen Trost brachte, zugleich mit der Predigt von Dem, der arm geworden ist, auf daß er uns reich machte, so daß er von dieser Zeit an in seiner Gemeinde allgemein den Namen Vater Schotsmann erhielt.

An den Begebenheiten von 1814 nahm Schotsmann, wie sich denken läßt, einen lebendigen Antheil. Er hielt eine seitdem auch gedruckte Predigt vor dem Kronprinzen über 2 Chron. 17, 16.: Der gottesfürchtige Feldherr. Doch die Vereinigung mit Belgien, die Staatseinrichtung, die damals getroffen wurde, und die Zurücksetzung von Christenthum und Reformirter Kirche betrübten ihn tief, und richteten seine Aufmerksamkeit auf den Einfluß, welchen der Unglaube auf allgemeine und besondere Angelegenheiten, und namentlich auch auf die Lehre und das Bekenntniß der Wahrheit zu erlangen begann, oder von Tage zu Tage mehr erhielt. Die erste Frucht hievon war die Herausgabe der Schrift: „Kunstgriffe, deren sich der heutige Unglaube bedient, um die Religion durch die Bibel, und die Bibel durch die Religion zu bestreiten." Diese kleine Schrift, eigentlich eine Übersetzung aus dem Deutschen, war in Holland schon früher einmal, im Jahre 1785, herausgekommen. Jetzt fand Schotsmann sich veranlaßt, sie von neuem auflegen zu lassen, bei Gelegenheit der giftigen Angriffe gegen unsere Kirche und Kirchenlehre, welche vorkamen in einem damals viel Aufsehen machenden Werke: „Christenthum und Reformation verglichen mit dem Zustande der Protestantischen Kirche in den Niederlanden;" ein Werk, ganz in einem rationalistischen Geiste geschrieben, worin die symbolischen Schriften unserer Kirche ganz elende Formulare genannt werden, und worin von dem Heidelberger Katechismus gesagt wird: Er sey ein altes Schulbuch, welches sich weder durch Styl, noch durch Inhalt gegenwärtig mehr empfehle. Dieser Verfasser drang dann auch auf's Stärkste auf eine allgemeine Verbrüderung aller Nicht-Römischen, erniedrigte die Reformirte Kirche, deren Glied er zu seyn erklärte, auf's Tiefste, und erhob die Taufgesinnten, und besonders die Remonstranten, bis zu den Wolken. Kein Wunder, daß Schotsmann sich berufen fühlte, gegen solches Beginnen der Freidenkerei öffentlich zu zeugen. Indessen die spitzigen und frechen Anmerkungen, die damals schon öffentlich, obgleich namenlos, gegen ihn gemacht wurden, zeigten, was er zu erwarten hatte, wenn er fortschreiten sollte in Vertheidigung der alten Wahrheit, statt den Nacken geschmeidig und gehorsam zu krümmen unter das Joch der öffentlichen Meinung, deren Organe sich die gelesensten Zeitschriften nannten. Hiezu kam, daß der treue Mann, wenigstens öffentlich, alleine stand, und Niemand sich an seine Seite stellte, oder ihn vertheidigte gegen die vergifteten Pfeile der Lästerung.

Doch das Voraussehen von Spott und Hohn hielt Schotsmann, den eifrigen und gläubigen Schotsmann, keineswegs ab, im Jahre 1819, drei Jahre nach der Herausgabe der „Kunstgriffe," zwei Predigten zum Gedächtniß der Dortrechter Synode gehalten (die einzigen in unserem Vaterlande, welche durch diese Gelegenheit veranlaßt wurden), besonders auf Rath eines Gott fürchtenden und sehr geachteten Gelehrten, des alten Professors der Rechte, M. Tydeman, herauszugeben.

Und in der That (wie mit Recht in der Vorrede bemerkt wird) „in einer Zeit, worin man die Kirchengeschichte so fleißig treibt, und dies Studium so eifrig anpreist, kann man es fürwahr nicht mißbilligen, daß ein reformirter Prediger seiner Gemeinde von der Kanzel zur Kunde bringt, was vor zwei Jahrhunderten in unserem Vaterlande in Betreff der Grundsätze unserer Glaubenslehre vorgefallen ist, und daß er bei dieser Gelegenheit auf die Reinheit unseres Bekenntnisses und die Lauterkeit unseres Wandels auf eine zwar anständige, aber zugleich ernste Weise dringt."

Groß war das Aufsehen, welches diese Predigten erweckten, da sie Anklang fanden in vielen Gemeinden, und unter den niederen Ständen der Gesellschaft; während dagegen die Theologen und ansehnliche Kreise

ihm äußerst feind waren. Der Eindruck, den dies Buch machte, war besonders deshalb so stark, weil das Lieblingsprojekt vieler Staatsmänner und Gottesgelehrten, die Verbrüderung aller Nicht-Römischen zu einem allgemeinen und negativen Protestantismus, hiedurch zunichte wurde. Die kirchliche Behörde der remonstrantischen Gemeinden ließ sogar an alle ihre Lehrer ein Schreiben ergehen, daß sie nicht gegen das Buch reden oder schreiben sollten, damit die Aufmerksamkeit des Publikums nicht noch mehr erweckt werde. Schrecklich war die Fluth von Schelt- und Schmachworten, womit fast alle periodischen Schriften Schotsmann überschütteten, aber grade hiedurch wurde etwas bewirkt, was der Schrift einen viel größeren, ja unermeßlichen Einfluß gegeben hat; es wurde nämlich dadurch ein furchtbarer Streiter erweckt, in die Schranken zu treten, um die Sache seines grausam verhöhnten und verunglimpften Freundes zu führen. Bilderdyck, Niederlands Göthe, that dies — mit Eifer, für die Wahrheit zugleich und für seinen Freund; doch, was betrübend ist, mit einer Bitterkeit, die dem gläubigen Christen nicht ziemt — in der Vorrede einer zweiten Ausgabe von Schotsmann's „Ehrensäule der Dortrechter Synode," worin er die schnöden Lästerer zerschmetterte. Der ganze Streit, auch durch Bilderdyck's Freund und Schüler, J. da Costa, gegen den Geist der Zeit geführt (Ev. K. Z. 1828. S. 158 u. f.), ist aus diesen Anfängen geboren. Aber er wurde später mehr und mehr geistlich, und geführt in einem Geiste der Demuth und der Abhängigkeit von dem Herrn der Gemeinde. Gewiß, es zeigte sich mehr und mehr, wie wahrhaftig das Wort des Herrn ist: „Nicht durch Kraft, noch durch Gewalt, sondern durch meinen Geist soll es geschehen, spricht der Herr der Heerschaaren." Denn Gottes Sache darf nicht durch einen fleischlichen Arm geführt werden.

Schotsmann schritt auch seit dieser Zeit fort in der Sorge für die Interessen der reformirten Lehre und Kirche, die ihm so sehr am Herzen lagen. Er führte ihre Sache mit Mund und Feder, und dies nicht weniger mit Beziehung auf andere Länder, als auf unser Vaterland. Im Jahre 1821 übersetzte er das „religiöse Genf" von Bost, und war der erste in unserem Lande, der die Aufmerksamkeit der Gläubigen in diesen Gegenden auf die verfolgten und gedrückten Brüder in der Schweiz richtete, besonders durch die mit Sorgfalt ausgearbeitete und wichtige Einleitung, welche er der Übersetzung voranstellte. Er hatte kurz vor seinem Tode die Herausgabe einer Holländischen Übersetzung der „Aktenstücke, betreffend die Absetzung von Malan in Genf" besorgt (eine Schrift, die erst nach seinem Tode herauskam), und hatte, als ihn grade der Tod überraschte, den Plan, alle Bemühungen anzuwenden, um dem kräftigen Zeugen der Glaubenswahrheit auch aus Holland kräftigen Beistand zu verschaffen.

So wirksam und wichtig war das Leben dieses frommen Mannes, den man in Holland betrachten kann als den Träger und Bewahrer des rechtgläubigen Bekenntnisses inmitten des Indifferentismus zu Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts. Er entschlief sanft und selig inmitten seiner vielen Geschäfte, aber wissend, an wen er geglaubt hatte, und auf ihn kann angewandt werden, was geschrieben steht: Der Gerechte kommet um, und Niemand ist, der es zu Herzen nehme, und heilige Leute werden aufgerafft, und Niemand achtet darauf; denn die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück; und die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern (Jes. 57, 1. 2.); die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich (Dan. 12, 3.).

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1834. Mittwoch den 31. December. № 105.

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Schluß.)

Zuerst nun finden wir, daß die theilnahmlose Stellung eines Fremden, die der Verf., so zu sagen, der Bibel gegenüber einnahm, verbunden mit seiner Kenntniß der besseren Interpreten, ihm oft gestattet, den exegetisch richtigen Sinn der apostolischen Worte auch da zu erkennen und fest auszusprechen, wo derselbe so beschaffen ist, daß er nicht nur mit seinen subjektiven Ansichten und Gefühlen streitet, sondern selbst nothwendig so lange in Dunkel gehüllt bleibt, als man sich ihn, ohne völlige Unterwerfung unter seine Bestimmtheit und gänzliche Verläugnung eigner Vorurtheile, Wünsche oder Befürchtungen, im Gemüthe anzueignen strebt. Denn es begegnen sich hier, freilich nur der Erscheinung nach, zwei entgegengesetzte Standpunkte. Die Verläugnung seiner selbst von Seiten des Exegeten kann eine wirkliche, herzliche, vom Geist bewirkte und belebte seyn; sie kann aber auch bloß seiner Kunst angehören, und ist denn wie Alles, was zur menschlichen Geschicklichkeit und Fertigkeit gehört, zufällig, precär, von der inneren Stimmung, den Verhältnissen u. dgl. abhängig. So begreift sich's, wie glaubenslose Ausleger den Sinn der dogmatischen Beweisstellen hie und da vorurtheilsfrei eben so bestimmen, wie die orthodoxen, für welche sie ein Wort Gottes, ein Orakel von oben, ein Anker des Heils sind; — während diejenigen herumschwanken und tasten, ob sie ihn wohl finden und fühlen möchten, welche die Offenbarungen Gottes wohl darin ahnen und lieben, aber noch nicht genug von jenen Manifestationen im Herzen, in der Geschichte und Natur unterscheiden lernten, welche auch die Heidenwelt besitzt. Wir finden also, daß auch unser Verf. durch seine Auslegung, in der öfter die Bestimmtheit des Ausdrucks und der Zusammenhang der Gedanken gut beobachtet sind, bisweilen, und das bei wichtigen Stellen, der orthodoxen Theologie einen Dienst erweist, und können vielleicht anderwärts einmal zeigen, wie er dazu beitrage, die Wissenschaft zu fördern, — leider nur, müssen wir hinzusetzen, ohne selbst den Gewinn daraus zu ziehen, der doch dem Interpreten zuerst zufließen soll, ja oft mit dem Bemühen, die Wirkung der wahren Auslegung durch ausführliche falsche Räsonnements zu neutralisiren. Als Beispiel dieser Art mögen die Bemerkungen zu C. 1, 23. dienen, wo der Ausleger seinen Schriftsteller von S. 156 — 162. bekämpft, und das, um es kurz zu sagen, mit sehr oberflächlichen Ansichten von der Geschichte der alten Religionen und der Menschheit überhaupt.

In anderen Stellen, doch nicht so oft, gibt der Verf. den Sinn richtig an und entwickelt ihn auf brauchbare Weise, weil er diesen Theil der Wahrheit sich glücklich angeeignet, und zwar im Gegensatze zum herrschenden Rationalismus. Als vorzüglich wichtig erwähnen wir ein Bekenntniß, das er öfter ablegt und bisweilen mit geschickter Beweisführung unterstützt: „Die Idee, die Sünde habe ihren Sitz oder Grund im Körper, der vom Körper abhängenden Sinnlichkeit, ist nicht Paulinisch, überhaupt nicht Neutestamentlich." (S. 460. Man vergleiche S. 456. 461. 479.) Eben so treffend ist, besonders in dogmatischer Hinsicht, was er gegen die Meinung sagt, daß die Sünde, der Sündenfall, nothwendig gewesen sey, um zu einem höheren Grade von Vollkommenheit zu gelangen. (S. 410 f., bes. die Note 71.)

In einer dritten Klasse von Stellen des Buchs tritt dasselbe auf eigenthümliche Weise mit der evangelischen Lehre und mit dem Rationalismus zugleich in Widerspruch, indem es dem Apostel Paulus Ansichten beilegt und sogar ihre Vertheidigung übernehmen zu wollen scheint, welche seit undenklichen Zeiten verschollen sind. Zwar sind allerdings durch Ausleger des Römerbriefs grade (man weiß nicht, warum das Geschick diese Schrift des N. T., und keine andere traf) zwei verwandte Meinungen unvermuthet unserer Zeit wieder vorgeführt worden, der Arianismus und die Lehre von der Präexistenz der Seelen. Jetzt scheint, noch überraschender, ein drittes Moment hinzutreten zu wollen, um beide etwas zu vervollständigen, und in einem Punkte wenigstens zu systematisiren, der — Doketismus. Ich wenigstens weiß in den Erklärungen des Verf. über Christum nur diesen Sinn zu finden. Das Pneuma Röm. 1, 3. versteht er von dem „Principe der höheren Wesenheit Christi" (S. 118.), in Beziehung auf das ihm Paulus eine „eigenthümliche Erschaffung vor und außer der übrigen Schöpfung" zuschreibe (S. 112.); was aber seine σάρξ betrifft, so spricht sich der Verf. S. 473. bestimmt dahin aus, daß seine sterbliche Menschheit in den Augen des Apostels „nur eine freiwillig, Phil. 2, 7.,*) angenommene Form der Existenz, durch deren Annahme seine höhere Wesenheit zwar eine Modifikation des Seyns und Erscheinens erlitt, ohne jedoch ihr eigenes Seyn aufzugeben," gewesen sey. Diese Ansicht, aus der auch die Äußerung S. 114. fließt, ist schon an sich auffallend, aber

*) Der Verf. hat die sonderbare Gewohnheit, die Beweisstellen, und selbst die oft lange Reihe von citirten Namen ohne Parenthese, ja meist ohne Kommata drucken zu lassen, was für den Leser höchst störend ist.

bedenklich wird sie durch die Widersprüche, in die der Verf. zu gerathen scheint, wenn er dennoch den historischen Ursprung der Menschheit Christi, seine Geburt (Zeugung), die er ausdrücklich nicht für ein Werden, eine Gelangung zur Existenz, erklärt, im Sinn des Paulus für ein natürliches Faktum, ohne unmittelbar göttliche Zeugung, gehalten wissen will (S. 115.), die Idee einer unmittelbar göttlichen Zeugung aber, ohne Zuthun eines menschlichen Vaters, für einen „Mythus, Matth. 1., Luc. 2., der nur auf dem Boden des Judenchristenthums erwachsen konnte." Und warum doch nur auf dem Boden des Judenchristenthums, und nicht eben so gut in der Vorstellung Pauli? Weil das Judenchristenthum „die Existenz des Messias mit seiner Menschwerdung anfangen ließ" (S. 112.). Mich dünkt, es sollte doch schwer halten, diese Ansicht vom Judenchristenthum mit geschichtlichen Beweisen zu unterstützen, und eine solche Sekte zu nennen, welche wirklich Jesum für den Sohn der Jungfrau hielt, empfangen vom heiligen Geiste, aber dennoch für einen bloßen Menschen ohne höhere Wesenheit, ohne Existenz vor seiner menschlichen Geburt. Und eben so schwer dürfte es seyn, für die dem Paulus beigemessene Ansicht eine historische Analogie zu finden: Präexistenz und Menschwerdung einer höheren Wesenheit bei natürlicher Zeugung von Joseph! Wie tausendmal näher (wenn der Apostel überhaupt eine Tendenz zu solchen Irrthümern hätte haben können), wie viel näher lag da nicht die Meinung Cerinth's und überhaupt der geschichtlichen Judenchristen, der Ebioniten? — Nach diesen Bemerkungen sehen wir dem zweiten Excurse des Verf. getrost entgegen, ohne große Erwartung von seinen historisch-exegetischen und dogmatischen Beweisführungen. Was die Stelle Phil. 2, 7. in sich selbst betrifft, so glauben wir sagen zu dürfen, daß er sich in einem nicht minder großen, obgleich entgegengesetzten Irrthume befindet, wie manche Andere.

Von der vierten und letzten Besonderheit des Werkes haben wir jetzt eben schon ein Beispiel gegeben. Wir meinen die Leichtigkeit, mit der der Verf. theils auf Paradoxa, theils in dogmatische Widersprüche verfällt. Nur einen Artikel wollen wir durchgehen, den von der Sünde, schon deswegen, weil man nach anderen, oben angeführten Äußerungen des Verf. etwas Besseres von ihm erwarten sollte, doch zugleich auch deshalb, weil hier der Causalzusammenhang der logischen Widersprüche mit den religiös-sittlichen Meinungen vorzugsweise sich offenbart. Als erste Thesis des Verf. können wir nämlich den rationalistischen, auch von Wegscheider ziemlich deutlich ausgesprochenen Satz betrachten (so unbegreiflich er auch seyn mag), daß die Sünde, ἁμαρτία, immer nur Thatsünde sey und also die Heiligung bloß in Unterlassung der Thatsünde bestehe. Es heißt, unter vielen Stellen, S. 463.: „Nur von der Verpflichtung, die wirkliche Sünde zu meiden und ein sündloses Leben zu führen, ist die Rede." Wir führen diese Worte nicht an, als bewiesen sie, was wir von der Ansicht des Verf. im Ganzen aussagten; man wird dasselbe ganz anders bestätigt finden, wenn man den Band durchliest. Auch ist ja der Satz nothwendig, wenn man die Möglichkeit einer Erbsünde und Erbschuld zu läugnen gedenkt. Wie materialistisch aber wirklich die Vorstellungen unseres Verf. von der Natur der Sittlichkeit und des Bösen aussehen, zeigt seine Äußerung über den Sündenfall S. 411. Nachdem er rücksichtlich C. 5, 12—21. behauptet: „Von einem nachtheiligen Einfluß der Sünde Adam's auf seine gesammte sittliche Natur oder Beschaffenheit sagen die Worte gar nichts," setzt er hinzu: „Die Wirkung der That eines Individuums auf seine Natur ist etwas Undenkbares." Und dieselbe, eigentlich recht irrationelle Betrachtungsweise, die in den faktischen Sünden der Menschen eine Unzahl räthselhafter Phänomene von eben so viel unter sich unabhängigen Ursachen sieht, liegt der ganzen folgenden Auseinandersetzung zu Grunde, wo es unter Anderem heißt: „Ist das Daseyn der Freiheit faktisch ohne Erklärung anzunehmen, so bedarf die Existenz der Sünde keiner Erklärung [durch den Sündenfall] weiter; die Sünde ist, sobald der Mensch [jeder Einzelne] seine Freiheit zur Wahl des Pflichtwidrigen gebraucht" (S. 412.). Bis hieher kann natürlich die Theorie ohne Widerspruch vorschreiten; die Nothwendigkeit der Inconsequenz tritt ihr erst entgegen, wenn sie auf das Praktische eingehen soll. Denn nun folgt straks das auf der Hand liegende Resultat: Der einzelne Mensch, wie er ist, kann die Sünde unterlassen, und zwar gänzlich, — eine Behauptung, die wirklich auch, so erstaunlich sie ist, öfter wiederholt wird. So von S. 486 bis 488., wo wir Dinge folgender Art zu hören bekommen: „Soll nun aber der Apostel [C. 6, 14.] eine absolute Unmöglichkeit, daß die Herrschaft der Sünde unter dem Gesetz aufhöre, welche unter der Gnade nicht stattfinde, behaupten, so würde er der Wahrheit so sehr als seinen sonstigen Äußerungen widersprechen." „Das Gesetz war gut, geistig, heilvoll, und der Mensch konnte es lieben und üben, wenn er wollte." „Die Fähigkeit, das Gute zu lieben und zu thun, ist mit der sittlichen Natur gegeben; sie wird weder durch das Gesetz noch durch die Gnade erst verliehen." Und so folgt denn ebenfalls mit logischer Consequenz die ungeheure Behauptung, die Wiedergeburt sey durchaus nicht etwas allmählig sich Entwickelndes. „Der wahre Christ entsagt sogleich der Sünde ganz, und lebt vom Moment der Wiedergeburt an ein heiliges Leben. Ist Alles, wie es seyn soll, — und vom normalen Zustande spricht hier der Apostel [C. 6, 8.] — so ist auch die sittliche Veränderung eine totale, vollendete, und das künftige Leben des Wiedergeborenen auf Erden die reine und volle Erscheinung des neuen Menschen, das jenseitige Leben aber die Erndte" (S. 469.); — Prätentionen, wie sie wahrlich kein Wesleyanischer Methodist aufzustellen gewagt, und von denen man zweifeln möchte, ob sie nicht bloß den Zweck haben, die Paulinische Lehre auf die Spitze zu treiben, um sie als eine Übertreibung erscheinen zu lassen! Daher der Verf. auch anderswo erklärt, es gebe im Christen, nach Paulus, keinen alten Menschen mehr. *)

*) Als Seitenstück zu diesem Paradoxon kann man beiläufig jenes andere betrachten, daß Paulus „zwar ein Leben der Menschen und Christi

Es gibt aber in solchen Fällen, wie gesagt, einen Punkt, wo die logische Consequenz aufhören muß und die Paradoxa den Widersprüchen Platz machen. Jeder kann die Sünde vermeiden, sagte der Verf.; die Sünde kann nicht aufhören, sagt er uns jetzt. Es ist wirklich ein offener Widerspruch eine Seltenheit; wir müssen seine eigenen Worte hersetzen, damit man sie mit den früheren Äußerungen vergleiche, denn er dehnt das Gebiet der Sünde selbst in das ewige Leben aus und stellt zu diesem Behufe eine Ansicht auf, die er ausdrücklich verwarf: „Wenn auch die Sünde — welche in sittlich freien, durch Kampf zur Vollendung emporsteigenden Wesen nicht aufhören kann, — mit dem Leben des Leibes nicht aufhört, so nimmt doch nothwendig jenseits die Sünde eine andere Gestalt an, ꝛc." (S. 480.). Begreift man, woher diese Inconsequenz fließt? Wir meinen, sie stamme großentheils aus der Wahrheit, aus dem Thatbestand ab, weil nämlich der Verfasser trotz aller obigen Paradoxa wohl weiß, sieht und hört, daß die Sünde auf Erden nicht absolut endet, und selbst der Christ nicht ohne sündliche Regung ist, — was der Verf. S. 479. oben, z. B., wieder im Widerspruche mit sich selbst, deutlich ausspricht. Ist diese Selbsterkenntniß lobenswerth, so ist dagegen noch mehr als die Inconsequenz die Folgerung zu tadeln, die aus dem Thatbestande auf das göttliche Gesetz und Recht gemacht wird. Der Mensch kann nicht aufhören zu sündigen, sagt jetzt der Verf.; folglich, schließt er nun weiter, kann Gott auch keine vollkommene Heiligkeit verlangen. Der Apostel macht so strenge Forderungen nur, um die Nothwendigkeit der Sündenvergebung zu beweisen. Aber das Gesetz Gottes ist nicht so strenge. Man sehe S. 187. Nr. 2., S. 479.

Jeder sieht und greift den Widerspruch zwischen dieser letzten Reihe von Sätzen und der vorhergehenden. Aber der Verf. fügt noch einen hinzu, indem er eine Vergebung der Sünden statuirt — für welche Sünden, wenn die Sünde absolut unterlassen werden kann, als für die immerfort muthwillig, rein vorsätzlich verübten? für was, um mit ihm zu reden, wenn die halbe Pflichterfüllung genügt, als dafür, daß der Mensch selbst hinter den „billigen Forderungen Gottes" zurückblieb?

Übrigens finden sich auch in bloß formeller Beziehung hie und da Widersprüche, wie zwischen dem dritten Satz von S. 471. und demjenigen auf S. 466 und 467., und überhaupt grade in den eigenthümlichen, den abhandelnden Theilen des Buchs mancherlei Curiositäten, neben brauchbaren Einzelnheiten; auch von Seiten der Philologie ist es nicht stark. Aber Arbeitsamkeit kann dem Verf. schwerlich abgesprochen werden, obwohl er tüchtige Vorarbeiter hatte.

(Der vierte und letzte Artikel folgt später.)

in Gott, Act. 17, 27., Röm. 11, 35., aber nicht der Menschen [soll heißen: der Gläubigen] in Christo kennt!"

Nachrichten.

(Frankreich.) Aus einem Aufsatze in den Nederlandsche Stemmen, „über den religiösen Zustand Frankreichs," theilen wir mit Auslassung des unseren Lesern bereits aus anderweitigen Mittheilungen hinreichend Bekannten, hier den Schluß mit, der nicht bloß in Bezug auf das christliche Frankreich Interesse hat, sondern auch in Bezug auf das christliche Holland, indem hier eine Stimme aus dem letzteren, und zwar eine solche, die sich deutlich als eine nicht bloß individuelle kund gibt, sich über das Verhältniß unserer Brüder in Holland zu unseren Brüdern in Frankreich ausspricht.

Siehe da die Lichtpunkte, welche Frankreich darbietet, und sicher, man muß erkennen, daß die Christen dort mit vielem Eifer ausgerüstet sind, und das ihnen anvertraute Talent nicht in die Erde vergraben. Ihre verschiedenen Gesellschaften, mehr noch als an anderen Orten aus dem Bedürfniß hervorgegangen, werden oft in ihren Bemühungen mit Segen gekrönt, und ihre Verbreitung von Bibeln und Traktaten geschieht an einigen Orten mit vielem Eifer und vieler Selbstverläugnung, wie z. B. in einigen Departements des Südens Christen aus den wohlhabendsten Ständen das Bündel auf den Rücken genommen und die Gebirge durchwandert haben, um ihren Brüdern dort das Wort des Lebens zu bringen.

Doch wie erquicklich auch alle diese Lichtpunkte von der einen Seite sind, sie lassen von der anderen Seite auch die Finsterniß, von der wir schon ein Wort gesprochen haben, noch mehr hervortreten. Diese Finsterniß findet sich nicht allein in der Welt, die den Namen Christi offenbar verspottet, sondern auch inmitten der Protestantischen Kirche, die hier, wie in anderen Ländern, zum Theil zu einem mehr oder weniger verfeinerten Rationalismus übergegangen ist, so daß eigentlich kein Band von Einigkeit des Glaubens mehr zwischen den verschiedenen Gemeinden in Frankreich besteht. Von einem großen Theil der Protestanten werden diejenigen, die das Christenthum des Herzens nach der Lehre der heiligen Schrift verkünden, als Schwärmer und Methodisten verschrien, und die Religion, welche keine andere ist als die des Bekenntnisses der Französischen Kirche, als eine neue Lehre, aus England eingeführt, dargestellt. Dies geht sogar so weit, daß bei den Zusammenkünften, die von Predigern verschiedener Gesinnung in diesem Jahre gehalten wurden, ausdrücklich ausbedungen war, daß über keine Lehrpunkte gesprochen werden solle. Elende Einheit, die auf Kosten von Wahrheit und Aufrichtigkeit bewahrt werden muß! *)

Bei der Theilnahme an dem Streite unserer Brüder in Frankreich, die wir so gern an den Tag legen, gebietet uns doch die Aufrichtigkeit, auch einige Bemerkungen zu machen, woraus erhellen kann, warum in einigen Punkten die Übereinstimmung mit ihnen uns schwerer wird.

Zum Ersten gehört dahin, daß Viele von ihnen sich wie auf einen neuen Grund zu stellen scheinen, und zu dem Ende der Verkündigung des Evangeliums an die Katholiken einen Stein des Anstoßes wegzuräumen, den diesen so verhaßten Namen von Protestanten nicht gebrauchen, sondern sagen, daß sie die Bibel und nichts als die Bibel vorzu-

*) Die Archives vom 12. Juli 1834, von den Cirkularen redend, wodurch die Prediger zu diesen Zusammenkünften eingeladen wurden, machen darauf aufmerksam, wie der ganze Zustand der Französisch-Protestantischen Kirche durch dies merkwürdige Aktenstück bezeichnet werde. „Welcher Zustand," sagen sie, „ist der unsere, worin alle Überzeugungen genöthigt sind das Wort zu hören: Keine Verhandlungen über Lehrpunkte unter uns!"

tragen wünschen, und also eben so wenig Luther und Calvin, als Hildebrand zu ihrer Losung nehmen. Auch wir wünschen keinem Menschen zu folgen; doch, ist es nicht Verkennung von Gottes Wegen und Wohlthaten, wenn man diejenigen, welche die Wahrheit verdunkelten, und diejenigen, welche dieselbe durch Gottes Gnade wieder in's volle Licht stellten, einander gleichstellt? Ist das Evangelium, welches jetzt nach der Bibel verkündigt wird, ein anderes Evangelium als dasjenige, welches zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in dem kräftigen Zeitalter der Reformation solche gesegnete Folgen hatte, und mit dem Blute der Märtyrer versiegelt ward? Dürfen wir uns trennen von denjenigen, welche bis zum Scheiterhaufen den Namen des Herrn und seine lautere Wahrheit bekannt haben, und ist keine Kraft in diesem fortdauernden Zeugnisse durch alle Jahrhunderte hindurch, wodurch Alle, die wahrhaftig protestirt haben gegen die Entstellung der Wahrheit im ganzen Laufe der Geschichte einander die Hand reichen, und die Kirche bilden, die durch den Herrn selbst regiert und erhalten wird? *)

Auch in der Politik können wir die Ansichten vieler unserer Französischen Brüder nicht theilen: wir sehen sie nämlich, wie man es in Frankreich immer in Geschichtsbüchern und Zeitschriften gethan hat, ihr Land allein als Muster für alle übrigen hinstellen; nie von demjenigen, was geschichtlich besteht, ausgehen, sondern immer danach trachten, Einrichtungen anderer Länder oder Träumereien ihrer eigenen Einbildung zu verwirklichen. So hat la Fayette seit 1789 an dem Sturze des Thrones von Frankreich gearbeitet, um seine Amerikanische Freiheit dort einzuführen; und so möchten denn auch die Französischen Christen Alles, was noch von früheren Einrichtungen in Beziehung auf Kirche und Staat übrig geblieben ist, ganz vernichten, um nur dasjenige entstehen zu sehen, was jetzt in Amerika durch einen Zusammenfluß von Umständen und durch die Leitung, die Gottes Hand der Geschichte dieses Landes gegeben hat, zuwege gebracht wird. Weil sie durch das Band, welches sie jetzt noch mit dem Staate in einiger Verbindung erhält, sich gedrückt fühlen, und vielleicht im Stande zu seyn denken, ihre eigenen Prediger zu besolden, möchten sie gern einen Beschluß fassen, wodurch alle christlichen Staaten auf einmal aufhörten dies zu seyn, und wir ganz in den Zustand des Römischen Reiches vor Constantin zurück versetzt würden, nämlich eines heidnischen Reiches, mit einer bald geduldeten, bald wieder verfolgten christlichen Kirche in seiner Mitte. Hiemit steht denn auch wieder in Verbindung ihre Verkennung des Rechtes in der Geschichte der Zeit, indem sie allein Theil nehmen an denjenigen Begebenheiten, wodurch das Bestehende vernichtet wird, und der Staat in Verwirrung gebracht, damit die ihnen so ersehnte Freiheit der Kirche, die sie nur in der vollkommenen Abtrennung erblicken, sich daraus entwickele. Daher ihre Freude über die Erhöhung des Hauses Orleans, und der Macht Christina's und Pedro's, in denen allen sie nur die Widersacher des Jesuitismus erblicken, ohne irgend zu beachten, in welchem Verhältnisse alle diese Thronbesteigungen zu dem Rechte stehen. Diese Vorliebe für das regierende Haus Orleans macht sie auf's Höchste ungerecht gegen Holland, und läßt sie ganz übersehen, daß Leopold nur als Werkzeug der Priesterparthei auf den Thron gelangt ist. Von diesem Standpunkt aus wird Lord Grey als Wohlthäter seines Vaterlandes betrachtet, ohne zu beachten, inwiefern er mitgewirkt hat zu den Zwecken derjenigen, die unter dem Namen der Reformation in England nichts Anderes beabsichtigen als dasjenige, was Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts zur Schau gestellt hat.

Endlich folgt hieraus eine gänzliche Verkennung des prophetischen Theiles der Schrift, insofern derselbe nicht bloß zur Unterweisung und Vermahnung gereicht, sondern auch dazu, der Kirche Christi in den dunkeln Tagen ihrer Prüfung vorzuleuchten, und auf die glorreiche Überwindung ihres Herrn, die sicher zu ihrer Zeit schnell geschehen wird, aufmerksam zu machen. Sie erwarten eine Veränderung der Völker der Erde allein durch Überredung, durch menschliche Mittel, die nicht immer in der Kraft Gottes gebraucht werden. Sie sehen nicht, daß zwar das Evangelium zum Zeugniß allen Völkern geprediget werden soll; daß dies die Verpflichtung dazu nicht geringer macht; daß aber der Herr fragt, ob er auch Glauben finden werde auf Erden wenn er komme; daß vorhergesagt worden, es werde dem Reiche Gottes nie an Unterthanen fehlen, aber eben so deutlich auch das Zunehmen der Ungerechtigkeit, und die fortdauernden Prüfungen, denen die Kirche ausgesetzt werden soll.

Auch wir mögen also in einer Hinsicht einstimmen in das Lied: Ja, Frankreich geht dem Tag des Heils entgegen! Aber über der geistlichen Erweckung, die sich dort zeigt, und deren Ausbreitung und Zunahme wir hoffend erwarten, übersehen wir nicht die Zunahme des Widerstandsgeistes, der sich dort bei den Großen und Mächtigen, bei den Weisen und Gelehrten gegen die Wahrheit, die in Christo ist, offenbart. Jetzt, da in der allgemeinen Meinung das Christenthum als Zaum für das Volk noch geduldet werden mag, findet man es nicht hinderlich, daß die Vertheidiger desselben auch einmal ihre Stimme vernehmen lassen, und man spricht, wie die Athenienser zu Paulus: Was will dieser Lotterbube sagen? Doch wenn einmal diese, und diejenigen, die zu Gott bekehrt sind, anfangen werden ihre Stimme hören zu lassen, und zu verkündigen, daß auch die politischen und bürgerlichen Beziehungen nach dem Willen und dem Gesetze Gottes geregelt werden müssen, dann, vermuthen wir, wird dieselbe Feindschaft, welche das Evangelium stets in Frankreich gefunden, wieder aufgeweckt werden. Wir wünschen unseren Brüdern dort Mäßigung im Glücke, Kraft im Streit, doch besonders auch die Hingabe des Herzens, wodurch wir nichts mehr fürchten, als das Wirken in eigener Kraft, und wodurch wir nur die Wirksamkeit verlangen, welche aus der Glaubensgemeinschaft mit unserem Herrn und Heilande hervorgeht, und deren Lob allein zu ihm wiederkehrt.

*) Es ist besonders die christliche Zeitschrift der Semeur, die sich auf diesen scheinbar unpartheiischen Boden stellt. Die Gefahren, welche diese Richtung hat, und die Lauheit, die daraus hervorgeht, sind in diesem Blatte selbst bemerklich. Kräftig hat dagegen die zu Genf erscheinende Gazette évangélique bei Gelegenheit der Errichtung einer unabhängigen Kapelle durch den Prediger Adolph Monod zu Lyon gezeigt, daß das reformirte Bekenntniß dieselben Wahrheiten enthält, die man in dieser Kapelle aus der Bibel zu verkündigen wünscht.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Inhalt.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort ... 1

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre (Anselmus) ... 2

Fortsetzung ... 9

Agende und Union ... 17

Gutachten eines Kunstverständigen über eine Ausgabe der heiligen Schrift mit Bildern ... 21

Nachricht von einem alten Ehescheidungs-Ritual ... 33

Schluß ... 41

Die Gesinnung der Revolutionsmänner in der Schweiz gegen die Kirche ... 44

Über die Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland und deren Feststellung durch die jüngst erschienene Kirchenordnung ... 49

Antwortschreiben an Herrn Professor H — e ... 57

Fortsetzung der Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland ... 63

Vgl. Jahrg. 1833 S. 817. Fortsetzung ... 65

Die Schrift und ihre Lehre von der Auferstehung und die Lehren der Schüler Hegel's ... 73

Fortsetzung ... 81

Blick in die Zukunft ... 101

Fortsetzung der Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland (Fortsetzung) ... 113

Schluß ... 121

Mittheilungen über Frankreich in Briefen an den Herausgeber. Zweiter Brief ... 137

Vgl. Jahrg. 1833 S. 273.

Neue Erinnerung wider das Beichtgeld ... 153

Über das Verhältniß der Dogmen zum Glaubensleben des einzelnen Christen. Ein Wort des Friedens in den Breslauischen Streitigkeiten ... 161

Fortsetzung ... 169

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments. (Erster Artikel: Die Evangelien) ... 180

I. Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des N. T. Von Dr. H. Olshausen, Prof. zu Königsberg. Zweiter Band. Königsberg 1832 ... 181

II. Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. Von Dr. Friedrich Lücke. Erster Theil. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. Bonn 1833 ... 184

III. Philologisch-theologische Auslegung der Bergpredigt Christi nach Matthäus. Von A. Tholuck, ꝛc. Hamburg 1833 ... 193

IV. Opuscula theologica. Auctore Dr. H. Olshausen. Berol. 1834 ... 204

Über das Buch Jonas ... 209

Fortsetzung ... 217

Religionsunterricht auf den Gymnasien. Die christliche Religion. Zur Anregung und Unterweisung für Schüler der ersten Klasse ꝛc. von H. E. Schmieder ꝛc. Leipzig 1833 ... 228

Fortsetzung ... 233

Probe eines verbesserten Lutherischen Katechismus ... 241

Seite

Einige Bemerkungen über ἐστι in den Einsetzungsworten des Abendmahls Matth. 26, 26. ... 249

Über den revolutionären Geist auf den Deutschen Universitäten. Antrittsrede, gehalten am 18. Dec. 1833 von Dr. Ringseis ꝛc. München 1834 ... 257

Die Evangelische Kirche in Deutschland, vom Standpunkte eines Nordamerikaners betrachtet ... 268

Robert Leighton, Erzbischof von Glasgow ... 281

Schluß ... 305

Die sittliche Bedeutung der Erkenntniß des Menschen ... 309

Schluß ... 335

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments. (Zweiter Artikel: Der Brief des Jakobus.)

I. Der Brief des Jakobus; übersetzt und ausführlich erklärt von Aug. Rud. Gebser. Berlin 1828 ... 329

II. Commentarius in Epistolam Jacobi. Conscripsit Carol. Godofred. Guil. Theile. Lipsiae 1833 ... 332

III. Annotatio ad Epistolam Jacobi perpetua cum brevi tractatione isagogica. Scripsit Matth. Schneckenburger. Stuttgardiae 1832 ... 340

Nachrichten von den Fortschritten und der endlichen Unterdrückung der Reformation in Spanien, vornehmlich nach Mac Crie's History of the Progress and Suppression of the Reformation in Spain. Edinburgh 1829 ... 353

Schluß ... 385

Kann ἐστι übersetzt werden: es bedeutet? Von Dr. Olshausen ... 382

Vgl. Jahrg. 1834 S. 249.

Frankreich und England ... 393

„Paroles d'un croyant" (Worte eines Gläubigen). Vom Abbé Lammenais. 1834 ... 396

Schluß ... 409

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments. (Dritter Artikel: Größere Briefe Pauli.)

Commentar zu den Briefen Pauli an die Corinther. Von G. Billroth, Dr. und Privatdoc. der Philos. zu Leipzig ... 425

Schluß ... 452

Gedanke und Wunsch rücksichtlich der Bibel mit Bildern ... 444

Vgl. Jahrg. 1834 S. 21.

Eine Stimme aus Norwegen ... 449

Schluß ... 481

Mittheilungen über Frankreich in Briefen an den Herausgeber. Dritter Brief ... 489

Vgl. Jahrg. 1834 S. 137.

Über christliche Einwirkung auf Strafgefangene. Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanstalten. Von Dr. J. N. Müller. Freiburg 1833 ... 497

Das Nordamerikanische Christenthum vom Standpunkte eines Deutschen Nationalisten betrachtet ... 505

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre. (Hugo Grotius) ... 521

Vgl. Jahrg. 1834 S. 2. Fortsetzung ... 585

Das Hegelsche System; ein Bruchstück, aus einer anderen Arbeit herausgenommen ... 545

Seite
Der Hegelsche Gott ... 550
Über die Russische Kirche ... 561
Fortsetzung 614. 631
Gützlaff's Missionsversuche in China, nach dem Werke: Journal of three Voyages along the coast of China in 1831, 1832 and 1833 etc. ... 625
Schluß 641
Über die Symbolik des Herrn Dr. Möhler ... 649
Schluß 670
Aus den Verhandlungen einer Prediger-Conferenz in der Provinz Sachsen ... 665
Schluß 681
„Irret euch nicht; Gott läßt sich nicht spotten." (Aus einem Briefe) ... 677
Briefe über Frankreich. (An den Herausgeber) ... 689
Über die neueste Behandlung und Auslegung der Apokalypse ... 697
Schluß 721
Die Verschiedenheit der Gesangbücher ... 729
Über die Freisprechung der Genie's vom Gesetz ... 745
Der Brief Jakobi ... 753
Schluß 793
Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland. (1. Die Kirche in ihrem Verhältniß zum Staat und zu den Sekten) ... 796
Vgl. Jahrg. 1834 S. 121. Schluß 809
Der religiöse Zustand Frankreichs. (Schreiben an den Herausgeber) 817
Kann ein Bekenner einer anderen Confession Geistlicher der Evangelischen Kirche seyn? ... 825
Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments. (Zweite Hälfte des dritten Artikels) ... 829
Schluß 833

II. Litterarische Anzeigen.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik von Dr. Christ. v. Ammon. Erste Hälfte. Leipzig 1833 ... 124
Schluß 129
Apologetischer Versuch über die Bücher der Chronik und über die Integrität des Buches Esra. Von K. F. Keil, Licentiat der Theologie. Berlin 1833 ... 188
Briefe über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Von Dr. Ludwig Hüffel, Großherzogl. Badischen Prälaten ꝛc. Karlsruhe 1832 ... 213
Keine Erdichtung. Eine Erzählung aus interessanten Thatsachen der neueren Zeit gezogen. Von Andr. Reed, Pfarrer in London. Essen 1834 ... 275
Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen ꝛc. Erstes Bändchen, bis zur Reformation. Schaffhausen 1834 ... 337
Schluß 345
Abendstunden. Von Dr. Fr. Theremin. Berlin 1833 ... 417
Der Seelenfreund. Zum Andenken für Confirmirte. Von H. E. Schmieder ꝛc. Naumburg 1834 ... 541
Psalter und Harfe. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung von C. J. Ph. Spitta. Pirna 1833 ... 556
Kritische Untersuchungen über die biblische Chronik. Ein Beitrag zur Einleitung in das A. T. Von C. F. Movers. Bonn 1834 726

III. Nachrichten.

I. Europa.

Finnland S. 3.
Norwegen 156.
Das Gesetz des Kaisers Nikolai I. für die Evangelisch-Lutherische Kirche Rußlands 39.
Rußland. Bibelgesellschaft 774.
Dorpat 56.
Die Sonntagsschule in Dorpat 279.
Schottland und die Rechtfertigungslehre 206.
Schottland 248.
Irland 140.
England 24. 702. 808.
London 149. 200.
London und Leipzig 341.
Stettin 79.
Berlin 88. 776.
Berlin. Geistlicher Liederschatz 701.
Großherzogthum Posen 163.
Aus einem Schreiben des Herrn Prediger Wermelskirch in Posen 278.
Aus einem Schreiben aus dem Bergischen 277.
Über den religiösen Zustand der Preußischen Rheinlande ꝛc. 756.
Belgien 496.
Brüssel 516.
Der Streit über die Bekenntnißschriften in Holland 678.
Holland. Nicolaus Schotsmann 822.
Zur Charakteristik der Süddeutschen Revolutionsprediger 455.
Zur religiösen Charakteristik der Deutschen Revolutionäre 647.
Von der Böhmischen Gränze 494. 742.
Notizen eines Amerikaners von einer Reise durch Süddeutschland 470.
Weissenfels 46.
Stuttgardt 96.
Die neue evangelische Gemeinde im Markte Deutsch-Gablonz bei Reichenberg, Bunzlauer Kreises, in Böhmen 208.
Tyrol. Verfolgung der Evangelischen von Seiten der Katholischen 347.
Baden 311.
Blick auf die Resultate der evangelisch-protestantischen General-Synode des Großherzogthums Baden 711.
Karlshuld 543.
Die Kirche Christi im Elsaß 787.
Strasburg 791. 792.
Frankreich 108. 144. 780. 838.
Frankreich. Christliche Gesellschaften in Paris 108.
Paris. Schließung der Französisch-Katholischen Kirche 135.
Der Protestantismus in Frankreich seit der Juli-Revolution 349.
Briefe über Frankreich 397.
Schweiz 136. 342.
Graubündten 95. 327. 367.
Waadt 151.
Genf 152.
Genf. Vorlesungen an der theologischen Schule im Sommer-Semester 1834 S. 328.; im Winter-Semester $18\frac{34}{35}$ S. 744.
Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Zürich 445.
Reformirte General-Synode zu Bern 451.
Aus der Eröffnung der evangelischen Synode von Graubündten 448.
Dritter Jahresbericht der evangelischen Gesellschaft in Genf 661.
Griechische Inseln 368.

II. Asien.

Ostindien 117. 175. 533.
Ostindien. Abschaffung der Kastenunterschiede bei den Hindchristen 582.
Armenien 141.
China 157.
Kurdistan. Chaldäische Christen 176.
Gegenwärtige Stellung des Muhamedanismus zur Ausbreitung des Evangeliums 501.
Zustand der morgenländischen Christenheit 518.
Palästina 527.

III. Afrika.

Algier 196.
Südafrika 559.

IV. Amerika.

Übersicht der Kirchenpartheien in den Vereinigten Staaten, nach dem Amerikanischen Almanach von 1833. 32.
Nordamerika 119.
Nordamerika. Lutherische Kirche in den Vereinigten Staaten 461.
Brittisch Nordamerika 120.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109568011